740.11 r.1.

Reisen in Ost-Afrika

ausgeführt

in den Jahren 1837—55

von

J. L. Krapf, Phil. Dr.

vormals Missionar in Abessinien und den Aequator-Gegenden.

Zur Beförderung

der Ostafrikanischen Erd- und Missionskunde.

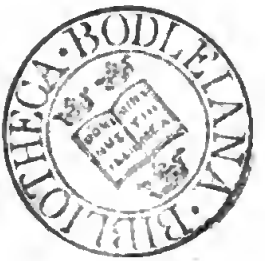
Erster Theil.

Ein namhafter Theil von dem Erlös wird nach Abzug der Druckkosten für wohlthätige Zwecke, namentlich für die Mission in Abessinien verwendet werden.

Kornthal.
Im Selbstverlage des Verfassers.
1858.

Stuttgart.
In Commission bei W. Stroh,
Christophsstraße Nro. 6.

203. L. 213, 14.



Druck der G. Haſſelbrink'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorrede.

Die Vorrede zu einem Buch fordert den Nachweis über ſeine Entſtehung, Zweck, Einrichtung oder Methode u. ſ. w. Ich werde mich mit wenigen Worten über dieſe Punkte ausſprechen.

1) Entſtehung oder Veranlaſſung. Bald nach meiner Rückkehr aus Oſtafrika im Jahr 1855 wurde ich von theuren Freunden, namentlich von Dr. Hoffmann, Hofprediger in Berlin, aufgefordert, eine zuſammenhängende Darſtellung meiner Erlebniſſe in Oſtafrika zu veröffentlichen. Ich weigerte mich lange, dieſer Aufforderung zu entſprechen, bis mich im Frühjahr 1857 die Herausgabe einer Ueberſicht der Miſſionsreiſen und Entdeckungen des Dr. Livingſton durch Südafrika lebhaft an die Erfüllung der Wünſche meiner Freunde erinnerte, indem es mir unter dieſer Arbeit klar wurde, daß die Darſtellung meiner Erlebniſſe und Entdeckungen in Oſtafrika einigermaßen ein Seitenſtück und eine Ergänzung zu Dr. Livingſtons Werk über Südafrika darbieten dürfte. Dazu kam die häufige Aufforderung, daß ich da und dort Miſſionsſtunden halten ſollte — eine Aufforderung, die ich nur dadurch auf die Länge ablehnen konnte, wenn ich mich entſchloß, wenigſtens Materialien (die man von einem oſtafrikaniſchen Miſſionar mit Recht erwarten konnte), zu Miſſionsſtunden zu liefern.

2) Zweck und Abſicht. Mein Buch ſoll vor Allem ein Denkmal der Macht und Gnade Gottes ſeyn, der mich aus ſo vielen Gefahren, Nöthen und Leiden zu Waſſer und

unter und an den Heiden erforderlich ist, und ob sie auch die mancherlei intellectuellen Kräfte und Gaben besitzen, welche (z. B. bei Auffassung neuer Sprachen) zum Beginn und zur Fortsetzung einer Mission unentbehrlich sind. Endlich ist es auch die Rücksicht auf die Erd- und Völkerkunde, welche mich zur Zusammenstellung meiner in Afrika geschriebenen Journale, aus denen dieses Buch entstanden ist, bestimmt hat. Ich hatte ja so Manches gesehen, beobachtet und gehört, was dem Geographen und Ethnographen nicht uninteressant seyn kann. Ein Missionar ist verpflichtet, der Wissenschaft zu dienen, so weit es seiner Hauptaufgabe, der directen Missionsarbeit, keinen Eintrag thut. Schon seine wissenschaftliche Erziehung muß ihm eine Hochachtung und ein Interesse für die Wissenschaft einflößen; sodann empfangt er ja auch manche Wohlthat von Vielen, welche die Wissenschaft berufsmäßig pflegen. Ist es also nicht Pflicht der Dankbarkeit, die Zinsen heimzuzahlen, die der Missionar der Wissenschaft schuldig ist, besonders wenn er in solchen Gegenden der Erde stationirt ist, welche noch kein wissenschaftlicher Reisender besucht und beschrieben hat.

Was nun 3) die Bearbeitung des Stoffes für dieses Buch, also seine Methode betrifft, so muß ich freilich bekennen, daß meine Darstellung weit hinter den Werken mancher Missionarien, und noch mehr hinter denen der neuern Reisenden, z. B. eines Dr. Barth (in Nordafrika) und eines Dr. Livingston (in Südafrika) zurücksteht. Heut zu Tage macht man bedeutende Ansprüche an Reisewerke. Große Präcision der naturkundlichen Ergebnisse, große Plastik der Darstellung aller Verhältnisse und Zustände des Natur- und Menschenlebens, kurz geographische Vollendung wird gegenwärtig

---

doch wenigstens noch auf Ochsen reiten, eine Bequemlichkeit, die uns von Mombas aus ins Innere nicht vergönnt war. Der vielen Seereisen auf den unbequemen arabischen Booten will ich gar nicht erwähnen. Ich bemerke dieß nur, um anzudeuten, daß der ostafrikanische Missionar sich auf große Entbehrungen gefaßt machen muß, auf Hunger, Durst, Blöße, Strapatzen und Gefahren aller Art u. s. w.

von Reiſenden verlangt, nachdem Männer wie Humbold, Ritter, Petermann und Andere die Bahn gebrochen und vorgezeichnet haben. Dieſen Anforderungen, ich geſtehe es offen, entſpricht mein Buch nicht, ja ich hätte nicht einmal das Talent zu ſolchen Leiſtungen, wenn ich ſie auch verſuchen wollte. Mein Buch ſoll eben unter dem beſcheidenen Gewand einer Materialienſammlung (und auch hier wäre noch Manches zu wünſchen) hervortreten, und ſein Hauptergebniß ſoll dem Reiche Gottes dienen. Als ich meine Journale an Ort und Stelle ſchrieb, hatte ich auch nicht den leiſeſten Gedanken und irgend welche Abſicht, in der Zukunft ein Buch zu ſchreiben. Ich ſchrieb meine Journale einfach für mich ſelbſt und für die engliſch-biſchöfliche Miſſions-Geſellſchaft, in deren Dienſt und Auftrag ich im Jahr 1837 nach Oſtafrika geſendet worden war. Hätte ich von Anfang an die Abſicht gehabt, ein Buch zu ſchreiben, ſo wäre wohl ſeine Geſtalt eine ganz andere geworden; ich hätte dann wohl vor Allem den chronologiſchen Gang des Buches vermieden, welcher manchmal Wiederholungen veranlaßt hat, die jedoch meiſtens auch wieder etwas Neues beibringen.

In Beziehung auf Abeſſinien und die abeſſiniſche Miſſion bin ich weniger ausführlicher geweſen, weil dieſes Land durch die Schriften eines Ludolf, Bruce, Salt, Rüppel, Gobat und Iſenberg, Harris, Combes und Thamiſier, Rochet, Baron von Katte, Lefevre und Mansfield u. ſ. w. bekannt geworden iſt. Mit den oſtafrikaniſchen Aequatorländern aber verhielt es ſich ganz anders. Dieſe hatte vor mir und meinem Mitarbeiter Miſſionar Rebmann (der gegenwärtig in Oſtafrika allein ſteht und daher der Fürbitte und liebenden Theilnahme der Miſſionsgemeine in der Heimath beſonders bedarf), noch kein europäiſcher Reiſender betreten. Höchſtens war die unmittelbare Seeküſte, früher durch die Portugieſen, in neuerer Zeit durch den engliſchen Kapitän Owen (1824), und durch den franzöſiſchen Kapitän Guillain (1848) bekannt geworden. Letzterer hat mit großem Fleiß, vieler Genauigkeit und mit Talent die wichtig-

ſten Küſtenorte unterſucht und beſchrieben, aber in's Innere iſt dieſer gelehrte Seemann nicht gedrungen.

Gerne hätte ich noch einen ausführlicheren Bericht über die oſtafrikaniſchen Handels-Verhältniſſe, ſowie auch meine Gedanken über Miſſion und Miſſionsbildung, alſo eine Art **Vade Mecum** für Miſſionarien beigefügt, wenn nicht das Buch zu dick geworden wäre, das ohnehin ſchon die angekündigte Bogenzahl überſchritten hat. Ich will dieſen Ausfall nachholen, wenn dieſes Buch eine zweite Auflage erleben ſollte, was freilich bei ſeiner formellen und materiellen Mangelhaftigkeit kaum zu erwarten iſt. Das Beſtreben, die Größe des Buchs nicht allzuſehr anzuſchwellen, war auch der Grund, warum ich oft, ſo zu ſagen, ſprungsweiſe über Gegenſtände hinweggegangen bin, über welche manche Leſer mehr Aufſchluß gewünſcht haben möchten.

Zu Beſchleunigung des Drucks wurden zwei Preſſen zu gleicher Zeit in Bewegung geſetzt, die eine in Stuttgart, die andere in Ludwigsburg; daher die verſchiedene Druckart, welche der geneigte Leſer entſchuldigen wolle.

Daß ich die Hauptmomente meines Lebensganges in dem erſten Kapitel des erſten Theils erzählt habe, geſchah nicht aus Eitelkeit, ſondern zum Preiſe Gottes und zum Beſten junger Seelen, beſonders ſolcher, welche ſich dem Miſſionsberuf widmen wollen, damit ſie ſich vor Einſeitigkeiten und Abwegen hüten mögen.

Drei Wünſche, die ſich mir beim Rückblick auf meine Laufbahn in Oſtafrika lebhaft aufdringen, kann ich hier nicht unerwähnt laſſen. Der erſte Wunſch wäre der, daß mir Gott Geſundheit, Kraft, Muth und die Mittel ſchenken möchte, eine Miſſionsſtation an den Quellen des Nils in der Nähe des Schneebergs Kegnia, und eine zweite an den Waſſern des großen Sees Niaſſa oder Ukerewe zu gründen, was ſo oft meine Abſicht geweſen war. Je länger ich in Europa verweile, je mehr ſehnt ſich mein Herz wieder nach Afrika, — eine Sehnſucht, die, wie ich bei mehreren alten und invaliden

Miſſionarien bemerkt habe, alle diejenigen mehr oder weniger ergreift, welche eine Zeitlang in Europa von ihren Strapatzen ausgeruht haben. Sie fühlen und bezeugen es Alle nach einiger Zeit, daß ihnen die Ruhe und Gemächlichkeit in Europa mehr eine Laſt als eine Luſt iſt, und daß ſie wieder dem Beruf angehören möchten, dem ſie ſich in einem fernen Welttheil Jahre lang unterzogen haben. Sollte mir aber dieſer ſehnliche Wunſch durch Gottes Fügung, durch fortwährende körperliche Schwachheit und andere hindernde Umſtände verſagt werden, ſo vermache ich obigen Wunſch hiemit gleichſam teſtamentariſch demjenigen Miſſionar in Oſtafrika, dem Gott in künftiger Zeit ein inniges Gefühl von Mitleid mit dem tief geſunkenen Geſchlechte Hams in Inner-Afrika, ins Herz geben wird. Er möge nicht ruhen, bis das Panier Jeſu Chriſti des Gekreuzigten in jenen Ländern des Sklavenhandels und der Grauſamkeit aufgepflanzt iſt, wo kein Friede werden kann, als bis die Liebe ſiegt. Ueberhaupt mögen die Miſſionarien an der Küſte nicht glauben, ihre Aufgabe erfüllt zu haben, ſo lange nicht derjenige Theil von Inner-Afrika erreicht iſt, von wo ſie ſich nach Oſt und Weſt, nach Nord und Süd ausbreiten können. Dort wo in phyſiſcher Beziehung die Quellen der großen Ströme, die hohen Berge, die mächtigen Staaten und Fürſten und die großen Handels-Reviere angetroffen werden, dort liegt auch das Herzleben des afrikaniſchen Heidenthums, das durch das Evangelium angegriffen und überwunden werden muß.

Mein zweiter ſehnlicher Wunſch beſteht darin, daß ich jeden Miſſionar, der nach Oſtafrika kommt, dringend bitte, die kurze Zeit, die ſeiner Wirkſamkeit daſelbſt vergönnt ſeyn mag, treu zu benützen und alle Kraft des Leibes und des Geiſtes auf die Hauptſache, die Verkündigung des ganzen Rathſchluſſes Gottes zur Seligkeit der Menſchen, zu concentriren, ohne ſich durch Nebenſachen oder untergeordnete Dinge (z. B. durch Häuſer bauen, Koloniſations-Gedanken, oder auch blos durch literariſche Thätigkeit) verflechten zu laſſen,

wodurch die edle Zeit, in der Seelen für Christum gewonnen werden sollten und könnten, zum Schaden seines eigenen innern Menschen und zum Nachtheil der Heidenwelt unbenützt vorbeistreichen würde. Es wolle doch jeder Bote Christi es als ein Missionsariom festhalten, daß da, wo er mit dem Evangelium dem Reich der Finsterniß entgegentritt, alsbald ein Kampf zwischen zwei Gewalten entsteht, und früher oder später eine Krisis kommt, bei deren Eintritt er das, was er versäumt hat, nicht mehr ersetzen kann. Gewöhnlich hat eine Missionsstation einen guten Anfang, so daß der Missionar sich glänzende Hoffnungen auf große Erfolge macht, und er daher leicht sich gehen läßt in dem Gedanken, er habe noch lange Zeit, er könne dieß und jenes, das in seiner Art wohl auch gut ist, unternehmen, es könnte ja sonst scheinen als wollte er das Himmelreich mit Sturm erobern. Aber ehe er sichs versieht, kommt ein Gewitter von außen oder von innen, irgend ein Hinderniß, das seine Wirksamkeit aufhält, schwächt oder ganz unterbricht. Darum soll er sich nie auf die Zukunft vertrösten, sondern frisch angreifen, was ihm zu thun in die Hand gelegt ist, denn im Reiche Gottes hat alles Stunde, Monat und Jahr wie in der äußern Welt, wo nichts stille steht, sondern vorwärts oder rückwärts geht. Wo ein Missionar erscheint und das Reich Gottes aufbauen will, da entwirft Satan mit seinen Fürsten nach den strategischen Regeln der Hölle sogleich einen Operationsplan (listige Methoden Ephes. 6, 11.), nach dem er sofort handelt, um die Absichten Gottes zu vernichten. Darum muß der Missionar das Werk Gottes eilends ausrichten, weil sich später nicht mehr thun läßt, was zur rechten Zeit hätte geschehen sollen. Wie oft bedaure ich es jetzt, daß ich nicht von Schoa aus nach Gurague und Kambat, und später von Rabbai aus nicht nach Kadiaro und andern Orten gegangen bin, so lange es mir nach Innen und Außen noch möglich war. Die Missions-Geschichte zeigt mit Nachdruck, daß bei einem zweiten Versuch nicht gelingt, was bei dem ersten gelang oder hätte gelingen können. Ein William wurde

in der Südsee nach seiner Rückkehr aus Europa umgebracht, ein Weitprecht und Gützlaff starben bald, ein Gobat mußte bei seinem zweiten Versuch in Abessinien nach kurzer Zeit in krankem Zustand das Land seiner schönen Hoffnungen verlassen; ich selbst mit Isenberg konnte 1842 das zweite Mal nicht nach Schoa und zu den Galla gelangen, und nach meiner Rückkehr aus Europa 1851 ging Alles rückwärts in Rabbai, und wie es dem Dr. Livingston, der mit Ehrenbezeugungen in Europa überschwemmt worden, und mit großen Gedanken nach Südafrika zurückgekehrt ist, das zweite Mal ergehen mag, wird bald die Zeit lehren*). Darum sage ich jedem angehenden Missionar, besonders dem, der nach Ostafrika zieht: „Wirke, dieweil es Tag ist, denn es kommt bald die Nacht, wo du nicht mehr, wie vorhin, wirken kannst.“ Zerstreue dich nicht durch Nebendinge, sei ganz und entschieden für deinen Herrn in deinem Herzen nach Innen, und in deinem Werk nach Außen. Dann kannst du getrost die Krisis dem Herrn überlassen, wenn auch dein Werk eine Zeitlang untergeht, oder aufgehalten wird. Das Evangelium muß jetzt eilends in aller Welt gepredigt werden, ehe das Ende kommt. Die Mission ist der Vorläufer Johannes in unsern Tagen, sie ist die Stimme eines Predigers in der Wüste der Heidenwelt, dem Herrn den Weg zu bereiten und seine Steige richtig zu machen. Bald wird der Herr des Tempels selbst kommen und mit Lichts- und Gerichtsthaten zu den Völkern reden, ein Schlachten in Bozra halten (Jesajas 3, 4, 6) und

*) Ob die übermäßigen Ehrenbezeugungen, die jedem hervorragenden Missionar der Neuzeit alsbald zu Theil werden, nicht auch zu dem angedeuteten Operations-Plan des Feindes gehören, will ich nicht weiter untersuchen. Im Licht der Ewigkeit werden wir aber einsehen, wie viel das Lob der Menschen im Reiche Gottes geschadet hat, denn ein Missionar mag noch so demüthig seyn, so bleibt ihm doch etwas von jenem Weltstaub hangen, der beim zweiten Gang in die Heidenwelt durch große Demüthigungen wieder ausgeklopft werden muß.

ſein durch die Weltreiche lange Zeit aufgehaltenes Reich des Friedens als die fünfte und letzte Monarchie aufrichten (Daniel 7, 27.).

Mein dritter Wunſch wäre, den Miſſionsfreunden recht angelegentlich die Miſſion in Abeſſinien zu empfehlen, welche der theure Biſchof Gobat in Jeruſalem mit ſehr ſpärlichen Mitteln unterhält. Die Wichtigkeit dieſer Miſſion für Innerafrika, namentlich zur Chriſtianiſirung der ſechs Millionen Galla, wird von ſelbſt jedem Miſſionsfreund einleuchten.

Schließlich bemerke ich noch, daß, da beide Theile dieſes Werkes eigentlich zuſammengehören, der geneigte Leſer ſie nicht getrennt ſich anſchaffen ſollte, daher auch dem zweiten Theil keine beſondere Vorrede vorangeſtellt worden iſt, und ferner, daß ich das Werk im Selbſtverlage habe, und mir das Ueberſetzungs-Recht in fremde Sprachen vorbehalte.

Kornthal, Oberamt Leonberg,
Königr. Würtemberg.
2. Auguſt 1858. L. Krapf.

Inhalt des ersten Theils.

Erstes Kapitel. Seite

Des Verfassers Leben in seinen Hauptzügen von der Geburt bis zum Eintritt in den Missionsdienst 3

Zweites Kapitel.

Reise von Basel nach Marseille, Malta, Alexandrien, Cairo, Tschidda, Massewa und Adea in Abessinien 25

Drittes Kapitel.

Vertreibung der Missionarien aus Tigre, und mein Plan, von Mocha und Seila aus nach Schea vorzudringen 36

Viertes Kapitel.

Mein Aufenthalt in Schea 47

Fünftes Kapitel.

Kurze Beschreibung von Schea und den noch unbekannten Südländern Gurague, Kambat, Welame, Kudscha, Susa, den Doko Pigmäen, Kassa, Sendschero, Enarea und Ormanla oder den Galla-Ländern 62

Sechstes Kapitel.

Meine Beraubung und andere schwere Erlebnisse auf meiner Reise von Ankober nach Massewa 107

Siebentes Kapitel.

Fall der Mission in Schea und Abessinien überhaupt 158

Achtes Kapitel.

Reise von Sansibar nach Membas, Aufenthalt auf dieser Insel, und Ausflüge von da ins Wanikaland 195

Neuntes Kapitel.

Auszüge aus meinen Tagebüchern über meine Missionsthätigkeit in Rabbai Mwia im Wanikaland, 4 Grad südlich vom Aequator 305

Zehntes Kapitel.

Seite

Reise nach Europa — Schluß meines Aufenthalts in Afrika . . 447

Elftes Kapitel.

Beilagen zum ersten Theil.

1) Aus dem Tagebuch der nach Schoa bestimmten Missionarien Mühleisen und Müller 465
2) Schreiben meiner sel. Gattin (vom 6. Juni 1843 aus Kaichkur) an ihre Mutter 468
3) Verzeichniß von Manuscripten in der äthiopischen und amharischen Sprache, welche in Abessinien noch vorhanden und zum größten Theil von mir nach Europa gesendet worden sind . . 477
4) Die von mir in ostafrikanischen Sprachen verfaßte, theils gedruckte, theils ungedruckte Schriften 484
5) Rebmanns Seereise von London bis zu seiner Ankunft in Sansibar (1846). Die Anfänge der Mission in Rabbai Mpia, und Ausflüge nach den Wanika-Dörfern Kambe und Kauma . 485
6) Erhards Reise von Bombay nach Sansibar (1849) . . . 501
7) Neueste Nachrichten aus Abessinien und Rabbai Mpia . . . 505

Des Verfassers

Erlebnisse, Missionsthätigkeit und Reisen

in

Nord- und Süd-Ost-Afrika

(Abessinien und die Aequator-Gegenden.)

Erster Theil.

Erſtes Kapitel.

Des Verfaſſers Leben in ſeinen Hauptzügen von der Geburt bis zum Eintritt in den Miſſionsdienſt.

Es iſt eine Thatſache, welche von erfahrenen Pädagogen nicht erſt angezweifelt wird, daß die Eindrücke, Anſchauungen und Lektüren der Jugend oft einen entſcheidenden Einfluß auf die Entwicklung des Menſchen ausüben, indem er dieſer Träume eines freilich noch unentwickelten und ungeläuterten Joſeph nicht wieder los wird, ſondern ſie beſtändig in ſich bewegt, und ſich von ihnen die Richtung ſeines Lebens geben läßt.

Eben ſo iſt es in dem Mikrokosmus und Makrokosmus der Menſchheit, oder in der Geſchichte einzelner Menſchen und ganzer Völker eine hinlänglich erwieſene Thatſache, daß oft die unbedeutendſten Umſtände und Ereigniſſe die wichtigſten Folgen nach ſich ziehen und das Leben des Einzelnen oder des Ganzen ſo oder anders geſtalten, wie es eben die erziehende Weisheit Gottes für gut findet, dem zur Ausführung ſeiner Abſichten am Einzelnen und Ganzen Nichts zu groß, und Nichts zu klein und gering iſt.

Als Belege für dieſe Wahrheit muß ich einige biographiſche Notizen aus meiner Jugendzeit vorausſchicken, ehe ich die Erzählungen meiner Reiſen in Oſtafrika folgen laſſe. Dieſe Notizen werden dem denkenden Leſer das Verſtändniß meiner Reiſen in vielen Beziehungen erleichtern, und es ihm klar machen, warum ich in den größten Gefahren, wo nur ein Schritt zwiſchen mir und dem Tod war, mit einem engliſchen Geiſtlichen ſagen konnte: „Ein Miſſionar iſt unſterblich, ſo lange er ſeine Aufgabe nicht erfüllt hat," und warum ich mir oft in kritiſchen Augenblicken das Wort zu Gemüth führte: „Fürchte dich nicht, du führſt den Cäſar," nicht zu vergänglichen Eroberungen durch Krieg und

Blutvergießen, ſondern zum Sieg der Wahrheit, die in Jeſu Chriſto iſt, über die Mächte der Finſterniß, die ſeit Jahrtauſenden im ungeſtörten Beſitz ihrer Herrſchaft geweſen waren in Gegenden, die nie zuvor der Fuß eines Europäers, noch viel weniger der eines chriſtlichen Miſſionars betreten hatte. Daß ich in dem erſten Kapitel des erſten Theils von mir ſelbſt in der dritten Perſon rede, wird der geneigte Leſer gerne entſchuldigen.

Am 11. Januar 1810 wurde den Eltern einer wohlhabenden ländlichen Familie in dem Dorfe Derendingen bei Tübingen ein Sohn geboren, dem in der heiligen Taufe nicht mit Unrecht der Name „Ludwig" (der Kämpfer) gegeben wurde, wenn ſchon die theuren Eltern damals dieſen Namen noch nicht verſtanden haben mögen, deſſen Bedeutung ein frommer Dichter in folgenden Worten ausdrückt:

„Wer in den Kampf für Jeſum geht,
Der kann nicht unterliegen;
Wer unter Jeſu Fahnen ſteht,
Muß im Erliegen ſiegen." (2 Kor. 6, 9.)

Während die theure Mutter das Kind noch unter ihrem Herzen trug, war die Familie mit dem Bau eines neuen Hauſes und einer neuen Scheuer ſo angeſtrengt beſchäftigt, daß manche Nachbarn und Freunde für Kind und Mutter große Beſorgniſſe hegten, die jedoch unter dem gnädigen Schutz Gottes ſich nicht verwirklichten. Gott waltete auch in den Kinder- und Knabenjahren kräftig über dem kleinen Ludwig, als dieſer mehrmals in den Mühlbach, der an Derendingen vorbeifließt, gerieth, oder von Bäumen, auf denen er mit jugendlicher Leidenſchaft Vogelneſter ſuchte, herabfiel, oder ſich mit zu voll geladenen Schlüſſelbüchſen und Piſtolen, an denen er frühzeitig eine kindiſche Freude hatte, öfters ſtark verletzte. Mit dem Wachsthum der Jahre erwachte und vermehrte ſich in dem Knaben das angeborne Böſe der menſchlichen Natur, welches ſich in allen möglichen Arten des jugendlichen Leichtſinnes und Uebermuthes kund gab und dem aufmerkſamen Menſchenkenner deutlich zeigte, daß in dieſem Knaben das Böſe eine Rieſengeſtalt erlangen müſſe, wenn nicht das Gute durch die Gnade Gottes das Uebergewicht in ihm bekommen würde.

Daß aber dieſe Gnade in dem Knaben wirkſam war und ihn auf den Weg zum Leben zu führen ſuchte, war erſichtlich aus der großen Furcht, welche ihn beſonders bei ſtarken Gewittern, bei Todesfällen, Leichenbegängniſſen, und bei der Betrachtung und dem Leſen der Höllenqualen ergriff, bei welchen Anläſſen er zwar feierlich gelobte, hinfort ein gottgefälliges Leben führen zu wollen, aber eben nie ſeine Vorſätze ausführte, wie dieß bei allen Menſchen ſtets der Fall ſeyn wird, welche gute Früchte von einem wilden Baum ſuchen, deſſen innere Natur nicht zuvor verändert worden iſt.

Wahrſcheinlich hätte der ſtarke Trieb des Böſen den Trieb des Guten überwuchert und bezwungen, hätte nicht der göttliche Erzieher ein ernſtes Ereigniß über den Knaben in ſeinem elften Lebensjahr kommen laſſen. Der elfjährige Ludwig wurde nämlich von einem Schneider in Derendingen ohne gerechte Urſache ſo unbarmherzig geſchlagen, daß der damalige Tübinger Oberamtsarzt Uhland bei der Unterſuchung ſagte: „So ſchlägt man keinen Heiden.“ Dieſe Mißhandlung hatte eine ſechsmonatliche Krankheit zur Folge, während welcher der Knabe oft ernſtlich an die Ewigkeit dachte, und daher fleißig in der Bibel und in Arnds wahrem Chriſtenthum, auch in Braſtberger's Predigtbuch las, oder ſich vorleſen ließ, ohne daß er jedoch ſchon damals den wahren Weg zum Heil wirklich gefunden hätte, weil er Niemand hatte, noch kannte, der ihn aus eigener Erfahrung zu Chriſto hätte weiſen können. Zwar fehlte es ihm nicht an einer orthodoxen Umgebung, wohl aber an Leuten, die recht gläubig und auf erfahrungsmäßige Weiſe bekehrt waren. Am meiſten fühlte ſich der Knabe von den Geſchichten des Alten Teſtaments angezogen, und wenn er in der Geſchichte Abraham las, daß dieſer Patriarch mit Gott geredet habe, ſo ergriff ihn eine tiefe Sehnſucht, auch mit Gott reden zu dürfen, wie die Propheten und Apoſtel. Freilich hatte die ſechsmonatliche Krankheit dieſe Wirkung nicht hervorbringen können; aber ſie hatte doch das bewirkt, daß der Knabe über ſeinen Zuſtand nachdachte, und ſich wenigſtens eine hiſtoriſche Kenntniß der Schrift und guter Bücher zu verſchaffen ſuchte, — eine Kenntniß, von der er nach ſeiner Geneſung im Jahre 1822 während der Ernte

vielfach Gebrauch machte, indem er beim Schneiden den Schnittern bibliſche Geſchichten ſo eifrig und lebhaft zu erzählen wußte, daß Manche zu den Eltern ſagten: „Ihr werdet ſehen, der Ludwig wird noch ein Pfarrer werden!“ Dieſe Andeutung ſollte bald in Erfüllung gehen. Da die in der Krankheit gefaßten Vorſätze wieder vergeſſen wurden, und das hiſtoriſche Wiſſen der Bibel den Trieb zum Böſen, der immer gewaltiger im Herzen und Leben des Knaben hervortrat, nicht hemmen konnte, ſo führte der göttliche Erzieher, der ſeine Zöglinge nie aus dem Auge läßt, bald einen wichtigen Wendepunkt im Leben des Knaben herbei, und ſuchte wenigſtens von außen hineinwärts auf ihn zu wirken, da er von innen heraus noch nicht auf ihn wirken konnte. Die äußere Lebensſtellung, wenn auch noch nicht die Herzensſtellung, mußte eine andere werden. Dieſe äußere Veränderung wurde durch einen ſehr unbedeutenden und zufälligen Umſtand herbeigeführt, wie denn überhaupt die ſcheinbar unbedeutendſten Ereigniſſe die wichtigſten Folgen in dem Leben unſers Ludwig gehabt haben. Es geſchah vor dem neuen Jahr 1823, daß die Schweſter des Knaben in Tübingen einen neuen Kalender kaufen wollte. Aus Verſehen kam ſie in ein Haus, wo zwar kein Kalendermann, aber eine alte ehrwürdige Pfarrerswittwe mit ihrem Sohne wohnte, welcher die lateiniſche Schule beſuchte. Die alte Frau, geſprächig und herablaſſend, wie ſie war, ließ ſich in eine Unterredung mit der Schweſter ein, und fragte ſie unter Anderem auch, ob ſie noch Geſchwiſter hätte. Da die Schweſter ihr bemerkte, daß ſie außer zwei älteren Brüdern noch einen jungen Bruder von 13 Jahren habe, ſo fragte die Frau Pfarrerin, ob dieſer Knabe auch gut rechnen könne, was die Schweſter mit Grund bejahte. Schnell erwiederte die alte Frau: „Dieſen jungen Menſchen möchte ich ſehen, vielleicht kann er meinem Fritz Unterricht im Rechnen geben, und vielleicht kann er noch ſtudiren und Pfarrer werden.“ Die Schweſter verſprach, ihren jungen Bruder in Bälde der ehrwürdigen Frau zu zeigen, bemerkte aber zugleich, daß es mit dem Studiren nicht wohl angehen werde, da ihr Vater eben ein Landmann ſei. Die Frau Pfarrerin aber ließ ſich durch dieſes Bedenken nicht irre machen, ſondern erwiderte kurz und kräftig:

„Landmann hin, Landmann her, Adam, der erſte Menſch, iſt auch ein Ackermann geweſen.“ Die Schweſter, die über der Unterredung die Kalender-Sache vergeſſen hatte, kommt nach Haus, erzählt das Geſpräch mit der alten Pfarrerin der ganzen Familie, und bevorwortet den Vorſchlag, daß der Ludwig ſtudiren müſſe, ſo kräftig, daß der Vater ernſtlich ins Bedenken kommt, die beiden älteren Brüder zuſtimmen, die Mutter noch ſchwankt, der Knabe aber wie außer ſich vor Freude wird, und dringend bittet, daß man ihn doch ſtudiren laſſen möge, er wolle ja Tag und Nacht ſich alle Mühe geben, um durch Fleiß und Eifer etwas Rechtes in der Welt zu werden. Nach einigen Tagen nahm die Schweſter ihn mit ſich zu der alten Dame in Tübingen, welche verſchiedene Fragen an ihn richtete, deren Beantwortung ſie ſo erfreute, daß ſie die Schweſter noch mehr als vorher ermunterte, bei ihren Eltern es durchzuſetzen, daß der Knabe wenigſtens vor der Hand in die lateiniſche Schule gebracht werde. Mit Entzücken ging Ludwig nach Hauſe, und brachte in Verbindung mit ſeiner Schweſter die Eltern bald dahin, daß der Vater (der bei ſeinem Rechtsſinn ſchon im Geiſte einen tüchtigen Juriſten, der ſeine Prozeſſe führen könne, in ſeinem Sohne ſich denken mochte) nach Tübingen ſich begab und ſeinen Ludwig dem damaligen Rector der anatoliſchen Schule vorſtellte. Herr Rector Kaufmann gewann ſogleich eine Zuneigung zu dem Knaben, probirte ihn im Lateiniſch-leſen, das Ludwig in einer alten Ausgabe von Arnd's wahrem Chriſtenthum während ſeiner Krankheit ohne alle äußere Anweiſung gelernt hatte, und erklärte nach dem Examen, aus dem Knaben könne etwas Rechtes werden, man ſolle ihn nur ſtudiren laſſen, er wolle ihn in die unterſte Klaſſe aufnehmen; der Vater ſolle nur gleich, ehe er nach Hauſe gehe, eine lateiniſche Grammatik und die übrigen Schulbücher kaufen, und der Knabe morgen um 8 Uhr in der Schule erſcheinen. Der Vater folgte dieſem Rath, kaufte die Bücher, und Ludwig durchlas noch an jenem Abend die Vorrede und den Anfang der Roth'ſchen Grammatik, lernte die erſte Deklination (mensa) auswendig, und ſtand ſchon um 3 Uhr des nächſten Tages auf, um noch die zweite Deklination ſich einzuprägen. Vor 8 Uhr war er ſchon in der lateini-

ſchen Schule, und ſetzte ſich, wie ihm Herr Präzeptor Maier andeutete, auf die unterſte Bank neben ſieben bis neunjährige Knaben, über die der dreizehnjährige Ludwig, was Körpergröße betraf, natürlich ſo weit hervorragte, daß er ſich innerlich faſt ſchämen wollte. Indeſſen machte ihn dieſe Scham nicht irre, ſondern trieb ihn nur um ſo mehr an, durch Fleiß und Eifer im Lernen ſeine Klaßgenoſſen einzuholen und zu überragen. Den alten Kameraden der Dorfſchule in Derendingen, deren Anführer er bei ihren Knabenſtreichen und Spielen meiſtens geweſen war, wurde der Abſchied für immer gegeben, und Ludwig hatte hinfort nur für die Römerwelt einen offenen Sinn und Willen. Am frühen Morgen ſah man ihn nach Tübingen wandern mit dem Bücherſack, in welchem er überdieß eine Flaſche Moſt und ein tüchtiges Stück Brod verborgen hatte, womit er zwiſchen 12 und 1 Uhr ſein einfaches Mittagsmahl hielt unter den Weiden am ſchönen Schwabenſtrom, dem Neckar, an deſſen Ufer er ſich ſetzte, ſein Traktament ſchnell verzehrte und dann flugs ſich hinter ſeine lateiniſche Grammatik, oder das kleine Scheller'ſche Wörterbuch machte, das er in kurzer Zeit ganz auswendig lernte, um möglichſt ſchnell viele Vokabeln ſich einzuprägen, ein Verfahren, das er ſpäter in fernen Landen, wo er ganz neue Sprachen zu erlernen hatte, ſtets beobachtete, und vortrefflich fand. Freilich konnte Ludwig dieſe frugale Lebensweiſe nicht lange fortſetzen, ohne ſeiner Geſundheit zu ſchaden. Er ſah ſich deßhalb veranlaßt, jeden Mittag nach Derendingen zu wandern, um ein warmes Mittagsmahl in Empfang zu nehmen. Aber gerade dieſe dreimalige Wanderung (Morgens, Mittags und Abends) nach ſeinem Geburtsort legte den Grund zu der feſten Geſundheit, welche Ludwig während ſeiner Miſſions-Laufbahn ſo viele Jahre genoß. Da ſich der Knabe mit aller Energie ſeines Willens und Verſtandes auf das Lateiniſche legte, ſo brachte er es nach 6 Monaten dahin, daß er alle ſeine Mitſchüler in der erſten Klaſſe überragte und fortwährend den erſten Platz behauptete. Noch im Jahr 1823 kam er in die dritte Klaſſe, da Herr Rector Kaufmann, welcher den Knaben examinirte, es nicht für nöthig hielt, ihm den Beſuch der zweiten Klaſſe, welche unter der Leitung des Herrn Präzeptor Gailer ſtand, zuzumuthen.

Ludwig wurde nun zwar allmählig zu einem tüchtigen Lateiner, und ſpäter in der vierten Klaſſe auch zu einem Griechen; er behauptete auch in der vierten Klaſſe zuletzt fortwährend den erſten Platz; er betrug ſich rechtſchaffen und äußerlich unanſtößig zur Freude ſeiner Lehrer. Aber während es von außen in jeder Beziehung gut mit ihm ſtand, während ſeine Eltern, Lehrer und Freunde eine Freude an ihm hatten und große Hoffnungen für ihn in Beziehung auf ſeine Zukunft hegten, wie jämmerlich und öde, wie frieden- und freudenlos war ſein Herz! Der vergängliche Reichthum des Wiſſens im Verſtand konnte die Eigenliebe, die Selbſtgefälligkeit, den Ehrgeiz, die Selbſtgerechtigkeit des Herzens nicht überwinden und beſeitigen, konnte keinen Frieden und Umgang mit Gott, kein Leben in Gott, kurz keine neue Kreatur in dem Knaben ſchaffen, der im tiefſten Grunde doch nach etwas Unvergänglichem, nach Gott ſich ſehnte. Der lebendige Gott war dem Ludwig noch unbekannt und konnte von ihm nicht gefunden werden trotz der Vorſätze, die er beſonders auf ſeinen täglichen Wanderungen nach Derendingen ſich machte, allezeit vor Gott zu wandeln und ihn vor Augen zu haben. Er hatte oft kräftige Züge und tiefe Rührungen von der Nähe Gottes bei ſeinen täglichen Gängen in der freien, ländlichen Natur, aber das wiſſenſchaftliche Treiben unterdrückte bald wieder alle tieferen Bewegungen des Herzens, und das klaſſiſche Heidenthum, und der Trieb, einſt in der Welt etwas Glänzendes zu werden, zog ihn ab von jeder ernſteren Betrachtung der Bedürfniſſe ſeines Herzens und von dem Studium des Wortes Gottes. Auch war in der anatoliſchen Schule damals nicht, oder äußerſt wenig die Rede von Religion, und Ludwig lernte nicht einen einzigen Schulgenoſſen kennen, der im Verborgenen Gott ſuchte, und zu ihm betete. Wenn je einmal Religions-Unterricht gegeben wurde, ſo geſchah es im Sinn und Geiſt des Rationalismus, der nach und nach den auf ſein Wiſſen ſtolzen Knaben anzuziehen drohte, und der bereits ſo tief in ihn eingedrungen war, daß er einmal gegen ſeinen Vater äußerte: „Man müſſe nichts in der Bibel glauben, was nicht die Vernunft des Menſchen als wahr erkennen könne.“ Ein Glück war es für den Knaben,

daß er frühzeitig von argen Gedanken aufs Heftigſte angefallen und geplagt wurde, indem dieſe Plage ihm die Verderbtheit der menſchlichen Natur und ſeines eigenen Herzens recht offenbarte, und ihn nöthigte, Gott um Befreiung von dieſer Plage oft ſehr dringend zu bitten. Je mehr er ſich dieſen Gedanken zu entziehen ſuchte, je mehr kamen ſie wie Rieſen über ihn, und ließen ihn mit dem Apoſtel ausrufen: „Ich elender Menſch, wer wird mich erlöſen von dieſer Maſſe des Todes und des Verderbens.“ Gerade dieſe Plage und die darunter erfahrne Noth des Herzens war es, was unſern Ludwig vor den Gefahren des klaſſiſchen Heidenthums bewahrte, und was ihn auch zurückhielt, daß er ſich nicht mit ganzer Seele, wie er wollte und wünſchte, in ſeine Studien vertiefen und verlieren konnte.

Neben dem klaſſiſchen Studium zog ihn beſonders das Studium der Geſchichte und der Geographie an. Während er noch in der erſten Klaſſe war, kaufte ihm der Vater einen geographiſchen Atlas. Beim erſten Durchblättern der Spezialkarten fiel Ludwigs Auge auf die Karte von Oſtafrika, beſonders auf Abeſſinien und das Adal- und Somali-Land. Er verwunderte ſich darüber, das faſt gar kein Land- und Stadtname in dem Adal- und Somali-Land angegeben war. Wie? fragte er ſich, ſollte das eine völlige Wüſte ſeyn, die noch kein Europäer durchreist hat? Ebenſo verwunderte er ſich über die Menge der Hyänen in Abeſſinien, welches Land ihm durch die Reiſen von Bruce bekannt wurde. Eines Tages kam nämlich Ludwig in eine Antiquariats-Buchhandlung in Tübingen, wo ſein Auge zuerſt auf das Reiſewerk von Bruce fiel, das er lehnungsweiſe ſogleich mit ſich nahm, und das nebſt Kampe's Entdeckung von Amerika zu den erſten Reiſebeſchreibungen gehörte, die Ludwig zu Geſicht bekam, und die er mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit in kurzer Zeit durchlas. Wie hätte er ſich damals denken können, daß ihm in der Zukunft das Loos zufallen werde, Manches in dieſen Ländern Unbekannte einſt der europäiſchen Heimath aufſchließen zu dürfen?

Das Leſen von Reiſewerken, ſowie das geographiſche Studium überhaupt erweckte in Ludwig einen mächtigen Trieb,

die weite Welt zu ſehen. Als daher nach ſeinem 14ten Lebensjahr bei ſeinen Eltern und bei ihm ſelbſt die ernſte Frage entſchieden werden ſollte, welchen Lebensberuf er denn erwählen wollte, rückte der Knabe mit der beſtimmten Antwort hervor: „Ich will ein Schiffskapitain werden und ferne Länder ſehen.“

Der Vater, der lieber einen Juriſten, oder einen Pfarrer gehabt hätte, hörte dieſe Antwort nicht gerne; doch, da er dem Wunſch des eifrigen Knaben nicht geradezu entgegentreten wollte, ſo ließ er ſich bewegen, in Tübingen nachzufragen, wie Ludwig es anzugreifen habe, um ſeinen Zweck zu erreichen. Wie betrübt wurde aber dieſer, als der Vater die ſchmerzliche Nachricht nach Hauſe brachte, daß ſeinem heißen Wunſch nicht entſprochen werden könne, weil mehrere tauſend Gulden nöthig wären, um ihn in Amſterdam, oder in irgend einer bedeutenden Seeſtadt, zum Seeweſen auszubilden. Ludwig konnte ſich der Thränen nicht enthalten, weil ſein Lieblingsplan auf einmal durchſtrichen war, indem er wohl einſah, daß die Koſten zu ſeiner Ausbildung in der Ferne über die Kräfte der Familie gehen würden. Aber was will ich denn nun werden? fragte er ſich hundert Mal auf ſeinen Hin- und Hergängen zwiſchen Derendingen und Tübingen. Zur Jurisprudenz und Medizin hatte er keine ſonderliche Luſt, eher noch zur Theologie, wiewohl auch dieſe ihm nicht recht zuſagte, weil er die hebräiſche Sprache fürchtete, die ihm ſehr widerlich und unlernbar vorkam, wie er bei ſeinen Kameraden, die in der vierten Klaſſe das Hebräiſche trieben, glaubte bemerkt zu haben. Während Ludwig in Beziehung auf ſeinen künftigen Beruf unentſchieden war, dabei aber mit allem Eifer fortfuhr, Lateiniſch, Griechiſch und die Realien zu treiben, daneben noch Franzöſiſch und Italieniſch anzufangen, griff abermals ein unbedeutender Umſtand entſcheidend in ſeinen Gang ein. Ludwig fand in ſeinem 15ten Lebensjahr, als eines Tages Herr Rektor Kaufmann in der Schule eine kleine Schrift vorlas, welche von der Verbreitung des Chriſtenthums unter den Heiden handelte. Es wurde in dem Schriftchen mitgetheilt, was Miſſion ſei, wie ſie betrieben werde, und was ſie ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts in den verſchiedenen Ländern der Erde gewirkt habe.

Nachdem der Lehrer mit der Vorleſung des Büchleins fertig war, befahl er den Schülern, über das Vorgeleſene einen Aufſatz zu machen, der drei Tage nachher einzureichen ſei. Mit Verwunderung hörte Ludwig der Vorleſung zu, denn er hatte nie zuvor etwas von der Miſſion unter den Heiden gehört. Und in der That war dieß das erſte und letzte Mal, daß Ludwig, ſo lange er in der anatoliſchen Schule war, etwas von dieſem großen Gegenſtand vernehmen durfte. Er hatte aber auch genug gehört, um ſich die ernſte Frage vorzulegen: „Willſt du nicht auch Miſſionar werden und zu den Heiden gehen?“ Mit Eifer machte er ſich an die Ausfertigung des Aufſatzes. Da mehrere Notizen ſeinem Gedächtniß entſchwunden waren, ſo begab er ſich Tags darauf, wo gerade Vakanztag war, heimlich in das Schulzimmer und holte aus dem Pulte des Lehrers das Schriftchen heraus, um es noch einmal durchzuleſen und dem Gedächtniß tiefer einzuprägen. Ludwig konnte dieſe unerlaubte Handlung nur mit Furcht und Zittern begehen, da ihm ſein Gewiſſen ſagte, daß dieß gegen die Schulordnung anſtoße und eine Strafe nach ſich ziehe, wenn ihn der Lehrer über dem Leſen ertappen würde. Und in der That hätte ſeine Miſſionsluſt recht abgekühlt werden müſſen, wenn er ſich vorgeſtellt hätte, daß die Begehung einer ſolchen Handlung ihn ipso facto zum Miſſionsdienſt unfähig machen müſſe. Doch ſo weit war ſein Miſſions-Wiſſen und Gewiſſen noch nicht geläutert; wie denn überhaupt die erſten Miſſionsgedanken und Triebe bei vielen Jünglingen und Jungfrauen noch ſehr unklar, unlauter und ſelbſtiſch ſind, und erſt durch die Zucht des Wortes und Geiſtes Gottes, ſo wie durch die Unterweiſung treuer und erfahrner Chriſten gereinigt und geheiligt werden müſſen. So viel wurde nun durch den Aufſatz gewonnen, daß Ludwig mit der Miſſionsſache im Allgemeinen bekannt gemacht, und ihm ſein künftiger Lebensberuf näher ans Herz gelegt wurde. Es war ihm ein Licht aufgegangen, deſſen er nicht wieder los werden konnte. Der Hamen des Menſchenfiſcherberufs war ihm tief in die Seele geſenkt, und es kam nur darauf an, wie und wann der Fiſch ſelbſt aus dem trüben Waſſer der Welt gezogen würde. Aber auch dafür hatte, wie wir bald

ſehen werden, der himmliſche Erzieher geſorgt. Kaum hatte Ludwig dem Miſſionsgedanken Raum in ſeinem Herzen geſtattet, ſo entſtand in ihm die Frage: „aber wie willſt du den Heiden das Evangelium verkündigen, der du ſelbſt das Evangelium nicht recht kennſt und deſſen Kraft du noch nicht an deinem eigenen Herzen erfahren haſt?“ Dieſe Frage beſchäftigte ihn fortwährend ſehr ernſtlich und trieb ihn an, die Bibel mit mehr Eifer als bisher zu leſen, und auch um deren lebendige Erkenntniß Gott zu bitten, ſo gut es eben damals, als er noch wenig vom wahren Herzensgebet verſtand, geſchehen konnte. Als im Frühjahr 1825 die Vakanzzeit heranrückte, kam ihm eines Tages der Gedanke: „Wie? wenn ich nach Baſel reiſen und mich perſönlich zum Miſſionsdienſt melden würde?“ Ludwig theilte dieſen Gedanken ſeiner Mutter und Schweſter mit, welche den Plan ſogleich billigten. Die Schweſter erbot ſich, ihn zu begleiten, und die Mutter reichte das nöthige Reiſegeld willig dar. Letztere hatte den Herrn Miſſionsinſpektor Blumhardt in Baſel, der früher Vikar in Derendingen geweſen war, kennen und achten gelernt, und ſetzte daher voraus, daß Blumhardt ihrem Ludwig das Richtige rathen werde. Die Reiſe nach Baſel wurde über Tuttlingen und Schaffhauſen zu Fuß unternommen und über Freiburg und Freudenſtadt zurückgelegt. Das Reſultat war, daß Blumhardt in Ludwig zwar einen redlichen und eifrigen jungen Menſchen erkannte, dem aber noch die Hauptſache, die wahre und gründliche Bekehrung des Herzens fehlte, der überdieß noch zu jung wäre, um jetzt ſchon in die Miſſionsanſtalt in Baſel aufgenommen werden zu können. Blumhardt rieth ihm daher, nach Hauſe zurückzukehren, eifrig die Studien fortzuſetzen, mit chriſtlichen Freunden in Tübingen und der Umgebung in Verbindung zu treten, hauptſächlich aber die Erkenntniß des Wortes Gottes und des eigenen Herzens zur Hauptſorge zu machen, und dann in Geduld weiter abzuwarten, bis der Ruf zum Eintritt in die Miſſionsanſtalt unter Gottes Leitung an Ludwig ergehen würde. Der Jüngling entſchloß ſich, dieſem treuen Rath zu folgen, erbat ſich aber die Erlaubniß, eine Woche im Miſſionshauſe ſich aufhalten zu dürfen, wo er im Umgang mit den Zöglingen reichen Segen empfieng und wo

er eigentlich das erſte Mal wahre Chriſten kennen lernte, die auf den Knieen mit ihm beteten, was ihm vorher eine unbekannte Sache geweſen war. Mit einzelnen Zöglingen, zu denen er ſich beſonders hingezogen fühlte, machte er beſondere Bekanntſchaft und Freundſchaft, welche dann eine briefliche Correſpondenz zur Folge hatte, die dem Jüngling nach ſeiner Rückkehr nach Tübingen zu großem Segen wurde. Im Jahr 1826 rückte Ludwig in die fünfte und letzte Klaſſe der anatoliſchen Schule vor, wo er unter der trefflichen Leitung des Herrn Profeſſor Pahl ſeine philologiſchen Studien fortſetzte. Da er ſeit ſeiner Rückkehr aus Baſel ſeine Abneigung gegen das Hebräiſche beſeitigt hatte, ſo legte er ſich privatim mit Eifer auf dieſe Sprache, welche er nachher ſo lieb gewann, daß er einen großen Theil der hebräiſchen Bibel durchgeleſen hatte, ehe er in die Miſſionsanſtalt eintrat. Schon in den erſten Tagen nach ſeinem Eintritt in die fünfte Klaſſe machte er die Bekanntſchaft mit einem gleichgeſinnten Klaßgenoſſen (Herrn Schönthaler), der früher Proviſor in Nagold geweſen war und jetzt noch Theologie ſtudiren wollte. Dieſe Bekanntſchaft war ſehr folgenreich für Ludwig, indem Schönthaler eine reiche chriſtliche Erfahrung beſaß, und auswärts viele chriſtlichen Freunde hatte, mit denen Ludwig nun auch bekannt wurde. Ohne den Anſchluß an dieſe Freunde, beſonders an Schönthaler, würde Ludwig in jener für ihn ſo entſcheidungsvollen Zeit wahrſcheinlich kalt und ſchwankend geworden ſeyn, oder einſeitig ſich entwickelt haben. Wie der Satz: „der Menſch wird nur unter Menſchen ein Menſch," ſeine volle Richtigkeit hat, ſo hat auch der Satz: „ein Chriſt, beſonders ein anfangender Chriſt, wird nur unter Chriſten ein Chriſt," ſeine volle Wahrheit, und wer ohne alle chriſtliche Gemeinſchaft ſich, wie man ſagt, ſelbſtſtändig und vorurtheilsfrei geſtalten will, iſt von vornherein ſchon geſtaltet von ſich ſelbſt, von ſeiner Eigenliebe und ſeinem Vorurtheil gegen alles, was nicht das eigene Selbſt produzirt hat. Schönthaler führte ſeinem jungen Freund nicht nur gute Bekannte, ſondern hauptſächlich auch gute chriſtliche Schriften zu, z. B. von Bogatzky, Hiller, Steinhofer, Kempis, Zinzendorf u. ſ. w. Ein Beſuch, den Ludwig in Kornthal machte, hatte tiefe Eindrücke in

ſeinem Herzen zurückgelaſſen. Er lernte dort alte Chriſten kennen, an denen er ſehen konnte, wie weit es der Menſch durch Glauben, Geduld und Treue gegen die Wahrheit bringen könne, wie viel ihm aber auch noch fehle im wahren und lebendigen Chriſtenthum. Da Ludwig bei ſeinen Beſuchen in der Umgegend von Tübingen oft aufgefordert wurde, etwas zur Erbauung zu reden, ſo kam er in große innere Verlegenheit, indem ihm der große Unterſchied zwiſchen Verſtandes- und Erfahrungserkenntniß vor die Seele trat. Er fühlte, daß, was er kopf- oder ſchulmäßig reden wollte, noch nicht durch eigene Herzenserfahrung gelaufen und bewährt war, und alſo als kraftlos an den Zuhörern ſich erweiſen müßte. Er hatte wohl viel in der Hirſchberger Bibel geleſen und hatte ihre Erklärungen ſehr lieb gewonnen, aber es fehlte ihm eben noch an der lebendigen Erfahrung, weil es ihm überhaupt noch an der rechten Gottes- und Selbſterkenntniß fehlte.

Im Jahr 1827 kam endlich der Ruf zum Eintritt in die Miſſionsſchule in Baſel, der den 17jährigen Jüngling mit Freude und Entzücken erfüllte. Ludwigs Vater hatte freilich anfangs großes Bedenken, ihn in ferne Länder ziehen zu laſſen, wo er für ſeine Perſon, wie er ſich ausdrückte, nicht todt begraben liegen möchte. Er hätte es lieber geſehen, wenn der Sohn ein Juriſt oder Pfarrer im Vaterland geworden wäre. Doch gab er endlich nach, als der Sohn, die Mutter und Schweſter ihn dringend baten, der Leitung Gottes ſich nicht zu widerſetzen. Mit hohen Ideen und Gefühlen trat Ludwig in die Miſſionsanſtalt in Baſel ein, wohin ihn der Vater perſönlich begleitete. Die heilige Ehrfurcht, mit der Ludwig in den Brüderkreis der Anſtalt eintrat, kam erſtlich daher, daß er wähnte, lauter vollkommene, heilige und ſelige Menſchen zu finden, in deren Umgang er Rieſenſchritte in der perſönlichen Heiligung des Herzens und Lebens in kurzer Zeit machen zu können hoffte, und zweitens daher, daß ihm überhaupt die Miſſion und äußere Erſcheinung des Reiches Gottes auf Erden als das größte Heiligthum und die größte Herrlichkeit vorkam. Aber er ſollte eines Andern überzeugt werden. Er fühlte und erfuhr bald, daß trotz der

lieblichſten Umgebung, in die er verſetzt war, die Worte eines Dichters: „Die Welt fällt nicht vom Herzen weg, als wie der Koth vom Rade,“ auch im Miſſionshaus ihre volle Wahrheit haben. Er fand an ſich und Andern, daß die Himmelfahrt der Gotteserkenntniß nur durch die Höllenfahrt der Selbſterkenntniß erreicht werden könne, daß das geiſtliche Wachsthum nicht ſowohl in ſeligen Gefühlen und ſüßen Empfindungen beſtehe, als vielmehr darin, daß der Menſch immer mehr ſeine natürliche Untüchtigkeit zum Guten, ſein tiefes Sündenverderben, ſeine Sündennoth, und ſeine gänzliche Abhängigkeit von der Kraft und Gnade Gottes in Chriſto erkenne und erfahre, und daß er ſich immer völliger der Zucht des Wortes und des Geiſtes Gottes unterwerfe, welcher den Menſchen ſtufenweiſe, nicht ſprungsweiſe zum Ziele führen will. Hätte Ludwig damals den großen göttlichen Grundſatz verſtanden, „daß Gott den Menſchen durch lauter Contraria führt und bekehrt,“ d. h. daß immer zuerſt das Gegentheil von dem, was Gott wirken und ſchaffen will, dem Menſchen offenbar werden, daß der Menſch ſich zuvor in ſeiner Unheiligkeit erkennen und ſehen muß, ehe Gott ihn heiligen kann, ſo hätte der Jüngling ſich viele Noth und vieles Gedräng erſparen können. Im Umgang mit der Welt und mit wahren Chriſten muß uns die wahre Geſtalt unſers Herzens erſt offenbar und herausgeſtellt werden. Dieſe tägliche Herausſtellung unſers verderbten Herzens muß uns dann zu Gott treiben, damit er uns davon erlöſe und uns ſeine Natur einpflanze aus der Kraft Jeſu Chriſti, welchen er beſonders durch ſeinen Opfertod zur Central-Quelle gemacht hat, aus der, als aus der Sonne der himmliſchen Lichtwelt, der neue Menſch alles ſchöpfen und ziehen muß, was er zum geiſtlichen Leben und Wandel bedarf für Zeit und Ewigkeit. Nun meinte aber Ludwig, und Viele denken lange Zeit ſo, daß gar nichts Böſes mehr in ihm ſeyn oder an ihm offenbar werden ſollte, als ob nicht der Arzt den Krankheitsſtoff erſt herauslocken müßte, wenn der Kranke gründlich geheilt werden ſoll. Wenn es doch nur junge Seelen merken und verſtehen wollten, daß es nicht Gottes Wille iſt, daß ſie gleich heilig und vollkommen ſeien, ſondern daß ſie ſich der Arznei,

der Kur und Pflege des göttlichen Arztes unterwerfen, und ſich den Heilungsproceß geduldig gefallen laſſen, ſo würden ſie gründlicher und ſchneller wachſen, als es nach ihren gutgemeinten, aber verkehrten Ideen geſchehen kann. Aber fliegen will der Menſch auch in heiligen Dingen, ehe er gehen gelernt hat, und räuberiſch will er, wie einſt Lucifer und Adam, die Gottgleichheit an ſich reißen, und nicht nach der ſtufenmäßigen Heilsordnung in das Bild Gottes hineinwachſen unter Treue im Kleinen, durch Gehorſam, Geduld und demüthiger Hingabe und Ueberlaſſung in Gottes Willen, unter allen innern und äußern Begegniſſen.

Je länger Ludwig in der Miſſionsanſtalt verweilte und je mehr er in den äußern Kenntniſſen und Wiſſenſchaften Fortſchritte machte, je mehr er ſich und Andere beobachtete, deſto mehr fühlte er ſich unbefriedigt, und deſto ſtärker wurde ſeine Sehnſucht nach Gott und ſeinem Frieden, und deſto völliger wurde er auch von ſeiner innern Untüchtigkeit zum Miſſionsberuf überzeugt, trotz aller Fortſchritte und Befähigung in äußern Dingen. Ludwig legte den apoſtoliſchen Maaßſtab an und meinte, weil er nicht unmittelbar berufen und ausgerüſtet worden ſei, wie die Apoſtel, ſo könne er auch nicht apoſtoliſch wirken, und es wäre daher beſſer, ja ſeine Pflicht, dem Miſſionsberuf zu entſagen, und überhaupt aller wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung den Abſchied zu geben, ſich in die Stille des ländlichen Berufs zurückzuziehen und daſelbſt die innere Ausbildung durch den heiligen Geiſt in der Schule der Erfahrung abzuwarten. Er ſtand jetzt wieder auf einem entſcheidungsvollen Punkt ſeines Lebens, der ihn dem Gebiet der Myſtik und Theoſophie zutrieb. Hatte er ſich vom Jahre 1823 an mit ganzer Seele auf das Studiren geworfen, und hatte das Studium, ſoweit es ohne Gott und Leben in Gott getrieben wurde, ihn natürlich nicht befriedigen können, ſo war zu erwarten, daß er mit gleicher Energie die Richtung nach der Innenwelt verfolgen würde, wenn er dieſe für die richtige halten mußte. Als das Richtige und allein Friedenbringende erkannte er aber die Myſtik und Theoſophie, wie er ſie in dem Buch „Einzelne belehrende Aufſchlüſſe über die Beſtimmung des Menſchen", in den Schriften der Madam Guion, beſonders in

Jacob Böhm kennen lernte. Auf alle dieſe und verwandte Schriften wurde er im Miſſionshaus aufmerkſam gemacht, d. h. nicht ſo, daß dieſe Schriften im Miſſionshaus geleſen wurden (denn ſie waren ſtreng verboten), ſondern ſo, daß einzelne Zöglinge, welche ſie kannten, oder in der Heimath geſehen hatten, ſie als ſchädliche und ketzeriſche Schriften verurtheilten. Nun war es aber Ludwigs entſchiedener Grundſatz, nichts zu verwerfen, was er nicht ſelbſt geſehen oder geprüft hatte, gemäß dem oberſten logiſchen Grundſatz: „Setze nichts ohne Grund.“ Während er daher ein Verdammungsurtheil über jene Schriften hörte, entſtand in ihm das lebhafte Verlangen, dieſe Schriften zu bekommen und zu leſen, auf die er durch das Leſen der Schriften des Herrn von Maier, die im Miſſionshauſe nicht verboten waren, einigermaßen vorbereitet war. Nach kurzer Zeit begab es ſich, daß Ludwig bei ſeinen Ausflügen nach der Baſel-Landſchaft dieſe Bücher zu Geſicht bekam und ohne Vorurtheil zu leſen begann. Die Gedanken, die er darin fand, waren ihm ganz neu und erfüllten ihn mit einem Licht, das er nie zuvor erfahren hatte. Außer der heiligen Schrift wurden ihm daher dieſe Bücher Lieblingslectüre, und er konnte nicht begreifen, warum man dieſelben als ſchädliche und ketzeriſche bezeichnet hatte. Wenn die Verfaſſer, dachte Ludwig, Ketzer oder Schwärmer waren, ſo will ich mich nicht ſchämen, auch ein ſolcher Ketzer oder Schwärmer zu werden und zu heißen. Hiemit hatte er ſich für die myſtiſche Richtung entſchieden, aber ſo, daß ihm die Bibel höher ſtand, als alle menſchlichen, wenn auch noch ſo vortrefflichen Schriften, die ihm freilich die Bibel in vielen Dingen deutlicher machten. Es war natürlich, daß die innere Veränderung, welche mit dem Jüngling vorgegangen war, nicht lang nach außen verborgen bleiben konnte. Rede, Geſicht und Wandel zeugten von dieſer Veränderung. Ludwig ſpürte einen Frieden und eine Seligkeit in Gott und ſeinem Wort, die ihm unbegreiflich war. Auch die äußere Natur ſah er ganz anders an, als zuvor. Er ſah und fühlte nur Gott in allen Dingen, wollte nur mit Gott und ſeinem Wort umgehen. Alles irdiſche Wiſſen wurde ihm unwichtig, weil er etwas fühlte, das er „Weſenwiſſen“ nannte. Der äußere

Widerſpruch der Menſchen beſtärkte ihn nur in ſeinem Streben nach dem Innenleben, und wenn dieſes ſelige Leben auch bisweilen ſich zurückzog oder verbarg, ſo brach es doch nach jedem Gebetskampf immer wieder aufs Neue, und zwar ſtärker und heller hervor.

Da es unſerem Ludwig Gewiſſensſache wurde, nicht länger auf Koſten der lieben Freunde zu leben, mit deren Anſichten und Beſtrebungen er für jetzt nicht mehr harmoniren konnte, ſo bat er um ſeine Entlaſſung aus der Miſſionsanſtalt, welche ihm bereitwillig gewährt wurde. Dieß geſchah im Frühjahr 1829. Es war nun Ludwigs feſter Entſchluß, nur für Gott in der Stille und Verborgenheit zu leben und es dem Herrn zu überlaſſen, ob und wann er ihn zu einem Werkzeug im Reiche Gottes brauchen würde. Für jetzt wollte er nur nach dem innern Reich Gottes trachten und ſich allein um den Frieden, die Freude und die Gerechtigkeit im heiligen Geiſt bekümmern. Wie betrunken vom innern Frieden verließ er Baſel, wo Manche, welche dieſen Seelenzuſtand aus Erfahrung nicht recht beurtheilen konnten, ihn für verirrt hielten, was ihn aber nicht viel beunruhigte, da er das Bewußtſein hatte, eine weſenhafte Speiſe genoſſen zu haben. Uebrigens war Ludwig ſehr dankbar, daß ihn Gott nach Baſel geführt hatte. Auch fühlte er ſich zu innigem Dank gegen alle ſeine Wohlthäter in der Anſtalt verpflichtet, die er fortan lieb behielt und für ſie betete, wenn ſchon ſeine Anſchauung von der Miſſion und der Vorbereitung auf dieſelbe für jetzt eine andere geworden war.

Von Baſel kehrte Ludwig nach Derendingen zurück und erklärte ſeiner Familie, daß nun alles Studiren ein Ende habe und er wieder auf dem Feld arbeiten wolle, wie vor dem 13ten Lebensjahr, ehe er nach Tübingen gekommen war, indem das bloße Kopfwiſſen ſich mit dem innern Leben durchaus nicht vertrage, welch letzteres ſich bei der ländlichen Beſchäftigung leichter und gründlicherer entwickeln könne.

Ludwigs Eltern und Geſchwiſter, die geiſtige Dinge nicht zu beurtheilen im Stande waren, ſetzten ſich ihm mit Macht entgegen. Sie behaupteten erſtlich, daß das frühere Studium in

Tübingen viel Geld gekoſtet habe, das nun ganz verloren ſei; zweitens erwähnten ſie der Schmach, die auf die Familie fallen würde, wenn der frühere Student wieder ein Bauer würde; drittens meinten ſie, Ludwig ſei in der Schweiz von ſchwärmeriſchen Leuten bezaubert worden und er könnte den Verſtand verlieren. Somit befahlen ſie ihm mit Beſtimmtheit, er müſſe wieder zum Studium zurückkehren, und zwar zu dem der Theologie, und müſſe das Examen zur Aufnahme auf die Univerſität unverzüglich machen. Habe er dann nach 4 oder 5 Jahren daſelbſt abſolvirt, ſo könne er hin, wo er wolle, und thun, was er wolle. Ludwig ſträubte ſich lange gegen den elterlichen Willen; doch, da ihm klar wurde, daß durch längeren Widerſtand er in Conflikt mit dem vierten Gebot kommen würde, und daß ja die Eltern nicht eigentlich ſeine myſtiſche Richtung beſtritten hätten, ſo ließ er es ſich, wiewohl ungern, gefallen, die theologiſche Laufbahn zu betreten. Er machte im Spätjahr 1829 das Examen in Stuttgart und hatte die Freude, oder, wie er meinte, vielmehr das Leid, zum theologiſchen Studium zugelaſſen zu werden. In der erſten Zeit fühlte er ſich ſehr unglücklich in Tübingen, indem es ihm ſchwer wurde, die trockene Wiſſenſchaft, beſonders wie ſie von einigen Lehrern damals vorgetragen wurde, mit dem ſeligen Genuß ſeines innern Lebens zu vereinigen. Wer weiß, ob er nicht abermals das Studium über Bord geworfen hätte, wenn ihm nicht die Schriften Oetingers und Michael Hahns, ſo wie die Bekanntſchaft mit den ſogenannten Michelianern zu Hülfe gekommen wäre. Dieſer Umſtand brachte einen neuen und wichtigen Wendepunkt in das innere und äußere Leben unſers Ludwig. Hatte er vor ſeiner Aufnahme in die Miſſionsanſtalt und noch einige Zeit in derſelben ſich mit ganzer Kraft auf das Aeußere, auf die Wiſſenſchaft geworfen, und hatte ihm die äußere Erſcheinung des Reiches Gottes und der Dienſt an demſelben als das Wichtigſte und Höchſte gegolten, ſo galt ihm dieß nun nach dem Austritt aus der Miſſionsanſtalt für das Geringere und Unwichtigere, weil ſein Blick und Streben nur auf das innere Reich Gottes, auf die Verſenkung in Gott gerichtet war. Durch die Nöthigung zum abermaligen Stu-

diesen wurde er jetzt veranlaßt, eine Versöhnung und Vereinigung der, wie ihm schien, widerstreitenden und unvereinbaren Elemente zu suchen.

Er mußte Mystik und Kirchlichkeit, inneres und äußeres Reich Gottes, Buchstaben und Geist, den zeitlichen und ewigen Beruf in die rechte Verbindung und Harmonie zu bringen sich bestreben. Oetingers und Hahns Schriften und deren Freunde halfen ihm, wie schon angedeutet, durch dieses Labyrinth hindurch, das ihn in einen einseitigen Mysticismus und Separatismus zu stürzen drohte. Je mehr er in diesen Schriften las, je mehr wurde es ihm klar, daß dem mittelalterlichen Mysticismus etwas Wesentliches fehle, nämlich die Idee der Leiblichkeit. Ludwig fand den Mysticismus der Madame Guion und Anderer zu übergeistig, und nun konnte er begreifen, warum derselbe das äußere Reich Gottes, die Thätigkeit in und für dasselbe, die äußern, irdischen Verhältnisse, den Buchstaben der Schrift und die Wissenschaft gar nicht oder nur sehr wenig in Anschlag bringen kann. In Oetinger und Hahn dagegen fand er das Bestreben, den innern und äußern Menschen gleichmäßig und nach beiden Seiten hin realiter auszubilden, und jetzt erblickte er mit hoher Befriedigung eine Möglichkeit, die Ausbildung des Verstandes und des Herzens, oder die Wissenschaft mit der Gottgemeinschaft zu versöhnen, und mit neuem Eifer gab er sich wieder dem Studium hin, fuhr jedoch zugleich fort, alle mystischen und theosophischen Schriften zu lesen, die er finden konnte, und alle Männer in der Schweiz, in Württemberg und andern deutschen Ländern aufzusuchen, von denen er hörte, daß sie dieser Richtung zugethan wären. Aus Oetinger wurde es unserem Ludwig unauslöschlich in die Seele eingegraben, in allen Dingen die richtige Mitte zu suchen, alles Zuviel und Zuwenig zu meiden, Buchstaben und Geist auf die rechte Weise zu verbinden, nach dem Reiche Gottes von innen und außen zu trachten, die Wissenschaft durch die Mystik und Theosophie, und diese wiederum durch die Wissenschaft zu berichtigen und zu durchdringen; kurz Alles, es sei Inneres oder Aeußeres, centralisch, d. h. vom Mittelpunkt, von Gott aus anzuschauen, um in Allem die Weis-

heit und den Willen Gottes zu finden und zu erfüllen, und in Nichts, was Gott geſchaffen hat und was er für ſeine Zwecke braucht, einen abſoluten Gegenſatz zu ſehen. Daß es große innere Kämpfe in jener Zeit bei Ludwig gegeben habe, wird Jeder begreifen, der Aehnliches erlebt hat. Er wird ſich auch nicht wundern über die mancherlei Schwankungen, die ſich in Ludwigs Lebensgang gezeigt haben. Dieſe Schwankungen können nicht vermieden werden, ſo lange nicht etwas Lebensmäßiges und Ewigkeitsfeſtes in einem Menſchen gepflanzt iſt. Unter dem Veränderlichen ſchafft der göttliche Bildungsgeiſt etwas Unvergängliches und vollbringt die wahre Ausbildung, deren Werth erſt die Ewigkeit offenbaren wird.

Nachdem ſich Ludwig zur Wiſſenſchaft und Myſtik richtig geſtellt hatte, konnte er ſich auch herbeilaſſen, ein Amt in der Kirche der Heimath oder in der Miſſionswelt anzunehmen, wie es der Wille Gottes zur rechten Zeit verlangen würde. Einſtweilen ſetzte er ſeine theologiſchen Studien in Tübingen fort, bis er ſie im Jahr 1834 abſolvirte. Beim Rückblick auf jene kampfvolle Zeit und überhaupt beim Blick auf ſeinen ganzen Gang, ſeitdem ihm das Evangelium eine Gotteskraft wurde, hat er nur das zu bedauern, daß er meiſt zu ſpeculativ verfahren iſt, das heißt, daß es ihm meiſt mehr um Licht, als um Leben Gottes zu thun war, da es doch von Chriſto heißt: „In Ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menſchen.“ Wenn dem Menſchen ungewöhnliche Lichtsblicke in die Schrift aufgehen, ſo ruht er ſo gerne in deren Honig-Herrlichkeit und bedenkt nicht, daß Licht noch kein Leben, wenigſtens kein Erfahrungsleben iſt, das erſt durch Proben gewonnen wird. Daher entſtehen große Gefahren für den Menſchen, die erſt im ſpäteren Leben ihre Folgen offenbaren. Ludwig würde deshalb Jedem rathen, ſich vorzuſehen vor ſeinem eigenen Geiſt, und es lieber darauf anzulegen, in der Erfüllung der täglichen und gemeinſten Pflichten recht treu zu werden, bei allen Vorkommenheiten das eigene Leben in ſeinen tiefſten und verſchiedenſten Geſtalten ohne Schonung anzugreifen und ihm entgegen zu handeln, nach dem Sinn und Befehl Chriſti ſich ſelbſt zu verlieren, als nach hohen

Erkenntniſſen, Lichtsblicken und ſüßen Gefühlen zu ſtreben und ſolche aufzuhäufen. Man möge doch bedenken, daß die Schlange ſelbſt im Paradieſe erſchienen iſt und dort den erſten Menſchen verführt hat, weil er nicht am einfachen Gebot Gottes geblieben iſt, ſondern vor der Zeit mehr Licht haben und größer ſeyn wollte, als er ſollte und ihm gut war. Wer das rechte Verhältniß zwiſchen Erkennen und Thun überſpringt, der zieht ſich die ſchwerſten innern Gerichte zu, in denen ihm alles Licht wieder genommen wird, bis er abermals von Neuem anfängt und in die Ordnung Gottes eingeht, wornach Der, welcher das Empfangene treu anwendet, ſtufenweiſe mehr empfangen ſoll und kann. Die Untreuen und Räuber ſollen das Reich Gottes nicht ererben.

Nach Vollendung der theologiſchen Studien wurde Ludwig Vikar bei Herrn Pfarrer Kolb in Wolfenhauſen, Oberamts Rottenburg am Neckar. Da er einmal in einer Predigt den Gedanken ausſprach: „Es ſei $^3/_4$ auf 12 Uhr auf dem göttlichen Weltplan," ſo wurde er von einem böswilligen Zuhörer in dem Blatt des Beobachters in Stuttgart verleumdet und als der Prophet beſchrieben, der unter den Wölfen hauſe. Das damalige Conſiſtorium nahm Kenntniß von der Sache und beauftragte den Herrn Dekan Münch in Tübingen, die Predigten des Vikars in Wolfenhauſen zu unterſuchen. Dieſer wurde aber über die ganze Geſchichte ſo entrüſtet, daß er freiwillig auf das Vikariat in Wolfenhauſen verzichtete und als Hauslehrer zu Herrn Pfarrer Job in Kirchheim bei Nördlingen zog. Ludwig hat es ſpäter oft bedauert, ſo raſch und unweiſe gehandelt zu haben, und er konnte es nun beſſer begreifen, warum der Apoſtel Paulus die jungen Prediger vor jugendlichen Lüſten warnt, wobei ſie es wohl gut meinen und viel Eifer um das Haus Gottes im Unverſtand zu Tage legen. Woher wußte denn der junge Vikar, daß es bereits $^3/_4$ auf 12 auf der göttlichen Uhr geſchlagen habe? Und warum wollte er ſich von ſeinen Vorgeſetzten nicht zurechtweiſen laſſen über ſeine Vermeſſenheit?

Als Ludwig während der Vakanz von Kirchheim nach Denkendingen zurückkehrte, hatte er auf der Reiſe durch Stuttgart

die Freude, ſeinen theuren Freund, den Miſſionar Fjelſtädt, mit dem er in Baſel innig verbunden geweſen war, nach langer Zeit wieder zu ſehen. Fjelſtädt war gerade von Smyrna, ſeiner Miſſionsſtation, zurückgekommen und benützte nun die Gelegenheit, dem Ludwig den Miſſionsberuf mit Wärme ans Herz zu legen und ihm eine Stelle in Smyrna anzubieten, im Fall er zu der im Jahr 1829 verlaſſenen Miſſionslaufbahn zurückkehren würde. Ludwig konnte ſich im Augenblick nicht entſchließen, verſprach aber, über die Sache nachzudenken und zu beten und ſeiner Zeit den Entſchluß ſeinem Freund in Stuttgart mitzutheilen. Gerade damals hatte Ludwig ſeinen Namensvetter in der Miſſionsanſtalt zu Baſel, der in Derendingen, ſeinem Geburtsort, zum Theil durch Ludwigs Anregung erweckt worden war und der nach ſeiner Ausbildung im Miſſionsſeminar im Jahr 1839 eben ausgeſendet werden ſollte, als er an der Auszehrung ſtarb. Dieſer Vetter hatte ſeit ſeiner Aufnahme in Baſel in unſerem Ludwig manche Gedanken erweckt. „Wie? wenn dir dein Vetter in der Miſſionslaufbahn, der du doch urſprünglich angehört haſt, zuvorkommen ſollte? Wie? wenn er die Stelle, und den Lohn der Treue, den du hätteſt bekommen können, dahin nehmen würde?“ Dieſe Gedanken rieſelten durch die Seele Ludwigs, und erinnerten ihn unwillkürlich an das von Paulus geſchilderte Verhältniß der Heiden, welche die Juden, denen das Reich Gottes zuerſt angeboten worden war, zum Nacheifern reizen ſollten.

Nach einiger Zeit kam Ludwig zu der freudigen Ueberzeugung, daß er ſich dem Miſſionsdienſt wieder widmen, und ſo das Ende ſeines Lebenganges den Anfang wieder finden ſollte.

Fjelſtädt vernahm dieſen Entſchluß mit großer Freude. Durch ſeine Vermittlung kam nun Ludwig in Verbindung mit der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft in England, in deren Dienſt Fjelſtädt ſtand. Die Geſellſchaft wünſchte, daß Ludwig vorerſt einige Zeit im Baſeler Miſſionshaus verweilen und dort die weiteren Befehle der engliſchen Committee abwarten ſollte. Im Spätjahr 1836 kam Herr Coates, Sekretär der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft, nach Baſel. Während ſeiner Anweſenheit im Miſſionshaus traf die ſchmerzliche Nachricht ein, daß Miſſionar Knoth, der mit

Miſſionar Blumhardt nach Abeſſinien gehen ſollte, in Cairo plötzlich geſtorben ſei. Herr Coates ließ nun Ludwig durch Herrn Inſpektor Blumhardt fragen, ob er geneigt wäre, ſich der Miſſion in Abeſſinien anzuſchließen, und in Kurzem ſich auf den Weg zu begeben. Ludwig erklärte, daß, da er nun einmal dem Miſſionsberuf ſich gewidmet habe, er es dem Herrn und der Committee anheimſtellen wolle, wohin man ihn ſenden würde. Das Studium des Türkiſchen und Neugriechiſchen, das er während ſeines zweiten Aufenthalts in Baſel angefangen hatte, gab er auf, und legte ſich auf das Aethiopiſche und Amhariſche, vorzüglich aber auf das Leſen der Schriften Ludolfs, den man nicht mit Unrecht den Strabo von Abeſſinien genannt hat.

Zweites Kapitel.

Reiſe von Baſel nach Marſeille, Malta, Alexandrien, Cairo, Dſchidda, Maſſowa und Adoa im öſtlichen Abeſſinien.

Im Februar 1837 machte ich mich auf meinen weiten und beſchwerlichen Weg nach Abeſſinien, dem Land meiner jugendlichen Erinnerungen. Im Blick auf meinen großen Beruf ſowohl, als auf die Gefahren und Leiden, die meiner warteten, konnte ich nicht anders als unter vielen Thränen und großer Bangigkeit meiner deutſchen Heimath, beſonders dem geliebten Baſel, Lebewohl ſagen. Doch der Herr, dem ich mich für Zeit und Ewigkeit übergeben hatte, ſtärkte mich ſo mächtig, daß ich mit Freuden meinen Wanderſtab ergreifen und dem Land meiner Beſtimmung zueilen konnte.

In kurzer Zeit erreichte ich Marſeille, wo ich von dem amerikaniſchen Miſſionar Ely, der unter den Seeleuten predigte, gaſtfreundlich aufgenommen wurde, wo ich aber auch ſogleich den Schmerz hatte, einen geliebten Bruder, den Miſſionar Kühnlein, der in Algier wirken ſollte, zu ſeiner Grabſtätte geleiten zu müſſen. Unter Kühnlein's ſchriftlichem Nachlaß fand ich mehrere

Briefe von der theuren Braut des Verſtorbenen, von der ſpäter noch die Rede ſeyn wird. Von Marſeille gelangte ich auf einem griechiſchen Segelſchiff in elf Tagen nach Malta, wo ich bei Miſſionar Schlienz eine ſehr gaſtfreundliche Aufnahme fand, bis ſich eine Schiffsgelegenheit nach Alexandrien zeigte. Dieſe fand ſich nach einigen Wochen auf einem öſtreichiſchen Segelſchiff, deſſen Kapitän, der trotz ſeiner Rohheit ſtreng katholiſch war, mich für die Summe von 20 Conventionsthalern nach Alexandrien mitzunehmen verſprach. In der Nähe der Inſel Candia, wo ſich die Matroſen auf einen Angriff von griechiſchen Seeräubern mit Laden der Kanonen und Schießgewehre bereit machten, entſtand plötzlich ein ſo heftiger Sturm, daß der Kapitän behauptete, ſeit vierzig Jahren keinen ähnlichen erlebt zu haben. Und in der That vernahm ich ſpäter aus den Zeitungen, daß in der Nähe von Morea mehrere Schiffe in jenem Sturm zu Grunde gegangen waren. Der Kapitän wollte Candia links liegen laſſen, mußte aber ſeinen Plan aufgeben und ſich anſchicken, in dem Hafen der Inſel Milo Schutz zu ſuchen. Als ihm dieß nicht gelang, ſteuerte er nach den Inſeln Santorin und Scarpanto am ägäiſchen Archipelagus. Da das Seeleben für mich damals noch etwas Neues war, ſo läßt ſich denken, welche Gefühle ein ſo heftiger Sturm in mir erweckt haben mag. Tröſtlich war mir der Gedanke, daß einſt der größte Miſſionar, der Apoſtel Paulus, in jenen Gewäſſern gleicher Gefahr ausgeſetzt und durch Gottes Macht bewahrt worden war. Dieſer bewahrenden Macht übergab ich mich im kindlichen und gläubigen Gebet, durch das ich ſo kräftig geſtärkt wurde, daß ich meine geängſtigten Mitreiſenden, worunter auch eine franzöſiſche Schauſpielerin war, aufrichten konnte, beſonders durch das Leſen der Geſchichte des Propheten Jona und der Jünger Jeſu, als ſie auf dem galiläiſchen Meere in Gefahr waren. Der Eindruck, den das Wort Gottes in der Stunde der Noth auf einen der Mitreiſenden machte, wurde mir erſt nach 13 Jahren offenbar. Als ich nämlich im Jahr 1850 das erſte Mal von Afrika zurückgekehrt war und mich in London aufhielt, kam eines Tages ein Herr in mein Zimmer, der mich mit der Frage anredete: „Erinnern Sie ſich noch jenes Sturmes auf

dem Weg nach Alexandrien, und wissen Sie noch, daß Sie Ihren Mitreisenden etwas aus dem Worte Gottes vorgelesen haben?" Als ich die Frage bejahte, erzählte mir der fremde Herr (der ein Doktor der Rechte auf der Insel Malta gewesen war), daß er nach seiner Rückkehr aus Egypten sich eine Bibel verschafft, dieselbe gelesen, und daß, da er die Kraft des Evangeliums an seinem Herzen erfahren, er sich angetrieben gefühlt habe, auf Malta Erbauungsstunden zu halten, die ihm von Seiten der römischen Priesterschaft Verfolgungen zugezogen und ihn genöthigt hätten, Malta zu verlassen und nach England zu gehen.

Nachdem ich nach Verfluß von 21 Tagen in Alexandrien glücklich gelandet hatte, begab ich mich sogleich zu dem amerikanischen Consul, Herrn Gliddon, der die Missionarien stets freundlich aufzunehmen gewohnt war. Das bunte Gemisch der Leute, ihre sonderbaren Trachten, Sprachen und Sitten, die Unregelmäßigkeit der Straßen, die Armseligkeit der Häuser, die große Hitze, die mich drückte, vorzüglich aber die große Bettelei der Eingebornen in Alexandrien gab mir keinen guten Eindruck von dem sonst so gepriesenen Orient. Da damals noch keine Dampfschifffahrt auf dem Nil eingerichtet war, so miethete Herr Gliddon ein arabisches Boot, auf dem ich in sechs Tagen Cairo erreichte, nicht ohne Gefahr, im Nil umzukommen. Der ungeschickte arabische Kapitän versäumte es einmal, das Segel schnell einzuziehen, als plötzlich ein heftiger Windstoß von Südosten kam. Statt zu arbeiten, warf sich der fatalistische Muselmann auf seine Kniee und schrie in Todesangst: „Ja Rabb, ja Rabb, o Herr, o Herr (Gott)." Die Matrosen rannen auf dem Boot hin und her in gänzlicher Rathlosigkeit. Das Boot war auf dem Punkt, vom Wind umgerissen zu werden, als glücklicher Weise das alte, zerstickte Segeltuch in mehrere Stücke zerriß und so den Windstoß durchlassen konnte, wodurch das Boot vor dem Umschlagen bewahrt wurde. In Cairo fand ich eine gastliche Aufnahme bei den Missionarien Kruse und Lieder, in deren Hause ich ausruhen, und zugleich mich auf meine Reise nach Abessinien vorbereiten konnte, hauptsächlich durch die Erlernung der Vulgär arabischen Sprache, die ich vom Mai bis September eifrig trieb, und mit

der ich mich in der kurzen Zeit auch ſo weit bekannt machte, daß ich ohne Dollmetſcher die Reiſe nach Habeſch fortſetzen konnte. Am meiſten beläſtigte mich in Cairo die tropiſche Hitze, an die ich noch nicht gewöhnt war. Ich mußte es oft bedauern, daß ich gerade während der heißeſten Jahreszeit in Egypten ankam und mich dort während derſelben aufhielt. Es liegt nicht im Plan dieſes Buches, die vielen Merkwürdigkeiten in Egypten zu beſchreiben. Was mich am meiſten freute, war die blühende Miſſionsſchule, in der damals viele Kinder der Kopten, Armenier und Muhamedaner unterrichtet wurden. Wie Schade iſt es, daß das Miſſionswerk gegenwärtig nicht mehr in der frühern Ausdehnung betrieben werden kann aus Mangel an Mitteln und Lehrern! Im Spätjahr 1837 trat ich meine Reiſe nach Habeſch an, begleitet von einem arabiſchen Diener aus Cairo, der monatlich 15 Thaler verlangte. Da es damals weder eine Kunſtſtraße, noch Wagen, noch Herberge, noch Eiſenbahn in der Wüſte zwiſchen Cairo und Sues gab, ſo mußte ich mich zu der arabiſchen Reiſeweiſe auf Kameelen bequemen. Ich hatte außer meinen eigenen Effekten etwa 1000 Exemplare der heiligen Schrift (in amhariſcher und äthiopiſcher Sprache), welche in Abeſſinien verbreitet werden ſollten. In Sues logirte ich bei einem Griechen, der als Agent der oſtindiſchen Compagnie figurirte, indem damals noch keine europäiſchen Conſule, viel weniger Gaſthäuſer daſelbſt vorhanden waren. Ueberhaupt mußte ich mich 15 Jahre ſpäter ſehr wundern über die Veränderungen, welche ſeit meiner erſten Ankunft in Egypten ſtattgefunden hatten. Die Dampfſchifffahrt zwiſchen Sues und Bombay war damals erſt im Entſtehen. In dem heißen Sues hatte ich zum Glück nur wenige Tage zu verweilen, da gerade ein arabiſches Schiff im Begriff war, nach Dſchidda abzuſegeln. Der Wind war günſtig und die Hafenſtadt Dſchidda, die zu den bedeutendſten des rothen Meeres gehört, wurde in 22 Tagen erreicht. Auffallend war es mir, daß die Araber jeden Abend in einem Hafen, oder Ankerplatz übernachteten; aber ich überzeugte mich bald von der Nothwendigkeit dieſes Verfahrens, das theils durch die vielen Klippen des rothen Meeres, theils und hauptſächlich durch die Ungeſchicklichkeit der

arabiſchen Seeleute gerechtfertigt erſcheint, daß es immer ein Wageſtück iſt, ſich einem arabiſchen Schiff anzuvertrauen. Davon habe ich mich auf den vielen Fahrten, die ich während 18 Jahren auf beiden Seiten des rothen Meeres, ſowie an der Südküſte Arabiens und an der Oſtküſte von Afrika bis zum zehnten Breitengrad ſüdlich vom Aequator gemacht habe, hinlänglich überzeugt. Wie oft war ich da in Gefahr des Schiffbruchs und des gänzlichen Untergangs! Die arabiſche Schifffahrt hat freilich auch wieder ihre Vortheile, indem der Reiſende beſtändig neues Land ſehen und betreten kann, und da er unter dem halbgebildeten Schiffsvolk keiner Etiquette unterworfen iſt, wie auf europäiſchen Schiffen, beſonders den Dampfſchiffen. Er hat zwar nicht die europäiſche Bequemlichkeit, was Wohnung und Koſt betrifft u. ſ. w., darf aber auch nicht ſo tief in ſeinen Beutel greifen, wie auf den Dampfſchiffen, beſonders auf den engliſchen, die im rothen Meere ſehr koſtſpielig ſind. Die Araber haben jedoch auch angefangen ihre Preiſe immer höher zu ſteigern, beſonders wenn ſie wiſſen, daß der Reiſende ein Engländer iſt. Ueberhaupt hat der Verkehr der Europäer mit Egypten und Arabien die Eingebornen überaus habgierig und bettelhaft gemacht. Gleich beim Landen in Alexandrien lernt der Reiſende das arabiſche Wort „Bakſchiſch, Bakſchiſch“ Trinkgeld, Trinkgeld, und für Kleinigkeiten fordern die Leute drei und vier Mal mehr, als die Sachen werth ſind. Ein Reiſender muß daher eine gute Doſis von Geduld und Weisheit im Verkehr mit dieſen Halbbarbaren bei ſich haben, ſonſt verwickelt er ſich in viele Schwierigkeiten und großen Schaden, ſowohl was Gemüthsruhe als auch irdiſche Habe betrifft. Erſt in vielen Jahren lernte ich die rechte Weiſe, unter und mit dieſen Leuten zu reiſen, ohne ihnen Anſtoß zu geben und für mich ſelbſt Schaden zu nehmen. Ein Unerfahrner kann die viele Mühe und Noth kaum begreifen, die man mit Leuten hat, denen Lüge und Wahrheit, Ehre und Schande einerlei iſt, und die bei allem, was ſie reden und thun, nur auf den eigenen irdiſchen Vortheil ſehen. Beſonders peinlich iſt es für den Europäer, wenn er ſehen muß, wie die Orientalen ihre Zeit, ſo zu ſagen, todtſchlagen, da ſie deren Werth gar nicht kennen. Sie be-

greifen nicht, warum ein Europäer immer in der Eile und in irgend einer Arbeit begriffen iſt. Bei den Arabern heißt es ſtets: „Bukra, inſchalla!“ morgen, ſo Gott will u. ſ. w.

Da ich gerade von der arabiſchen Schifffahrt rede, ſo werden ein paar Bemerkungen über das rothe Meer überhaupt am Platze ſeyn. Das rothe Meer, deſſen Name theils von den rothen Korallen, die ſich unter dem Waſſer befinden, theils von den edomitiſchen Volksſtämmen, die an ſeinem nordöſtlichen Ufer wohnten, abgeleitet worden iſt, wird auch der arabiſche Meerbuſen, von den Türken das Meer von Mekka genannt. Es iſt ungefähr 600 Stunden lang und 70 bis 80 breit, und trennt Aſien und Afrika von einander. Im Süden ſteht es durch die enge Straße von Bab-el-Mandeb (Thor der Trübſal) mit dem arabiſch-indiſchen Meer in Verbindung, und im Norden lauft es in zwei Armen auseinander, von denen der öſtliche Bacher-el-Akaba (Meer des Endes) oder Meerbuſen von Aila, und der nördliche Bacher-el-Kolſum (Schilfmeer) heißt. Beide Arme bilden die ſinaitiſche oder peträiſche Halbinſel, die ſogenannte Provinz Hedſchas. Außer den ſogenannten Wadis (enge Thäler), welche nur zur Regenzeit von den Küſtengebirgen herabfließen, hat das rothe Meer keine Zuflüſſe, und keinen einzigen ſchiffbaren Fluß. Die Küſten ſind wüſte, waſſerarm und werden von räuberiſchen Volksſtämmen bewohnt. Das Meer iſt an den Küſten voller Klippen und Sandbänke, welche ſich immer mehr vermehren durch das Wachsthum der Korallen, und die Abnahme des Waſſers, die man wahrgenommen hat. Die Schifffahrt iſt deßhalb ſehr unſicher, ja gefährlich. Es hat zwar viele Seehäfen, aber ſie ſind alle nicht von der Art, wie man ſie wünſchen möchte, um gegen Winde geſchützt zu ſeyn. Bei den meiſten müſſen große Schiffe weit vom Land ab ankern. Ich glaube daher nicht, daß das rothe Meer große Bedeutung erlangen wird, auch wenn die 30 Stunden lange Landenge von Sues durchſtochen und mit dem Mittelmeer durch einen Kanal verbunden ſeyn wird. Zwar finden ſich in Abeſſinien und den Gallaländern manche Schätze, die für den Handel benutzt werden können. Die Küſten erzeugen Gummi, Weihrauch und Myrrhen und bringen Elfen-

beim, Ochſenhäute, Pferde, Eſel, Mauleſel auf die Märkte. Jemen im ſüdlichen Arabien, und Harrar und die Gallaländer erzeugen Kaffee, Tabak u. ſ. w.; das rothe Meer hat Schildkrötenſchalen und Perlen, aber wie wenig iſt das Alles für die großen Schiffe von Europa. Wichtiger dürfte der Tranſithandel zwiſchen Egypten, Indien und den afrikaniſchen Aequatorländern werden, wenn die Landenge einmal durchſtochen iſt. Der Schwerpunkt der Kanaliſirung des Iſtmus von Sues liegt nach meiner Anſicht nicht zunächſt in dem Gewinn, den der Handel von dem Meer und ſeinen Uferländern ziehen wird, ſondern in der Ausdehnung der europäiſchen Politik und Civiliſation nach Arabien, Abeſſinien und ganz Südoſtafrika, und ſelbſt nach Indien, in der immer weiter greifenden Schwächung des Muhamedanismus in ſeinem Stammland (Arabien) und an der afrikaniſchen Küſte, in der Unterdrückung des Sklavenhandels der Araber, in der Beſiegung des Heidenthums der oſtafrikaniſchen Nationen durch das Chriſtenthum und ſeine Civiliſation, und endlich in der Oeffnung großer, herrlicher Länderſtrecken (im ſüdlichen Abeſſinien und unter den Galla) für Tauſende von europäiſchen Auswanderern, wenn einmal Amerika für ſie keinen Reiz mehr hat. Wenn dieſe großen Abſichten einmal in dieſen Ländern ausgeführt werden, ſo wird das Ende den Anfang in verklärter Geſtalt wieder finden, d. h. Egypten, Indien und Aethiopien wird in verklärter Weiſe die Kultur wieder gewinnen, die in den uralten Zeiten von dieſen Ländern ausgegangen iſt, und die nur darum verwelken mußte, weil ſie eine heidniſche und nicht eine chriſtliche Grundlage hatte. Die Ausführung dieſer großen Abſichten würde zunächſt in dem Beruf der deutſchen Nation liegen, wenn dieſe ſelbſt erſt vom Chriſtenthum durchdrungen wäre. Sie würde dann nicht blos das Herz von Europa, ſondern auch von Aſien und Afrika werden.

Nach meiner Ankunft in Dſchidda*) logirte ich mich ein bei

*) Dſchidda ſieht, vom Meer aus betrachtet, ziemlich ſchön aus. Die Stadt hat große, hohe und ſolide Häuſer; die Straßen ſind weiter als in Cairo. Es hat in Dſchidda viele reiche Leute. Der indiſche und arabiſche Handel hat ſie reich gemacht. Seit die Engländer Aden beſetzt haben, hat Dſchidda viel gewonnen, Mocha aber viel verloren.

einem armeniſchen Chriſten, Namens Muallem Juſuf, den die oſtindiſche Compagnie zu ihrem Agenten daſelbſt aufgeſtellt hatte. Juſuf benahm ſich ſtets ſehr freundlich und dienſtwillig gegen die Europäer, verſtand es aber auch vortrefflich, Gewinn von ihnen zu ziehen, was aber ein Fremder in ſolchen Ländern nicht ſo genau nehmen darf, weil ein koſtſpieliger Freund doch immer noch beſſer iſt, als gar keiner. Muallem Juſuf war gleich bereit, mir eines ſeiner vielen Schiffe (für die Summe von 45 Conventionsthalern) von Dſchidda bis Maſſowa, der Inſel und dem Hauptſeehafen an der abeſſiniſchen Küſte, zur Verfügung zu ſtellen. Reis, Mehl, Datteln und einige andere Eßwaaren für die Küche waren bald herbeigeſchafft für die Ueberfahrt, die wegen der öftern Windſtille, der man im rothen Meer häufig ausgeſetzt iſt, 18 Tage dauerte. Das Schiff ſaß manchmal 3 bis 4 Tage auf einem Fleck unbeweglich feſt und die Hitze war dann faſt unerträglich.

Ich erreichte Maſſowa im December 1837. Da damals noch kein europäiſches Conſulat daſelbſt errichtet war, ſo mußte ich mich bei einem Eingebornen einlogiren. Der Amtsſchreiber Huſein Effendi galt damals für den Agenten der Miſſionarien, und wirklich erzeigte derſelbe mir viele Freundſchaft und Hülfe, ließ mich aber auch gelegentlich merken, wie viele Thaler er von mir erwarten würde. Der Gouverneur oder Kaimakam von Maſſowa, der von dem Gouverneur in Dſchidda ernannt wird, war ſehr freundlich; wie denn überhaupt die Gouverneure im rothen Meer, die damals von Muhamed Ali, dem Paſcha von Egypten, ernannt wurden, ſehr höflich und freundlich gegen die Europäer waren, gegen die Engländer insbeſondere. Man konnte viel ſicherer reiſen als ſpäter, nachdem die arabiſche Küſte dem Paſcha entzogen und der türkiſchen Regierung zurückgegeben worden war. Ehe ich die Reiſe von Maſſowa nach Abeſſinien antreten konnte, mußte ich nach damaliger Sitte mich zuerſt nach Harkiko oder Dohono, dem Hauptort des feſten Landes im Schohogebiet begeben, um dem Naib, der die muhamedaniſchen Hirtenſtämme der Schohos regiert, die zwiſchen dem rothen Meer und Abeſſinien nomadiſch umherziehen und oft für die Reiſenden

eine große Plage, aber auch die Führer derſelben ſind, meine Aufwartung zu machen und von ihm gegen ein paſſendes Geſchenk die Erlaubniß zu erhalten, durch das Schoholand nach Abeſſinien reiſen zu dürfen. Der Naib wird vom Gouverneur in Maſſowa eingeſetzt und regiert wenigſtens ſcheinbar und nominell das Schoholand im Namen der türkiſchen Regierung. Er erlaubte ſich große Erpreſſungen gegen die Reiſenden, als noch kein franzöſiſches und engliſches Conſulat in Maſſowa war. Ich hatte meine liebe Noth mit Naib Jachija und ſeinen bettelhaften Söhnen, die für den alten kranken Vater fungirten, der durch Branntwein und Weiber ruinirt war. Ich gab ihm ein Geſchenk im Werth von 15 Thalern, wofür er mich durch einen ſeiner Söhne mit 4 Soldaten durch das Schohogebiet bis an den Fuß des Berges Schumfeito begleiten ließ. Bis dahin gieng Alles ziemlich gut. Als aber die Kameele, welche das Gepäck getragen hatten, nach Harkiko zurückgekehrt waren und ich nun 31 Ochſen zum Tragen der Effekten den (6000 Fuß hohen) Schumfeito hinauf von den Schoho miethen mußte, da begann erſt das Gedränge, welches mich ins afrikaniſche Reiſeleben einweihen ſollte. Die wilden Schoho verlangten nämlich für jeden Ochſen 3 Thaler Miethe, was ganz gegen die Ordnung war, nach welcher die Reiſenden nur einen halben Thaler zu zahlen verpflichtet waren. Den Betrug der Schoho durchſchauend, beſchloß ich, ihnen nicht mehr als einen Thaler zu geben. Die Schoho aber, die meine hülfloſe Lage in der Wildniß kannten und die wahrſcheinlich in Uebereinſtimmung mit dem Naib handelten, verließen mich ſammt und ſonders und zogen ſich mit den Führern auf ihre Berge zurück. Am dritten Tage erſchallte plötzlich ein entſetzliches Kriegsgeſchrei von den hohen Bergen her und die Schoho ſtiegen in großer Anzahl von allen Seiten in die Thalſchlucht des Samhars (ſo heißt das Küſtenland zwiſchen Abeſſinien und Maſſowa) herab und ſtellten ſich dann etwa 100 Schritte vor meinem Lagerplatz in Schlachtordnung auf. Es wurde mir jetzt etwas bange; die Soldaten des Naib zitterten und baten um Pulver und Kugeln. Ein paar Schüſſe in die Luft hielten die Schohos ab, dem Lager näher zu rücken, wo ich mit meinem

malteſiſchen Knecht durch eilige Aufeinanderſtellung der Kiſten ein Viereck bildete, in deſſen Mitte wir mit unſern mit Kugeln und grobem Schrot ſtark geladenen Gewehren das Anſtürmen der Schoho ruhig erwarteten. Im Augenblick der größten Gefahr aber erſchien der württembergiſche Offizier, Herr Kielmaier, mit 60 Abeſſiniern, welche mein theurer Mitarbeiter, Miſſionar Iſenberg, mir an den Fuß des Schumfeito entgegengeſandt hatte, um mein Gepäck nach Adoa, der Hauptſtadt von Tigre, zu bringen, wo die Miſſionsſtation ſich befand. Die Schoho wurden durch die plötzliche Erſcheinung Kielmaiers und der Abeſſinier zwar etwas beunruhigt, aber ſie beſtanden nichts deſto weniger auf ihren Forderungen rückſichtlich der Ochſen. Doch wagten ſie es nicht mehr, mich offen anzugreifen, da ſie ſich beſonders vor dem tapfern Kielmaier fürchteten, der nach Soldatenmanier mit dem bloßen Degen auf die Eingebornen loszugehen pflegte. Da die Schoho von ihren Forderungen nicht nachlaſſen wollten, ſo entſchloß ſich Kielmaier, nach Maſſowa zu gehen und 25 türkiſche Soldaten zu holen, um die Schoho zu zwingen. Allein dieſer Plan ſchien mir zu bedenklich und eines Friedensboten unwürdig. Ich wollte daher lieber Unrecht leiden, als Anlaß zu Blutvergießen geben. Zudem hatten die 60 Abeſſinier, eingeſchüchtert durch die Drohungen der Schoho, den Reißaus genommen und waren nach Halai, dem erſten chriſtlichen Dorfe an der Grenze von Abeſſinien entflohen. Nach vielem Hin- und Herreden verſtanden ſich die Schoho, das Gepäck den Schumfeito hinauf bis nach Halai zu bringen für die Summe von $2^1/_2$ Conventionsthalern per Ochſenlaſt.

Ich hatte jetzt meine Ordination zum afrikaniſchen Reiſen erhalten, die Schoho wurden wieder freundlich, und auch die beiden Führer, von denen Jeder 5 Thaler Lohn in Harkiko erhalten hatte, kamen wieder herbei und gaben mir gute Worte. Die Effekten wurden glücklich nach Halai gebracht, wo aber neue Bettler ſich mir in den Weg ſtellten und mich nicht weiter ziehen ließen, bis ich dem Gouverneur Giddie 8 Thaler bezahlt hatte, obgleich ich nicht in das Dorf Halai gezogen war, ſondern in einiger Entfernung von demſelben mein Lager aufgeſchlagen hatte,

um den Erpreſſungen zu entgehen. Ein Glück war es für mich, daß Kielmaier bei mir war und daß ich ſogleich Gepäckträger finden konnte. Die entflohenen Abeſſinier ſtellten ſich nämlich jetzt alle wieder ein und übernahmen den Transport für $1\frac{1}{2}$ Thaler per Mann bis Adoa. Der Eintritt in Abeſſinien machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich. Die kühle Luft, die ich auf einer Höhe von 6000 Fuß über dem Meer einathmete, die herrliche Ausſicht nach Oſten und Weſten, der Pflug der Landleute, den ich gleich am Eingang des Landes bemerkte, das Bewußtſein, wieder in einem, wenn auch nur dem Namen nach chriſtlichen Lande zu ſeyn, und der Gedanke, bald das Ende der langen und beſchwerlichen Reiſe und den Ort meiner Beſtimmung und meiner Wirkſamkeit für das Reich Gottes erreichen zu können; dieſes und Anderes hob meinen Muth außerordentlich. Doch war in Halai noch nicht alle Gefahr des Weges vorüber. Schon am zweiten Tage, nachdem ich von Halai aufgebrochen und in die Zaranna-Wildniß gekommen war, die meiſtens von Räubern gefährdet iſt, erſchien plötzlich ein Haufe verdächtiger Abeſſinier, welche Miene machten, uns anzugreifen, ſich aber ſchnell zurückzogen, als Kielmaier ſeinen Degen zog und als ſie unſere Gewehre ſahen. Noch ſchwieriger wurde aber die Lage meiner Karawane, als Kielmaier mit den Gepäckträgern eine Tagreiſe vor Adoa von einem kleinen Gouverneur angehalten und ihm nicht geſtattet wurde, weiter zu reiſen, bis der Gouverneur von Adoa Befehl dazu gegeben hätte. Die Feinde der proteſtantiſchen Miſſion in Adoa waren nämlich darüber betroffen, daß ſchon wieder ein Miſſionar im Lande angekommen ſei. Auch hätten die Zolleinnehmer und der Gouverneur, ſo wie überhaupt die Großen von Adoa gerne gewußt, was in den Kiſten, von deren Ankunft ſie gehört hatten, enthalten ſeyn möchte. Sie hatten deßwegen Boten ausgeſandt, den Transport aufzuhalten und nach Adoa zu geleiten, wo er an der Zollſtätte ſtreng unterſucht und beſonders das Geld gezählt werden ſollte. Ein ſolches Verfahren war bisher noch nie gegen einen Fremden beobachtet worden; man hatte bis jetzt Privatreiſende nicht wie Handelsleute behandelt und dem Zoll unterworfen. Ich war

unterwegs nach Adoa vorausgeeilt, um meine Mitarbeiter Isenberg und Blumhardt so schnell als möglich zu grüßen; ich hatte daher diese Plackereien auf dem Weg nicht persönlich zu durchleben, aber ich mußte bei der Untersuchung meiner Effekten zugegen seyn, bei der jeder einzelne Gegenstand der Kisten genau betrachtet und je der zehnte Thaler meines Geldes als dem Staatsoberhaupt gehörend verlangt wurde. Die Großen, mit dem Gouverneur an der Spitze, nahmen zwar im Augenblick nichts von meinem Eigenthum mit Gewalt, aber nach wenigen Tagen kam einer nach dem Andern und bettelte um diese oder jene Sache, die bei der Untersuchung seine Habgier gereizt hatte.

Drittes Kapitel.

Vertreibung der Missionarien aus Tigre, und mein Plan, von Mocha und Seila aus nach Schoa vorzudringen.

In Begleitung meiner Freunde Isenberg und Blumhardt machte ich bald nach meiner Ankunft in Adoa einen Besuch bei Ubie, dem Fürsten von Tigre, der in der Nähe von der Stadt Axum sein Lager hatte. Ubie nahm mich wohlwollend auf und versprach, mich zu schützen, hielt aber, wie wir bald sehen werden, sein Wort nicht, sondern ließ es geschehen, daß die protestantischen Missionarien aus dem Land vertrieben wurden. Schon vor meiner Ankunft hatte Isenberg, der Senior der Mission, es für nothwendig gehalten, ein neues Haus in Adoa zu bauen. Der Bau wurde mit der Erlaubniß von Ubie und dem Gouverneur von Adoa unternommen, erregte aber bald einiges Aufsehen, als man die Fundamente grub, und ein tiefes Loch machte, aus dem die Schiefersteine, die zum Bau genommen werden mußten, ausgegraben wurden. Die Feinde der Mission verbreiteten jetzt die Sage, die Missionarien machen einen unterirdischen Weg zwischen Adoa und Massowa, auf dem sie englische Soldaten und Kanonen zur Eroberung Abessiniens kommen lassen würden. Ubie schenkte zwar solchen Verdächtigungen kei-

nen Glauben, allein er widerstand auch von jetzt an nicht mehr entschieden den Priestern und Großen, welche theils aus religiöser Bigotterie, theils aus unbefriedigter Habsucht von Anfang an, oder wenigstens seit langer Zeit und schon vor meiner Ankunft die protestantische Mission haßten. Diese Gegner hatten nun ein leichtes Spiel, als vollends die römischen Missionarien kamen und den Abessiniern erklärten, daß die Protestanten böse Ketzer seien, die selbst in Europa nicht geduldet würden. Bald nach meiner Ankunft in Adoa erschienen nämlich die Gebrüder d'Abbadie, zwei Franzosen, welche von zwei katholischen Priestern begleitet waren. Erfreut und ermuthigt durch die von dem weißen Volk selbst ausgehende Opposition, begab sich der den Protestanten besonders feindselige Priester Kidana Mariam, der Alaka oder Vorsteher der Kirche Medhanalim in Adoa zu Ubie und verlangte die Austreibung der protestantischen Missionarien, während die römischen bleiben sollten, da sie erklärt hätten, sie seien Christen wie die Abessinier selbst. Zwar hätten nun die Protestanten vielleicht das Verbannungsurtheil abwenden können, wenn sie dem Fürsten ein die Römer überbietendes Geschenk gemacht hätten; allein sie hielten es für ein Unrecht, auf solche künstliche Weise die Mission aufrecht zu erhalten. Sie waren überzeugt, daß sie die Sache Gottes trieben und daß sie nach seinem Willen ins Land gekommen seien und nun auch nach seinem Willen es verlassen sollten. Daher zogen sie mit Ergebung in Gottes Fügung ihre Straße, wohl wissend, daß der Herr der Kirche an andern Orten Arbeit für sie haben werde, und daß Er Abessinien wieder für die Mission aufschließen könne und werde, wenn seine Stunde gekommen sei. Indessen schmerzte es mich sehr, daß ich nach kaum zweimonatlichem Aufenthalt das Land zu verlassen genöthigt war, in welchem ich so gern dem Reiche Gottes gedient hätte. Besonders schmerzte es mich, sehen zu müssen, daß die abessinischen Priester viele von den Bibeln zerstörten, welche ich nach Adoa gebracht hatte. Daß der Römer Rath bei diesem Zerstörungswerk mitwirkte, war unverkennbar, da die Abessinier nie ein Verbrechen dieser Art vor der Ankunft derselben begangen hatten. Freilich die vielen Exemplare, die in den

verſchiedenen Provinzen Abeſſiniens vertheilt worden waren, konnten nicht vernichtet werden, wie gerne es auch der Alaka und ſeine römiſchen Freunde gethan hätten. Das neue Haus blieb unvollendet und iſt nach und nach in Trümmer zerfallen. Der bewohnbare Theil wurde von dem Alaka in Beſitz genommen, nachdem er ſchon lange ein Gelüſte darnach gehabt hatte. Die Miſſionarien bedauerten ſehr, daß die Kriſe ſo ſchnell eintrat, ehe ſie den Plan ausführen konnten, nach welchem Blumhardt in Gondar und dem weſtlichen Abeſſinien, ich aber im Oſten, in Hamaſſien und Agame wirken ſollte, während Iſenberg auf der Hauptſtation zu bleiben gedachte. Im März 1838 verließen wir Adoa, wo uns kaum eine Woche Zeit zum Fortſchaffen unſerer weſentlichſten Effekten geſtattet wurde. Mit ſchweren Herzen nahmen wir Abſchied von einem Land, das die Zeit ſeiner Heimſuchung ſo ſchnöde verkannt hatte. Auf dem Weg von Adoa nach Halai gieng es uns ziemlich gut, da uns Ubie wenigſtens noch die Freundlichkeit erzeigte, einen Soldaten mitzugeben, um uns vor offenen Rohheiten und Räubereien zu ſchützen, denen wir als verbannte Ketzer ausgeſetzt geweſen wären. In Maſſowa angekommen, hielten wir Rath in Beziehung auf unſre weiteren Bewegungen. Iſenberg und Blumhardt beſchloſſen, nach Cairo zurückzukehren und dort die Entſcheidung der Committee in London abzuwarten, während ich den Entſchluß faßte, von Seila aus nach dem chriſtlichen Königreich Schoa vorzudringen, deſſen freundlicher König Sahela Selaſſie ſchon früher einen Boten an Iſenberg geſandt hatte, um ihn nach Schoa einzuladen, eine Einladung, der Blumhardt gerne gefolgt wäre, wenn er nach Gondar hätte vordringen können. Da in Maſſowa gerade kein Schiff war, das nach Mocha ſegelte, ſo gieng ich mit meinen beiden Freunden nach Dſchidda, wo ich bald ein großes perſiſches Schiff finden konnte, das mich nach Mocha brachte. Von dieſer Hafenſtadt aus gedachte ich nach Seila, eine Stadt an der Somaliküſte, überzuſetzen, um von dort aus nach Schoa zu gelangen. Ich vermuthete nämlich nach Ritters geographiſchem Werk, daß es einen Weg ins Innere von Seila und Berbera aus geben müßte. Auf dem perſiſchen Schiffe hatte ich vielfache Ge-

legenheit, die Art und Weiſe kennen zu lernen, wie die Muhamedaner ihren neuen Sklaven die Religion ihres Propheten angewöhnen und, ſo zu ſagen, einbläuen. Ein Scheich zeigte einigen Gallaknaben die Bücklinge und Kniebeugungen beim Gebet, und überhaupt den ganzen Mechanismus der muhamedaniſchen Andacht. Wenn die armen Sklaven, die kaum ein paar Worte Arabiſch verſtanden, die Formen nicht gehörig nachzuäffen wußten, ſo donnerte der Scheich auf ſie los mit Schimpfwörtern, oder gab ihnen Ohrfeigen.

Kaum war ich im Mai 1838 in Mocha angekommen, in einer Zeit, wo es außerordentlich heiß in jener Gegend iſt, als ich vom Fieber ergriffen wurde. Zum Glück fand ich einen freundlichen Engländer in der Perſon des Herrn Naylor, der kurz vorher als Agent der oſtindiſchen Compagnie in Mocha angekommen war. In Dſchidda, Koſſeir und Mocha waren anfangs engliſche Kohlendepots, ehe Aden von den Engländern in Beſitz genommen wurde. Während ich nun in Mocha verweilte, wurde ich mit einem Mann aus Schoa bekannt, den der König Sahela Selaſſie nach Arabien geſandt hatte, um verſchiedene Gegenſtände für ihn anzukaufen. Von dieſem Mann erfuhr ich, daß der König ſich freuen würde, wenn Europäer in ſein Land kämen, daß der Weg nach Schoa nicht über Seila führe, ſondern über Tadſchurra, einen Handelsort, der an der Küſte des Adelenlandes liege. Ich war zwar ſehr erfreut über dieſe wichtige Nachricht, konnte mich aber für jetzt, meiner leidenden Geſundheit wegen, nicht entſchließen, mit dem Schoaner nach ſeiner Heimath zu reiſen, ſondern kehrte auf Herrn Naylors Rath nach Cairo zurück. Von Mocha ſegelte ich nach der Stadt Hodeida, von wo ich zu Land in drei Tagen Loheia erreichte. Da damals dieſe arabiſchen Küſtenorte in den Händen des Paſcha von Egypten waren, ſo konnte man mit Sicherheit im Innern der arabiſchen Küſte reiſen. Man traf überall Europäer an, die in der Armee des Paſcha dienten. In Hodeida lebte ein polniſcher Arzt, und in Loheia ein Pharmazeut aus Baiern, der mich ſehr freundlich aufnahm und behandelte. Auf dem Landweg zwiſchen Hodeida und Loheia wurde ich von einem heftigen Wind beun-

ruhigt, der die Luft ſo ſehr mit Sand erfüllte, daß man keine zwei Schritte weit vor ſich ſehen konnte. Die Kameele mußten ſich lagern und die Reiſenden ſich hinter ihnen verbergen. Ich machte die dreitägige Landreiſe mit einem abeſſiniſchen Knecht und zwei arabiſchen Beduinen. Merkwürdig war mir die Wahrnehmung, daß die Kameele meiſtens den durch Sand verſchütteten Weg ſelbſt bei Nacht fanden, wenn ihre Herren rathlos waren. Die Thiere blieben oft ein wenig ſtehen, als ob ſie mit den Füßen den Weg unterſuchen wollten.

Von Loheia aus reiste ich auf einem kleinen arabiſchen Schiff nach Dſchidda. Das Schiff war einmal in der größten Gefahr, an einem Felſen in der Nacht zerſchmettert zu werden. Der Kapitän hatte denſelben noch nicht ſo nahe geglaubt, und ſteuerte deßhalb ſorglos in ſeiner Richtung fort, als auf einmal der Mond aus der ſchwarzen Nacht (es war ungefähr 2 Uhr Morgens) hervorkam und die See etwas erhellte. Mit Schrecken ſah der Steuermann die drohende Gefahr noch zu rechter Zeit, um ihr durch Umlenkung des Schiffs entrinnen zu können. Das Leben eines Reiſenden hängt oft nur an einem Haar. Was müßte aus ihm werden, wenn nicht, wie die Schrift ſagt, der Hüter Iſraels, der nicht ſchläft noch ſchlummert, ſeine Hand über ihm hielte! Ich habe hievon zahlreiche Erfahrungen zu Waſſer und zu Land gemacht; daher ich auch jetzt mein Leben als ein mir 100 Mal wiedergeſchenktes, und deßwegen auch als dem Herrn allein angehöriges betrachten kann.

Die Seefahrt von Loheia nach Dſchidda war meiner Geſundheit ſehr zuträglich und ich kam ziemlich befreit vom Fieber in Dſchidda an. Von dort reiste ich auf einem Segelſchiff des Paſcha's von Egypten in 28 Tagen nach Koſſeir. Die Fahrt war wegen des ſtarken Nordwindes ſehr ſtürmiſch und oft gefährlich. In Dſchidda war jetzt ein geborner Engländer, Namens Ogilvie, als Conſul aufgeſtellt; dagegen fungirte in Koſſeir noch ein Araber als Agent der oſtindiſchen Compagnie, der mich freundlich aufnahm und mir die nöthigen Kameele zur Reiſe durch die Wüſte bis an den Nil bei Kenneh verſchaffte, wo die engliſche Regierung ebenfalls einen Araber als Agenten angeſtellt hatte. Auf

dem Wege zwiſchen dem Nil und der Stadt Koſſeir, die ſehr ſchlechtes Waſſer hat, war mir beſonders die Menge todter Kameele aufgefallen, welche die Luft verpeſteten. Auch war die Hitze auf dieſem Weg bedeutend größer als zwiſchen Cairo und Sues. Von Kenneh aus beſuchte ich die Alterthümer in Luxor, Karnak und Dendera, über welche ich bei meinem erſten Aufenthalt in Cairo Vieles geleſen hatte. Die koptiſchen Chriſten in Kenneh beklagten ſich ſehr über die Mißhandlungen, welche ſie von Seiten der Muhamedaner erfahren mußten. Auf der Nilfahrt von Kenneh nach Cairo hätte es mir bei der Stadt Minie ſehr übel gehen können. Es waren damals einige Diſtrikte im Aufruhr gegen den Paſcha begriffen, was mir aber zur Zeit unbekannt war. Da ich ſeit einigen Tagen ein geladenes Gewehr bei mir hatte, ſo wollte ich daſſelbe los ſchießen. Ich feuerte zwar in die Luft, allein die Kugel fuhr pfeiffend über die rebelliſchen Araber hin, die in der Nähe des Ufers Wache hielten. Sogleich gaben dieſe Feuer auf mein Boot, das von mehreren Kugeln getroffen wurde. Der Kapitän ſchrie aus vollem Halſe: „Ich führe den engliſchen Conſul," worauf das Schießen nachließ. Bei meiner Ankunft in Cairo (im September 1838) fand ich Miſſionar Iſenberg mit ſeiner Familie noch daſelbſt auf die Beſchlüſſe der Committee wartend. Bald darauf kam auch Herr Kielmaier aus Abeſſinien zurück. Dieſer erbot ſich, mich nach Schoa zu begleiten. Da ich aber im November deſſelben Jahrs noch einmal ſo bedeutend erkrankte, daß man für mein Leben fürchtete, ſo entſchloß ſich Miſſionar Iſenberg nach meiner Wiedergeneſung, mit mir nach Schoa zu gehen, während Kielmaier ſich an den Franzoſen Rochet anſchloß, um ſpäter nachzukommen.

Im Januar 1839 reisten wir von Cairo ab, begleitet von einem deutſchen Bedienten aus Hamburg, der von Profeſſion ein Gerber war. In Sues fanden wir ein großes arabiſches Schiff, das muhamedaniſche Pilger nach Dſchidda führte. Das Schiff war mit Leuten aus Darfur, Egypten und Kleinaſien ſo angefüllt, daß wir nur ſo viel Platz auf dem Verdeck fanden, als gerade hinreichte, um auf dem Bretterboden liegen zu können. Das Getümmel auf dem Schiff war entſetzlich, beſonders wenn das

Meer unruhig wurde. In der Kabine hatte ein türkiſcher Bey mit ſeinen Bedienten Platz genommen; dieſer berauſchte ſich täglich mit Branntwein in ſo hohem Grade, daß er ſelten nüchtern war. In ſeinem beſoffenen Zuſtand mißhandelte er den arabiſchen Kapitän und ſeine Matroſen, und überhaupt Jedermann, der ihm nahe kam, ſo, daß wir erklären mußten, das Schiff im nächſten Hafen zu verlaſſen und bei dem engliſchen Conſul Klage gegen den Bey vorzubringen. Dieſe Erklärung wirkte wenigſtens ſo weit, daß der Bey die Matroſen nicht mehr ſchlug, übrigens aber im Branntweinſaufen fortfuhr. Und doch ging er auf die Pilgerfahrt nach Mekka. Wir ſehnten uns ſehr nach dem Hafen von Dſchidda, da wir auf dem offenen und engen Schiffe den größten Unbequemlichkeiten ausgeſetzt waren. Unſere Kleider wimmelten von Ungeziefer in Folge des Zuſammenwohnens mit den Pilgern, welche voll Schmutz und voller Läuſe waren, die ſie nicht einmal tödteten, ſondern nur aus ihren Kleidern ausſchüttelten und ſo ihren Nachbarn zum Beſten gaben. Nach 22 Tagen wurden wir endlich aus dieſem Zuſtand erlöst. In Dſchidda nahm uns der engliſche Conſul Ogilvie freundlich auf, und beherbergte uns gütig. Als wir den alten Muallem Juſuf fragten, ob er keine kaufmänniſche Verbindungen mit Mocha und Seila habe, und uns nicht an ſeine dortigen Freunde empfehlen könne, ſo antwortete er ganz laconiſch: „Wer wird mit Leuten jenſeits Babelmandeb Verbindung haben.“ Sind jene Leute doch nur „Hamir wa Bahàim,“ d. h. Eſel und Thiere.“ Dieß waren die einzigen Nachrichten, welche wir in Dſchidda über Seila einziehen konnten. Faſt hätte ich mich entſchoſſen, den Weg nach Schoa über Maſſowa, Tigre und die Wollo-Galla-Länder zu verſuchen, während Iſenberg über Seila vordringen ſollte. Wir fanden es jedoch für gerathener, beiſammen zu bleiben.

In Dſchidda mietheten wir für 60 Thaler ein Boot bis Mocha, wo wir nach unſerer Ankunft ſo glücklich waren, einen Dankalli-Mann, Namens Muhamed Ali, aus dem Adal-Stamm Dewene Kwema zu finden, der für die Summe von 50 Thalern bereit war, als Führer uns nach Schoa zu begleiten. Er verlangte zuerſt 100 Thaler, ließ aber mit ſich handeln. Dieſer

Mann hatte viel Einfluß an der Küſte und im Innern. Von Mocha wollten wir zuerſt nach Aden gehen, das kurz vorher von den Engländern in Beſitz genommen worden war, wurden aber durch widrigen Wind verhindert, unſer Vorhaben auszuführen. Unſere Hauptabſicht war, den Gouverneur von Aden kennen zu lernen und uns mit mehr Geld zu verſehen für die lange Reiſe. Wir lagen acht Tage lang vor Anker an der arabiſchen Küſte, in der Nähe von Babelmandeb; da aber der Oſtwind ſich nicht änderte, ſo beſchloſſen wir nach Seila zu fahren und den Geldpunkt, wie drückend er auch war, der Vorſehung GOttes zu überlaſſen. Bei unſerer Ankunft in Seila, dem Hauptort an der Küſte des Somali-Landes, erkundigten wir uns über den Weg nach Schoa, vernahmen aber, daß wohl Karawanen nach Harrar gehen, aber nicht nach Schoa, wohin der Weg über Tadſchurra, ein großes Dorf an der Küſte des Adal- oder Adelen-Landes, führe. Der Gouverneur von Seila, der jedesmal vom Gouverneur von Mocha für die Summe von 400 Thalern ernannt wird, nahm uns zwar freundlich auf, hielt ſich aber auch dazu für berechtigt, uns durch einen Bedienten um ein gutes Trinkgeld bitten zu laſſen. Ich gab ihm meinen arabiſchen Kaftan (ich trug nämlich einen arabiſchen Anzug in der erſten Zeit meines Aufenthalts in Oſtafrika, legte ihn aber bald wieder ab, da ich das Unbequeme deſſelben fühlte), den der Gouverneur aber wieder zurückſtellte mit der Bemerkung, daß ihm 100 Thaler lieber geweſen wären. Wir erklärten ihm, daß wir kaum ſo viel Geld hätten für die Fortſetzung unſerer Reiſe, und daß, wenn er den Kaftan nicht wolle, wir ihm nichts anderes von einigem Werth anbieten könnten. Mit dieſer Erklärung war er auch zufrieden.

Wir ſegelten nun von Seila nach Tadſchurra, wo unſer Reiſeziel bereits bekannt war. Der ſogenannte Sultan von Tadſchurra, ein alter, finſter ausſehender, im übrigen einfacher und gutmüthiger Mann, hielt Rath mit ſeinem Weſir und ſeinem Divan, und erlaubte uns zu landen, verſchaffte uns auch eine mit Matten bedeckte Hütte bei den Verwandten des in Mocha engagirten Führers, Muhammed Ali, welcher bald ſelbſt auch ankam. Das

Dorf Tadſchurra (oder Tagurrä) liegt in einer großen Ebene, am Ufer einer ſchönen Bai, die ſich von Tadſchurra noch weiter ins feſte Land hineinerſtreckt, und die das Somali- und Adal-Land von einander ſcheidet. Die Einwohner von Tadſchurra leben hauptſächlich von Schaafen, Ziegen, vom Fiſchfang und vom Handel, den ſie mit Arabien und Schoa treiben. Seitdem Aden von den Engländern in Beſitz genommen worden iſt, treiben die Tadſchurraner auch einen Holzhandel. Tadſchurra war bis in die neueſte Zeit der Ort, von wo viele Sclaven, beſonders Galla und Chriſten von Gurague nach Arabien verkauft wurden. Der alte Sultan gab ſich das Anſehen, als ob er der König aller Adalſtämme wäre, was aber höchſtens nominell der Fall iſt. Die Adals oder Adalen heißen ſich in ihrer eigenen Sprache „Afer," wobei man an das hebräiſche Ophir denken könnte, wenn man Hypotheſen aufſtellen wollte. Es wäre aber immerhin möglich, daß die ganze ſüdlich von Babelmandeb gelegene Ländermaſſe früher Ophir genannt worden wäre, entſtanden aus dem Wort Afer. Auch läßt es ſich denken, daß das Afer- oder Ophirland von der Königin von Arabien beherrſcht worden wäre, welche auch die Königin von Abeſſinien geweſen ſeyn ſoll. Da Süd-Arabien zur Zeit Salomos unſtreitig eine gewiſſe Stufe der Kultur beſeſſen hat, ſo iſt es ja wohl denkbar, daß die Hamiaritiſchen Könige die Mittel und Macht hatten, ihren Einfluß weithin über Oſtafrika oder Ophir auszudehnen.

Wir wurden beinahe vier Wochen in Tadſchurra hingehalten durch die Unterhandlungen, welche wir wegen der Transportkoſten mit den Eingebornen anknüpfen mußten. Die Beſitzer der Kameele verlangten zuerſt 23 Thaler für eine Kameelslaſt von Tadſchurra bis an die Berge von Schoa. Sie behaupteten, 23 Thaler ſei der Preis eines Sclaven in Tadſchurra. Wir erklärten ſogleich, daß wir nichts mit der Sclaverei zu thun hätten, und daß wir nach unſern bisherigen Erfahrungen für 30 Stunden Wegs nur drei Thaler bezahlen könnten. Da es nun von Tadſchurra bis Schoa höchſtens 120 Stunden ſeyn könne, ſo würden wir gerne 12 Thaler für jede Kameelslaſt bezahlen. Die Tadſchurraner ließen ſich dieß nicht gefallen, ſondern verlangten 17 Thaler als den

niedrigſten Preis, um den ſie Kameele herbei ſchaffen wollten. Wir hatten nach langer Unterhandlung keine andere Wahl, als uns dieſer Beſtimmung zu fügen, da die heiße Jahreszeit immer näher rückte, und da wir befürchteten, unſere geringe Baarſchaft in Tadſchurra aufzehren zu müſſen. Der alte Sultan, der einmal über das andere bettelte, wurde mit einem Präſent von ſieben Thalern abgefertigt. Er war ſo gemein, daß er uns einmal einen Topf Milch in beiden Händen haltend, zum Geſchenk brachte, und dann auf ſolche Kleinigkeiten geſtützt ſeine Gegengeſchenks-Anſprüche gründete.

Am 27. April 1839 konnten wir endlich von Tadſchurra abreiſen, und nun ſollte ich aus perſönlicher Anſchauung mit dem Land bekannt werden, das ich in meiner Jugend auf der erſten Landkarte, die ich ſah, ſo leer und öde gefunden hatte. Das erſte Dorf, das auf dem Weg von Tadſchurra nach dem Innern erreicht wurde, heißt Ambabo, wo die kleine Karawane übernachtete. Am nächſten Tag brachen wir in aller Frühe auf, und erreichten bald die Karawanenſtationen Dullul, Sukta und Saggallo. Von hier ging es in ſüdweſtlicher Richtung weiter hinab zum Salzſee Aſſal, wo die Danákil *) ihr Steinſalz in der Form von Wetzſteinen aushauen, um es nach Abeſſinien zu verkaufen, wo es als Münze gilt. In Schoa z. B. bekam man gewöhnlich 20 Stücke für einen Conventions-Thaler. Weiter im Innern Afrika's bekommt man nur zehn und zuletzt nur fünf Stücke für einen Thaler, oder für ein Stück Tuch, das einen Thaler werth iſt. Der Salzſee iſt etwa zwei Stunden lang und eine Stunde breit.

Nachdem wir vom erſten Mai an unter vielen Schwierigkeiten und Entbehrungen durch Hitze und Waſſermangel immer weiter in die Adal-Wüſte vorgedrungen waren, wo wir nur ſelten Hütten und Menſchen fanden, erreichten wir am 17ten Hasnadera, einen Ort, wo Muhamed Ali's Vater, der Scheich Ali, gewöhnlich Ali Abe genannt, wohnte, der uns auf der zweiten Hälfte

*) Adal iſt der abeſſiniſche Name, Danakil (Singular Dankalli) aber der arabiſche Ausdruck zur Bezeichnung der Afer-Nation. Die Adal-Sandwüſte iſt eben und hat nur hie und da leichte Erhebungen oder Hügel. Sie iſt waſſerarm und daher nur da und dort bewohnbar. Wir ſahen außer Gazellen und Straußen wenig wilde Thiere. Einmal wurden wir von Elephanten beunruhigt, vor denen ſich die Kameele äußerſt fürchten.

unſeres Wegs bis Schoa geleiten ſollte. Von jetzt an wurde die Reiſe gefährlicher. Südlich von der Karawanenſtraße hauſen nämlich die wilden Galla, und nördlich die feindlichen Modeitu, ein Adalſtamm, der den Dewene Kwema ſchon viel Schaden gebracht hat. Wir kamen jetzt mehr mit den Adals zuſammen, welche überall um Pfeffer, Nadeln und beſonders um Tabak baten.

Am 29. Mai paſſirten wir den Hawaſch-Fluß bei der Furt Melkukuju, welches eigentlich Furt, Paſſage heißt. Wir übernachteten im Freien an dem holzreichen Ufer des Hawaſch, wo es viele wilde Thiere gibt. Während wir alle ſchliefen (denn auch die Wächter waren eingeſchlafen), ſchlich ſich eine Hyäne ſo nahe an unſere Betten hin, daß wir ſie hätten mit den Händen greifen können. Wir bemerkten ihr Dageweſenſein erſt Morgens an den Fußtritten, die ſie im Sand zurückgelaſſen hatte. Wir dankten Gott für dieſe merkwürdige Bewahrung.

Der Hawaſch-Fluß war über zwei Fuß tief in der trockenen Jahreszeit. Seine Breite war gegen 60 Fuß, und ſeine Ufer 15 bis 20 Fuß hoch. Er läuft gegen Nord und Nordoſt und ſoll ſich öſtlich von Auſſa im Sand verlieren. Weſtlich vom Hawaſch iſt ein kleiner See, wo es Flußpferde und Krokodile in Menge gibt. Von letztern tödteten unſere Leute eines, das nahe am Ufer war. Seine Länge betrug neun Fuß. Nachdem wir vom Hawaſch aufgebrochen waren, kamen wir in das ſchöne Thal Kokai, wo wir gutes Waſſer, viel Vieh und große Bäume fanden, und überhaupt erkennen konnten, daß wir in der Nähe des Hochlands angekommen waren, das wir ſchon in Hasnadera erblickt hatten. Am 31. Mai erreichten wir den Grenzort Dinomali, wo der ſchoaniſche Zolleinnehmer und Grenzſtatthalter unſer Gepäck in Augenſchein nahm. Merkwürdigerweiſe fand ich da den königlichen Knecht, Hadſchi Adam, den ich früher in Mocha geſehen, und der mir Tadſchurra als den Eingangs-Hafen nach Schoa bezeichnet hatte. Sogleich wurde vom Statthalter Sr. Schoaniſchen Majeſtät berichtet, daß die beiden Gypzis (ſo heißen die Europäer in Abeſſinien), welche Hadſchi Adam in Mocha abholen ſollte, angekommen ſeien.

Viertes Kapitel.

Mein Aufenthalt in Schoa.

Bis eine Antwort vom König von Schoa zurückkam, mußten wir in Farri am Fuß des Hochlandes warten, da kein Fremder ohne königliche Erlaubniß Schoa weder betreten noch verlassen darf. Auch die christlichen Unterthanen des Königs dürfen nicht nach der Küste durch das Adal-Land reisen, sondern müssen über Massowa gehen, wenn sie nach Arabien, Egypten und Jerusalem pilgern wollen. Nachdem die königliche Gestattung zur Weiterreise (womit der Befehl an den Grenzgouverneur, die Reisenden mit Gepäckträgern und Zehrung auf dem Weg zu versehen, verbunden war), uns erreicht hatte, brachen wir am 2. Juni von dem fieberreichen Dorf Farri auf und stiegen das Hochland von Schoa hinan. Den ersten Tag erreichten wir das große Dorf Alin Amba, das auf einem steilen Felsen liegt und meist von Muhamedanern bewohnt wird. Alin Amba ist der Hauptmarkt des östlichen Schoa. Am 3. Juni erstiegen wir den hohen Berg, auf dem Ankober, die Hauptstadt von Schoa, liegt, von wo aus sich uns eine entzückende Aussicht in das Adal-Niederland darbot.

Am 7. Juni hatten wir in der Nähe des Dorfes Islam Amba eine Audienz bei dem König Sahela Selassie, der uns freundlichst empfing und uns nach dem Zweck unserer Reise fragte, den wir einfach darein setzten, daß wir gekommen seien, das Wort Gottes in Schoa zu verbreiten, und den abessinischen Christen zu gründlicher Erkenntniß des Evangeliums förderlich zu werden; auch würden wir dieselben in andern nützlichen Dingen unterrichten, und denen, die es wünschen und bedürfen, ärztliche Hülfe leisten. Der König gab uns einen Knecht, der uns stets begleiten, schützen, uns mit Speise und Trank versehen, und unsere Wünsche vor den König oder seine Minister bringen sollte. Der Minister des Auswärtigen hat bei 300 Diener um sich, deren Amt es ist, die Fremden zu bedienen, und Botschaften vom König oder Minister nach allen Theilen des Landes, oder an abessinische Fürsten zu überbringen. Ein solcher Diener heißt Afero in

Schoa. Mehrere hundert Fremde (von verſchiedenen Theilen Abeſſiniens) erhalten täglich Dirgo, d. h. Rationen von Brod, Fleiſch, Honigwein, Bier u. ſ. w. Der Dirgo wird durch die Aſerotſch (plural von Aſero) dem einzelnen Dirgognia, d. h. der Perſon die Dirgo erhält, zugeſchickt. Dieſe Einrichtung iſt für Fremde ſehr bequem, da ſie auf dieſe Weiſe auf Koſten des Königs leben können, dem ſie von Zeit zu Zeit nur ein Geſchenk zu geben brauchen.

Am 6. Juni zogen wir auf den Wunſch des Königs mit ihm nach Angolala, der zweiten Hauptſtadt von Schoa, die in der unmittelbaren Nähe der Gallaſtämme liegt. In den erſten Unterredungen, die wir in Angolala mit dem König hatten, erſuchten wir ihn um eine Anzahl Knaben, die wir unterrichten, und an deren Fortſchritten wir ihm zeigen wollten, was eigentlich unſer Zweck und Beruf im Land ſei. Er verſprach uns, ſechs Knaben zu geben, aber ſpäter nahm er ſein Wort zurück, unter dem Vorwand, er brauche nicht ſowohl geiſtliche Lehrer, als vielmehr Künſtler, Aerzte, Maurer, Schmiede u. ſ. w. Die Handwerker liebte er ſo ſehr, daß er oft perſönlich in die Werkſtätten der Weber, Büchſenmacher und Schmiede gieng, um ihre Arbeiten zu beſehen, welche ſogleich verändert werden mußten, wenn ſie ihm mißfielen.

Nachdem am 13. Juli das abeſſiniſche Feſt Selaſſie gefeiert worden war, ſo kehrte der König, der Sitte gemäß, nach Ankober zurück, wo er überhaupt die Regenzeit zuzubringen pflegte. Wir erhielten den Befehl, auch nach Ankober überzuſiedeln und dort zu wohnen. Als wir aber der Hauptſtadt nahe kamen, wurden wir ohne beſondere Erlaubniß des Statthalters nicht eingelaſſen, wie es bei neuen Fremden immer der Fall iſt, die ſehr beſchränkt werden, bis ſie mehr bekannt geworden ſind. Ueberhaupt kann ein Fremder in Schoa ſich weder rechts noch links bewegen, ohne die ſpecielle Erlaubniß des Königs, der alle ſeine Schritte beobachten und bewachen läßt. Im übrigen Abeſſinien hat der Fremde zwar mehr Freiheit der Bewegung, muß aber auch mehr auf eigene Koſten reiſen und leben. Da Miſſionar Iſenberg nur zunächſt die Abſicht gehabt hatte, mich nach

Schoa zu begleiten, und dann nach Cairo und Europa zurückzukehren, um amharische Schriften für den Druck vorzubereiten, und diesen in London auszuführen, so erklärte er bald nach seiner Ankunft in Ankober dem König seinen Entschluß, das Land wieder verlassen zu wollen. Nachdem wir lange vergeblich gesucht hatten, vom König Knaben zum Unterricht zu erhalten, beschlossen wir, Jeden aufzunehmen, der sich freiwillig bei uns melden würde. Es gelang uns auch bald, einige Knaben zu bekommen. Unter ihnen war besonders einer, mit Namen Guebra Georgis, der viele Fähigkeit und eine große Freude am Lernen hatte. Ich las mit ihm die amharische Bibel, und unterrichtete ihn überdieß in der Geographie und Geschichte, die ihm viel Freude machte.

Am 10. October 1839 verabschiedete sich Isenberg vom König, der ihm zwei schöne Maulthiere, einen großen Elephantenzahn, 50 Thaler und einige andere Kleinigkeiten nebst Mundvorrath für die Reise schenkte, und ihm versprach, mich, seinen zurückbleibenden Freund, wie einen Sohn zu behandeln. Die Abreise Isenbergs, welche erst den 12. November Statt fand, machte einen sehr wehmüthigen Eindruck auf mich, den nun allein lebenden Missionar im Schoa. Nur die Verheißung Jesu: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende," konnte mich in meiner einsamen Lage trösten und aufrecht halten.

Am 13. November kam der König von seinem Feldzug gegen die Galla in Muger zurück; er hatte auf einem Berge Kirchen und Christen gefunden, die durch die Galla in den Niederungen von der schoanischen Kirche getrennt worden waren. Dergleichen christliche Ueberreste wird man noch hie und da in den Gallaländern entdecken. Kurz vor der Abreise Isenbergs kam der Franzose Herr Rochet in Schoa an und brachte dem König eine Pulvermühle neben andern bedeutenden Geschenken, die ihn bei dem Fürsten sehr beliebt machten. Rochet hatte mit dem oben erwähnten württembergischen Offizier, Herrn Kielmaier, Egypten verlassen, um nach Schoa zu reisen; da beide Herren unterwegs mit einander zerfallen waren, so reiste Rochet allein nach Schoa, und Kielmaier blieb in Aden zurück, bis er die

nöthigen Mittel zur Reiſe erhalten hatte. Er kam zwar ſpäter noch nach, unterlag aber den großen Anſtrengungen der Reiſe in der Adalwüſte. Die Nachricht von ſeinem Tod war mir äußerſt ſchmerzlich, da er mir und meinen Freunden in Tigre ſo viele Dienſte erwieſen hatte. Fieber und Dyſenterie, die er ſich durch ſchlechtes Waſſer zuzog, ſoll den talentvollen und energiſchen Mann aufgerieben haben.

Nach der Abreiſe Iſenbergs fieng ich an, die Gallaſprache zu lernen, in der Hoffnung und mit der Abſicht, ſobald als möglich dieſes in Afrika weit verbreitete Volk zu beſuchen und eine Miſſion unter demſelben zu gründen. Wenn jener römiſche Miſſionar ſagte: „Gebt uns China, ſo haben wir Aſien," ſo mußte ich ſagen: „Gebt uns die Galla, ſo haben wir Central-Afrika. Bei meiner Ueberſetzung des Neuen Teſtaments in die Gallaſprache wählte ich lateiniſche Buchſtaben, was den Abeſſiniern ſehr mißfiel, da ſie meinten, ich ſollte äthiopiſche gewählt haben. Vom Anfang meines Aufenthalts in Schoa an ließ ich es mir angelegen ſeyn, Nachrichten über die Galla, ihre religiöſen Begriffe, ihre Sitten und Gebräuche, ihre geographiſche Ausdehnung u. ſ. w. einzuziehen. Ueberhaupt ſchien es mir Pflicht zu ſeyn, die Kunde Afrika's in geographiſcher und ethnographiſcher Beziehung ſo viel als möglich zu fördern, da ich in Verhältniſſen lebte, welche vielfache Gelegenheit hiezu boten. Beſonders erregten die chriſtlichen Ueberreſte im Süden meine Aufmerkſamkeit. Die Stämme von Gurague, Kambat, Wolamo, Kortſchaſſi, Sendſchero, wo noch Chriſten ſeyn ſollen, intereſſirten mich ſehr. Aus Gurague erhielt ich öfters Beſuche von chriſtlichen Prieſtern, durch welche ich eine Anzahl Neuer Teſtamente in jenes Land ſandte. Auch lag es mir daran, ſo viel äthiopiſche Manuſcripte als möglich zu ſammeln, um gründlich mit der abeſſiniſchen Literatur bekannt zu werden. Von dieſen Manuſcripten habe ich nach und nach gegen 80 nach Europa geſandt. Auch begleitete ich den König auf mehreren militäriſchen Expeditionen gegen die Galla im Süden. Dieß geſchah aber nicht in feindlicher Abſicht, ſondern um Gelegenheit zu haben, theils unbekannte Gegenden kennen zu lernen, theils und hauptſächlich um das Wort Gottes zu verkündigen

unter den Tauſenden von Soldaten, welche der König auf ſolchen Expeditionen mit ſich führt, die er im Januar, Juni und October zu veranſtalten pflegt, um den ſchuldigen Tribut von den Galla einzuziehen und weitere Eroberungen zu machen. Der erſte Feldzug, den ich mit dem König im Januar und Februar 1840 machte, führte mich in das Gebiet der Abedſchu, Woberi, Gelan, Dembitſchu, Finfini (wo heiße Quellen ſind, die viel Schwefel haben), Mulofalada, Metta Robi, Wogidi, Metta und Kuttai-Galla Stämme. Im Gebiet der Letztern fragte ich in Verbindung mit Herrn Rochet, welcher die Expedition mitmachte, den König über die Quelle des Hawaſchfluſſes, und ob Se. Majeſtät die Expedition nicht bis dorthin ausdehnen wolle. Der König antwortete: ſo viel er wiſſe, ſei zwiſchen den Galla-Stämmen Soddo, Betſcho Woreb und Metſcha eine ſumpfige Gegend, aus der der Fluß entſpringe; die Armee werde aber dießmal nicht ſo weit vordringen. Und in der That gab der König noch an demſelben Tag den Befehl, nach Angolala auf einem andern Weg zurückzukehren, ſo daß ich und Rochet das Vergnügen entbehren mußten, eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben. Deſſenungeachtet hat Herr Rochet in ſeinem ſpäter herausgegebenen Reiſewerk behauptet, er habe die Quellen des Hawaſch geſehen, indem ihm der König eine Eskorte dorthin gegeben habe. Beides iſt aber eine entſchiedene Unrichtigkeit. Erſtens war die Armee noch einige Tage von der Sumpfgegend entfernt, und zweitens wagte es der König nicht, ſelbſt an der Spitze der ganzen Armee ſo weit vorzudringen. Wie hätte eine Escorte von ſogar 1000 Mann ein ſolches Wagſtück unternehmen können. Ein Reiſender, der ein Gewiſſen hat, wird nie ſagen, er habe etwas geſehen, was er doch nicht geſehen hat. Leider wird aber oft ſo gewiſſenlos von Reiſenden gehandelt, die nur ſchnell ein Buch ſchreiben, und Ehre und Einkommen auf Koſten der geographiſchen Wahrheit erwerben wollen. *)

Die Weiſe des Königs auf ſeinen Expeditionen iſt, den

*) Rochet ſagte einmal auf dieſer Expedition zu mir: Herr Krapf, wir müſſen ſagen, daß wir die Hawaſchquellen geſehen haben. Als ich erwiederte, daß dieß nicht wahr ſei, und wer ſie nicht geſehen hätten, ſagte er lachend: O wir müſſen Philoſophen ſeyn.

Galla, die den Tribut verweigern, die Dörfer, Wieſen, Getreidefelder anzuzünden und zu verwüſten, die männliche Bevölkerung, die nicht entflohen iſt, zu tödten, die Weiber und Kinder aber gefangen zu nehmen, und ſie hernach gegen ein Löſegeld zurückzugeben, wenn der abtrünnige Stamm ſich ergeben hat. Hauptſächlich aber ſucht er die Viehheerden wegzunehmen. Jeder Stamm wird zuerſt aufgefordert, ſich zu ergeben. Geſchieht dieß, ſo wird kein Dorf angezündet und die Einwohnerſchaft geſchont. Die Galla ſind eigentlich thöricht, daß ſie ſich dieſen Verheerungen ausſetzen, da ſie ſich durch mäßige Abgaben von Vieh, Pferden und Getreide ſicher ſtellen könnten. Aber ihr Stolz und ihre Freiheitsluſt treibt ſie zu beſtändigen Empörungen und Niederlagen. Wie Schade iſt es doch, daß dieſe ſchönen Länder nicht beſſer benutzt werden, denn die Galla haben ſo fruchtbare, waſſer- und weidereiche Gegenden, geeignet für den Landbau ſowohl als für die Viehzucht, daß man in Europa ſich keine Vorſtellung von ihrer Schönheit machen kann. Dabei iſt das Klima ſo mild, ſo geſund, wie in Italien oder Griechenland. Beſonders ſchön ſind die Gebiete von Mulofalada, Adaberga, Metta und Metſcha, wo es auch viele und ſchöne Waldungen gibt, in denen der hohe Juniperbaum beſonders zu nennen iſt.

Bei den militäriſchen Umzügen iſt der König gewohnt, Morgens um 8 Uhr aufzubrechen, nachdem er von Tagesanbruch an Gericht gehalten und ſeine Befehle ausgetheilt hat. Auf dem Marſch wird dann und wann gehalten, um die Berichte der Generale anzuhören; denn der König iſt die Seele des Ganzen. Nachmittags 3 oder 4 Uhr wird an einem ebenen und grasreichen Ort ein Lager bezogen. Die meiſten Soldaten ſind zu Pferd oder zu Mauleſel. Die Weiber, Sklaven und Frohnleute gehen zu Fuß und tragen Honigwein, Bier, Mehl, Getreide u. ſ. w. für die Soldaten. Unter 50,000 Menſchen beſteht kaum der dritte Theil aus eigentlichen Kämpfern. Daher auch ein Feldzug von langer Dauer nicht Statt finden könnte, indem die Laſttragenden zu Grunde giengen, oder ein allgemeines Murren und Empören ausbrechen würde. Auf dieſen Umſtand muß der König Rückſicht nehmen, ſo unumſchränkt auch ſeine Gewalt

ist. Oft gibt sich der König auch auf solchen Zügen mit der Jagd von Büffeln, Elephanten u. s. w. ab. Gerade auf der bezeichneten Expedition erlegte er einen Büffel, daher eine der vielen Hofsängerinnen ausrief: „Galla bialákabat, gosch gabábat," d. h. da es ihm an Galla zu erlegen fehlte, gieng er auf die Büffel los. Da der König somit auf diesem Feldzug etwas getödtet hatte, so zog er mit großer Feierlichkeit in Angolala ein, wo ihn die Priesterschaft segnend empfieng in seinem ganzen eigenthümlichen Kopfschmuck und in seiner schönen Kleidung, die er bei solchen Gelegenheiten trägt. Die Soldaten feierten ihre Gewehre ab und erhoben ein Freudengeschrei. Die Trophäen der erschlagenen Galla, das heißt die abgeschnittenen und ausgestopften männlichen Glieder derselben hatten sie an den Armen hangen. Je mehr Einer solche Trophäen aufweisen kann, je mehr Werth hat seine Tapferkeit und sein Name, und die ganze Familie empfängt ihn mit Trommeln, Freudengeschrei und einer herrlichen Mahlzeit. Auch empfangen die Tapfersten vom König Pferde, Maulesel u. s. w. als Belohnung. Freilich geht die Tapferkeit mancher Schoaner eben nur so weit, daß sie Esel entmannen und dann vorgeben, Galla erschlagen zu haben, um nicht ohne eine Trophäe nach Hause zu kommen. Ja gerade auf dieser Expedetion kam es vor, daß Einer seinen Kameraden erschlug und emasculirte.

Das Mitziehen auf die Expeditionen des Königs, die zwei bis drei Wochen dauern, also keine lange Abwesenheit von meiner Schule in Ankober erforderten, brachten mir mancherlei Nutzen. Ich lernte die südlichen Galla näher kennen, machte mit Einigen, namentlich mit dem tapfern Tschara, Sohn der Fürstin des Stammes Mulofalada, Freundschaft, und habe hauptsächlich drei Orte bemerkt, wo eine Gallamissionsstation errichtet werden könnte, nämlich erstens auf dem Berg Jerrer, auf dem Wege zwischen Angolala und Gurague, zweitens im Stamme Mulofalada bei Tschamie, der Mutter des Tschara, und drittens in Ruger, in der Nähe von Debra Libanos, nicht weit vom blauen Flusse. Ferner, ich habe auf dieser Expedition mit Hohen und Niedern in Schoa und Efat Bekanntschaft gemacht, und oft vor

einer großen Anzahl Menschen über das Wort Gottes und andere nützliche Dinge geredet, habe viele Uebung in der amhariſchen Sprache gehabt, und habe das Weſen und Treiben der Schoaner genauer beobachten können. Endlich, meine Geſundheit hat ſich gekräftigt, und das freundliche Verhältniß des Königs zu mir iſt vor ſeinem ganzen Volk offenbar geworden.

Eine zuſammenfaſſende Beſchreibung des Gallavolkes, wie ich es auf dieſen militäriſchen Expeditionen und in Ankober kennen lernte, werde ich ſpäter geben.

Bald nach der erſten Expedition, die ich mitmachte, verließ Herr Rochet Ankober, mit Briefen und Geſchenken vom König verſehen, um zwiſchen Schoa und Frankreich ein Freundſchaftsverhältniß zu ſtiften. Rochet hatte ſelbſt angeben müſſen, wie der Brief an den König der Franzoſen geſchrieben und welche Geſchenke ihm geſendet werden ſollten. Als Rochet noch in Farri, an der öſtlichen Grenze von Schoa, war, kam Herr Airſton, ein Schotte, der eine Reiſe ins Innere von Afrika machen wollte, daſelbſt an. In Folge der Anſtrengungen auf der Reiſe im Adalland hatte er ſich eine Gehirnentzündung zugezogen, an der er am 14. März 1840 ſtarb. Er wurde in dem chriſtlichen Dorf Aigebber, in der Nähe von Farri, begraben, ſeine Effekten wurden vom König confiscirt und in die königliche Schatzkammer gebracht, weil in Schoa Leib und Leben und Eigenthum dem Gieta, d. h. König gehört.

Im Mai 1840 machte ich eine Reiſe nach Debra Libanos, dem heiligſten Ort der Schoaner, vier Tagreiſen nordweſtlich von Ankober. Dort ſoll der größte Heilige Abeſſiniens, der berühmte Tekla Haimanot im 12. Jahrhundert gelebt und einen Wunderbrunnen durch ſein Gebet erſchaffen haben. Dieſer Brunnen heißt Tabele oder Zabele; ſein Waſſer ſoll Kranke heilen und Vergebung der Sünden auf ſieben Jahre verſchaffen. Da im Mai der Todestag des Tekla Haimanot gefeiert wird, ſo begeben ſich viele Abeſſinier dahin, um zu baden und das Waſſer zu trinken, wobei freilich ſchon manche Heilungen vorgekommen ſind, weil das eiſenhaltige Mineralwaſſer allerdings Heilkräfte enthält, die aber der Aberglaube dem Heiligen zuſchreibt. Ueber-

haupt gibt es in Abeſſinien viele Mineralquellen, wie ſich von einem Bergland erwarten läßt. In der Nähe von Angolala ſetzte ich über den Tſchatſchafluß, der aus der Provinz Bulga kommt und von Angolala an in einer tiefen Thalſchlucht nach Nordweſten läuft, bei Kum Dengai in der Provinz Schoa Meda ſich mit dem Bereſa und einigen andern Flüſſen vereinigt und den Adabai bildet, zuletzt aber unter dem Namen Dſchamma in den blauen Fluß, den ſogenannten Abai, oder abeſſiniſchen Nil fließt. Der Tſchatſcha, Adabai und Dſchamma bilden einen natürlichen Damm gegen die Ueberfälle der Galla von Süden her, welche daher nie das ſchoaniſche Reich ganz bezwingen oder auch nur überſchwemmen konnten, beſonders nachdem der König Sahela Selaſſie Angolala gegründet hatte an einer Stelle, wo die Galla etwa noch hätten hereinbrechen können. Auf dem Weg nach Debra Libanos paſſirte ich auch den Ort Sena Markos, der als der zweite heilige Platz von Schoa betrachtet wird, und der auf einem ſehr ſteilen Felſen liegt, welcher leicht zu vertheidigen iſt. Dem Waſſer in Sena Markos wird auch eine Heilkraft zugeſchrieben. Man kann von dieſem Ort aus den ganzen Norden und Weſten von Schoa überſehen. Ehe man den Berg hinaufſteigt, auf dem Debra Libanos liegt, muß man den Fluß Segawadam (Fleiſch und Blut) paſſiren, in welchem ſich die Pilger baden und reinigen, ehe ſie Debra Libanos betreten und das Waſſer bei dieſem Heiligthum 5—6 Tage lang genießen. In der Kirche Mariam küſſen ſie ſodann ein Kreuz, das vor vielen Jahren vom Himmel gefallen und von einem Mönch gefunden und der Kirche geſchenkt worden ſeyn ſoll. Man ſieht, daß die Prieſter in Abeſſinien ſo gut wie die in der römiſchen und griechiſchen Kirche es verſtehen, die Kirche durch Aberglauben zu verherrlichen und auf Koſten der Leichtgläubigkeit ſich zu bereichern. In der Nähe der Stadt iſt eine Stelle, wo Waſſer aus dem Felſen quillt, und wo die Leute mit einem blauen Lehm ſich das Angeſicht in Form eines Kreuzes beſtreichen, um ſich, wie ſie ſagen, gegen Krankheit zu ſchützen. Nahe bei dem Felſen iſt ein geſpaltener Baum, durch den Tekla Haimanot bei einem Einfall der Galla ſich gerettet haben ſoll. Alles ſpukt in dieſer

heiligen Gegend von Wundern des heiligen Tekla Haimanot, denn die Bäume nachgefolgt seyn sollen, wohin er gieng, in dessen Fußstapfen Rosen wuchsen, hinter dem her ein Fluß vertrocknete, weil er das aus den Händen entfallene Kreuz des Heiligen verschlungen hatte. Kurz, die unglaublichsten Dinge werden hier erzählt und von den Leuten einfältig geglaubt. Nur die Wahrheit, die einfache und seligmachende Lehre des Evangeliums wird hier zurückgewiesen, wie ich oft erfahren habe, als ich mit den Priestern über die heilige Schrift reden wollte.

Nachdem ich am Ende des Mai nach Hause gekommen war, widmete ich mich wieder dem Unterricht meiner Schüler, deren ich jetzt zehn im Hause hatte, ohne die andern, die ab und zu gingen und unregelmäßig kamen. Ein Gelehrter bat mich um Unterricht im Hebräischen, was manche abessinische Priester lieben, in der Meinung, tiefe Geheimnisse in den hebräischen Wörtern und Namen finden zu können, da die Abessinier die allegorische Auslegungsweise der Schrift sehr lieben und in jedem Satz sieben verschiedene Bedeutungen oder Sinne zu finden sich bestreben, was sie freilich zum größten Unsinn führt*). Die Knaben unterrichtete ich hauptsächlich in der biblischen Geschichte, in der Geographie, Welt- und Naturgeschichte, auch im Rechnen. Am Sonntag hielt ich ihnen und meinen Hausgenossen eine kurze Predigt. Außerdem kamen täglich viele Leute, Priester und Laien, welchen ich das Wort Gottes zu verkündigen Gelegenheit hatte. Bald nach meiner Zurückkunft von Debra Libanos kam Samuel Georgis mit der schmerzlichen Nachricht nach Ankober, Herr Kielmaier sei unterwegs gestorben. Samuel Georgis war sein Diener gewesen, der jetzt die Effekten des Verstorbenen nach Schoa brachte, wo sie der König sogleich in Beschlag nahm. Samuel Georgis war ursprünglich ein Muhamedaner gewesen, und lebte als Knabe

*) Zum Beweis, wie die abessinischen Schrifterklärer allegorisiren, will ich ihre Erklärung über Matth. 8, 28. anführen. Wenn es heißt: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester," so sind unter den Füchsen die Laien, hauptsächlich die weltlichen Obrigkeiten gemeint, welche Eigenthum und Besitz haben; die Priester sind die Vögel, welche im Gebet gen Himmel fliegen; auch sie haben noch Besitz und Reichthum, aber des Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegt, d. h. die heiligen Mönche besitzen nichts auf Erden, denn sie sind die Engel Gottes in der Welt.

im Hause Isenberg's in Adoa, von wo dieser ihn mit nach Kairo nahm, dort im Christenthum unterrichtete, und später durch Missionar Kruse taufen ließ, der ihm den Namen Samuel Georgis gab. Kielmaier, der eine große Zuneigung zu ihm hatte, erbat sich ihn von Kruse als Diener auf seiner Reise nach Schoa, wo der König bald eine große Liebe zu dem schön aussehenden Jüngling faßte, der Amharisch, Tigrisch, Arabisch und Dankali sprechen konnte. Da Sahela Selassie gerade damals die Absicht hatte, Briefe und Geschenke an die ostindische Compagnie abzusenden, um mit ihr Freundschafts-Verhältnisse anzuknüpfen, so wählte er diesen Jüngling zum Ueberbringer der Briefe bis Aden, wo er sie dem Gouverneur, Kapitän Haines, übergeben sollte. Samuel reiste am 6. Juli 1840 ab. Es verging aber ein Jahr, bis die Compagnie den Brief und die Geschenke erwiederte durch die Mission des Major Harris, der am 15. Juli 1841 in Dinomali, an der Grenze von Schoa, ankam, und mit seinen Leuten und Geschenken von den Schoanern zuerst mit viel Mißtrauen aufgenommen und behandelt wurde.

Es waren besonders bigotte Priester und Mönche, welche dem König Mißtrauen gegen die Fremden einzuflößen suchten. Sie meinten, die Fremden werden Schoa erobern und dann den abessinischen Glauben zerstören. Manche von den Großen von Schoa wähnten, der König werde jetzt mehr auf die Fremden und ihren Rath achten, als auf die Eingebornen. Viele vom gemeinen Volk fürchteten, mehr Frohndienste verrichten zu müssen, weil die vielen Kisten u. s. w. von ihnen unentgeldlich, auf königlichen Befehl, von der Grenze in die Hauptstadt getragen werden mußten. Die Muhamedaner in Schoa, sowie die Fürsten und Völker in der Nähe Schoas hatten die Besorgniß, der König werde zu mächtig werden durch die Verbindung mit den Engländern, welche ihm Kanonen und Flinten brachten. Auch gab es einige, welche die Parthie des Herrn Rochet genommen hatten und sich einbildeten, der König werde, wenn er einmal die Engländer aufgenommen habe, nichts mehr von Rochet und den französischen Geschenken wissen wollen, zumal da Rochet seine Zurückkunft so lange verzögerte. So hatte der König Sahela Selassie gegen

Vorurtheile und Befürchtungen auf allen Seiten zu kämpfen, und daher kam es auch, daß er Anfangs die engliſche Miſſion unter Major Harris ſehr mißtrauiſch aufnahm. Der König ſelbſt war ſehr abergläubiſch, und mochte den Ausbruch von Krankheiten und andern Plagen fürchten, wenn er den Fremden Eingang und Aufenthalt geſtatten würde. Endlich ſiegte freilich ſein praktiſcher Verſtand und noch mehr ſeine Liebe zu den koſtbaren Geſchenken, die, wie er gehört hatte, in den Kiſten verſchloſſen ſeien.

Hauptſächlich aber waren die Prieſter gegen mich verſtimmt, weil ſie meinten, ich hätte den König bewogen, die Engländer und ihre Geſchenke kommen zu laſſen, wiewohl es des Königs eigener Entſchluß war, Samuel Georgis nach Aden zu ſenden, indem er unwillig wurde, daß Rochet ſo lange verzog, und weil er wußte, daß die engliſche Macht durch den Beſitz von Aden ihm näher liege als die franzöſiſche. Ich hielt mich von Anfang an ferne von allen politiſchen Beziehungen, und nur wenn der König, oder Major Harris meinen Rath oder Dienſt begehrte, ließ ich mich bewegen, meine Anſicht zu äußern. Da Harris und ſeine Leute nicht amhariſch verſtunden, ſo war es natürlich, daß ich als Dragoman der engliſchen Geſandtſchaft begehrt wurde, wenigſtens bei wichtigen Verhandlungen. Auch hatte der König mir gleich Anfangs geſagt: „Du kennſt die Sitten meines und deines Landes, du mußt in meinem Verhältniß zu Major Harris mir Rath ertheilen, damit ich ihn und die Königin Victoria von England nicht beleidige. Wenn die Sache ſchief geht, ſo werde ich dich verantwortlich machen.“ Hiedurch ward ich genöthigt, mich offen auszuſprechen gegen den König ſowie gegen den Geſandten, Major Harris, der ſich von Anfang an aufs Freundlichſte gegen mich benahm, wie denn überhaupt alle Mitglieder der Geſandtſchaft, Kapitän Graham, Dr. Kirk, Dr. Roth u. ſ. w. ſich äußerſt freundlich und zuvorkommend gegen mich betrugen. Harris ließ es ſich in ſeinen Unterhandlungen mit dem Könige ſehr angelegen ſeyn, die Aufgabe ſeiner Miſſion zu erfüllen, welche darin beſtand, daß ein freundliches Verhältniß zwiſchen Schoa und England angebahnt würde zur Beförderung des Handels, zum Schutz der Reiſenden und zur Abſchaffung der Sclaverei, —

ein Zweck, der freilich nur auf dem Papier durch Unterschreibung von 15 Artikeln, aber nicht in der Wirklichkeit erreicht wurde. Die Engländer erkannten bald, daß in Schoa keine bedeutende Handelsgegenstände vorhanden wären, folglich der Handel zwischen diesem Land und Aden nicht einträglich werden könne; auch erkannten sie die großen Schwierigkeiten, welche das heiße und sandige Adalland dem Verkehr darbieten würde. Es lag ihnen daher nicht viel daran, auf die Vollziehung der unterschriebenen Artikel von Seiten des Königs zu dringen. Alles dieses wurde dem Gesandten bald einleuchtend, daher war er zufrieden, daß er wenigstens nominell seinen Zweck erreicht hatte, und daß er mit einem vom König unterschriebenen Tractat von 15 Artikeln nach Hause zurückkehren konnte. Er gestand es mir auch offen, daß mit dem König Sahela Selassie nicht viel zu machen sei, daß Schoa wenig Vortheile für England darbiete, daher er (der Gesandte) mehr für sein eigenes Interesse sorgen wolle, weil für seine Regierung nicht viel zu gewinnen sei. Und in der That der Gesandte handelte nach dieser Ansicht. Er bemühte sich, so viel als möglich das Land und seine Bewohner kennen zu lernen, um hernach ein klassisches Werk über dasselbe schreiben zu können. Ich selbst wurde von dem Gesandten gebeten, ihm jede Notiz, die mir meine Erfahrung und Kenntniß der Verhältnisse darbieten würde, mitzutheilen. Ich willfahrte gerne diesem Verlangen, und Harris verwob diese Mittheilungen in sein bekanntes dreibändiges Buch „die Hochländer von Aethiopien." Dr. R. machte auf Verlangen des Gesandten aus Ludolfs Werken über Abessinien einen Auszug, welcher ebenfalls dem Buch einverleibt wurde. Auch arbeitete Kapitän Graham viel an der Form des Harris'schen Werkes. Es ist nothwendig, daß diese Aufschlüsse hier gegeben werden, damit Jeder zu seinem Recht komme. Das Verdienst des Major Harris soll damit nicht geschmälert werden. Harris hat als Gesandter gethan, was er unter den Umständen thun konnte, in denen er sich befand. Er hatte es mit einem halbcivilisirten Fürsten zu thun, der eine Zusammensetzung von guten und bösen Eigenschaften war, und der weder die kommerzielle noch die politische Stellung seines Landes begreifen wollte. Als Schriftsteller hat Harris — freilich in zu poetischem Gewand — alles schön

zuſammengeſtellt, was ihm von verſchiedenen Quellen, namentlich von mir und Dr. Beke*) mitgetheilt wurde, und was er im täglichen Verkehr mit den Eingebornen und durch Beobachtung des Landes ſelbſt ſich ſammeln konnte. Viel Zeit und Kraft verwendete ich freilich auf die Sache der Geſandtſchaft; ich wünſchte ihr Gedeihen und Wohlergehen, aber ich wünſchte es im Intereſſe des Reiches Gottes und des ſchoaniſchen Landes, dem die Verbindung mit einer chriſtlichen Macht nur heilſam ſeyn mußte, und von dem aus ein wohlthätiger Einfluß auf die unbekannten Länder des Südens ausgeübt werden konnte und ſollte. Ich war überzeugt, daß die Miſſion unter den Galla, in Gurague und Kambat nicht beſtehen könne, ſo lange nicht Schoa mit der Küſte verbunden iſt. Deßwegen war mir die freundliche Beziehung Schoas zu England ſehr erwünſcht, und ich ließ es mir gerechter Weiſe angelegen ſeyn, zu der Herbeiführung dieſes freundlichen Verhältniſſes mein Möglichſtes beizutragen. Es iſt eine völlig ungerechte Beſchuldigung, wenn man die Miſſionarien politiſcher Umtriebe anklagt. Ihre Bemühungen können freilich oft einen politiſchen Anſchein haben, aber man muß die Verhältniſſe nicht vergeſſen, in denen die Miſſionarien leben; auch wollen ſie ja nichts für ſich ſelber, ſondern alles nur zum Heil derer, für welche ſie arbeiten. Betrachte man einmal die abgeſchloſſene Lage von Schoa, aber auch ſeine Wichtigkeit für die Küſte wie für Inner-Afrika, welcher vernünftige Menſch muß nicht wünſchen, daß der König eines ſo gelegenen Landes aus ſeiner Abgeſchloſſenheit hervortrete, und ein Regierungsſyſtem einſchlage, welches die Beförderung der wahren Intereſſen ſeiner und anderer Länder zum Zweck hat? Wie kann er aber zu einem beſſeren Regierungsſyſtem gelangen? Gewiß nicht aus eigener Eingebung, oder aus der Eingebung ſeiner ungebildeten Unterthanen. Er muß die rechten Principien von den Fremden lernen, und daher müſſen dieſe zu ihm kommen. Wenn der Menſch nur unter, oder im Umgang mit Menſchen ein rechter Menſch wird, ſo wird auch ein

*) Dott. Beke, welcher im Spätjahr 1840 in Schoa ankam, war der talentvollſte Reiſende, den ich in Afrika kennen lernte. Ihm war es in Wirklichkeit um die Förderung der Wiſſenſchaft und alles Guten zu thun. Nur Schade, daßer einen etwas ſtarken Willen hatte, der leicht mit Andern in Conflict gerathen konnte.

Fürſt nur unter Fürſten oder ſeinen Abgeſandten und Stellvertretern ein Fürſt. Ich war daher in keinem Widerſpruch mit meinem Miſſions-Charakter, wenn ich mir die Verbindung Schoas mit England um der höhern Intereſſen der afrikaniſchen Menſchheit willen angelegen ſeyn ließ. Sahela Selaſſie ſchien für dieſe Verbindung empfänglich und hatte ſie ſelbſt gewünſcht, vielleicht weil er ſich noch des Traumes ſeines Vaters erinnerte, welcher vorausgeſagt haben ſoll, daß zur Zeit ſeines Sohnes Sahela Selaſſie, rothe Leute (ſo heißen die Weißen in Abeſſinien, wenn man ſie nicht gerade gypzi = Egypter nennen will), kommen und die Schoaner alle Künſte und Weisheit lehren werden. Da nun ſeit 1836 Europäer — Combes und Thamiſier, Martin, Tufey, Iſenberg und Krapf, Rochet, Airſton, Dr. Beke und endlich die engliſche Geſandtſchaft — ſchnell nach einander kamen, ſo mußte Sahela Selaſſie in dieſer Erſcheinung die Erfüllung des Traumes erkennen, und ſelbſt bis auf einen gewiſſen Grad aufgeklärt und kunſtbegierig, mußte er es wünſchenswerth finden, mit einer Nation wie die engliſche iſt, und von der er durch die Danakil viel hörte, in Verbindung zu treten. Nur Schade, daß die Verbindung nicht nachhaltiger und für Afrika ſegensreicher geworden iſt; doch hat ſie ſo viel gewirkt, daß Schoa und die Nachbarländer wenigſtens der Geographie bekannter geworden ſind. Dieſe Kunde wird in der Zukunft erſt noch ihre Früchte bringen, wenn Schoa einen empfänglicheren Herrſcher haben wird, als Sahela Selaſſie es war, der zwar ſehr viel Gutmüthigkeit, Luſt zu Verbeſſerungen, Rechtsſinn und überhaupt viele gute Eigenſchaften hatte, aber ſich noch zu ſehr von dem Aberglauben ſeiner Prieſter, von der Engherzigkeit ſeiner Großen, von dem Trieb perſönlicher Bereicherung und der orientaliſchen Sitte, todte Schätze aufzuhäufen, leiten ließ. Hätte er die Gelegenheit, die ihm durch die Verbindung mit England angeboten war, richtig verſtanden und benützt, ſo wäre er nicht nur der Herrſcher von Abeſſinien, ſondern von ganz Inner-Afrika geworden. Aber ſo iſt der Menſch. Durch Unwiſſenheit wirft er für dieſe und jene Welt die größten Schätze von ſich, die ihm, wenn er ſie zu benützen wüßte, zeitliches und ewiges Wohlergehen verſchaffen würden.

Fünftes Kapitel.

Kurze Beſchreibung von Schoa und den noch unbekannten Südländern Gurague, Kambat, Wolamo, Kutſcha, Suſa, den Doko Pigmäen, Kaffa, Sendſchero, Enarea und Ormania oder den Galla-Ländern.

Ehe ich zum Abſchluß meiner Erlebniſſe in Schoa übergehe, will ich noch das Wichtigſte zuſammenſtellen, was ich theils über Schoa, über die abeſſiniſche Kirche, über die Galla und die noch ſo unbekannten Länder von Innerafrika mitzutheilen habe.

Schoa bezeichnet im weitern Sinn das ganze Hochland, welches im Oſten von der Adalwüſte, im Süden vom Hawaſchfluß, im Weſten vom Abai (blaue Fluß) und im Norden von den muhamedaniſchen Gallaſtämmen begrenzt wird. Im engern Sinn bezeichnet es den weſtlichen Theil dieſes Hochlands, das im Oſten gegen die Adalwüſte hin den Namen Efat erhalten hat. Dieſer öſtliche Theil des Berglands, der Efat heißt, umfaßt die Provinzen Bulga, Fatigar, Mentſchar im Süden, die Provinz Argobba im Oſten, und Geddem und Efrata im Norden. Argobba bezeichnet das Niederland, das gegen die Adalwüſte auslauft, und von Muhamedanern, die theils unter ſchoaniſcher, theils, wie im Norden, unter der Herrſchaft der Wollo Galla ſtehen, bewohnt wird. Schoa (oder das weſtliche Hochland) im engern Sinn begreift in ſich die Provinzen und Diſtricte von Tegulet, Schoa Meda, Morat, Morabietie, Mans und Geſche. Es ſcheint, daß die Bergkette, welche von Fatigar an über Bulga nach Ankober bis Geſche, und von dort noch weiter ins Innere von Habeſch ſich erſtreckt, dieſe Eintheilung in Schoa und Efat hervorgerufen hat.

Beide Theile des Reichs (Schoa und Efat) ſind ziemlich bevölkert, wozu der herrliche Boden, das gute Klima und die äußere Ruhe des Landes, das ſeit langer Zeit keinen Feind in ſeinen Grenzen geſehen hat, ſehr viel beiträgt. Man darf wohl die Bevölkerung des ſchoaniſchen Reiches über eine Million Menſchen angeben, beſonders wenn man die unterworfenen Galla im Süden noch dazu rechnet. Die Ausdehnung von Oſt nach Weſt

(vom Adalland bis an den blauen Fluß) beträgt beinahe zwei Breitengrade, und eben so viel beträgt die Länge von Süd nach Nord (vom Hawaschfluß bis zur Festung Dair). Das Land ist reich an Quellen, Bächen und Flüssen. Auch an kleinen Seen fehlt es nicht. Basalt, Wacke und Trachyt bilden das schoanische Gestein. Edle Metalle hat man bis jetzt noch nicht gefunden; wiewohl in der Nähe von Debra Berhan ein Goldlager vermuthet wird, weil einige Goldkörner nach der Regenzeit daselbst gefunden werden sind. Eisen, Schwefel und Steinkohlen gibt es in Menge. Die Kohle findet sich hauptsächlich im Osten von Schoa, aber die Leute haben sie bis jetzt nicht zu benützen gewußt. Das Salz wird aus dem Adalland gebracht.

In der Pflanzenwelt ist namhaft zu machen: Waizen von sehr verschiedenen Arten, Gerste, Roggen, Hirse, Hafer, Teff (Poa Abyssinica, was die Abessinier besonders lieben und woraus sie Brod machen), Welschkorn, Zuckerrohr; Tabak, Kaffee, wiewohl diese beiden nur von den Muhamedanern bebaut und benützt werden; Zwiebel, Knoblauch, Aloe; Bananen (Mus), rother Pfeffer; Suf und Rug zu Oel; Flachs; Senf; Endot (eine Art Seife), Cotton, Geschо, Tschaat (eine Art Thee), Limonen, Citronen, Granatäpfel; Wicken, Senna, Weinreben; Honig, Kosso (gegen den Bandwurm), Gomen (eine Art Kohl), Bohnen. Unter den Bäumen ist auszuzeichnen: der hohe Wachholderbaum (Juniperus), der Sigba (Taxus elongata), der harte wilde (Woira) Olivenbaum, der Worka (Sycamore), der Kossobaum mit seinem harten Holz, der Kolqual (euphorbia abyssinica), der Gulo (Ricinus), der Myrrhenbaum.

In der Thierwelt ist zu nennen: Würmer, besonders der Bandwurm; Insecten: Heuschrecken, große schwarze Ameisen, Thermiten, Bienen, Fliegen, Musquito, Spinnen, Flöhe, Läuse, Wanzen; — Schnecken; — Schlangen, die aber weder zahlreich noch sehr giftig sind, Schildkröten, Kroeodile; — Fische; — schöne Vögel: Papageien, Raben, Schwalben, Storchen, viele Wasservögel, verschiedene Geierarten, Ibis, Tauben, Hühner, wilde Enten und wilde Gänse; — verschiedene Arten von Mäusen, Ziegen, Schafe, besonders das Lofisa mit sehr langem Haar,

ſchöne aber kleine Pferde, Eſel, Maulthiere, Ochſen, beſonders mit langen Hörnern (sanga), wilde Eſel, Büffel, Nilpferde, Steinböcke, Gazellen, wilde Schweine, Elephanten, Löwen, Leoparden, Hyänen, Hunde, Zibetkatzen, der ſchwarze Leopard in Guragne, Schakale, Affen, beſonders das ſchöne Gureſa.

Die Regierungsform von Schoa iſt abſolut monarchiſch, der König iſt der einzige Herr und Meiſter des Landes, dem Leib und Leben und Gut der Unterthanen gehört, der aber mild regiert, die Gouverneure ein- und abſetzt, die Einnahmen des Reichs, die hauptſächlich durch hohe Zölle (die Kaufleute zahlen 10 Proc.) und Eintreibung der Naturalien von den Ackerbauern gewonnen werden, nach Belieben verwendet, über Krieg und Frieden entſcheidet, und Streitigkeiten perſönlich ſchlichtet. Der oberſte Gerichtshof iſt in den Händen von 4 Richtern, welche die 4 Stühle des Reichs heißen, deren Entſcheidung aber vom König abhängt. Der König hat keine ſtehende Armee, ſondern nur einige hundert Knechte, die mit Flinten bewaffnet ſind. Wenn Krieg entſteht, ſo muß jeder Gouverneur ſein Contingent ſtellen. Das ganze Heer kann 30—50,000 Mann betragen, von denen etwa 1000 Mann Flinten haben; die andern ſind mit Spieß, Schild und Schwert bewaffnet. Die Soldaten ſind meiſt zu Pferd oder Mauleſel. Künſte und Wiſſenſchaften liegen noch im Kindheitszuſtande.

Die Maſſe der Bevölkerung von Schoa und Efat bekennt ſich zu der chriſtlichen Religion nach der Form der koptiſchen Kirche in Egypten, von welcher bekanntlich die abeſſiniſche Kirche abhängig iſt. Im Oſten ſind jedoch viele Muhamedaner und im Süden heidniſche Gallaſtämme, welche dem Herrſcher von Schoa unterworfen ſind. Die Kirchenverfaſſung iſt in Schoa, wie überhaupt in Abeſſinien, eine biſchöfliche. Der koptiſche Patriarch in Egypten ernennt ſeit etwa 1280 den oberſten Biſchof von Abeſſinien, den man Abuna (unſer Vater) heißt. Dieſer ordinirt die Prieſter und Diakonen, ſalbt auch den König, und regiert die Kirche in Gemeinſchaft mit dem Etſchege, dem Oberhaupt der Mönche, die ſehr zahlreich ſind und großen Einfluß haben, und die ſich nach den Regeln des heiligen Antonius, Makarius und

Pachomius zu bilden vorgeben. Wer ordinirt werden will, muß leſen können und das nizeniſche Glaubensbekenntniß herſagen, worauf der Abuna den Ordinandus anbläst, ihm die Hände auflegt, ihn ſegnet und bekreuzt, und dann zwei Salzſtücke als Ordinationsgebühr erhält. Die Diakonen und Prieſter dürfen nach der Ordination nicht mehr heirathen, müſſen aber auch die Frau nicht entlaſſen, die ſie vor der Ordination geheirathet haben. Das Geſchäft der Prieſter iſt Taufen, Abendmahl auszutheilen, am Sonntag 3—4 Stunden die langen Litaneien zu leſen und zu ſingen; ſie müſſen alle Pſalmen, ſowie auch das Geſangbuch auswendig gelernt haben, was viele Jahre erfordert. Predigen iſt nicht geboten und kommt ſelten vor in Abeſſinien. Nicht ordinirt ſind die Debtera, welche die gelehrte Klaſſe bilden und im Leſen und Schreiben unterrichten, Bücher auf Pergament abſchreiben, auch wohl in den Kirchen aſſiſtiren. Nicht ordinirt ſind ferner die Alakas (Vorſteher von Kirchen), welche die Kirchen controlliren und Kirche und Staat vermitteln. Sie haben große Macht und Beſoldung, und ſind oft die einflußreichſten Männer, vor denen ſich die Prieſter bücken müſſen.

Die Literatur der Abeſſinier umfaßt ungefähr 130 bis 150 Bücher, wovon manche nur Ueberſetzungen der griechiſchen Kirchenväter ſind. Dieſe Bücher werden in 4 Theile oder Gubaiotſch getheilt: der erſte Theil beſteht in den Büchern des Alten Teſtaments; der zweite im Neuen Teſtament; der dritte in den Büchern der Liks oder vollkommenen Meiſter (z. B. die Werke des Chryſoſtomus, Fethanegeſt, Abuſchaker u. ſ. w.), und der vierte in den Schriften der Mönche und der Heiligen. Kein Gelehrter ſtudirt alle dieſe Bücher, und wenige kennen kaum die Titel der ganzen abeſſiniſchen Literatur, welche in den Kriegen Gragn's vor drei Jahrhunderten viele Schriften verloren hat. Ein Verzeichniß der mir bekannt gewordenen Schriften wird unten mitgetheilt werden.

Wichtig iſt, daß die Abeſſinier das Alte und Neue Teſtament in der alten äthiopiſchen, und in der neuern Zeit auch in der amhariſchen oder Volksſprache beſitzen. Die äthiopiſche Ueberſetzung wird dem Frumentius zugeſchrieben, der im Jahr 336 nach Chriſti Geburt das Evangelium zuerſt in der Stadt Aſſum

ausgebreitet haben ſoll. Die Abeſſinier nehmen in ihrem Schriftcanon 81 Theile an, was ſie Samanie hade nennen. Sie ſtellen alſo die Apocryphen den kanoniſchen Büchern gleich, und halten überhaupt die Tradition oder die Lehren der Kirchenlehrer für gleichberechtigt mit dem geſchriebenen Wort der Apoſtel und Propheten. Den Laien iſt übrigens das Leſen des Alten und Neuen Teſtaments nicht verboten, nur verlangen die meiſten Prieſter, daß die heilige Schrift im Aethiopiſchen, das ſie für die Urſprache halten, nicht im Ambariſchen geleſen werde, was nur ein Turgum, eine Ueberſetzung ſei, als wäre das Aethiopiſche nicht auch eine Ueberſetzung aus dem Hebräiſchen und Griechiſchen, welche Sprachen ſie nicht kennen. Ein Gelehrter in Schoa behauptete, die Juden hätten die hebräiſchen Schriften verfälſcht, nur bis Abrahams Zeit ſeien ſie unverfälſcht geblieben! Die Abeſſinier ſind im Allgemeinen mit den Hauptlehren der Schrift bekannt, mit der Dreieinigkeit, dem Weſen, den Eigenſchaften Gottes, der Schöpfung, den Engeln, dem Fall des Menſchen und ſeiner Erlöſung durch Chriſtum, dem heiligen Geiſt, mit der Kirche, den Sakramenten, Auferſtehung und Gericht, Lohn und Strafe, ewigem Leben und ewiger Pein; aber alle dieſe Lehren ſind mit Menſchenſatzungen ſo vermiſcht und verdunkelt, daß ſie wenig Einfluß auf Herz und Leben äußern. Das Mittleramt Chriſti wird namentlich verdunkelt und beſchränkt durch die Lehre von den vielen Heiligen, welche wie in der römiſchen und griechiſchen Kirche den Vermittler vermitteln müſſen. Eine beſonders große Rolle ſpielt die Maria, von der Manche behaupten, daß ſie für die Sünden der Welt geſtorben ſei und 144,000 Seelen errettet habe, wie in Tamera Mariam ſtehe. Auch wird die Lehre von der Erbſünde vielfach geleugnet, indem viele abeſſiniſche Gelehrte behaupten, die Kinder werden weiß geboren wie Milch. Andere ſchreiben dem Menſchen in Mutterleib Erkenntniß und Thätigkeit zu, weil ohne Erkenntniß keine Sünde ſtattfinden könne, und weil es Pſalm 58, 4. heiße: „Die Gottloſen ſind verkehrt von Mutterleib an, die Lügner irren von Mutterleib an.“ Dieſe Gelehrten behaupten daher, daß die Kinder beten, faſten u. ſ. w. ſchon in Mutterleib. Sie lehren auch, daß der Sohn Gottes

nach dem jüngſten Tag und Gericht den Vater anbeten werde. Die Mittel zur Tilgung der Sünden ſind nach abeſſiniſcher Anſicht: Almoſen, Faſten, Mönchsgelübde, Leſen oder vielmehr Herplappern der Pſalmen u. ſ. w. Die Prieſter können für die Sünden genugthun durch Beten und Faſten, wenn ſie gut bezahlt werden. Der heilige Geiſt wird mitgetheilt durch die Taufe, die Ordination, das heilige Abendmahl. Ueberhaupt nehmen ſie alles äußerlich, da ſie die innern Wirkungen des heiligen Geiſtes nicht aus Erfahrung kennen. Wenn er ſie von Krankheiten heilt, gegen böſe Geiſter ſchützt, ihr leibliches Wachsthum befördert (was beſonders das heilige Abendmahl bei Kindern thun ſoll, denen es bald nach der Taufe gereicht wird), ſo ſind ſie ganz zufrieden. Der heilige Geiſt geht nach ihrer Anſicht nur vom Vater aus, nicht vom Sohn, welcher vor dem Vater in den Hintergrund tritt, wie der heilige Geiſt vor dem Vater und Sohn faſt verſchwindet. In der Lehre von den beiden Naturen Chriſti ſind die Abeſſinier übertriebene Monophyſiten, indem ſie nur Eine Natur und Einen Willen in Chriſto annehmen. Große Streitigkeiten haben die abeſſiniſche Kirche ſeit 60 Jahren zerrüttet durch die Lehre von den drei Geburten, welche ein Mönch in Gondar aufgebracht haben ſoll, und welche darin beſteht, daß behauptet wird, die Taufe oder die Salbung Chriſti mit dem heiligen Geiſt im Jordan ſei ſeine dritte Geburt geweſen. Der Sohn Gottes, geboren vom Vater von Ewigkeit (erſte Geburt) wurde Menſch in der Zeit (zweite Geburt), und getauft im Jordan (dritte Geburt). Nach Andern wurde Chriſtus ſchon in Mutterleib geſalbt und hatte Glauben und Erkenntniß, betete und faſtete u. ſ. w. und das heißen ſie ſeine dritte Geburt. Dieſe Lehre, die offenbar mit dem ſtrengen Monophyſitismus der Abeſſinier zuſammenhängt, wurde in Schoa nach langem Kampf mit der Gegenparthei, welche nur zwei Geburten bei Chriſto anerkennt, zur Kirchenlehre erhoben durch die Entſcheidung des Königs Sahela Selaſſie, welcher ſie vor vielen Jahren von einem Prieſter angenommen hatte. Obgleich ſchon im Jahre 1840 durch eine königliche Verordnung alle Prieſter, welche nicht an drei Geburten glauben wollten, abgeſetzt worden waren, vermochte die triumphirende

Parthei doch erſt am 24. November 1841 dieſe Verordnung gegen ihre Gegner durchzuſetzen. Unter Sang und Klang zogen die Eiferer in die Kirchen und reinigten ſie von den Ketzern, unter welchen die edelſten Männer, z. B. Alaka Melat, Wolda Hanna und Andere waren, mit denen ich auf freundlichem Fuße geſtanden hatte. Die ſiegreiche Parthei drang auch auf eine ſtrengere Verehrung der Maria, und der Heiligen. Ueberhaupt wich ſie in vielen Stücken weiter von der Schrift ab, als die beſiegte Parthei, welche ſich nun an den Abuna in Gondar wandte, der ſie in Schutz nahm und den König von Schoa aufforderte, die herrſchende Parthei zu vertreiben, dagegen alle Prieſter wieder einzuſetzen, welche an zwei Geburten glauben, denn dieß ſei die rechte Lehre des heiligen Markus in Alexandrien, von deſſen Waſſer die Kopten und Abeſſinier trinken müßten. Sie glauben nämlich, ihre Kirche ſei von dem Evangeliſten Markus geſtiftet worden. Da Sahela Selaſſie nicht nachgeben wollte, ſo drohte der Abuna mit Krieg, — eine Drohung, die er gegen Schoa erſt ausführen konnte, ſeitdem Theodoros König von Abeſſinien geworden iſt. Dieſer überzog Schoa mit Krieg und machte ſich daſſelbe vor einigen Jahren unterthan und dem Abuna gehorſam. So ſcheint für jetzt die Lehre von zwei Geburten die herrſchende zu ſeyn in ganz Abeſſinien, iſt aber auch mit dem Spottnamen „Karra Haimanot", d. h. Meſſerglaube, gebrandmarkt, weil dieſer Glaube die dritte Geburt Chriſti abgeſchnitten habe.

Kein chriſtliches Volk auf Erden nimmt es wohl ſo ſtreng mit dem Faſten, als das abeſſiniſche, das im ganzen neun Monate faſtet, nämlich alle Freitag und Mittwoch das ganze Jahr hindurch, ferner 40 Tage vor Oſtern, 25 Tage nach Trinitatis, 14 Tage im Auguſt, 25 Tage vor Advent und andere Faſten mehr. Beſonders ſtreng wird gefaſtet von Donnerſtag Abend bis zum Oſter-Morgen. Viele Arbeitstage gehen durch die Menge von Feſten, welche die Abeſſinier ihren Heiligen zu Ehren feiern, verloren. Da Samſtag neben dem Sonntag gefeiert wird, ſo wird an demſelben nicht gearbeitet. Ueberhaupt gehen jüdiſche Gebräuche neben den chriſtlichen her. So wird z. B. die Beſchneidung der Knaben ſtreng beobachtet, ja ſogar auch der Mäd-

den. In der Lehre vom Abendmahl halten ſie ſo ziemlich die Verwandlungs- oder Transſubſtantiationslehre feſt, als würden die äußern Elemente umgeändert. Sie gebrauchen Waizenbrod, welches die Prieſter mit Traubenſaft vermiſchen und mit dem Löffel dem Communikanten darreichen, wie die griechiſche Kirche auch thut. Unverheirathete Leute dürfen nicht zum Abendmahl gehen, ſondern nur Kinder und Verheirathete, weil bei jedem Unverheiratheten Unkeuſchheit vorausgeſetzt wird. Vor dem Abendmahl muß der Communikant beichten; dieß heißt Nuſaſte. Es wird eine Liſte der ſchändlichſten Laſter abgeleſen und gefragt, ob man ſolche begangen habe oder nicht? Der Prieſter kann dann kirchliche Strafen auferlegen, nämlich Faſten und Almoſengeben; er kann binden und löſen, was namentlich bei Begräbniſſen geſchieht, wo reiche Spenden gemacht werden, um die Seele des Verſtorbenen von der Hölle zu erlöſen. Dieſe Feierlichkeiten heißen Teſkar. Bei denſelben wird viel Bier und Honigwein getrunken, die Haupt-Getränke der Abeſſinier, die aus Gerſte oder Hirſe bereitet werden, durch Beimiſchung von Pflanzen oder Wurzeln. Je mehr geſpendet wird, je mehr preiſen die Prieſter den Verſtorbenen ſelig und beten ihn aus der Qual heraus. Ueberhaupt ſpielen die Almoſen eine große Rolle in der abeſſiniſchen Heilslehre. Wenn ein Bettler ein Almoſen erhält, ſo ſagt er dankend: „tegniu, tábasu kamil Diabolos jadeno“, d. h. Er (Gott) rette Sie von dem Teufel, der ſagt: ſchlaft und bratet, nämlich der Teufel werde zu den Verdammten ſagen: ſchlafet auf meinem Feuer, auf dem ihr ewig gebraten werden ſollt. Die Almoſen können aber von dieſem Bratfeuer erretten.

Der große Abfall von dem lautern Wort Gottes und der gänzliche Mangel an Bildung und Wiſſenſchaft hat in Abeſſinien einen traurigen ſocialen Zuſtand im Ganzen und Einzelnen hervorgebracht. Grobe Unſittlichkeit iſt an der Tagesordnung, und ſelbſt Prieſter und Mönche übertreten das ſechste Gebot. In Schoa iſt die Unſittlichkeit ſo groß, daß ſelten Jemand frei iſt von der veneriſchen Krankheit, welche ſelbſt unter den Galla und Muhamedanern nicht ſo häufig als unter den Chriſten vorkommt. Zwar iſt die Einweiberei (Monogamie) kirchlich feſtgeſetzt, allein

das Concubinat iſt ganz gewöhnlich, und der König mit ſeinen 500 Frauen ging mit dem böſen Beiſpiel voran. Wo ihm eine ſchöne Frau angezeigt wurde, da ließ er ſie ſogleich holen. Auch mußten die Töchter vieler Großen dazu dienen, politiſche Verbindungen herbeizuführen. Hat doch Sahela Selaſſie ſogar eine Prinzeſſin von England begehrt, um die Allianz mit dieſem Land zu befeſtigen. Die Ehe wird in Abeſſinien ſelten kirchlich eingeſegnet, ſie iſt blos ein civiler Akt zwiſchen den Eltern und Verwandten der Braut und des Bräutigams unter der Sanction des Gouverneurs oder irgend eines Mannes von Anſehen. Die Ehe kann zu jeder Zeit aufgelöst werden. Das Sclavenweſen hat viel zur Entſittlichung der ſchoaniſchen Chriſten beigetragen. Zwar können die Chriſten keinen Sclaven ans Ausland abſetzen, aber ſie dürfen ſie doch vom Auslande kaufen für den eigenen Gebrauch. Der König geht auch darin mit ſeinem Beiſpiel voran, indem er viele 1000 Sclaven beſchäftigt als Holz-, Waſſer- und Laſtträger, Viehhirten, Bauern u. ſ. w. Die freien Unterthanen müſſen frohnen u. ſ. w. Der Aberglaube der Abeſſinier iſt über alle Maßen groß und die unglaublichſten Heiligengeſchichten werden einfältig geglaubt und für Wahrheit angenommen, z. B. daß der heilige Aragawi am Schwanz einer Schlange auf den Felſen Damo in Tigre hinaufgezogen worden ſei, daß der heilige Samuel auf Löwen geritten und ein anderer Heiliger auf einer Haut über das rothe Meer geſchwommen, daß einem Heiligen gebratene Tauben zum Fenſter hereingeflogen ſeien. Wenn es beim Sonnenſchein reguet, ſo glauben die Schoaner, es werde eine Hyäne oder ein Tiger geboren; wenn die Wolken buntfarbig ausſehen, ſo entſtehe der bunte Leopard; wenn eine Nachteule ein Haus umſchwebe, ſo werde eine ſchwangere Frau bald gebären; die Fledermaus erzeuge Kopfweh; ein gewiſſer Vogel fliege ins Meer und bringe Regen; Alexander dem Großen ſei Enoch und Elias erſchienen. Wenn eine Frau gebären will, ſo läßt ſie das Buch Gadela Georgis aus der Kirche holen, da ſie glaubt, dieſes Buch, wenn es auf den Leib gelegt wird, befördere die Geburt. Ein Prieſter aus Gurague kam einmal zu mir, und bat mich um ein Neues Teſtament, um es auf dem Kopf zu tragen, damit er, wie er

ſagte, gegen die Angriffe der Galla auf dem Weg nach Guragué geſichert ſei! Kirchenküſſen, das Tragen einer blauen, ſeidenen Schnur um den Hals, Faſten, Almoſengeben ſind Hauptſachen des abeſſiniſchen Chriſtenthums. Eigenthümlich iſt die Weiſe, wie in Schoa die Diebe ausfindig gemacht werden. Der Lebaſchi (Ergreifer der Diebe) iſt ſehr gefürchtet in dieſem Lande und gehört zu den Staatsdienern. Wenn ein Diebſtahl begangen wird, ſo macht der Beſtohlene dem Lebaſchi die Anzeige. Dieſer gibt ſeinem Knecht eine gewiſſe Arznei von ſchwarzem Mehl mit Milch vermiſcht, worauf er ihn Tabak rauchen läßt. Der Diener wird in einen raſenden Zuſtand verſetzt, in dem er von Haus zu Haus geht, auf Händen und Füßen kriechend wie ein Wahnſinniger. Nachdem er an vielen Häuſern herum geſchmeckt hat, während der Lebaſchi ihn an einem Seil, das um den Leib geſchlungen iſt, feſthält, geht er zuletzt in ein Haus, legt ſich auf die Bettſtätte des Eigenthümers und ſchläft dort einige Zeit. Der Meiſter weckt ihn dann auf mit Schlägen; er erwacht und ergreift den Eigenthümer des Hauſes, welcher ſodann vor die Prieſter gebracht wird, die den Beſtohlenen beſchwören, daß er die Wahrheit ſage und die geſtohlenen Artikel nicht zu hoch taxire. Der Mann, in deſſen Haus der Raſende eingegangen iſt, wird als der Dieb betrachtet und muß bezahlen, er mag ſchuldig oder unſchuldig ſeyn. Kein Wunder, daß alle Leute zittern, wenn der Lebaſchi in der Straße geſehen wird, und daß Jedermann ſich beſtrebt, mit demſelben in gutem Vernehmen zu ſtehen, da man nicht wiſſen kann, wann er im Haus erſcheint. Der König von Schoa ſoll ſich ſelbſt von der Wahrheit dieſer Sache überzeugt haben, indem er einmal ſeinem Knaben befahl, ſein eigenes Kleid zu ſtehlen und es in dem Haus eines Einwohners von Ankober zu verbergen, wo der Lebaſchi den Dieb aufgefunden haben ſoll. Ich hatte am 31. Juli 1841 eine Gelegenheit, dieſe Operation des Lebaſchi in den Straßen von Ankober genau zu beobachten.

Nachdem ich in allgemeinen Umriſſen von Schoa geredet habe, ſo will ich jetzt zu den noch ſo unbekannten Südländern, und zwar zuerſt zu den zerſtreuten chriſtlichen Ueberreſten, welche durch die Galla von Abeſſinien abgeſchloſſen werden, übergehen. Geht

man von Angolala aus vier Tagreiſen durch das Galla-Land, das dem Fürſten von Schoa unterworfen iſt, ſo kommt man an den Hawaſch-Fluß, der Schoa im Oſten umfließt und ins Adalland geht. Auf der Südſeite des Hawaſch beginnt das Land Gurague, das unter dem achten Grad nördlich vom Aequator liegt und meiſt von Chriſten bewohnt iſt, die noch einigen Zuſammenhang mit Abeſſinien von jeher bewahrt, und ſich auf ihren Bergen gegen die Galla behauptet haben. Der Name dieſes Landes bedeutet eigentlich „zur Linken, auf der linken Seite," und ſoll entſtanden ſeyn zur Zeit, als die abeſſiniſchen Könige ihre Reſidenz noch auf dem hohen Berg Endoto hatten, wo ihnen dieſes Land zur Linken lag, wenn ſie nach Weſten ſchauten. Damals war die ganze Gegend um den Hawaſch von Chriſten bewohnt, und noch jetzt ſoll ſich ein chriſtlicher Ueberreſt in dem Gebiet von Kortſchaſſi, ſüdlich von den Soddo-Galla befinden. Das erſte chriſtliche Dorf, in das man nach dem Uebergang über den Hawaſch gelangt, heißt Aimellele, und iſt von Schoa einigermaßen abhängig. Die Prieſter dieſes Dorfes haben mich öfters beſucht und mich gebeten, auch zu ihnen zu kommen. Südöſtlich von Aimellele iſt der bedeutende See Suai, der von den Guraguern „Dſchilalu", und von den Galla „Lagi" genannt wird. In dieſem See ſollen fünf Inſeln ſeyn, auf denen chriſtliche Mönche wohnen. Auf einer der Inſeln ſollen noch viele äthiopiſche Bücher ſich befinden, die zur Zeit Gragne's, der vom Adalland her Schoa überfiel, vom König Nebla Dengel dorthin geflüchtet worden ſeien. Ein Schoaner Namens Aito Osman erzählte mir, daß er dieſe Bücher geſehen habe. In Gurague ſelbſt wohnen die Mönche nicht in Klöſtern, wie in Schoa und im übrigen Abeſſinien, ſondern in ihren eigenen Häuſern, indem ſie das Beiſammenleben für ſchädlich halten. Gurague iſt nicht von einem einzigen Fürſten beherrſcht, ſondern jede Stadt und jedes Dorf hat eine unabhängige Stellung, was die Urſache von vielen Zerrüttungen und Bürgerkriegen iſt, indem meiſt einzelne Diſtrikte im Kampf miteinander liegen. Dieſer Zuſtand hat das Reiſen in Gurague ſehr unſicher gemacht und beſonders den Sclavenhandel befördert, indem die in den Bürgerkriegen beſiegten Einwohner an

die muhamedaniſchen Kaufleute verkauft, und von dieſen durch Abeſſinien nach dem Adalland und nach Arabien geſchleppt werden. Daher kommt es auch, daß viele Guraguer den König von Schoa oft erſucht haben, Beſitz von ihrem Land zu nehmen, wozu aber der König ſich nicht verſtehen wollte, weil, wie er ſagte, er dann keine Sclaven mehr erhalten könnte, da er in einem ihm gehörigen Land das Sclavenmachen verbieten müßte, und doch könnten er und die Schoaner nicht ohne Sclaven beſtehen. Man kann annehmen, daß jährlich gegen 3000 Sclaven, meiſtens Chriſten, aus Gurague ausgeführt werden. Viele werden auf dem Weg von einem Dorf zum andern oft von den eigenen Verwandten geſtohlen und verkauft. Oft werden Häuſer bei Nacht angezündet, und die Hausgenoſſen, welche entfliehen wollen, gepackt und verkauft; zuweilen werden Kinder bei Nacht aus den Häuſern geſtohlen, während die Eltern ſchlafen, daher manche Eltern dicke Stangen über die Kinder legen, damit ſie nicht geraubt werden können. Im Süden ſcheint Gurague hauptſächlich von Muhamedanern bewohnt zu ſeyn. Die abeſſiniſchen Chriſten verachten die Guraguer, und halten ſie für keine ächten Chriſten, weil dieſe die chriſtlichen Formen und Gebräuche nicht ſo genau beobachten. Es gelang mir, eine Anzahl äthiopiſcher und amhariſcher Neuen Teſtamente nach Gurague zu ſenden, wo ſie gut aufgenommen wurden, und wo ſie eine ſolche Senſation erregten, daß ein Prieſter einmal die Nachricht brachte, man ſpreche bereits in Sendſchero davon, daß ein weißer Mann gekommen und heilige Schriften auf Kameelen gebracht habe. Uebrigens ſind die Guraguer unzuverläßige und bettelhafte Leute, und ich wunderte mich nicht, warum ſie von den Abeſſiniern verachtet werden. Gurague iſt das Vaterland der merkwürdigen Pflanze Enſete vom Urania-Geſchlecht. Die jungen Schößlinge der breitblätterigen und 12—15 Fuß hohen Pflanze werden geſtoßen und zu Brod verwandelt, das die Guraguer ſehr gerne eſſen. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht.

Wenn man das ſüdliche Gurague verläßt, ſo kommt man in das Gebiet der Adia-Galla und dann in das kleine Gebirgsland Lambat, wo ſich ein chriſtliches Völklein mit 15 Kirchen und

Klöſtern erhalten haben ſoll, das die chriſtlichen Prieſter von Gurague dann und wann beſuchen, unter vielen Gefahren, denen ſie von Seiten der Adia und Alaba Galla auf der ſiebentägigen Reiſe, die ſie meiſt bei mondhellen Nächten zurücklegen müſſen, ausgeſetzt ſind. Die Sprache von Kambat ſoll von der Guraguiſchen ſehr verſchieden ſeyn, welche ſelbſt wieder von der Amhariſchen bedeutend abweicht, und neben der Tigriniſchen am meiſten Verwandtſchaft mit der alten äthiopiſchen hat. Ich bedaure ſehr, daß mir ein kleines Vokabular, das ich in der Guraguiſchen Sprache angelegt hatte, verloren ging. Die Hauptſtadt von Kambat iſt Karemſa, wo der König Degoie wohnt, der den Fremden ſehr gewogen und ein guter und kräftiger Mann ſeyn ſoll. Aito Osman erzählte mir, daß ſein Vater von Schoa nach Enarea, von da nach Kaffa gereist und von dort nach Sendſchero über Kambat und Gurague nach Schoa zurückgekehrt ſei.

Im Südoſten von Kambat liegt Wolamo, ein unabhängiges, kleines, chriſtliches Reich, das ſehr gebirgig iſt. Die Sclavenhändler bringen manchmal Sclaven von dieſem Land nach Schoa. Die Sclaven haben ein ſchönes Ausſehen und ſprechen eine Sprache, die in Schoa nicht verſtanden wird. Die Hauptſtadt von Wolamo ſoll Woſana heißen. Der große Fluß Omo ſoll durch dieß Land fließen, das von den Ländern Sendſchero, Dumbaro, Mager, Mugo, Kullu, Worata, Dſchimma und Affu umgeben iſt. Von Wolamo kommt man in das Königreich Kutſcha, das von negerartigen Galla's bewohnt wird, die viele Pferde haben. Der König dieſes heißen, aber fruchtbaren Landes ſoll ſehr mächtig ſeyn und ziemlichen Glanz entwickeln. Weiße Leute, das heißt wohl Araber und Somali von der Oſtküſte von Barawa und Marka, ſollen in Booten nach Kutſcha kommen und blauen Zeug, Pfeffer, Tabak, Kupfer u. ſ. w. bringen, und Sclaven, Elfenbein und Gewürze dafür nach der Küſte, die 30 Tagereiſen von Kutſcha liegt, zurücknehmen. Den Nachrichten gemäß, die ich in Barawa über das Innere einzog, muß ich ſchließen, daß die Leute von Barawa bis Kutſcha vordringen, aber nicht den Dſchub-Fluß hinauf von ſeiner Mündung an, ſondern ſie gehen von Barawa durch das Somaliland bis Bardera und Ganana, und von dort

in das Land Liwen, von wo ſie erſt auf Booten nach Kutſcha gehen mögen, wo der Dſchub, der in ſeinem oberen Lauf Godſchob heißt, den Strom Torich aufnimmt.

Im Weſten von Kutſcha liegt das Land der Golda-Neger, welche nackt gehen ſollen, ein Umſtand, der deutlich darauf hinweiſt, daß dieſe Völker ſich in ihren Sitten und ihrer Lebensweiſe zu denjenigen afrikaniſchen Völkern hinneigen, welche ich auf meinen Reiſen nach Ukambani kennen gelernt habe, und welche auch beinahe nackt gehen, wie wir ſpäter hören werden.

Weſtlich von den Golda liegt (zwiſchen dem 5ten und 4ten Grad nördlich vom Aequator) das mächtige Königreich Suſa, im Süden von Kaffa, wo der Omo entſpringt, der dem Godſchob, der zwiſchen Kaffa und Enarea in einer großen Wildniß zu entſtehen ſcheint, eine große Waſſermaſſe bei Dumbaro zuführt, an welchem Punkt der vereinigte Fluß einen Katarakt bildet, der weithin gehört wird. Die Regenzeit in Suſa ſoll ſehr ſtark, die Luft ſehr kalt und das Land ſehr hoch ſeyn, ja jenſeits Suſa ſoll es Berge geben, die mit ewigem Schnee bedeckt ſind, was ich ſehr glaublich finde, nachdem ich einen Schneeberg in der Nähe des Aequators von Ukambani aus geſehen habe. Die Leute von Suſa ſollen noch etwas vom abeſſiniſchen Chriſtenthum bewahrt haben. Sie ſollen am Sabbath nicht arbeiten, die Feſte von Michael, Georgis und Gabriel beobachten, Kirchen und Prieſter und eine geſchriebene Sprache haben, die aber nicht amhariſch und nicht äthiopiſch iſt. Es ſollen zur Zeit, als Kirillos in Gondar Abuna war, Prieſter von Suſa gekommen ſeyn mit einem Lederſack *), den ſie vom Abuna mit Luft anfüllen ließen, damit ſie in ihrem Lande Prieſter ordiniren könnten, weil Suſa von Gondar ſo weit entfernt und die Reiſe über Kaffa und Enarea zu beſchwerlich und gefährlich ſei. Der gegenwärtige König von Suſa ſoll Beddu heißen und der Bruder der Bali, der Königin von Kaffa ſeyn. Die Hauptſtadt von Suſa ſoll Bonga heißen, wo Beddu nach der Weiſe der abeſſiniſchen Könige regiert. Er ſoll auch, wie dieſe,

*) Dieß wäre etwas für unſere hochkirchlichen Puſeiten, rief Prinz Albert aus, als ich ihm 1853 in einer Audienz dieſe Anekdote erzählte.

jährliche Einfälle in das Gebiet der Nachbarländer machen, beson ders in das der Schankalla, der Suru- und Gumru-Stämme, u sein Reich auszudehnen, und Vieh und Sclaven zu erhalten Durch die Verheirathung seiner Tochter Schasch an den Köni Abba Bogibo von Enarea, soll er sich mit diesem befreundet un so seine Verbindung mit Gondar sich ermöglicht haben. Muha medanische Kaufleute sollen von Ferne kommen, was wohl mög lich ist, wenn man die Lage des Flusses Maro oder Pokomon bedenkt, der oberhalb Malindi in den indischen Ocean fließt, un auf dem die Suahili und Pokomo Leute in ihren Booten weithin ins Innere reisen. Es wäre also immerhin anzunehmen, daß Reisende von diesem Flusse aus zu den Christen in Susa gelan gen möchten, so wie es auch möglich wäre, daß man von Barawa aus nach Kutscha und zu den christlichen Ueberresten in Wolame und Kambat gelangen könnte. Wäre eine energische Regierung an der Suahili-Küste, so würden diese derzeit noch so unbekann ten und doch so wichtigen Länder von Ostafrika für das Christen thum, für christliche Civilisation und Handel längst aufgeschlossen seyn. Aber so lange die Gewalt in den Händen der trägen und eifersüchtigen Araber liegt, so wird wohl die Kunde jener Länder noch lange auf sich warten lassen müssen. Jedenfalls kann die Wasserstraße eine ziemliche Strecke weit im Innern benützt wer den, wenn es auch unmittelbar an der Küste nicht möglich ist, weil diese Flüsse an ihrer Mündung nicht tief sind.

Merkwürdig sind die Nachrichten, welche ich im Jahr 1840 von einem Sclaven aus Enarea erhielt, welcher auf Befehl des Königs von Schoa mein Haus in Angolala hüten mußte wäh rend meines Aufenthalts in Ankober. Der Mann hieß Dilbo, gebürtig aus Sabba in Enarea. Als junger Mensch machte er Karawanenreisen nach Kaffa, und begleitete die Sklavenjäger von Kaffa nach Tuffte (in 10 Tagreisen), wo er den Omofluß, der etwa 60 Fuß breit ist, auf einer hölzernen Brücke passirte, und von Tuffte in 7 Tagen nach Kullu kam, von wo es nur einige Tagreisen ist zu den Doko, oder den kleinen Leuten, von denen Dilbo beinahe fabelhafte Dinge erzählte. Dilbo wurde später, in seinem 18. Jahr, bei einem Ueberfall in Sabba, am Kibbe-

ſuß, gefangen und aus Enarea nach Nono verkauft. Von Nono wurde er von den Sclavenhändlern nach Nigra gebracht, dann nach Agabdſcha, wo er für 40 Salzſtücke verkauft wurde. Von Agabdſcha kam er nach Gonan im Soddogallagebiet, wo er für 60 Salzſtücke verkauft wurde. Von Gonan gelangte er nach Roggie, wo er ſchon 80 Salzſtücke werth war. Von Roggie wurde er nach Golba (im Gallagebiet Abedſchu) um 100 Stücke verkauft. Endlich kam er nach Aliuamba, wo ihn ein Muhamedaner für 12 Thaler kaufte. Später erhandelte ihn eine Wittwe in Ankober für 14 Thaler. Nachdem die Wittwe geſtorben war, kam er in die Hände ihres Bruders, der aber wegen eines Vergehens vom König von Schoa enterbt wurde. Auf dieſe Weiſe wurde Dilbo des Königs Sclave. Dilbo erzählte mir, daß im Süden von Kaffa und Suſa ein heißes und ſehr naſſes Land ſei, wo es viele Bambuswälder gebe und wo Leute, Doko genannt, wohnen, die ſo klein ſeien als 10jährige Knaben, alſo 4 Fuß hoch. Sie haben eine dunkle, olivenartige Farbe und leben in einem völlig wilden Zuſtand wie die Thiere. Sie haben weder Häuſer noch Tempel, noch heilige Bäume (wie die Galla), beſitzen aber doch eine gewiſſe Idee von einem höhern Weſen, das ſie Jer heißen, zu dem ſie in Augenblicken der Traurigkeit und der Angſt beten, aber nicht in aufrechter Stellung, ſondern mit ihren Häuptern auf dem Boden und die Füße aufrecht an einen Baum oder Stein gelehnt. In ihrem Gebet ſagen ſie: „Jer, wenn du wirklich ein Daſein haſt, warum läßt du uns denn getödtet werden? Wir bitten dich nicht um Speiſe oder Kleider, denn wir leben von Schlangen, Ameiſen und Mäuſen. Du haſt uns gemacht, warum läßt du uns zertreten werden?“ Die Doko haben kein Oberhaupt, keine Geſetze, keine Waffen, ſie jagen nicht, bauen kein Feld, ſondern leben allein von Früchten, Wurzeln, Mäuſen, Schlangen, Ameiſen, Honig u. ſ. w. Gleich den Affen ſteigen ſie auf die Bäume und holen Früchte. Oft geſchieht es, daß ſie auf den Bäumen in Streit gerathen und einander vom Baum hinabwerfen. Ein großer und hoher Baum, genannt Loko, ſoll rothe Früchte haben, die ſie beſonders lieben.

Beide Geſchlechter gehen völlig nackt. Die Doko haben dicke, hervorſtehende Lippen, platte Naſen und kleine Augen. Ihr Haar iſt nicht wolligt und reicht bei den Frauen auf die Schultern. Die Nägel an Händen und Füßen laſſen ſie wachſen wie die Krallen der Adler, und gebrauchen ſie zum Graben nach Ameiſen, und zum Zerreißen der Schlangen, die ſie roh verzehren, denn Feuer kennen ſie nicht. Den Rückgrat der Schlange tragen ſie als einzige Zierde um den Hals. Ihre Ohrmuſchel durchſtechen ſie mit einem ſpitzigen Stück Holz.

Die Doko vermehren ſich ſehr ſchnell, leben aber in keiner regelmäßigen Ehe, ſondern nehmen Weiber, wo ſie ſie finden, und laſſen ſie wieder gehen, wohin ſie wollen. Die Frau ſäugt das Kind nur kurze Zeit, indem ſie es baldmöglichſt an das Eſſen der Ameiſen und der Schlangen gewöhnt. Sobald ſich das Kind ſelber helfen kann, ſo läßt es die Mutter ziehen, wohin es will. Obwohl die Doko in dichten Wäldern wohnen und auf Bäumen ſich verbergen, ſo werden ſie doch von den Sclavenjägern von Suſa, Kaffa, Dumbaro und Kullu ausfindig gemacht. Ganze Waldbezirke werden von den Jägern umzingelt, ſo daß die Doko nicht leicht entfliehen können. Oft gerathen die Jäger von den verſchiedenen Nationen ſelbſt mit einander in Streit. Wenn ſie die Doko zu Geſicht bekommen, ſo halten ſie ihnen Kleider von ſchönen Farben vor, ſingen und tanzen, worauf die Doko ſich willig einfangen laſſen, da ſie aus Erfahrung wiſſen, daß ihr Widerſtand vergeblich iſt und nur zu ihrem Untergang führen würde. Auch bemühen ſie ſich hernach nicht mehr, zu entfliehen. Tauſende von Doko können auf dieſe Weiſe von einer kleinen Schaar Jäger gefangen werden. Im Zuſtand der Sklaverei behalten ſie ihre Neigung, Mäuſe, Schlangen und Ameiſen zu eſſen, wiewohl ſie oft deßhalb von ihren Meiſtern gezüchtigt werden, welche die Doko lieben, da ſie gelehrig und gehorſam ſind, und da ſie wenig Bedürfniſſe und eine gute Geſundheit beſitzen, weßhalb ſie auch nie über Enarea hinaus verkauft werden. Sie ſterben nur in Folge des Alters, oder bei feindlichen Ueberfällen, Krankheiten kennen ſie nicht. Ob dieſe Doko die Pigmäen ſind, welche nach Herodot zwei

Jünglinge, die von Etearch (dem König der Oaſe von Ammon) ausgeſandt wurden, in der Nähe eines großen Fluſſes im Innern Afrika's entdeckten, will ich nicht beſtimmen. Das aber kann ich bezeugen, daß ich nicht nur in Schoa von dieſen kleinen Leuten hörte, ſondern auch in Ukambani, zwei Grade ſüdlich, und in Barawa, $1^1/_2$ Grad nördlich vom Aequator. In Barawa wurde mir ein Sklave gezeigt, der ganz mit der Beſchreibung Dilbos harmonirte. Er war etwa 4 Fuß hoch, ſehr dick, hatte eine dunkle Farbe und war ſehr lebhaft. Die Leute von Barawa verſicherten mich, daß dieſer Sclave vom Pygmäengeſchlecht im Innern ſei. Es läßt ſich auch annehmen, daß klimatiſche (vom Mai bis Januar beſtändige Regen) und andere Umſtände dazu beitragen, ein verkümmertes, diminutives Geſchlecht im Innern von Afrika zu erzeugen. A priori kann man alſo die Nachrichten, die auf verſchiedenen, von einander unabhängigen Punkten Afrika's geſammelt worden ſind, nicht geradezu beſtreiten, nur muß man ſich bemühen, das Fabelhafte, das von den eingebornen Berichterſtattern beigemiſcht wird, kritiſch zu betrachten. Dogo heißt im Suahilidialekt „klein.“ In der Enareaſprache ſoll Doko einen unwiſſenden, dummen Menſchen bezeichnen. Ueber die Völker, welche jenſeits des Dokolandes ſüdlich und weſtlich wohnen, konnte ich in Schoa nichts erfahren. Das Fehlende blieb mir auf eine ſpätere Zeit aufbehalten, wo ich ſüdlich vom Aequator meine Forſchungen fortſetzen durfte.

Nördlich vom Dokoland und nordöſtlich vom Königreich Sufa liegt das bedeutende Reich Kaffa, deſſen Name auf den Karten figurirt, ſeitdem der portugieſiſche Prieſter Ferdinandez mit ſeinen Genoſſen es vergeblich verſuchte, von Abeſſinien aus über Enarea und Kaffa nach der Küſte von Malindi vorzudringen, welche damals der Krone von Portugal gehörte. Unſtreitig muß man in Malindi gehört haben, daß es von dort aus einen Weg nach Abeſſinien und ins Innere von Afrika gäbe. Wäre jener Verſuch gelungen, und wäre von Malindi aus eine Straße ins Innere gebahnt worden, ſo hätten ſich die afrikaniſchen Entdeckungsreiſen im 19. Jahrhundert anders geſtaltet, und das Caput Nili (Nilquelle) wäre wohl längſt entdeckt worden, nicht

in dem Wald von Babia in Enarea, unter dem 11 Grad nördlich, wie Herr d'Abaddie will, ſondern in den Aequatorgegenden, etwa unter dem Breitengrad von Malindi.

Der Name „Kaffa" ſoll nach der fabelhaften Ableitung der Muhamedaner von dem arabiſchen Wort „Jekaffi," es iſt genug, herkommen. Ein Prieſter, Namens Muhamed Nur, ſoll die Abſicht gehabt haben, von Oſten nach dem weſtlichen Afrika zu wandern, um die muhamedaniſche Religion zu verbreiten. Als er in die Gegenden kam, wo jetzt Kaffa liegt, ſoll ihm Gott erſchienen ſeyn und geſagt haben: „Es iſt jetzt genug, gehe nicht weiter." Seit jener Zeit ſei das Land Kaffa genannt worden. Eben ſo wenig wird man die Anſicht Derer gelten laſſen, welche glauben, das Land habe ſeinen Namen von Kahawa oder Kahoa, was im Arabiſchen „bereiteten Kaffee" bedeutet. Der rohe Kaffee, d. h. die Kaffeebohne heißt „Bun," im Galla „Bunna." Nach der arabiſchen Tradition ſoll die Zibetkatze die Kaffeebohne auf die Berge der Arruſi- und Jttu-Galla gebracht haben, wo ſie wuchs und lange Zeit gepflegt wurde, bis ein unternehmender Kaufmann die Kaffeepflanze vor 500 Jahren nach Arabien brachte, wo ſie bald einheimiſch wurde.

Die Hauptſtadt von Kaffa ſoll Suni heißen und auf einem Berge gleichen Namens liegen. Sie ſoll aber nicht ſo groß ſeyn als Ankober; auch ſollen die Häuſer ſchlechter ſeyn als in Abeſſinien, wo man ſie meiſt rund und aus Holz baut, und die Dächer mit Gras, das Guaſa heißt, bedeckt. Andere bedeutende Orte, wo der König von Kaffa bisweilen ſich aufhält, ſind: Nagoa, Gobi, Bura, Alera Sebidſcha, Sunge, Woda. Kaffa ſoll dem Umfang nach größer ſeyn als Schoa, und der König ſich bemühen, ſeine Herrſchaft immer weiter nach Süden, Weſten und Oſten auszudehnen. Wenn Kaffa zwiſchen dem 5. und 7. Grad nördlich liegt, ſo mag ſein Einfluß immerhin bis zum 3. und 4. Grad reichen. Kaffa liegt zwar nicht ſo hoch als Enarea, hat aber auch einzelne hohe Berge. In den Thälern iſt es ſehr heiß, und die Kaufleute von Enarea ſehnen ſich, von Kaffa in ihr kühleres Vaterland zurückzukehren.

Zur Zeit als Dilbo (mein Berichterſtatter) in Kaffa war,

regierte die Königin Balli. Nachdem ihr Gemahl, der König Halalo, geſtorben war, ließ ſie die widerſtrebenden Großen gefangen nehmen, und erklärte ſich ſelbſt durch die Trommel des Staatsherolds als die Herrin des Reiches. Die Angelegenheiten nach außen ließ ſie durch ihren tapfern Sohn Gomarra beſorgen. Dieſer führte die Kriege, während die Königin zu Hauſe bleibt, Gericht hält und ſonſtige Staatsgeſchäfte leitet. Sie erſcheint ſelten außerhalb ihrer Hauptſtadt, und wenn ſie erſcheint, ſo müſſen die Unterthanen Kleider vor ihr her auf den Weg ausbreiten. Gomarra kehrt ſtets ſiegreich von dem Kriegszug zurück, beladen mit männlichen und weiblichen Trophäen. Die männlichen Feinde werden getödtet und emasculirt, die weiblichen entweder auch getödtet, oder ihnen die Brüſte abgeſchnitten.

Als ich die Richtigkeit der Ausſage meines Berichterſtatters in Beziehung auf das Ausbreiten der Kleider auf den Weg vor der Königin Balli bezweifelte, bemerkte Derſelbe, es gebe ſo viel Baumwolle in Kaffa, daß die Kleider äußerſt wohlfeil ſeien, daher die Eingebornen ſich nicht viel um ihre Kleider bekümmern, wenn ihre Königin dadurch geehrt werden könne.

Die Hauptartikel, welche die Kaufleute von Enarea aus Kaffa holen, ſind: Sklaven und baumwollene Kleider. Dafür bringen ſie nach Kaffa Salzſtücke, Kupfer, Pferde, Kühe, farbige Kleider, und überhaupt Alles, was auf dem Markt in Gondar zu haben iſt. Vieh iſt rar in Kaffa; deshalb auch ſeine Bewohner beim Bau ihrer Felder nicht den Pflug anwenden, ſondern den Boden durch Stäbe aufbrechen, eine Sitte, die mich an die ſüdäquatoriſchen Völker im Innern erinnerte, welche den Boden mit ſpitzigen Stecken bearbeiten.

Der Zuſtand des Reiches im Innern iſt geordnet, nur an den Grenzen gibt es immer viele Kampfarbeit gegen die Nachbarvölker, die aber der wackere Gomarra immer ſchnell zu Paaren treibt. Fremde, welche Kaffa in Handelszwecken beſuchen, ſind ſehr geachtet, ihre Perſon und ihr Eigenthum wird nicht angetaſtet. Die Leute von Kaffa ſind zum Theil Chriſten, aber in einer ſehr oberflächlichen und ausgearteten Form. Sie haben Beſchneidung, arbeiten nicht am Freitag und Sonntag, und be-

obachten einige Feste der Heiligen. Unglaublich und fabelhaft scheint die Erzählung, welche mir Dilbo in Beziehung auf das Verhältniß der Ehemänner und Frauen mitgetheilt hat. Es sei nämlich ein öffentlicher Platz für die Männer bestimmt, wo keine Frau erscheinen, und wo sie nicht mit ihrem Manne essen und trinken dürfe, wenn sie nicht drei Jahre gefangen gesetzt werden wolle. Sie dürfe ihren Mann nicht essen und trinken sehen, und ebenso dürfe der Mann seine Frau nie sehen. Nur bei Nacht kommen die Eheleute zusammen, bei Tag aber nicht. Die Frau sei im Innersten des Hauses, der Mann bewohne den äußern Theil. Eine solche Abgeschlossenheit der Geschlechter kommt im christlichen Abessinien nirgends vor, und würde voraussetzen, daß die Kaffaner Muhamedaner sind, bei welchen die Abschließung der Frauen Regel ist.

Salz ist sehr theuer in Kaffa, und 5 Stücke haben denselben Werth wie 20 Stücke (= 1 Thaler) in Schoa. Das Salz kommt von Sendschero und Enarea nach Kaffa, und jene Länder erhalten es von Abessinien. Die Sprache von Kaffa ist weder Aethiopisch noch Amharisch, noch Galla, ist aber verwandt mit der Sprache von Gobo, Tuffte und Dambaro. Die Kaffaner haben eine Tradition, wornach ihr Stammvater Busase geheißen und in einer Höhle gewohnt haben soll. Das Gleiche wird auch von dem Stammvater der Einwohner von Enarea erzählt, woraus hervorzugehen scheint, daß die ersten Einwohner dieser Länder in Höhlen wohnten, also Troglodyten waren, wie Herodot berichtet, bis sie, wahrscheinlich durch Berührung mit andern Völkern, den Häuserbau kennen lernten. Es soll in Kaffa und Enarea sehr viele Höhlen geben.

Geht man von Kaffa aus nach Norden, so muß man über den großen Fluß Godschob setzen, von welchem Einiges geredet werden soll, ehe wir zu den nördlichen Ländern Mantscho, Dschimma, Sendschero und Enarea übergehen.

Es war im October 1840, daß ich von Ankober nach Angolala reiste, um dem König von Schoa meine Aufwartung zu machen und den Wunsch gegen denselben auszusprechen, mit Seiner Majestät den Zug ins Gallaland mitmachen zu dürfen.

Der König willfahrte meiner Bitte, befahl mir aber ſogleich, einige Tage in Angolala zu verweilen, bis die ſchoaniſchen Heere zuſammengezogen wären. Während dieſer Wartezeit ließ ich mich öfters mit dem ſchon erwähnten Enareaner Dilbo ins Geſpräch ein. Unter Anderem fragte ich ihn, ob es auch Flüſſe in ſeinem Lande gebe, und welche Kunde er von den Ländern ſüdlich von Enarea hätte. Später (am 29. Mai 1841) war ich wieder in Angolala, zuſammen mit Dr. Beke, und ließ mich in Verbindung mit dieſem talentvollen Reiſenden, der aber damals noch wenig Amhariſch verſtand, wieder in ein Geſpräch mit Dilbo ein, der ſeine frühern Ausſagen wiederholte und erweiterte. Als ich nämlich fragte, ob es in Enarea auch einen Fluß gebe, wie den Hawaſch an der Südgrenze von Schoa, ſo ſagte Dilbo ſogleich: „Es gibt in Enarea und jenſeits Enarea mehr als einen Fluß; da iſt der Kibbe (oder Gibbe), der Dambeſe, der Dirdeſa und der Godſchob, welcher der größte von allen iſt, welcher aber nicht in Enarea entſpringt, noch durch Enarea fließt, ſondern von der großen Wildniß Gobi kommt, welche ſüdweſtlich von Enarea liegt. Der Godſchob fließt zwiſchen Kaffa und Mantſcho an Sendſchero vorbei nach Sonnenaufgang.“ Dieß war beinahe die wörtliche Ausſage Dilbo's im Jahr 1840 und 1841, nur wurde ſie mir im Jahr 1841 erſt wichtig, als Dr. Beke darauf aufmerkſam machte, daß dieſe Ausſage mit Herodot übereinſtimme, welcher von einem Prieſter des Tempels der Minerva in Theben gehört habe, daß die Hälfte des Nils nach Norden, die andere Hälfte nach Süden gehe. Dieſe Bemerkung von Dr. Beke bewog mich, recht angelegentlich über dieſen Fluß zu fragen, welcher ganz verſchieden iſt von dem Kibbe, der in dem Walde Babia bei Koſſa und Genna in Enarea ſeine Quelle hat, dann mit dem Dirdeſa, welcher bei Dſchereſa in Dſchimma entſpringt, und mit dem Dambeſe, der aus Woſager in Enarea kommt, ſich vereinigt und zuletzt in den blauen Fluß, oder den abeſſiniſchen Nil ſich ergießt. Auf die Frage, ob Dilbo den Godſchob geſehen habe, antwortete er, daß er zweimal über dieſen Fluß gegangen ſei mit einem Verwandten, welcher mit andern Kaufleuten alle Jahre die Reiſe von Enarea nach Kaffa zu machen pflegte. Er

ſei von ſeinem Geburtsort Sabba durch das von Enarea abhängige Gallagebiet Dſchimma und Mantſcho immer ſüdweſtlich gereist, ſei dann durch eine große Wildniß gekommen, wo die Mantſcho-Leute den Reiſenden auflauern, und endlich ſei er an das Ufer des großen Fluſſes Godſchob gelangt, deſſen Waſſermaſſe ihn ſo erſchreckt habe, daß er in ſein Vaterland habe zurückkehren wollen, aus Furcht, er möchte im Ueberſetzen über den Fluß das Leben verlieren, entweder durch die vielen Krokodile, die er im Waſſer ſah, oder durch die großen Wellen, welche, wie er meinte, die Flöße von Baumſtämmen verſenken würden. Auf die weitere Frage, wie breit denn der Fluß geweſen ſei, ſagte er, der Godſchob iſt von einem Ufer zum andern wie Angolala und das Galladorf Tſcherkos, welches etwa eine halbe Stunde von Angolala entfernt iſt. Man mußte den erſchreckten Dilbo im Walde ſuchen und mit Seilen anbinden, damit er vor Angſt nicht entrinnen könnte. Bisweilen nehmen ſich die Reiſenden Zeit, einen großen Baumſtamm auszuhöhlen; meiſtens aber binden ſie 6 bis 10 Stämme Holz zuſammen, und ſetzen ſo 30 bis 50 Leute mit Pferden, Mauleſeln, Eſeln, Kühen u. ſ. w. über den Fluß. Da ich vermuthete, Dilbo habe weder von einem Boot noch Floß einen rechten Begriff, ſo ließ ich ihn den Verſuch mit Rohr in meinem Hauſe machen. Er machte ſogleich einen vollkommenen Floß mit Rudern, daß ich nicht mehr zweifelhaft ſeyn konnte. Die Schoaner wiſſen weder was Boote, noch was Flöße ſind; daher Sahela Selaſſie ſich von der britiſchen Geſandtſchaft ein Modell machen ließ, als er nach Gurague zum See Suai ziehen wollte.

Da es ſchwer war, die geographiſche Lage der von Dilbo erwähnten Länder zu erhalten, ſo ließ ich ihn auf dem Sand eine Karte zeichnen, welche die Quelle des Fluſſes gegen Weſten bei Nord von Enarea zeigte. In der Wildniß von Gobo ſoll es viele Elephanten, Giraffen und überhaupt viele wilde Thiere geben. Jenſeits der Wüſte ſeien ſchwarze Leute. Auf die Frage nach der Mündung des Fluſſes, ſagte Dilbo: „Ich weiß, daß er nach Sonnenaufgang fließt, aber ſein Ende kenne ich nicht; ich weiß nur, daß ich die Muhamedaner habe ſagen hören, ſie gehen

auf dieſem Fluß ins Land der Araber." Ich konnte damals dieſe Ausſage Dilbo's nicht recht verſtehen, aber nachdem ich i. J. 1843 die Mündung des Dſchub und überhaupt die Verhältniſſe der Oſtküſte unter dem Aequator kennen gelernt habe, iſt mir Alles klar geworden, und ich bin überzeugt, daß der Godſchob kein anderer Fluß iſt als der Dſchub, wie er von den Arabern genannt wird.

Nachdem der Godſchob, wie Dilbo berichtete, mit großer Schnelligkeit nördlich an Kaffa vorübergefloſſen iſt, geht er durch einen See, und nimmt dann weiter öſtlich den Omofluß auf, der im Südweſten von Suſa entſpringt und ein großer Zufluß des Godſchob iſt. Beim Zuſammenſtoß beider Flüſſe ſcheint der Godſchob einen Kataract zu haben, den Dilbo Dumbaro nannte, und der ein entſetzliches Geräuſch machen ſoll, das man in weiter Ferne hört. Wahrſcheinlich iſt dieß eine Felſenbarre, welche den Lauf des Fluſſes aufhält und ſein Waſſer in Wuth verſetzt. Was nun den Urſprung beider Flüſſe, des Godſchob und des Omo betrifft, ſo läßt ſich derſelbe vielleicht einfach ſo erklären, daß man annimmt, die Gebirge von Enarea, welche von Süd nach Nord zu laufen ſcheinen, geben ihre öſtlichen Waſſer an den Kibbe ab, während ſie die ſüdweſtlichen in den Godſchob ſenden. Es wäre alſo in Enarea die Waſſerſcheide zwiſchen Weſt und Oſt. Ebenſo mögen die ſüdöſtlichen Waſſer von Kaffa und Suſa den Omo bilden, deſſen eigentliche Quelle jedoch auch in Schneebergen (und Sümpfen) ſeyn könnte, welche nördlich vom Aequator ebenſo gewiß vorhanden ſeyn mögen, als ſie im Süden von mir geſehen worden ſind. Wie wichtig wäre es, wenn die Unterſuchungen der künftigen Reiſenden auf die Aequatorgegenden hingelenkt würden, und zwar ſo, daß ein Theil der Reiſenden über Enarea und Kaffa nach Suſa ginge, während ein anderer Theil von Barawa oder Malindi aus daſſelbe Ziel verfolgen ſollte. Die weſtlichen Waſſer von Suſa und Kaffa gehen ohne Zweifel in den Baher-el-Abiad, von dem aus am Ende das Innere von Afrika nach Oſt und Weſt am leichteſten entdeckt werden mag, da das Reiſen von der Weſt- und Oſtküſte Afrikas aus ſo ſchwierig, koſtſpielig und gefährlich iſt, während auf dem Nil die Waſſer-

reiſe bis zum vierten Grad nördlich mit ziemlicher Sicherheit möglich iſt, und auch die Felſenbarre unter dem vierten Grad zur rechten Jahrszeit bei hohem Waſſerſtand überwunden werden könnte. Die Länder Kaffa und Suſa können kaum drei Breitengrade vom Baher-el-Abiad öſtlich entfernt ſeyn. Auf dem Sobat, der von Oſten kommt und in den Baher-el-Abiad geht, ſollte es möglich ſeyn, ganz in die Nähe von Kaffa zu gelangen, ohne daß eine weite Landreiſe nöthig wäre. Ich zweifle nicht, daß alle dieſe Probleme durch die nächſte Expedition gelöst werden, welche in die Gegenden des obern Laufes des Baher-el-Abiad vordringen, und jeden Nebenfluß, ſoweit er ſchiffbar iſt, unterſuchen wird, eine Unternehmung, zu deren Ausführung freilich mehrere Jahre erforderlich ſind.

Doch ich gehe weiter in meiner Beſchreibung der Südländer von Abeſſinien. Hat der Reiſende den Godſchob überſchritten, ſo kommt er in 12 bis 15 Tagen durch das Gebiet der Mantſcho und Dſchimma Galla nach Enarea, das viel höher als Kaffa gelegen iſt. Dilbo ſprach von fünf hohen Bergen in Enarea, deren Namen ſind: 1) Mendſchillo (in der Mitte von Enarea), 2) Saſula, 3) Gabana, 4) Mutekoſſa, 5) Dſchedſchilla. Die Hauptſtadt von Enarea iſt Saka mit etwa 12,000 Einwohnern, wo der Suppera oder König gewöhnlich reſidirt, und wo die von Gondar kommenden Karawanen ſich aufhalten für ihre Handelszwecke. Wichtige Städte und Dörfer ſind nach Dilbo noch folgende: Sunto, Lako, Genna, Koſſa, Geruke, Afate, Sabba, Sigaro. Der zu Dilbo's Zeit regierende König von Enarea hieß Abba Bogibo, deſſen Vater Boſoboku, und deſſen Großvater Katſchani hieß.

Abba Bogibo iſt ein tapferer Krieger und guter Fürſt, der öffentlich Gericht hält in ſeiner Hauptſtadt, und zu dem Jedermann leichten Zugang hat. Er ſitzt bei ſolchen Gelegenheiten auf einem hölzernen Stuhl, über welchen eine Haut ausgebreitet wird. Die Leute entblößen ihren Oberleib nicht, fallen auch nicht vor ihm nieder auf die Erde, wie es bei den Abeſſiniern im Umgang mit ihren Königen und Großen Sitte iſt, ſondern küſſen einfach ſeine Hand nach der Weiſe der Muhamedaner. Die Söhne des

Königs werden auch nicht gefangen gehalten, wie es früher in Abeſſinien der Fall war mit den königlichen Prinzen, welche in Damo, in Wechni, auf dem Berg Geſchano, und in Schoa auf dem Hügel Dſchanu eingeſperrt wurden, damit ſie keine Empörung wider den königlichen Vater anſtiften könnten.

In Enarea wird gewöhnlich der Sohn der Hauptfrau König, welcher dann ſeine Brüder zu Statthaltern von Provinzen ernennt. Wenn der König eine ſeiner Töchter an einen Großen des Reichs verheirathet, ſo muß Jedermann nach ſeinem Vermögen Hochzeitsgeſchenke bringen, z. B. Honig, Salzſtücke, Pferde, Kühe, Kleider u. ſ. w. Der König ſtellt ſich ſelbſt an die Spitze ſeiner Truppen auf ſeinen Kriegszügen, die er jährlich unternimmt gegen die Galla von Guma, Nono, Limmu, im Nordoſten von Enarea. Auch die Guderu-Stämme im Norden, ſowie die Dſchimma und Mantſcho im Süden und die Schankala im Nordweſten werden bisweilen heimgeſucht. Des Königs Einfluß erſtreckt ſich von Enarea bis zu den Mätſcha- und Soddo-Galla. Die Kriegszüge dauern aber höchſtens 10 bis 15 Tage und werden ausgeführt von einzelnen Truppenabtheilungen, die in verſchiedenen Richtungen operiren, und deren Bewegungen der König, der im Centrum agirt, an dem Rauch der angezündeten Dörfer erkennt. Kinder und Frauen werden nicht getödtet noch emasculirt, ſondern nach Gondar oder Schoa als Sklaven verkauft, was aber nicht mehr geſchehen darf, ſeitdem der Sklavenhandel vor einigen Jahren von Theodoros, dem neuen und energiſchen König von Abeſſinien, in ſeinem ganzen Reich verboten worden iſt.

Der König von Enarea beſitzt eine kleine Anzahl Luntengewehre, welche er von den Kaufleuten in Gondar und von Goſchu, dem frühern Gouverneur von Godſcham, erhalten hat. Abba Bogibo iſt Muhamedaner, und ſchon ſein Vater Boſu Boku hatte den Muhamedanismus angenommen von ſeinem Onkel Mutar und von den muhamedaniſchen Kaufleuten aus Gondar, welche mit ihren Handelszwecken immer auch religiöſe verbinden und deßhalb muhamedaniſche Prieſter bei ſich haben. Ein großer Theil der Heiden von Enarea hat die muhamedaniſche Religion angenommen.

Die Sprache von Enarea iſt Galla, die aber von den Dialekten der übrigen Galla etwas abweicht.

Die Lebensmittel in Enarea ſind ſehr wohlfeil. Man bekommt 60—70 Pfund Kaffeebohnen für ein Salzſtück, was nicht ganz acht Kreuzer ausmacht. Ebenſo bekommt man für ein Salzſtück drei große Krüge Honig und mehrere Säcke Weizen. Die Salzſtücke ſind rar in Enarea. Die Enareaner trinken Bier und Meth, wie die Einwohner von Abeſſinien. Der Kaffeebaum wächst wild in den Wäldern; er wird 12—14 Fuß hoch und ſein Holz wird zur Feuerung in dem kalten Land gebraucht. In Enarea ſoll es noch mehr Kaffee geben als in Kaffa. Wie Schade, daß die Verbindung mit dieſen Ländern ſo ſchwierig iſt, aus denen ein ſo wichtiger Handelsartikel ausgeführt werden könnte! Wie wichtig, wenn der Godſchob ſchiffbar wäre, oder wenn der Fluß Sobat bis zu dieſen Kaffeeländern führen würde. Und wie viel wichtiger wäre dieß noch für die Verbreitung des Chriſtenthums in Inner-Afrika! Die Kaufleute von Gondar bringen folgende Handelsgegenſtände nach Enarea: Salzſtücke, Glasperlen von verſchiedenen Farben und Größen, farbigte Stoffe, beſonders blauen Calico, Kupfer, Meſſer, Scheeren, Nadeln, Gewehre, Küchengeſchirr, ſchwarzen Pfeffer u. ſ. w. In Enarea holen ſie dagegen Kaffee, Zibeth, Sklaven, Felle von Löwen, Leoparden, und beſonders vom ſchwarzen Leoparden (gessela), und gute Pferde.

Der Zibeth iſt theuer, ſelbſt in Enarea, da man ihn als eine gute Arznei gegen Kopfweh und andere Leiden betrachtet. Man erhält ihn von der Zibethkatze, welche ſo groß iſt als ein junger Hund. Sie lebt in den Wäldern, wo man ſie in Fallen fängt und in Käfigen aufbewahrt, vor denen man täglich ein Feuer anzündet, um die Katze in Schweiß zu bringen. Da ſie am Hintern ein Säckchen oder eine Blaſe hat, in welcher ſich die köſtliche Materie anſammelt, ſo wird dieſe mit einem Löffel von Zeit zu Zeit abgeſchöpft und in ein Horn gethan, welches mit ſeinem koſtbaren Inhalt an die Handelsleute verkauft wird. Auch Myrrhen und Weihrauch ſoll es in Enarea geben.

Es wäre intereſſant, noch Einiges aus der Pflanzen- und

Thierwelt von Enarea zu erzählen, wenn ich nicht befürchten müßte, Unrichtiges mitzutheilen, da Dilbo aus Mangel an Bildung die Pflanzen und Thiere nicht gehörig bezeichnen konnte. Doch ich will handeln wie Herodot gethan hat, wenn er bei seinen Mittheilungen immer hinzuzufügen pflegte: „Ich berichte nur, was die Afrikaner mir gesagt haben."

Es gibt, sagte Dilbo, folgende Bäume, welche eßbare Früchte tragen: der Badesa, Jebo, Nardesa, Huda, Arrandschama und Bururei-baum. Die Früchte von einigen dieser Bäume sind sehr groß und haben eine rothe Farbe. Andere sind klein und schwärzen die Zunge, und sind süß. Die meisten von diesen Bäumen finden sich auch im Dokoland.

Unter den Thieren ist zu nennen das Worsamesa, was die Giraffe zu seyn scheint. Dieses Thier findet sich in großer Anzahl in der Wildniß Bakko, im Westen von Enarea, wo man ins Land der Schwarzen geht. Ueberhaupt ist diese Wildniß reich an Thieren, die von den Enarea-Jägern aufgesucht werden. Elephanten sind dort besonders zahlreich. Dort findet sich auch der weiße Elephant, dessen Haut einem aussätzigen Menschen gleicht. Dieser weiße Elephant darf aber nicht getödtet werden, da er als ein Adbar, d. h. als ein Beschützer der Menschen betrachtet und ihm religiöse Verehrung gezollt wird. Wer einen weißen Elephanten, der übrigens kleiner als der gewöhnliche ist, tödten würde, müßte seine That mit dem Leben büßen. So will es dieser heidnische Aberglaube. Bei dieser Gelegenheit möge bemerkt werden, daß weiße Elephanten auch im Innern, an der Küste von Lamu (3 Grad südlich vom Aequator), vorkommen sollen, wie Bana Cheri, mein Suahili-Karawanen-Führer, mich versicherte. Eben so soll es in Enarea weiße Büffel geben, die gleichfalls heilig und unantastbar sind. Ueberhaupt ist die weiße Farbe unverletzlich. Was für Thiere die Worsesa (in der Größe eines Kalbes, das Menschen angreift), das Awaldigesa (in der Größe eines Esels, mit schwarzer Farbe), das Amakeda (wie ein Löwe), das Borosa (das so groß ist wie ein Schaf, und so schnell wie eine Gazelle), das Jeijei (so groß wie ein Hund, von brauner Farbe, in Rudeln lebend), das Dschanno (ein

ſchwarzes Thier, das Baumfrüchte frißt und einen weithin hörbaren Wind ausläßt), das Boie (wie ein Ochſe, und das den Kopf auf den Boden neigt, Gras frißt, Menſchen und Thiere tödtet), ſind, habe ich nicht recht herausfinden können.

Der Urvater von Enarea ſoll Limmu geheißen und in Höhlen gewohnt haben, wie der Urvater von Kaffa.

Südöſtlich von Enarea liegt das ehemals aus 12 Provinzen beſtehende mächtige Königreich Sendſchero, das jetzt von Enarea abhängig ſeyn ſoll, indem Abba Bogibo im Verein mit Limmu und Dſchimma Sendſchero überfallen und es zinsbar gemacht haben ſollen. Ein Sklave aus Sendſchero, den ich in Ankober kennen lernte, gab mir im Frühjahr 1840 folgende Nachrichten über dieſes unbekannte Land. Die Hauptſtadt von Sendſchero heißt Anger, welche auf einem Berg liegt. Der König des Landes heißt Amo, der ein großer Freund der Soldaten, aber nicht der armen Leute iſt. Die Thronfolge iſt erblich und nicht, wie ein Guraguer mir erzählt hatte, von einem Geier oder einer Biene abhängig. Nach der Erzählung eines guraguiſchen Prieſters nämlich ſoll es in Sendſchero Sitte ſeyn, daß nach dem Tod des Königs die Großen des Reichs ſich außerhalb der Stadt im freien Feld verſammeln und warten, bis ein Geier oder ein Inſekt ſich auf einen der Anweſenden ſetzt. Derjenige, bei dem dieß der Fall iſt, ſoll einſtimmig zum König erwählt werden. Da dieſe afrikaniſchen Völker viel auf Vögel und Vogelgeſchrei halten, ſo wäre eine ſolche Sitte immerhin im Bereich der Möglichkeit. Die Leute von Sendſchero haben auf allen Seiten zu ſtreiten, mit Wolamo, Enarea, Goma und mit den Galla. Der Fluß Kibbe ſoll auf ſeinem Lauf Sendſchero berühren, und größer ſeyn als der Hawaſch. Das Land iſt reich und fruchtbar. Die Leute verſchmähen das Fleiſch der Ziegen und Hühner, welch letztere ſie, wie die Galla und andere ſüdafrikaniſche Völker, für Geier halten. Handelsleute von Gurague gehen nach Sendſchero und erhalten während ihres Aufenthalts Dirgo, d. h. eine tägliche Ration von Speiſe und Trank von dem König, wie dies in Schoa Sitte iſt. Die Einwohner ſollen Chriſten geweſen, aber ins Heidenthum zurückgefallen ſeyn. Am Sonntag

wird nicht gearbeitet, die Beſchneidung, auch die Feſte von Kidana Neherat und Michael werden beobachtet, aber Faſttage haben ſie keine. Bald nach der Geburt werden dem männlichen Kind die Zizzen ausgeſchnitten, weil dieſe einem Manne nicht geziemen, ſondern nur den Weibern. Auch das männliche Glied ſoll verſtümmelt werden, ohne daß jedoch der Zeugungskraft geſchadet würde. Der Sklave, der dieß berichtete, hatte allerdings keine Zizzen.

In Sendſchero werden nur weibliche Sklaven verkauft, weil einmal eine Frau ſo grauſam war, ihren Mann zu erſchlagen, als der König des Landes dieß von ihr begehrte. Zuerſt nämlich ſoll der König von dem Manne, der ein hochgeſtellter Beamter war, verlangt haben, ſeine Frau zu tödten und ihm von ihrem Fleiſch zu bringen, das von den Wahrſagern dem kranken König als ein gutes Heilmittel angerathen worden war. Der Mann, den die Schönheit ſeiner Frau hinriß, weigerte ſich, den königlichen Befehl zu vollziehen. Darum befahl der König der Frau, ihren Gatten zu erſchlagen, was ſie ohne Bedenken vollzog. Seit jener Zeit ſoll es Sitte geworden ſeyn, Weiber ins Ausland als Sklaven zu verkaufen. Männliche Sklaven ſollen ſich meiſtens erhenken, wenn ſie über Sendſchero hinausgebracht werden.

Die Leute von Sendſchero haben auch die grauſame Sitte, Menſchen als Opfer der Gottheit darzubringen. Die Sklavenhändler werfen eine ſchöne Sklavin in den See Umo, ſo oft ſie Sendſchero mit ihrer Menſchenwaare verlaſſen. Auch müſſen viele Familien in Sendſchero ihre erſtgebornen Söhne als Opfer darbringen, weil die Wahrſager in alter Zeit, als Sommer und Winter in einem Durcheinander waren, und deßhalb die Früchte der Felder nicht reifen konnten, dieß gerathen hatten. Damals ſoll vor der Hauptſtadt eine große Säule von Eiſen geſtanden haben, welche der König auf den Rath der Wahrſager abhauen ließ, worauf die Witterung wieder eine regelmäßige wurde. Damit aber der Durcheinander der Jahreszeiten nicht wiederkehre, ſollen die Wahrſager den König aufgefordert haben, alle Jahre Menſchenblut auf den Grund der Säule, ſowie auch auf den königlichen Stuhl zu gießen. Seit der Zeit müſſen gewiſſe Fami-

lien ihre erſtgebornen Söhne ausliefern, die dann zu einer beſtimmten Zeit geopfert werden. Wer den großen Aberglauben der Afrikaner kennt, beſonders wie er ſich in Zeiten der Noth offenbart, wer ferner die Schlauheit der einflußreichen Zauberer und Wahrſager bedenkt, die oft den unmenſchlichſten Rath ertheilen, um ihr Anſehen aufrecht zu erhalten, der wird ſich über dieſe Erzählung nicht wundern, wenn er auch das Daſein einer eiſernen Säule bezweifeln mag, deren Grund noch jetzt vorhanden ſeyn ſoll. Ich ſelbſt war einmal im Innern in Gefahr, geopfert zu werden, als es lange Zeit nicht regnete, und das Ausbleiben des Regens mir zugeſchrieben wurde, als hätte ich den Regen verhindert. Ebenſo ſchnell wurde ich aber auch wie vergöttert, als es einmal nach langer Dürre plötzlich regnete, und dieß meinem Fußtritt zugeſchrieben wurde.

In Sendſchero iſt Salz die kleine Münze des Landes, welche überhaupt in allen Ländern ſüdlich von Abeſſinien gangbar iſt. Nur in Abeſſinien kennt man noch die Maria Thereſia-Thaler, die aber ein beſtimmtes Gepräge haben müſſen, wenn ſie angenommen werden ſollen. Die ſieben Punkte oben, der Stern in der Mitte, und das S. F. unten muß deutlich ausgedrückt ſeyn, wenn der Thaler als ein weiblicher und nicht als ein männlicher gelten ſoll, der einige Salzſtücke weniger werth iſt.

In Sendſchero ſollen gute Schmiede und andere Handwerksleute ſeyn. Wahrſcheinlich hatten die Länder, die am Godſchob liegen, früher eine höhere Kultur beſeſſen, die ſie von Arabien oder Indien durch die Waſſerverbindung auf dem Fluß erhalten haben mögen. Die eiſerne Säule und das Vorhandenſein von Handwerksleuten möchten auf dieſe Vermuthung hinweiſen. Auch die Medinat-el-Nahas, d. h. Kupferſtadt (Stadt mit Mauern aus Kupfer), von der ich an der Suahili-Küſte hörte, läßt auf eine höhere Kultur ſchließen, die in den Gegenden des Godſchob in alter Zeit vorhanden geweſen ſeyn mag.

Die Galla-Nation.

Ich ſchließe meinen Bericht über die Südländer Abeſſiniens mit einer kurzen Mittheilung über die Galla-Nation, die ich vom

Anfang meines Aufenthalts in Schoa beſonders ins Auge faßte, indem ich die Galla für die von Gott beſtimmten Werkzeuge hielt, welche nach ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum in Afrika dieſelbe Bedeutung und Beſtimmung erhalten werden, welche Gott den Deutſchen in Europa angewieſen hat.

Die Galla haben im Lauf der Zeit einen großen Theil des öſtlichen Afrika in Beſitz genommen. In viele von einander unabhängigen Stämme (deren bis jetzt etwa 60 theils dem Namen nach, theils perſönlich mir bekannt geworden ſind) getheilt, wohnen ſie vom 8ten Grad (viele Stämme, die zwiſchen abeſſiniſche Provinzen eingekeilt ſind, wohnen noch viel nördlicher) nördlich bis zum 3ten Grad ſüdlich vom Aequator, und mögen ſich auf ſechs bis acht Millionen Seelen belaufen, eine Bevölkerungsliſte, wie ſie nicht leicht eine andere afrikaniſche Nation aufweiſen wird.

Als im 16ten Jahrhundert der grauſame Muhamed Gragn, König der fanatiſchen muhamedaniſchen Adals in Abeſſinien einfiel, und dieſes Land furchtbar verheerte und entvölkerte, nahmen die Galla, von Süden kommend, mit ihrer zahlloſen Reiterei die ſchönſten Niederungen Abeſſiniens in Beſitz, und wurden bis heute eine Geißel für Chriſten und Muhamedaner. Wahrſcheinlich fand in jener Zeit eine uns unbekannt gebliebene große Völkerwanderung im Innern Afrikas ſtatt, welche, wie ich an der Suahili-Küſte beobachtet habe, die Binnenvölker nach der Küſte trieb, und welche auch die Urſache war, daß die Galla nach Norden und Oſten vorgeſchoben wurden, um in der Abſicht Gottes, der alle Völkerbewegungen zum Guten kehrt, als eine Vormauer gegen den Andrang der Muhamedaner von Arabien her, zu dienen, und zugleich auch die verderbte abeſſiniſche Chriſtenheit, ſowie die fanatiſchen Muhamedaner zu züchtigen. Hätte die Vorſehung Gottes nicht im 15ten Jahrhundert die Portugieſen von der See her an der Oſtküſte, und die Galla von der Landſeite her im Innern auftreten laſſen, ſo würden die damals noch erhitzten und bekehrungsſüchtigen Muhamedaner wahrſcheinlich das äquatoriſche Afrika von Oſt nach Weſt überſchwemmt haben, wie ſie einſt von Afrika aus, über Spanien Europa zu überſchwemmen trachteten, aber durch Karl Martell in Frankreich noch zu rechter Zeit gehemmt

wurden. Wir dürfen uns nicht wundern über dieſe Welteroberungs-Gelüſte der Muhamedaner, wenn wir bedenken, daß dem Propheten von Mekka der Beſitz der ganzen Welt, wie ſie ſagen, verheißen ſei.

Der Name „Galla" heißt eigentlich in ihrer Sprache „Ingressi, Einwanderer." Sie ſelbſt nennen ſich „Orma oder Droma," auf Deutſch „ſtarke oder tapfere Männer," und ihre Sprache heißen ſie „Afan Orma," Mund der Orma. Da die Galla keinen allgemeinen Namen zur Bezeichnung der Geſammtheit ihres Ländergebiets haben, ſo habe ich den Namen „Ormania" gebildet, womit die Galla-Nation und ihr Gebiet in abstracto bezeichnet werden ſoll.

Ueber den Urſprung der Galla, oder wie ich mich ausdrücke, der Ormanen (der Name Galla wird ihnen von den Abeſſiniern und Arabern gegeben) habe ich verſchiedene Anſichten vernommen. Nach der Ausſage des berühmten Orma-Häuptlings Tſcharra, vom Stamme Mulofalada, im Süden von Schoa, den ich perſönlich kennen lernte und unter deſſen Stamm ich eine Miſſionsſtation errichten wollte, ſoll Wolab der Stammvater der Galla, oder der Ilma Orma (d. h. der Kinder des oder der Orma) geweſen und von Bargamo, d. h. jenſeits des Meeres oder großen Waſſers gekommen ſeyn, ein Ausdruck, der entweder auf den großen Fluß Godſchob, oder auf den Baher-el-Abiad, oder, was am wahrſcheinlichſten iſt, auf den großen afrikaniſchen Binnenſee ſich bezieht, von dem ich ſchon im Jahr 1844 bei meiner Ankunft in Mombas gehört habe, und von dem neuerlich meine Mitarbeiter Rebmann und Erhardt ausführlicher berichtet haben.

Wolab habe neun Söhne gezeugt, nämlich Aruſi, Karaiu, Dſchille, Gelan, Abedſchu, Woberi, Metta, Gumbidſchu und Bedſchofugik. Von dieſen neun Söhnen, deren Stammgebiet jetzt vom König von Schoa abhängig iſt, ſollen die zahlreichen Orma-Stämme entſtanden ſeyn. Dieſe Galla-Sage iſt offenbar ungenügend, weil ſie nur diejenigen Stämme, die Tſcharra kennt, und auf deren Boden er einheimiſch iſt, umfaßt, alſo blos lokaler Art iſt.

Nach einer zweiten Anſicht, welche ein ſchoaniſcher Gelehrter

mir mittheilte, und welche ich ſpäter in einer amhariſch geſchriebenen Abhandlung, die mir ein Schoaner verſchaffte, niedergelegt fand, ſoll eine Tochter des abeſſiniſchen Königs Sara Jakob, der ſeine Reſidenz auf dem Berg Endoto am Hawaſchfluß hatte, einen Sklaven geheirathet haben, der vom Süden gekommen war und der ſieben Söhne mit der königlichen Prinzeſſin zeugte. Die Söhne wuchſen in der Sprache und in den Gewohnheiten ihres Vaters auf, und wie er, waren ſie Hirten. Daneben wurden ſie im Lauf der Zeit berüchtigte Räuber und Jäger, welche entlaufene Sklaven und anderes Geſindel um ſich ſammelten, mit deſſen Hülfe ſie zuletzt die ſüdlichſten Provinzen Abeſſiniens angriffen und eroberten. Einen großen Sieg erlangte dieſes Raubgeſindel über die Abeſſinier nahe bei dem Fluſſe Gala in Gurague, wo, wie wir geſehen haben, noch jetzt viele Chriſten wohnen. Von dieſem Sieg am Fluß Gala ſollen dieſe Horden ſpäter Galla genannt worden ſeyn. Ich laſſe dieſe abeſſiniſche Anſicht dahingeſtellt, und erwähne noch kurz die Anſicht der Muhamedaner, welche fabeln, daß ihr Prophet Muhamed einen Boten an den oben erwähnten Wolob geſandt habe, um ihn zur Annahme der muhamedaniſchen Religion zu bewegen. Der Bote kam aber zurück mit der Antwort „Gal" oder „Kal La," d. h. im Arabiſchen, er (Wolab) ſagte: Nein, verweigerte alſo die Annahme der muhamedaniſchen Religion. Nach Anhörung dieſer Botſchaft rief Muhamed aus: „Weil denn dieſe Ungläubigen meine göttlichen Offenbarungen nicht aufgenommen haben, ſo ſoll man ſie in Zukunft Galla nennen." Ebenſo ſelbſt gemacht iſt übrigens auch die Anſicht der Jeſuiten, die vor einigen Jahrhunderten in Abeſſinien waren, und die den Namen Galla von dem griechiſchen Wort gala (Milch) ableiten wollten, weil die Galla im Vergleich mit andern Afrikanern eine weißere Farbe haben.

Was nun aber auch der Urſprung der Galla ſeyn mag, ſo viel iſt gewiß, daß ſie bei ihrem Erſcheinen in Abeſſinien ein ſehr kriegeriſches und wildes Volk waren, das unter Ein Haupt vereinigt, nicht nur Abeſſinien, ſondern auch ganz Afrika hätte erobern können. Allein nachdem ſie ſich in den ſchönſten Provinzen Abeſſiniens feſtgeſetzt hatten, fiengen ſie an, einander ſelbſt zu

bekämpfen. Dieß hemmte ihren Fortſchritt und machte es den Abeſſiniern leicht, einen Stamm um den andern ſich zu unterwerfen. Auch wurde es den Galla doch zu ſchwer, mit ihrer, obgleich zahlreichen Cavallerie, die hohen Berge Abeſſiniens zu erobern.

Die Galla haben im Allgemeinen ein männliches Ausſehen. Sie ſind groß und kräftig, haben aber wilde Geſichtszüge, welche durch das lange Haar, das in Zöpfen über die Schultern hängt, noch wilder und Furcht erregender gemacht werden. Ihren Körper und ihr langes Oberkleid (die römiſche Toga) beſchmieren ſie mit einer dicken Kruſte von Butter, die einen unangenehmen Geruch der Galla verbreitet, den der Fremde ſchon von Ferne riecht. Die Frauen tragen einen kurzen Rock von Leder, den ſie um die Lenden mit einem Gürtel befeſtigen. Am Saum des Rocks haben ſie zur Zierde eine Menge Korallen hängen. Die Reichen haben noch ein großes Oberkleid über den Rock, das ihnen das Ausſehen von europäiſchen Frauen gibt. Die Waffen der Galla ſind Spieß, Schwert und Schild. Nur die muhamedaniſchen Galla haben Feuerwaffen kennen gelernt, da ſie mit den chriſtlichen Abeſſiniern viel Umgang haben. Die Galla ſind alle zu Pferd, und ſelbſt die Frauen galoppiren neben oder hinter ihren Männern her, weil es bei den Galla eine Schande iſt, zu Fuß zu gehen. Doch muß bemerkt werden, daß die ſüdlichen Galla unter dem Aequator keine Pferde haben, wie denn dieſe äquatoriſchen Galla überhaupt bedeutend hinter ihren nördlichen Brüdern zurückſtehen in Folge des Klimas, des Bodens und der Nachbarſchaft mit andern unkultivirten Völkern, während die nördlichen Galla von Abeſſinien her einige Bildung erhalten haben. Daher man in jenen ſüdlichen Gegenden wohl auch die ächten und urſprünglichen Galla zu ſuchen und zu erkennen hat, wenigſtens was ihre religiöſen Begriffe betrifft, wie ich ſpäter erwähnen werde.

Die Galla-Pferde ſind übrigens ſehr klein, haben aber ſchöne Farben und ſind ſehr ſchnell. Hufeiſen ſind unbekannt. Die Galla, in der Nähe von Abeſſinien, treiben Ackerbau und Viehzucht, während ihre Brüder, die am Aequator wohnen, ſich bloß mit Viehzucht beſchäftigen und ein Nomadenleben führen. Da, wo die

Galla Ackerbau treiben, iſt es Sitte, daß die Männer pflügen, ſäen und ernten, während die Frauen die Ochſen, Kühe, Pferde, Schafe und Ziegen hüten und die häuslichen Geſchäfte beſorgen. Korn, Weizen, Gerſte, Welſchkorn u. ſ. w. wächst im Ueberfluß in den Gallaländern, ſo daß man für einen Conventionsthaler oft ſo viel Gerſte oder Korn bekommen kann, daß ein Kameel die Laſt kaum zu tragen vermag. Das Klima der meiſten Gallaländer iſt ausnehmend ſchön und geſund. Die mittlere Temperatur iſt 56 Grad Fahrenheit, die höchſte 70° und die niederſte 46°. Die Galla haben große und herrliche Ebenen im Beſitz, welche faſt das ganze Jahr hindurch grün ſind, und ihren großen Viehheerden Nahrung gewähren. Das Land iſt reich an Quellen und Bächen, welche durch die tropiſchen Regen, die drei Monate dauern, unterhalten werden. Außerdem gibt es noch eine kleine Regenzeit. Es gibt auch viele bewaldete Berge und Hügel im Gallaland, welche den Bewohnern in Kriegszeiten zu ihren Schlupfwinkeln dienen. Der hohe Wachholderbaum gehört zu den vorzüglichſten Hölzern, welche dieſe Wälder zieren. Welch ein herrliches Land würde Ormania ſeyn, wenn es unter dem Einfluß des Chriſtenthums und chriſtlicher Bildung ſtände! Wie Schade, daß nicht der Zug der europäiſchen Auswanderung auf jene Gegenden gerichtet iſt. Doch auch dieſe Zeit wird noch kommen, wenn der Strom der europäiſchen Unternehmungen, der jetzt nach Amerika und Auſtralien fließt, verſiegen, und wenn einmal Abeſſinien eine kosmopolitiſche Stellung erlangen wird, zu der es durch ſeine geographiſche Lage berufen iſt.

Im Allgemeinen ſind die Galla von ſchwarzbrauner Farbe, durch welche, ſowie durch ihre intellectuelle Fähigkeit und Gelehrigkeit ſie ſich ſo vortheilhaft vor allen andern Oſtafrikanern auszeichnen, daß die Galla-Sklaven, beſonders die Mädchen, von den Sklavenhändlern ſehr geſucht ſind und in Arabien zu 100 bis 150 Conventionsthalern verkauft werden.

Die Häuſer oder Hütten der Galla ſind rund und kegelförmig gebaut, mit Dächern von Gras bedeckt und meiſt mit einer kleinen Mauer von Stein eingeſchloſſen, um gegen ſchnelle Ueberfälle geſichert zu ſeyn. Die Dörfer oder Weiler ſind mei-

ſtens in Wäldchen oder Wäldern angelegt, auf Anhöhen, oder an der Seite von Bergen und Flüſſen.

Wie die meiſten Barbaren, ſo ſind auch die Galla große Redner, die Stunden lange Reden halten können mit einem Ausdruck und einem Geberdenſpiel, das für einen Europäer ſehr intereſſant iſt. Die Gallaſprache iſt ſehr wohlklingend und erinnert an die Italieniſche. Im Allgemeinen kann man fünf Hauptmundarten in Ormania unterſcheiden, obwohl die Verſchiedenheit nicht ſo groß iſt, daß nicht der ſüdlichſte Galla ſeinen nördlichſten Bruder ziemlich leicht verſtehen könnte. 1) Im Norden von Schoa herrſcht der Dialekt der muhamedaniſchen Galla, d. h. der Wollo, der Raia und anderer Stämme. 2) Im Oſten gegen das Somaliland und den indiſchen Ocean hin iſt der Ittudialekt, der von den Ittu-, Arruſi-, Karaiu- und Alaba-Stämmen geſprochen wird. 3) Im Süden von Schoa iſt der Hawaſch-Galla-Dialekt, welcher von den Stämmen nördlich und ſüdlich vom Hawaſchfluß geſprochen wird. 4) Der Godſchobdialekt, der von den Galla in Mätſcha, Enarea, Kutſcha und allen denjenigen Stämmen geſprochen wird, welche ſüdlich und nördlich von jenem großen Fluß wohnen. Endlich 5) der äquatoriſche Galladialekt, den die Galla nördlich und ſüdlich vom Aequator reden, und der am meiſten von den andern abweicht. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Galla manche Wörter von den Nachbarvölkern aufgenommen haben, mit denen ſie im Verkehr ſtehen, ſowie dieß auch umgekehrt der Fall iſt. Die Schoaner z. B. haben manche Gallawörter entlehnt und umgekehrt. In dem in der Nähe von Schoa geſprochenen Galladialekt habe ich einen Theil des Neuen Teſtaments überſetzt, auch eine Sammlung von etwa 2000 Wörtern der Hawaſch- und Aequator-Galla in engliſcher Sprache herausgegeben. Herr Tutſchek in München hat in dem Godſchobdialekt eine vortreffliche Grammatik und ein Wörterbuch in engliſcher und deutſcher Sprache ausgehen laſſen. Ich war mehrmals im Gallaland, ſüdlich von Schoa, und hatte einen Gallajüngling aus dem Stamm Gelan zum Diener und Begleiter; auch habe ich, wie wir ſpäter ſehen werden, das Wollo-Galla-Land durchreist, und bei Lamu und Malindi die ſüdlichſten Galla kennen gelernt.

Die Galla haben Prieſter, die Luba heißen, zum Unterſchied von den Kalidſcha, welche die Zauberer, Beſchwörer und Aerzte der Galla ſind. Wie bei andern Heiden, ſo iſt auch bei den Galla in ihren Religionsübungen das Daſein eines Baumes von großer Wichtigkeit. Unter dem Schatten des Woda werden die Opfer und Gebete verrichtet, ja ihm ſelbſt ſoll ein höherer Geiſt inne wohnen, weßhalb dieſer Baum für heilig gehalten wird, und Niemand ohne Verluſt des Lebens ihn umhauen oder beſchädigen dürfte. Die größte Berühmtheit hat der Workabaum (ficus sycamorus), Woda Nabi am Fluß Hawaſch, wo die Galla alle Jahre ein großes Opfer verrichten und zu dem höchſten Gott Waka beten, indem ſie ihm Ochſen und Schafe opfern, reichlich Bier trinken und Tabak rauchen. In ihren Gebeten, die übrigens keine ſtehende Form haben, ſagen ſie: „O Wak, gib uns Kinder, Rauchtabak, Korn, Kühe, Ochſen und Schafe. Bewahre uns vor Krankheit, und hilf uns unſere Feinde, die Sidama (Chriſten) und die Islama (Muhamedaner) tödten, welche uns bekriegen. O Wak, nimm uns zu dir, führ uns in den Garten, führ uns nicht zu dem Setani und nicht ins Feuer!“ Bei dieſer Gelegenheit weiſſagen die Luba oder Prieſter aus den Eingeweiden der Ziegen, ob Sieg oder Niederlage die Galla im kommenden Jahr begleiten werde. Der Luba läßt die Haare herabflattern, hat eine Schelle in der Hand, und ſein Angeſicht mit einem kupfernen Stirnband umgeben, wenn er dieſe Schau, die an die alten Römer erinnert, vornimmt. Sind die Eingeweide ſehr roth, ſo ſollen die Galla von den Sidama beſiegt werden.

Die Kalidſcha treiben Geiſter und Teufel aus von den Kranken, da jede Krankheit einem böſen Geiſt zugeſchrieben wird. Die Zahl der böſen Geiſter iſt 88, welche von zwei Vorſtehern, von denen Jeder 44 unter ſeinem Befehl hat, geleitet werden. Ein böſer Geiſt heißt Sar bei den Galla. Der Kalidſcha hängt ſich getrocknete Eingeweide von Ziegen um den Hals, nimmt eine Schelle und Peitſche in die Hand, bringt der Schlange, die in den Häuſern mit Milch gefüttert wird, ein Opfer dar, reibt dann den Kranken mit Schmalz ein, beräuchert ihn mit wohlriechenden Kräutern, ſchreit ihn mit einem entſetzlichen Geſchrei an, gibt ihm

wohl mitunter ein paar tüchtige Peitſchenhiebe, und ſucht ſo den böſen Geiſt auszutreiben und den Kranken geſund zu machen.

Die Luba ſowohl als die Kalidſcha werden von den Galla, und ſelbſt von den abeſſiniſchen Chriſten ſehr gefürchtet, weil beide feſt glauben, daß die Drohungen und Verheißungen derſelben in Erfüllung gehen. Die Kalidſcha werden oft ſogar von Abeſſiniern berufen, um ihre Häuſer von böſen Geiſtern oder von Krankheiten zu befreien, was dieſe Zauberer, wie die Abeſſinier glauben, durch gewiſſe Beſchwörungsformeln und durch die Opferung von rothen Hühnern und rothen Ziegen auszurichten vermögen. Während die Beſchwörung von Statten geht, raucht der Kranke Tabak, indem er volle Züge thut und Rauchwolken aus ſeinem Munde ſtößt, und dann wieder dazwiſchen hinein ſo ſchnell als möglich die Worte wiederholt: „Lamana faijaſu gena" d. h. Bitte, ehe ſie mich ergreifen.

Eben ſo oder noch mehr geachtet und gefürchtet ſind die Wato, die höchſte Art von Galla-Prieſtern und Zauberern, welche behaupten, die ächten Galla zu ſeyn, und ſich deßhalb weder mit den Galla, noch mit andern Völkern verheirathen. Sie wohnen auf dem Berg Dalatſcha am Hawaſchfluß. Die Wato können ſicher von einem Stamm zum andern gehen. Wo ſie erſcheinen, werden ſie gut aufgenommen und mit Speiſe und Trank verſehen. Sie leben von der Jagd und ziehen deshalb von einem Fluß und See zum andern, um Nilpferde zu tödten, von deren Fleiſch ſie hauptſächlich leben, welches die andern Völker kaum anrühren mögen.

Die Galla leben wie die Abeſſinier, von Fleiſch und Brod, und trinken Bier und Meth, ſo viel ſie wollen. Fiſche und Hühner genießen ſie nicht, weil, wie ſie ſagen, die erſtern zum Schlangen- und die letztern zum Geiergeſchlecht gehören. Die Schlange wird, wie ſchon erwähnt, von den Galla heilig gehalten und ihr Milch vorgeſetzt. Honig haben die Galla im Ueberfluß. Wenn die Bienen ſchwärmen, ſo erheben die Leute ein großes Geſchrei, damit dieſelben ſich ſetzen. Auch iſt der Bienenkorb innerlich mit Wohlgerüchen beſtrichen, damit die Bienen gereizt werden, ſich nicht davon zu entfernen.

Die Galla wollen von keinem christlichen Fürsten beherrscht seyn, weil sie glauben, sie müßten alsdann Christen werden und bald sterben. Erhalten sie einen christlichen Statthalter, so sagen sie: „Ha batu, ha batu," d. h. möge er sterben, möge er sterben! Den Galla ist besonders das abessinische Fasten verhaßt, sowie auch die Nöthigung, sich des Tabakrauchens und Kaffeetrinkens zu enthalten, den abessinischen Priestern Abgaben zu geben, Kirchen zu bauen, und sich taufen zu lassen, ferner eine blaue seidene Schnur (mateb), als Zeichen der Christlichkeit, um den Hals zu tragen. Um dieser Ursachen willen empören sich die Galla beständig gegen die christlichen Machthaber, welche das Christenthum mit Gewalt einzuführen suchen, weil sie dasselbe für das beste Mittel zur Befestigung ihrer politischen Gewalt halten, oder weil sie bei ihren Gewaltschritten aus Gehorsam gegen die Kirchenfürsten handeln, oder endlich, weil sie sich das besondere Wohlgefallen Gottes und einen Trost im Tod zu erwerben wähnen. Der König von Schoa hat z. B. den Galla in Schoa Neda nur sagen lassen: „Laßt euch taufen, bauet Kirchen, traget ein Mateb, gebt meinen Priestern Abgaben, wo nicht, so soll euch meine Strafe treffen." Die armen Galla gehorchten und sind jetzt Quasi-Christen.

Die Abessinier führen als Grund ihrer Machtbekehrungen auch das an, daß sie sagen, es seien da, wo die Galla jetzt wohnen, einst Christen gewesen; folglich sei es ja nur ein Verdienst, wenn man den frühern christlichen Boden dem Heidenvolk entreiße, und dieses für die Selassie (Dreieinigkeit), für die heilige Maria, den heiligen Michael und Georgis, kurz, für die Heiligen erobere. Oft nimmt ein vornehmer Galla auch freiwillig das Christenthum an. Bei der Taufe vertritt der König von Schoa die Pathenstelle und läßt ihm später seine Gunst und eine bedeutende Statthalterschaft zukommen. Wenn dann die Unterthanen die Vortheile der gechristlichten Galla über die Heiden erkennen, so kommen sie auch herbei, lassen sich taufen und bequemen sich im Allgemeinen zu den Forderungen der christlichen Priester. So haben z. B. Aito Maretsch und Abba Mualle, zwei große Gallahäuptlinge, die vorher in bitterer Feindschaft mit Schoa

lebten, ſich taufen laſſen und nachher großen Einfluß beim König und bei den Galla gewonnen.

Von einem ordentlichen Unterricht der Galla auf Seiten der chriſtlichen Prieſter iſt keine Rede. Höchſtens lehren ſie die Galla das Vaterunſer, das nizeniſche Glaubensbekenntniß und einige Gebete an Gott, Chriſtum, die heilige Maria, den heiligen Georg und Michael, und Tekla Haimanot, den Fatari oder Schöpfer der abeſſiniſchen Chriſtenheit, wie ſie ihn heißen, weil er die verfallene Kirchenordnung wieder herſtellte.

Wenn die Galla einen Eid ſchwören, ſo machen ſie eine Grube und ſagen: „Schwören wir falſch, ſo möge man uns in dieſe Grube werfen!“ Oder der Schwörende muß mit Zeddo-Blättern ſeinen Stall reinigen und ſagen: „Wie ich dieſen Unrath entferne, ſo möge Waka meinen Namen, mein Haus reinigen, d. h. vertilgen, wenn ich die Unwahrheit ſage!“ Oder muß der Schwörende Milch bringen und ein Feuer damit auslöſchen, ſagend: Waka ſolle ihn vertilgen, wie die Milch das Feuer vertilgt hat. Der kleine Stamm Abedſcho (nicht zu verwechſeln mit dem großen Stamm Abedſchu) ſoll deßwegen zu Grunde gegangen ſeyn, weil deſſen Stammvater falſch geſchworen hatte. Einzelne Leute von dieſem Stamm ſollen im Stamm Gelan ſich aufhalten und in großer Armuth leben. Deßwegen wollen die Galla in der Nähe von Gelan nicht ſchwören, weil ſie, dieſes Beiſpiel vor Augen habend, ſich vor den Folgen des Eides fürchten.

Wenn eine Galla heirathet, ſo gibt ihr der Vater einiges Heirathsgut, das ſie aber nicht zurücknehmen darf, wenn ſie ihren Mann verläßt. Bei Heirathen wird hauptſächlich auf den Reichthum an Vieh und Pferden geſehen. Die Heirath wird vor dem Abatula, dem Kriegsoberſten eines oder mehrerer Dörfer geſchloſſen. Der lebende Bruder muß, wie im alten Teſtament, die Wittwe ſeines verſtorbenen Bruders heirathen. Wenn der Vater einer Familie ſtirbt, ſo ſchneiden ſich die Kinder die Kopfhaare ab, raſiren ſich und ſchlachten eine Kuh, welche ſie mit den Verwandten verzehren, ehe der Todte begraben wird. Auf dem Grabe wird die Aloe gepflanzt. Wenn ſie zu blühen beginnt, ſo

glauben die Galla, der Verſtorbene gehe in den Garten zu Waka und erlange Glückſeligkeit.

Tödtet ein Galla einen Mann ſeines Stammes, ſo muß der Mörder 100 Ochſen bezahlen; tödtet er aber eine Frau, ſo darf er nur 50 Ochſen als Strafe leiden. Ein Ochſe koſtet im Gallaland 1 — 2 Conventions-Thaler.

Was den Ort der Todten betrifft, ſo glauben die Galla, daß Chriſten, Muhamedaner und Ormanen an abgeſonderte Oerter der Unterwelt kommen, wo jeden Belohnung des Waka oder Strafe des Feuers trifft. Den Waka halten ſie für ein unſichtbares und ſchönes Weſen. Uebrigens iſt es ſchwer, die urſprünglichen religiöſen Begriffe der Galla heraus zu finden, da ſie in der Nähe von Abeſſinien manche bibliſche Begriffe gehört haben, ſo daß der gründlich forſchende Dr. Beke die Galla nur für ſehr ausgeartete Chriſten halten will, was ich nicht zugeben kann. Die allerdings ſehr ausgearteten abeſſiniſchen Chriſten haben doch Taufe und Abendmahl, Kirchen- und Gottesdienſte, das Wort Gottes und viele auf das Wort Gottes ſich ſtützende Ordnungen und Segnungen, was den Galla gänzlich fehlt. Dr. Beke gründet ſeine Behauptung auf die Nachricht, welche er von einem Guderu Galla erhalten hat, daß nämlich die Galla die abeſſiniſchen Namen von Heiligen kennen und dieſen große Verehrung zollen, z. B. Maremma (Maria), Balawold (Jeſus Chriſtus), Sanbata (Sonntag), Kedami (Samstag), Maddin (Welterlöſer), Abbogeramfas (Gebra Manfas Kedus), Selaſſie (die Dreieinigkeit), Girgis (St. Georg), Mikael (St. Michael), Gabriel, Telkamot (Tekla Haimanot), Dablos (Teufel), welcher Beſeſſene beunruhigt, Sintan oder Setani (Satan), welcher Tod, Krankheit und Unglück bringt. Die Maria nennen ſie Wakaiu, Mutter Gottes. Es iſt wahr, die in der Nähe von Abeſſinien wohnenden Galla kennen dieſe Namen, wenigſtens einige davon, aber daraus folgt noch lange nicht, daß wir die Galla für Chriſten halten dürfen, wenn auch in ihrer äußerſten Entartung. Bei den ſüdlichen oder äquatoriſchen Galla findet ſich keine Spur von dieſen Namen und Ideen. Man könnte alſo höchſtens nur die Galla um Abeſſinien herum für ausgeartete Chriſten halten, nicht aber die Galla im Allgemeinen.

Man muß ſich ſehr hüten, von den in muhamedaniſchen Ländern ſich befindenden Galla-Sklaven die eigentlichen und ächten religiöſen Vorſtellungen herausfinden zu wollen. Ihr Ideenkreis iſt bereits ſo muhamedaniſirt, daß, wenn man ihre Begriffe für urſprünglich ormaniſche halten wollte, man gewiß ſehr irren würde. Und ſo iſt es auch mit Galla, welche an den abeſſiniſch-chriſtlichen Ideenkreis gewöhnt worden ſind. Den wahren ormaniſchen Glauben kann man nur da herausfinden, wo (wie im Innern der Aequatorgegenden) die heidniſchen Galla blos mit Heiden, z. B. den Wanika, nicht aber mit Muhamedanern oder Chriſten Verkehr haben, und wo ſie nie unterjocht worden ſind. So viel iſt gewiß, daß die Ormanen viel ausgedehntere und reinere religiöſe Vorſtellungen haben, als andere heidniſche Völker von Oſtafrika, und auch das iſt gewiß, daß ſie, wie jene, keine Götzenbilder haben. Idole ſind in ganz Oſtafrika unbekannt, was einerſeits ein ſehr altes Heidenthum vorausſetzt, und anderſeits auch zu erkennen gibt, daß es den Oſtafrikanern mehr um zeitliche, als um geiſtige Bedürfniſſe und Intereſſen zu thun iſt. Sie ſind ſo ſehr in den Dienſt des Bauches dahin gegeben, daß ſie ſich um Götter und ihre Verehrung nicht viel bekümmern. Uebrigens fehlt auch dieſen Heidenvölkern die Furcht vor böſen Geiſtern nicht, welche ſie zu der Idee der Verſöhnungs-Bedürftigkeit und des Opferkultus geleitet hat. Ebenſo iſt es gewiß, daß dieſe Völker im Allgemeinen die Idee eines höchſten Weſens feſthalten, das ſie allgemein mit den Namen „Himmel" (Waka, Mulungu) bezeichnen, weil ſie mit ihren Gedanken ohne höhere Offenbarung nicht über den Himmel, alſo nicht über die höchſte und oberſte Kreatur hinaus gehen und ſich zum Begriff eines Einigen perſönlichen und lebendigen Gottes erheben können. Sie nahmen zwar einen Anlauf, ſich zu dieſem Begriff zu erheben, aber blieben auf halbem Wege, das heißt bei dem Wolkenhimmel ſtehen, und konnten höchſtens das Daſein eines höchſten Gottes ahnen. So gewiß iſt es, daß der ſich ſelbſt überlaſſene Menſch ohne Offenbarung nie zur Erkenntniß des Einen wahren Gottes gelangen kann.

Es iſt ſchon angedeutet worden, daß die Galla der Schlange

eine hohe Verehrung zollen, da ſie nach ihrer Vorſtellung die Mutter des Menſchengeſchlechts ſeyn ſoll. Da nun die Schlangenverehrung im altäthiopiſchen Götzendienſt ein hervorſtehender Zug war, wie man daraus ſieht, daß die Abeſſinier behaupten, vor ihrer Bekehrung eine große Schlange angebetet zu haben, ſo läßt ſich vermuthen, daß die religiöſen Vorſtellungen der Ormanen mit denen der alten Aethiopen im Zuſammenhang ſtehen, und alſo die Glaubenslehre der Galla einiges Licht auf die der alten Aethiopen werfen dürfte.

Unter dem Wak, als dem oberſten Weſen, ſtehen zwei Untergottheiten, Oglie (eine männliche) und Atetie (eine weibliche Gottheit). Dem Oglie opfern ſie Kühe und Schafe zwiſchen dem Monat Juni und Juli; der Atetie opfern ſie im September. Sie iſt die Göttin der Fruchtbarkeit, der ſich beſonders die Frauen anempfehlen. Bei dieſen Feſtlichkeiten bitten ſie um viele Nachkommen, um langes Leben, gute Ernte und Sieg über die Feinde, übrigens überlaſſen ſie ſich dabei ganz dem Sinnengenuß, der überhaupt vom heidniſchen Götzendienſt unzertrennlich iſt. Durch die Idee dieſer zwei Gottheiten ſoll wohl die zeugende und fruchtbringende Kraft der Natur ausgedrückt werden, wie bei den alten Egyptern, welche ähnliche Begriffe hatten. Beim Beginn der Regenzeit zeugt die Natur, und bringt Frucht am Schluß derſelben. Ebenſo weist die Schlangenverehrung auf die traurige Wahrheit hin, daß Satan, die alte Schlange, allerdings der Vater des von Gott abgefallenen Menſchengeſchlechts, der Vater der Sünde iſt, dem der ſich ſelbſt überlaſſene Menſch mit Furcht dienen muß. Mit dieſem Schlangendienſt haben ſich die unglücklichen Hamiten vorzugsweiſe zur Schlangenlinie bekannt und nicht zur Linie des Weibes-Saamens, der an der Hoffnung der Erlöſung von Anfang an feſt hielt, und der unter den Nachkommen Sems ſich bis zur Ankunft des Welterlöſers behauptete, wo er dann hauptſächlich unter den Japhetiten bis auf unſere Tage eine Stätte fand.

Es iſt ſchon angedeutet worden, daß manche Galla-Stämme große Achtung haben vor dem Sonntag und Samstag, an welchen Tagen ſie nicht auf dem Felde arbeiten. Den Sonntag heißen ſie Sanbata gudda (großer Sabbath), im Gegenſatz zu dem

Sanbata tenna (kleiner Sabbath). Von dieſem Unterſchied habe ich bei den äquatoriſchen Galla nichts wahrnehmen können; ich habe mir aber das Nichtvorhandenſein dieſer Vorſtellung dadurch erklärt, daß die äquatoriſchen Galla meiſt Nomaden ſind, denen es kein Bedürfniß iſt, beſondere Tage zur Ruhe auszuſondern, weil ſie alle Tage ruhen können, während ſich die Sache bei den Ackerbautreibenden Stämmen anders geſtaltet. Eine ähnliche Erſcheinung bemerkt man bei den Wanika, den Maſai und Wakuaſi. Die Wanika ruhen von ihren Arbeiten alle vier Tage, während die nomadiſchen Maſai und Wakuaſi keinen Unterſchied der Tage kennen, wohl einzig deßwegen, weil ſie auf ihrem Standpunkt keinen beſondern Ruhetag zu bedürfen glauben.

Die Wollo-Galla, welche aus ſieben Stämmen beſtehen und welche die Länder zwiſchen dem nördlichen und ſüdlichen Abeſſinien (reſp. Schoa) im Beſitz haben, ſind ſehr fanatiſche Muhamedaner. Die muhamedaniſche Religion hat die an ſich ſchon verderbte Galla-Natur noch mehr verdorben. An Treuloſigkeit und Raubſucht kann nicht leicht ein Volk die Wollo übertreffen, ſo freundlich und höflich ſie von außen erſcheinen. Uebrigens tödten ſie nicht wohl einen Fremden, wenn ſie ihn auch berauben. Die heidniſchen Galla dagegen ermorden Jeden, der nicht ein Mogaſa, d. h. Günſtling ihres Häuptlings oder ihres Heiu geworden iſt. Der Heiu iſt ein Häuptling, der alle ſieben Jahre wechſelt, indem an ſeiner Stelle ein anderer gewählt wird, von einem oder mehreren Gallaſtämmen. Der Heiu hat die Oberleitung im Krieg, und iſt Friedensrichter zur Friedenszeit.

Bei den Wollo-Galla iſt es Sitte, daß die Großen am Mittwoch und Freitag Morgens früh zuſammen kommen, ihre Gebete herſagen, Kaffee und Tſchat (eine Art Thee) genießen, und Tabak rauchen. Ihre Prieſter dürfen dabei nicht fehlen. Dieſe Handlung heißt Wodadſcha, Vereinigung, Freundſchaftserhaltung. Sie glauben, daß ſie bei der Wodadſcha göttliche Offenbarungen erhalten in Beziehung auf Kriegszüge und andere Angelegenheiten. Beſonders bitten ſie beim Wodadſcha, daß ihnen Gott viele Kühe, Kleider u. ſ. w. und namentlich, daß er ihrem Häuptling Gold und Silber ſchenken und ſeine Macht und Herrſchaft vergrößern

möge. Bei einer ſolchen Wodadſcha erhielt ein Prieſter des Adara Bille, des Häuptlings von Laga Gora im Jahr 1842 angeblich eine Offenbarung, mich bei meiner Durchreiſe durch das Wolloland gänzlich auszuplündern, ein Plan, der, wie wir ſpäter ſehen werden, wirklich ausgeführt wurde, und der mich beinahe das Leben koſtete.

Die Wollo ſollen von einem gewiſſen Araber Namens Debelo zum Muhamedanismus bekehrt worden ſeyn. Seit der Zeit des mächtigen Guksa hatten die Wollo großen Einfluß auf die abeſſiniſchen Staatsangelegenheiten. Guksa war der Sohn des Häuptlings Merſo und Vater des Ali Allula, welcher den Ras Ali zeugte. Ras Ali beherrſchte lange Zeit das weſtliche Abeſſinien, und neigte ſich oft zum Muhamedanismus, wurde aber 1853 von König Theodoros aus dem Feld geſchlagen und mußte ſich zu ſeinen muhamedaniſchen Verwandten flüchten, bei denen er ſich gegenwärtig noch aufhalten und auf Gelegenheit warten ſoll, den Theodoros wieder zu verdrängen. Sollte ihm dieß gelingen, ſo dürften der abeſſiniſchen Chriſtenheit große Gefahren drohen, indem die Muhamedaner, die wegen der Abſchaffung des Sklavenhandels gegen Theodoros einen großen Haß hegen, an den Chriſten furchtbare Rache nehmen würden. Ueberhaupt hat der Muhamedanismus noch eine große Macht in Oſtafrika, und es iſt noch nicht entſchieden, ob dieſe Macht in der nächſten Zukunft nicht noch ſtärker werden und die Heiden- und Chriſtenwelt in große Kämpfe verwickelt wird.

Sechstes Kapitel.

Meine Beraubung und andere ſchwere Erlebniſſe auf meiner Reiſe von Ankober nach Maſſowa (1842).

Unter abwechſelnden Umſtänden und Erfahrungen hatte ich bis zum Jahr 1842 die Miſſion in Ankober fortgeführt. Ueber tauſend Exemplare der heiligen Schrift hatte ich in Schoa, Efat und Gurague verbreitet. Viele Prieſter und Laien waren durch

Unterredungen und den Umgang mit mir zu einer beſſern Erkenntniß des Heils gelangt und beklagten das Verderben ihrer Kirche. Viele waren aber auch meine entſchiedenen Feinde geworden und hätten mich gerne aus dem Land gejagt, wenn Gott nicht das Herz des Königs Sahela Selaſſie zu mir geneigt und mich durch ihn beſchützt hätte. Meine kleine Schule von 10 Knaben, die ich in meinem Hauſe nährte, kleidete, unterrichtete und erzog, hatte einen gedeihlichen Fortgang. Einige von den Knaben waren von der Wahrheit des Wortes Gottes ſo ſehr überzeugt, daß ſie ſich nicht enthalten konnten, ihre Ueberzeugung gegen ihre Eltern, Lehrer und Landsleute offen, und vielleicht nur zu frei und ohne die gehörige Weisheit auszuſprechen, ja ſogar mit den Prieſtern zu disputiren, wenn dieſe ihnen die Irrthümer der abeſſiniſchen Kirche, z. B. in Betreff der Heiligen-Verehrung, des Faſtens u. ſ. w. aufdringen wollten.

Aber nicht blos auf die chriſtliche Bevölkerung von Schoa hatte ich meinen Blick und meine Thätigkeit gerichtet, ſondern auch auf die heidniſchen Galla und die verkommene Kirche in Gurague, deren Prieſter mich öfters in Ankober beſucht hatten. Ich hatte bereits die Errichtung von drei Miſſionsſtationen (im Stamme Muger, Mulofalada und Jerrer) unter den Galla, und Eine in Aimelele in Gurague beabſichtigt, und ich war auf dem Punkt, nach Jerrer und Aimelele abzureiſen und das Werk zu beginnen, als die Nachricht von der Ankunft meiner neuen Mitarbeiter, der Miſſionarien Mühleiſen und Müller in Tadſchurra, mich in Ankober erreichte, und meine Schritte ſtatt nach dem Innern, nach der Meeresküſte hinlenkte. Ich erfuhr auch zu gleicher Zeit, daß meine Freunde von Seiten der Adals in Tadſchurra große Schwierigkeiten in Abſicht auf ihr Vordringen nach Schoa erfahren hätten, weßhalb ich mich veranlaßt ſah, in eigener Perſon ungeſäumt mich nach der Küſte zu begeben und ihnen zur Durchreiſe durch das Adalland zu verhelfen. Ich hatte außerdem noch ein beſonderes Privat-Intereſſe, das mich zu dieſer Reiſe beſtimmte. Ich wollte mich nämlich mit Fräulein Roſine Dietrich aus Baſel verehelichen, welche, wie oben erwähnt, die Braut des 1837 in Marſeille verſtorbenen Miſſionars Kühnlein geweſen war. Ich hatte

freilich bei meiner Abreiſe von Europa nicht den geringſten Heirathsgedanken gehabt, aber die beſondern Verhältniſſe in Abeſſinien überzeugten mich, daß ein lediger Miſſionar in Abeſſinien nicht auf die Länge beſtehen könne. Weil nun im Jahr 1841 ein neuer Erzbiſchof (Abuna) in Abeſſinien angekommen war, ſo lag mir viel daran, dieſen Mann und ſeine Stellung zu den proteſtantiſchen Miſſionarien kennen zu lernen. Deßwegen wählte ich nicht den direkten Weg nach Tadſchurra, ſondern nach Maſſowa über Gondar, wobei ich zugleich die Abſicht hatte, dieſen neuen Weg kennen zu lernen, um ſpäter davon Gebrauch zu machen, im Fall die Straße durch das Adalland geſchloſſen werden ſollte. Zudem wollte ich auf dem Weg nach Maſſowa die Gelegenheit benützen, den Stand der Dinge in Adoa zu erforſchen, ob es nicht möglich wäre, die im Jahr 1838 abgebrochene Miſſionsſtation daſelbſt wieder aufzunehmen. Ich glaubte mich mit Ruhe für einige Zeit von meinem Miſſions-Poſten in Ankober entfernen zu können, da der am 16. November 1841 zwiſchen England und Schoa abgeſchloſſene Freundſchafts- und Handelsvertrag ausdrücklich feſtſetzte, „daß britiſche Unterthanen in ihren Geſchäften im Lande und ihren Wanderungen durch das Land und darüber hinaus, weder gehindert noch beläſtigt werden ſollten.“ Ich nahm alſo keinen Anſtand zu glauben, daß mir zu jeder Zeit der Rückweg nach Schoa offen ſtünde, eine Anſicht, in der ich mich freilich, wie wir ſpäter ſehen werden, ſehr täuſchte.

Nachdem ich mich am 10. März 1842 von meinen Hausgenoſſen unter Gebet und Betrachtung des Wortes Gottes verabſchiedet, und mit einer bedeutenden Anzahl äthiopiſcher und amhariſcher heiligen Schriften verſehen hatte, reiste ich von Ankober nach Angolala, um noch einmal vom König und dem brittiſchen Geſandten Abſchied zu nehmen. Der König war gerade im Begriff, einen Feldzug gegen die Galla von Jerrer zu eröffnen, welche ſich gegen ihn empört und die Straße nach Gurague unſicher gemacht hatten. Wenige Wochen vorher, ehe noch die Nachricht von der Anweſenheit meiner Mitarbeiter in Tadſchurra eingelaufen war, hatte ich im Sinne gehabt, meine längſt beabſichtigte Reiſe nach Gurague auszuführen, und hatte bereits alle

Vorbereitungen zu dieſer Reiſe, die mich ſo weit als möglich nach dem Süden von Gurague, wo möglich nach Kambat oder Sendſchero bringen ſollte, getroffen, als die unwillkommene Nachricht von dem Aufſtand in Jerrer nach Ankober gelangte, wohin der König mir ſagen ließ, daß er unter ſolchen Umſtänden die Reiſe nicht geſtatte, da er für die Sicherheit des Reiſenden nicht verantwortlich ſeyn könne. Am 11. März nahm der König herzlichen Abſchied von mir, beſchenkte mich mit einem ſchönen Maulthier und andere für die Reiſe nöthigen Gegenſtände, und bedauerte es ſehr, daß er nun in ſeinem Verhältniß zum britiſchen Geſandten keinen Berather mehr habe, der die Sitten Englands ebenſo gut kenne als die Sitten und Verhältniſſe von Schoa; der König wünſchte zuletzt, ich möchte wenigſtens noch ſo lange in ſeinem Land verweilen, bis die Geſandtſchaft daſſelbe verlaſſen haben würde. Aber dazu konnte ich mich nicht entſchließen. Auch das Anerbieten einer Regierungsſtelle, zu der das vom König mir kurz vorher verliehene Silberſchwert (das mich in den Rang eines Gouverneurs ſetzte) den Weg gebahnt hatte, konnte mich von meinem gefaßten Entſchluß nicht abwendig machen. Ich hielt es vielmehr für eine große Verſuchung und wahre Untreue gegen meinen Miſſionsberuf, wenn ich mich in politiſche Beziehungen zum König einlaſſen würde.

Am 12. März reiste ich von Angolala ab und kam in nordöſtlicher Richtung zuerſt nach Debra Berhan, wo der König bisweilen einen Theil des Jahres zubringt, und dann nach Bollo Workie, wo alle Wochen ein großer Markt gehalten wird, auf den hauptſächlich die Galla ihre Gegenſtände bringen, nämlich Pferde, Eſel, Getreide u. ſ. w. Silbergeld iſt aber auf dieſem Markt wenig beliebt, da die Galla Tauſchartikel oder Salzſtücke, die ſtatt des Geldes dienen, vorziehen. Man gibt auf dieſem Markt 16 bis 18 Salzſtücke für einen Thaler. Bollo Workie iſt auch einer der Hauptweideplätze, auf denen der König ſeine zahlreichen Viehheerden hält. Seine Majeſtät hat in Schoa 20 bis 30 Weideplätze, wohin alles Vieh geſchickt wird, das entweder als Steuer eingebracht, oder auf den Kriegszügen den Galla abgenommen wird. Nachdem ich Nachmittags mit meinen Leuten (ich hatte 10 bewaff-

nete Knechte, die theils zum Dienſt, theils zum Schutz auf dem Weg dienten) das Flüßchen Gonagonit, das von dem Berg Woſwaſcha kommt, überſchritten hatte, kam ich nach Tegulet Wat (Tegulet-Abgrund). So heißt eine Erdſpalte, von der die Leute ſagen, man könne in ihr den Ocean ſehen. Die Spalte iſt etwa 200 Schritt lang und drei Fuß breit, und ungeheuer tief. Die Abeſſinier halten dieſen Ort für eine Wohnung böſer Geiſter. Abends übernachteten wir in dem Dorfe Logeita, in der Nähe des berühmten Kloſters St. Abbo, deſſen Mönche einſt viele Galla zum Chriſtenthum bekehrt haben ſollen. Der Diſtrikt Logeita wird durch künſtliche Kanäle bewäſſert. Möchte das Kloſter des heiligen Abbo auch ein Bewäſſerungs-Kanal ſeyn, durch welchen Waſſer des Lebens aus dem Worte Gottes in die vertrockneten Herzen der Schoaner geführt würde! Ich unterließ es wenigſtens nicht, mit den Prieſtern, die mich beſuchten, über dieſen Gegenſtand zu reden, und äthiopiſche und amhariſche heilige Schriften unter ſie zu vertheilen.

Am folgenden Tag ſetzten wir unſern Weg weiter fort und überſchritten Vormittags den Fluß Gudo-Berat, der aus dem Gebirgszug entſpringt, der ſich von Südoſt nach Nordoſt durch ganz Schoa hinzieht, und der eine Felſenmauer gegen die Niederungen des Adallandes bildet. Der Gudo-Berat ergießt ſich ſpäter in den Adabai, in welchen, wie die Schoaner ſagen, 44 Bäche fließen. Die Zahl 44 ſpielt eine bedeutende Rolle in Abeſſinien. 44 Kirchen ſollen in Gondar ſeyn. Auf dem Wege von Moſſowa bis Schoa ſoll man 44 Flüſſe überſchreiten müſſen. 44 Geiſter ſtehen, wie wir oben geſehen haben, unter dem Kommando eines böſen Geiſter-Häuptlings nach den Begriffen der Galla. Nachmittags den 13. März erreichte ich Salla-Dengai, die Haupt- und Reſidenzſtadt der Senama-Work, der Mutter des Königs Sahela Selaſſie. Zuerſt mußten wir uns am Fuße des Hügels, auf dem der Pallaſt, wenn man ihn ſo nennen will, ſteht, einer Unterſuchung über den Zweck unſerer Reiſe unterwerfen. Nach dem gut beſtandenen Examen durften wir den Hügel hinan ſteigen, und die Thore der äußerſten Mauer, welche den Pallaſt umſchließt, öffneten ſich vor uns, und ein rothes Fell wurde auf dem Boden

ausgebreitet, und ich höflich ersucht, auf demselben Platz zu nehmen. Ich sandte durch einen Boten der königlichen Frau meinen ehrfurchtsvollen Gruß mit den in Abessinien üblichen Worten: „endiet natschau, dahena alu, etschigun dehena alu," d. h. wie geht es Ihnen, sind Sie wohl, sind Sie sehr wohl u. s. w. Die Frau sandte sogleich ihren Gegengruß und ließ sagen, sie freue sich sehr, den Mann zu sehen, von dem sie schon seit einigen Jahren so viel gehört habe; da es aber für heute zu spät sei, so werde sie ihn morgen rufen lassen. Eine Wohnung wurde mir sodann angewiesen, ich zog es aber vor, mein Zelt aufzuschlagen, um ungestörter mit Besuchenden reden zu können. Zu meiner Bewirthung wurden von der hohen Frau alsbald zwei große Krüge Meth, zwei Krüge Bier, ein Schaf, Geflügel, Eier, Brod im Ueberfluß, ein Topf Honig und manche andere Dinge in solcher Menge gebracht, daß ich das Meiste wieder zurücksenden mußte, damit meine Leute im Vollgenuß der königlichen Gastfreundschaft keine Excesse begehen möchten. Auch die weiblichen und männlichen Dienstboten, welche die abessinische Gastfreundschaft den Fremden zur Verfügung stellt, wurden zurückgewiesen.

Am nächsten Morgen hatte ich die Ehre, der Königin Wittwe vorgestellt zu werden. Ich war ganz europäisch gekleidet, hatte aber das silberne Schwert um mich gegürtet, das Sahela Selasse mir gegeben hatte, um es bei wichtigen Anlässen zu tragen. Nachdem ich durch vier oder fünf Thüren geführt worden war, brachte mich der Dedschagafari (Thoreinführer) in ein hübsches Zimmerchen, wo die alte, ehrwürdige Dame auf einer abessinischen Bettstätte saß, die mit einem Teppich belegt war. Sie war von vielen Dienerinnen umgeben, während ihre männlichen Diener nebst einigen Priestern und Rathsleuten in einiger Entfernung vor ihr stunden. Alle waren gut gekleidet, und unterhielten sich vertraulich mit ihrer Gebieterin, als ich eintrat. Die Frau hatte ein großes, weißes, abessinisches Gewand um sich, das übrigens wenig durch besondere Auszeichnungen sich kenntlich machte. Wiewohl über 60 Jahre alt, hatte sie doch noch ein junges und lebhaftes Aussehen, und obwohl sie nach dem König die mächtigste Person im Reich ist, indem sie beinahe halb Schoa im Namen ihres Sohns mit ziem-

licher Unabhängigkeit beherrſcht, verräth ſie doch nicht die Steifheit und das zurückſtoßende Weſen, das man bei andern abeſſiniſchen Frauen von viel niedrigerem Rang oft mit Betrübniß wahrnehmen muß. Sie ſcheint eine verſtändige, leicht zugängliche und doch zugleich energiſche Frau zu ſeyn, welche der Achtung und Zuneigung ihrer Unterthanen, ſowie ihres königlichen Sohnes wohl werth iſt.

Nachdem ich mich vor ihr verneigt und ſie mit obigen Worten gegrüßt hatte, befahl ich meinem Diener, die mitgebrachten Geſchenke der hohen Frau vorzulegen. Sie beſtanden in einem bunten Shawl, einer feinen engliſchen Scheere, einem Spiegel, einem äthiopiſchen Neuen Teſtament und einer amhariſchen ganzen Bibel. Sie nahm die Geſchenke freundlichſt auf und wiederholte mehrmals die Worte: „Gott belohne Sie.“ Die Bücher freuten ſie beſonders. Dann fragte ſie mich, warum ich Schoa verlaſſe? ob und wann ich wieder zurückkehren werde? und ob die Fremden (die britiſche Geſandtſchaft), die neulich ihrem Sohn ſo koſtbare Geſchenke gebracht hätten, meine Landsleute ſeien? und wie meine Volksgenoſſen dazu gekommen ſeien, ſo wunderbare Dinge zu erfinden und zu verfertigen? Ich bemerkte ihr, daß Gott in ſeinem Wort geſagt habe: Wer ihn ehre durch Gehorſam gegen ſeine Gebote, den wolle er wieder ehren und ihn ſegnen nicht nur mit geiſtlichen oder himmliſchen Gaben, ſondern auch mit Weisheit und Geſchicklichkeit in zeitlichen Dingen. Die Bewohner von England und Deutſchland und überhaupt von Europa ſeien früher ſo unwiſſend und roh geweſen wie die Galla, aber nachdem ſie das Evangelium angenommen und nach dem Reiche Gottes zuerſt getrachtet hätten, habe ihnen Gott auch im Irdiſchen viel Gutes geſchenkt durch Wiſſenſchaft und Künſte, die ſtaunenswerth ſeien. Wenn Sahela Selaſſie fortfahren werde, die erleuchteten Fürſten Europa's nachzuahmen und vor Allem ſich angelegen ſeyn laſſe, den ſittlichen Zuſtand ſeiner Unterthanen zu verbeſſern, ſo würde Schoa auch ſo glücklich werden, die herrlichen Dinge nicht nur zu ſehen, ſondern auch ſelbſt zu verfertigen, welche der britiſche Geſandte gebracht habe. Als ich das Zimmer der ehrwürdigen Dame verließ, wünſchte ſie mir eine glückliche Reiſe und verſprach, einen ihrer Diener mit mir zu ſenden, um mich bei

dem Statthalter von Geſche an der nördlichen Grenze von Schoa einzuführen, und demſelben meine Weiterbeförderung dringend anzubefehlen.

Ich hatte jetzt Ehre, Glück und Ueberfluß reichlich erfahren; aber ich ſollte auch bald Schwierigkeiten, Entbehrungen und Gefahren ebenſo reichlich zu erfahren Gelegenheit haben.

Das ganze Hofgebäude der Senama Work iſt nach des Königs Vorbild eingerichtet, nur in kleinerem Maaßſtab. Ihr Haus iſt von mehreren Mauern umgeben, und der Weg dazu geht durch viele Thore. In der Mitte iſt der Hofraum, der aber nicht ſo groß iſt, als der in Ankober. Auf der Oſtſeite dieſes Hofes iſt eine erhöhte Stelle, wo die Dame Gericht hält, wie Sahela Selaſſie in Ankober. Ein anderer großer Raum dient als Speiſeſaal für ihre Statthalter und Soldaten. Der Unterſchied zwiſchen ihr und dem König beſteht in Folgendem. Jeder Unterthan der Senama Work kann ſich um Entſcheid an den König wenden, wenn er mit ihrem Urtheil nicht zufrieden iſt. Sie ernennt ihre eigenen Statthalter, aber ſtets nur mit der Genehmigung des Königs. Sie zieht nicht in den Krieg, muß aber ihr Contingent ſchicken. Sie muß ihrem Sohn von Zeit zu Zeit ein Geſchenk ſenden. Sie hat großen Einfluß bei ihm, ſo ſehr, daß ſie ihm ſchon manches Unternehmen auszureden verſtanden hat. Auch hat ſie ſchon manche mit dem König zerfallene Große wieder mit ihm verſöhnt. Der König hat ſolche Achtung vor ihr, daß er bei ihr ſchwört und ſich nach abeſſiniſcher Weiſe bis auf die Lenden entkleidet (gerade wie ſeine Unterthanen), wenn er vor ihr erſcheint.

Am 14. März verließ ich Salla-Dengai, wo es ziemlich kalt war. Zuerſt hatte ich den Fluß Mofer zu paſſiren, der ſich mit dem Kaskaſch-Fluß vereinigt und in den Dſchumma geht. Der Mofer bildet die Grenze zwiſchen den Provinzen Tegulet und Mans. Nachdem ſeine ſteilen Ufer überſchritten waren, ging es ſo ſteil Berg auf, daß das Gepäck den Thieren abgenommen und von Menſchen hinaufgetragen werden mußte. Auf der Höhe hatte man die herrlichſte Ausſicht auf die durchreiste Gegend. Es war dort aber auch viel kälter, beſonders da ein ſtarker Oſtwind blies. Die Richtung war Nord Nordweſt. Mans iſt die größte Provinz

in Schoa. Ihre Bewohner bestreben sich, ihre alte Unabhängigkeit auf jede Weise beizubehalten, erweisen jedoch der Königinwittwe große Achtung, und diese betrachtet dieses Land als ihr Erbreich. Die Mansianer bezahlen der Krone von Schoa nur einen sehr kleinen Tribut, welcher hauptsächlich in Sektat besteht, d. h. in schwarzem Tuch von Schafwolle, das der König für Zeltdecken und zur Vertheilung unter die Armen verwendet.

Die Mansianer haben den Ruf, tapfer, streitsüchtig, ungastlich, unwissend und trotzig zu seyn. Da keine starke Regentenhand sie im Zaum hält, so verursacht jede Kleinigkeit Hader unter ihnen, der meist mit Blutvergießen begleitet ist. Diese beständigen Zwistigkeiten sind Ursache, daß sie nicht in großen Dörfern beisammen wohnen, sondern nur in Weilern leben, die von mehreren Familien, welche gemeinsame Abstammung haben, bewohnt werden. Sie nehmen auch selten an den Feldzügen des Königs gegen die Galla Antheil, weil sie sagen: „Wir wollen nicht gegen äußere Feinde streiten, die uns kein Leid anthun, wir haben Streit genug unter uns selbst.“ Sie haben schon oft ihre Statthalter beschimpft, eingekerkert und ermordet. Wie ungastlich sie sind, habe ich zur Genüge selbst erfahren. Trotzdem, daß ich einen Mann vom König und der Königinwittwe bei mir hatte, wollte mir doch der geringste Dorfschulze weder eine Nachtherberge in seinem Hause geben, noch mich mit dem Nöthigsten versehen.

Der Boden in Mans ist meist schwarz und erzeugt Gerste, Weizen, Erbsen, Saubohnen u. s. w. Ein Schaf kostet zwei bis drei Salzstücke. Ueberhaupt ist fast Alles schwarz, was sie haben: ihr Boden, ihre Kleider, ihre Schafe, ihr Vieh, vor Allem aber ihr hartes und zänkisches Herz. Beim Ostwind ist es so kalt, daß man meint, gar nicht im Innern von Afrika zu seyn.

Nachmittags passirten wir die Flüsse Gurmengne und Sanafil zufach. Wir übernachteten in dem Weiler Wokan. Am folgenden Tag konnten wir der Kälte wegen erst um 7 Uhr Morgens aufbrechen. Wir passirten den Fluß Retmat, der etwa 12 Fuß breit ist und steile Ufer hat. Später überschritten wir die Flüsse Jgam und Aftanat. Alle diese Flüsse gehen nach Westen in den

Nil. Nachdem ich den Aſtanat paſſirt hatte, ſah ich zum erſten Mal eines der großen Schafe, deren Fell Loſiſa heißt und von den Abeſſiniern ſehr geſchätzt wird. Es weidete im Felde mit andern Schafen. Sein langes ſchwarzes Haar hing faſt bis auf den Boden herab. Dieſe Art Schafe liebt ein kaltes Klima und kommt in niedrigern und wärmern Gegenden nicht fort. Sein Fell koſtet 15 bis 20 Salzſtücke, da es ſelten und von den Soldaten ſehr geſucht iſt.

Nachdem wir den Retmat überſchritten hatten und einige Stunden weiter gereist waren, ſo hatten wir eine großartige Ausſicht in eine tiefe Thalſchlucht hinab, in der ſich die Flüſſe Igam und Aſtanat zu einem Strom vereinigen, der Girid genannt wird, und der bei dem Dorf Kum Dengai in Schoa Meda in den Dſchumma fließt. In den Zeiten des Kriegs verbergen ſich die Manſianer in dieſer gewaltigen Schlucht, zu der ein ſehr ſteiler Abhang hinabführt. Später paſſirten wir die Flüſſe Hulladeha und Gedambo und Agandſcha. Unterwegs ſchloſſen ſich viele Schoaner unſerer Karawane an, weil ſie hofften, unter unſerem Schutze leichter nach Gondar zu gelangen. Die meiſten Leute waren Knaben von 8—10 Jahren und Jünglinge von 18—24 Jahren, welche ſich in Gondar von dem neuen Abuna ordiniren laſſen wollten, zuerſt zu Diakonen, dann zu Prieſtern.

An den Ufern des Gidaotfluſſes ſah ich zum erſten Mal den gelben Dornſtrauch, deſſen Wurzel die Schoaner zur Färbung des gelben Tuches verwenden, das Woiba genannt und das von den Mönchen, Nonnen und Trauernden getragen wird. Statt dieſer Wurzel bedient man ſich auch der Rinde eines Baumes, der auch Woiba heißt. Man ſiedet die Rinde ſammt dem Garn in heißem Waſſer und ſetzt dieſes dann der Sonne aus. Uebernachtet wurde in dem Dorfe Amad-Waſcha, deſſen Schulze uns anfangs nicht gerne aufnehmen wollte.

Am 16. März verließen wir Amad-Waſcha wieder, nachdem ich eine Anzahl amhariſcher Bücher ausgetheilt hatte in einer Gegend von Schoa, in welche, wie es ſchien, bisher noch keine Schriften der evangeliſchen Miſſion gekommen waren.

Von der Höhe von Amad-Waſcha hatten wir nun gegen

3000 Fuß hinabzusteigen in die Thalschlucht, durch welche der Fluß Katscheni fließt, der weiter gegen Südwesten Wonschit heißt und in den Dschumma sich ergießt. Der Katscheni trennt Mans von der Provinz Gesche. Die Stelle, wo wir übersetzten, wird oft sehr gefährdet von den räuberischen Wollo-Galla, die auf der andern Seite des Flusses wohnen und die den Reisenden auflauern. Das Herabsteigen von der Höhe von Amad-Wascha war ziemlich schwierig wegen der Steilheit und Schlechtigkeit des Weges, an dessen Verbesserung kein Mensch in Schoa denkt. Unterwegs war eine Quelle des vortrefflichsten Wassers. Es war ein Zebele, d. h. eine heilige Quelle, die man, wie die Schoaner sagen, nur am Jahresfest des Heiligen, der sie gesegnet oder vielmehr durch sein Gebet eröffnet haben soll, genießen dürfe, da in der Quelle eine große Schlange lauere, welche Jeden beiße, der des Wassers zur Unzeit trinke. Ich that einen guten Zug von dem Wasser und fragte dann die erschrockenen Zuschauer, wo denn die Schlange sei, die mich gebissen habe? Sie wußten nichts zu sagen, als, daß eben die Schlange den weißen Leuten nichts anhaben könne, eine Ausrede, der sich die Afrikaner gewöhnlich bedienen, wenn man ihrem Aberglauben entgegentritt. Es scheint auch, daß die Schoaner es dem Heiligen, der in der Nähe der Quelle wohnt, zuschreiben, warum die Wollo-Galla nie in die Provinz Mans eindringen konnten. Der Grund ist aber einfach der, daß es unmöglich ist, diese steile Höhe zu ersteigen, so lange nur der Statthalter von Gesche dem König von Schoa treu und ergeben ist, und so lange diese Höhe nur von ein paar Dutzend Soldaten vertheidigt wird, die durch Herabrollen von Steinen einem ganzen Heer den Weg verschließen können. Ueberhaupt ist Schoa im Norden wie im Osten vermöge seiner physischen Beschaffenheit völlig unangreifbar.

Von der Schlucht des Katscheni an gieng der Weg wieder steil aufwärts, bis der Fuß des Hügels Dair erreicht wurde, auf dem der Statthalter von Gesche den Norden von Schoa im Namen des Königs bewacht. Da Fremde nur mit Vorsicht auf diese Felsenburg zugelassen werden, so mußte ich eine geraume

Zeit unten an der Feſtung warten, bis der Befehl des Statthalters eingeholt war. Die Wohnung des Statthalters ſteht auf einem Felſen, der mehrere hundert Fuß hoch ſenkrecht ſich erhebt, und zu deſſen Gipfel nur ein einziger Pfad führt, der ſchwer zu erſteigen iſt. Auf dieſer Höhe iſt Waſſer und ein bedeutendes Stück Ackerland, weßhalb keine abeſſiniſche Heeresmacht im Stande iſt, dieſe Feſte zu erobern, wenn ſie nicht durch Verrath, namentlich durch Weiberliſt, erlangt wird. Nur der dem König von Schoa ergebenſte Mann wird zum Statthalter von Geſche ernannt, und alle ſeine Handlungen werden aufs Strengſte überwacht, da der König gewiſſe Leute insgeheim bezahlt, welche ihm von allen Bewegungen des Statthalters immer Nachricht geben.

Ehe ich Schoa verließ, wollte ich einige Tage in Dair ausruhen und mich für die Reiſe durch das Wollo-Galla-Gebiet vorbereiten durch zweckmäßige Zuſammenpackung meiner Effekten. Die Schaaren von Schoanern, welche mit mir nach Gondar reiſen wollten, erhielten vom Gouverneur der Feſtung den Befehl, ohne mich abzureiſen, da er auf Verlangen des Königs mich durch das Gebiet von Lagga Gora ſenden müßte, während die ſchoaniſchen Pilger durch das Gebiet des Wollohäuptlings Abie, der den Stamm Laggambo beherrſcht, und mit dem der König von Schoa in Feindſchaft war, ziehen ſollten. Die Pilger legten ihre guten Kleider und ihre werthvollen Sachen in Dair nieder und hüllten ſich in Lumpen und Schafsfelle ein, aus Furcht, von den Wollo beraubt zu werden! Jeder Pilger muß jedoch dem Abie ein Salzſtück zahlen für die Durchreiſe durch ſein Gebiet. Gerne hätte mich der König auf dieſen nähern Weg nach Gondar befördert, aber er mußte fürchten, Abie werde mich plündern, vielleicht gar ermorden; deßwegen gab er dem Statthalter von Geſche den Befehl, mich durch einen Soldaten dem Adara Bille, dem Häuptling von Lagga Gora, zu empfehlen, mit dem der König in Freundſchaft war, ohne zu ahnen, daß dieſer Häuptling treulos an dem Schutzbefohlenen handeln würde.

Am 18. März verließ ich Dair mit eigenthümlichen Gefühlen, die ſich eher erfahren als beſchreiben laſſen. Ich war mir der Schwierigkeiten und der Gefahren des Weges, den ich gehen wollte,

völlig bewußt, und hätte nicht die Betrachtung des 91. Pſalms mich mächtig geſtärkt, ſo hätte ich vielleicht auf den fernern Weg verzichtet und wäre nach Ankober zurückgekehrt. Nur das Wort Gottes verlieh mir Muth, nichts zu fürchten. Und dieſen Muth gewährt es Jedem, der es in guten und böſen Tagen gebraucht, wie es gebraucht ſeyn will und ſo. Der natürliche Muth eines Menſchen iſt aller Ehren werth, aber es gibt kritiſche Augenblicke im Leben eines afrikaniſchen Reisenden, wo er nicht ausreicht, wenn er nicht durch die Kraft und Verheißung Gottes erhöht wird.

Nachdem wir von der Höhe von Dair herabgeſtiegen waren, kamen wir an den Fluß Waiat, welcher Schoa vom Wollogebiet trennt. Wir folgten deſſen Lauf in öſtlicher Richtung. Kaum hatten wir das andere Ufer erreicht, als die Wollo-Galla auf ihren Höhen ein Geſchrei erhoben, wahrſcheinlich weil ſie glaubten, es komme ein feindlicher Haufen von Dair herüber, um den Mord von 15 Schoanern zu rächen, welche 14 Tage vorher von den Galla erſchlagen worden waren. Ehe jedoch die Leute des Häuptlings Abie ſich verſammeln und die Höhen herabſteigen konnten, war ich mit meinen ſchoaniſchen Begleitern glücklich in dem Diſtrikt Meſaraſer angekommen, noch zu Schoa gehört, und der von einem ſchoaniſchen Gouverneur, der unter den Befehlen von Dair ſteht und im Dorfe Ata ſeinen Sitz hat, beherrſcht wird.

Am 19. März ſchrieb ich meinen Brief an den britiſchen Geſandten und den König von Schoa und ſchickte ſie nach Ankober durch die Leute des Fürſten, die mich bis Golta begleitet hatten. Nach einem Marſche von einer halben Stunde kamen wir an die eigentliche Grenze zwiſchen Schoa und dem Wollogebiet. Die Grenze iſt durch Gehege und einen Graben bezeichnet, welch letzterer die Straße gegen einen plötzlichen Ueberfall ſchützt. Nach Ueberſchreitung des Grabens kam die kleine Karawane bald in das Dorf des Wollostammes Lagga Gora, wo der Gouverneur Erfriſchung anbot, die aber abgelehnt wurde, weil wir eilten, um noch vor Abend Gatira, die Reſidenz Adara Yſ oder Abba-Daget's, des

Häuptlings von Lagga Gora, zu erreichen. Den Namen Abba Daget (Höhewater) hat Adara Bille von ſeinem Lieblingspferd angenommen, das ihn ſiegreich über manche Höhe getragen hatte. Es iſt in Abeſſinien, zumal unter den Galla Sitte, dem Häuptling den Namen ſeines Pferdes beizulegen. Von Golta an war der Weg ziemlich eben, wie denn überhaupt das Wollogebiet ziemlich eben und hoch liegt, aber auch weniger fruchtbar iſt, als das Gebiet der Galla im Süden von Schoa. Uebrigens gibt es auch einzelne hohe Berge im Wollogebiet. Am höchſten iſt der Sako, auf dem beſtändig Hagel, aber kein Schnee liegt. Man ſieht ihn auf weiter Ferne. Der Korkora und der Joll ſind auch hohe Berge, erreichen aber nicht die Höhe des Sako.

Wir erreichten noch an demſelben Tage Gatira (Wachholderbaum), die Reſidenz des Adara Bille, die an einem Fluß gleichen Namens liegt, der hier Schotalmat heißt und den Stamm Lagga Gora von dem Stamm Laggambo trennt. Adara Bille wurde ſogleich von meiner Ankunft benachrichtigt; ich mußte aber lange auf die Antwort und den Gegengruß des Häuptlings warten. Endlich kam ein Sold, der uns eine Wohnung anwies und Fleiſch, Bier und Meth brachte. Abends ſpät wurde ich zu Adara Bille berufen, der ſich mit mir in eine lange Unterredung einließ, in der er beſonders fragte, wie viele Gewehre der König von Schoa von den Engländern erhalten habe u. ſ. w. Da mich die Herablaſſung und Freundlichkeit des Häuptlings freimüthig machte, ſo beantwortete ich furchtlos alle ſeine Fragen, bis er endlich mit den Worten ſchloß: „Gehen Sie jetzt, Sie haben mich mit ihrer Unterhaltung ganz ergötzt.“ Adara Bille hatte keinen beſondern Glanz in ſeiner Hofhaltung. Er hatte ein gewöhnliches baumwollenes Kleid an, tüchtig mit Butter eingerieben. Sein Zimmer war ziemlich klein. Um ihn her ſtanden einige Soldaten, mit denen er ganz vertraulich plauderte.

Der Häuptling hat durch ſeine Tapferkeit im Krieg und Klugheit im Frieden ſich das Zutrauen und die Freundſchaft von drei Fürſten erworben. Der König von Schoa hat ihm in Geſche vier Dörfer gegeben, wovon er die jährlichen Einkünfte bezieht. Dieß that Sahela Selaſſie, um durch Adara Bille die

Straße zwiſchen Schoa und Gondar zu ſichern. Ferner hat Berru Lubo, der Gallafürſt vom Stamm Worrakallo, der im Oſten von Lagga Gora wohnt, um Adara Bille's Freundſchaft geworben, damit, daß er ihm ſeine Tochter Fatima zur Frau gab, nebſt mehreren zum Baumwollenbau geeigneten Dörfern, da die Baumwolle in der kalten Gegend des Adara Bille nicht wächst. Die Abſicht Berru Lubo's war, den Adara Bille von einem Bündniß mit dem König von Schoa und den weſtlichen Wollo-Stämmen gegen Worrakallo abzuhalten. Ebenſo hat Imam Liban, der Häuptling von Worra Himano, dem Adara Bille einige Dörfer in ſeinem Gebiet gegeben zur Sicherung der Handelsſtraße zwiſchen dem Norden und Süden Abeſſiniens.

Adara Bille benahm ſich äußerſt freundlich gegen mich; er war ganz zufrieden mit den Geſchenken, die ich ihm gab, und verſah mich mit einem Begleiter bis ins Gebiet von Worra Himano. Aber wie ganz anders handelte dieſer Mann ſpäter, als ich zum zweiten Mal zu ihm zurückkehren mußte.

Am 20. März verließ ich Gatira und den freundlichen Adara Bille, um meine Reiſe nach Gondar fortzuſetzen. In der Provinz Akala, die noch zu Adara Bille's Gebiet gehört, ſah ich abermals das Loſiſa-Schaf, das im Wolloland ſeine Heimath hat, und das die Leute ſehr ſorgfältig pflegen. Sie hüten ſich jedoch, es allzu fett werden zu laſſen, weil ihm ſonſt die bis auf den Boden reichenden Haare ausfallen. Im Hauſe gibt man ihm eine Bettſtätte und waſcht es alle Tage mit Waſſer. Sein ſchwarzes Haar iſt über einen Fuß lang.

Nachmittags machten wir Halt in dem Diſtrikt Negaſſi Datſch, wo uns Sidi Muſie, der Statthalter Adara Bille's, nicht ſehr freundlich aufnahm und behandelte. Er erregte meinen Verdacht, weil er immer wiſſen wollte, was in meinen Bücherkiſten enthalten ſei, die er ſich mit Thalern angefüllt dachte. An vielen Orten Abeſſiniens glauben die Leute, die Kiſten der Europäer ſeien voll Geld, weil die Abeſſinier Kiſten in der That nur zur Aufbewahrung des Geldes gebrauchen. Da ich dem Statthalter und ſeinen rohen und bettelhaften Leuten nicht traute, ſo befahl ich meinen Knechten, die ganze Nacht Wache zu halten und Morgens

früh zum Aufbruch ſich bereit zu machen. Als wir aufbrachen, umringten uns die Soldaten und baten mit Ungeſtüm um Geſchenke, ich wies ſie aber ab mit dem Bemerken, daß ſie ja nichts für mich gethan hätten; ſie fürchteten ſich übrigens bald, als ſie die Bajonette unſerer Gewehre ſahen, von denen die Wollo glaubten, daß ſie, wie Pfeile, vergiftet ſeien.

Nachdem wir das Gebiet von Lagga Gora verlaſſen hatten, führte uns der Weg (Nordweſtweſt) in das Gebiet des Tſcharſoſtammes, der von Sadetanka beherrſcht wird, ein Häuptling, der ſich durch die Plünderung der Handelskarawanen einen böſen Ruf erworben hat. Da ſein Raubneſt, Manta Wodel, nicht weit von der Straße liegt, ſo wollte ich dieſen gefährlichen Ort umgehen, kam aber einem andern Räuber nahe. Der Führer, der uns nach Worra Himano bringen ſollte, war nämlich des Wegs unkundig, und die Leute, welche wir unterwegs wegen der Straße befragten, wollten abſichtlich uns keine rechte Auskunft geben.

Wir waren lange in eine tiefe Schlucht hinabgeſtiegen, als wir auf einmal einem Haufen von Soldaten des Statthalters Enſenne begegneten, die jedoch uns nicht anzugreifen wagten. Ich war in einer kritiſchen Lage. Auf beiden Seiten des Wegs waren ſteile Abhänge, und das Ablenken vom rechten Weg mußte den Verdacht der Flucht in den Soldaten erregen. Es war alſo am gerathenſten, gerade vorwärts zu ziehen und einige Bajonette vor und hinter meiner Karawane hermarſchiren zu laſſen, während ich das Centrum anführte. Dem Hauſe des räuberiſchen Enſenne, der ein Genoſſe Sadetanka's iſt, nahe gekommen, wollten einige von meinen Leuten bei dem Räuber einkehren, um ihm die Aufwartung zu machen; allein ich beſtand darauf, ſo ſchnell als möglich an ſeiner Wohnung vorbei zu eilen. Aber kaum waren wir einige hundert Schritte von dem Haus entfernt, ſo ſandte der Räuber ſeinen Sohn, um zu fragen, wer die Fremden ſeien. Ich ließ ihm jetzt durch den Knecht Adara Bille's ſagen, daß ich noch vor Nacht in Worra Himano angelangen möchte und daher in großer Eile ſei. Während auf die Antwort Enſennes gewartet wurde, richtete ſein Sohn ſeine Blicke unaufhörlich auf die Bajonetgewehre und fragte wieder-

holt, wie viele Menſchen mit einem derſelben getödtet werden konnten. Nach einiger Zeit kam der Bote zurück mit der Nachricht, daß Enſenne geſchworen habe, er würde die Reiſenden geplündert haben, wenn nicht ein Knecht Adara Bille's bei ihnen geweſen wäre. Der Knecht hatte ihm geſagt, er ſolle nichts gegen uns vornehmen, denn wir hätten ſo viele gefährliche Waffen bei uns, daß wir ihn und ſeine Leute in einem Augenblick vernichten könnten. Wir eilten dann ſo ſehr wir konnten, um aus dieſem unheimlichen Lande hinauszukommen, und oftmals ſchauten wir hinter uns, ob nicht Enſenne's Soldaten uns nachjagen möchten. Abends paſſirten wir den Fluß Melka Dſchillo, der vom Berge Sako kommt und Tſcharſo vom Stamm Worra Himano trennt. Wir waren jetzt auf freundlichem Gebiet. Indeſſen wurde es Nacht und ein ſtarker Regen war im Anzug, und noch war kein Dorf zu ſehen; dazu waren ich und meine Leute und Thiere ſehr hungrig, da wir nicht Zeit gehabt hatten, unterwegs auszuruhen und Speiſe zu bereiten. Nachdem wir lange bergan marſchirt hatten, gelangten wir endlich in das Dorf Tartar Amba, welches Imam Liban dem Adara Bille gegeben hatte zur Befeſtigung der Freundſchaft, die zwiſchen beiden Herrſchern waltete. Nach vielem Rufen öffnete ein Muhamedaner ſeine Thür und verſah uns mit Wohnung, Brod und Bier. Ich legte mich zur Ruhe nieder mit demüthigem Dank gegen Gott, der mich und meine Leute am vergangenen Tag ſo ſichtbar bewahrt hatte.

Am 22. März wurde die Reiſe in nördlicher und nordweſtlicher Richtung fortgeſetzt. Der Weg war ziemlich eben. Gegen Oſten lagen zwei einzeln ſtehende ſteile Hügel, auf deren jedem ein großes Dorf ſtand, das in Kriegszeiten als Feſtung dient. Die Hügel heißen Ober- und Unter-Tſchiffa. Nachmittags erreichten wir Tanta, die Reſidenz des Imam Liban, des Herrſchers von Worra Himano. Graben und Mauern ſchützen dieſen Ort, der ziemlich eben da liegt, gegen einen ſchnellen Ueberfall. Am Eingang mußte ich warten, bis der Imam Nachricht von meiner Ankunft erhalten hatte. Nach kurzer Zeit wurde ich ihm vorgeſtellt. Er (noch ein Knabe von etwa 15 Jahren) ſaß unter

ſeinen Vormündern und Günſtlingen, eingehüllt in ein ſchönes, weißes, abeſſiniſches Kleid. Ich hielt ihn zuerſt nicht für den Fürſten, ſondern wandte mich an ſeinen Weſir Juſuf, der mir aber bald bedeutete, daß er nicht der Fürſt ſelbſt ſei. Der kleine Imam machte nach der Begrüßung mehrere Fragen über mein Land, meinen Reiſezweck u. ſ. w. Sodann machten ſeine Vormünder ſo haſtige Fragen über die Gebräuche und Künſte der Franken, daß ich nicht Zeit hatte, ſie gehörig zu beantworten. Die Leute waren wie geſchwätzige Kinder. Nach einiger Zeit zeigte mir der Imam ein amhariſches Buch, das einer ſeiner Soldaten im Krieg des Ras Ali mit Ubie in Begemeder geraubt hatte. Es waren die vier Evangelien, welche Miſſionar Iſenberg in Adoa einem Soldaten gegeben hatte. Ich las das fünfte Kapitel Matthäi mit einigen Bemerkungen, welchen die Hofleute mit einer Aufmerkſamkeit zuhorchten, die ich von dieſen bigotten Muhamedanern nicht erwartet hätte.

Mit Bedauern hörte ich ſogleich vom Imam, daß der Weg nach Gondar durch viele Räuberbanden, die am Fluß Tſchetſcheho herumſtreichen und Reiſende plündern, ſehr unſicher gemacht ſei, daß er (der Imam) aber ſeinem Statthalter in Daunt auftragen werde, mir über den Fluß ein ſicheres Geleit zu geben. Da der Sohn dieſes Statthalters gerade im Zimmer war, ſo befahl ihm der freundliche Imam, gleich morgen zu ſeinem Vater zu gehen und ihm dieſen Befehl zu überbringen. Ich dankte verbindlichſt für dieſe Güte und zog mich in mein Zelt zurück, das außerhalb der Stadt aufgeſchlagen wurde. Sogleich ſandte der Fürſt Bier, Honigwaſſer und Brod in reichem Maaße. Bald nachher kam er ſelbſt und ſetzte ſich dem Zelt gegenüber. Er fragte, ob es wahr ſei, daß der König der Franken dem König von Schoa Kanonen und Gewehre und andere werthvolle Geſchenke geſandt habe. Ich erwiederte, es ſei ganz richtig, daß die Königin von England 300 Gewehre, 100 Piſtolen, zwei Kanonen und viele andere Dinge nach Schoa geſandt habe, um mit dem König Freundſchaft zu machen. Sie bezahle zwar Niemand Tribut, aber ſie wünſche mit den Fürſten Abeſſiniens auf freundſchaftlichem Fuß zu ſtehen, deßwegen habe ſie dieſe

Dinge als Zeichen ihres Wohlwollens und ihrer Freundschaft gesandt.

Nachher wünschte der Imam die militärischen Exercitien zu sehen, welche meine Knechte in Ankober von den englischen Kanonieren gelernt hatten. Die Leute schulterten ihre Gewehre, luden und feuerten sehr rasch und in der Ordnung, so daß der Fürst sich höchlich verwunderte, sein Gesicht mit seinem Kleid bedeckte und ausrief: Kein abessinisches Heer kann einigen hundert Soldaten der Franken widerstehen. Am 23. März nahm ich Abschied von dem freundlichen Imam, der mit einem gefärbten Taschentuch, einer Scheere, einem Rasiermesser und einem Schächtelchen Zündhölzer als Geschenk zufrieden war. Die Zündhölzchen freuten ihn besonders. Der Imam soll 1000 Luntenflinten besitzen. Auch soll er in kurzer Zeit ein bedeutendes Heer zusammenbringen können.

Da meine kleine Karawane nicht gleichen Schritt mit dem Sohn des Gouverneurs von Daunt halten konnte, so ging dieser voraus, um dem Vater die Nachricht so schnell als möglich zu bringen. Die Karawane mußte im Südwesten an der Festung Magdala vorüber, die auf einem hohen, fast viereckigten Hügel mit beinahe senkrechten Felsabhängen liegt. Oben ist eine Ebene mit Wasser und Pflanzland, wo der Imam eine Garnison hat, die seine Schätze verwahrt. Auf diese Feste zieht er sich in Kriegszeiten zurück. Sie hat nur Einen Zugang von Osten her und ist für eine abessinische Armee uneinnehmbar, wenn nicht Verrath oder Mangel an Nahrung ins Spiel kommt.

Abends erreichten wir den Fluß Baschilo, der in dem nordwestlichen Gebirge von Jedschu entspringt, die meisten kleineren Flüsse und Bäche der umliegenden Länder aufnimmt und sich zuletzt zwischen Godscham und Begemeder in den Abai (blaue Fluß) ergießt. Er ist ein sehr schöner Fluß, hat steile Ufer, ein tiefes Bett und macht unzählige Windungen. Da das nächste Dorf noch weit entfernt war, so übernachteten wir am Ufer dieses Flusses, hatten aber nichts zu essen.

Am 24. März brach meine Karawane in aller Frühe auf, und stieg vom Baschilo an mühsam einen Berg hinan durch eine

völlige Wildniß, die aber früher bewohnt geweſen war. Auf der Höhe des Berges liegt die große Ebene Dalanta, wo wir Vieh und Gras in Menge ſahen. Von dieſer Ebene führte der Weg in ſüdweſtlicher Richtung in eine niederere Region, in der die Stadt Daunt liegt, auf einem Hügel, der ſchon von Ferne geſehen werden konnte. Plötzlich erſchallte von jener Seite her ein klägliches Geſchrei, und Flüchtlinge brachten die Schreckenskunde, der Gouverneur von Daunt ſei dieſen Morgen getödtet und ſein Sohn gefangen genommen worden von Berru Aligas, dem Statthalter von Wadela, welcher einen Einfall in das Gebiet des Imam Liban gemacht hatte. Die Flüchtlinge liefen in großer Eile fort, um ihre Habe auf der Ebene von Dalanta in Sicherheit zu bringen, ehe die Truppen des Feindes Dalanta verheeren würden. Ich ließ mich durch dieſe Kunde nicht einſchüchtern, ſondern ſetzte meinen Weg weiter fort. Allein kaum waren wir einige hundert Schritte weiter gereist, als eine hohe Frau, eine Verwandte des Imam Liban uns begegnete und die Nachricht beſtätigte, und uns bat, ſogleich mit ihr zum Imam zurückzukehren. Sie hatte nur Einen Diener bei ſich, da ſie ihre Leute und ihre ganze Habe hatte zurücklaſſen müſſen. Bei Erwähnung ihrer Kinder vergoß ſie einen Strom von Thränen. Während ich mit ihr redete, kamen noch andere Flüchtlinge, welche uns gleichfalls vor der Fortſetzung der Reiſe warnten. Unſer Rückzug wurde ſofort beſchloſſen, doch ſo, daß in einem Dorfe neben Dalanta Halt gemacht und die Nacht dort zugebracht werden ſollte, damit man erfahren könnte, ob der Feind wirklich dieſes Weges kommen würde. Auf der Ebene Dalanta war die ganze Bevölkerung in größter Beſtürzung. Jedermann flüchtete ſeine Habe. Unſer Gaſtwirth, den wir merkwürdiger Weiſe auf dem Wege von Tanta kennen gelernt hatten, und der uns Wohnung und Speiſe gab, bemühte ſich eiligſt, ſein Vieh über den Baſchilo zu ſchaffen. Auf meine Frage, ob denn die Leute ſich nicht auch für ihren Herrn, den Imam Liban wehren würden, antwortete er: „der Stärkſte ſoll unſer Herr ſeyn; arme Leute ſuchen nur ihr Vieh, nicht ihren Herrn zu retten; er muß für ſich ſelbſt ſorgen.“ In der Nacht unterſuchte ich mein Gepäck, um dasjenige davon zurückzulaſſen, was

in der Eile nicht fortgeschafft werden konnte. Am folgenden Morgen kam die Nachricht, der Feind nähere sich Dalanta. Ich entschloß mich jetzt, einen Brief mit Geschenken an Berru Aligas zu senden und ihn um eine Schutzwache bis Begemeder zu bitten, allein da man indessen erfahren hatte, daß Berru Aligas noch nicht in eigener Person nach Daunt gekommen sei, sondern nur seine plündernde Vorhut, so konnte ich es nicht wagen, den Briefträger der größten Gefahr auszusetzen. Ich verließ nun meinen freundlichen Gastwirth mit der Bitte, eine Kiste amharischer Bücher zu behalten und Jedem ein Buch zu geben, der eines annehmen wolle. Meine kleine Karawane ging über den Baschilo zurück, und erstieg mit großer Anstrengung einen steilen Berg, wo beinahe ein Paar Lastpferde eingebüßt wurden. Zwei Pferde mußten schon im Herweg im Stich gelassen werden. Endlich erreichten wir das Dörflein Gembargie, wo wir weitere Nachrichten von Daunt abwarten wollten. Da wir aber in Gembargie keinen Mundvorrath bekommen konnten, so geriethen wir in große Verlegenheit. Ich hätte nun immer noch nach Gondar kommen können, aber nur durch das Gebiet des Wollo-Häuptlings Daud Berille, der mit Imam Liban in Feindschaft war und den Ruf eines Räubers hatte. Deßwegen wollte ich mich ohne Schutz und Empfehlung von einem andern Häuptling diesem Manne nicht anvertrauen. Der beste Plan war daher, zu Imam Liban zurückzukehren und ihn um Rath in dieser mißlichen Lage zu fragen.

Auf dem Rückweg von Gembargie hatte ich eine herrliche Aussicht auf den Lauf des Baschilo bis an den hohen Berg Samada, im Nordosten von Godscham. Auch Debra Tabor, die Hauptstadt des Ras Ali, wurde mir von Ferne gezeigt. Ich schlug mein Zelt in der Nähe von Magdala auf, während ein Bote nach Tanta ging, um den Imam um Rath zu fragen; allein der Bote kam unverrichteter Sache wieder zurück. Er konnte den Imam gar nicht sehen, da sein ganzer Hof in der größten Verwirrung war. Unter diesen Umständen schien es am rathsamsten, sogleich nach Schoa, wenigstens in das Gebiet des so freundlich gewesenen Adara Belles zurückzukehren, bis die Unruhen auf dem Weg sich gelegt haben würden. Allein der Mensch gedenkts und

Gott lenkts. Indeſſen verſuchte ich noch einmal, den Imam zu ſprechen. Dieſer aber konnte mir keinen beſſern Rath geben, als entweder nach Schoa zurückzukehren, oder mich auf die Feſte Hoaite zu begeben, welche der Weſſir Juſuf vertheidigte. Ich konnte mich zu letzterem Plan nicht entſchließen, und that wohl daran, denn die Feſtung wurde nachher von Berru Aligas und ſeinem Bruder Faris angegriffen und genommen. Auf dem Rückweg von Tartar Amba, wo ein Chriſt uns beherbergte (es hat manche zerſtreute Chriſten in Worra Himano, das früher ganz chriſtlich war), vermied ich es ſorgfältig, dem Räuber Enſenne nahe zu kommen. Ich behielt meinen Weg durch den Stamm Worra Himano, der im Norden an Wadela und Jedſchu, im Oſten an Tehuladere, im Süden an Berru Lubos und Adara Bille's Gebiet, und im Weſten an Begemeder grenzt und überhaupt ein ausgedehntes Gebiet hat. An der ſüdlichen Grenze dieſes Stammes hatte ich eine herrliche Ausſicht über faſt alle Länder der Wollo-Galla. Gebirgszüge ziehen von Süden oder Südoſt nach Nord und Nordweſt. Jeder Gebirgszug iſt vom andern durch eine Ebene, einen Fluß, oder einen Strom geſchieden, und von einem andern Wolloſtamm bewohnt, gerade wie es auch im Gallaland ſüdlich von Schoa der Fall iſt, wo Flüſſe die Grenzen der Stämme bilden. Die Flüſſe der öſtlichen Wollo gehen meiſt alle in den Baſchilo.

Am 28. März erreichte ich Gatira wieder, wo Adara Bille ſein Bedauern ausſprach über die widrigen Begegniſſe und bemerkte, ich ſolle Gott danken, daß ich ohne Plünderung oder Ermordung wieder zu meinem Freund in Gatira zurückgekehrt ſei. So ſprach der treuloſe Mann, der mit der Zunge Gutes verkündigte, während er doch im Herzen Böſes im Sinne hatte. Aber er hatte ja eine Wollo-Natur, deren Grundzug Höflichkeit und Freundlichkeit iſt, verbunden mit Verſchmitztheit und verrätheriſcher Raubgier, gleich einer Hyäne, mit der ſich die Wollo ſelbſt vergleichen.

Als ich am 30. März von Gatira abreiſen wollte, befahl mir Adara Bille zu bleiben, bis er vom Statthalter in Dair Erlaubniß habe, mich nach Schoa zurückzuſchicken, denn der König

von Schoa habe ihm nun befohlen, mich nach Gondar, aber nicht wieder nach Schoa zurückzusenden. Wenn er ohne Wissen des Königs die Rückreise gestatten würde, so könnte der König hernach böse auf ihn werden. Alles Widerreden half nichts, ich mußte bleiben, wurde jedoch mit Speise und Trank reichlich versehen. Ich sandte einen Boten mit einem Brief nach Dair, aber weder Bote noch Brief kam dort an, wie ich später erfuhr. Der Bote wurde an der Grenze eingesperrt. Da ich vermuthete, es sei dem Adara Bille blos um weitere Geschenke zu thun, so gab ich ihm verschiedene Dinge, die aber natürlich den Mann nicht befriedigen konnten, der nach meiner ganzen Habe lüstern war.

Am 31. März wiederholte ich meine Bitte um Erlaubniß zur Abreise von Gatira; allein Adara Bille erwiederte: ich solle kein Wort mehr davon reden, bis zur Zurückkunft der Boten von Dair.

Am 1. April hatte der Häuptling einen Wodadscha, bei dem, wie ich später erfuhr, der Priester Tahir eine Offenbarung erhalten haben wollte, daß der Reisende viel Gold bei sich führe, das der Häuptling ihm abnehmen solle. Die Maulthiere und Pferde hatte Adara Bille bereits in seinen eigenen Stall bringen lassen. Auch ließ er mich immer heimlich bewachen. Wo ich hinging, folgte mir ein Soldat auf dem Fuße nach. Wenn ich etwas kaufen wollte, so sagte der Wächter: „Wozu solche Verschwendung?“ Ein Bettler verlangte einmal einen Thaler, und als ich ihm denselben verweigerte, antwortete er: „Sie wissen nicht, ob Sie glücklich wieder von hier fortkommen, oder als ein Bettler, wie ich.“ Alle diese Umstände erregten Verdacht in meinem Gemüth, und ich entschloß mich, bei Nacht zu entfliehen, theilte diesen Entschluß auch einigen meiner abessinischen Begleiter mit. Aber diese meinten, die Furcht sei grundlos, und ich würde mir nur einen schlechten Namen machen, wenn ich heimlich die Flucht ergriffe. Wie es sich nachher herausstellte, bekam Adara Bille durch einen seiner Diener einen Wink von allen diesen Befürchtungen und heimlichen Entschlüssen, deßhalb ließ es sich der heimtückische Häuptling angelegen seyn, noch größere Freundlichkeit zu heucheln, bis der Augenblick zur Ausführung seines ruchlosen Planes gekommen

war. Er ließ alle Stunden nach meinem Befinden fragen, ob ich kein Bedürfniß habe. Lebensmittel ſandte der Häuptling im Ueberfluß.

Am 2. April brach endlich das Gewitter los, und die teufliſche Heuchelei des Häuptlings wurde offenbar. Vormittags kamen die Boten von Dair zurück, aber ohne beſtimmte Antwort hinſichtlich meiner Rückkehr nach Schoa. Am meiſten erſtaunte ich darüber, daß mein Knecht an der Grenze von Adamie Dima gefangen gehalten wurde, und daß einer der Geheimräthe des Adara Bille ſagte: „Sie haben keinen Freund oder Verwandten hier, als Gott.“ Dieß erneuerte und verſtärkte meinen Verdacht und trieb mich abermals zu dem Entſchluß, bei Nacht zu entfliehen. Ich packte alle werthvollen Sachen, Geld, Kleider, Kompaß, Höhenmeſſer, wichtige Schriften u. ſ. w. zuſammen, und gedachte um Mitternacht in aller Stille das Haus zu verlaſſen, ſo daß ich gegen Tagesanbruch die Grenze von Schoa hätte erreichen können. Den Tag über erforſchte ich die Wege in der Umgegend von Gatira. Allein auch jetzt wieder brauchte Adara Bille ſeine vorige Liſt, weil er wahrſcheinlich von meinem treuloſen Diener auf die beabſichtigte Flucht aufmerkſam gemacht worden war. Adara Bille ließ mich rufen, und erklärte, der Statthalter von Dair habe nichts gegen meine Rückkehr nach Schoa, ich ſolle mich freuen, daß ich morgen gehen dürfe. Dieß ſagte der Treuloſe mit einer Vertraulichkeit und Freude, welche mich in meinem Entſchluß zur nächtlichen Flucht wieder wankend machte, wobei ich freilich auch das in Betracht zog, daß der Knecht jetzt krank war, der an der Grenze gefangen geweſen war. Aber man ſollte eben einem Barbaren kein Wort mehr glauben, wenn er einen einmal hintergangen hat. Ja man ſollte aus ſeinen Worten und ſeinem anſcheinend freundlichen Betragen gerade auf das Gegentheil ſchließen, und nur nach eigener Ueberzeugung handeln, ohne ſich durch ſein Bezeugen irre führen zu laſſen. In dieſem Punkt werden alle Reiſenden mit mir übereinſtimmen. Kaum hatte ich die Wohnung des Häuptlings verlaſſen, ſo ſandte der hinterliſtige Mann einen friſchen Vorrath von Lebensmitteln für meine Reiſe nach Schoa, um mich in meiner Meinung hinſichtlich der baldigen Abreiſe zu

beſtärken. Da ich hoffte, am nächſten Tag abreiſen zu können, ſo hatte ich heute friſche Kleider angezogen. Auch ging ich Abends bald zu Bette, um in aller Frühe am nächſten Morgen abzureiſen. Ich war bereits eingeſchlafen, als ich von einem Knecht des Häuptlings plötzlich aufgeweckt wurde mit dem Befehl, ſogleich zu Adara Bille zu kommen, der dieſen Abend noch von mir Abſchied nehmen wolle. Dieſe ſpäte Einladung machte mich zwar ſtutzig, allein ich folgte ihr unverzüglich, in der Hoffnung, endlich einmal der Plage los zu werden. Zugleich wurden alle Knechte bis auf den Treuloſen *), der das Gepäck hüten ſollte, aufgefordert, zum Häuptling zu kommen. Da ich es für unſchicklich fand, bewaffnet vor dem Häuptling zu erſcheinen, ſo überließ ich meine und meiner Diener Waffen dem treuloſen Hüter, den ich damals noch für den treueſten hielt. Als Adara Bille mich in ſein Zimmer eintreten ſah, verbeugte er ſich und ſagte, es freue ihn ſehr, daß ich der Einladung gefolgt ſei. Er habe mich nur deßwegen ſo ſpät rufen laſſen, weil er morgen wahrſcheinlich viele Geſchäfte haben werde und alſo nicht perſönlich von ſeinem abreiſenden Freund Abſchied nehmen könne, und doch wünſche er, noch einmal durch eine Unterhaltung mit ihm ergötzt zu werden. Dann wollte Adara Bille meine Augengläſer probiren, mit denen er aber nichts ſehen konnte, da er ein gutes Geſicht hatte. Auch wollte der luſtige Mann wiſſen, was in meinen Stiefeln wäre, und bat mich, einen Stiefel auszuziehen, was ich that, um ihn nicht zu beleidigen durch Verweigerung. Das Geſpräch wurde dann noch länger fortgeführt und Meth und Brod vorgeſetzt. Endlich war ich der Sache müde, wollte aufſtehen und gute Nacht ſagen, allein Adara Bille erwiederte: „Gehen Sie noch nicht, mein Vater, ich habe mich noch nicht genugſam an Ihnen ergötzt, Sie haben auch noch nicht hinreichend gegeſſen und getrunken.“ Nach kurzer Zeit ſtand ich auf, entſchloſſen, nach Hauſe zu gehen. Jetzt erhob ſich auch der Häuptling, ging in ein kleines Kabinet hinter ſeinem Bettgeſtell, auf welchem er ſaß, und in demſelben Augenblick fielen die Soldaten über mich und meine Leute her. Ein Soldat packte

*) Dieſer verrätheriſche Knecht, der mit dem britiſchen Geſandten nach Aden ging, wurde ſpäter wahnſinnig und tödtete ſich in Aden mit einem Raſirmeſſer den Hals abſchneiden.

mich am Arm und ſprach: „Sie ſind gefangen, geben Sie Bürgſchaft, daß Sie nicht entfliehen wollen.“ Anfangs glaubte ich, Adara Bille wolle nur einen Spaß machen, um meine Unerſchrockenheit auf die Probe zu ſetzen; aber ich ſah bald ein, daß es beim Wollo-Häuptling auf keinen Spaß abgeſehen ſei. Man brachte mich dann in ein kleines Zimmer, das neben der Wohnung des Häuptlings war. Meine Knechte wurden in eine abgeſonderte, kleine Hütte eingeſperrt, die ich einen Augenblick ſehen durfte. In dem Gefängniß wurden mir nun alle Kleider und der Inhalt meiner Taſchen abgefordert. Da ich zögerte, ſo erklärten die Wächter, ſie hätten Befehl, mich ſogleich umzubringen. Mein abeſſiniſcher Mantel wurde mir vom Leibe geriſſen. Als ich mich auf Adara Bille's Gerechtigkeit und Freundſchaft berief, wurde ich ausgelacht und mir nur zugerufen: „Her mit Ihren Schätzen! Der Tod für Verheimlichung des Geringſten Ihrer Habe!“ Die in einer Ecke des Zimmers Korn mahlenden Sklavinnen fingen an, jämmerlich zu ſchreien, da ſie glaubten, man werde den fremden Mann umbringen. Als die Soldaten Stiefel, Hoſen und Hemd ausziehen wollten, wußten ſie nicht damit zurecht zu kommen, ohne dieſelben zu zerſchneiden, und gaben endlich nach, als ich mich auf die Kälte der Nacht und das Unſchickliche der Sache berief. Indeſſen mußte ich mir eine genaue Unterſuchung meiner Taſchen gefallen laſſen. Ein Thaler, mein Kofferſchlüſſel und ein Federmeſſer wurde gefunden und ſogleich weggenommen. Auch ein engliſches Teſtament nebſt dem Notizenbuch wurde mir entriſſen. Bald darauf wurde eine von meinen Kiſten gebracht, die ich öffnen mußte, weil die Soldaten ſie nicht öffnen konnten. Ich öffnete ſie ruhig, zeigte den Inhalt und erhielt den Befehl, ſie wieder zu ſchließen, ſah aber weder ſie, noch mein übriges Gepäck je wieder.

Da es ſehr kalt war und das kleine Feuer im Zimmer wenig Wärme verbreitete, ſo wagte ich es, noch einmal um meinen abeſſiniſchen Mantel zu bitten. Ein Soldat überbrachte dieſe Bitte dem Häuptling, und dieſer hatte noch ſo viel Mitleid, daß er den Mantel zurückſandte. Von den Mehl mahlenden Sklavinnen, die übrigens nicht mit mir ſprechen durften, erfuhr ich wenigſtens das,

daß weder ich noch meine Knechte ermordet werden würden. Müde und mit düſteren Gedanken erfüllt, legte ich mich auf den Boden, um zu ſchlafen; aber der Schlaf floh meine Augen bis nach Mitternacht. In und aus dem Innerſten meiner Seele rief ich zu dem Hüter Iſraels, zu dem Gott der Hülfe, der die Noth und Leiden ſeiner Knechte kennt, und der bis jetzt mein Leben erhalten hatte. Nachdem die Soldaten das geſtohlene Gepäck in Verwahrung gebracht hatten, kamen ſie wieder ins Gefängniß zurück und legten ſich zu beiden Seiten auf die Enden des Mantels, damit ich nicht entfliehen könne.' Auch von außen wurde das Gefängniß mit Soldaten umſtellt.

Am 3. April erwachte ich mit dem Gefühl eines Gefangenen, der aber doch durch die Barmherzigkeit Gottes wenigſtens am Leben bewahrt geblieben war. Einer meiner Leute erhielt jetzt die Erlaubniß, um mich zu ſeyn und mir zu dienen. Durch dieſen erfuhr ich, daß meine Knechte eine ſchlechte Nacht gehabt hätten, da man ſie faſt aller Kleider beraubt hatte. Adara Bille reiste Morgens ab, um den Statthalter in Dair, wie man ſagte, zu beſuchen. Es wurde mir geſtattet, meine Knechte wieder zu ſehen und von ihnen die Ereigniſſe der letzten Nacht zu hören. Als ich aus dem Gefängniß in meine frühere Wohnung zurückgebracht worden war, kamen viele Dorfbewohner, mich zu grüßen und mir ihre Theilnahme an meinem ſchweren Schickſal zu bezeugen. Auch die Soldaten, die in der Nacht ſo roh geweſen waren, äußerten ſich mit Adara Bille's Betragen unzufrieden. Selbſt Fatima, die Hauptfrau des Häuptlings, ſandte zu mir, um mich zu tröſten. Manche Leute brachten mir Speiſe, da meine Koſt jetzt knapp zugemeſſen war. Alles nahm Antheil an meiner Lage, nur Adara Bille nicht, ſammt den Prieſtern, welche den Häuptling zur Plünderung meiner Habe aufgefordert hatten, deren Inhalt ſie mit ihm theilen durften. Abends kam Adara Bille wieder von Dair nach Hauſe. Ich mußte bei Nacht in mein Gefängniß zurück, meine Knechte aber durften, von vielen Soldaten bewacht, in meinem vorigen Hauſe bleiben.

Am 4. April bat ich, dem Adara Bille vorgeſtellt zu werden, um ihn um die Erlaubniß zur Abreiſe und um die Mittel

zu derſelben zu erſuchen; allein der Räuber wollte ſich nicht bewegen laſſen, den Gefangenen zu ſehen, noch wollte er ihm die Mittel zur Reiſe gewähren. Er ließ mir ſagen, es habe nichts auf ſich, wenn ich mein tägliches Brod erbettein müſſe. Doch ſchenkte er mir endlich drei Thaler und mein ſchlechteſtes Maulthier, das ich aber unterwegs verkaufen mußte, um mir Speiſe und Nachtquartier zu verſchaffen. Auch das beſchriebene Papier (namentlich ein amhariſches Wörterbuch und die täglichen Notizen, auch mein engliſches Teſtament) wurde zurückgeſtellt, das unbeſchriebene aber von dem Räuber behalten, der außerdem noch 140 Thaler, 5 Maulthiere, einige Piſtolen, 10 Bajonettflinten, eine Kugelbüchſe, meine Uhr, den Kompaß, das Perſpektiv und manche andere werthvolle Dinge, die ich von dem britiſchen Geſandten erhalten habe, behielt.

Am 5. April Morgens wurde ich durch die Nachricht erſchreckt, daß ich allein meines Weges ziehen dürfe, während meine Knechte zurückbehalten und als Sklaven verkauft werden ſollten. Dieſe Nachricht brachte die Knechte faſt zur Verzweiflung und mich zum Weinen. Indeſſen kam bald der Befehl, ich und meine Knechte ſollten von ſechs Soldaten des Häuptlings über die Grenze hinaus begleitet werden. Der Weg und die Richtung wurde nicht angegeben, und ich wollte durch Fragen den Häuptling nicht erzürnen. Stille und wehrlos folgten wir den Soldaten, welche mit Speeren, Schilden und Schwertern bewaffnet waren. Faſt die ganze Bevölkerung von Gatira verſammelte ſich. Manche weinten, Andere wünſchten eine glückliche Reiſe, Keiner lobte den Häuptling, und Viele erwarteten ein Strafgericht Gottes über das Land, das dem Fremden Unrecht gethan hatte. Mein treuloſer Diener blieb zurück, um dem Häuptling den Gebrauch der geraubten Sachen zu zeigen. Auch einen andern Diener hatte Adara Bille verführen wollen, aber dieſer erklärte, er wolle lieber ſterben, als ſeinen Herrn verlaſſen.

Ich und meine Leute folgten nun den Soldaten ſo ſchnell, als es dieſe zuließen, denn ich wäre gerne aus Lagga Gora hinausgeflogen, weil ich fürchten mußte, der Räuber möchte mich noch einmal zurückrufen. Aus der Stellung der Sonne erkannte

ich (denn ich hatte keinen Kompaß mehr), daß der Weg nach Nordoſt gegen Tehuladere führte. Uebrigens war mir jetzt der Weg gleichgültig, da ich nichts mehr verlieren, und jedenfalls einen von Europäern unbetretenen Weg gehen konnte. Ich tröſtete mich mit Abraham, dem Gott verheißen hatte, ihm den Weg zu zeigen, den er gehen ſollte, und ihn auf dieſem Weg zu bewahren.

Nachmittags wurden wir von dem Prieſter Tahir eingeholt, der die teufliſche Offenbarung hinſichtlich der Plünderung ausgeſprochen haben ſoll. Tahir grüßte mich lächelnd und erſuchte mich, in ſein Dorf und Haus zu kommen, wo er mir zu eſſen geben wolle. Ich nahm das Anerbieten an, und in der That, der gottloſe Prieſter benahm ſich ſo freundlich, wie ich es nicht erwartet hatte. Er zündete ein Feuer an, da es kalt und regneriſch war, und brachte zu eſſen und zu trinken, was ich mir ſchmecken ließ.

Beim Abſchied am 6. April dankte ich dem Prieſter für ſeine Gaſtfreundſchaft und bemerkte dabei, daß ich eben jetzt nichts habe, womit ich ihn belohnen könne. Tahir antwortete: „Thut nichts, ich habe bereits meinen Antheil.“ Dabei lachte er und ging. Hier haben wir ein Beiſpiel von dem Charakter der Wollo-Galla: höfliche Argliſt und Habſucht. Nachdem wir das Gebiet des Adara Bille verlaſſen hatten, kamen wir, von den ſechs Soldaten begleitet und ängſtlich bewacht, in das Gebiet von Berru Lubo, deſſen Reſidenz in Ain Amba iſt. Wir zogen durch das herrliche Thal von Totola, wo ein berühmter Markt gehalten wird, auf dem Kaufleute aus allen Theilen Abeſſiniens ſich verſammeln, um Pferde, Häute, Kleider, Tücher, Salzſtücke, Getreide, Sklaven u. ſ. w. zu kaufen und zu verkaufen. Obwohl Berru Lubo ſehr wenig Zoll von dieſem Wochenmarkt erhebt, ſo ſoll er doch alle Wochen 6 bis 8000 Salzſtücke einnehmen. 30 Salzſtücke ſind hier gleich einem Conventionsthaler. Das Thal Totola iſt in der Mitte von dem Fluß Gerado durchſchnitten, der in den Baſchilo fließt. Zu beiden Seiten des Thales ſind Hügelreihen, mit Wachholderbäumen bedeckt. Auf dieſen Hügeln ſieht man Reihen von Weilern und Dörfern. Man kann nicht leicht eine ſchönere Gegend in Abeſſinien ſehen. Ich wollte mehrmals ſtille ſtehen, um dieſe Naturſchönheiten zu betrachten, allein die Soldaten trie-

ben uns vorwärts mit den Worten: „Ihr ſeid unſer Vieh, mit dem wir thun können, was wir wollen.“ Ehe wir um Mittag an den Fluß Berkona kamen, der nach Oſten in den Hawaſch fließt (ſomit hatte ich bei Totola die Waſſerſcheide paſſirt), trafen wir unter der Leitung Gottes mit einem von Totola kommenden Kaufmann zuſammen, dem es auffiel, einen weißen Mann zu Fuß und ohne Gepäck reiſen zu ſehen. Ich erzählte ihm meine Erlebniſſe bei Adara Bille, und bemerkte dann, daß ich vernommen habe, die Soldaten hätten Befehl, mich zu Ali Gongul, dem Statthalter von Amade, Häuptling des Wollo-Stammes Tehuladere, zu führen, deſſen Gebiet dieſſeits des Berkona anfing. Es kam dem Kaufmann ſonderbar vor, daß Adara Bille uns an den Statthalter und nicht an den Häuptling Amade adreſſiren wolle. Er gab uns daher den Rath, nicht mit den Soldaten zu Ali Gongul zu gehen, welcher kein Recht habe, ohne Wiſſen ſeines Herrn über Fremde zu verfügen. Wenn die Soldaten uns nicht zu Amade führen wollten, ſo ſollen wir nur ein lautes Geſchrei erheben, wo dann die Leute auf den Feldern uns zu Hülfe kommen und uns ſelbſt zu ihrem Fürſten Amade führen würden, der in Moſa auf einem hohen Hügel wohne, von wo aus man den See Hail ſehen könne. Wir folgten dieſem vortrefflichen Rath. Als wir noch etwa eine halbe Stunde von Moſa entfernt waren, und am Wege einige Landleute auf dem Feld bemerkten, ſetzten wir uns nieder, und erklärten den Soldaten, daß wir zu Amade und nicht zu Ali Gongul geführt zu werden wünſchten. Die Soldaten wurden wüthend und zückten ihre Schwerter, aber wir riefen die Bauern herbei und erzählten ihnen unſere Beraubungs-Geſchichte bei Adara Bille. Die Soldaten wollten ſich zwar ihre Leute nicht entreißen laſſen, mußten ſich aber endlich dazu verſtehen, nachzugeben und mit den Bauern und den Reiſenden nach Moſa zu Amade gehen. Dieſer hörte unſere Erzählung an, wurde auf Adara Bille böſe, daß er Soldaten durch ſein Gebiet ſende, und erklärte dieſen, daß ſie augenblicklich umkehren ſollten, oder er würde ſie ins Gefängniß werfen. Uns erlaubte Amade, zu gehen, wohin wir wollten. Somit waren wir wieder in Freiheit geſetzt. Ehe ich zu Amade kam, hatte ich heimlich einen Knecht nach dem

See Haik geſchickt, um meinen Freund, den Alaka Debille, der mich in Ankober kennen gelernt und dem ich ein äthiopiſches Neues Teſtament geſchenkt hatte, von meinen Erlebniſſen in Kenntniß zu ſetzen. Ich that dieß deßwegen, damit, im Fall mir etwas Uebles begegnen ſollte, die Nachricht von meinen Schickſalen nach Schoa gebracht werden könnte. Von Moſa ſtiegen wir ſteil herab und kamen mit Einbruch der Nacht in ein chriſtliches Dorf, wo ein chriſtlicher Kaufmann aus Gondar uns freundlich aufnahm und beherbergte.

Am 7. April verließen wir das Chriſtendorf am Fuß des Moſa und kamen durch ein herrliches, fruchtbares Thal (das reich an Bäumen, Gras und Bächen iſt, und meiſt ſchwarze Erde hat), an die Ufer des Sees Haik, wo ich die Rückkehr des Alaka Debille erwarten mußte, der uns auf einem andern Weg entgegen gegangen war. Der Alaka, ohne deſſen Erlaubniß ich die Inſel auf dem See nicht beſuchen konnte, kam endlich zurück, und freute ſich, ſeinen alten Freund wieder zu ſehen. Er ſchiffte mit mir auf einem dicken Schilfloß (denn Kähne kennt man hier nicht) nach der berühmten Inſel Debra-Nagudguad (Donnerhügel) über. Der Floß war 12—15 Fuß lang und 3—4 Fuß breit. Der Schilf iſt an beiden Enden und in der Mitte mit Stricken zuſammengebunden. Zwei Ruderer ſetzten dieſes ſonderbare Fahrzeug, das etwa ſechs Männer trägt, in Bewegung. Debille zeigte mir zuerſt ſein Haus und dann die St. Stephanuskirche, welche dem Abuna Stephanus, der einſt der abeſſiniſchen Kirche vorſtand, gewidmet iſt. Die Kirche iſt ziemlich groß und inwendig mit den Bildern vieler Heiligen und Engel, beſonders des St. Georg, der Maria und des heil. Michael geſchmückt. Auch das Grab des heil. Abuna Stephanus wurde mir gezeigt. Der Alaka gab die Einwohnerzahl der Inſel zu 350 Seelen an. Sie beſteht aus Mönchen, Prieſtern, Diakonen und Schülern. Abuna Jaſus, der 400 Jahre nach der Bekehrung der Haikianer zum Chriſtenthum nach der Inſel kam, vertrieb alle böſen Geiſter, welche dann in den See Ardibbo flohen. Auch Tekla Haimanot kam dahin und that viele Wunder, wie die Abeſſinier ſagen. Er wandelte auf dem Waſſer, wie Chriſtus. Da, wo er ſeine Schuhe ſtehen

ließ, wuchs ein Roſenſtrauch. Der große Krug, in dem er ſein Bier braute, wird noch gezeigt. Jedes Haus der Inſel hat einen eingefriedigten Garten. Die Straßen des Dorfes ſind ſehr eng. Das Klima iſt gemäßigt und angenehm. Hohe Berge erheben ſich öſtlich und ſüdlich vom See. Frauen dürfen die Inſel nicht beſuchen, ſie müſſen auf dem feſten Land wohnen. Die Flöße fahren Samstag und Sonntag nicht nach der Inſel, daher ich ſchon am 8. April dieſelbe wieder verließ. Von Haik aus ſchrieb ich Briefe nach Schoa, welche ich durch drei Knechte abſandte, die ich hier entließ. Der Abſchied von dieſen treuen Dienern war für mich ſehr ſchmerzlich. Fünf von meinen Knechten wollten mich nach Maſſowa und Aden begleiten. Anderthalb Stunden vom See übernachtete ich in dem Dorfe Bora, wo ein Chriſt uns freundlich beherbergte. Von Bora aus ſah man gegen Nordweſten den hohen Berg Sagarit, an deſſen nördlichem Fuß der Fluß Baſchilo entſpringen ſoll.

Am 9. April verließen wir Bora und reisten durch ein ſchönes Thal, durch welches der Fluß Mille fließt. Später kamen wir in die Nähe des Berges Ambaſſel, der ſehr hoch und ſteil iſt, und der auf ſeiner Spitze Waſſer und Ackerboden hat. Dieſe Felſenburg war früher das Staatsgefängniß der abeſſiniſchen Kaiſer. Abends kamen wir in das Dorf Libſo, wo wir unter heftigem Regen in das Haus eines Muhamedaners traten, der ein fürchterliches Ausſehen hatte, der aber bald zutraulich wurde, als ihm die Geſchichte der Plünderung bei Adara Bille von meinen Knechten erzählt wurde. Er hieß mich auf einer Haut Platz nehmen, und befahl ſeiner Frau, eine Pfefferſuppe, rohes Fleiſch und Teffbrod zuzubereiten, was ſich die hungrigen Reiſenden ſchmecken ließen nach dem Grundſatz: Hunger iſt der beſte Koch. Nach dem Eſſen legten wir uns ſchlafen in einem Zimmer, wo Menſchen, Pferde, Eſel und Geflügel durcheinander lagen, und wo noch dazu der Regen hereinkam.

Am 10. April verließen wir das Gebiet Tehuladere und traten in das von Jedſchu ein bei dem Fluß Ergebbo, an deſſen Ufern wir den erſten Kaffeebaum ſahen, der etwa 14 Fuß hoch war. Auf dem Wege nach dem Dorfe Merſa begegneten wir

vielen Leuten, die auf den Markt von Gubhara gingen. Auffallend war mir die Sitte der Jedſchufrauen, welche mir entweder den Rücken kehrten, oder ihr Geſicht zur Erde ſenkten und ſtille ſtanden, womit ſie einen Segen zu erbitten ſuchten. Der Reiſende ſagt gewöhnlich die Worte: „Gott ſei euch gnädig," oder: „Er ſegne und behüte euch." Ich bemerkte ſpäter dieſelbe Sitte im Bagland, aber nur bei Männern. Um Mittag wurde der vom Regen angeſchwollene Fluß Merſa mit Mühe überſchritten. An ſeinen Ufern bemerkte ich viele Baumwollen- und Pfefferpflanzungen. Letztere ſollen ſehr einträglich ſeyn. Von Merſa an nimmt die chriſtliche Bevölkerung immer mehr zu bis an den Fuß des Jedſchu-Gebirges, wo die Muhamedaner aufhören. Ich hatte oft gehört, die Chriſten von Jedſchu ſeien gutmüthige, einfache und gaſtfreie Leute. Dieſes Zeugniß fand ich im Allgemeinen beſtätigt. Die Jedſchus ſcheinen viel von der Einfalt der alten abeſſiniſchen Sitten bewahrt zu haben. Da ihr Land ſehr fruchtbar iſt, ſo haben ſie in ordentlichen Zeiten viel Wohlſtand. In Merſa kehrten wir in dem Hauſe einer alten Frau ein, welche, wie wir bald fanden, eine Muhamedanerin war, die uns aber ſogleich durch ihre Tochter Kaffee machen und einige Kuchen backen ließ, und bis dieß fertig war, einſtweilen Saubohnen zum Eſſen darreichte. Während der Zubereitung kam eine Nachbarsfrau, die eine Chriſtin war, und die ſehr böſe wurde, weil wir bei Muhamedanern eingekehrt hatten, da wir doch Chriſten ſeyn wollten. Es wurde ihr geſagt, daß wir nicht gewußt hätten, welcher Religion die Bewohner des Hauſes zugethan wären. Die Frau lief davon und ließ ſich nicht mehr ſehen, ungeachtet ſie einige Brode zu bringen verſprochen hatte. Die muhamedaniſche Frau indeſſen ließ es nicht an einem guten Traktament fehlen, wurde aber auch darüber von einigen muhamedaniſchen Prieſtern angefochten, welche ſie aufforderten, die Chriſten fortzuſchicken. Sie gehorchte aber nicht, indem ſie ſagte: „Den Fremden muß man Gutes thun." Während wir im Hauſe waren, ſchickte eine Nachbarin zu ihr, und ließ ſie um den Stab Moſis bitten, wie hier eine Art Akazienholz genannt wird, von dem ſie glauben, daß es die Entbindung einer kreißenden Frau ſehr erleichtere. Der Stab Moſis

ſoll von dieſem Holz geweſen ſeyn, auch die Jungfrau Maria habe ſich deſſen bei der Geburt Chriſti bedient.

Am 11. April kamen wir in die Nähe von Woldaia, dem Wohnſitz des Statthalters von Jedſchu. Da es regnete und Abend war, wollten wir in dem Dorfe Schelte übernachten, fanden aber lange keine Nachtherberge, noch Speiſe. Am 12ten kamen wir nach Woldaia, wo gerade Markttag war. Dieſer große Ort hat einige tauſend Einwohner. Salzſtücke, Gerſte, Tücher u. ſ. w. waren auf dem Markt zu ſehen. Für einen Thaler konnte man 36 bis 40 Salzſtücke erhalten.

Wegen der Unſicherheit des Weges hatte man uns gerathen, uns an eine Kaffila nach Laſta und Wag anzuſchließen, und deßhalb den Negad Ras (oberſten Kaufmann) in Woldaia um Rath zu fragen. Als wir aber an ſein Haus kamen, wurden wir nicht eingelaſſen, und da wir uns nicht gleich entfernen wollten, ſo wurden die Hunde gegen uns gehetzt. Wir reisten daher ab ohne die Kaffila, aber auch ohne den Mundvorrath, den wir in Woldaia zu ſammeln beabſichtigt hatten. Solche ſchmähliche Abfertigung thut einem hungrigen und armen Reiſenden ſehr weh. Von der Stadt Woldaia an, die in einer Ebene liegt, zogen wir in nordöſtlicher Richtung, und hatten bald bedeutend abwärts zu ſteigen. Da wir keinen Führer hatten, ſo fragte ich nur nach Orten, die mir aus den Karten bekannt waren. Endlich kamen wir in das Dorf Guddo, wo wir mit vieler Mühe etwas Saubohnen erbetteln konnten, die uns eine Muhamedanerin in ihrem Hauſe zu ſieden geſtattete, welche uns auch ein Gefäß gab, um den vorgeſtern erhaltenen Kaffee zu ſieden. Bei Chriſten durften wir keinen Kaffee machen, weil Kaffeetrinker für Muhamedaner gehalten, und die Gefäße, worin Kaffee gemacht wird, für unrein betrachtet werden. Als wir von Guddo aufgebrochen waren, machten wir unterwegs die Bekanntſchaft eines Mannes aus dem Dorf Schal, der ſich für uns ſehr intereſſirte, ſich aber ſpäter von uns trennte und zurückblieb. Als es Abend wurde und ein Regen im Anzug war, hielten wir es für nothwendig, in dem Dorf Schal zu übernachten und begaben uns daher in das nächſte Haus, das wir trafen. Da aber nur die

Frau zu Hauſe war, wollte ſie den Fremden ohne den Willen ihres Mannes keinen Eintritt geſtatten. Der Mann kam, und wir erſtaunten wir und freuten uns, in ihm die Perſon zu finden, die wir unterwegs kennen gelernt hatten. Allein der Mann ſchien wie umgewandelt. Er machte ein ſaures Geſicht, und fragte, wer uns denn geſagt habe, daß dieß ſein Haus ſei? Auch ſchalt er ſeine Frau, daß ſie den Fremden erlaubt habe, in ſeinem Hofe zu verweilen; er habe keine Ochſen oder Schafe, um einen ſo vornehmen Herrn zu bewirthen, dieſer ſolle in die nächſte Kirche gehen, wo die Prieſter ihn beherbergen und ſpeiſen würden. Ich erklärte, daß ich nicht als ein großer Herr bewirthet zu werden verlange, da ich mit der Nachtherberge und ein wenig Speiſe zufrieden ſei. Der ſauerſehende Mann wurde endlich leutſelig und gewährte Aufenthalt und Eſſen für die Nacht in einem Stall, wo wir vom Ungeziefer ſehr beläſtigt waren.

Am 13ten verließen wir Schal und hatten wieder bergan zu ſteigen durch eine Gegend, wo wir viele Bäche antrafen, deren friſches Waſſer uns erquickte. Endlich kamen wir an eine Stelle, wo zwei Hauptſtraßen ſich ſcheiden. Die nordweſtliche führt nach Lalibala und Gondar, die nordöſtliche nach Sokota und Antalo. Ich in meinen Umſtänden wählte die letztere, um ſchneller nach Maſſowa zu kommen. Auf dieſem Scheidepunkt wollten wir etwas ausruhen, als plötzlich einige Männer auf uns zukamen und uns laut anredeten, warum wir in Schal vier Sklaven veranlaßt hätten, ihrem Meiſter zu entlaufen? Dieſe Sklaven müßten bei den Reiſenden ſeyn, und in jedem Fall müßten dieſe wiſſen, wo die Entlaufenen hingegangen ſeien. Es entſpann ſich ein langer Wortwechſel, bei dem ich vor Zeugen, die gerade auf dem Felde arbeiteten, zu beweiſen ſuchte, daß ich nichts von den Sklaven wiſſe, — erſtlich, weil ich in Schal weder Sklaven geſehen noch geſprochen habe, und zweitens, weil ich überhaupt mit der Sklaverei nichts zu thun habe, da Sklaven machen und halten eine Sünde wider Gott und Menſchen ſei. Der Streit endete mit der Erklärung der Richter, daß die Reiſenden, falls ſie nicht die Wahrheit geredet, in den Bann geſprochen ſeien, was wir mit „Amen“ bekräftigten. Dieſer verdrießliche Zwiſchenfall

verzögerte zwar die Weiterreiſe, hatte aber das Gute, daß wir nicht über das Dorf Saragadel hinaus und in die kalte und gefährliche Wildniß des Diſtricts Angot hineinzogen, wo wir die Nacht auf dem Felde hätten zubringen müſſen, da fünf bis ſechs Stunden weit kein Dorf anzutreffen iſt. In Saragadel hatten wir Mühe, eine Nachtherberge gegen die Kälte und den einfallenden Regen zu finden. Nach vielem vergeblichen Suchen bot endlich ein alter, kranker Mann ſeinen Kuhſtall an, den wir dankbar annahmen. Der Alte ließ ein Feuer anzünden und bewirthete uns mit etwas Brod.

Am 14. April verließen wir das Jedſchugebiet und zogen den Bergen von Laſta zu, durch eine völlige Wildniß. Kälte, Waſſermangel und die Schwierigkeit, ohne Führer den rechten Weg zu finden, drückte uns vielfach. Auf der Höhe von Angot war kein einziger großer Baum, nichts als Gras. Dieſe Höhe muß 8 bis 10,000 Fuß über dem Meere liegen. Kein Dorf, kein Menſch, kein Thier außer Füchſen war zu ſehen. Alles war öde. Endlich begegneten wir im Nebel einer kleinen Karawane von Kaufleuten, welche uns Hungrigen etwas Mehl gaben und den Weg zeigten, der uns Nachmittags in einen Weiler führte, wo wir aus dem geſchenkten Mehl drei Brode machten, welche für ſechs Perſonen ausreichen mußten. Abends übernachteten wir in dem Dorf Deldei, wo die Kaufleute von Sokota, Woſila und Woldaia ſich ſammeln, um in großen Geſellſchaften zu reiſen, aus Furcht vor Räubern.

Am 15. April brachen wir von Deldei auf und zogen in öſtlicher Richtung nach Woſila und dem See Aſchange. Die Gegend, die wir durchreisten, war ſehr fruchtbar, aber menſchenleer; der Boden war mit Gras und Dornen überzogen und von Bächen und Bächlein durchſchnitten, hüglig, aber nicht felſig. Im Nordnordweſten von Laſta ſah man die hohen Gebirge von Semien. Das Hügelland von Laſta und Wag hatte das Ausſehen eines wogenden Meeres, wo zwiſchen jeder Woge ein weiter Zwiſchenraum iſt. Wir kamen heute nur durch ein paar Weiler, nämlich: Ahio, Tartara und Atemie Galla. Wären wir noch öſtlicher gereist, ſo mußten wir fürchten, den wilden Raia Galla

in die Hände zu fallen. Abends übernachteten wir in dem Dorf Enalka, wo ein Prieſter uns eine Nachtherberge bei dem Dorfſchulzen verſchaffte, der zum Dorf herauskam, ſich ehrerbietigſt vor mir verbeugte und ſprach: „Würden Sie nicht beſſer thun, in mein Haus zu kommen und bei mir zu bleiben? Ich will Ihnen geben, was ich habe.“ Mit dieſen Worten führte er uns in ſein Haus, breitete ein Fell aus zum Sitzen und brachte Bier und Brod zum Abendeſſen. Der Grund dieſer Höflichkeit gegen mich lag in der abergläubiſchen Meinung, der Reiſende komme aus Jeruſalem und werde ſeiner kranken Frau Amulette gegen Krankheit und böſe Geiſter geben. Da ich mich gegen Aberglauben offen ausſprach, ſo verminderte ſich die Höflichkeit des Dorfſchulzen ſogleich.

Am 16. April verließ ich Enalka, begleitet von dem Prieſter, der uns rieth, nicht nach dem See Aſchange, ſondern nach Lat zu gehen, um ſich dort über den beſten Weg nach Antalo zu erkundigen. Im Dorfe Lat angekommen, wurden wir von einem Alaka angehalten, der mich in Ankober geſehen haben wollte, und der mir Brodkuchen und Saubohnen anbot. Als ich weiter gehen wollte, wurde ich von dem Richter des Orts eingeholt, der mich aufs Freundlichſte bat, in ſeinem Hauſe zu übernachten, was ich mir gefallen ließ, aber leider! bald bemerken mußte, daß die Höflichkeit des Gaſtwirths nicht lauter war. Dieſer verlangte einen Zauberzettel für ſeine Frau, die ſchon viele Jahre krank geweſen war und alle Zettel der Abeſſinier vergeblich verſucht hatte, und nun meinte, der von Jeruſalem gekommene Mann (die Abeſſinier glauben, alle weißen Leute kommen von Jeruſalem, wo keine Krankheit, und Alles in Hülle, Fülle und Herrlichkeit ſei) könne ihr auf magiſche Weiſe helfen. Als ich mich gegen dieſen Aberglauben erklärte, war alle Höflichkeit und Gaſtfreundſchaft dahin, der Hausherr ließ ſich nicht wieder ſehen, und man jagte uns als verkappte Muhamedaner aus dem Hauſe und ließ uns im Freien und in der Kälte ſchlafen, und gebot uns, vor Tagesanbruch abzureiſen. Auch der Alaka erklärte, das ſei nicht der weiße Mann, den er in Ankober geſehen habe, denn dieſer würde amhariſche und äthiopiſche Bücher bei ſich haben; es müſſe

alſo ein Betrüger ſeyn, der unter ſeinem Namen reiſe. Von Lat an gab es wieder mehr Dörfer, weil die Verheerungen des Ras Ali ſich nicht bis in dieſe Gegend erſtreckt hatten.

Durch den ſchnellen Aufbruch in der Nacht des 17. April wurden wir verhindert, die Richtung des Weges zu erkennen. Wir irrten daher lange umher und giengen aufs Gerathewohl dem Dorf Bella Georgis zu, wo wir zu unſerem Schrecken in einem Thal das Heer des Statthalters von Wofila erblickten, den wir noch in Selga am See Aſchange vermuthet hatten, und dem wir auszuweichen beabſichtigten, als wir geſtern unſere Richtung nicht nach dem See nahmen. Da es unmöglich war, dem Heere auszuweichen, ſo faßte ich den Entſchluß, geradezu zu dem Statthalter zu gehen, ihn mit unſern Umſtänden bekannt zu machen, und ihn um Schutz und Lebensmittel zur Reiſe durch ſein Land zu bitten. Als ich in die Nähe der Truppen kam, traf ich glücklicherweiſe einen Prieſter, der unter Androhung des Bannes die Soldaten abhielt, ſein grünes Feld zu beſchädigen. Der Prieſter ließ ſich bewegen, uns zu dem Statthalter zu führen, welcher ſogleich fragte, wo wir herkämen, was wir bei uns hätten und wo wir hin wollten. Als er von den durch Adara Bille geraubten Gegenſtänden hörte, ſagten die Günſtlinge, die um ihm ſtanden: „Ach, das iſt doch Schade, daß der Gypzi (Europäer) ſeine Sachen nicht zu uns gebracht hat.“ Als ich dem Statthalter mein engliſches Teſtament zeigte, fragte dieſer, ob es eben das enthalte, was in dem Neuen Teſtament ſeines Landes ſtehe? Ich bejahte dieſe Frage und überſetzte Joh. 1. ins Amhariſche, worauf der Statthalter ausrief: „Ich ſehe! ich ſehe! ich ſehe! es iſt ganz daſſelbe.“ Er erlaubte uns nun, daß wir uns in der Nähe ſeines Zeltes bis zu unſerer Abreiſe aufhalten durften. Einige Prieſter, die um ihn waren, machten Fragen an mich über religiöſe Dinge, und viele Soldaten baten mich um einen Segen. Sie knieten nieder oder legten ſich nieder auf die Erde, um den Segen zu empfangen, von dem ſie eine große Wirkung erwarten, beſonders wenn ihn ein Mann aus Jeruſalem ausſpricht. Manche erwarten davon Schutz gegen feindliche Kugeln, oder gegen Schulden und andere zeitliche Nach-

theile. Ich gab den Segen, aber immer ſo, daß der Empfangende die Nothwendigkeit der Bekehrung einſehen und nach dem Reiche Gottes trachten ſollte. Ich wollte und konnte den Aberglauben nicht befördern, ſo ſehr ich auch in meiner gegenwärtigen Lage hätte davon äußern Nutzen ziehen mögen.

Ein Soldat erzählte mir von der Plünderung eines Franzoſen in Sokota, den die Leute ermorden wollten, der aber ihren Händen entgangen war. Da jener Franke entwichen ſei, ſo hätte es, meinte er, nichts zu ſagen, wenn ich an ſeiner Statt umgebracht würde. Dieſe rohe und leichtfertige Aeußerung ließ mich wenig ſchlafen, zumal wenn ich mich an meine Erlebniſſe bei Adara Bille erinnerte. Der Statthalter jedoch hatte keine böſen Abſichten, ſondern entließ uns am 18ten in Frieden und beſchenkte uns um ſeiner Seele willen, wie er ſagte, mit zwei Nadega Gerſte, als Mundvorrath auf unſern Weg. Abends übernachteten wir in dem Dorf Karange.

Am 19ten ſtiegen wir wieder bergan und zogen durch eine graſigte und dornigte Gegend, wo wir weder Dörfer noch Menſchen ſahen. Es hatte ſehr viele Rebhühner in dieſer Wildniß, in der man deutlich die hohen Gebirge von Semien ſehen konnte. Auch das Wagland lag vor unſern Blicken da. In dem Diſtrict Bora trafen wir mit einem kleinen Statthalter zuſammen, der ganz das Ausſehen eines Räubers hatte, und der es ſehr bedauerte, daß Adara Bille mein Gepäck geplündert hatte, da er (der Statthalter) mir Alles abgekauft haben würde. Seine Leute glaubten, ich trage Gold bei mir, weil ich in einem ſo ärmlichen Aufzug erſcheine; denn dies ſei die Weiſe, in welcher Goldträger zu reiſen pflegen. Es iſt ſonderbar, daß die Leute von Wag überall von Gold redeten, und meinten, in Schoa gebe es Gold genug. Der Statthalter meinte auch, ich könne nicht von Schoa kommen, weil ich nicht über Wag nach Schoa gereist ſei, und er ſchien es ungerne zu hören, daß es einen andern Weg dahin durch das Adalland gebe. Um Mittag paſſirten wir den Fluß Schemſcheho, der ſehr fiſchreich iſt und in den Takaſſie ſich ergießt. Wir ſahen gegen 30 nackte Männer, welche Fiſche mit den Händen fiengen. Der einfallende Regen nöthigte uns, im

Agaugebiet zu übernachten, obgleich wir uns vorgenommen hatten, im erſten Dorf der Provinz Enderta die Nacht zuzubringen. Nach Ueberſchreitung des Schemſcheho flüchteten wir uns in eine Felſenhöhle am Weg, um uns gegen den Regen zu ſchützen. Später kamen wir in ein Dorf, wo ein Statthalter mit ſeinen Truppen ſich gelagert hatte. Ich hielt es fürs Beſte, ſogleich zu ihm zu gehen, und ihn um Schutz und Mundvorrath zu bitten. Da die Agau- oder Wagſprache von der Amhariſchen gänzlich abweicht, ſo mußte ich durch einen Dolmetſcher mit ihm reden. Er war ſo freundlich, uns eine Nachtherberge und ein Abendeſſen anweiſen zu laſſen. Auch der Oberprieſter des Dorfes verhielt ſich freundlich gegen uns.

Am 20. paſſirten wir in der Frühe den ſchönen und waſſerreichen Zanafluß, der das Wagland von Enderta und Tigre trennt. Die Einwohner haben jeden Fleck der Ufer des Fluſſes angebaut. Mit Schrecken vernahmen wir, daß Tigre in Verwirrung und Aufruhr ſich befinde, und daß die wilden Raiagalla am Zanafluß gelagert ſeien, daher wir eilen ſollten, nach Antalo zu gelangen, ehe die Straßen durch die kämpfenden Partheien gänzlich unſicher gemacht, und auch keine Lebensmittel mehr zu finden ſeien. Nachdem wir von dem nördlichen Ufer des Zana hoch aufgeſtiegen waren, kamen wir zu dem erſten Dorf von Enderta, das Bora heißt. Dort vernahmen wir, daß Guebra Medhen, der Anführer der Raiagalla, nach dem Dorf Schebrara gezogen ſei. Da wir in Schebrara hörten, der Heerführer ſei weiter öſtlich gezogen und könne heute nicht mehr erreicht werden, ſo blieben wir in dem Dorfe, wo uns zuerſt Niemand aufnehmen und für die kalte Regennacht Obdach und Speiſe geben wollte, indem die Leute ſagten, der Statthalter habe ihnen Alles genommen, und ſie hätten nicht genug Vorrath für ſich ſelbſt. In Schebrara erfuhren wir, daß die Raiagalla einige von Antalo kommende Kaufleute ermordet hatten, deßhalb unterließen wir es, zu dem Statthalter, wie ich anfangs beabſichtigt hatte, zu ziehen. Aus Mangel an Kenntniß des Landes und eines erfahrenen Führers geriethen wir in eine völlige Wildniß, wo wir zwar zuerſt mehrere zerſtörte Dörfer antrafen, wo aber zuletzt jede

Fußſpur aufhörte, und wo wir einander vor dem hohen Graſe ſelber nicht mehr ſehen konnten, und Dornen und Felſen uns den Weg verſperrten. Es war eine ſchauerliche Wildniß, und unſere Lage ſehr bedenklich, zumal da wir nicht wußten, ob wir nicht mit lauernden Raiagalla zuſammentreffen würden. Auch war es ſehr heiß, und die Anſtrengung des Reiſens erzeugte heftigen Schweiß, Durſt und Müdigkeit; zu dem plagte uns die Beſorgniß wegen der einbrechenden Nacht. Ich wurde zuletzt ſo erſchöpft, daß ich mich auf das Gras hinſtreckte. Da Alles ſtill war und ich mein Ohr auf den Boden gerichtet hielt, hörte ich auf einmal das leiſe Rauſchen eines nahen Waſſers, zu dem ich mich durch hohes Gras und Dornen kriechend hindurch wand. Mit Entzücken fand ich ein kühles Bächlein, das uns müde Wanderer wunderbar erfriſchte. Nach manchem Hin- und Herirren entdeckten wir endlich einen gebahnten Fußweg, der auf einen hohen Berg führte, wo, wie ich vermuthete, Antalo geſehen werden müßte. Unterwegs trafen wir mehrere Prieſter mit Soldaten, die zu dem Statthalter Guebra Medhen reisten, und die es bedauerten, daß ich nicht zu ihrem Fürſten gereist ſei, der mir gewiß ein Maulthier und Speiſe auf den Weg gegeben haben würde. Zugleich verſicherten ſie uns, daß wir auf dem rechten Weg nach Antalo ſeien. Oben auf dem Berg angekommen, erblickten wir ein weites Thal mit vielen Dörfern. Das nächſte Dorf hieß Mawoini, wo wir Halt machten und in der Kirche St. Michael eine Nachtherberge fanden, da die Dorfbewohner uns nicht aufnehmen wollten. Ein Mönch von Debra Tabor fühlte Mitleiden mit mir, rief mich in ſeine Hütte und gab mir von dem heiligen Brod der Prieſter, das kein Ungeweihter ſehen oder koſten darf. Er ſteckte es mir heimlich in die Taſche, damit es meine Knechte nicht ſehen möchten. Dieſes Brod, das nur die Prieſter eſſen, wird in einem beſondern, neben der Kirche ſtehenden Backhauſe von einem Diakon gebacken. Das Mehl zu dem Brod, das bei dem Abendmahl gebraucht wird, wird durch eine alte Frau gemahlen, die Akabit heißt. Ich zeigte es jedoch meinen hungrigen Knechten und ließ ſie mit mir eſſen. Der Hunger hob ſie bald über die Scrupel hinweg, die ſie anfangs wegen dieſer Sache

hatten. Das Geſchrei der Prieſter, welche die ganze Nacht hindurch geſungen hatten, und noch mehr die Unzahl von Flöhen, welche für einen Reiſenden, der in einer abeſſiniſchen Kirche ſchläft, eine große Plage ſind, hatte mich wenig ſchlafen laſſen, ich war daher froh, mit Tagesanbruch, am 22ſten abreiſen zu können. Auf dem Wege ſahen wir viele Dörfer, welche Ubie zerſtört hatte.

Von dem Fluß und Dorf Gumbalo an führte uns der Weg in eine ungeheure Ebene, an deren ſüdweſtlichem Ende, am Fuße eines Berges, wir die Stadt Antalo erblickten, welche wir um 4 Uhr Nachmittags erreichten. Da wir bei den Einwohnern keine Nachtherberge finden konnten, ſo giengen wir in die ſchöne St. Georgskirche, welche der berühmte Ras Wolda Selaſſie (der frühere Gouverneur von Tigre) erbaut hatte, dem bekanntlich der König Georg von England im Anfang dieſes Jahrhunderts durch Herrn Salt reiche Geſchenke ſandte. Der Alaka der Kirche benahm ſich aber ſehr hochmüthig gegen uns arme Reiſende und ließ uns nicht einmal im Detſcha Salama, d. h. in dem Vorgebäude am Eingang der Kirche übernachten, verſchaffte uns jedoch eine Wohnung, welche voll Weiber und Soldaten war, die bei meiner Erſcheinung in ein Geſchrei ausbrachen mit den Worten: „Woi gypzi! woi gypzi!“ Indeſſen wurde ich von einem gutgeſinnten Prieſter beſucht, der Samuel Gobat, den jetzigen anglikaniſchen Biſchof von Jeruſalem, kannte und werthſchätzte. Dieſer Prieſter gab mir zwei Salzſtücke, um Meth und Brod kaufen zu können. Die Stadt Antalo iſt ſehr ausgedehnt; die meiſten Häuſer ſind aber in einem zerſtörten Zuſtand, in Folge der vielen Kriege mit Ubie. Die Lage der Stadt iſt wegen der ſchönen und großen Ebene ſehr zweckmäßig gewählt.

Am 23. April brachen wir frühe auf nach Tſchelikut, eine Stadt, die zwei Stunden von Antalo entfernt iſt. Eine Truppe Soldaten begleitete uns eine Strecke weit. Dieſe zog zu ihrem Herrn Balgadaraia, der gegen Ubie, den Herrſcher von Tigre, Krieg führte. Unterwegs ſah ich eine große Heerde Affen von weißlicher Farbe. Ich verwunderte mich ſehr über die ſchöne Ordnung, in der die Affen marſchirten. Vor und hinter jeder Reihe ſah man immer die größten ziehen. Sie machten von

Zeit zu Zeit Halt, gafften uns an und zogen dann in größter Ordnung auf einen höhern Hügel zurück. Gewiß, die Abeſſinier hätten längſt militäriſche Ordnung von dieſen Thieren lernen ſollen. Von Tſchelikut nahmen wir unſere Richtung nach Adigrat. Abends übernachteten wir in dem Dorf Arena Mariam, wo ein Mann, der bei unſerer Ankunft gerade einem kranken Ochſen zur Ader ließ, uns einen elenden Stall zum Nachtquartier gab, für das Abendeſſen aber uns ſelbſt ſorgen ließ. Meine Diener bettelten etwas Mehl zuſammen, das die Hausfrau zu backen verſprach unter der Bedingung, daß ihr ein Theil des Mehls überlaſſen würde für ihre Mühe. Holz und Waſſer mußten die Knechte herbeiſchaffen. Sie gab die zum Backen nöthigen Gefäße her, „um ihrer Seele willen," wie ſie ſich ausdrückte. Dieß iſt eine Redensart, die man oft in Abeſſinien hören kann.

Am 24. April reiste ich ſchleunigſt von Arena Mariam ab, betrübt über die unfreundliche Behandlung, wie denn überhaupt in Tigre unſere Noth von Tag zu Tag zunahm, und in uns die Sehnſucht rege machte, die Meeresküſte möglichſt ſchnell zu erreichen, damit die Leiden ein Ende hätten. Deßhalb bot ich alle Körperkraft auf und marſchirte mit meinen Knechten zu Fuß von Morgens früh bis Abends ſpät. Wir zogen heute über eine wellenförmige Ebene, wo wir bald Waſſermangel hatten, und Dörfer oder Weiler ſelten zu Geſicht bekamen. Der Boden war ſteinig und zum Ackerbau wenig geeignet. Als wir den Fluß Haikameſal paſſirten, der in den Takaſſie fließt, begegneten wir einem Mann, der, von unſerer Speiſenoth unterrichtet, uns etwas Baſſo gab. Dieß iſt Mehl, aus geröſteter Gerſte gemahlen, das mit Waſſer gemiſcht nicht übel zu eſſen und auf der Reiſe leicht zu bereiten iſt. Wir ſetzten uns an den Fluß, miſchten das Mehl mit Waſſer und verzehrten es ohne weiteres mit gutem Appetit. Wie einfach kann der Menſch leben in Umſtänden, wo er ſich aller Bequemlichkeit entſchlagen muß! Der Chriſt in der Armuth hat aber auch den Troſt, daß Gott ſein geringes Brod und Waſſer ſegnet, und das Herz überdieß noch fröhlich und dankbar macht. Ich hatte oft in der größten Dürftigkeit die

ſeligſten Stunden, und ich durfte die Hülfe Gottes auch im Aeußern immer zur rechten Zeit erfahren. Deßhalb möchte ich Diejenigen, welche in der Heimath oder in fernen Ländern Noth und Armuth zu erdulden haben, dringend ermahnen, nicht zu verzagen, ſondern nur Glauben an Gott zu haben, der die genaueſte Aufſicht auf ſie hat, und ihnen täglich beſcheeren wird, was ſie brauchen. Nur müſſen ſie ſich zum Niedrigſten bequemen und über der Hoffnung des herrlichſten Ausgangs halten.

Unterwegs trafen wir einen andern Mann, der uns weinend erzählte, er ſei durch Soldaten aller Lebensmittel, ſeines Schwerts und ſeiner Kleider beraubt worden. Dies war keine gute Nachricht für uns bedrängte Wanderer; wir kamen jedoch glücklich in dem Dorfe Maberka an, wo uns ein Flöhſtall zur Wohnung angewieſen, ein ſaures Geſicht vorgehalten, aber doch auch etwas Bier und Mehl gereicht wurde, womit wir dankbar zufrieden waren, in Hoffnung der baldigen Erlöſung in Maſſowa.

Am 25. April beſuchten wir unterwegs das Dorf Atzbie, wo ein der heiligen Dreieinigkeit geweihtes Kloſter iſt, das ein Aſylrecht hat zu Gunſten des Mörders, der von dem Bluträcher verfolgt wird. In der Nähe des Dorfes ſteht eine Art Obeliske, eine aufgerichtete Steinmaſſe von 15—18 Fuß Höhe. Sobald ein Mörder, der ins Kloſter flüchten will, dieſen Stein erreicht hat, ſo iſt er ſicher vor ſeinem Verfolger. Auf dem Weg von Atzbie wurde ich vom Fieber befallen, das ich mir in der letzten Nacht durch die Kälte und Näſſe, der ich ausgeſetzt war, um den Flöhen zu entgehen, zugezogen hatte. Zum Glück traf ich denſelben Mann wieder, der uns geſtern das Baſſo gegeben hatte. Dieſer lief mir nach, lud mich in ſein Haus ein, machte mir ein warmes Fußbad und gab mir etwas Kaffee. Ich gerieth in Schlaf und Schweiß und fühlte mich beim Erwachen ſo geſtärkt, daß ich die Reiſe bis gegen Abend fortſetzen konnte. Weil uns in dem Dorf Maſaot Niemand aufnehmen wollte, ſo begaben wir uns in die Kirche St. Michael, deren Prieſter ſehr leichtſinnig und ausgelaſſen waren. Reiſende gehen in Abeſſinien immer in den Vorhof der Kirchen, wenn ſie Niemand aufnehmen will. Die Prieſter müſſen für ſie ſorgen und ihnen wenigſtens die

allernöthigſte Nahrung geben. Nur darf der Reiſende das Ungeziefer nicht ſcheuen, von dem dieſe Herbergen voll ſind.

Am 26. April kamen wir Abends ſpät nach Maſchageria Mariam, wo wir bei einem Prieſter übernachten wollten, der uns aber aus dem Hauſe jagte. Als ich es ihm zum Vorwurf machte, daß er ſein Vieh mehr liebe als ſeine Nebenmenſchen, er alſo kein rechter Prieſter, der das Wort Gottes kennt, ſeyn könne, ſo bot er endlich ſeinen Stall als Nachtquartier an, gab uns aber lange keinen Biſſen Brod, und kaum einen Schluck Waſſer für den großen Durſt, der uns in der waſſerarmen Gegend quälte.

Am 27ſten erreichten wir die Stadt Adigrat, wo wir in die St. Tſchirkoskirche giengen, welche der württembergiſche Zimmermann Aichinger auf Befehl und Koſten des Detſchesmatſch Sabagadis erbaut hat, der als früherer Beherrſcher von Tigre ein großer Freund der Europäer geweſen war. Die Form der Kirche im Innern iſt wie die der andern Kirchen, nur regelmäßiger, und iſt mit vielen Bildern von Löwen, Elephanten, Hyänen u. ſ. w. bemalt. Die Prieſter ſprachen ehrenvoll von Aichinger und beſonders von Samuel Gobat. Einer von den Prieſtern gab uns etwas Mehl, aus dem ſeine Frau Kuchen buck. Adigrat liegt in einer großen, von Bergen umgebenen Ebene. Die Stadt wurde faſt ganz zerſtört während der Kriege Ubie's mit Kaſſai, dem Sohne Sabagadis. Kaſſai hatte ſich lange auf dem hohen und feſten Berg von Haramat behauptet, bis Ubie durch Liſt ihn gefangen nahm. Ubie ſchwur acht Mal vor 90 Prieſtern, daß er dem Kaſſai kein Leid zufügen werde, wenn er ſich und die Feſtung übergebe. Kaſſai übergab ſich, wurde aber ſogleich in Ketten gelegt, und die Prieſter, welche den Ubie an an ſeinen feierlichen Eid erinnerten, wurden ebenfalls eingeſperrt. Dieß iſt nur ein Beiſpiel von Ubie's Wirthſchaft in Abeſſinien.

Von Adigrat zogen wir weiter öſtlich und übernachteten im Dorf Mamberot, wo wir mit Mühe einen Stall zur Nachtherberge erhalten konnten. Für den Gürtel meines Oberknechts kaufte ich etwas Gerſte und Saubohnen. Je tiefer wir in die Provinz Tigre hineinkamen, deſto ungaſtfreundlicher wurden die Leute. Sie wollten Alles gut bezahlt haben, was ſie von

den Kaufleuten, die von der Küſte kommen, ſich angewöhnt hatten.

Am 28ſten führte uns der Weg durch eine felſige, wenig angebaute und wenig bevölkerte Gegend. Im Dorfe Degadi bekamen wir etwas Brod und Bier; in dem großen Dorfe Behat aber, wo wir Vorrath zur Reiſe durch das Schoholand ſammeln wollten, wurden wir kalt abgewieſen. Ehe wir auf die Ebene von Behat kamen, hatten wir einen ſteilen Abhang hinabzuſteigen, aber jenſeits Behat wieder ebenſo ſteil aufzuſteigen, wo ſich abermals eine weite, aber ſehr angebaute und bevölkerte Ebene ausbreitete. Dieſe Ebene iſt die öſtliche Grenze von Tigre; weiterhin gegen Oſten wohnen keine Chriſten mehr. Da wir unterwegs von einem Kaufmann vernahmen, daß die Leute von Senafe ſchlimme Muhamedaner ſeien, und daß überhaupt an der Schohogrenze das Reiſen unſicher und gefährlich ſei, und daß es daher beſſer für uns wäre, uns an eine Karawane bis Halai oder Tekunda anzuſchließen, ſo zogen wir nach dem Dorfe Tſchemaſana, wo der Alaka (Vorſteher) der St. Georgskirche, ein blinder, aber vernünftiger Mann, der den Unterſchied zwiſchen Engländern und Franzoſen wohl kannte, uns mit Speiſe und Trank verſah, und uns dann in das Dorf Meſchaich ſandte, wo wir übernachten und von wo wir mit den Marktleuten am folgenden Morgen nach Tekunda reiſen ſollten.

Es ein war Glück, daß wir am 29. April mit den Marktleuten reiſen konnten, denn der Statthalter von Senafe, ein grimmig ausſehender Schoho, ſtand wirklich am Wege und forderte mit Ungeſtüm einen Conventionsthaler von dem Gipzi (Europäer), der, wie er gehört habe, vorbeireiſe. Ich erklärte meine Zahlungsunfähigkeit in Folge der Plünderung bei Adara Bille; allein der grimmige Schoho wollte das nicht glauben, ſondern behauptete, die Europäer hätten immer Geld bei ſich. Der Streit wurde lebhaft, da die Marktleute ſich meiner annahmen. Der Schoho hieß dieſe ihres Wegs gehen, da er die Sache mit dem Europäer allein ausmachen wolle. Allein die Leute wollten mich nicht verlaſſen, da ſie wohl wußten, daß die Schohos mir entweder die Kleider nehmen oder mich ermorden würden. Nach langem Hin-

und Herreden und um die Marktleute nicht aufzuhalten, bot ich ein Stück Zeug an, das ich gegen die Sonnenstrahlen um den Kopf gewunden hatte, und das etwa fünf Salzstücke werth war. Der habsüchtige Schoho wollte es nicht annehmen, bis ein allgemeines Murren und Geschrei entstand, das die Marktleute wegen Verzögerung der Reise wider ihn erhoben. Endlich nahm er es an und ließ die ganze Gesellschaft ziehen. Der Weg führte uns durch eine steinigte und waldigte Wildniß, die für Räuberbanden wie gemacht ist. Nach einigen Stunden kamen wir zu einem Brunnen guten Wassers, wo man wartete, bis die ganze Reisegesellschaft beisammen war, dann zertheilte sie sich, und Jeder ging seinem Dorfe zu. Einige reisten nach Halai im Norden, während ich mit einer Schaar die Richtung nach Tekunda nahm, welches das letzte christliche Dorf von Tigre an der Schohogrenze ist, von wo man nach Massowa geht. Meine unansehnliche und bettelhafte Erscheinung machte Anfangs keinen großen Eindruck auf den Gouverneur von Tekunda. Doch, als dieser erfuhr, daß ich ein Engländer sei und den Samuel Gobat und Herrn Schimper (ein deutscher Botanist, der seit 1836 in Tigre war und noch ist) kenne, so wurde er etwas freundlicher, und brachte mir und meinen Leuten etwas Brod und Saubohnen. Der Gouverneur vernahm mit vieler Theilnahme unsere Beraubungsgeschichte bei Adara Bille. Als er sie angehört hatte, zeigte er mir einige muhamedanische Pilger, die von Mekka kamen und die Unterthanen von Adara Bille waren. Nimm diese, sagte er, räche dich an ihnen und beraube sie ihrer Kleider. Allein ich erklärte, ich könne und wolle als Christ und Bote des Evangeliums nicht Böses mit Bösem vergelten, zumal heute am Charfreitag, der den Christen daran erinnert, daß Christus, der Sohn Gottes, für die Ungerechten, für seine Feinde gestorben ist, um sie mit Gott zu versöhnen und ihnen den Geist der Liebe und des Friedens zu schenken. Der Statthalter gab mir dann eine geräumige Wohnung und Lebensmittel, so daß ich endlich nach langer Noth, Entbehrung und Anstrengung etwas ausruhen und diese heiligen Tage in der Stille feiern konnte.

Am 30. April bestellte Habta Michael, der Statthalter von

Tekunda, einen Schoho, der als Führer mich und meine abeſſiniſchen Knechte durch das Schoholand nach Maſſowa begleiten ſollte, da die Schoho keinen Reiſenden ohne einen Führer aus ihrer Mitte durch ihr Land ziehen laſſen. Der Führer verlangte aber einen Thaler bis Dohono oder Harkiko. Ich erklärte, daß ich kein Geld habe, daß ich aber hoffe, in Maſſowa mir das Nöthige verſchaffen zu können. Der Statthalter erwiederte: „Das thut nichts, der Schoho muß warten, und ich will auch warten, bis ich meine Belohnung erhalte.“ Es iſt nämlich Sitte, daß der Schohoführer einen halben Thaler und der Statthalter der Tigre-Grenze den andern halben empfängt. Als nun am 1. Mai der Statthalter mit dem Schoho den Vertrag abſchließen wollte, ſo erklärte dieſer, daß er Tekunda nicht verlaſſen werde, ehe er bezahlt ſei. Ich konnte das nicht eingehen. Nun verlangte der Schoho, ich ſolle ſchwören, daß ich ihn in Harkiko nicht hintergehen wolle. Ich erwiederte, ein Eid ſei unnöthig, der Führer ſolle mir auf mein Wort glauben, ich würde ihm noch mehr geben, als ich ſchuldig ſei, wenn er Vertrauen zu mir habe. Der Schoho willigte endlich ein, und ſo verließ ich Abeſſinien mit Gefühlen, die ſich nicht leicht beſchreiben laſſen. Hatte ich doch Hoffnung auf baldige Erlöſung von meinen Nöthen!

Tekunda iſt ein kleines Dorf auf einer Anhöhe, mit einer romantiſchen Umgebung. Dieſes Dorf iſt wichtig wegen ſeines Verkehrs mit der Küſte. Nach 20 Minuten kamen wir an die Quelle eines Fluſſes, wo die Bewohner von Tekunda ihr Waſſer holen müſſen. Wir hatten eine gute, ebene Straße durch eine waldige Wildniß. Der Schohoführer ſtand mehrmals ſtille und ſagte einige unverſtändliche Gebete her, als er an Begräbnißplätzen vorüber kam, die an der Straße ſich befanden. Nach etwa drei Stunden kamen wir an den Ort, wo der Weg von Tekunda mit dem von Halai zuſammentrifft. Ich erinnerte mich ſogleich der Stelle, wo ich vor vier Jahren (wie oben berichtet) wegen der Miethe von Ochſen drei Tage mit den gräulichen Schohos mich hatte herumzanken müſſen. Ich bat den Führer, an der Stelle zu halten, um die vom Statthalter von Tekunda erhaltenen Saubohnen mit meinen Knechten verzehren zu können. Während die-

ſes Mahl gehalten wurde, und während ich im Nachdenken über meine damalige und jetzige Lage begriffen war, kamen drei Schohos und forderten in ihrer gewöhnlichen, ſtürmiſchen Weiſe einen Thaler von mir, da ſie große, einflußreiche Leute unter den Schohos ſeien. Nach langem Wortwechſel, bei dem ich meine Geſchichte von Schoa an erzählte, ſtanden ſie von ihrer Forderung ab, wollten aber nun Kaffee haben, der ihnen ebenfalls verſagt wurde. Endlich ließen ſie uns wieder weiter ziehen. Wir marſchirten nun ohne Unterbrechung bis es Abend wurde, wo wir unter einigen großen Bäumen an einem Waſſer übernachteten, nicht weit von Hammhammo. Eine herrliche kühle Luft erfriſchte uns in der Nacht, und Niemand beläſtigte uns im Geringſten. Ein großer Baumſtamm wurde angezündet, welcher die ganze Nacht fortbrannte, wodurch die wilden Thiere, die in der Wildniß des Samhar zahlreich ſind, weggeſcheucht wurden.

Am 2. Mai brachen wir vor der Morgendämmerung auf, und wanderten beinahe den ganzen Tag über das ſteinigte Bett eines Fluſſes. Wir achteten die große Hitze nicht, welche in der engen Thalſchlucht den Wanderer beläſtigt. Nachmittags kamen wir an eine Stelle, wo wir nach der Anweiſung unſeres Führers Waſſer mitnehmen mußten, weil in dieſer Jahreszeit bis Harkiko keines mehr angetroffen wird. Wir füllten einen großen Waſſerſchlauch, den uns der Statthalter von Tekunda auf den Weg gegeben hatte, mit dem Auftrag an den Führer, ihn wieder zurückzubringen. Da ich ohne Unterbrechung bis in die tiefe Nacht hinein marſchirt hatte, war ich ſo ermüdet und von Schlaf übernommen, daß ich öfters auf der Straße niederfiel. Hunger und Durſt quälten mich, je mehr ich trank, je durſtiger wurde ich, und die wenigen Saubohnen, die ich noch übrig hatte, ſättigten mich nicht recht. Endlich bat ich den Führer, irgendwo in der Wildniß Halt zu machen, um ein wenig ſchlafen zu können; allein der Schoho behauptete, das dürfe nicht ſeyn wegen der herumſtreichenden Schoho und der wilden Thiere, beſonders der Löwen, die ſchon manchen Reiſenden zerriſſen hätten; ich müßte noch weiter ziehen, bis ein geeigneter Ort ſich finden würde. Ich ging noch eine Weile, aber endlich, da der Schoho noch immer keinen Ort

bezeichnete, legte ich mich auf den Sandboden und ſagte: „Nun thut, was ihr wollt, macht Halt oder gehet, ich weiche nicht von dieſer Stelle, bis ich einige Stunden ausgeruht habe.“ Der Schoho gab nach und jetzt ruhte die kleine Karawane auf dem Sand, nur wenige Schritte vom Weg. Es war etwa 2 Uhr Morgens, als eine Schaar Schohos vorbei zog, aber bei ihrem geräuſchvollen und geſchwätzigen Weſen die ſchlafenden Wanderer glücklicher Weiſe nicht bemerkte. Ich und mein Führer erwachten zu gleicher Zeit von dem Lärm. Sobald die Schohos vorüber waren, erhoben wir uns mit dem eben aufgehenden Mond von unſerer Lagerſtätte. Aber die weite Ebene bis Harkiko wollte kein Ende nehmen und langweilte uns entſetzlich, denn nichts iſt verdrießlicher, als wenn man ſo nahe am Ziel iſt, und dieſes doch immer noch nicht erreicht wird. Endlich, etwa um 9 Uhr Morgens, kamen wir an die Waſſer-Brunnen von Harkiko, denen wir herzlich zuſprachen. Von da eilte ich, obwohl halb lahm von der Anſtrengung des Marſches, zu dem Hauſe des Naib, dem ich auf der Straße begegnete. Nachdem ich ihm meine Erlebniſſe erzählt hatte, befahl er ſeinen Dienern, dem müden Reiſenden ein Zimmer zu geben und ihm alles bequem zu machen. Mit Freuden- und Dankgefühlen gegen Gott für die vielfache und wunderbare Bewahrung, Errettung und Durchhilfe auf dieſer beſchwerlichen Reiſe, legte ich mich auf eine Bettſtätte im Hauſe des Naib Haſſan nieder. Nachdem ich einige Zeit ausgeruht hatte, fragte ich, ob nicht im Hafen von Maſſowa ein engliſches Schiff, das nach Aden fahre, vor Anker liege? Es hieß, ein engliſcher Skuner, der Herrn Coffin von Aden gebracht hätte, habe vor drei Tagen den Hafen verlaſſen. Als ich den Namen Coffin hörte und vernahm, daß er in Harkiko ſich aufhalte, begab ich mich ſogleich zu ihm und erhielt von ihm allerlei wichtige Nachrichten aus Europa und Egypten. Beſonders betrübte mich die Nachricht, daß meine Freunde, die von Tadſchurra aus nach Ankober vordringen ſollten, um die dortige Miſſionsſtation zu verſtärken, nach Egypten zurückgekehrt ſeien, weil ſie die Unmöglichkeit einſahen, durch das Adalland zu reiſen. Da ich ganz ohne Geld war, ſo gab ich dem Statthalter eine Andeutung, daß ich welches zu bor-

gen wünſchte; allein er wollte die Andeutung nicht verſtehen, jedenfalls nur unter Vorausſetzung eines großen Zinſes.

Am 4. Mai reiste ich nach Maſſowa ab, aber nicht zur See, wie es gewöhnlich bei Reiſenden der Fall iſt, ſondern zu Land. Meine Füße waren ſo geſchwollen und ſchlimm, daß ich es vorzog, barfuß zu gehen wie die Abeſſinier. In Maſſowa ging ich in das Haus des Agenten von Herrn Coffin, verließ aber dasſelbe, als ich von dem franzöſiſchen Conſul De Goutin freundlich eingeladen wurde, im Conſulat-Hauſe zu wohnen. Ohne mich je geſehen zu haben und ohne zu fragen, welcher Nation ich angehöre und ob er mir trauen könne, bot er mir ſo viel Geld an, als ich für meine Reiſe nach Aden bedurfte. Freilich hatte der Conſul von einem Franzoſen, der in Sokota geplündert und der nach ſeiner Plünderung nach Schoa gekommen war und dort von mir manche Wohlthat empfangen hatte, gehört, und wünſchte daher durch freundliche Behandlung das ſeinem Landsmann erwieſene Gute zu erwiedern. Kaum hatte ich die Wohnung des freundlichen Conſuls bezogen, ſo kam ein anderer, im weſtlichen Abeſſinien beraubter Reiſender, der Engländer Herr Bell, in Maſſowa an, und logirte ebenfalls im franzöſiſchen Conſulat, weil damals noch kein engliſches errichtet war. Mit dieſem Reiſenden, der jetzt Geheimerrath des neuen Königs Theodoros in Abeſſinien geworden iſt, ſegelte ich nach Aden, nachdem ich vorher zwei Knechte in Maſſowa entlaſſen und mit Briefen nach Schoa zurückgeſchickt hatte, die drei übrigen Knechte nahm ich mit mir nach Aden und Egypten, von wo aus ich ſie ſpäter durch das Somali oder Adalland nach Schoa mitnehmen wollte. Die Seereiſe von Maſſowa nach Aden dauerte gegen 15 Tage. In Hodeida nahmen wir zwei Franzoſen an Bord, die an der arabiſchen Küſte Schiffbruch gelitten hatten, und ſo kamen auf einmal vier verunglückte Reiſende in Aden an, wo meine Entbehrungen ein Ende hatten, da mir von meinen Freunden, namentlich von Kapitän Barker, der mit Harris in Schoa geweſen war, viel Aufmerkſamkeit geſchenkt wurde. Von Aden begab ich mich nach Sues auf dem nächſten Dampfſchiff, auf welchem ich eine freie Paſſage erhielt in Folge der dem Major Harris in Schoa erwieſenen Dienſt-

leiſtungen. In Egypten verweilte ich bis zu meiner Verheirathung mit Fräulein Roſine Dietrich im Spätjahr 1842, wo ich mit meinen Collegen Iſenberg und Mühleiſen nach Aden zurückkehrte, um abermals durch die Adalwüſte nach Schoa vorzudringen und von dort aus die Miſſion unter den Galla zu beginnen und die zerſtreuten chriſtlichen Ueberreſte in Gurague, Kambat und Kaſſa aufzuſuchen und das Wort Gottes unter ihnen zu verbreiten, womit wir uns (wir hatten 30 Kiſten mit Bibeln) in Kairo reichlich verſehen hatten.

Siebentes Kapitel.

Fall der Miſſion in Schoa und Abeſſinien überhaupt.

Als ich mit meiner Frau und meinen Collegen am 20. Nov. 1842 in Tadſchurra ankam und die Reiſe nach Schoa anzutreten verlangte, da erklärte der dortige Sultan, daß er vom König von Schoa den ſchriftlichen Befehl erhalten habe, keinem Europäer in Zukunft den Eingang ins Innere zu geſtatten. Es war umſonſt, daß ich und Iſenberg auf unſer früheres freundliches Verhältniß zu Sahela Selaſſie hinwieſen. Der Sultan beſtand auf ſeiner Weigerung, und ſo mußte die ganze Reiſegeſellſchaft Tadſchurra verlaſſen und ſich nach Seila begeben, um einen neuen Weg nach Schoa durch das Somali-Land zu verſuchen. Allein hier waren wir vom Regen in die Traufe gekommen. Fürs erſte verlangte der Gouverneur von Seila die enorme Summe von 2000 Thalern, ehe wir ins Innere reiſen dürften. Sodann kamen die Häuptlinge der Somali-Stämme, die Führer und Kameelsbeſitzer mit Forderungen, die ſich auf Hunderte von Thalern beliefen. Die großen Summen, welche die engliſche Geſandtſchaft in Tadſchurra und anderwärts den Eingeborenen gegeben hatte, hatte das Geldfieber unter dieſen Barbaren der Küſte und im Innern erzeugt. Hatte doch der britiſche Geſandte nur für die Ueberbringung eines Briefes nach Tadſchurra 100 Thaler gegeben! Es war umſonſt, daß die Miſſionäre erklärten, ſie ſeien Privatperſo-

nen und ſtehen nicht im Dienſt des Serkals, d. h. der Regierung, welche wohl ſolche Summen bezahlen könne. Die Unterhandlungen wegen der Verringerung dieſer hohen Forderungen zogen ſich von Woche zu Woche in die Länge, bis zum März des Jahres 1843. Am Ende wollte wohl Emir Kaleb, der von dem Scherif von Mocha für 400 Thaler eingeſetzte Statthalter von Seila, die Reiſenden für die Summe von 318 Thalern ziehen laſſen, aber ſie ſollten ſchriftlich erklären, daß der Emir nicht für die Unbilden verantwortlich ſeyn ſollte, die ihnen unterwegs von den Somali und Danakil oder Adal zuſtoßen würden. Eine ſolche Erklärung konnten die Miſſionarien nicht geben, weil ſie ſich damit ſelbſt das Meſſer an den Hals geſetzt hätten, indem die Eingeborenen ſie auf dem Weg mißhandeln konnten, ohne daß der Gouverneur von Seila ſich der Mißhandelten anzunehmen brauchte. Ja er konnte ſelbſt dieſe Mißhandlung veranlaſſen und ſich dann mit dem ſchriftlichen Ausweis vor den Folgen in Aden verwahren. Als die Unterhandlungen in ihr letztes Stadium eingetreten waren, kam ein Schreiben von Major Harris an mich, worin der Geſandte bemerkte, daß das ganze Geſandtſchaftsperſonal Schoa verlaſſen und den Rückzug nach Tadſchurra angetreten habe, und daß der König uns die Rückkehr verweigere. Harris ſchob zwar die Schuld auf die fanatiſche abeſſiniſche Prieſterſchaft, aber dieſe trug nicht die Hauptſchuld der Mißſtimmung des Königs gegen uns, ſondern der Franzoſe Rochet, der die Königin von Schoa gegen mich und die proteſtantiſchen Miſſionarien überhaupt einzunehmen wußte. Rochet ſteht ſeit 1854 (er ſtarb als franzöſiſcher Conſul in Dſchidda) vor dem ewigen und gerechten Richter, darum will ich mich eines Urtheils über dieſen Mann enthalten, dem ich in Schoa viel Gutes erwieſen und viele Informationen gegeben habe, welche der Verſtorbene ſeinem Buche einverleibte, aber ſo, daß er den Urheber ignorirte. In Bezug auf die von Rochet ſeinem Buch angehängte amhariſche Wörterſammlung iſt es mir ſogar lieb, daß der Franzoſe meinen Namen nicht erwähnte, weil ich mich über die Verſtümmelung der amhariſchen Sprache nur ſchämen müßte. Die Königin von Schoa konnte natürlich kein beſſeres Werkzeug finden als die Prieſterſchaft, um die Inſinuationen des

Herrn Rochet durchzuführen, dem es freilich bei seinem Königsgelüsten (je veux me faire le roi de l'abessinie) unbequem seyn mußte, einen Europäer im Lande zu wissen, der es verschmähte, Kultminister eines Rebellen zu werden. Rochet hatte nämlich mir einmal gesagt, er werde mich, wenn er König von Abessinien sei, zum Kultminister machen. Daß aber der König Sahela Selassie die Forderungen seiner Frau und der seiner Priester nicht entschieden zurückwies, das hatte seinen Grund theils in der Anhänglichkeit an seine geliebte Besabesch (so hieß die Königin) und an die abessinische Geistlichkeit und Kirche, theils und vorzüglich auch darin, daß der König jetzt alles, was er von Anfang an gewünscht, durch die englische Gesandtschaft erreicht hatte und er daher meiner nicht mehr bedurfte. Es konnte ihm auch keineswegs lieb seyn, einen Europäer im Lande zu haben, der möglicher Weise seine Uebertretungen des Vertrags mit England auswärts berichten konnte. Ueberhaupt hatte der König genug gesehen und erhalten von den weißen Leuten, und hatte es ja von vorn herein sich vorgenommen, fremde Einwirkung als eine Sache der Neugierde zu behandeln, nicht um in Wahrheit seinem Lande aufzuhelfen, dessen einziger Herr und Rathgeber nur Er allein seyn und bleiben wollte. Alles Fremde wollte er nur so lange und so weit zulassen, als es seiner Selbstsucht und seinem Ruhm bei der Nachwelt nützen konnte. Hat er doch alle die fremden Schätze im Walde von Mamrat verborgen, damit es einst heißen möge: „Solche schöne und herrliche Dinge sind zu Sahela Selassie's Zeit aus dem Land der Gypzy gesendet worden in Anerkennung der Macht und Weisheit des erhabenen Königs von Schoa, dessen Ruhm bis an der Welt Ende reicht."

Nachdem so die schoanische Mission durch die Unbeständigkeit des Königs, durch die Intriguen der Königin und ihres Günstlings, des Herrn Rochet, sowie auch durch die Gegenwirkungen einiger widrig gesinnter und hochgestellter Priester (namentlich des Alaka von der Marienkirche in Ankober, der die Protestanten von Anfang nicht leiden konnte) aufgehoben war, und da die Missionarien weder nach Schoa noch nach Gurague oder zu den Galla im Süden von Schoa vordringen konnten, um unabhängig von

Schoa eine Miſſion zu gründen, ſo fragte es ſich, was ſie nun thun ſollten? Iſenberg und Mühleiſen entſchloſſen ſich, über Tigre nach Gondar zu gehen und zu ſehen, ob nicht im Weſten von Abeſſinien etwas für die Sache des Reiches Gottes gethan werden könne, nachdem im Oſten und Süden der Verſuch mißlungen war. Ich dagegen wollte mich, wie im Jahr 1838, wieder nach Süden wenden, weil ich gehört hatte, daß die Galla, deren Bekehrung mir von Anfang meines Aufenthalts in Schoa an am Herzen lag, ſich bis zum Aequator hinab erſtrecken. Ich hatte dieß erfahren aus den Berichten der Seereiſe des engliſchen Kapitäns Owen, der im Jahr 1824 die oſtafrikaniſchen Gewäſſer auf Befehl der engliſchen Regierung unterſucht und die Inſel Mombas auf Verlangen der Inſulaner in Beſitz genommen hatte. Noch beſtimmtere Nachrichten von dem Vorhandenſein der Galla im Süden hatte ich von Lieutenant Chriſtopher erhalten, der auf Befehl des Kommandanten von Aden die Somali-Küſte von Barawa unterſuchte und bis zu dem in der Nähe von Guragué entſpringenden Wabe-Fluß, den Chriſtopher dem Kommandanten zu Ehren den Haine's-Fluß nannte, vorgedrungen war. Auch hatte ich ja von dem Fluß Godſchob und den chriſtlichen Ueberreſten im Süden Kunde erhalten, und konnte mir leicht vorſtellen, daß vom Süden her ein Zugang zu den Galla und jenen chriſtlichen Ländern möglich ſeyn müſſe. Hatte ich doch öfters in Schoa ſchon den Plan gefaßt, über Guragué und Sendſchero nach der Küſte von Malinde vorzudringen und den Weg ausfindig zu machen, der den Jeſuiten im 16ten Jahrhundert mißlungen war. Freilich lag dieß alles noch ſehr dunkel vor meiner Seele, als ich am 18. März 1843 in Tadſchurra von meinen Freunden Iſenberg und Mühleiſen Abſchied nahm, welche nach Maſſowa ſegelten, um ihren Reiſeplan zu verfolgen. Erſt als ich mit meiner Gattin von Tadſchurra nach Aden zurückkehrte, wurde mir die Sache etwas deutlicher. Doch, auch jetzt noch hatte ich manches Bedenken gegen mein Unternehmen im Süden, zumal da ich die Erlaubniß meiner Kommittee in London noch nicht darüber eingeholt hatte. Ich konnte es gar nicht übers Herz bringen, von Abeſſinien völlig Abſchied zu nehmen, ehe der letzte Verſuch auch im Weſten dieſes

Landes gemacht war. Ich beſchloß daher in Aden, meinen beiden Freunden durch die Straße von Babelmandeb und der afrikaniſchen Küſte entlang über Ait *) und Hamfila nach Maſſowa nachzureiſen, wo ich am 14. Mai 1843 ankam und ſogleich den Schmerz hatte, von den Hinderniſſen zu hören, welche ſich meinen Freunden in Adoa entgegen ſtellten. Der alte Feind Kidana Mariam in Adoa lebte noch und ſuchte den Ubie, deſſen Günſtling er war, gegen die proteſtantiſchen Miſſionarien einzunehmen und es dahin zu bringen, daß dieſe nicht nur nicht nach Gondar zu dem Abuna reiſen durften, ſondern ſogleich wieder Tigre verlaſſen und nach Maſſowa zurückkehren ſollten. Ich ließ mich durch die üblen Nachrichten, die ich in Maſſowa erhalten hatte, nicht abſchrecken, ſondern zog mit meiner Gattin durch das Schoholand nach Kaich Kur, an die Grenze von Tigre, mit einem großen Transport von amhariſchen und äthiopiſchen heiligen Schriften. Unterwegs hatte ich aber eine ſchwere Leidensprobe zu beſtehen, indem meine geliebte Gattin in der Schoho-Wildniß von einem Töchterchen, dem ich in der heiligen Taufe den Namen Eneba (Thräne) gab, zu früh entbunden wurde. Das liebe Kind, das nur ein paar Stunden lebte, mußte unter einem Baum am Wege begraben werden und die bedrängte Wöchnerin ſchon am dritten Tage weiter reiſen, da die Schoho nicht länger warten wollten und kein Dorf in der Nähe war, wo ſie hätte Ruhe genießen können. Wir kamen glücklich an der Grenze von Tigre an und ließen es uns angelegen ſeyn, unſere Bibeln, welche in den umliegenden Dörfern von Hamaſſien ſehr geſucht waren, zu verbreiten, bis unſer Freund Mühleiſen und ſpäter auch Iſenberg zu uns ſtieß, und wir gemeinſchaftlich nach Maſſowa zurückkehrten. Der letzte Verſuch, auf die abeſſiniſche Kirche einzuwirken, war ſomit auch geſcheitert durch die Feindſeligkeit der Prieſterſchaft von Adoa, hinter der freilich auch europäiſche Feinde ſtanden, die wir oben ſchon bezeichnet haben. Der Abuna in Gondar hatte zwar

*) Der Küſtenort Ait wurde unter Louis Philipp von den Franzoſen gekauft für 1500 Thaler, aber es iſt ſeither kein Gebrauch von der Beſitzung gemacht worden. Auch Hamfila wollten die Franzoſen kaufen, um mit Abeſſinien in Verbindung zu kommen, ohne über Maſſowa und durch das Schoholand gehen zu müſſen.

dem Ubie geſchrieben, die proteſtantiſchen Miſſionarien nicht zu beläſtigen, allein dieſe hatten bereits den Rückweg angetreten, als des Abuna's Schreiben ankam. Auch war das Einſchreiten des Abuna gegen unſere Feinde ſo ſchwach, und ſeine Verwendung für uns überhaupt ſo zaghaft, daß wir mit Beſtimmtheit nicht auf ihn rechnen konnten. Ubie wirkte ſo ſehr im Intereſſe Roms, daß der Abuna es nicht einmal vermochte, den Fürſten zur Wahrung ſeiner eigenen, d. h. der abeſſiniſchen Kirche zu beſtimmen. Es war ſomit klar, daß die proteſtantiſche Miſſion gänzlich von Habeſch weichen und ſich anderswo ihre Arbeitskreiſe ſuchen müſſe. Dieß geſchah. Iſenberg und Mühleiſen reisten nach Egypten und wurden ſpäter von dem Kommittee nach Oſtindien verſetzt, während ich mit meiner Gattin nach Aden zurückkehrte, und von dort aus mit Genehmigung meiner Vorgeſetzten die Reiſe nach dem Südoſten Afrika's unternahm. Die Miſſionarien hatten bei ihrem letzten Verſuch in Habeſch jedenfalls den Troſt, gegen 2000, und ſeit ihrem erſten Aufenthalt in Abeſſinien im Ganzen gegen 8000 heilige Schriften verbreitet zu haben.

Nachdem ich mich mit meiner Gattin auf die lange Seereiſe mit Gebet und Gottes Wort vorbereitet und die rechte Zeit (die im November beginnt, wo die Boote von Arabien nach der Suahili-Küſte mit dem Nordoſtwind abzureiſen pflegen) abgewartet hatte, ſchiffte ich mich (am 11. November 1843) in Aden ein auf einem arabiſchen Schiff, deſſen Eigenthümer (ein Araber von der Inſel Sanſibar) für die Fahrt nach Sanſibar von uns die Summe von 100 Thalern verlangte. Die Seereiſe ſollte zuerſt der ſüdarabiſchen Küſte entlang bis zu der Stadt Sihut gehen, von wo aus die arabiſchen Seeleute nach der Inſel Socotra und dem Kap Guardafui zuzuſteuern pflegen, wo ſie dann den Nordwind der oſtafrikaniſchen Küſte entlang bis zur Inſel Madagaskar zu ihren Gunſten haben. Von Aden bis Sihut müſſen ſie kreuzen, da der Oſtwind gegen ſie iſt. Dieſer Theil der Reiſe war daher für uns langwierig und beſchwerlich, und ſogar, wie wir gleich hören werden, ſehr gefährlich. Nachdem der Oſtwind ſeit der Abreiſe von Aden zugenommen und wir bis zum 14. November kaum 15 Stunden von Aden uns entfernt hatten, entſchloß ſich

der Kapitän, durch die Widrigkeit des Windes genöthigt, in einen Hafen einzulaufen, konnte dieſes Vorhaben aber nicht ausführen, theils weil der Hafen Muggadin noch zu ferne war, theils weil er es nicht wagen durfte, in den nahen Hafen von Schugra einzulaufen, deſſen Häuptling Fatali, von den Engländern aus Aden vertrieben, in bitterer Feindſchaft mit den Europäern ſtand und jeden ermordete, der in ſeine Hände fiel. Während der Kapitän mit ſeinen Matroſen über ſeine kritiſche Lage zu Rathe ging, ſchlug eine Welle an das Schiff, das, wie ſich ſogleich zeigte, einen Leck bekommen hatte. Jetzt wurde das Schiff gedreht und die Rückkehr nach Aden als der einzige Weg der Rettung erkannt. Das Waſſer drang mit Macht herein, und wer nur arbeiten konnte, mußte herbei und mit Schöpfgefäßen, Pfannen und Küchengeſchirr Hülfe leiſten. Unſere Kiſten wurden gleich auf das Verdeck gebracht, nur Eine Kiſte, worin meine und meiner Gattin Uhren waren, nebſt Papier und Büchern, konnte nicht in Sicherheit gebracht, ſondern mußte im Schiffsraum, wo ſie im Waſſer herum ſchwamm, ihrem Schickſal überlaſſen werden. Das Waſſer ſtieg immer höher und das Schiff wurde immer ſchwerer und ging langſamer. Die Arbeiter ermatteten und doch war Aden noch in weiter Ferne. Nachmittags ſah man zwar einige Boote in der Nähe, man gab Nothſignale, aber dieſe wurden entweder abſichtlich oder unabſichtlich nicht bemerkt. Endlich als das Schiff am Eingang des großen Hafens von Aden war, ließ der Wind nach; ja der Landwind drohte das mit Waſſer gefüllte Schiff, das ſich nicht mehr fortbewegen wollte, wieder in die offene See zu treiben; auch brach die Nacht herein. Ein kleines Boot war zwar vorhanden, aber wie hätte dieſes 25 Menſchen tragen können, ohne von den hochgehenden Wellen umgeworfen zu werden? Doch wo die Noth am größten, da iſt nach dem Willen Gottes die Hülfe am nächſten. Ein Schiff, mit Proviant beladen, das dem Kadi von Aden gehörte, den ich kannte, kam gerade aus dem kleinen Hafen an dem bedrängten Schiff vorbei. Ich bat, und als Bitten und Verſprechungen nichts helfen wollten, drohte dem Kapitän deſſelben, mich und meine Frau ſammt Gepäck aufzunehmen. Er ließ ſich endlich bewegen, die Schiffbrüchigen in ſein Boot zu neh-

men. Nach einer halben Stunde ſchlug das beſchädigte Schiff um, nur der Maſtbaum konnte noch geſehen werden.

Am 15. November landeten wir wieder in Aden, wo uns unſere Bekannten ſehr freundlich behandelten, beſonders Kapitän Chriſtopher, der uns in ſein Haus aufnahm, bis wir ein anderes Schiff fanden, mit dem wir am 23. November abreisten. Merkwürdiger Weiſe war der Kapitän des zweiten Schiffes von der Inſel Mombas gebürtig, wo er die Engländer ſchätzen gelernt hatte. Er wohnte ſeit ſeiner Vertreibung aus Mombas in Takaungu bei Malindi und kannte die Verhältniſſe der Suahiliküſte ſehr genau. Hätte ich die Reiſe mit dem Eigenthümer des erſten Schiffes gemacht, ſo würde ich keine Gelegenheit gehabt haben, die Küſtenplätze von Mukdiſcha bis Sanſibar perſönlich zu ſehen, da jener Araber von Arabien direkt nach Sanſibar ſegeln wollte, ohne unterwegs in einen Hafen einzulaufen. So mußte auch dieſer Schiffbruch gewiß unter Gottes Leitung zur Förderung meines Planes dienen.

Wir reisten alſo, wie bereits angedeutet, am 23. November wieder von Aden ab und hatten der arabiſchen Küſte entlang bis zum 15. Dezember zu kreuzen, wo wir von Sihut nach der afrikaniſchen Küſte hinüber zu ſegeln begannen. Die Fahrt an der arabiſchen Küſte hin ging ſehr langſam von Statten, theils weil der Wind von Oſten kam und theils weil wir oft Tage lang Windſtille hatten. Am 27. November ſahen wir noch die Berge von Schugra, die mehrere tauſend Fuß hoch ſind. Hinter, oder nördlich von ihnen erheben ſich noch viel höhere Berge von vielleicht 5000 Fuß Höhe über dem Meer. Ueberhaupt zieht ſich von der Straße von Babelmandeb an eine Reihe von Hügeln und Bergen der arabiſchen Küſte entlang, welche beſtimmt ſind, die Bollwerke gegen den Andrang des indiſchen Oceans zu ſeyn. Auf den hohen Bergen im Innern ſoll es ſehr kühl ſeyn, Waſſer genug geben und viele Gewächſe zur Nahrung der Araber gepflanzt werden. Am 29. November paſſirte unſer Schiff das Dorf Erga, von dem man einige ſteinerne Häuſer und eine Moſchee ſehen konnte. Am 30. November erblickten wir im Innern Arabiens Berge mit Plateaus, während die früher geſehenen

Berge mehr die Form von Dachſtühlen hatten. Merkwürdig war mir auch die Wahrnehmung ſo vieler Vorgebirge (Ras im Arabiſchen genannt) oder Vorſprünge des feſten Landes, welche die ſüdarabiſche Küſte auszeichnen und den arabiſchen Schiffern, welche vom Kompaß und Seekarten wenig wiſſen, zum Zeichen dienen. Die Gegend der arabiſchen Küſte zwiſchen Schugra und Makalla heißt Hadramaut, was im Arabiſchen heißt: „der Tod iſt bereit, oder Bereitſchaft des Todes," weil die Eingeborenen wegen einer Kleinigkeit einander ermorden, oder durch Meuchelmörder für ein Paar Thaler einander ermorden laſſen, was einen ganz geſetzloſen Zuſtand vorausſetzt. Dabei ſind die Araber von Hadramaut ſehr bigotte Muhamedaner, die jeden Chriſten, der in ihr Land käme, ohne Schonung umbringen würden. Ich hatte während meines Aufenthalts in Aden Gelegenheit, den Herrn Baron von Wrede kennen zu lernen, der von Makalla aus ins Innere von Hadramaut eindrang. Er war als Muhamedaner verkleidet, und konnte dem Tode nur durch eilige Flucht nach der Küſte entgehen. Dieſer Reiſende erwähnte einer ſonderbaren Erſcheinung im Innern von Hadramaut, welche ich mir nicht recht erklären konnte. Er erzählte von einer großen Fläche, genannt Bacher-es-ſafi, welche ſehr feinen Sand enthalte, in dem man verſinke, wenn man dieſer gefährlichen Stelle zu nahe komme, weßhalb die Karawanen in jener Gegend mit dem Kompaß reiſen müſſen. Wrede habe ein Senkblei hinein geworfen, und dieſes habe in fünf Minuten die Tiefe von 60 Fuß erreicht. Nach den Erzählungen der Araber ſoll dieſer Sandſee von einem König Safi ſeinen Namen haben, der hier mit ſeiner ganzen Armee und allen ſeinen Schätzen umgekommen ſei *). Im Innern des öſtlichen Arabiens ſollen auf den Gebirgen noch Heiden wohnen, welche ſich nicht von den Muhamedanern bekehren ließen. Dieſe Nachricht dürfte wohl unrichtig ſeyn und ſich damit erklären laſſen, daß die Muhamedaner oft ſolche Stämme, zu denen ſie in einem feindlichen Verhältniß ſtehen, Kofar nennen, was zwar „Ungläubige" heißt, ohne daß

*) Nach der Erzählung eines Arabers ſollen die Leute, welche früher die Stelle des Bacher-es-ſafi bewohnten, ihren Nachbarn die Dattelbäume geraubt haben, worauf ſie der Prophet Muhamed verflucht und ihre Gegend in einen Sandſee verwandelt habe.

ſie aber gerade Nicht-Muhamedaner wären. Sie wollen damit nur recht gottloſe Leute bezeichnen.

Am 1. Dezember paſſirte unſer Schiff den Felſen Magda, der von der Küſte durch das Meer getrennt iſolirt daſteht und Guano (Vogeldünger) hat, womit die Araber ihre Dattelbäume bedüngen. Wir ſahen eine Unzahl von Vögeln, welche auf dieſem Felſen ausruhen. Der Guano ſoll dem Scheich der Umgegend jährlich gegen 600 Thaler eintragen.

Am 5. Dezember erreichte das Schiff Makalla, eine Seeſtadt, welche zu den bedeutendſten an der Südküſte Arabiens gehört. Sie liegt am Fuß eines ſteilen Hügels, auf dem mehrere arabiſche Forts angelegt ſind, welche die Stadt und den Seehafen beherrſchen können. Der Hafen würde vortrefflich ſeyn, wenn er gegen die Südweſt- und Nordoſt-Winde beſſer geſchützt wäre, was der Fehler bei allen ſüdarabiſchen Häfen iſt, Aden ausgenommen. Uebrigens gibt es an der ſüdlichen Küſte nicht ſo viele Felſen und Sandbänke, wie im rothen Meer, an der Weſtküſte von Arabien, welche für die Schifffahrt gefährlich iſt. Die Stadt Makalla beſteht aus zwei Theilen, der eine Theil enthält die Häuſer der vornehmeren Klaſſen, welche meiſt ſteinerne Mauern haben, während der andere Theil der Stadt, welcher meiſt von Beduinen bewohnt iſt, aus Hütten von Holz beſteht. Gegen das Land hin iſt die Stadt durch eine in ſchlechtem Zuſtand ſich befindende Mauer getrennt, welche die Stadt gegen einen ſchnellen Ueberfall der Beduinen ſchützen ſoll. Makalla treibt einen bedeutenden Handel mit Dſchidda, Mocha, Aden, Seila, Berbera, Sanſibar, Maskat und Bombay. Der Gouverneur von Makalla iſt unabhängig, erkennt aber nominell die Oberhoheit des Imam von Maskat an und führt deſſen Flagge. Schöne Körbe und Matten werden in Makalla verfertigt. Eine Karawanenſtraße führt von Makalla ins Innere von Arabien, ſie ſoll aber ſehr unſicher ſeyn in Folge des geſetzloſen Weſens der inner-arabiſchen Volksſtämme. Die nächſt liegenden Stämme heißen Hemum und Bachſan.

Am 8. Dezember erreichten wir die Stadt Schaher, welche größer iſt als Makalla, aber einen ſchlechten Hafen hat, der den Schiffen nicht geſtattet, in der Nähe des Ufers zu ankern. Auch

iſt es ſchwer, in kleinen Booten zu landen, der heftigen Brandungen wegen. Am 9. Dezember ankerte unſer Schiff vor dem Dorfe Hami (heiß, Hitze), wo heiße Schwefelquellen ſich befinden, mit deren Waſſer, das in Einen Kanal geleitet, eine Mühle treiben könnte, die Einwohner ihre ſchönen Gärten bewäſſern, deren Anblick den Reiſenden auf einmal nach Europa verſetzt. Die Leute pflanzen Zwiebel, Kürbiſſe, Bananen, Klee, Durra u. ſ. w. Die Bewohner von Hami ſcheinen noch keine europäiſche Frau geſehen zu haben, denn das ganze Dorf kam in Bewegung, als ich mit meiner Frau ans Land ſtieg und an ihrem Arm die Plantagen und Schwefelquellen beſichtigte. Ein Theil der Leute, auf meine Frau hindeutend, rief aus: „Gott, was für ein Weſen iſt das!“ Ein anderer Theil rief: „Satan, was iſt das!“

Am 13. Dezember erreichten wir die Seeſtadt Sihut, wo mir der Kapitän nicht ans Land zu gehen geſtattete, weil die Stadt in einem geſetzloſen Zuſtand ſich befindet und in zwei Partheien, die einander haſſen, geſpalten iſt. Vor einigen Jahren ſoll ein Matroſe in Sihut getödtet worden ſeyn, weil ihm die Gegenparthei Schutz gewährt hatte. Die Sihuter leben hauptſächlich vom Handel mit getrockneten Fiſchen und Fiſchöl, das weithin verſendet wird. Die Statthalter von Sihut beherrſchen meiſtens auch zugleich die Inſel Sokotra, die im Jahr 1509 von dem portugieſiſchen Admiral Albuquerque erobert worden war.

Am Nachmittag des 16. Dezember gab der Kapitän, der in Sihut Fiſchöl eingenommen hatte, Befehl nach der oſtafrikaniſchen Küſte, in der Richtung von Sokotra, hinüberzuſteuern. Die Nacht war ſehr ſtürmiſch. Am 17ten ſah man die Inſeln Sokotra, Derſa und Ab-el-Kor. Die Nacht war abermals ſehr ſtürmiſch, das Schwanken des Schiffes ſehr heftig, und man mußte fürchten, in der Finſterniß an Felſen zu gerathen, welche in der Nähe von Ab-el-Kor ſchon manchem Schiff den Untergang gebracht haben. Gott aber nach ſeiner Gnade wachte über uns und führte uns glücklich an den gefährlichen Stellen vorüber.

Am 18ten ſahen wir Ras Gerdaf, wie das Kap Guardafui von den Arabern genannt wird. Ras Gerdaf bildet einen hohen und breiten Felſenhügel, der Afrika gegen den Andrang des

Meeres unabläſſig und mit Macht vertheidigt. Der Name Guardafui ſoll dem Kap von einem portugieſiſchen Schiffer gegeben worden ſeyn, der in Betracht der Gefahren, welche die Felſen bei Ab-el-Kor den Seefahrern bereiten, ſeinen Matroſen befohlen haben ſoll: „Guarda fui (bewacht das Feuer — wacht).“ Der Name iſt aber wahrſcheinlich richtiger als Verſtümmelung des arabiſchen Namens „Gerdaf“ oder „Gerdafun“ zu betrachten. Die ganze Küſte von Gerdaf an bis zum Aequator wird von den Arabern „bar adſcham“ (nicht ajan, was auf unſern Karten falſch iſt) genannt, weil dort nicht mehr arabiſch geſprochen wird. Jede Küſte, wo man nicht arabiſch redet, heißt bei den Arabern bar adjam. So die abeſſiniſche und perſiſche Küſte. Das Wort Adſcham oder Agam entſpricht der griechiſchen Benennung „barbaros,“ womit Nichtgriechen bezeichnet wurden.

Die ganze Küſte von Gerdaf an bis zum Aequator wird wird von Somali bewohnt, die ſich zum Muhamedanismus bekennen und deren Land eigentlich ſüdlich von der Bai von Tadſchurra beginnt, welche die Somali von den Danakil oder Adal trennt. Zwiſchen Kap Gerdaf und der Seeſtadt Mukdiſcha ſind die Somali ſehr gefürchtet, weil ſie die Matroſen der Schiffe, welche an jener Küſte ſcheitern, berauben und ſie als Sklaven ins Innere verkaufen, daher die Araber nicht gerne an jener Küſte landen, zumal da ſie keine Seehäfen und kein Waſſer hat, ein paar Orte ausgenommen. Am 19. December paſſirten wir Ras Hafun, das einen weiten Vorſprung ins Meer bildet, einen guten Hafen und ein Dorf hat, das von Somali-Beduinen bewohnt iſt. Die Franzoſen unter Louis Philipp ſuchten Beſitz von Hafun zu ergreifen, die Somalen aber wollten ihr Gebiet nicht abtreten noch auch verkaufen.

Am 20. December ſegelte das Schiff der Küſte von Hafin und Ras-el-ſchel oder Ras-el-ſcher (Hunds-Kap oder glückliches Kap) entlang. Von Hafun bis Ras-el-ſchel wohnt der Somaliſtamm Mugerdin; zwiſchen Ras-el-ſchel und der Seeſtadt Mukdiſcha iſt der Stamm Hawia. Zwiſchen Mukdiſcha und Barawa wohnt der Stamm Dikel, der in drei Unterabtheilungen zerfällt: 1) Tunne wohnt in der Seeſtadt Barawa und ihrer Umgebung;

2) Bimal beſitzt die Seeſtadt Marka und ihr Gebiet; 3) Abigal lebt in Mukdiſcha. Barawa, Ben Ali, ein Scheich aus Arabien ſoll ſich zuerſt in Barawa niedergelaſſen und der Stadt den Namen gegeben haben. Weſtlich vom Stamm Mugerdin ſind die Somaliſtämme: Darot, Gawindowe, Awadim, Ormallu und Ugadin.

Da die Küſte von Ras-el-chel ſehr niedrig iſt und ſich weit nach Süden erſtreckt, ſo wird ſie von den Arabern Sef Tauwil genannt, d. h. langes Schwert.

Am 22. December paſſirten wir Murot, wo die Küſte ſehr niedrig iſt. Wir ſahen das Somalidorf Worſcheich, wo im Jahr 1832 zwei Engländer gefangen genommen und als Sklaven verkauft wurden. Am 23ſten paſſirten wir die Städte Mukdiſcha (Magadoxa auf den Karten) und Marka, von denen jede vielleicht 5000 Einwohner hat, die hauptſächlich von Handel und Schifffahrt leben, und die auch Handelsreiſen in die Gallaländer im Innern machen, von wo ſie hauptſächlich Gummi, Elfenbein, Pferde, Sklaven und Häute bringen. Auch pflanzen ſie viel Durra am Wabe- oder Hainesfluß, der acht Stunden von Mukdiſcha und zwei Stunden von Marka und Barawa entfernt iſt und ſich in dem See Balli nahe am Aequator verlieren ſoll, da die Küſte zu hoch iſt, als daß ſie ihm einen Ausgang ins Meer geſtattete*). Von Mukdiſcha an wird die Küſte ſchöner. Man ſieht hie und da Bäume und Geſträuche, was nördlich von Mukdiſcha nicht der Fall iſt, wo lauter Sand, rothe Erde und Felſen ſich dem Anblick darbieten. Freilich iſt dieſe öde und heiße Küſte auch viel geſunder als die Küſte ſüdlich vom Aequator, wo die Vegetation ſehr reich, aber auch das Klima ungeſund wird, beſonders unmittelbar nach der Regenzeit. Der Sklavenhandel iſt zwar ſeit 1847 nördlich von Barawa verboten, indem England mit dem Sultan Said-Said in Sanſibar einen Vertrag ſchloß, kraft deſſen keine Sklaven über den 10. Grad ſüdlich und über den 2. Grad nördlich (innerhalb 12 Breitengraden an der Suahili-Küſte ſollte er erlaubt ſeyn) ausgeführt werden ſoll-

*) Nach einer andern Nachricht ſoll der Hainesfluß ſich mit einem größern Zufluß, der Hilwi heißt, vereinigen und in den Dſchub gehen.

ten; aber trotz dieſes Verbots ſah ich im Jahre 1853 bei meinem zweiten Beſuch in Mukdiſcha 20 arabiſche Schiffe, welche Sklaven nach Arabien ſchmuggelten, wohin keine Sklaven mehr von der ganzen afrikaniſchen Küſte (bis nach Maſſowa) ausgehen ſollen, wenn die Verträge gehalten würden.

Am 24. December verweilte ich in Barawa, welches eine wichtige Stadt an der Somali-Küſte iſt und früher von den Portugieſen eine Zeit lang beſetzt geweſen war. Der Seehafen iſt für große Schiffe ſehr ſchlecht; ſie müſſen ſich ziemlich vom Ufer entfernt halten. Die Häuſer ſind meiſt von Stein; doch finden ſich auch viele Hütten von Holz erbaut und mit Gras bedeckt. Die Bevölkerung beläuft ſich auf etwa 3000 Seelen, worunter viele Sklaven ſind, die vom Innern und von der Suahili-Küſte gebracht werden. Die Barawa-Leute gehen nach Norden bis nach Adari oder Harrar; auch machen ſie Handelsreiſen zu den Gallaſtämmen Wardai, Korei, Rendille, Boren und Liban*). Jenſeits des Boren-Galla-Gebietes ſoll ein Land Namens Gonſi ſeyn, das von Amhara, d. h. von Chriſten bewohnt iſt. Ob dieß Kambat oder Wolamo, oder ein anderes chriſtliches Land iſt, von dem ich in Schoa nichts hörte, iſt ungewiß. Zehn Tagreiſen nordweſtlich von Barawa liegt die Stadt Bardera am Dſchubfluß, von wo aus die Karawanen dem Fluß entlang nach der wichtigen Handelsſtadt Ganana oder Ganali gehen. Bardera wurde erbaut von einem gewiſſen Scheich, der die ſtrengen muhamedaniſchen Grundſätze der Wahabi feſthielt und verbreitete. Die Stadt wurde von den Somali endlich gänzlich zerſtört, weil die Fanatiker von Bardera Furcht und Schrecken bis an die Küſte nach Barawa verbreiteten und die Somali zu ihrer Sekte mit Gewalt zwingen wollten. Die Umgegend von Barawa beſteht aus rothem Sand und Thon, der zu Töpferarbeiten verwendet wird. Die Reiſen von Barawa ins Innere werden auf Kameelen oder Eſeln gemacht. Die Barawa-Leute

*) Die Handelsleute von Barawa wurden einmal im Innern von den Galla angegriffen und getödtet. Da die Galla das Eiſen nicht von den eroberten Flinten losmachen konnten, ſo zündeten ſie ein Feuer an, legten die Flinten darein, welche losgiengen und einige Galla tödteten.

pflanzen Baumwolle, Durra, Kürbiſſe u. ſ. w. Eine Kuh koſtet in Barawa 3—5 Thaler, 20 Hühner koſten einen Thaler; für 20 rohe Häute werden 13 Thaler bezahlt.

Was den Dſchubfluß betrifft, den die Galla Daniſa, die Somali Gowin und die Suahili Wumbo, die Araber aber Dſchub nennen, ſo vernahm ich von dem Barawahäuptling Dera, daß dieſer Fluß der Zweig eines großen Binnenfluſſes ſei, aus dem die Flüſſe Oſi und Pangani entſpringen. Die Araber glauben, dieſer große Binnenfluß ſei ein Arm des Nil. Dieſe Nachricht hörte ich öfters an der Suahili-Küſte.

Am 25. December ſegelten wir an der Mündung des Dſchubfluſſes vorbei, welcher mit ſeinem röthlichen Waſſer das Meer eine Stunde weit färbt. Der Fluß iſt an ſeiner Mündung nur ein paar Fuß tief, und große Boote können blos zur Fluthzeit in den Fluß einlaufen, der weiter oben tiefer ſeyn ſoll. Vor der Menge der Bäume und des Gebüſches kann man die Breite der Mündung kaum ſehen. Etwa eine halbe Stunde davon ſteht das Somalidorf Bender Osman, das oft von den Galla, die am ſüdlichen Ufer des Fluſſes wohnen, gefährdet wird. Nachdem wir die Dſchubmündung verlaſſen hatten, paſſirten wir bald das Inſelchen Kismaiu, das unbewohnt iſt, und Nachmittags den 25. December*) ankerten wir im Hafen der Inſel Kiama, welche einige hundert Schritte vom feſten Land entfernt iſt, und etwa 30 Häuſer hat, die von Suahilis bewohnt ſind, welche mit den Galla in Handelsverbindungen ſtehen, beſonders mit den Galla vom Dadoſtamm, welcher ſüdlich vom Wardaiſtamm wohnt, der am Dſchubfluß ſein Gebiet hat. Jenſeits dieſer Stämme iſt der Boniſtamm. Die Galla bringen Rhinozeroshörner, Zähne von Elephanten und Nilpferde, Häute und Vieh, und holen in Kiama Kleider, Kupferdraht, Glasperlen u. ſ. w. Die Kiama-Leute müſſen Holz und Waſſer auf dem feſten Lande holen, was ſie nöthigt, gegen die Galla freundlich zu ſeyn. Ich ſah und ſprach

*) Der Gedanke, daß wir gerade an Weihnachten an der Galla-Küſte ankamen, erhob und ſtärkte unſere Herzen, und wir flehten inbrünſtig zu dem Herrn, daß Er uns eine Thüre zu dieſen Heiden aufthun wolle, deren Bekehrung uns an dieſe ferne Küſte gezogen hatte.

einige Galla vom Dadoſtamm, deſſen Hauptort Wama heißen ſoll, wo der Häuptling wohnt, zwei Tagreiſen im Innern der Küſte. Kiama iſt etwa acht Stunden vom Dſchubfluß entfernt. Die Galla ſollen auch die Inſeln Thula, Kiimboni und Kieju beſuchen, die ich aber dießmal nicht ſah. Von Kiama bis zur Inſel Patta zählen die Suahili-Schiffer 366 Inſelchen, die auf den Karten mit dem Namen „Dädalus-Felſen" bezeichnet ſind.

Am 27. December paſſirte unſer Schiff die Inſeln Patta und Lamu, welche zwei wichtige Punkte an der Suahili-Küſte ſind. Da gerade eine Kriegsflotte vor Patta lag, um den Ort Siwi, der ſich dem Imam von Maskat nicht unterwerfen wollte, zu züchtigen, ſo wagte es unſer Kapitän nicht, nahe an der Inſel vorbeizufahren. Die Patſchuni (Leute von Patta), ſowie die Bewohner der Küſte von Lamu gelten als die urſprünglichen und ächten Suahili, deren Dialekt auch von dem der übrigen Suahili abweicht. Sie haben etwas Barſches und Grobes in ihrem Benehmen und ſtreben beſtändig nach Unabhängigkeit vom arabiſchen Joch. Der Imam hat ſchon viele Soldaten auf dieſer Inſel verloren, welche die Herrſchaft ihrer eigenen Häuptlinge oder Scheichs nicht aufgeben will. Die Inſel Lamu dagegen hat ſich die arabiſche Herrſchaft gefallen laſſen und iſt dem Imam ſtets treu geblieben. Man ſieht die weißen Sandhügel von Lamu in weiter Ferne. Lamu war früher das Hauptquartier des portugieſiſchen, ſpaniſchen und franzöſiſchen Sklavenhandels an der nördlichen Suahili-Küſte. Südlich von Lamu iſt die ſchöne Bai Formoſa, die in Suahili Ungama heißt und die nach der fabelhaften Erzählung der Suahili früher Land geweſen ſeyn ſoll, deſſen Bewohner Gott verſenkte, weil ſie ſich in Milch gewaſchen hatten und weil ſie ſodomitiſche Verbrechen begiengen. In dieſe Bai (die übrigens an manchen Stellen gefährliche Felſen hat, woran ſchon manches Schiff, beſonders bei Nacht, geſcheitert iſt) ergießt ſich der Fluß Oſi, der weit aus dem Innern kommt und wahrſcheinlich aus den Bergen nördlich von Ukambani entſpringt, wenn er nicht ein Arm des Dana oder des Dſchub iſt.

Das ſüdliche Ende der Formoſa-Bai iſt Ras Goman, von wo das Meer abermals einen Einſchnitt macht, welcher den ſchö-

nen Hafen von Malindi bildet, in deſſen Bai der Fluß Sabaki mündet, welcher aus dem Gallaland kommt und wahrſcheinlich eine Fortſetzung des Adi iſt, den ich in Ukambani paſſirt habe. Von der zerſtörten Stadt Malindi, deren Trümmer ich im Jahre 1846 und 1847 geſehen habe, will ich jetzt nicht reden, da ich im Jahre 1843 nicht im Hafen von Malindi, ſondern von Takaungu (am 28. December) landete. Das Meer macht in Takaungu einen Einſchnitt ins Land, mehrere Stunden weit. Dieſer Einſchnitt iſt aber kaum 150 Fuß breit, und geſtattet den Booten nur zur Flutbzeit über die Brandungen am Eingang hinwegzuſegeln. Das bedeutende Dorf Takaungu*), das von Muhamedanern (alle Suahili ſind Muhamedaner) bewohnt iſt, ſteht etwa eine Viertelſtunde vom Meeresufer und iſt durch einen Wald von Bäumen dem Anblick auf der See entzogen. Das Dorf wurde vor 20 Jahren erbaut, als die regierende Familie der Masrue von der Inſel Mombas fliehen und der Uebermacht des Imam weichen mußte. Die Leute von Takaungu waren äußerſt freundlich gegen mich und meine Gattin. Sie bedauerten ſehr, daß die Engländer die Masrue in Mombas im Stich gelaſſen und nicht gegen den Imam beſchützt hätten. Ich erklärte den Leuten, daß ich in keiner Verbindung mit der engliſchen Regierung ſtehe, und daß ich in politiſchen Dingen nichts für ſie thun könne. Sie beklagten ſich ferner ſehr, daß der Imam ihre Großen hinterliſtigerweiſe gefangen und nach Mascat geſchickt habe, wo einer nach dem Andern in der Gefangenſchaft geſtorben ſei. Der Imam ſei ſüß in Worten, aber ſein Herz ſinne auf ganz andere Dinge. Er verſpreche heute Etwas, das er morgen wieder breche, und die Engländer hätten ihm zu Lieb die Sache der Mombaſſianer aufgeopfert, die doch freiwillig ſich denſelben unterworfen hätten und drei Jahre von ihnen milde regiert worden ſeien. Mir war es gar nicht lieb, gleich bei dem Empfang ſolche politiſche Klagen hören zu müſſen, auf die ich nichts erwiedern konnte, als daß man eben ſich in die Schickung Gottes fügen und unter

*) Takaungu ſoll „Salzwaſſer“ heißen, weil kein trinkbares Waſſer an Ort und Stelle iſt, ſondern in einiger Entfernung geholt werden muß.

ſeine gewaltige Hand demüthigen müſſe, da Feindſchaft und Aufruhr die Lage nur verſchlimmern würde.

In Takaungu ſah ich einige Galla, welche behaupteten, ihr Stamm, der bei Malindi wohnt, ſei von den Boren-Galla entſproſſen. Die Leute von Takaungu ſtehen in Freundſchaft mit den Galla, gehen aber nicht zu ihnen, ſondern die Galla kommen zu gewiſſen Zeiten in die Nähe ihres Dorfes, um Vieh, Elfenbein u. ſ. w. zu verkaufen. Der Dolmetſcher, der zwiſchen den Galla und Takaungu den Mittler macht, iſt ein Galla, der ſich zum Muhamedanismus bekehrt hat. Dieſer iſt es auch, der mich ſpäter nach der Stadt Malindi begleitete und mir die Ruinen derſelben zeigte, und der mir überhaupt manche Nachrichten über die Galla im Süden vom Aequator gegeben hat. Die Gallaſtämme in der Nähe von Takaungu ſind: Berrarata, Berrietuma, Karrar, Illani, Metole, Hatſchetſch und Gulo. Dieſe ſieben Stämme haben zwei Heiu oder Häuptlinge, welche nach ſieben Jahren ihre Stelle verlaſſen, um Andern Platz zu machen. Einer von den zwei Heiu wohnt in Wojama, der andere in Tullu am Oſſifluß. Einer von ihnen heißt der große Heiu, der andere iſt der kleine Heiu. Den beiden Heiu ſind zwei Männer untergeordnet, welche Mora heißen. Ein Mora führt die Befehle des großen Heiu aus, ein anderer Mora vollzieht, was der kleine Heiu befiehlt. Unter dieſen vier Häuptlingen ſteht der Laskari, oder der öffentliche Sprecher in den Verſammlungen; denn die Häuptlinge ſprechen hier nicht, ſondern haben Alles, was zu beſprechen iſt, dem Laskari ſchon eingegeben. Ein ſolches Syſtem habe ich unter den Galla im Norden nicht kennen gelernt. Das war mir neu. Auch ſcheinen dieſe ſüdlichen Galla nichts von dem Schlangendienſt, noch von der Verehrung der Atetie und des Oglie zu wiſſen. Von der Maremma (Maria) wiſſen ſie gar nichts, ein Beweis, daß die nördlichen Galla vieles von den Abeſſiniern aufgenommen haben. Aber Kalidſcha und Wato, Prieſter und Beſchwörer, gibt es auch unter den ſüdlichen Galla. Und was Grauſamkeit und Menſchenverachtung betrifft, ſo ſcheinen ſie ihre nördlichen Brüder noch zu übertreffen. Das nomadiſche Leben, das ſie führen, hilft ihnen dazu. Sie tödten jeden Frem-

den, den ſie auf der Straße finden, daher die Suahili nicht gerne in die Nähe ihres Landes gehen. Nur zu gewiſſen Zeiten kommen ſie zu den Wanika in Emberria und zu den Suahili in Takaungu, in Kau, Lamu, Thula und Kiama, des Handels wegen. In ſolchen Zeiten verhalten ſie ſich ruhig, doch muß man auch da gegen ſie auf der Hut ſeyn, denn ſie ſind ſehr hinterliſtig, verrätheriſch und blutdürſtig. Kein Jüngling ſoll heirathen können, ehe er ſeiner Braut ein abgeſchnittenes männliches Glied von einem erſchlagenen Feind gezeigt hat. Dieſe Trophäe ſoll der Braut die Tapferkeit ihres Geliebten beweiſen. Es geſchieht nun häufig, daß ein Galla im Krieg nicht glücklich iſt und keinen Feind entmannen kann; deßwegen kauft Mancher einen Sklaven und verſtümmelt ihn, um der Braut gefallen zu können. Männliche Sklaven kaufen die Galla von den Suahilis und Wanika, da ſie im Krieg nie Sklaven machen, ſondern alle Männer tödten. Die Europäer werden von den Galla Donga, d. h. Kaufleute, genannt. Den Suahili geben ſie den Namen Hamara, d. h. Kleiderbeſitzer, die Kleider haben und zu verkaufen im Stande ſind. Die Araber werden Muluſcho (Soldaten) genannt, was wohl eine Verwechslung mit Beluſchen oder Beludſchis ſeyn ſoll, welche als Soldaten des Imam von Maſcat an der oſtafrikaniſchen Küſte dienen *).

Da der Kapitän, der mich und meine Frau nach Takaungu gebracht hatte, in ſeiner Heimath mit dem größeren Schiff zurückbleiben und uns ein kleineres Schiff bis Sanſibar zur Verfügung ſtellen wollte, ſo wurden wir bis zum 3. Januar 1844 in Takaungu hingehalten. Am 31. December und 1. Januar hatten die Muhamedaner große Feſtlichkeiten, bei denen ſie tanzten, ſangen und eine Art militäriſcher Spiele ausführten, welche mit Eſſen und Trinken endeten. Wir wurden reichlich mit Manges, Orangen, Ananas, gekochtem Reis, Fleiſch, Kokosnüſſen und allerlei Confect regalirt. Ueberhaupt war die Gaſtfreundſchaft der Takaungu-Leute ſehr groß. Wir wohnten in einem ſteinernen

*) Ob dieſe ſüdlichen Galla auch an 88 böſe Geiſter glauben, wovon der Oberſte, der Warrer heißt, 44 und der zweite Oberſte, der Mama genannt wird, ebenfalls 44 böſe Geiſter beherrſcht, habe ich nicht erfahren können.

Hauſe, das einzige, das damals im Dorfe gefunden wurde. Die übrigen Häuſer waren alle von Holz, die mit Grasdächern bedeckt werden. Da die Leute gegen einen Ueberfall des Imam von Maſcat nie ſicher ſind, ſo wollen ſie keine feſten Häuſer bauen. Sie haben deßhalb den dicken Wald, der das Dorf umgibt, nicht weggeräumt, da er ihnen als eine Feſtung gegen die Araber dient. Die Umgegend von Takaungu iſt ſehr ſchön und romantiſch. Gegen Nordweſten iſt ein hoher Hügel, Koromio genannt, wo entlaufene Sklaven ein Dorf gebaut haben, das aber von den Takaungu-Leuten wieder zerſtört worden iſt. Eine Stunde nördlich von Takaungu iſt die ſchöne und große Bai von Kileſi, die ſich mehrere Stunden ins Innere erſtreckt. Ihre Ufer waren früher bewohnt, wurden aber verlaſſen aus Furcht vor den Galla. Ein kleiner Fluß, von Weſten aus dem Gallaland kommend, ergießt ſich in die Kileſi-Bai. Wie Schade iſt es doch, daß dieſe ſchönen Gegenden, die des Anbaues fähig ſind und Holz genug haben, ſo unbewohnt gelaſſen werden! Doch die Zeit wird und muß kommen, wo der Strom der europäiſchen Völkerwanderung auch nach Oſtafrika ſich wenden wird. Man wird dann die Galla ſchon zu zügeln wiſſen. Takaungu, die Kileſi-Bai, Malindi mit ſeinem wichtigen Seehafen, die Formoſa-Bai mit den ſchönen und fruchtbaren Ufern der Flüſſe Oſi und Dana verleihen Anhalts- und Eingangspunkte zur Anſiedelung auf der Oſtküſte Afrikas. Es iſt oben nicht bemerkt worden, daß ſüdlich vom Oſi noch ein anderer bedeutender Fluß, nämlich der Dana, den die Galla Maro und die heidniſchen Pokomoſtämme, die an ſeinen Ufern wohnen, Pokomoni heißen, in die Formoſa-Bai fließt. Seine Mündung iſt nicht tief und kann nur während der Fluthzeit von großen Booten befahren werden, aber im Innern ſoll der Fluß 12 bis 20 Fuß Tiefe haben. An dieſem Fluß wohnen Galla, Pokomo und andere Stämme, welche nicht ſo wild wie die Galla ſind, und welche Ackerbau und Handel treiben. Der Dana kommt von dem Schneeberg Kegnia (oder Kenia) im Nordweſten von Ukambani, wo ich im Jahre 1851 von ſeinem Waſſer getrunken habe, wie wir ſpäter hören werden. Auf den Karten heißt dieſer Fluß Quilimanſi, ein Name, der den Eingebornen

nur insofern bekannt ist, als er Bergwasser oder Wasserberg be zeichnet.

In Takaungu hörte ich das erste Mal von den heidnische Wanika, von denen ich auch Einige (aus dem Stamme Kauma in Takaungu sah. Ich vernahm mit großem Interesse, daß di Wanika den Fremden zugänglich sind, daß sie Ackerbau und Han del treiben, und daß man ohne besondere Gefahr unter ihne reisen könne, wenn man nur von den Suahili an der Küst einen Führer und Begleiter habe. Auch hörte ich in Takaungu das erste Mal von dem Lande Dschagga im Innern, südwestlich von Mombas, so wie auch von dem Lande Usambara und der inner-afrikanischen Stämmen von Uniamesi, in deren Gebiet ein großer See sei. Kurz, ich erhielt während meines Aufenthalts in Takaungu einen kurzen Inbegriff der ost-afrikanischen Geographie und Ethnographie, von Takaungu an bis Mosambik und der Insel Madagaskar, welche die Leute Bukini nannten, und welche die Takaungu-Leute bei günstigem Winde in 12 bis 16 Tagen erreichen. Freilich waren diese geographischen Umrisse, die ich in Takaungu erhielt, noch sehr verwirrt, aber sie dienten mir doch bei meinen spätern Untersuchungen und Reisen als Anhaltspunkte oder Veranlassung zum Fragen und persönlicher Nachforschung. Und jetzt verstand ich erst, warum es unter Gottes Zulassung geschehen mußte, daß ich nicht gleich nach Sansibar, sondern mit dem zweiten Schiff nach Takaungu kommen sollte. In Sansibar würde ich nicht auf einmal so viel gelernt, gehört und gesehen haben.

Meine Bewegungen an der Küste würden sich ganz anders gestaltet haben, und die Missions-Niederlassung würde nicht von Mombas ausgegangen seyn.

Am 3. Januar 1844 verließ ich das gastfreundliche Dorf Takaungu auf einem kleinen Boot, das die Suahilis Dau heißen. Eine Dau ist das kleinste Boot das auf der See geht. Man ist darin nur einige Fuß über dem Wasser, hat aber den Vortheil, daß man damit über Felsen und Sandbänke, und immer in der Nähe der Küste segeln kann. Die Eingebornen haben für jede Art von Boot einen eigenen Namen. Zuerst kommt die Huri, welche aus einem Baumstamm gehauen ist; dann kommt die

Ketine oder Sambuk, welche größer als die Huri iſt; dann kommt die Sema oder Maſchia, dann die Dau, dann die Saia, auf dieſe die Kantſcha, dann die Bedden, dann das Bagala und endlich das Merkeb oder das europäiſche Segelſchiff. Ein Bagala kann 100 bis 200 Tonnen tragen. Die Schiffe der Araber und Suahili ſind offen, haben keine Kajüten und meiſtens zwei Maſtbäume, an denen die Segel ſo angebracht ſind, daß ihre Drehung ſehr unbequem iſt, weßhalb bei ſtarkem Wind oft Unglücksfälle vorkommen. Der Oberſte der Matroſen heißt Nachuda zum Unterſchied vom Nachuda-el-bacher, was den Kapitän bezeichnet; der Steuermann und Pilote heißt Ruban. Das Verhältniß der Matroſen zum Kapitän iſt ein ſehr freies, und mit der Ordnung und dem Gehorſam wird es auf arabiſchen Schiffen nicht genau genommen. Die Matroſen (wenn ſie keine Sklaven ſind) erhalten entweder einen Monatlohn, oder haben ſie einen gewiſſen Antheil am Gewinn, den die Fahrt einbringt. Ihre Arbeit verrichten ſie gewöhnlich ſingend und ſchreiend. Es herrſcht oft ein entſetzlicher Durcheinander auf den arabiſchen Schiffen. Die Matroſen ſind oft ſehr leichtſinnig, aber nie gottesläſterlich, wie manche europäiſche Matroſen. Ein einziges Wort, z. B. Chof Allah (Furcht Gottes, fürchtet Gott) kann ihren Leichtſinn plötzlich vertreiben. Bei Unglücksfällen beruhigen ſie ſich ſchnell mit den Worten: Naſib, d. h. es iſt Schickſal, Schickung Gottes; Allah akbar-allah kerim, Gott iſt groß. Was mich betrifft, ſo bin ich oft gerne auf arabiſchen Schiffen geweſen trotz aller Unbequemlichkeit.

Von Takaungu an war die Küſte wieder ſehr niedrig, wie ſie es überhaupt iſt vom Dſchub-Fluß an bis Malindi, wo man einzelne Berge im Innern wahrnimmt, die ſich an die Berge der Wanika anſchließen. Das Küſtenland iſt überall ſehr niedrig, nur 20 bis 30 Fuß über dem Meer, und dehnt ſich einige Stunden vom Meer ins Innere aus, wo dann Bergreihen von 800 bis 1200 Fuß Höhe beginnen. Das Niederland iſt meiſt in den Händen der muhamedaniſchen Suahili, die Reis, Welſchkorn, Hirſe, Kaſſada, rothen Pfeffer u. ſ. w. anpflanzen. Die höhern Gegenden ſind von heidniſchen Stämmen beſetzt, die auch Ackerbau treiben, wie die Suahili. Von Takaungu an bis zu

den Inſeln Waſſin und Tanga erſtrecken ſich die Stämme der Wanika, die ſich auf 50 bis 60,000 Seelen belaufen mögen und in 12 Stämme eingetheilt werden. Südlich von den Wanika ſind die Waſegetſchu, Waſchinſi und Waſegua, und weſtlich von den Waſchinſi wohnen die Waſamba oder Waſambara, welche vom König Kmeri (oder Kimeri) beherrſcht werden.

Von Takaungu aus ſegelten wir hinter Felſenriffen bis zur Bai Mtuapa, die einige Stunden ins Innere hineinreicht, und erreichten dann einige Stunden nachher die von den Arabern genannte Inſel Mombas, welche die Suahili Mwita heißen, was Kriegsvolk, kriegeriſches Volk heißen ſoll, weil die Mombaſſianer lange Zeit gegen die Fürſten von Patta ſiegreiche Kriege geführt haben ſollen. Der Hafen von Mombas hat zwar einen engen Eingang, kann aber ziemlich große Schiffe beherbergen. Die Inſel hat einige Stunden im Umfang, iſt aber nicht ſehr angebaut, ſondern der Ueberwucherung von Gebüſch und Wäldern überlaſſen. Mango- und Kokos-Nußbäume gibt es in Menge auf der Inſel, auch Orangen- und Limonen-Bäume, ſogar einige Zimmet-Bäume. In den undurchdringlichen Wäldern hauſen wilde Schweine, die aus der Portugieſen Zeit herrühren mögen.

Wir wurden bei unſerer Ankunft in Mombas von dem Feſtungs-Kommandanten Tangai, einem Beluſchen, ſehr freundlich empfangen und behandelt. Ali Ben-Naſſer war abweſend auf einem Kriegszug gegen die Stadt Siwi auf der Inſel Patta.

Ueberhaupt bemerkte ich bald, daß die Mombaſſianer mit den Europäern, beſonders mit den Engländern bekannt waren. Auch nahm ich immer mehr wahr, daß die Gouverneure der Suahili-Küſte von einem Herrſcher abhangen, der den Europäern gewogen iſt; wie denn Said-Said, der Sultan von Sanſibar, oder der Imam von Maskat bis an das Ende ſeines Lebens ſehr freundlich und dienſtwillig gegen die Europäer geblieben iſt, ein Betragen, das natürlich auch das Verhalten ſeiner Untergebenen gegen die Europäer freundlich geſtalten mußte.

Die Hauptſtadt der Inſel Mombas hat ungefähr 8 bis 10,000 Einwohner, welche hauptſächlich Suahili ſind. Es gibt auch viele Araber darin, und etwa 30 oder 40 Banianen, welche

den Haupthandel in Händen haben. Die Häuſer ſind von Stein, doch beſteht die größere Zahl aus Hütten, von Holz erbaut. Eine ziemlich große Feſtung beherrſcht den Hafen und die Stadt. Sie wird von 400 Beluſchen vertheidigt, die im Sold des Sultans von Sanſibar ſtehen. Die Feſtung hat eine portugieſiſche Inſchrift von 1635 *). Damals war Mombas, ſowie Malindi in den Händen der Portugieſen, welche ſpäter vom Scheich Sefi-Imam in Maskat aus Mombas vertrieben wurden. Als Sef ſtarb, nahmen die Vorfahren des Said-Said Maskat und die Inſel Sanſibar in Beſitz, während die Familie Masrue, die, wie es ſcheint, aus Perſien ſtammte, Mombas beſetzte und bis 1823 behauptet hat, in welchem Jahr ſie die Inſel den Engländern übergab, aus Furcht, in die Hände des Imam von Maskat fallen zu müſſen. Da aber der Imam die Inſel als ſeinen Vorfahrern angehörig betrachtete und ſie von den Engländern zurückverlangte,

*) Die Inſchrift auf dem Thor der Feſtung in Mombas lautet alſo: „Im Jahre 1635 war Francisco Xeiras de Cabrera, Kapitän, Gouverneur dieſes Forts, vier Jahre lang. Er baute dieſe Feſtung im 27ſten Jahr ſeines Alters. Er unterwarf den Waffen Sr. glaubigen Majeſtät die Küſte von Malindi, da er das Land in Verwirrung fand in Folge der Tyrannei des Königs. Er machte auch die Könige von Tondo, Mandra (Mondu), Luziwa (Oſi) und Jaka (Tſchaka) zinspflichtig. Er zog auch in Perſon nach Patte und Sevin (Siwi) und züchtigte ſie in einer in Indien nie geſehenen Weiſe. Er zerſtörte ihre Mauern und ergriff einige Eingeborne. Er beſtrafte auch Pemba und ſeine rebelliſchen Unterthanen. Er tödtete auf ſeine eigene Verantwortung die rebelliſchen Häuptlinge und alle andere einflußreichen Perſonen, und machte, daß die Contributionen, welche verweigert wurden, ſeiner Majeſtät bezahlt wurden. Wegen aller dieſer Dienſtleiſtungen wurde er zu einem Herrn der Hofhaltung gemacht, und es wurde ihm auch der Orden Chriſti verliehen mit tauſend Reas Penſion. Er wurde auf ſechs Jahre zum Gouverneur von Jaſampatas und vier Jahre zum Gouverneur von Beligao gemacht, mit dem Privilegium, darüber zu verfügen bis an ſeinen Tod, als Pedro da Silva Vicekönig war, Anno Domini 1639." Der portugieſiſche Text dieſer Inſchrift lautet:

„Em 1635, o Capitao Mor Francisco de Xeixas de Cabreira o foi desta Fortaleza por 4 annos, sendo de idade de 27 annos, e redificou de novo, e fes este Corpo de Guarda, e reduzio a Sua Magestade a costa de Malinda, achando a alevantada pelo Rei Tirano, e fes lhe tributarios os Res de Tondo, Mandra, Luziwa e Jaca, e den pessoalmente a Pate a Sio, hum castigo nao esperado na India, atha arazarlhe os muros; apenou os Muzungulos; castigou Pemba, e os Povos rebeldas, matanda a sua custa os regulos alevantados, o tedos os mais de fama, a fes pagar as pareas, to avintas, negatas a sua Magestade-Por taes servicos o fes Fidalgo de sua Caza, tendo ja despachado por otros taes co Abito de Christo, co Milreis de tenca, e 6 annos de Governador de Jafampatas, e 4 de Beligas, co faculdade de poder nomear tudo a sua vida e morte; sendo Vice-rei, Pedro da Silvoa, A. D. 1639."

ſo zogen ſich dieſe zurück und überließen ſie ihrem Schickſal. Der Imam ſandte dann eine Flotte und zwang die Inſulaner zur Unterwerfung unter ſeine Herrſchaft. Die Stadt und Feſtung wurde 50 Tage bombardirt, ſo daß viele Häuſer und ſelbſt die Feſtung beſchädigt wurden. Die Masrue mußten ſich flüchten. Es iſt jedoch dem Imam nie gelungen, ſich die Mombaſſianer gründlich zu unterwerfen. Nur durch Geſchenke, welche er jährlich den Häuptern ertheilt, konnte er bis jetzt die Inſel in ſeinem Intereſſe erhalten. Hätten die Engländer die Wichtigkeit dieſer Inſel erkannt, ſo würden ſie ſie nicht ſo leicht zurückgegeben haben. Allein die politiſchen Unterhändler waren Leute von geringer Erfahrung. Auch hatte damals der Handel an der Suahili-Küſte noch nicht den Aufſchwung erlangt, wie es ſpäter der Fall wurde. Sodann lag es in der Abſicht der Engländer, dem Imam, der ihnen ergeben war, einen Gefallen zu erweiſen und ihn als Herrſcher der ganzen Küſte von Mukdiſcha bis Moſambik zu erklären, um fremde Mächte zu verhindern, an der oſtafrikaniſchen Küſte Poſto zu faſſen. Auch mag das ungeſunde Klima von Mombas und überhaupt der ganzen Küſte die Engländer abgeſchreckt haben, die Inſel zu behaupten. Den Sklavenhandel verboten ſie in Mombas, aber dieſer lebte ſogleich wieder auf, ſobald ſie abgezogen waren, und im Jahr 1847 haben ſie ſogar das Fortbeſtehen deſſelben dem Imam innerhalb 12 Breitengraden geſtattet, nämlich 10 Grade ſüdlich und zwei Grade nördlich vom Aequator. Nur ſollen keine Sklaven über dieſe Grenze hinausgeführt werden. Die Mombaſſianer treiben Handel mit den Wanika und Wakamba der Umgegend und bisweilen gehen ihre Karawanen auch nach dem Gebirgsland Dſchagga, wo ſie hauptſächlich Elfenbein und Sklaven holen. Die Wanika-Stämme ſind nominell von Mombas abhängig und werden von vier Suahili-Scheichs *) regiert, die in Mombas wohnen, aber das Verhältniß zwiſchen Mombas und dieſen Stämmen iſt äußerſt locker und ungeordnet. Zur Lockerung dieſes Verhältniſſes haben die Mombaſſianer ſelbſt beigetragen durch das rohe Benehmen, das ſie

*) Mombas beſteht aus 12 Geſchlechtern oder Kabilen: Tſchangamue, Tangana, Dſchumfa, Kilindin, Mtuapa, Kileſi, Paſa, Batte, Batſchun, Schagga, Mwita, Malindi.

gegen dieſe heidniſchen Stämme, beſonders in Zeiten der Hungersnoth, ſich haben zu Schulden kommen laſſen. In ſolchen Zeiten haben ſie den Wanika ihre Kinder abgekauft oder geradezu weggenommen und ſie für Nahrungsmittel, die ſie den Eltern gaben, in Mombas als Sklaven behalten. Kurz, es ſind ſehr traurige Zuſtände an dieſer Küſte, die nicht anders werden, ſo lange die arabiſche Herrſchaft ihr bisheriges Syſtem behaupten wird, das nicht nur keine Verbeſſerungen herbei führt, ſondern ſogar das Gute, das ſich aus alter Zeit erhalten hat, noch zerſtöre. Alles geht in Auflöſung und Verweſung über, bis Europa auch hier, wie anderwärts, ein Neues ſchaffen wird; denn Japhet iſt die Weltſeele, der denkende und ſchaffende Verſtand des in ſtumpfe Gleichgiltigkeit und Fleiſchlichkeit verſunkenen Ham und Sem. Nur Schade, daß die ſelbſtſüchtige, die wahren Intereſſen der Menſchheit hemmende Politik Europa's die neue Schöpfung in Oſtafrika ſo lange hinausgeſchoben hat.

Wir verließen die Inſel Mombas, die nur einige hundert Schritte vom feſten Land entfernt iſt, am 4. Januar, paſſirten die Inſelchen Dſchali und Funſi, die unbewohnt ſind, und ankerten Abends mit unſerem kleinen Boot in dem ſchönen Hafen der Inſel Waſin, welche eine halbe Stunde von dem gebüſchreichen und waldigen Feſtland entfernt liegt. Die Inſulaner haben ihr Holz, Waſſer und Proviant auf dem feſten Land zu holen, weßhalb ſie mit dieſem auf gutem Fuß zu ſtehen ſich bemühen müſſen. Waſin heißt auch die Inſel der Scheichs, weil ſie als der Sitz der muhamedaniſchen Gelehrten angeſehen wird, welche von da aus auf ihre Glaubensgenoſſen zu wirken ſuchen, hauptſächlich durch Verbreitung von Aberglauben mit Schreiben von Amuletten, durch Teufelsbeſchwörungen und Krankenheilungen u. ſ. w.

Von Waſin aus ſieht man die hohen Berge Jombo, Mutima und Kilulu mehrere Tage im Innern.

Am 5. Januar erreichten wir das Inſelchen Tanga, das einen guten Hafen hat für kleinere Schiffe. Am Ufer des feſten Landes ſind zwei große Dörfer, Kiumbageni und Mkakuani, welche ich beſuchte. Die Umgebung gefiel mir ſehr wohl wegen ihrer reizenden und fruchtbaren Geſtalt. Ich ſah einen Wald

von Kokosnußbäumen, Pflanzungen mit Reis, Bohnen, rothem Pfeffer, Hirse, Bananen, Orangen, Lemonen, Ananas, Feigen u. s. w. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß dieser Ort sich für eine anfangende Missionsstation eignen würde, von der aus ins Innere vorgeschritten werden könnte, aber die Ansicht, daß die Mission unter den Galla zuerst beginnen müsse, ließ diesen Gedanken nicht weiter in mir aufkommen. Auf der Fahrt von Wasin nach Tanga fiel mir die Zerrissenheit der Küste durch die Angriffe, die das Meer auf sie gemacht hat, sehr auf. Es ist merkwürdig, wie viele Einschnitte, Bais, Felsenriffe und Sandbänke diese niedrige Küste hat, der sich große Schiffe gar nicht nahen dürfen. Ganz anders ist es nördlich vom Aequator bis zum Ras Gerdaf, wo die größten Schiffe in der Nähe der Küste, ohne von Felsen gefährdet zu werden, segeln können. Nur muß man sich dort vor der starken Strömung hüten, weil man bei plötzlicher Windstille an die Küste getrieben werden kann.

Am 6. Januar (1844) passirte unser Schiff die Bai von Tangata, wo Vasko de Gama auf seiner Rückkehr von Kalikut sein Schiff Raphael aus Mangel an Mannschaft verbrannte. Abends gelangten wir zur Mündung des Pangani-Flusses, der seine Hauptquelle in dem Schneeberg Kilimandscharo in Dschagga hat. Es befinden sich an der Mündung des Flusses auf beiden Seiten einige Dörfer, die ich besuchte. Bujuni und Mdschi Mpia liegen auf der Südseite, dagegen Pangani oder Fangani und Kumba auf der Nordseite des Flusses. Der Gouverneur des Imam nahm uns sehr freundlich auf und schenkte uns viel Proviant, und erlaubte mir, von einem Soldaten begleitet, dem südlichen Ufer des Flusses entlang bis zu dem nächsten Dorf der Wasegua zu gehen. Die Ufer des Flusses sind mit Bäumen, Gebüsch und Gras bedeckt. Südlich vom Pangani beginnt das Gebiet der heidnischen Wasegua-Stämme, welche bis in die neueste Zeit das Hauptquartier des Sklavenhandels gebildet haben. Die Araber auf der Insel Sansibar kommen herüber, versprechen den Wasegua-Häuptlingen eine Anzahl Flinten mit Pulver und Blei für eine bestimmte Anzahl von Sklaven. Wenn ein Häuptling den Vertrag eingegangen hat, so überfällt er plötzlich ein ihm

feindliches Dorf, verbrennt die Häuſer und ſchleppt die Einwohner weg und erfüllt ſo die Bedingungen ſeines Vertrags mit den Arabern, welche ſich aus dieſem Raubſyſtem kein Gewiſſen machen, da ja die Waſegua Kofar, d. h. Unglaubige ſind, denen die Moslems eigentlich den Kopf abſchneiden ſollten, und die es daher noch für eine Gnade achten müſſen, wenn man ihnen das Leben ſchenkt und ſie der Sklaverei werth achtet, in der ſie Muhamedaner werden müſſen.

Der Fluß Pangani iſt an ſeiner Mündung etwa 150 Schritte breit, 12 bis 15 Fuß tief und iſt ſchiffbar einige Tagreiſen weit. Von ſeiner Mündung aus hat man eine gute Ausſicht auf das Gebirgsland Uſambara, das ich im Jahr 1848 und 1852 beſucht habe, wie ich ſpäter erzählen werde.

Auch die Gegend um den Pangani-Fluß ſchien mir geeignet für eine beginnende Miſſion, namentlich im Blick auf das heidniſche Uſambara, von deſſen König Kmeri und ſeiner freundlichen Geſinnung gegen die Fremden (d. h. die eingebornen Fremden, denn Europäer waren vor mir nicht zu ihm gekommen) ich bereits Vieles gehört hatte. Jetzt, da das tragiſche Ende der Miſſion in Rombas und in Rabbai Mpia im Wanikaland bekannt iſt, bedauere ich es ſehr, daß ich nicht am Pangani meine erſte Station errichtet habe, weil die Verbindung mit der Inſel Sanſibar mir die erſten Anfänge erleichtert hätte. Allein theils das ungeſunde Klima des Pangani, theils und hauptſächlich der Blick auf die Galla, für welche ich mich zunächſt berufen glaubte, hielt mich von dieſer Gegend zurück. Es iſt eben ſehr ſchwer, im Anfang, wo dem Miſſionar alle Verhältniſſe noch neu und unbekannt ſind, gleich das Rechte zu treffen. Auch mußte ich große Beſorgniſſe haben wegen des in dieſer Gegend ſo ſtark herrſchenden Sklavenweſens und wegen der politiſchen und religiöſen Beſtrebungen der Muhamedaner, welche von Sanſibar ausgehen. Ich wünſchte von der arabiſchen und europäiſchen Politik ſo fern als möglich zu bleiben. Hatte ich doch in Abeſſinien es hinreichend erfahren, wie gefährlich dieſe einem Miſſionar werden kann, auch wenn er ſich noch ſo ſehr vor ihr zu hüten beſtrebt iſt.

Am 7. Januar ſollten wir endlich unſere lange und beſchwer-

liche Seefahrt beſchließen durch die Ankunft auf der Inſel Sanſibar, wo ich eine Zeit lang ausruhen und über meine weiteren Unternehmungen nachdenken und mich mit Freunden berathen wollte.

Nachdem wir am frühen Morgen des 7. Januar die Mündung des Pangani verlaſſen hatten, paſſirten wir bald die kleine Inſel Meſſiwa, von der aus man die Inſel Sanſibar, beſonders Ras Nungie, den nördlichſten Punkt, zu Geſicht bekommt. Die See ging ziemlich hoch, und nicht geringe Gefahr entſtand für das kleine Boot. Wir hatten gehört, daß der unruhige, ſechs Stunden breite Kanal, der zwiſchen der Inſel und dem feſten Land ſich befindet, ſchon manches Boot mit Mann und Maus verſchlungen hat. Als unſer Schifflein in die Nähe der Küſte von Sanſibar zu den Inſelchen Tombatu und Mannamanna kam, warf der Kapitän eine Kokosnuß, eine Ananas und etwas Mais in die See, als ein Dankopfer, das er abergläubiſcher Weiſe dem Scheich Mannamanna für die Erhaltung und Beſchützung auf der langen Seereiſe darbringen wollte. Ich ſprach mich tadelnd über dieſen Götzendienſt aus und bemerkte, daß ich dieß nicht von einem Muhamedaner erwartet hätte, der an den Einigen Gott zu glauben vorgebe, dem alle Ehre und Anbetung vom Menſchen gebühre. Allein der Kapitän erwiederte, die muhamedaniſchen Seeleute hätten überall die Gewohnheit, einem alten Scheich ein Opfer zu bringen. In Mocha ſei es der Scheich Schadeli und in Aden der Scheich Aidoros, den ſie verehren. Aden ſei vor Zeiten ſieben Mal durch ein Erdbeben zerſtört worden, bis der Scheich Aidoros von Hadramaut gekommen ſei und die Stadt beſchützt habe. Die Einwohner von Aden ſeien damals Juden geweſen, welche den Scheich nicht in ihre Stadt aufnehmen wollten, bis er ein großes Wunder verrichtet hätte. Aidoros habe nun zu Gott gebetet und einen Regen von Milch auf die Juden herabfallen laſſen. Dieſe hätten dann den Scheich aufgenommen und ſich zum Muhamedanismus bekehren laſſen. Seit der Zeit lebe Aidoros verborgen in Aden und ſeine Nachkommen ſeien hochgeachtet. Als der engliſche Kapitän Haines im Jahr 1839 Aden in Beſitz genommen hatte, habe er der Familie des

Aidoros eine jährliche Penſion ausgeſetzt, und als er auf dem Gebel-el-Hadid, dem höchſten Berg von Aden, habe ein Fort bauen wollen, ſo habe ihn Aidoros durch eine nächtliche Erſcheinung davor gewarnt, worauf Haines den Plan aufgegeben und dafür die Moſchee des Aidoros ausgebeſſert und den Truppen befohlen habe, dem Aidoros an ſeinem Jahrestag bei der Moſchee öffentliche Ehre zu erweiſen. Seitdem Haines dieß gethan habe, breche kein Feuer mehr in der Stadt aus, was vorher ſtets der Fall geweſen ſei.

Ich habe nicht erfahren, ob Haines dieß wirklich gethan hat, aber die vielen Beiſpiele in Indien, wo die Engländer dem Aberglauben der Eingebornen aus Politik ſchmeichelten, möchten mich glauben laſſen, daß Haines den liſtigen Muhamedanern nachgegeben habe, welche immer beſondere Offenbarungen vorgeben, wenn ſie ihre Abſichten erreichen wollen. Hatte doch Scheich Ibrahim, der, wie wir oben ſahen, die Stadt Bardera am Dſchub-Fluß gründete und die Wahabi-Sekte dorthin verpflanzte, auch Jahre lang göttliche Erſcheinungen und Offenbarungen vorgegeben, bis die leichtgläubige Menge ihm willenlos gehorchte und ſeine fanatiſchen Grundſätze annahm, wornach er das Tabakrauchen, den Handel mit Elfenbein, das Unverſchleiertſein der Weiber, die Verſäumniß des fünfmaligen täglichen Gebets u. ſ. w. aufs Strengſte unterſagte, und Jeden tödten ließ, der im Geringſten von ſeinen Satzungen abwich. Ich habe es ſelbſt erfahren, wie verſchlagene Muhamedaner durch Vorgeben von Engels-Erſcheinungen und Träumen mich hintergehen und in politiſche Plane hineinziehen wollten. Hätten die Engländer jeden Betrüger dieſer Art ſogleich aufknüpfen laſſen, ſo würden ſie ihrer Nation manche unnütze Ausgabe und manchen Schimpf erſpart haben.

Um 2 Uhr Nachmittags, den 7. Januar, ankerten wir in dem geräumigen und ſicheren Hafen der Hauptſtadt von der Inſel Sanſibar. Der engliſche Conſul, Major Hamerton, der bereits von Aden aus über mein Kommen und meine Abſichten an der oſtafrikaniſchen Küſte unterrichtet war, ſandte uns ſogleich ein Boot entgegen und ließ uns in das Conſulathaus abholen, wo uns eine freundliche Aufnahme und Bewirthung zu Theil wurde,

bis wir eine eigene Wohnung einrichten konnten, im Hauſe des amerikaniſchen Conſuls Mr. Waters, der ein entſchiedener Freund der Miſſion war, und der ſich ſehr zu meinen Gunſten beim Imam von Maskat verwendete. Herr Waters meinte, ich ſollte eine Miſſion in Sanſibar beginnen, wo ſich Arbeit genug finden würde, 1) damit, daß ich an Sonntagen den wenigen Europäern predigte; 2) daß ich unter den Banianen aus Indien wirken möchte, deren es gegen 700 in Sanſibar gibt; 3) durch Errichtung von Schulen unter den eingebornen Suahilis und Arabern. Außerdem ſollte ich Traktate vertheilen unter Eingeborenen und Europäern, welche Sanſibar beſuchen, und Bücher vorbereiten in den Sprachen des Feſtlandes für künftige Miſſionarien. Ich konnte nicht umhin, die Wichtigkeit dieſes Rathes anzuerkennen, allein zu gleicher Zeit hielt ich es für meine Pflicht, dem Plan, der mich von Abeſſinien aus an dieſe Küſte gebracht hatte, bis aufs Aeußerſte treu zu bleiben, nämlich die Galla aufzuſuchen und eine Miſſion unter dieſem großen und weit verbreiteten Volk, deſſen Sprache ich ſchon verſtand, zu errichten.

Das Reſultat, das ſich mir während meiner Küſtenfahrt in Folge meiner Unterſuchungen ergeben hatte, war Folgendes: „Die Vorſehung Gottes ſcheint uns mehr als Eine Thüre zum Eingang ins Innere unter Heidenvölkern von verſchiedenen Sprachen und Sitten aufzuthun. Die zeitlichen Bedürfniſſe der Eingebornen, im Innern wie an der Küſte, haben zu einem gegenſeitigen Verkehr geführt, der auf verſchiedenen Straßen ſich bewegt, auf denen der Miſſionar mit der Friedensbotſchaft vorrücken und die Segnungen des Chriſtenthums und der Geſittung bringen kann. Es liegt ein ſo weites Land vor uns, daß ich kaum weiß, wo wir unſere Arbeiten zuerſt anfangen ſollen. Der Islam hat zwar an der Küſte einigen Boden gewonnen, aber er reicht kaum einige Stunden weit ins Land hinein, und hat nicht den fanatiſchen Charakter, wie man ihn an anderen Theilen der Erde findet. Der beſtändige Verkehr mit Europäern, und der Einfluß, welchen die europäiſche Politik auf den Imam, der übrigens den Europäern ſehr gewogen iſt, ausübt, würde die verächtliche Behandlung der Chriſten nicht geſtatten. Die religiöſen Begriffe und

Sitten der Heiden an dieſer Küſte ſind nicht von der grauſamen kannibaliſchen Art, wie z. B. bei den Aſchanti's in Weſtafrika.

Was das Gallaland insbeſondere betrifft, ſo erſtreckt ſich dasſelbe, ſo weit ich es jetzt kenne, vier Grade im Süden des Aequators. Unter dieſen Barbaren eine Miſſion zu gründen, wird ohne Zweifel viel ſchwieriger ſeyn, als unter den Wanika, Wakamba und Waſegua. Aber der Vortheil einer ſolchen wäre, daß man es mit einer weit reichenden Nation zu thun hätte, durch die man am Ende zu den abgeſchloſſenen Chriſten von Kambat, Wolamo u. ſ. w. gelangte, von deren Ländern wir wenig mehr als die Namen wiſſen. Die Galla-Nation iſt in zahlreiche Stammabtheilungen zerſchnitten, aber die Einheit in Sprache, Religion, Sitten überwiegt doch. Ihre Bekehrung würde in Oſtafrika einen unberechenbar großen Einfluß üben. Ich bin feſt überzeugt, daß die göttliche Vorſehung dieſe Nation für einen wichtigen Zweck gerade hieher geſtellt hat. Es iſt das Deutſchland für Afrika. Denkt man ſich das alte Germanien, ſo trifft faſt jeder Zug ſeiner Volkseigenthümlichkeit mit dieſem afrikaniſchen Ormanien zuſammen, wie ich das Galla-Volk mit ſeinem Gebiet nennen muß; denn Orma nennt ſich das Volk ſelbſt, nicht Galla. Wie die alten Germanen ſind ſie in Stämme getheilt, die oft unter ſich in blutiger Fehde liegen, deren jeder aber hartnäckig ſeine Unabhängigkeit und Freiheit vertheidigt. Wie die alten Germanen ſind ſie ſtolz auf ihre Tapferkeit und ſtaatliche Größe. Wie jene vernichten ſie rückſichtslos die Stämme, die mit ihnen in Berührung kommen. Nur in der Religion ſtehen ſie den alten Germanen nicht gleich; die Orma haben ein weit nicht ſo furchtbares Religionsſyſtem, als die Germanen hatten. Werden die Galla nicht in die chriſtliche Kirche hereingezogen, ſo fürchte ich, ſie fallen noch einmal dem Islam in die Hände, denn der Islam hat rings um Abeſſinien her große Fortſchritte unter ihnen gemacht, und das wäre dann ein feſtes Bollwerk gegen die Einführung des Chriſtenthums und wahrer Geſittung in Afrika; denn die Galla halten den Islam ſehr feſt, wenn ſie ihn einmal erfaßt haben, wie man an den Wollo-Galla in abſchreckender Weiſe ſehen kann."

Am zweiten Tag nach meiner Ankunft in Sanſibar wurde

ich vom engliſchen Conſul Seiner Hoheit dem Sultan Said-Said, den die Europäer gewöhnlich nur den Imam von Maskat nennen, vorgeſtellt. Der Conſul nahm mich von ſeinem Hauſe, das am Meer ſteht, in ein Boot und ſegelte mit mir eine halbe Stunde weit nördlich vom Conſulathauſe zu der Stelle hin, wo Said-Said außerhalb der Stadt einen Pallaſt gebaut hat, deſſen äußere Form den Beobachter an eine deutſche oder ſchweizeriſche Fabrik erinnert. Als der Conſul mit mir am Eingang des Pallaſtes erſchien, kam der Sultan, begleitet von einem ſeiner Söhne und mehreren Großen, heraus, die Beſuchenden zu begrüßen mit einer Herablaſſung und Höflichkeit, welche ich noch an keinem orientaliſchen Herrſcher beobachtet hatte. Er führte uns in das Audienzzimmer, das ziemlich groß und mit Marmorplatten belegt iſt. Amerikaniſche Seſſel ſtehen den Wänden entlang, und ein ſtattlicher Armleuchter hing in der Mitte des Zimmers. Der Sultan bat die Beſuchenden, ſich zu ſetzen, und ich erzählte ihm dann auf arabiſch (der Mutterſprache des Sultans) meine Haupterlebniſſe in Abeſſinien, daß ich in jenem Lande Knaben unterrichtet, daß ich dort auch die Galla kennen gelernt, und nun den Wunſch habe, dieſes Volk an dieſer Küſte aufzuſuchen, mich unter ihnen niederzulaſſen und ſie im Chriſtenthum und anderen nützlichen Dingen zu unterrichten. Seine Hoheit hörte mit Aufmerkſamkeit der Erzählung zu und verſprach dann, mir alle Hülfe zu leiſten zur Ausführung meiner Wünſche, machte mich jedoch auch auf die Gefahren aufmerkſam, die mir von den Galla zuſtoßen könnten. Der Sultan, obgleich ſchon im Alter vorgerückt, hatte noch ein gutes Ausſehen, und war äußerſt freundlich und geſprächig. Einige Zeit nachher beſuchte ich mit meiner Frau den Sultan in dem Pallaſt, den er in der Hauptſtadt hat erbauen laſſen. Wir wurden auf's Höflichſte empfangen, und meine Frau wurde eingeladen, des Sultans Familie zu ſehen. Er ſelbſt begleitete ſie (während ich im Audienzſaal warten mußte) in den oberen Stock in ein Zimmer, das mit europäiſchen Artikeln reichlich verſehen war. Dort erwartete die Europäerin des Sultans Töchter, welche in arabiſcher Kleidung prangten. Sie waren ſehr ehrerbietig gegen ihren Vater, indem ſie ſich nur dann ſetzten, wenn auch er

ſaß. Von der Stirne bis zum Mund herab waren ſie verhüllt. Der Vater ſpielte zärtlich mit zwei kleinen Söhnen, die vertraulich mit ihm umgingen. Zuletzt wurden köſtliche Gerichte, wie die beſuchende Europäerin ſie nicht erwartet hatte, aufgetragen. Das Zimmer hatte ſchöne und große Spiegel, Sophas und Seſſel, und die Tiſche waren mit europäiſchen Luxusartikeln bedeckt, aber Alles lag in Unordnung durcheinander und war nicht gerade im reinlichſten Zuſtand erhalten. Zum Abſchied gab der Sultan der beſuchenden Frau einen ſchönen perſiſchen Shawl, und ſandte nachher noch viele Lebensmittel in ihr Logis.

Ich fand es nun für zweckmäßig, auf einige Zeit in Sanſibar zu verweilen. Dieſe Zeit benutzte ich, an Sonntagen den Engländern und Amerikanern, die des Handels wegen ſich in Sanſibar aufhielten, zu predigen, Bekanntſchaft mit den Arabern, Banianen und Suahili anzuknüpfen, um Nachrichten über die Küſte und das Innere derſelben zu erlangen; auch war ich bemüht, mir über die innern und äußern Verhältniſſe der Inſel Sanſibar ſelbſt möglichſt umfaſſende Kenntniß zu verſchaffen.

Ich will nur das Weſentlichſte über die Inſel Sanſibar mittheilen, ſo weit es zu der zuſammenhängenden Darſtellung meiner afrikaniſchen Reiſen gehört.

Die von den Arabern genannte Inſel Sanſibar heißt in der Sprache der Suahili „Ungudſcha“ *) (Brand, Hitze), ein Name, der an die Inſel Manuthiae, die von den alten Geographen an dieſe Küſte geſetzt wird, erinnern dürfte. Sie liegt unter dem 6ten Grad ſüdlicher Breite, iſt 6 bis 7 Stunden vom afrikaniſchen Continent entfernt, hat eine Länge von 20 Stunden von Nord nach Süd, und eine Breite von etwa 6 Stunden. An dem Geſtade iſt ſie ſehr niedrig, ſteigt aber zu 200 bis 300 Fuß hinan. Das Innere iſt wellenförmig. Am Fuße kleiner Anhöhen gibt es oft Sümpfe, die in der Regenzeit viel Waſſer nach dem Meere ſenden, und nach der Regenzeit der Geſundheit nachtheilig werden. Der Boden iſt nahe am Meer ſandig, wird

*) Die Suahili in ihrer ſpielenden Weiſe erklären Ungudſcha „das Feuer verzehrt,“ d. h. wenn einer Geld hat, ſo verzehrt er es ſogleich in Sanſibar, weil man nichts ohne Geld erhält. Die Küſtenbewohner ſagen auch Runguſa für Ungudſcha.

aber beſſer im Innern und fähig zur Kultur, die aber noch vielfach fehlt in Folge der Trägheit und Unwiſſenheit der Eingeborenen.

Wilde Thiere gibt es nicht. Das wilde Schwein ſoll von den Portugieſen herrühren, welche Sanſibar eine Zeitlang beſeſſen haben. Pferde und Eſel zum Reiten in der Stadt und auf das Land werden von Arabien gebracht und ſind ziemlich theuer. Die Kameele werden von der Somali-Küſte eingeführt. Ochſen mit Höckern, tartariſche Schafe, Ziegen gibt es in Menge und werden vom Feſtland gebracht.

Das Pflanzenreich liefert die Banane, Kaſſada (Manioe), Mango, Bohne, Orange, Limone, Feige, Ananas, das Zuckerrohr (woraus roher Zucker fabricirt wird), Mais, den rothen Pfeffer, guten Reis, Tabak, Jams, die ſüße Kartoffel, die Gewürznelke, die viel Gewinn bringt. Auch gibt es Weinreben, die Trauben werden aber nicht recht reif und ſüß, in Folge der zu ſchnellen Entwickelung.

Das Klima iſt nicht ſo ungeſund wie das auf dem Feſtland, doch muß jeder neu Ankommende früher oder ſpäter die Fieberperiode durchmachen, und Manche müſſen den Tribut mit ihrem Leben bezahlen. Die Hauptſtadt, welche 6 Grad 10 Linien ſüdlich vom Aequator am weſtlichen Geſtade der Inſel liegt, iſt jedenfalls geſunder als das Innere der Inſel. Der Thermometer ſteht gewöhnlich zwiſchen 80—88 Fahrenheit.

Die Bevölkerung von Sanſibar beläuft ſich auf etwa 100,000 Seelen, wovon der größte Theil in der Hauptſtadt wohnt. Die Suahilis bilden die Mehrzahl; die Araber dagegen bilden die reichere und mächtigere Klaſſe. Europäer ſind es etwa 20, meiſt Handelsleute, die ſich in Sanſibar etabilirt haben. Die Araber müſſen ſchon früh nach Sanſibar und der Suahili-Küſte gekommen ſeyn, denn die Portugieſen fanden ſie bei ihrem erſten Auftreten in Oſtafrika überall als ihre Hauptgegner, deren Macht ſie brechen mußten, ehe ſie ſich feſtſetzen konnten. Dieſe Araber verbreiteten ihre Religion überall an dieſer Küſte. Sanſibar iſt ganz muhamedaniſch, mit Ausnahme der Banianen, d. h. der indiſchen Kaufleute und der Europäer. Im Ganzen wird man

nicht irren, wenn man die muhamedaniſche Bevölkerung der Suahili-Küſte mit Einſchluß von Sanſibar auf eine halbe Million Seelen anſchlägt. Andere Religionen werden geduldet, da der Sultan Said-Said ein toleranter Fürſt iſt, und da der Umgang der Muhamedaner mit den Heiden, der irdiſche Wohlſtand der Einzelnen und andere Gründe den arabiſchen Fanatismus nicht aufkommen ließen.

Das Innere der Inſel Sanſibar iſt von den Machadem bewohnt, welche in einer Art von Sklavenverhältniß zu den Arabern ſtehen und 48 Dörfer bewohnen ſollen.

Die Hauptſtadt iſt ſehr unregelmäßig gebaut; ſie hat enge und ſchmutzige Straßen, viele ſteinerne Häuſer, mit Hütten der Suahili untermiſcht.

Ein altes, zerfallenes Kaſtell mit etwa 12 Kanonen beſchützt die Stadt und den Hafen, in dem oft 200 bis 300 Schiffe der Eingebornen liegen.

Der Sultan hat eine Anzahl von europäiſchen Kriegsſchiffen, die er aber zu Handelszwecken verwendet. Seine Schiffe gehen nach Indien, Arabien, Europa und Amerika mit Elfenbein, Gewürznelken, Rohzucker, Kopal u. ſ. w. Er iſt der größte Kaufmann ſeines Volkes. Zum Betrieb ſeines Handels und für ſeine Hofhaltung hält er viele tauſend Sklaven, die von der Küſte und aus dem Innern gebracht werden. Sanſibar iſt das Hauptquartier des Sklavenhandels, wiewohl er jetzt etwas gemäßigter und verborgener getrieben wird als früher, wo 25,000 Sklaven jährlich durch Sanſibar paſſirten. Die Zolleinnahmen auf der Inſel und an der ganzen ihm unterworfenen Küſte hat der Sultan an einen Banianen aus Bombay für 200,000 Conventionsthaler verpachtet. Außerdem gewinnt er noch einige hunderttauſend Thaler von ſeinem ausgebreiteten Handel, ſo daß man ſeine jährlichen Geſammteinnahmen auf eine halbe Million Conventionsthaler anſchlagen kann. Damit beſtreitet er ſeine Land- und Seemacht. Die Gouverneure und Kapitäne erhalten eine geringe Beſoldung, wiſſen ſich aber ſchon zu entſchädigen, und haben die Erlaubniß, für ſich Handel zu treiben. Eine ſtehende Armee hat er nicht, die kleinen Garniſonen von arabiſchen und Beludſchi-

Soldaten ausgenommen, die er in Lamu, Mombas, Sanſibar (etwa 50) und Kiloa unterhält, und die ſich im Ganzen auf etwa 1000 Mann belaufen, die aber nicht europäiſch disciplinirt ſind. In Kriegszeiten muß jeder aufgebotene Gouverneur ſein eigenes Contingent ſtellen.

Der Sultan Said-Said beſtieg 1807 den Thron und lebte in Mascat bis zum Jahr 1840, wo er ſeinen Sitz nach der Inſel Sanſibar verlegte, beſonders des Handels wegen, und um den Betteleien und Beläſtigungen der arabiſchen Großen zu entgehen. Er wurde früh mit den Engländern bekannt, die ihn 1819 gegen die fanatiſchen Wahabi in Arabien und gegen die Seeräuber ſchützten, weßhalb ſeine Ergebenheit gegen England ſehr groß iſt. Im Jahr 1835 ſchloß die Regierung der nordamerikaniſchen Freiſtaaten eine Handelsverbindung mit ihm, und ſpäter folgte die engliſche Regierung dieſem Beiſpiel. Kraft dieſes Traktats haben Amerikaner und Engländer fünf Procent für Einfuhr zu zahlen. Die Ausfuhr iſt frei von Abgaben. Im Jahr 1847 ſchloß auch Frankreich ein Handelsbündniß mit Said-Said, und ſtellte, wie die Amerikaner und Engländer, einen Conſul in Sanſibar auf.

Die Hauptausfuhr der Europäer aus Sanſibar beſteht in Elfenbein, Kopalgummi, Gewürznelken, Häuten, Kokosnüſſen und Kokosöl, Semſem, Aloe u. ſ. w. Die Einfuhr beſteht hauptſächlich in einem weißen Stoff von Baumwolle, den die Eingebornen Amerikano nennen, in Glasperlen jeder Art, in Feuergewehren, Meſſing- und Kupferdraht, Glas- und Töpferwaaren, Meſſer, Schwerter, und überhaupt in Allem, was auf den Märkten ungebildeter Nationen Abſatz findet. Die Münze beſteht hauptſächlich in Maria-Thereſia- und ſpaniſchen Thalern. Als kleinere Münze dient der ſpaniſche $^1/_4$ und $^1/_8$ Thaler und die Kupfermünze der Oſtindiſchen Compagnie. Die Lebensmittel, z. B. Reis, Schmalz, Kühe, Schafe, Ziegen, Hühner, Enten u. ſ. w. ſind wohlfeil in Sanſibar und an der Küſte.

Der Sultan Said-Said beanſprucht in Arabien die ganze Küſte von Aden bis Mascat, und von Mascat bis an den perſiſchen Meerbuſen, ſammt den Inſeln darin. In Afrika bean-

ſprucht er die Küſte von Kap Guardafui bis Kap Delgado in der Nähe der portugieſiſchen Beſitzungen von Moſambik. Bis jetzt hat ihm keine auswärtige Macht dieſe ungeheuren Beſitzungen ſtreitig gemacht. Die Politik hat es erfordert, dieſe Anſprüche anzuerkennen, damit keine fremde Macht ſich eindringen kann. Daher wird auch Said-Said von allen Seiten hoch geachtet und ſeine Freundſchaft geſucht. Die Araber und Afrikaner laſſen dieſe nominellen Anſprüche gelten, ſo lange ihren alten eigenen Einrichtungen nicht zu nahe getreten wird. Sie nehmen des Sultans Gouverneure auf, bezahlen auch die Hafenabgaben; im Uebrigen muß Said-Said auf ſtrengen Gehorſam und Unterwerfung verzichten. Er fordert nicht viel, gewährt aber auch nicht viel. Denn obgleich er ein ſehr freundlicher, herablaſſender Herr iſt, ſo hat er doch von ſeiner arabiſchen Erziehung her ſehr eingeſchränkte Begriffe; er hat weder das Licht noch die Kraft und den Muth, gründliche Reformen vorzunehmen und durchzuführen, und überhaupt das zeitliche Wohl ſeines Volks zu befördern. Perſönliche Bereicherung und Anerkennung ſeiner Familie iſt Alles, was ihm anliegt. Wollte er auch einen neuen Zuſtand der Dinge herbeiführen, ſo hätte er die Leute nicht zur Ausführung. Seine arabiſchen Großen würden ihn ſicherlich vernichten, es ſei denn, daß er mit feſter Hand, wie einſt Muhamed Ali Paſcha, ein eiſernes Scepter führen könnte.

Achtes Kapitel.

Reiſe von Sanſibar nach Mombas, Aufenthalt auf dieſer Inſel, und Ausflüge von da ins Wanikaland.

Nachdem ich nun vom 7. Januar bis Anfang März 1844 in Sanſibar verweilt und manches geſehen, gehört und erlebt hatte, entſchloß ich mich, meine theure Gattin in Sanſibar zu laſſen, und auf einem arabiſchen Schiff nach Lamu zu gehen, um von dort aus unter die Galla einzudringen und eine Miſſionsſtation

zu gründen. Ich ließ mir zu dieſem Zweck ein Empfehlungsſchreiben an die Gouverneure der Küſte vom Sultan Said-Said geben. Er gab mir einen Brief, worin es hieß: „Dies kommt von Said-Said Sultan; an alle unſere Unterthanen, Freunde und Statthalter unſern Gruß. Dieſer Brief iſt geſchrieben für Dr. Krapf, den Deutſchen, einen guten Mann, der die Welt zu Gott bekehren will. Benehmet euch gut gegen ihn und leiſtet ihm überall Dienſte. Dieß iſt geſchrieben von Achmed, dem Sekretär und Diener, auf Befehl eures Herrn.“ Auch Major Hamerton, der engliſche Conſul, ſowie der amerikaniſche, Herr Waters, leiſteten mir wichtige Dienſte zur Ausführung meiner Reiſe, welche ich am 5. März antrat. Da der Kapitän des Schiffes, welches von der Inſel Lamu war, Geſchäfte auf der Inſel Pemba abzumachen hatte, ſo benutzte ich die Gelegenheit, dieſe ſchöne Inſel kennen zu lernen, welche die Suahili Pemba, die Araber aber Gefirat-el-Chotera (d. h. Inſel der Gemüſe oder Pflanzen) nennen. Sie liegt 5 Grade ſüdlich vom Aequator, und wird von den Suahilis als die Kornkammer, oder richtiger Reis- und Schmalzkammer von Oſtafrika betrachtet, weil dort viel und guter Reis gepflanzt und viel Schmalz verkauft wird.

Ich wurde von dem Gouverneur der Inſel freundlich aufgenommen, und in dem vor 200 Jahren von den Portugieſen erbauten und die Bai beherrſchenden Kaſtell beherbergt und bewirthet. Von dem Gouverneur hörte ich, daß die Inſel 60 Dörfer habe mit etwa 10,000 Einwohnern, die meiſtens Sklaven ſind. Said-Said, der Sultan von Sanſibar, erhält jährlich 12,000 Thaler Einkünfte von der Inſel, welche 20 bis 30 Fuß über das Meer ſich erhebt. Sümpfe, Waldungen und Gebüſche ſind zahlreich in Pemba, überhaupt iſt der Pflanzenwuchs noch üppiger als in Sanſibar, und dieß macht auch dieſe Inſel ungeſunder als Sanſibar. Die Produkte ſind dieſelben wie in Sanſibar.

Ich lernte den Gouverneur als einen verſtändigen und forſchenden Mann kennen, der für Beweisgründe zugänglich war, und der nicht, wie die Muhamedaner zu thun pflegen, gleich mit Schimpfwörtern zufuhr. Er fragte mich über das Ziel und den Zweck meiner Reiſe, und ermahnte mich, nicht nach Lamu zu

gehen, da jetzt der Kus, d. h. der Südwind beginne, vor deſſen Ende im November ich nicht mehr, oder nur mit großen Schwierigkeiten nach Sanſibar zurückkehren könne. Ich hatte ſchon unterwegs von meinem Kapitän dieſe üble Nachricht gehört, und hatte mich entſchloſſen, meinen Reiſeplan zu ändern, wenn die Ausſage des Kapitäns wirklich wahr ſei. Ich kannte nämlich damals die Zeit und Gewalt der Monſune- oder Paſſatwinde in dieſen Gegenden noch nicht; es war mir unbekannt, daß, wie die Araber ſich auszudrücken pflegen, die oſtafrikaniſche See vom Mai bis September gänzlich geſchloſſen iſt für die Boote der Eingeborenen, welche ſich nicht in das weite Meer hinauswagen, noch einem ſtarken Gegenwind widerſtehen können. Ich hatte nämlich die Abſicht gehabt, nach Lamu zu gehen, die nöthigen Vorbereitungen zu einer Miſſionsſtation unter den Galla zu treffen, und dann ſogleich zurückzukehren und meine Gattin von Sanſibar abzuholen, ein Plan, von deſſen Unausführbarkeit ich mich erſt auf dem Weg überzeugte. Zwar gehen bisweilen Boote von Lamu bis Takaungu oder Mombas mit Depeſchen nach Sanſibar, aber ſie brauchen mehrere Monate, bis ſie in Sanſibar ankommen, weil die Boote der Küſte entlang und hinter den Felſenriffen gerudert werden müſſen, was ſehr koſtſpielig, langwierig und während der Regenzeit (April bis Juli) ſehr beſchwerlich iſt. Ferner fragte der Gouverneur, wer mir die Mittel zum Reiſen gebe, und ob ich im Dienſt der engliſchen Regierung ſtehe; ferner, ob und wann der gegenwärtige Leib auferſtehen werde; ob man Gott mit Augen ſehen könne; ob die Europäer bei ihren Gebeten ſich auch nach Mekka wenden; ob Muhamed kein göttlicher Geſandter geweſen ſei; ob der Sohn der Maria der Sohn Gottes ſei. Auch fragte er Manches über das Militär, über die Dampfſchiffe und über das Verhältniß der Franzoſen und Engländer u. ſ. w. Er wünſchte auch eine arabiſche Bibel zu erhalten, welche ich ihm ſpäter ſandte durch Herrn Waters, der der einzige Europäer iſt, der heilige Schriften und Traktate den Eingeborenen ſchon vor meiner Ankunft gegeben hatte. Obgleich Kaufmann, hatte er ſich doch nicht geſchämt, mit Wort und Wandel ſeine chriſtlichen Geſinnungen vor Eingeborenen und Europäern darzulegen, wenn

auch die letztern ihn oft verſpotten mochten. Auch hielt er den Sonntag nach ächter Chriſtenweiſe. Gewiß, Kaufleute, Conſule, Reiſende und andere Geſchäftsleute würden unter Heiden und Muhamedanern großen Einfluß zu Gunſten der chriſtlichen Religion ausüben, wenn ihnen dieſe Herzensſache wäre, wenn ſie, wie Abraham, der Freund Gottes, den Namen Gottes anrufen und verehren würden, wohin ſie gehen. Es würde dann auch mehr Segen ihren zeitlichen Beruf begleiten. Viele aber halten die Chriſtianiſirung der Eingeborenen für unmöglich, ja gar für unnütz und ihren Zwecken hinderlich, weil es ihnen ſelbſt an innerem chriſtlichen Gehalt fehlt, und weil das wahre Chriſtenthum ihrer Zügelloſigkeit und ihren Kniffen Einhalt thun würde.

Ich ermahnte den Gouverneur, die heiligen Schriften der Europäer fleißig zu leſen, denn erſt durch das Leſen derſelben würde es ihm klar werden, ob die Bibel der Chriſten oder der Koran die wahre göttliche Offenbarung enthalte. Die chriſtlichen Gelehrten leſen den Koran, warum die muhamedaniſchen nicht auch das Buch der Chriſten leſen wollten?

Von dem freundlichen Gouverneur von Pemba, der mit Said-Said auf vertrautem Fuße ſteht, erfuhr ich auch die Zahl der Nachkommen des Letztern. Said-Said ſoll 13 Söhne und 23 Töchter, alſo 36 Kinder gezeugt haben mit ungefähr 70 Frauen, die er in ſeinem Harem unterhält, das er noch in ſeinem Alter alle Jahre durch ſchöne Mädchen aus den Gallaländern zu vermehren ſucht. Weiber, Schiffe und Uhren ſind nämlich die Lieblingsgegenſtände des Sultans von Sanſibar und Mascat. Auf meine Frage, warum denn Said-Said keine ſtarke und disciplinirte Armee unterhalte, ſagte der Gouverneur, das habe er gar nicht nöthig, ſo lange die Macht ſeiner Freunde, der Engländer, in Indien feſtſtehe, habe er keinen Feind zu fürchten, und es ſei daher überflüſſig, ſich große Ausgaben auf den Hals zu laden. Und in der That, man kann nicht wünſchen, daß Said-Said eine ſtarke Macht beſitze, da ſie nur zur Verbreitung des Muhamedanismus unter den heidniſchen Nationen Afrikas dienen würde, wie dieß in Nord- und Weſtafrika durch die fanatiſchen Fellata geſchehen iſt.

Da ich vor meiner Rückkehr nach Sanſibar wenigſtens eine Strecke weit der Küſte entlang reiſen wollte, ſo bemühte ſich der freundliche Gouverneur von Pemba, mir ein Boot auf Koſten der Regierung zu verſchaffen. Allein kein Kapitän ließ ſich zur Fahrt bewegen, entweder weil der Gouverneur zu wenig Fahrgeld anbot, oder weil die Leute glaubten, die Fahrt umſonſt machen zu müſſen. Der Gouverneur drohte, ſchimpfte, wurde zornig, aber Keiner ließ ſich zur Fahrt beſtimmen, ein Umſtand, der mir einen tiefen Eindruck von der Schwäche und Armſeligkeit der Said-Said'ſchen Regierung gab*). Ich entſchloß mich daher, mir ſelbſt zu helfen und mit einem Kapitän zu accordiren. Sogleich war einer bereit, für fünf Thaler mich nach der Inſel Tanga zu bringen. Bei meinem Abſchied von dem Gouverneur ſchenkte er mir noch einen Krug Schmalz, Hühner, Mangos u. ſ. w. Ich mußte dann in einem kleinen Boot beinahe eine Stunde lang gerudert werden, bis die Bai oder der Meereseinſchnitt, welcher nach Tſchakka, der Hauptſtadt von Pemba, führt, mich in die offene See brachte, wo das größere Schiff ankerte, das mit Gepäck und Menſchen ſo angefüllt war, daß ich Gefahr für das Fahrzeug fürchten mußte. Die arabiſche Langſamkeit hielt mich noch länger in der Nähe von Pemba zurück. Denn erſt am 10. März ging die Abreiſe mit Sonnenaufgang vor ſich. Das Schlafen in der freien Luft ohne allen Schutz vor dem ſtarken Thau hätte mir beinahe eine Krankheit zugegogen. Auf dem Schiffe war eine Anzahl Araber, die bald allerlei Fragen an mich machten, z. B. ob es erlaubt ſei, Schweinefleiſch zu eſſen, eine Frage, die ich mit der Stelle Matth. 15, 17. 18. erledigte.

Merkwürdig war mir die Erzählung eines Arabers hinſichtlich der Inſel Harmus im perſiſchen Meerbuſen. Es ſollen ſich

*) Dieſe Schwäche der Regierung zeigte ſich recht auffallend in einem Gerichtsfall, den ich in Pemba beobachtete. Ein Baniane wurde von einem arabiſchen Soldaten geſchlagen und kam weinend zu dem Gouverneur, um ſich Recht zu verſchaffen. Der Gouverneur unterſuchte zuerſt den Rücken des Banianen. Da er Spuren der Verwundung bemerkte, ſo ſchimpfte er zuerſt auf den Soldaten, gab ihm einen Streich und entließ ihn. Der Soldat aber ſchlug den Banianen noch einmal, ohne auf den Gouverneur zu achten.

auf jener Inſel Stellen von Sand befinden, wo die Menſchen und Thiere, die darüber gehen, unterſinken. Salzige Stoffe ſollen unter dem Sand ſeyn, welche dieſes Verſinken verurſachen. Da dieſe Inſel dem Imam von Maſcat gehört, ſo möchte es einem Reiſenden nicht ſchwer werden, dieſe Stellen zu unterſuchen und den wahren Beſtand der Sache zu ermitteln. Vielleicht ließen ſich dadurch die Erſcheinungen des Baher-es-Saſi, von dem oben die Rede war, näher erklären.

Die Fahrt nach Tanga ging ſehr langſam von Statten in Folge der Unwiſſenheit und Ungeſchicklichkeit des Kapitäns und der Trägheit und Gleichgültigkeit der Matroſen, die Sklaven waren, und dem Kapitän nicht gehorchen wollten. Je mehr er auf ſie losſchimpfte, deſto mehr lachten ſie ihn aus. Es iſt entſetzlich, wie hemmend das Sklavenweſen auf alle Verhältniſſe dieſer Eingeborenen einwirkt, und ſo lange das Monſtrum der Sklaverei von dieſen Ländern nicht entfernt wird, iſt an keine Verbeſſerung der ſocialen Zuſtände zu denken. Die Sklaven müſſen Alles thun in dieſen Ländern. Sie müſſen das Feld bauen, Handel treiben, Schiffe regieren, die Kinder des Hauſes erziehen, während die freien Leute eſſen und trinken, faullenzen, oder in die Moſchee laufen und beten, oder bei ihren vielen Weibern ihres Fleiſches pflegen. Kein Wunder, wenn der Fluch auf Allem liegt, was ſie anfangen oder betreiben. Die Sklaven thun Alles gezwungen, mit Widerwillen, Trägheit und in mechaniſchem Schlendrian. Ich mußte mich oft nur wundern, warum nicht mehr Unglück zu Waſſer und zu Land entſteht, wenn ich das Treiben dieſer Leute anſah.

Am 11. März kam ich in Tanga an. Ich präſentirte mein Empfehlungsſchreiben dem Gouverneur Stamboli, der mich freundlich empfing, mir aber eine dunkle Hütte anwies, in der ich es nicht lange aushalten konnte. Hunderte von Menſchen umgaben die Hütte, aber leider! konnte ich nicht mit ihnen reden, da ich die Suahiliſprache damals noch nicht verſtand. Um mich von dieſen Unbequemlichkeiten zu befreien, machte mir Stamboli den Vorſchlag, mich nach dem 400 Schritte vom feſten Lande entfernten Inſelchen Tanga (was man gewöhnlich Tanga nennt, iſt

nur das ins Meer vorſpringende Kap Tanga) zu begeben, wo ein kleines Fort iſt, das die Bucht beherrſcht. Allein ich zog es vor, die Reiſe nach Mombas fortzuſetzen. Die Tanga-Leute treiben bedeutenden Handel mit Elfenbein und Kopal. Sie reiſen nach Uſambara und in die Wakuaſi- und Maſailänder.

Am 13. März erreichte ich Mombas, wo ich von dem Stadt-Gouverneur Ali Ben-Naſſer freundlich aufgenommen wurde. Dieſer Mann war zweimal in London geweſen, um bei der engliſchen Regierung im Namen des Sultans von Sanſibar eine politiſche Miſſion auszuführen. Er wies mir ſogleich das Haus an, das früher von dem engliſchen Reſidenten Herrn Emmerich bewohnt worden war, und bewirthete mich aufs Gaſtlichſte nach europäiſchem Styl. In den Straßen von Mombas ſah ich bald heidniſche Wanika, die von den benachbarten Bergen gekommen waren. Auch die Leute von Mombas beſuchten mich in großer Anzahl und waren ſehr freundlich gegen mich. Da kam mir auf einmal der Gedanke, Mombas würde ſich am beſten für eine anfangende Miſſion an dieſer Küſte eignen, zumal da auch die Galla nur einige Tagreiſen im Norden von Mombas zu treffen wären, wenn ſie auf den Markt nach Emberria kommen, ein Dorf, das im Stamm der Wanika von Kiriama liegt. Auch lernte ich in Mombas bald einige Galla-Sklaven kennen, die von Dſchondor (Sendſchero) über Gurague nach Schoa, und von dort nach Tadſchurra und Maskat verkauft worden waren, von wo ſie nach Mombas kamen.

Je länger ich in Mombas verweilte, je klarer wurde mir, daß es vielleicht im Willen Gottes liege, die Galla durch die Wanika mit dem Evangelium bekannt zu machen, und daß daher die erſte Miſſionsſtation an dieſer Küſte unter den Wanika angelegt werden müſſe, zu denen ich von Mombas aus leicht kommen könnte. Ich wurde in meiner Anſicht durch folgende Gründe beſtimmt:

1) da die Leute und Beamten in Mombas die Europäer, die Engländer insbeſondere, kennen und werthſchätzen;
2) da ſie täglich in Haufen mich beſuchen;
3) da Mombas mit den heidniſchen Nachbarſtämmen in der

Nähe und Ferne in Verbindung ſteht und eine Karawanenſtraße ins Innere führt;

4) da Mombas ziemlich geſund iſt, und die nöthigen Bequemlichkeiten in Beziehung auf Wohnung und Lebensmittel darbietet;

5) da die Heidendörfer im Süden ſo nahe ſind, daß der Miſſionar ſie täglich beſuchen und Abends zurückkehren kann;

6) da die Galla nur einige Tagreiſen von Mombas entfernt ſind;

7) da der Imam gegenwärtig mit Patta im Krieg begriffen iſt, und folglich der Aufenthalt auf der Inſel Lamu, von wo aus ich die Galla beſuchen wollte, mit beſondern Schwierigkeiten verbunden wäre;

ſo ſcheint es mir nach Erwägung aller dieſer Gründe und Verhältniſſe am zweckmäßigſten, in Mombas vor der Hand meinen Aufenthalt zu nehmen, um die Suahiliſprache zu erlernen, Ausflüge zu den heidniſchen Wanika zu machen, die Verhältniſſe im Innern kennen zu lernen und das Evangelium daſelbſt zu verkündigen, ſobald ich der Sprache Meiſter bin. Ich entſchloß mich deßhalb, nach Sanſibar zurückzukehren, um meine liebe Gattin von dort nach Mombas zu bringen.

Ich blieb jedoch in Mombas bis zum 18. März und hatte täglich Beſuche von den Mombaſſianern, welche immer wieder die Frage machten: „In welcher Stellung man beten müſſe?“ Ich erklärte ihnen wiederholt, daß Gott ein Geiſt ſei und im Geiſt und in der Wahrheit angebetet werden müſſe; Gott ſage ſelbſt in ſeinem Wort: „Ich wohne im Heiligthum und in der Höhe, aber ich will auch wohnen in Denen, welche zerſchlagenen Geiſtes ſind und ſich fürchten vor meinem Wort.“ Auf die äußere Stellung des Körpers komme es alſo nicht an.

Die Muhamedaner in Mombas haben nämlich einen Streit mit der Sekte des El-Baddei, zu welcher auch der Sultan Said-Said und ſeine arabiſchen Großen gehören. Sie glauben, daß Muhamed bei ſeinen Gebetsverrichtungen die Hände mit einem Tuch bedeckt habe, weßhalb Niemand die Stellung und Bewegung ſeiner Hände habe erkennen können, ob er ſie kreuzweiſe über

die Bruſt gelegt, oder zu den Knieen habe hinabhängen laſſen, ein ungewiſſer Umſtand, der vier Abtheilungen unter den Erklärern des Korans hervorgerufen habe, indem jeder Erklärer ſich die Gebetsſtellung Muhameds verſchieden gedacht habe. Die Schafniten, zu denen die meiſten Mombaſſianer gehören, falten die Hände über die Bruſt, während die Anhänger des El-Baddei ſie hinabhängen laſſen. Im Ganzen gebe es nur vier Hauptſekten, und die fünfte, nämlich die des El-Baddei ſei verwerflich, daher die Mombaſſianer den Sultan Said-Said und deſſen Gouverneur Ali Ben-Naſſer in Mombas ſehr haſſen. Auch über die Unrechtmäßigkeit, Menſchen mit Gewalt zur Annahme einer Religion zu zwingen, hatte ich manche Unterredung mit den mich beſuchenden Muhamedanern in Mombas. Der Kadi fragte, ob denn Gott einen Sohn habe, ob er in ſechs Tagen die Welt geſchaffen, ob die Chriſten die Auferſtehung glauben, ob die Engländer Götzendiener ſeien, wie die Portugieſen, welche in Moſambik Stein und Holz anbeten, ob das Schweinefleiſch-Eſſen erlaubt ſei? Aus Veranlaſſung der Portugieſen in Moſambik erklärte ich dem Kadi den Unterſchied zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, und wie die Trennung der Proteſtanten vom Pabſt zu Rom vor 300 Jahren entſtanden ſei.

Nachdem ich noch einen Lehrer zur Erlernung der Suahili- und Kinikaſprache engagirt hatte, reiste ich am 18. März von Mombas ab auf einem Schiff, das einem Eingeborenen von Sur im ſüdlichen Arabien gehörte. Auf dem Schiffe waren Eingeborene aus Arabien und Indien, unter Andern auch ein Hindu von der Radſchiput-Kaſte, der in Bombay in eine Miſſionsſchule gegangen war. Die Bekanntſchaft mit dieſem Manne überzeugte mich, daß der Schulbeſuch der Heiden, wenn er auch nur kurze Zeit dauert, und ſie gerade keine Chriſten werden, doch einen großen Einfluß auf ihr Gemüth ausübt. Als ich mit ihm über den indiſchen Götzendienſt redete, ſagte er: „Es gibt nur Einen Schöpfer Himmels und der Erden, der überall gegenwärtig iſt, Alles ſieht und hört, auch die Gedanken des menſchlichen Herzens.“ Ein arabiſcher Scheich von Lamu, der mich in den Pſalmen leſen ſah, bat mich um dieſes Buch, und da es ihm wohl

gefiel, verlangte er die ganze Bibel. Arabiſche Traktate wären unter dieſen Leuten willkommen geweſen, beſonders ſolche, welche von der Geographie und Geſchichte handeln. Wegen des eingetretenen Südwinds wurde die Reiſe ſehr langwierig; läſtig wurde ſie wegen des Regens, der gewöhnlich um Mitternacht fiel, was mir um ſo unwillkommener war, da ich keine Kabine hatte, ſondern auf dem offenen Verdeck mich aufhalten mußte.

Von einem Paſſagier aus Lamu erfuhr ich, daß der auf vielen Karten verzeichnete Name des Stammes Maracates unrichtig iſt; der Stamm ſoll Maracatoa heißen, am Dſchubfluß wohnen und ein Gallaſtamm ſeyn. Ferner muß der Name Magidas und nicht Machidas geſchrieben werden. Dieß iſt ein Gallaſtamm am obern Lauf des Oſiflufſes, dem die Waſania oder Dahalo unterworfen ſeyn ſollen. Auch ſollte man Malindi, nicht Melinde ſchreiben.

Ein Eingeborener aus Murbat Dafar erzählte, daß zwiſchen Gubat-el-Kammer und Meſile an der ſüdarabiſchen Küſte eine Sprache geredet werde, welche von der arabiſchen ſehr abweiche. Er nannte ſie die Mahariſprache. Da mir an dieſer Sache, von der ich noch nie etwas gehört hatte, gelegen war, ſo machte ich eine kleine Wörterſammlung, aus der hervorging, daß die Sprachen von Mahara und Murbat Dafar ſowohl von dem Arabiſchen als von einander ſehr abweichen. Ob in dieſen Dialekten noch ein Ueberreſt der alten Hamiaritenſprache vorhanden iſt, in der bekanntlich noch Inſchriften im ſüdlichen Arabien angetroffen werden, konnte ich nicht beſtimmen, wohl aber vermuthen. Im Norden von Mahara und Murbat Dafar ſollen muhamedaniſche Stämme ſeyn, die ſehr kriegeriſch ſind und das Fleiſch der Eſel und Pferde eſſen. Ich machte ſpäter eine Seereiſe auf einem Schiffe, das einem Eingeborenen von Mahara gehörte. Die Matroſen redeten wirklich in einer Sprache, die ich nicht verſtehen konnte. Bei dieſer Gelegenheit fand ich die Ausſage des Murbat-Dafar-Mannes völlig beſtätigt*). Im Norden von Mahara ſoll der Stamm Gera ſeyn, deſſen Sprache vom Mahari und Arabiſchen verſchieden ſeyn ſoll.

*) Die Maharaſprache ſoll auch auf der Inſel Sokotra geſprochen werden.

Als ich einem muhamedaniſchen Scheich von Lamu die runde Geſtalt der Erde und ihre Bewegung um die Sonne zu beweiſen ſuchte, wurde der Scheich ſehr unwillig und warnte die Paſſagiere vor ſolchen Lehren, welche dem Koran widerſprechen. Der obige Hindu, der in Bombay etwas Geographie gelernt hatte, trat auf meine Seite und ſagte zu dem Scheich: der Franke kann ſeine Sätze beweiſen, aber ihr wißt nichts dagegen einzuwenden, als daß ſie eben dem Koran widerſprechen. Der Scheich ſetzte ſich zu den Paſſagieren und unterhielt ſie mit folgenden Fabeln:

1) Im Norden der Erde gebe es ein Bahet-el-Tulemat, d. h. ein Meer der Finſterniß, weil am Ende der Erde beſtändige Finſterniß ſei, und weder Sonne noch Mond dort geſehen werden, und die Sterne an einander ſchlagen. Es ſeien dort ungeheure Wallfiſche, welche die größten Schiffe umſtürzen. Die Franken gehen dorthin, um Gold und Silber im Waſſer zu ſuchen. Dorther komme das viele Geld der Europäer, welche Eſel und Pferde vor die Wallfiſche werfen, damit ſie ihre Schiffe nicht umſtürzen.

2) Es gebe drei Wunder der Welt, welche von allen guten Muhamedanern geglaubt werden. Erſtlich die Munara-el-Iskandaria, d. h. die Minarete von Alexandrien, welche ſehr hoch ſeien und auf ihrer Spitze Kanonen haben, welche bei der Annäherung von Schiffen von ſelbſt losgehen; zweitens die Mesgid-el-Banumaia (die Moſchee von Banumaia, welche jetzt zerſtört ſei), welche 300 Thore gehabt habe, die ſich alle ſelbſt öffneten, nachdem ein Thor geöffnet war; drittens El-Schagir-el-Hindie (der indiſche Baum), welcher eine Frucht erzeugte, die Frauen hervorbrachte, welche riefen „Waki, Waki.“

3) Jenſeits China ſei eine Inſel, welche ihre Lage verändere nach der Beſchaffenheit des Windes von Norden nach Süden, Oſten und Weſten. Dort ſei der Baum Ekſir, welcher keinen Schatten gebe, aber eine Arznei enthalte gegen alle möglichen Krankheiten und böſen Geiſter.

Mit ſolchen Mährchen unterhalten ſich die Araber auf den Schiffen, beſonders Nachts beim Mondſchein, wenn ſie lange nicht einſchlafen.

Ein Paſſagier aus Barawa gab mir über die Stadt Barder oder Bardera am Dſchubfluß folgende Nachricht, die mit der oben mitgetheilten im Weſentlichen übereinſtimmt. Ein muhamedaniſcher Scheich aus Mukdiſcha, der ſtreng am Koran hing, wanderte vor 25 Jahren aus ſeiner Vaterſtadt aus, und baute ſich eine Hütte am Dſchubfluß, wo er bald eine Anzahl von Somali als Schüler und Nachfolger um ſich verſammelte. Mit ihrer Hülfe baute er ein Dorf, welches bald zu einer Stadt wurde durch die herbeiſtrömenden Somali, welche ſeine Grundſätze annahmen. Als ſich der Scheich ſtark genug fühlte, überſchritt er den Dſchub und ſchlug die Galla in mehreren Treffen, konnte ſie aber nicht zur Annahme des Muhamedanismus bewegen. Als der Scheich ſtarb, wurde Scheich Ibrahim ſein Nachfolger im Regiment zu Bardera. Ibrahim ſandte einen Boten nach Barawa und befahl den Einwohnern, vier Punkte anzunehmen, nämlich:

1) daß ſie das Tabakrauchen aufgeben ſollten;
2) daß hinfort Niemand Elfenbein kaufen noch verkaufen ſolle, da das Fleiſch des Elephanten unrein ſei, folglich ein reiner Muhamedaner ſich durch die Berührung mit Elephantenzähnen verunreinigen würde;
3) daß die Somali-Frauen zu Hauſe bleiben, ſich verſchleiern und nicht halb nackt herumlaufen ſollten;
4) daß die Somali hinfort nicht mehr in die Häuſer ihrer Nachbarn gehen ſollten, ohne anzuklopfen und die Erlaubniß des Eigenthümers zum Hineintreten erhalten zu haben, und daß ſie ihre Blicke nicht auf das Eigenthum deſſelben werfen ſollten, weil der Anblick ſie leicht zum Diebſtahl oder Raub verleiten könne.

Als der Bote dieſe Artikel verkündigte, wurde er von den Barawa-Leuten getödtet. Ibrahim ſandte einen zweiten Boten, der auch getödtet wurde. Nun marſchirte er mit 1700 Mann gegen Barawa, nahm die Kameele, Schafe und Kühe der Einwohner hinweg und ſandte dieſe Beute durch 300 Mann nach Bardera, während er an den Ufern des Hainesfluſſes Halt machte und die Barawa-Leute zur Unterwerfung aufforderte. Allein dieſe ſammelten ein Heer von 10,000 Mann und griffen die Fanatiker

von Barder an, wurden aber von dieſen total geſchlagen und zerſtreut. Noch wollten die Barder-Leute die Sache im Frieden abmachen, aber die Barawaner weigerten ſich, worauf jene Barawa erſtürmten, plünderten und tödteten, wer ihnen in die Hände fiel. Auf dem Heimweg wurden ſie von 20,000 Somali überfallen, dieſe wurden aber in die Flucht geſchlagen. Seit der Zeit gewannen die Barderaner große Macht und bedeutenden Einfluß, und die Barawa-Leute mußten die vier Artikel annehmen. Da jedoch die Barder-Leute ihren Fanatismus zu weit trieben, ſo vereinigten ſich endlich die Somali zur gänzlichen Zerſtörung der Stadt und Sekte. Der Somali-Scheich Juſuff rückte mit 40,000 Mann vor die Stadt und umgab ſie mit einem ſechsfachen Lager, ſo daß kein Barderaner entfliehen konnte. Die Männer wurden getödtet und die Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht. Die Stadt wurde von Grund aus zerſtört, und ſeit jener Zeit hatte die Sekte alle Bedeutung verloren, ſoll ſich aber in der neueſten Zeit wieder regen.

Ich erreichte Sanſibar am 24. März, wo ich Alles antraf, wie ich es verlaſſen hatte. Meine Gattin war bereit, mir nach Mombas zu folgen. Die Abreiſe geſchah am 3. Mai 1844 auf einem indiſchen Bagala, das nach Bombay ſegelte, aber in Mombas noch mehr Waaren aufnehmen wollte. Der Gouverneur von Mombas, Ali Ben-Naſſer war auch auf dem Schiff. Er hatte ſtrenge Befehle von dem Sultan, mich und meine Gattin gut zu behandeln und mir während meines Aufenthalts in Allem behülflich zu ſeyn. Allein Ali Ben-Naſſer nahm den Befehl ſeines Herrn nicht ſehr zu Herzen. Er hätte mein Haus in einen wohnlichen Zuſtand herſtellen ſollen, that es aber nicht. Es mußte daher meine erſte Sorge ſeyn, mich dem Baugeſchäft zu unterziehen, was beinahe die Zeit von einem Monat erforderte. Das Haus hatte früher einem Engländer gehört und war nach ſeiner Abreiſe in Verfall gerathen. Auch hatte es durch das Bombardement des Sultans gelitten. Nach der Einnahme von Mombas ließ der Gouverneur es von einem Eingeborenen bewohnen, der die Fenſter zumauerte, um ſich, wie er ſagte, gegen Kälte und Licht zu ſchützen, ein Beiſpiel, woran man ſehen kann,

wie die Eingeborenen mit den Verbeſſerungen und Einrichtungen, welche die Europäer zurücklaſſen, umzugehen pflegen.

Auch der Kommandant des Kaſtells in Mombas hatte den Befehl vom Sultan und vom engliſchen Conſul, mich freundlich zu behandeln; allein dieſer Mann, ein alter Beludſchi aus Multan in Afghaniſtan, verlangte immer vorher ein Geſchenk, wenn er etwas für mich thun ſollte. Einer der Kadis, der Baumeiſter von Mombas iſt, wollte bei meinem Bau ſo viel als möglich profitiren, und brachte daher ſeine Arbeit nur langſam zu Stande. Die Maurer und Zimmerleute, die ich ohne des Gouverneurs Erlaubniß nicht erhalten konnte, wollten zu der geſetzten Stunde in die Moſchee laufen und beten und verbrachten ſo den Tag mit Faullenzen unter dem Schein der Religion, und begehrten dabei $^1/_4$ Thaler Lohn. Die Maurer des Kadi waren meiſt ſeine Sklaven, die ohnehin nichts thun, wenn ſie nicht beaufſichtigt und angetrieben werden. Daneben wurde ich von Bettlern und vielen Leuten heimgeſucht, die Arznei haben wollten gegen Geſchwüre, Pocken und rheumatiſche Schmerzen. Leute, die mich beſuchen wollten, um mit mir über religiöſe und andere Dinge zu reden, wurden von Ali Ben-Naſſer zurückgehalten, aus Furcht, der Europäer möchte den traurigen Zuſtand des Landes kennen lernen und nach Europa berichten, oder auch aus Furcht, die Eingebornen möchten Mombas in die Hände der Engländer zu ſpielen trachten, weil die Sage ging, die Engländer werden wieder nach Mombas kommen und dann die ganze Küſte in Beſitz nehmen. So hatte ich im Anfang mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, doch die größte Schwierigkeit beſtand darin, daß ich die Suahili-Sprache noch nicht verſtand, und keine Hilfsmittel hatte, ſie zu erlernen, da noch kein Europäer eine Sprachlehre oder Wörterbuch verfaßt hatte. Mit Hülfe des Arabiſchen überwand ich nach und nach dieſes Hinderniß. Ich fand aber in dieſer Sprache Eigenthümlichkeiten, die mir Anfangs viel Kopfzerbrechen koſteten, die mir aber auch Freude machten, als ich „heureka, heureka," ich habe es gefunden, gefunden, ausrufen konnte.

Am meiſten fürchtete Ali Ben-Naſſer, ich möchte die Miſſethaten erfahren, die er im Jahr 1836 bei einer großen Hungers-

noth gegen die heidniſchen Wanika begangen hatte, deren Kinder er für Getreide gekauft und ſie dann bei Hunderten als Sklaven nach Arabien verkauft hatte, und doch hatte ihn der Sultan nach England geſandt, um wegen der Abſchaffung des Sklavenhandels mit England zu unterhandeln. In England hatte er ſich als einen Abolitioniſten ausgegeben, in Afrika aber ſich als das gerade Gegentheil erwieſen. Es konnte ihm natürlich nicht angenehm ſeyn, wenn man in England von ſeinen Unthaten Kunde erhalten würde.

Unter der Regierung der Masrue war es Sitte geweſen, den Wanika-Häuptlingen jährlich 150 Kleider zu verabreichen, um ſie in einem freundlichen Verhältniß gegen Mombas zu erhalten; allein Ali Ben-Naſſer hob dieſe Sitte auf, und brachte dadurch eine gereizte Stimmung gegen Mombas hervor, die durch den Verkauf der Kinder noch vermehrt wurde. Die Masrue hatten den Wanika in Zeiten der Theurung Getreide umſonſt, oder gegen Rückerſtattung deſſelben in wohlfeiler Zeit, gegeben, und ſo dieſelben gegen Mombas geneigt gemacht und den Handel und Wandel zwiſchen Stadt und Land befördert. Die Wanika hatten die Sitte, den Masrue jährlich zwei Faraſala Elfenbein (72 Pfund) und 20 ſäugende Kühe zu ſchenken. Dieſe Geſchenke brachten ſie beſonders gerne, wenn es in einem Jahr reichlich geregnet hatte, weil die Leute im Innern glauben, der Regen komme von den Suahilis, weil ſie am Meer wohnen und das Buch Gottes, den Koran haben. So eingewurzelt iſt dieſer Glaube, daß die Wanika ſchon öfter zu dem Gouverneur von Mombas gekommen ſind und Regen von ihm verlangt haben. Ich habe es im Innern (in Ukambani) ſelbſt beobachtet, daß die Leute (z. B. die Wakamba) glauben, der Regen komme von den Suahili und man dürfe dieſe nicht beleidigen, weil ſie ſonſt den Regen zurückhalten könnten. Die Suahili machen ſich auch dieſen Aberglauben zu Nutz und drohen den unwiſſenden Leuten mit Entziehung des Regens, wenn ſie ihnen nicht zu Willen ſind. Ueberhaupt ſuchen die Suahili den Aberglauben der Heiden, in dem ſie ſelbſt ſehr gefangen ſind, für ihre ſelbſtſüchtigen Zwecke auszubeuten. Lüderliche Menſchen, die ſich ihrer Schulden halben an der Küſte nicht

mehr ſehen laſſen dürfen, gehen zu den Wanika, treiben dort Zauberei und Exorcismus und ſammeln ſich in kurzer Zeit wieder einiges Vermögen.

Nachdem ich nun in Mombas gehörig eingerichtet war, legte ich mich mit Eifer auf das Studium der Suahili- und Kinika-Sprache und ſuchte Bekanntſchaft mit den Häuptlingen der Wanika zu machen, die nach Mombas kamen. Am 8. Juni 1844 begann ich die Ueberſetzung des erſten Buchs Moſis mit Hülfe des Scheich Ali Ben-Mueddin von Barawa, der Kadi (Richter) von Mombas war. Dieſen Tag betrachtete ich ſpäter immer als einen der wichtigſten meines Lebens. Aber kaum hatte ich dieſes wichtige Werk begonnen, und mich über den Fortſchritt meiner Miſſions-Arbeit gefreut, ſo kam eine ernſte Prüfung über mich und meine Familie, wie es auf dem Miſſionsgebiet und im Leben des einzelnen Chriſten zu gehen pflegt, wo Freude mit Leid meiſtens wechſelt, damit der Menſch in der Demuth bleibe. Die Regenzeit des Jahres 1844 war in Mombas ungewöhnlich ſtark geweſen, die Eingebornen wurden von allerlei Krankheiten, beſonders von Fieber und Kopfweh befallen, und der Aberglaube fand reiche Veranlaſſung zu Zaubereien und gaukelhaften Verſuchen. Aus Blättern wurden Arzneien bereitet und während des Zeitraums von ſieben Tagen unter der Prozeſſion der Leute auf die Straßen geſtreut, um die böſen Geiſter, wie die Leute ſagten, aus der Luft zu vertreiben. Wenn nämlich die Geiſter die Düfte der Blumen und Kräuter riechen, ſo fliehen ſie davon und die geſunde Zeit kehrt wieder. Dieſer Aberglaube graſſirt in Mombas, Patta, Lamu, Sanſibar und überhaupt unter den Suahili, die ihn von den Heiden entlehnt haben. Da ich nun ſeit dem 1. Juli auch vom Fieber ergriffen worden war, ſo wollte Ali Ben-Naſſer den Exorcismus auch in der Nähe meines Hauſes vornehmen laſſen, wogegen ich mit aller Macht proteſtirte.

Am 4. Juli wurde ich wieder etwas beſſer, aber meine Gattin bekam am 5ten einen bedeutenden Fieber-Anfall, der um ſo bedenklicher war, als ſie jeden Tag ihrer Entbindung entgegen ſah, die auch wirklich am 6. Juli erfolgte, wo die Selige von einer geſunden Tochter entbunden wurde. Am 9. Juli aber ver-

fiel ſie nach Mitternacht in ein Delirium, aus dem ſie zwar wieder erwachte, aber mit der vollen Ueberzeugung, daß ſie bald von meiner Seite werde genommen werden. So ſtark war dieſe Ueberzeugung, daß ſie in rührenden Worten von mir und von den Dienſtboten Abſchied nahm, indem ſie beſonders die letztern (welche Muhamedaner waren) ermahnte, auf Chriſtum, nicht auf Muhamed ihr Vertrauen zu ſetzen, da Muhamed weder im Leben, noch in der Stunde des Todes helfen könne, während Chriſtus, der Sohn Gottes, ihr jetzt unbeſchreiblichen Frieden gebe. Sie erkenne und fühle ſich zwar als eine große Sünderin, aber Jeſus, das Lamm Gottes, das der ganzen Welt Sünde trug, habe ihr alle Sünden vergeben. Gerne würde ſie noch länger auf Erden verweilt haben, um an ihrem eigenen Heil und dem Wohl Afrika's zu arbeiten, aber ſie ergebe ſich ganz in den Willen Gottes. Insbeſondere bat ſie mich, ſie in meinem Bericht nicht zu loben, ſondern nur ihren Freunden in der Heimat zu ſagen, daß der Heiland ihr als einer armen Sünderin gnädig geweſen ſei. Nach mehrmaligem Erbrechen und langen heftigen Schmerzen hauchte ſie am 13ten ihren Geiſt in die beſſere Welt hinüber. Ich lag in dieſen ernſten Augenblicken auf meinem Bette neben ihrem Sterbelager, vom Fieber ſo niedergehalten, daß ich nur mit größter Mühe mich erheben und nach ihr ſehen konnte, um mich zu überzeugen, daß ſie wirklich geſtorben ſei. Selbſt in Schmerzen liegend, konnte ich im Augenblick dieſen großen Verluſt nicht ermeſſen. Der Gouverneur wurde erſucht, einen Sarg aus dicken Schiffsbrettern anfertigen zu laſſen, in den ſie am 14. Juli eingeſenkt wurde, da der Verweſungsgeruch, der in jenen Ländern ſchnell eintritt, ihre Beerdigung zu beſchleunigen gebot. Der Sarg wurde auf einem Boot über die Meerenge von Mombas gebracht und auf dem feſten Land, im Beiſein des Gouverneurs, des Kadi und einiger Suahili beerdigt, am Weg, der in das Wanikaland führt. Später wurde der Verſtorbenen von dem amerikaniſchen Conſul, Herrn Waters und ſeinen Freunden in Bombay, für 64 Rupien ein ſteinernes Denkmal geſetzt, das die wandernden Suahili und Wanika ſtets daran erinnern ſollte, daß hier eine Chriſtin ruht, welche Vater, Mutter und Heimat verlaſſen hatte, um am Heile

Afrika's zu arbeiten. Nur mit Mühe konnte ich dem Leichenbegängniß beiwohnen, und kaum war ich nach Hauſe gekommen, als auch bei dem geliebten Kind ſich Krankheits-Symptome äußerten, welche am 15ten tödtlich wurden, und mich nöthigten, auch dieſe Todesbeute dem Grabeshügel meiner geliebten Roſine ſo ſchnell als möglich zuzuführen.

Am 17. Juli erhielt ich viele Briefe aus Europa, worin unter Anderem der Tod meines geliebten Lehrers und Freundes, des Herrn Oberhelfers Sarway in Tübingen, und der Tod der geliebten Mutter meiner ſeligen Roſine gemeldet wurde. Wie merkwürdig, daß der Letzteren der herbe Schmerz über das Hinſcheiden der theuren Mutter, deren Namen ſie noch in den letzten Stunden auf den Lippen hatte, erſpart wurde. An Körper und Geiſt durch die Leidenstage abgemattet, fand ich für nothwendig, eine Luftveränderung zu verſuchen. Zu dem Ende miethete ich ein Boot und ſegelte weſtlich von Mombas der Bai entlang, welche an den Fuß des Berges führt, auf dem das Dorf Alt Rabbai in einem Walde erbaut iſt. Die Bai ſchlängelt ſich bald rechts, bald links, hat an den Ufern hohes Gebüſch und Bäume, die von den Mombaſſianern zu Brennholz verwendet werden. Etwa zwei Stunden von Mombas iſt das Dorf Dſchumfu, das von muhamedaniſchen Suahilis bewohnt iſt. Dieſes Dorf beſuchte ich auf dieſer Fahrt, welche mir ſehr wohl that, wie denn überhaupt Jedem, der das Landesfieber bekommt, zu rathen iſt, ſo bald als möglich auf die See zu gehen, oder ſonſt eine Luftveränderung vorzunehmen, ehe ſich das Uebel feſtſetzt. Geſtärkt legte ich mich am Abend des 27ſten auf mein Lager nieder, das nicht mehr, wie in der vorigen Nacht, von den großen Ameiſen beläſtigt wurde, bei deren Verſcheuchung von meinem Bette ich einen großen Hundertfüßler (Scolopunder) zu meinen Füßen entdeckte, der mir hätte ſehr gefährlich werden können. Ueberhaupt habe ich öfters merkwürdige Bewahrungen vor Schlangen, Scorpionen und Scolopundern, ſowie vor andern wilden Thieren erfahren. Als ich einmal in einer Kammer in meinem Haus in Mombas etwas holen wollte (es war Nacht), fiel mir plötzlich ein, nicht ohne Licht in die Kammer zu gehen. Nachdem ich ein Licht geholt

hatte, bemerkte ich zu meinem Schrecken zwei große Scorpionen auf der Thürſchnalle, die ich gerade in die Hand nehmen wollte. Ein andermal ſaß ich an meinem Schreibtiſch und ſchrieb gerade einen Brief an Herrn Inſpektor Hoffmann in Baſel, als ich am linken Schenkel unter den Beinkleidern ein unangenehmes Jucken ſpürte. Sogleich lief der Gedanke durch meine Seele, „es iſt ein Scorpion.“ Ich fühlte nach mit der Hand und bemerkte etwas, das ſich bewegte. Ich faßte das Ding ſammt dem Hemd und den Beinkleidern, zog dieſe ſogleich aus, und fand einen großen Scorpion hervorkommen, den ich mit meinem Stiefel ſogleich todt ſchlug, da ich nichts anders gerade bei der Hand hatte. Wie es mir mit Schlangen erging, wird ſpäter erzählt werden. Ebenſo mit Löwen. Möchte ich nur nie vergeſſen, wie oft der Herr auch mein irdiſches Leben vor Gefahr und vom Tode errettet hat! Meine Geſundheit verbeſſerte ſich allmählig, ſo daß ich das Studium des Suahili (der Küſtenſprache) mit neuem Eifer betreiben, auch an öftere Excurſionen nach dem Wanikaland denken konnte. Mein Gemüth war damals oft ſo von dem Gedanken an die Bekehrung Afrika's hingenommen, daß ich berechnete, wie viele Miſſionarien und Ausgaben erforderlich ſeyn könnten, um Afrika von Oſt nach Weſt mit Miſſionsſtationen zu beſetzen. Ich nahm an, daß es etwa 900 Stunden von Mombas bis zum Gabun-Fluß in Weſt-Afrika ſei, wo die Amerikaner vor der Beſitznahme der Franzoſen eine Miſſion gegründet und im Segen gearbeitet hatten. Wenn nun alle 100 Stunden eine Station mit vier Miſſionarien aufgeſtellt würde, ſo würde man neun Miſſionsſtationen und 36 Miſſionarien brauchen, die ungefähr 40 bis 50,000 Gulden jährlich koſten würden. Würde man alle Jahr von Oſt und Weſt zugleich vorrücken, ſo müßte meiner Anſicht nach, die Miſſionskette in vier bis fünf Jahren fertig ſeyn. Ich dachte mir damals Dafeta (bei Dſchagga) als das Land, wo die erſte öſtliche Station im Innern errichtet werden ſollte. Dieſen Gedanken, den ich am 16. Auguſt 1844 in mein Tagbuch niederſchrieb, vergaß ich ſpäter wieder gänzlich, bis ich mich im Jahre 1849 wieder daran erinnerte, und bei meinem erſten Beſuch in Europa 1850 klar und beſtimmt darauf hinwies, ein Gedanke,

den mein Comittee in England ernſtlich erfaßte und durch Verſtärkung der oſtafrikaniſchen Miſſion zu bethätigen ſuchte. Auch hatte ich ſchon im Anfange meines Aufenthalts in Mombas den Gedanken, England möchte eine Kolonie für befreite Sklaven an der Oſtküſte haben (wie Sierra Leone im Weſten), welche zur Bekehrung der inner-afrikaniſchen Stämme als Gehülfen gebraucht werden können. Eine ſolche Kolonie, dachte ich, könnte am beſten in Malindi oder Mombas und ſeiner Umgebung angelegt werden. Wenn das Geld, das auf Schiffe zur Unterdrückung des Sklavenhandels verwendet wird, auf die Miſſionskette durch Afrika und auf Miſſionsſtationen der Oſt- und Weſtküſte entlang, verwendet würde, ſo würde der Fall der Sklaverei und der Sklaven-Ausfuhr nach Amerika und Arabien viel ſchneller und gründlicher bewirkt werden, und es wäre nicht mehr zu befürchten, daß England und Amerika wegen der Durchſuchung der Sklavenſchiffe in Streit gerathen würden. Aber die Gott entfremdete Politik unſerer Zeit will eben ein für allemal ſich dem Evangelium nicht unterwerfen, bis es zu ſpät werden wird.

Am 19. Auguſt machte ich einen Ausflug nach dem Dorfe Rabbai ku (Rabbai wa kale), Groß-Rabbai oder Alt-Rabbai, theils um die Häuptlinge und Leute kennen zu lernen, theils um zu ſehen, ob ſich dieſer Ort für eine Miſſionsſtation eignen würde.

Um Mittag erreichten wir das von mir ſchon einmal beſuchte Dorf Dſchumfu. Da unſer Boot weſtlich von Dſchumfu wegen des ſeichten Waſſers auf die Fluth warten mußte, ſo kehrte ich am ſüdlichen Ufer der Bucht im Hauſe eines Pflanzers ein und ließ mir ein Mittagsmahl bereiten, das aus gebratenen Kaſſada-Wurzeln (mahogo) beſtand, die von mir und meinen hungrigen Bootsleuten mit Appetit verzehrt wurden. Das Land umher gleicht einer Wildniß mit hohem Gras, mittleren Bäumen, mancherlei Buſchwerk; gegen Süden und Südweſten und Norden ſteigt es langſam auf und bildet einen Gürtel von Hügeln von 800 bis 1200 Fuß Höhe. Gegen 3 Uhr konnten wir weiter fahren. Die Bucht wurde immer ſchmäler, zuletzt nur 30 Fuß breit und war vielfach geſchlängelt; die Ufer waren mit Bäumen und Buſchwerk oft ſo dicht bewachſen, daß die Wanika uns mit ihren vergifteten

Pfeilen hätten leicht niederſchießen können, wenn ſie gegen uns feindlich geweſen wären. Niemand hätte den gefährlichen Feind in ſeiner Burg von Dickicht ausgefunden. Bei hoher Fluth wird das Ufer an vielen Stellen unter Waſſer geſetzt. Die zerſtreuten Pflanzer von Mombas kultiviren in der Nähe der Bucht viel Reis, Mais, Kaſſada, rothen Pfeffer u. ſ. w.

Um 4 Uhr landeten wir am Fuß des Berges oder vielmehr Hügels, auf dem Alt-Rabbai (oder Groß-Rabbai) liegt. Am Landungsplatz wurde ich von einem Haufen heidniſcher Wanika empfangen. Ich hatte kaum Zeit, meine Sachen zuſammenzupacken, als ſie ſchon am Boot waren, mich heraushoben und auf den Schultern ans Land trugen, ſangen, tanzten, ihre Pfeile ſchwangen und ihrem Jubel auf jegliche Weiſe Luft machten. Ihre Freude war freilich nicht ganz uneigennützig, wie ich bald ſehen ſollte. Sie wurden von Abdalla-Ben-Piſila (ein zum Muhamedanismus übergetretener Hindu) geführt, der ein Haus und eine Plantage in der Nähe des Landungsplatzes hat. Dieſer Mann hatte mich ſchon mehrere Mal in Mombas beſucht, um Freundſchaft mit mir zu machen. Er war um Mittag vorausgegangen, um die Wanika zu verſammeln, aber nur diejenigen, welche in ſeiner Nähe wohnten, denen er ein Geſchenk von meiner Seite zuwenden wollte. Da ſie mich Anfangs nicht in das Dorf Rabbai hinauf gehen laſſen wollten, ehe ich ihnen ein Geſchenk für dieſen Zweck gegeben hätte, ſo erklärte ich, daß ich ſie in Mombas verklagen müßte, wenn ſie mich verhinderten, zu gehen, wohin ich wollte. Jetzt gaben ſie nach und ließen mich ziehen. Es ging über graſigen Boden aufwärts, bis wir an einen Wald von hohen Bäumen kamen. Der enge Fußpfad im Wald führte endlich an drei Thore und an eine dreifache Palliſade, womit das Dorf, das mit ſeinen armſeligen, kugelförmigen Hütten ganz im Wald liegt, umgeben war. Wir ſahen nur zwei Männer, die dem Beſuch zu Ehren große Trommeln ſchlugen. Kokospalmen ſtehen in dem Dorfe umher zerſtreut. Alles ſah ſehr trübſelig aus. Die Luft war feucht, da die Sonnenſtrahlen wegen des Waldes nicht auf die einſame Stelle fallen können, was mich an

das einſame Waldkloſter Mantek*) bei Ankober in Schoa erinnerte. Ich bedauerte, den Häuptling und die Dorfleute nicht zu ſehen. Sie hielten ſich auf ihren Pflanzungen an der Weſt- und Nordſeite des Dorfes auf. Ueberhaupt kommen ſie faſt nie in ihre Waldhäuſer, außer in Kriegszeiten, wo ſie ſich in dieſe Waldfeſtung zurückziehen. Abends kehrte ich zum Hauſe des Abdalla-Ben-Piſila zurück, der mir für die kalte Nacht eine Herberge anbot. Der Häuptling von Rabbai ließ mir ſagen, daß er mich Morgen früh beſuchen wolle; allein ich ſandte ihm zur Antwort, daß ich in aller Frühe um der Fluth willen abfahren müſſe. Die Wanika-Knaben hatten einen guten Eindruck auf mich gemacht. Sie waren ſehr lebhaft, benahmen ſich artig, trugen aber wenig Kleidung. Die Weiber kleiden ſich leider auch nicht gehörig, denn bis an die Hüften waren ſie völlig blos. Als ich abfahren wollte, kam ein Muhamedaner aus Mombas und wollte eine ältliche Galla-Sklavin, die er um ſieben Thaler oder 14 Stücke

*) Das Kloſter Mantek, das ich im Jahr 1810 beſuchte, iſt etwa zwei Stunden nordöſtlich von Ankober, der Hauptſtadt von Schoa. Es iſt von den ſogenannten Tabiban (weiſe, geſchickte Leute, Mechaniker) bewohnt, welche von den Schoanern für verkappte Juden gehalten und gefürchtet werden, obgleich dieſe Leute ſich taufen und beſchneiden laſſen (wie die chriſtlichen Abeſſinier) und in die Kirche gehen, oder die Kirchenmauern küſſen, was man in Abeſſinien „zur Kirche gehen" heißt. Die Tabiban in Mantek haben eine große Verſammlungshalle, wo ſie auch des Nachts in aufrechter Stellung ſitzend ſchlafen. Damit ſie nicht auf ihren Sitzen (von Erde gemacht) im Schlafe umfallen, befeſtigen ſie ſich mit Riemen an die Wand. Sie rühmen ſich ihrer großen asceriſchen Strenge, in der ſie ſelbſt von den abeſſiniſchen Mönchen nicht übertroffen werden. Sie faſten täglich, außer am Samstag und Sonntag, und behaupten, keine Gemeinſchaft mit Frauen zu haben. Am Samstag empfangen ſie Niemand in ihrem Hauſe, zünden an dieſem Tage auch kein Feuer an. Die Abeſſinier eſſen und trinken nicht mit ihnen, weil ſie ſie für keine ächten Chriſten und für Zauberer halten, obgleich ſie ein Mateb, d. h. eine blaue ſeidene Schnur um den Hals tragen, zum Zeichen, daß ſie Chriſten ſeyn wollen, denn in Abeſſinien fragt man nicht, biſt du ein Chriſt, ſondern nur, trägſt du ein Mateb? Der Vorſteher des Kloſters in Mantek hatte ein Eiſen um ſeine Lenden und zeigte überhaupt Spuren großer Selbſtpeinigung, wodurch er, wie er ſagte, Gerechtigkeit vor Gott erlangen wollte. Ich erkundigte mich angelegentlich, ob die Tabiban keine hebräiſchen Bücher hätten, allein ich konnte nichts entdecken, als einige Theile der äthiopiſchen Bibel und einige abeſſiniſche Legendenbücher. Die Tabiban behaupten, ſie ſeien keine Juden, obwohl es mir wahrſcheinlich iſt, daß ſie die äußerſte Entartung des Judenthums darſtellen. Ihre Voreltern ſollen vom Nordweſten Schoas gekommen ſeyn. Ohne Zweifel hangen ſie mit den Falaſchas im nordweſtlichen Abeſſinien zuſammen. In Schoa haben ſie vier Niederlaſſungen, wo ſie, beſonders die Frauen, gutes irdenes Geſchirr verfertigen. Der König von Schoa reſpektirt ſie und hat ihnen einen Vorſteher gegeben, der für die Sekte verantwortlich iſt. Verwandt mit den Tabiban ſind die Abelam, welche in Schoa Hirten ſind und ſich nicht mit den Abeſſiniern vermiſchen.

Tuch in Emberria von den Galla gekauft hatte, auf mein Boot bringen, was ich nicht zugab, da in ein Schiff, das einem Engländer gehört, kein Sklave aufgenommen werden könne. Ich erbot mich jedoch, sein Elfenbein und seine Ziegen mitzunehmen. Wenn ich nun nach diesem Besuch in Rabbai den Maaßstab anlege, nach dem eine erste Missionsstation an dieser Küste gegründet werden sollte, so mußte ich sagen, daß meine Untersuchungen mich nicht ganz befriedigten. Ich betrachtete nämlich folgende Punkte als Bedingungen einer ostafrikanischen Missionsstation:

1) daß der Ort nahe an der Küste sei und zu Wasser erreicht werden könne, weil man dadurch der Plakereien und Unkosten des Landtransports überhoben ist;
2) daß der Ort hoch liege und so gesund als möglich sei;
3) daß er gutes Wasser habe, und die nöthigsten Lebensbedürfnisse selbst erzeuge und befriedige, und also von andern Orten so viel als möglich unabhängig sei, daß er Holz habe, aber nicht zu waldig sei;
4) daß er eine bedeutende Bevölkerung habe, um die Möglichkeit zu ausgebreiteter Wirksamkeit darzubieten;
5) daß bedeutende Dörfer in der Nähe liegen, und daß ein friedlicher Verkehr zwischen ihnen und Mombas oder der Suahili-Küste stattfinde;
6) daß keine, oder nur geringe muhamedanische Bevölkerung an dem Ort sei, weil diese jeder christlichen Mission sich entgegensetzt und die Heiden aufstachelt gegen die Missionarien;
7) daß der Ort einen guten und leichten Weg zu den Galla darbiete, die an dieser Küste nie aus dem Auge gelassen werden müssen.

Zu diesen Grundsätzen, die sich auf die Wahl einer Missionsstation beziehen, möge noch hinzugesetzt werden, wie ich über das Verhältniß eines Missionars zu den Eingebornen dachte.

1) Man muß auch dem geringsten Häuptling oder Scheich, der Gewalt hat, und wenn sie nur nominell wäre, mit aller Achtung begegnen, denn er hat die Ordnung Gottes

aufrecht zu erhalten, von der auch die Heiden noch etwas übrig haben.

2) Man muß ihn daher weder durch Wort noch durch That verkleinern, ſondern vielmehr ſeine Gebrechen tragen mit Liebe und Geduld.

3) Da die Eingebornen ſehr argliſtig ſind, ſo muß man ſeine Worte wohl abwägen, daß ſie nichts verdrehen und den Miſſionar nicht verdächtigen und ihn keiner politiſchen Umtriebe beſchuldigen können.

4) Dabei ſoll er aber nie die Wahrheit des Evangeliums verſchweigen, ſondern Alles nach dem Wort Gottes beurtheilen, und immer ſagen, das ſagt das Wort Gottes in meinem Buch.

Nachdem am 27. Auguſt das Kibunſi oder Ende des alten Jahrs der Muhamedaner vorüber war und am 28ſten ein neues Jahr, und am 29ſten Demani begonnen hatte, nachdem ſomit der Ramadan, oder die muhamedaniſche Faſtenzeit (während welcher ſie nicht gerne reiſen, weil ſie den ganzen Tag von 4 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends nicht eſſen dürfen) vorüber war, ſo konnte ich meine Ausflüge in das Wanika-Land wieder fortſetzen. Sobald der Neumond ſichtbar iſt, ſo hat das Faſten der Muhamedaner ein Ende, auf der Feſtung in Mombas werden Kanonen abgefeuert, und wer eine Flinte hat, nimmt Theil an dem Gewehrfeuer. Dann beginnen ſie in Saus und Braus zu leben und mit Eſſen und Trinken hereinzuholen, was ſie innerhalb 30 Tagen verſäumt haben, wiewohl ſie auch während der Faſtenzeit bei Nacht erſetzen, was ſie bei Tag entbehren müſſen. Eine bequeme Religion, bei der man das Fleiſch mäſten darf, während man es ſcheinbar zügeln will, und bei der man dann die täuſchende Hoffnung hat, einſt ins Paradies verſetzt zu werden, weil man den äußeren Satzungen des Korans nachgekommen iſt! Fürwahr es gibt auf der ganzen Welt keinen ſyſtematiſcheren Irrthum und Lüge, als den Islam, der ein Meiſterſtück der Hölle und der gerade Gegenſatz des Evangeliums iſt. Er läßt dem Menſchen einige Wahrheit, vermiſcht dieſe aber mit überwältigendem Irrthum. Aber trifft nicht dieſer Vorwurf ebenſo jede abgefallene

Kirche der Chriſtenheit? Was und wer Wahrheit mit Lüge vermiſcht, bildet einen Höllenriegel im Einzelnen und Ganzen.

Nachdem ich von Ali Ben-Naſſer, dem Gouverneur von Mombas, einen Führer von der Familie des Scheichs Bana Hamade, der über die Wanika von Ribe, Kambe, Dſchibana und Dſchogni gebietet, erhalten hatte, verließ ich abermals Mombas am 3. September auf einem kleinen Boot, das zuerſt der Rabbai-Bucht entlang ſegelte, dann aber in eine andere, nordöſtliche Bucht einlief, deren Ufer ſehr waldig ſind. Nach einer Seereiſe von 2 oder $2^1/_2$ Stunden ankerten die Bootsleute bei dem Weiler Makarunge, wo ich von dem muhamedaniſchen Scheich Ibrahim ſehr freundlich aufgenommen wurde, der dem Sultan Said-Said ſehr ergeben iſt und von ihm eine jährliche Penſion erhält, weil er zu denjenigen Mombaſſianern gehört, welche nach der Abreiſe der Engländer von Mombas nach Maskat gingen und den Imam baten, Beſitz von der Inſel Mombas zu nehmen, mit deren Häuptling (Raſchid Ben-Salem) die unzufriedene Parthei zerfallen war. Sie verſprachen, die Wanika in das Intereſſe des Imam zu ziehen, was ſie auch bewerkſtelligten, als der Imam mit einer Flotte vor Mombas erſchien. Für dieſe Dienſte erhielten die Verräther ſpäter jährliche Belohnungen.

Scheich Ibrahim bot mir ein Nachtlager und eine Ziege an, die ich aber zurückgab, weil ich das in Abeſſinien mir verhaßt gewordene Geſchenkeweſen vermeiden wollte, wobei der Europäer immer zwei bis dreimal mehr zurückbezahlen muß, als er empfangen hat. Der alte Scheich war etwas betroffen, ließ ſich aber meine Handlungsweiſe gefallen und war mit einem Thaler für das Nachtquartier zufrieden. Er ſandte ſogleich einen Boten an die benachbarten Wanika, ihnen die Ankunft eines Mſungu (Europäer) zu melden, und ihnen zu bedeuten, ſie ſollten den Fremden, der vom Imam empfohlen ſei, mit einer Heſchima (Ehrenbezeugung und Geſchenk) ehren. Ich durchlebte eine unruhige Nacht in dem engen und heißen Zimmer der Hütte des Scheichs, und wurde ſehr von den ſchwarzen Ameiſen beläſtigt, welche nur durch heiße Aſche oder Rauch vertrieben werden konnten. Mit Sonnen-Aufgang verließ ich Makarunge, begleitet von dem Scheich. Da

die Leute weder Pferde noch Eſel haben, mußte ich zu Fuß gehen über ebenen, mit hohem Gras und Gebüſch bewachſenen Boden, der noch vom Regen, der in der Nacht fiel, durchnäßt war. Um Makarunge herum ſah ich viele Felder, welche mit Reis, Kaſſada, Mais, Tabak, Semſem (eine Oelpflanze), rothem Pfeffer und andern Nahrungspflanzen angebaut waren. Wir begegneten mehreren Perſonen, welche Laſten auf dem Rücken trugen. Dieß beruhigte mich wegen der Sicherheit des Landes, indem Straßenräuber ſich ganz leicht im Gras und Buſchwerk verbergen könnten. Ich wußte nämlich damals noch nicht, daß es im Wanikaland gar keine Räuber gibt, einmal weil die Wanika ſehr ſchüchtern ſind, und dann hauptſächlich, weil ſie wenig Bedürfniſſe haben, und alles ſelbſt anpflanzen, was ſie brauchen.

Um 9 Uhr Vormittags kamen wir (d. h. ich mit ein paar Knechten und dem Führer) in einen dichten Wald von hohen Stämmen. Es ging über einen Bach, der zur Regenzeit zum Strom anſchwillt und nach dem Meer geht, dann einen Berg hinan, der ein Glied in der Bergkette bildet, welche den Nordweſten vom Mombas umzieht. Auf einem engen, holperigen Fußpfad ging es dann aufwärts durch einen undurchdringlichen Urwald, der den darin liegenden Dörfern gegen einen ſchnellen Ueberfall des Feindes zum Schutz dient. Endlich kam man zu dem äußerſten Thor des Dorfes Ribe, wo wir die Häuptlinge und ihre Schaar erwarten mußten. Sie kamen, grüßten und führten mich durch drei Palliſadenthore ins Dorf unter Jubelgeſchrei, Tanzen, Schwingen der Schwerter und Bogen, kurz unter großem, wild durcheinander rauſchendem Lärm, der nicht das Jauchzen Zions, ſondern der heidniſchen Welt war, was mich nur betrüben konnte. Im Dorf wurde der Lärm noch größer, da Junge und Alte, Männer und Weiber herbeiſtrömten, um dem Europäer die Ehre zu erweiſen, die einem Großen von Mombas erwieſen wird, wenn er zu den Wanika kommt. Wer nur ſo da ſtand und zuſah, den trieben die Häuptlinge in den Haufen, um mitzutanzen und zu ſchreien. Als ich ins Haus des erſten Häuptlings eintrat, reinigten die Leute, beſonders die jungen, den Weg. Die Häuſer der Wanika gleichen den Heuhaufen in Europa.

Man ſteckt Stangen in den Boden und bedeckt Alles, von der Spitze bis zum Boden, mit Gras, daß Wind und Licht gar nicht hinein dringen können. In der Mitte iſt eine dicke Stange, welche das Ganze trägt und befeſtigt. Durch die niedere Thüre kann man nur ſehr gebückt gehen. Will man etwas ſehen, ſo muß man ein Feuer anzünden. Bei Nacht liegen die Einwohner der Hütte auf Kühhäuten um das Feuer herum. Der Rauch, die Hitze und das Ungeziefer von Flöhen, Läuſen und Wanzen kümmert ſie nicht. Nur vor Schlangen fürchten ſie ſich. Dieſe Hütten ſtehen ſo nahe beiſammen, daß wenn Eine in Brand geräth, das ganze Dorf abbrennen muß. Hohe Kokospalmen umgeben die Hütten und dienen, wenn man ſo ſagen will, als Wein- und Apfelkeller, wo die Wanika ihr Lieblingsgetränk, den Udſchi (in Suahili Tembo) und die Kokosnüſſe nur holen dürfen. Sie haben an den Bäumen eine Art Staffeln eingehauen, damit ſie ſchnell hinaufſteigen können.

Während ich in der Hütte des Häuptlings war, zerſtreute ſich der Volkshaufe, nur die Aelteſten und die jungen Leute blieben, welche ſich anſtändig und achtungsvoll benahmen. Einzelne ſahen ſehr verſtändig aus, hatten eine helle Geſichtsfarbe und waren nicht ſo ſchwarz und häßlich wie die Wanika, die ich in Takaungu geſehen hatte. Als ich den Häuptlingen erklärte, ich ſei kein Soldat, kein Kaufmann, der zum Handel hieher komme, ſondern ein chriſtlicher Lehrer, der die Wanika und die Galla in der wahren Erkenntniß Gottes unterrichten wolle, ſo ſahen ſie mich etwas verblüfft an, konnten mich nicht recht begreifen, verſicherten mich aber ihrer freundlichen Geſinnungen. Sie gaben mir einige Kokosnüſſe, worauf ich im Dorfe herumging, es anzuſehen. Es mag 600 — 700 Seelen haben. Muhamedaner gibt es in Ribe und überhaupt in den auf den Bergen gelegenen Dörfern nicht, außer ſolche, welche des Handels wegen dahin kommen. Am Ende des Dorfes war ein einzeln ſtehendes Haus, das Rath- und Trinkhaus, Moroni genannt. Es war gerade eine Hochzeit, bei welcher Jedermann, der Sitte gemäß, dem Brautpaar eine Portion Tembo (Kokoswein) brachte. In einem benachbarten Hauſe hing ein großes Stück Fleiſch von einem wilden Schwein,

das ein Greuel in den Augen meiner Muhamedaner war. Die Bigotterie, Schurkerei und der verachtende Hochmuth der Muhamedaner gegen die Wanika hat dieſe gegen alle Religion verſchloſſen gemacht. Aber wenn die Wanika einmal bei näherem Umgang mit Chriſten die Religion der Letztern kennen gelernt haben, ſo ſehen ſie bald den großen Unterſchied, der die Chriſten von den Muhamedanern trennt.

Nachdem ich mich von den Aelteſten des Dorfes, Ribe und von Scheich Ibrahim, der nach Hauſe zurückkehrte, verabſchiedet hatte, reiste ich öſtlich auf der Bergkette weiter fort. Auf dem Weg ſah ich ſchöne Felder mit Reis und Mais angepflanzt. Auch kam ich durch einen Wald, in dem die Leute den Bäumen die Rinde abgeſchält hatten, damit ſie verdorren ſollten, und der Boden zur Anlegung von Plantagen urbar gemacht werden könnte. Als ich eine Strecke weit gegangen war, begegnete mir der Häuptling von Kambe mit ſeinen Leuten, um mich in ſein Dorf zu geleiten. Er trug ſeine Feſtkleider und hatte Straußenfedern im Haar. Beim Händedruck ergriff er zuerſt meine Hand und drückte ſeinen Daumen gegen den Meinigen, wie die Wanika beim Handgeben zu thun pflegen. Der ſtattliche Häuptling, der mich ſehr ehrenvoll empfing und behandelte, ſprach etwas Galla. Der Lärm des Jubelempfangs war in dem Dorf Kambe noch lauter als in Ribe. Ich bekam bald den Eindruck, daß dieſes große Dorf für eine Miſſionsſtation ſehr geeignet wäre. Ich hielt mich jedoch nur kurze Zeit darin auf, da ich noch vor Einbruch der Nacht in dem Dorfe Magombani, das am Fuß des Berges Dſchibana liegt und von Muhamedanern bewohnt iſt, übernachten wollte in dem Hauſe meines Führers, der dort eine Plantage hatte. Das Dorf Magombani iſt von den Muhamedanern in Mombas an einer geeigneten Stelle gewählt worden, da es nur eine Stunde von der Bucht von Mtuapa entfernt iſt. Hier haben die Muhamedaner das Monopol des Kopalgummi-Handels in dem Dſchibana-Walde, bauen auch Reis und Mais, und machen Schiffsbretter aus den herrlichen Waldbäumen, die ſie an arabiſche Schiffsbauer verkaufen. Mit ſchlauer Berechnung nehmen dieſe Muhamedaner allmählig das Niederland der Wanika in Beſitz. Sie

bauen ein kleines Dörfchen da und dort an der Bergkette, bevölkern es mit ihren Sklaven, gewinnen die Wanika durch kleine Geſchenke und kaufen ihnen ihre Produkte um einen geringen Preis ab. Im Lauf der Zeit kommen neue Anſiedler und bringen einen Scheich mit, der ſich der religiöſen Bedürfniſſe der Heiden annimmt und zufrieden iſt, wenn ſie einſtweilen nur die Hauptſache des Muhamedanismus mitmachen. So treiben ſie die Miſſion mit der Handelsſpeculation. Wo gute Worte nicht fruchten, da wenden ſie auch gelegentlich Gewalt an, oder ſuchen einen Stamm gegen den andern aufzuhetzen, damit man ſie als Mittelsperſonen brauchen müſſe. In der Hungersnoth, die zuweilen eintritt, ſind manche Wanika froh, Muhamedaner zu werden, um ihr Leben zu retten, werfen dieſe Religion aber auch wieder ab, ſobald ſie genug zu eſſen haben. Man ſieht hieraus, wie Handel, Religion und Politik bei den Muhamedanern vereinigt iſt. Auch die Sklaverei dient zur Ausbreitung dieſer falſchen Religion. Je mehr die Muhamedaner Pflanzungen anlegen, deſto mehr Sklaven müſſen ſie haben, und deſto mehr können ſie ihren Glauben verbreiten. Es wäre daher ein Fluch für die oſtafrikaniſche Menſchheit, wenn ein muhamedaniſcher Herrſcher europäiſche Civiliſation einführen würde, ohne den Sklavenhandel und die Sklaverei abzuſchaffen. Der Bedarf von Sklaven würde ſich ins Unendliche ſteigern, und ihr Loos würde ein noch traurigeres werden, als es jetzt iſt, weil civiliſirte Völker mehr Bedürfniſſe haben und rückſichtsloſer mit den Menſchen umgehen, als uncivilisirte Nationen, wie man in Amerika ſehen kann.

Von Magombani aus hatte ich $1^1/_2$ Stunde aufzuſteigen, bis ich das Dorf Dſchibana erreichte. Der Weg war ſehr ſteil und rauh, und führte durch herrliche Wälder, die reich an Kopal-Bäumen ſind, welche eine Höhe von 60—70 Fuß erreichen, dünne und kleine Blätter und weiße Rinde haben. Ich ſah viele Bäume mit Einſchnitten, welche die Eingeborenen in die Rinde gemacht haben, damit der Saft auf den Boden laufe und ſich durch Vermiſchung mit Erde kryſtalliſire. Die Muhamedaner gewinnen jährlich viel Geld mit dieſem werthvollen Firniß, der nach Indien und Europa gebracht wird. Wilde Thiere gibt es

in dieſen Wälder nicht, wohl aber ſchöne Vögel. Elephanten ſoll es geben im Gallaland in der Nähe von Emberria, im Wanikaland findet man keine mehr. Dieſe Thiere ziehen ſich mehr in die großen Wälder und an die Flüſſe im Innern zurück, weil ſie beſtändig verfolgt werden, ſeitdem der europäiſche Handel in Sanſibar große Nachfrage nach Elfenbein erzeugt hat. Wenn es wahr iſt, daß jährlich gegen 6000 Elephantenzähne an die Suahili-Küſte gebracht werden, ſo wird man begreifen, wie ſchnell dieſe Thier-Gattung abnehmen muß, und warum ſie ſich immer tiefer ins Innere von Afrika hineinzieht.

Das Dorf Dſchibana iſt nicht ſo groß als Kambe, liegt aber auf dem höchſten Punkt dieſer Bergreihe und mag 1200 Fuß über dem Meere ſeyn, daher es auch ziemlich kühl dort iſt. Die vielen Bäume hindern übrigens die ſchöne Ausſicht aufs Meer und in das Niederland. Die Leute von Dſchibana machten nicht den großen Jubellärm wie in Ribe und Kambe, was mir lieber war. Als ich den Häuptlingen der Sitte gemäß $1^1/_2$ Thaler gab, ſo behielt der ſchlaue muhamedaniſche Führer den Thaler für ſich und gab nur einen halben Thaler dem Aelteſten, wodurch er ſich aber nachher große Unannehmlichkeiten bereitete, als die Häuptlinge den Betrug entdeckten. Von Dſchibana kehrte ich nach Magombani zurück, wo ich mit Betrübniß die Selbſtſucht und Tyrannei wahrnehmen mußte, mit der mein muhamedaniſcher Führer die Sklaven ſeines Hauſes behandelte.

Am 6. September reiste ich nordöſtlich nach dem großen Dorfe Dſchogni, das niedriger liegt als Dſchibana. Unterwegs kam ich durch einen Weiler, wo ich meine Kleider trocknete, welche von dem hohen naſſen Gras durchnäßt worden waren. Der Häuptling des Dorfes Dſchogni (das, wie die meiſten Wanika-Dörfer, auch in einem Wald liegt) war anfangs kalt und argwöhniſch, wurde aber nach und nach freundlicher, und bat mich, einige Tage zu bleiben, damit man mir Heſchima erweiſen könne. Als ich deſſenungeachtet gehen wollte, fand ich das Thor verſchloſſen und mußte zum Häuptling zurückkehren, der mir eine Ziege ſchenkte. Die meiſten Afrikaner, welche einen Europäer zum erſtenmal ſehen, ſind etwas ſchüchtern, weil ſie glauben, der

Fremde könnte ſie bezaubern; deßwegen wollen ſie ihn einige Zeit bei ſich haben, um ſich zu überzeugen, daß er ihnen nichts Böſes zufügt. Wenn ein Fremder ihren Ort ſchnell wieder verlaſſen will, ſo glauben ſie, er ſei nur gekommen, um ein Uganga oder Uzai (Zaubermittel) in ihr Gebiet zu bringen und ihnen zu ſchaden. Reiſende müſſen deßwegen auf dieſe abergläubiſchen Begriffe der Eingeborenen Rückſicht nehmen und ſie nicht ärgern durch zu ſchnelle Abreiſe, welche den Fremden in Verdacht bringt. Würden die Eingeborenen freilich den Werth der Zeit kennen, ſo würden ſie den Reiſenden nicht unnützerweiſe von Tag zu Tag hinhalten.

Von Dſchogni zog ich nach der Bai Mtuapa, wohin ich ein Boot von Mombas beſtellt hatte. Unterwegs überſchritt ich den Fluß Mdſchamere, welcher tiefe und enge Ufer hat und in die Bai Mtuapa fällt. Da, wo er ſich in die Bai ergießt, haben die Muhamedaner und Wanika ein Dörfchen errichtet, das für den Handel wichtig werden kann. Dieſe Wanika wohnten früher in Dſchibana, wanderten aber von dort aus, als ihnen plötzlich viele Kühe krepirten. Die Wanika ändern gerne ihre Wohnſitze, wenn ihnen irgendwo ein Unfall zugeſtoßen iſt. Wenn Jemand ſtirbt, ſo wird die Hütte gewöhnlich verlaſſen oder zerſtört und anderswo aufgebaut, weil ſie glauben, am Unglücksort ſei kein guter Koma (Geiſt oder Schatten eines Verſtorbenen).

Abends 10 Uhr erreichte ich das Dörfchen Schimolateo, wo ich übernachtete, und am 7. September erreichte ich nach vierſtündiger Seefahrt meine Wohnung in Mombas, wo mir der Gouverneur die freundliche Nachricht gab, daß die Häuptlinge vom Stamme Duruma mich haben beſuchen und in ihre Heimath begleiten wollen.

Im Ganzen wurde ich durch meine Reiſe nach Makarunge, Ribe u. ſ. w. befriedigt, nur mußte ich bedauern, daß die Wanikadörfer alle zu weit von der Bai entfernt waren, wodurch für den Transport der Effekten auf die Miſſionsſtation manche Schwierigkeit entſtehen müßte. Am meiſten aber betrübte mich die Trunkſucht, die Sinnlichkeit, die Stumpfheit und Gleichgiltigkeit, welche ich bei den Wanika wahrgenommen hatte. Der Häuptling von Kambe ſagte offen, es gebe keinen Gott, weil man ihn ja nicht

ſehen könne, ſie (die Wanika) bekümmerten ſich um nichts, als um Tembo (Kokoswein), Kühe, Reis, Welſchkorn (Mahindi) und Kleider, das ſei ihr Himmel. Die Wazumba (Muhamedaner) ſeien Thoren, daß ſie ſo viel beten und faſten.

Am 9. Oktober 1844 beſuchte ich die Dörfer Millalani und Bumbu, im Süden von Mombas. Ich mußte die Bai paſſiren, welche nach Duruma führt. Dieſe Bai übertrifft an Ausdehnung und Waſſertiefe alle Buchten, welche ich in der Nähe von Mombas geſehen hatte. Nur bei Makupa iſt die Tiefe während der Ebbezeit gering; daher ich begreifen konnte, warum die Portugieſen gerade dort ein Fort auf der Inſel Mombas errichtet hatten, weil ſie dort den ſchwächſten Theil der Inſel gegen das feſte Land vertheidigen mußten. Ihre Plantagen ſcheinen ſie auch im Süden von Mombas neben der großen Bucht gehabt zu haben, welche ihnen die Einſchiffung der Handelsartikel ſehr erleichterte, da dort große Schiffe ankern können. Den Beſuch der Wanika-Stämme Schimba, Mtawi und Duruma verſchob ich auf eine ſpätere Zeit. Dieſe Wanika wohnen auf den Bergen ſüdlich von Mombas.

Im Spätjahr 1844 erfuhr ich manche Schwierigkeiten von Seiten des Gouverneurs in Mombas. Der Sultan Said-Said in Sanſibar bekam durch einen daſelbſt wohnenden Europäer Nachricht von meiner Lage, und verlangte durch den engliſchen Conſul von mir ein Atteſtat über das Betragen des Gouverneurs. Ich ſchrieb am 31. Oktober 1844 an den Conſul Folgendes:

„Es iſt mein Grundſatz, Jeden, der obrigkeitliche Gewalt hat, zu reſpektiren, er mag ein ſchwarzer oder weißer Mann ſeyn. Ich achte Seine Hoheit, den Sultan Said-Said, der ſeines Gleichen nicht hat weder in Arabien noch Abeſſinien. Er hat mich auf's Freundlichſte behandelt, und ich möchte kein einziges übles Wort gegen ſeine Perſon erheben. Aber ein Fürſt wird durch ſeine Beamten repräſentirt. Wenn nun dieſe Unrecht handeln, ſo kann ein Fremder keinen günſtigen Schluß auf den Fürſten ſelbſt ziehen. Ich weiß, daß das Betragen des Gouverneurs im Widerſpruch ſteht mit den Wünſchen und Befehlen ſeines Herrn in Sanſibar. Sollte ich aufgefordert werden, ein Zeugniß

über Ali Ben-Naſſer abzugeben, ſo würde ich ſagen, er iſt ſo freundlich als möglich mit Worten, aber ſo ganz das Gegentheil mit ſeinen Thaten. Zwar beſucht er mich oft in meinem Hauſe, erkundigt ſich nach meinem Befinden, ſendet mir hie und da ein Stück Fleiſch, oder einige Ananas und ſonſtige Nahrungsmittel, aber eigentliche Hülfe leiſtet er mir keine. Als ich in der Regenzeit in Mombas ankam, ſorgte er nicht für die Unterbringung meines Gepäcks, gab mir weder ein Boot noch Träger, welche die Effekten ins Haus ſchafften. Während der Reparatur meines Hauſes gab er mir kein anderes zum einſtweiligen Aufenthalt. Und doch war meine liebe Gattin damals in ihren Umſtänden.

Bei der Reparation verſchaffte er mir keine Maurer und Zimmerleute, ſondern ließ mich die Sache ſelbſt ausfechten mit Leuten, die mich überforderten. Als ich auf einem Boot auf die See gehen wollte, ſagte er, er könne kein Boot für mich finden, da doch viele Boote vorhanden waren. Als ich einen Eſel verlangte zu meiner Reiſe nach Ribe, hieß es, es ſei keiner in Mombas, und doch hatte er ſelbſt welche in ſeinem Hofe. Den Leuten in der Stadt verbot er, mich zu beſuchen, und doch hatte er von ſeinem Herrn ſelbſt gehört, daß ich keine politiſchen Abſichten habe, ſondern um des Wortes Gottes Willen hieher gekommen ſei. Er vermied es gefliſſentlich, mir Grund zur Klage zu geben, und doch ſuchte er nach ächt arabiſcher Weiſe mich zu beſchränken und in meinem Werke zu hemmen, wo er konnte. Auch habe ich mich nie über ihn beim Sultan beklagt, und werde das nie thun, damit nicht Said-Said den Eindruck bekomme, als ſei ich ein ſtreitſüchtiger Menſch, wie ſo viele andere Europäer in Sanſibar es geweſen ſind. Sollte einmal ein ernſter Grund zur Klage vorhanden ſeyn, ſo werde ich die Sache an Sie, den Repräſentanten der engliſchen Regierung, gelangen laſſen und Sie bitten, ihr Schutzrecht für mich in Anſpruch zu nehmen. Ich werde mich übrigens bald von Mombas entfernen und unter den Wanika meinen Aufenthalt nehmen, obwohl ich voraus ſehe, daß Ali Ben-Naſſer Schwierigkeiten erheben und ſagen wird, die Wanika ſeien gefährliche Leute, unter denen ich nicht leben könne, und daß ich daher lieber in Mombas bleiben ſolle. Aber ich ver-

ſichere Sie, die Wanika thun mir nichts zu Leide, wenn ſie nicht von den Mombaſſianern gegen mich aufgehetzt werden. Ich wünſche auf gutem Fuß mit dem Sultan und ſeinen Beamten zu bleiben, aber auf der andern Seite darf ich auch des Zwecks nicht vergeſſen, wegen deſſen ich hieher gekommen bin, nämlich zunächſt die Heiden, und nicht die Muhamedaner im Worte Gottes zu unterrichten. Darum kann ich mich nicht beſtimmen laſſen, für immer in Mombas zu wohnen, es ſei denn, daß ich Ausſicht habe, unter den Muhamedanern mehr wirken zu können als unter den Heiden, wozu bis jetzt keine Ausſicht iſt."

Ich ſetzte es ſpäter, wie wir ſehen werden, doch durch, mich unter den Wanika niederzulaſſen, wie ſehr auch die Mombaſſianer, beſonders die Beamten, dagegen waren, die es von Anfang nicht gerne ſahen, daß der Mſungu (Europäer) ſich mit den Koſar (Ungläubigen) einlaſſe. Einzelne ließen es wohl geſchehen, denn ſie ſagten, ein Kafir paſſe für und gehöre zu dem Andern, denn ich ſei ein Kafir wie die Wanika.

Einſtweilen blieb ich noch in Mombas und ſetzte mit Eifer mein Studium der Suahili-Sprache fort, in der ich nach und nach das ganze Neue Teſtament überſetzte, eine kurze Grammatik und ein Wörterbuch verfaßte. Auch meine geographiſchen und ethnographiſchen Studien ſetzte ich fort in der gewiſſen Ueberzeugung, daß die Zeit kommen werde, wo auch Oſtafrika in die europäiſche Weltbewegung hineingezogen werden wird und wo man dieſe literariſchen Vorarbeiten brauchen kann, auch wenn für jetzt kein nachhaltiger Miſſionszweck erreicht werden ſollte.

Der Gouverneur Ali Ben-Naſſer verlor ſein Leben am 20. Januar 1845 in der unglücklichen Schlacht, in welcher der Sultan Said-Said von den Einwohnern von Siwi auf der Inſel Patta total geſchlagen wurde. Die Nachricht von Ali Ben-Naſſers Tod veranlaßte große Trauer bei ſeinen Angehörigen in Mombas. Seine Feinde dagegen jubelten, da ſie nun einen Gouverneur nach ihrem Sinn zu erhalten hofften. Doch ſie irrten ſich, denn Said-Said ernannte ſpäter Muhamed Ben-Sef, den Neffen Ali Ben-Naſſers zum Gouverneur von Mombas.

Ich benützte das Interim der Regierung in Mombas zu

meinen Ausflügen in das Land der Wanika. Ich verlangte jetzt von der Regierung weder einen Führer noch einen Soldaten als Begleiter, und merkwürdiger Weise gieng Alles beſſer als ich vermuthet hatte. Es wurde mir klar, daß Ali Ben-Naſſer mich in meinen Unternehmungen mehr gehindert als gefördert hatte, indem er mir überall Spione nachgeſandt und meine Schritte und Reden hatte beobachten laſſen. Niemand verwehrte mir weiter den Umgang mit den Wanika.

Abdalla Ben-Piſila, der mich zuerſt nach Rabbai gebracht hatte, wurde noch dienſtwilliger und anhänglicher an mich, ſeitdem ich ihn aus dem Gefängniß in Mombas befreit hatte durch das Anlehen von 10 Thalern, die Abdalla ſeinem Schuldherrn nicht bezahlen konnte. Abdalla bot ſich ſelbſt an, mich zu den Wanika und Wakamba zu begleiten, und mir ſein Haus in der Nähe von Groß-Rabbai zu überlaſſen, bis ich nach Mombas zurückkehren würde. So war alles eingeleitet und ich fühlte mich ermuthigt, ungeſäumt ans Werk zu gehen. Abdalla war bei den Wakamba und Wanika ſehr beliebt. Er hatte früher 5 Jahre unter ihnen gelebt und die Häuptlinge von Alt-Rabbai hatten ihm an der Bucht ein Stück Land gegeben, auf dem er ſich niedergelaſſen hatte, und von wo aus er ſeinen Handel mit den Wanika und Rabbai betrieb. Die Freundſchaft eines ſolchen Mannes war für die erſten Miſſionsanfänge von großer Wichtigkeit. Auch konnte ich Abdalla's Leute als Gepäck- und Proviant-Träger gebrauchen, nachdem ich meine Effekten von Mombas aus auf einem Boot bis in die Nähe der Plantage Abdalla's gebracht hatte. Die erſten Anfänge einer Miſſion ſind oft ſehr ſchwierig, beſonders wenn die Eingebornen ſchüchtern oder argwöhniſch gegen den Miſſionar ſind, und wenn gar noch die Behörden im Geheimen gegen ihn agiren. Die Nachfolger des erſten Miſſionars wiſſen oft gar nicht, wie viel ſie ihm zu verdanken haben, und wie mühſam und langſam der erſte Anfang ſich durch die ſchwierigen Verhältniſſe hat hindurch ringen müſſen. Ein großer Vortheil für mich war auch das, daß die Wanika von Rabbai damals keinen Scheich in Mombas hatten, den ich hätte vorher um Erlaubniß bitten müſſen. In Kambe, Ribe und Dſchogni wäre das ganz anders

geweſen, weil dort der Scheich Bana Hamade*) ſich zwiſchen mich und die Wanika gelegt hätte.

Am 30. Januar 1845 begab ich mich in Begleitung Abdalla's von deſſen Plantage nach Alt-Rabbai. Da ich aber wenige Leute dort antraf, ſo verließ ich das Dorf ſogleich wieder und reiste mit Abdalla nach dem Dorf Endila, um die Wakamba kennen zu lernen, von denen ich ſchon Manches in Mombas gehört hatte. Der Weg führte von Alt-Rabbai zuerſt durch einen ſchönen Wald zu einem tiefen, ſteilen, mit Bäumen und Gebüſch bedeckten Abſturz eines Waldſtromes, der in der Regenzeit eine große Waſſermaſſe in die Bucht von Rabbai führt. Da, wo wir hinübergingen, fanden wir zwiſchen den Felſen viel ſtehendes Waſſer und links einen Waſſerfall. Als ich meinen Durſt an dem Waſſer löſchen wollte, rief man mir zu, mich vor den Flußpferden zu hüten, die darin verborgen liegen. Ich ſah aber keins.

Jenſeits der Schlucht ging es etwa 300 Fuß hoch ſehr ſteil aufwärts, und dann nach Süd-Süd-Weſten, wo jetzt ein weit ausgedehntes Flachland ſich aufthat, und mir einen ſchönen Blick in das Gebiet der Wanika und Wakamba gewährte. Wälder gibt es hier nicht, wie am Abhang der Hochebene gegen die See. Die Luft war herrlich und weniger feucht, als in der Nähe der Waldungen, ſowie ſie die Wakamba mit ihren großen Ziegen-, Schaf- und Kühheerden brauchen. Der herrliche Weidegrund macht das Vieh ſchön; doch gibt keine Kuh die Quantität Milch, die in Europa gewonnen wird. Das Vieh, die Milch und die Butter wird von den Wakamba an die Muhamedaner in Mombas verkauft, oder vielmehr vertauſcht gegen Eiſen, Kupfer, Schmuckſachen, Kleider, Glasperlen, Salz u. ſ. w. Ueberhaupt kaufen die Mombaſſianer gerne die Produkte der Wakamba und Wanika, nämlich: Reis, Mais, Vieh, Butter, Kopal, Elfenbein, Rhinoceros- und Büffelhörner, Straußenfedern, auch Sklaven, wenn ſie zum Verkauf anbieten.

*) Die vier wichtigſten Scheichs in Mombas, die über die Wanika zu gebieten haben, ſind: Bana Hamade, Scheich Schiras, Scheich Gabiri und Mzigni Mtu. Die Würde iſt erblich. Der Nachfolger muß aber immer 600 Thaler zahlen, theils an die Wanika, theils an die Regierung in Mombas. Dafür hat er aber das Recht, in alle wichtigen Angelegenheiten der Wanika ſich zu miſchen und unter ihnen ſeine Handelszwecke zu verfolgen.

Nach etwa dreiſtündigem Gehen erreichten wir das Weiler Endila, das nur aus 8—10 Hütten beſteht. Die Aelteſten ſaßen unter einem Baume. Ich war etwas befremdet, als ich dieſe nackten Wilden ſah, die faſt gar nichts über mein Erſcheinen ſagten, auch nicht aufſtanden, ſondern traurig und finſter auf den Boden blickten. Oft ſahen ſie mich an, als wäre ich ein höheres Weſen. Der Aelteſte ging endlich in ſeine Hütte und holte eine Schale Milch. Ich wußte damals noch nicht, daß die Wakamba ihre Milch mit Blut miſchen, indem ſie dem Vieh am Hals zur Ader laſſen. Die Wakamba glauben nämlich, daß ſie durch den Genuß von Blut ihre natürliche Stärke erhöhen können. Sie ſind, wie die meiſten Wilden, große Freunde von Schmuckſachen, beſonders von Glasperlen und Kupferdraht. Ihre Beine, Arme, ihr Hals und Haar ſind mit weißen und blauen Glasperlen bedeckt, was ihnen bei ihrer Nacktheit ein ſeltſames Ausſehen gibt. Ich ſah einige ſtarke Männer völlig nackt; die andern hatten einen Lappen Tuch um die Genitalien gebunden. Die Frauen hatten nur das Nothwendigſte bedeckt, waren aber ſonſt von Kopf bis zu den Füßen total entblößt. Hinten hatten ſie eine Art Schwanz aus Leder, der um die Lenden mit einem Riemen befeſtigt war. Kein Wunder, daß die Sage geht, es gebe geſchwänzte Leute im Innern von Afrika. Im Allgemeinen ſcheinen die Wakamba ſchönere und kräftigere Leute zu ſeyn, als die Wanika. Ihre Hütten ſind jedoch noch erbärmlicher als die der Wanika. Die Wakamba in der Nähe der Küſte ſind Einwanderer, die ſeit der großen Hungersnoth im Jahr 1836 auf dem Gebiet der Wanika ſich niedergelaſſen haben. Sie wurden durch den Hunger aus dem Innern vertrieben und erhielten von den Wanika die Erlaubniß, mit ihrem Vieh die Grasebenen abzuweiden. Nach und nach kamen ſie zu Reichthum durch ihre Viehzucht und den Elfenbeinhandel im Innern, und fingen auch bald an, das Land zu bauen. Die Wanika hatten ſie gerne, weil ſie von den Wakamba manche Vortheile haben; doch drohten ſie nach und nach den Wanika überlegen zu werden, und öfters kam es zu Reibungen und gegenſeitigen Befehdungen, die aber immer wieder ausgeglichen wurden, indem die Wakamba, die einmal an

den Kokoswein und andere Bequemlichkeiten der Küſte gewöhn waren, nicht mehr gern in ihr Stammland im Innern zurück kehren, und auch die Wanika der Kühe, Schafe und anderer Vor theile wegen ſie nicht ziehen laſſen wollten. Auch die Muhame daner waren froh, daß die Wakamba nicht abzogen, und machte daher gerne die Schiedsrichter zwiſchen den beiden Stämmen Es iſt merkwürdig, wie die Selbſtſucht die Völker zuſammenhält und wie die Vorſehung Gottes das Selbſtintereſſe dieſer Völke zu benutzen weiß, ja wie ſie es ſo geordnet hat, daß jedes Volk das andere braucht, damit ſie alle in der Ordnung erhalten wer den, bis einmal das Evangelium ſie als Brüder in der Liebe, ohne Selbſtſucht, zuſammenhalten wird.

Uebrigens vermiſchen ſich im Allgemeinen die Wakamba und Wanika nicht unter einander, ſondern bleiben bei ihren herge brachten Sitten. Die Wanika heirathen die Wakamba nicht; doch hat der Umgang der letztern mit der Küſte manches bei ihnen geändert. Während die Wakamba im Innern z. B. die Todten nicht begraben, ſondern ſie aufs Feld oder in den Wald werfen und mit Steinen und Gras zudecken, ſind ſie an der Küſte doch dahin gebracht worden, daß ſie ihre Todten begraben laſſen durch die Wanika, welche das Grab machen, dafür aber eine Kuh fordern. Auch bedecken ſich die Wakamba ein wenig, wenn ſie nach Mombas oder in ein Wanika-Dorf kommen. Lei der haben ſie aber auch von den Wanika viel Böſes angenommen. Den Tembo (Kokoswein) lieben ſie leidenſchaftlich, und da ſie die Mittel haben, ſo treiben ſie es noch ärger als die Wanika. Auch legen ſie ſich mehr Frauen als die Wanika bei. Mit ihren Saufgelagen verbinden ſie das Tanzen, das ſie von den Wanika gelernt haben. Auch das Uganga- und Utawi- (Beſchwörungs- und Zauberei-) Weſen haben ſie vielfach von den Wanika und Wazumba (Suahili) gelernt. Ebenſo haben die Wanika und Suahili viel Böſes von den Wakamba angenommen, namentlich die ſchändliche Sitte, nackt zu gehen, wenigſtens wenn ſie von ihren Landsleuten nicht beobachtet werden, z. B. auf den Reiſen.

Im Ganzen wird man ſagen können, daß der Reichthum, den die Wakamba unter die Wanika und Suahili gebracht haben,

alle dieſe Stämme bedeutend verdorben und moraliſch herunter-gebracht hat. Daher es den genauen Beobachter dieſer Völker nicht wundern darf, wenn der Gott der Gerechtigkeit endlich ein ernſtes Gericht über dieſe fleiſchlichen Völker an der Küſte her-einbrechen ließ durch die wilden Maſai, welche nach den neueſten Berichten die Wanika und Wakamba ſchrecklich heimgeſucht und vernichtet haben. Keine heidniſche Nation kann den Wohlſtand auf längere Zeit ertragen; daher von Zeit zu Zeit eine tüchtige Aderläſſe erfolgen muß, um den ganz Fleiſch gewordenen Men-ſchen wieder etwas nüchtern zu machen. Die Werkzeuge, welche die Aderläſſe vornehmen müſſen, ſind ſtets bei der Hand. In Oſtafrika ſind es die grauſamen Maſai, Wakuaſi und Galla, die, wenn ſie die ſchwächeren Stämme gerichtet haben, ſich dann ſelbſt wieder unter einander aufreiben, wodurch die ſchwächeren Völker wieder Zeit gewinnen, ſich zu erholen. So richtet und waltet Gott unter den Heiden, und wer aus perſönlicher Anſchauung dieſe Völker kennen lernt, muß ſagen: „Herr, deine Gerichte ſind gerecht und wahrhaftig.“ Wo es keine Unmenſchen gibt, wie die Maſai und Wakuaſi, die Alles niedermachen, was ihnen in die Hände fällt, da werden die Völker durch das Sklavenweſen ge-richtet, indem ſie in beſtändiger Angſt ſeyn müſſen, überfallen und als Sklaven weggeführt zu werden. Ein genauer Beobachter kann wahrnehmen, daß die göttliche Vorſehung durch alles dieſes die Völker ſehnſüchtig nach dem Heil in Chriſto machen will, und daß ſie nur ſo weit und ſo viel von ihnen am Leben erhält, daß das Geſchlecht nicht aufhören darf, bis das Evangelium zu ihnen kommt. Die Völkerbrut, wenn man ſo ſagen darf, muß fortbeſtehen, bis eine neue Zeit durch das Evangelium zu ihnen kommen wird. Ich habe oft die ungeheuren Wildniſſe, die ohne Einwohner und ohne Anbau ſeit Jahrhunderten ihren Sabbath feiern, mit großer Betrübniß betrachtet, aber ich mußte meinem Schmerz wehren durch den Gedanken, daß es beſſer iſt, Wildniſſe zu ſehen, als die Greuel der Heiden, die den Erdboden verunreinigen und die reichen Gaben Gottes ſo empörend verderben. Da kann nichts helfen als das Evangelium, das die Wildniß in einen Garten Gottes verwandeln will. Selbſt der europäiſche Handel und die

vom Chriſtenthum abgewendete Civiliſation wird und kann keine beſſeren Zuſtände herbeiführen, ja ſie wird dieſe Zuſtände nur verſchlimmern und ſchneller zur Reife bringen, indem ſie den Heidenvölkern die Mittel verleiht zu tieferer Verſinkung in die Sinnlichkeit. In Europa will man das freilich nicht glauben, aber die Geſchichte wird die Europäer ſchon noch davon überzeugen. Sie iſt überhaupt die beſte Apologie für das Chriſtenthum und gegen das Heidenthum, in welcher Form dieſes ſich auch kund geben möge.

Die Wakamba gehen in Karawanen von 200—300 Mann nach dem Innern, um Elfenbein zu holen. Sie ſind überhaupt die Mittelsperſonen zwiſchen dem Innern und der Küſte, von der ſie 200—250 Stunden weit das Innere bereiſen. Daher ich auch dieſes Volk für ein wichtiges anſah in Beziehung auf künftige Miſſionszwecke im Inner-Afrika. Auf ihren Reiſen werden die Wakamba oft angegriffen von den Stämmen im Innern, namentlich von den Galla, die ihnen auf dem Wege auflauern, oft aber auch tüchtig geſchlagen werden. So hatten ſich z. B. die Wakamba einmal an einer Stelle gelagert, und ſich vor Tagesanbruch, wo die Galla ihre Angriffe zu machen pflegen, mit Häuten bedeckt. Die Galla kamen leiſe herbei, um mit ihren Speeren die Wakamba niederzuſtoßen, allein dieſe brachen unter ihrer Decke hervor und ſchoſſen ihre vergifteten Pfeile auf die Feinde ab, die nicht mehr entrinnen konnten. Ich habe, wie wir ſpäter ſehen werden, die Beherztheit der Wakamba ſelber erfahren und mit angeſehen. Die Wakamba ſind, wie die meiſten oſtafrikaniſchen Völker, beſchnitten. Ihre Sprache gehört zu dem großen ſüdafrikaniſchen Sprachſtamm, welchen ich den orphnohamitiſchen*) genannt habe, und welcher ſich vom Aequator bis zu den Kaffern in Südafrika hinab erſtreckt. Die Wakamba leben hauptſächlich von Milch und Fleiſch, doch pflanzen ſie auch Mais an der Küſte und im Innern. Sie ſind keine Nomaden, ſondern haben feſte Wohnſitze. Wir werden ſpäter noch mehr von ihnen hören, wenn ich meine Reiſen nach Ukambani erzählen werde.

*) Schwarzbraun-hamitiſch zum Unterſchied von dem Nigro-hamitiſchen (ſchwarz-hamitiſchen oder Neger-Hamiten.)

Beiläufig will ich bemerken, daß die Vorſilbe „wa“ die Mehrzahl eines Volksſtammes, im konkreten Sinn genommen, anzeigt, während die Silbe „m“ oder „mu“ die Einzahl andeutet, und die Silbe „U“ den Volksſtamm im abſtracten Sinn bezeichnet. Alſo „Wakamba“ heißt „die Wakamba,“ „Mkamba“ ein Mkamba, „Ukamba oder Ukambani“ das Land der Wakamba; „Wanika“ die Wanika, „Mnika“ ein einzelner von dieſem Volk, „Unika“ das Gebiet der Wanika. Es wäre vielleicht am richtigſten, wenn man im Deutſchen ſagen würde: die Kamba, ein Kamba, das Kambaland, ſtatt „die Wakamba,“ „ein Mkamba,“ „das Ukambani.“ Auf dieſe Weiſe könnte wohl am beſten orthographiſche Verwirrung verhütet werden, welche in die Geographie dieſer Länder kommen möchte.

Von dem Wakamba-Weiler Endila kehrte ich auf einem andern Weg zurück, um den Häuptling Emboga von Alt-Rabbai auf ſeiner Plantage zu beſuchen, den ich früher in Mombas kennen gelernt hatte. Emboga, der ein verſtändiger Mann iſt, aber gerne bettelt, nahm mich ſehr freundlich auf und bewirthete mich in landesüblicher Weiſe mit Kokosnüſſen, welche mein Knecht von den Bäumen holen mußte. Es iſt Sitte, daß, wenn ein Beſuch von Bedeutung in einem Hauſe eintritt, ſogleich ein Sklave oder Bewohner des Hauſes auf einen Kokosbaum ſteigt, um Nüſſe zu holen, deren Waſſer oder Milch, wie man es auch nennt, im friſchen Zuſtand ſehr angenehm iſt für den durch Reiſen erhitzten Gaſt. Der Boden der Pflanzung ſah weithin wie ein ſchwarzes Gartenland aus, in welchem, wie ich vermuthete, viele Tropenpflanzen gezogen werden könnten, wenn es den Wanika um die Eröffnung neuer Erwerbsquellen zu thun wäre. Allein die Wanika ſind zufrieden, wenn ſie nur Udſchi (Kokoswein) und Mahindi (Welſchkorn), oder auch Mtelle (Reis) haben. Beim Abſchied ſchenkte mir Emboga eine Ziege, welche ich ungerne annahm, weil dieſes Geſchenk dem Geber ein Recht gab, nachher allerlei zu betteln. Von Emboga's Plantage zog ich nach Alt-Rabbai auf einem bisher mir unbekannten Wege. Als ich zum erſten Thor herein war, ſah ich ein paar Hütten von 3—4 Fuß Höhe. Auf die Frage, was dieſe Hütten zu bedeuten

hätten, wurde mir gesagt, dieß sei das dschumba dscha Mulungu (oder niumba ja Mulungu), d. h. das Haus oder Häuschen Gottes, das vor jedem Dorfe stehe, und wo die Wanika ihre gottesdienstlichen Gebräuche verrichten, wo sie opfern, die bösen Geister beschwören, wo sie auch Sachen niederlegen, die sie gerade nicht in das Dorf bringen wollen, weil dieselben bei diesem Heiligthum sicher sind und nicht geraubt werden. Auch befinden sich die Gräber der Wanika gewöhnlich in der Nähe des niumba ja Mulungu. Dort wird auch gefreffen, gesoffen und getanzt bei den Leichenbegängnissen und andern Gelegenheiten.

Ueber dem letzten Thor zum Dorf sah ich eine Kokosnuß hängen. Dieß war Uganga (Zauber), den man auf Anregung der Waganga (Beschwörer) aufgehängt hatte, damit Niemand die Kokosnüsse stehle, so lange die Leute auf ihren Plantagen sind. Dieser Zauber reicht hin, Diebe und Räuber von den Bäumen und dem Dorf fern zu halten. Manche Wanika hängen einen ähnlichen Uganga vor den Thüren ihrer Hütten auf, und Niemand wagt es, hineinzutreten, bis der Eigenthümer den Zauber weggeräumt hat.

An einer andern Stelle unter den Thoren von Alt-Rabbai hing die Form von männlichen Genitalien, welche die Trophäe eines erschlagenen Feindes vorstellen sollten. Diese Figur soll vor Ausbruch eines Krieges in Procession herumgetragen werden, um die Krieger zum Kampf zu ermuntern!

Als ich auf dem Rückwege wieder bei Abdalla angekommen war, besuchten mich die Aeltesten von Rabbai, denen ich auseinandersetzte, daß ich weder ein Soldat, noch ein Kaufmann, weder ein Beamter der englischen und arabischen Regierung, noch ein Reisender, noch ein Mganga oder Mtawi (Arzt, Beschwörer und Zauberer) sei, sondern daß ich ein Lehrer, ein Buchmann sei, der den Wanika, den Wakamba, den Galla, ja auch den Wazumba (Muhamedaner) den rechten Weg zur Seligkeit zeigen wolle. Sie antworteten: „Unser Land, unser Vieh, unsere Bäume, Häuser, unsere Söhne und Töchter sind alle dein.“ Wiefern sie Wort hielten, werden wir später hören. Ich schwankte jetzt nur noch zwischen Rabbai und Kambe in Beziehung auf die Missions-

ſtation. Kambe war zwar bevölkerter, aber nicht ſo nahe am Meer gelegen als Rabbai. Auch war ich in Kambe mehr abhängig von Scheich Bana Hamade in Mombas, während ich in Rabbai keinen muhamedaniſchen Scheich von Mombas zu fürchten oder zu fragen hatte. Nachdem ich in Abdalla's Hütte eine unruhige Nacht zugebracht hatte wegen der vielen Ameiſen, die auf mein Lager und in mein Bette krochen, ſegelte ich mit Tagesanbruch nach Mombas zurück, das die Suahili Mwita, die Wanika Kiſuani, die Wakamba Kidiamoni, die Araber aber Mombas oder Mombaſa heißen.

Vom 17. bis 20. Februar 1845 unternahm ich einen Ausflug nach dem Dorfe Mikomani, dem Hauptort der Wanika vom Stamm Kiriama, der nördlich von Rabbai wohnt, und der nächſt dem Stamm Duruma im Süden von Rabbai zu den wohlhabendſten Wanika-Stämmen gehört. Die Wanika von Kiriama treiben Handel mit den Galla, mit den Stämmen Ndara, Bura und den Wakamba im Innern, ſowie mit den Suahili an der Küſte. Sie haben auch viel Vieh, gutes Land zum Anbau und finden viel Kopal in ihren Wäldern, daher ihr Wohlſtand. Da ſie wenig Kokosbäume haben und einige Stunden von der Gegend, wo es viel Tembo gibt, entfernt ſind, ſo können ſie ſich nicht ſo leicht berauſchen wie die Wanika von Rabbai, wiewohl ſie oft einen weiten Weg machen, um den Himmel der Wanika, d. h. den Kokoswein aufzuſuchen, zu kaufen und in großen Kalabaſchen heimzutragen. Viele Mombaſſianer, die den Tembo für haram, d. h. nach dem Koran für unerlaubt halten, weil er ein ſehr berauſchendes Getränk iſt, nehmen keinen Anſtand, ihn nach Kiriama zu verkaufen, wo er theuer iſt. Sie gehen dabei von der Anſicht aus, daß dieß für ſie keine Sünde ſei, weil das Getränk ja an Kofar (Ungläubige) verkauft werde.

Abdalla war abermals mein Begleiter. In Mombas hatte Niemand etwas gegen meine Reiſe, ein abermaliger Beweis, daß die früheren Schwierigkeiten gegen meine Bewegungen von dem Gouverneur Ali Ben-Naſſer ausgegangen waren. Von Mombas ſegelte ich zu Abdalla's Plantagen in einem Boot, das aus einem ungeheuren Baumſtamm gehauen war, 25 Fuß Länge und 2 Fuß

Breite hatte und 10 Centner Laſt tragen konnte. Ein ſolches Boot wird in Mombas für 12—15 Thaler gekauft. Von Abdalla's Hütte an ſtieg ich in nördlicher Richtung etwa 400 Fuß auf, wo ich auf einer Ebene ankam, von wo aus man eine ſchöne Ausſicht nach Oſten auf die Bucht, auf Mombas und das Meer, und gegen Weſten auf das weite Flachland hat. Unterwegs ſah ich eine Menge zerſtreuter Hütten, welche dem Rabbai-Stamm gehörten, deſſen Grenze gegen Kiriama hin einen Hain von Kokosbäumen bildet. Auch ſah ich viele Weiler, die von Wakamba bewohnt ſind, welche ebenes und gebüſchloſes Land lieben, ihrer Viehheerden wegen. Nachdem ich die Grenze zwiſchen Rabbai und Kiriama paſſirt hatte, führte mich Abdalla in ein Weiler, wo er einen Freund Namens Babai Korura hatte, bei dem wir einkehrten. Sogleich ſammelte ſich eine Anzahl Leute, denen ich das Wort Gottes zu verkündigen ſuchte. Es war mir bei dieſem Ausflug nicht ſowohl um die Erforſchung eines Landes behufs einer Miſſionsniederlaſſung zu thun, ſondern mehr und hauptſächlich um das Evangelium zu verkündigen. Nachmittags kamen wir in Mikomani an, wo wir bei Babai Toia uns einlogirten, der einer von den Aelteſten im Dorfe Mikomani iſt, das etwa 20 Häuſer hat. Bald nach unſerer Ankunft kam die Nachricht, daß zwei Leute in einem benachbarten Dorfe erſchlagen worden ſeien bei einem Saufgelage, wo ſie in Streit gerathen waren. Babai Toia behandelte mich freundlich und machte mir ein Schaf zum Geſchenk, das aber abgelehnt wurde. Am andern Tag wollte ich nach einer an die Wanika gehaltenen Anrede nach Emberria reiſen, um mit den Galla, die dort auf den Markt gekommen waren, bekannt zu werden. Da ich aber ſehr an den Augen litt, ſo hielt ich es für beſſer, für jetzt auf jene Reiſe zu verzichten und ſie ſpäter auszuführen. Als vor der Abreiſe die Aelteſten von Mikomani mich um ein Geſchenk baten, erwiederte ich, daß ſie mir noch keinen Dienſt erwieſen hätten, der ſie berechtigte, ein Geſchenk zu verlangen. Dem Babai Toia gab ich jedoch etwas für ſeine Gaſtfreundſchaft. Ob er das Erhaltene mit den Andern getheilt habe, konnte ich nicht erfahren. Sonſt iſt es Sitte, daß die Aelteſten unter einander theilen, was ſie von Fremden erhalten.

Jeder, der ſeine Gabe zurückbehalten würde, würde ſchwer geſtraft werden. Gewöhnlich kaufen ſie Kokoswein für die Gabe und verſchlucken ihn gemeinſchaftlich.

Auf dem Rückweg beſuchte ich mehrere Weiler der Wakamba, wo ich das Eigenthümliche bemerkte, daß jede Hütte von der des Nachbars durch ein Gehege abgeſondert war, wahrſcheinlich, um nicht mit dem Nachbar in Streit zu gerathen, und um ſich beſſer gegen Ueberfälle vertheidigen zu können. Die Alten erſchienen in ſchamloſer Nacktheit, die nicht beſchrieben werden kann. Eine Frau war ſo erſchrocken über meine ſonderbare Erſcheinung, daß ſie grunzte wie ein Schwein und Zauberformeln herſagte. Andere, namentlich Kinder, rannen davon beim Anblick meiner Perſon, die ihnen wie ein Weſen aus einer andern Welt vorkam. Meine Augengläſer erſchreckten ſie beſonders. Die Wakamba, welche ſtehen blieben, bezeugten die größte Ehrfurcht vor dem ſonderbaren Mann, deſſen Hut, Schuhe und Kleidung ihnen viel zu reden und zu lachen gaben. Nach und nach wurden die Wakamba jedoch zutraulich und betrugen ſich wie Kinder. Geſchenke wurden nirgends unter den Wakamba verlangt.

Von den Wakamba ging ich in das Wanika-Dorf Pemboni, wo die Aelteſten bei einem Saufgelage verſammelt waren, weßwegen ich weiter zog, ohne mich aufzuhalten. Allein bald kamen einige Aelteſte auf den Weg, um mich zurückzuholen und mir Heſchima zu erweiſen. Ich ließ mich aber nicht zur Rückkehr bewegen. Dieß brachte ſie auf gegen Abdalla, der in große Angſt gerieth wegen der Folgen dieſer Sache. Es iſt nämlich Sitte, daß Niemand einen Fremden ins Dorf bringen ſoll, ohne ihn den Aelteſten vorzuſtellen, die ihn über den Zweck ſeines Beſuches befragen, ihm ein Heſchima (Ehrenbezeugung und Geſchenk) machen und dafür ein Gegengeſchenk von ihm erwarten. Abdalla fürchtete die Rache der Aelteſten in Pemboni, als hätte er einen weißen Zauberer ins Dorf gebracht, der einen Zauber dort niedergelegt habe und dann plötzlich davon gegangen ſei. So erſchrocken und niedergeſchlagen war der arme Abdalla, daß er ängſtlich den Flug der Vögel beobachtete, um daraus abzunehmen, ob die Sache gut oder übel ablaufen werde. Die Ein-

geborenen nehmen ſogleich zur Vogelſchau ihre Zuflucht, wenn ſie in Noth und Verwirrung ſind.

Als ich in Abdalla's Hütte angekommen war, hielt ich es, um meinen und Abdalla's Charakter nicht blos zu ſtellen, fürs beſte, einige Aelteſte von Pemboni kommen zu laſſen und mich mit ihnen zu verſtändigen. Dieß geſchah. Ein kleines Geſchenk wurde ihnen mit nach Hauſe gegeben, und ſo ſchieden ſie verſöhnt mit mir und Abdalla. Ein Miſſionar muß ſich angelegentlich beſtreben, mit allen Menſchen Frieden zu haben, ſo viel an ihm iſt. Er muß eher zu freigebig als zu karg unter den Eingeborenen auftreten, und er muß die Sitten und Gebräuche, ſowie das Anſehen der Aelteſten reſpektiren, ſo weit es Gewiſſens halber möglich iſt. Zugleich muß er aber auch Freimüthigkeit haben, Sitten, welche mit Aberglauben verbunden ſind, nach dem Worte Gottes mit Sanftmuth zu rügen. Insbeſondere muß er ſich hüten vor Ungeduld, und gerade dieſe Untugend iſt es, welche bei Europäern in ihrem Umgang mit unkultivirten Völkern am meiſten hervortritt, weil dieſe Leute überall nichts als Dornen und Stacheln in Wort und That blicken laſſen. Kein Wunder, daß die Eingeborenen da, wo ſie mit Europäern, die nicht von chriſtlichen Grundſätzen geleitet werden, zuſammenkommen und leben, mit ihnen bald in Streit gerathen und ein Kampf auf Leben und Tod zwiſchen Beiden entbrennt. Die Habſucht, Bettelei, Treuloſigkeit, der Aberglaube und andere Untugenden der Eingeborenen reizen den Zorn der Europäer, daß ſie Böſes mit Böſem zu vergelten ſuchen, ſtatt, wie das Evangelium lehrt, das Böſe mit Gutem zu überwinden. Es bleibt daher den Eingeborenen nichts anderes übrig, als ſich der europäiſchen Kultur zu fügen, oder als Nation unterzugehen, wie man in Amerika bei den Indianern am deutlichſten ſehen kann. Die Kinder Japhets ſind einmal die Weltſeele; es muß daher bei den Hamiten und Semiten entweder gehen oder brechen. Am beſten wäre es freilich, wenn die nichtchriſtlichen Völker unter eine Art von Vormundſchaft der chriſtlichen Nationen geſtellt würden. Aber dann müßten die Vormünder ſelbſt erſt wahre Chriſten ſeyn. Die Ruſſen dürften dann wohl den ganzen Norden von Aſien haben,

die Deutſchen Klein- oder Vorder-Aſien, die Franzoſen Nord- und Mittel-Afrika, die Engländer Süd-Afrika und Oſt-Indien ſammt China, und die Amerikaner die Inſeln des ſtillen Weltmeeres, Japan u. ſ. w. beſitzen. Dieſe Vormundſchaft dürfte aber nicht länger währen, als bis dieſe Nationen durch das Chriſtenthum und die chriſtliche Kultur mündig geworden wären. Dann ſollten ſie als Glieder der chriſtlichen Menſchenfamilie ihrer eigenen Entwickelung überlaſſen werden. Dieſe Gedanken werden freilich fromme Wünſche bleiben, ſo lange die Welt-Mächte von der Selbſtſucht regiert werden; aber wenn das Friedensreich oder die fünfte Monarchie einmal kommen wird, welche Chriſtokratie ſeyn wird, alsdann werden dieſe Ideen zur Wahrheit werden; denn alsdann wird Handel, Politik und Religion nur die Eine Abſicht und Aufgabe haben, die ganze Welt durch die Erkenntniß Gottes und Jeſu Chriſti zu beglücken. Die gegenwärtigen Miſſionsbeſtrebungen ſollen dieſes Friedensreich, dieſe Chriſtokratie vorbereiten; ſie haben in dieſer Beziehung die Bedeutung und Beſtimmung des Täufers Johannes, der den Weg bereiten ſollte.

Am Abend vor meiner Abreiſe hatte ich Gelegenheit, das kluge und ruhige Benehmen Abdalla's in ſeinem Umgang mit den Wanika zu beobachten und für mich nützliche Lehren daraus zu ziehen. Eine Frau brachte ihm einen Korb voll ſüßer Kartoffeln (Wiaſi) zum Geſchenk. Er dankte freundlich und gab ihr etwas Salz in Erwiederung der Gabe. Er ging dann auf ihre häuslichen Verhältniſſe ein und gab ihr allerlei nützliche Rathſchläge. Auch bei andern Gelegenheiten beobachtete ich ſeine Ruhe und Umſicht, wodurch die Wanika Zutrauen zu ihm gewinnen. Wird er dann einmal aufgebracht, ſo erkennen die Wanika, daß ein triftiger Grund vorhanden ſeyn müſſe, und daß ſie ihn beleidigt haben. Bei dieſem Betragen ſteht freilich die Selbſtſucht im Hintergrund, aber deſſenungeachtet iſt ſein Betragen ſehr lehrreich in Beziehung auf die Behandlungsweiſe der Wanika.

Als nach Mitternacht der Mond aufgegangen war, ſegelte ich die Bucht hinab nach Mombas. Die Luft war kühl und Alles war ſtill um mich her, und mein Gemüth wurde zu hohen und ſeligen Betrachtungen geſtimmt. Ich freute mich meines Be-

rufes, und daß mir in dieſen Tagen verliehen worden war, den Namen Chriſti an Orten zu verkündigen, wo er noch nie genannt worden iſt. Die unzähligen Stämme Afrikas lagen mir auf dem Herzen, und ich flehte zu Gott um ihre baldige Erlöſung aus den Banden der Finſterniß und des Todes. Mein Nachdenken wurde durch nichts unterbrochen als durch die leuchtenden Inſekten, die zu Tauſenden wie kleine Flämmlein von einem Ufer zum andern, von einem Baum zum andern ſchwärmten, mir auch ins Geſicht flogen; die Suahili heißen ſie „Kimetemete," d. h. Leuchtendes, Glänzendes, Glanz. Vor Tagesanbruch landete ich in Dſchumfu, um einen Mann Namens Schepoe mit nach Mombas zu nehmen, von dem ich gehört hatte, daß er tief im Innern Afrikas geweſen ſei und viele Sprachen verſtehe. Er war aber nicht zu Hauſe. Unterwegs wurde eine Kokosnuß geöffnet, mit deren Waſſer ich meinen Durſt ſtillen wollte. Merkwürdigerweiſe fand ſich kein Waſſer darin. Die Matroſen ſagten mir, der Mond habe dadurch, daß er vertikal auf die Nuß geſchienen habe, ihr Waſſer aufgezehrt. Dieß hielt ich für eine abergläubiſche Anſicht, ich überzeugte mich aber doch ſpäter, daß die Wirkung des Mondes in dieſen Breitengraden eine intenſive iſt, wenigſtens in Beziehung auf die Menſchen. Daher auch die Eingeborenen ſtets ihr Haupt bedecken, wenn ſie außer ihren Hütten ſchlafen. Es iſt möglich, daß der Mond die Kokosnuß in ihrer zarten Periode ſpaltet und daß das Waſſer ſodann ausläuft. Doch ließe ſich die Sache auch noch anders erklären.

Als das Boot in die Nähe von Mombas kam, warf ein Matroſe bei einem Felſen eine Limone ins Meer. Auf meine Frage, was dies bedeute, ſagte er, er habe dem Felſen geopfert, der ein Fiſcher geweſen ſei Namens Makame. Dieſer ſei einmal gegen Gottes Befehl und Willen an einem Feſte fiſchen gegangen und zur Strafe für ſein Verbrechen von Gott in einen Felſen verwandelt worden, den man daher Makame iwe (Makame-Stein) nenne. Dergleichen Aberglauben findet ſich in Menge bei den ſchlauen Muhamedanern.

Ich hatte unter Anderem mich auf dieſer Reiſe auch davon überzeugt, daß meine Ueberſetzungen in die Wanika-Sprache unter

den nördlichen Wanika nicht viel taugen, da ihr Dialekt von dem der ſüdlichen Wanika, welche Wadigo genannt werden, abweicht. Der Suahili, der mir anfangs beim Ueberſetzen behülflich war, kannte nur den Dialekt der Wadigo, für welche ich vor der Hand keine Miſſions-Station beabſichtigte. Nach meiner Rückkehr nach Mombas bekam ich für einige Tage das ſogenannte Konguru, d. h. ein leichtes Fieber, das die Eingebornen meiſtens bekommen, wenn ſie die höhern Regionen beſuchen. Die Suahili gehen daher auch nicht gern zu den Wanika, weil ſie das Konguru fürchten. Aber auch die Hochländer gehen nicht gern ins Niederland, weil ſie ebenfalls das Konguru fürchten. Das Beſte iſt, ſich gleich nach der Rückkehr nach Hauſe zu laxiren und etwas Chinin zu nehmen.

Nach der Wiedergeneſung vom Konguru ſetzte ich meine ſprachlichen Studien und mein Ueberſetzungswerk in Mombas fort und machte gewöhnlich Nachmittags Beſuche auf der Inſel, wo ich meiſtens eine Anzahl Wanika auf den Plantagen antraf. Sie kommen nämlich nach Mombas, hauptſächlich um Tembo zu laufen. Ich hatte gegen ein Geſchenk mit einem muhamedaniſchen Plantagenbeſitzer die Uebereinkunft getroffen, mich in meinen Unterredungen mit den Wanika nicht zu ſtören. Nach und nach faßten dieſe Muth, mich auch in meinem Hauſe zu beſuchen, wiewohl ſie meiſt ſchüchtern waren in die Stadt zu kommen, da die Muhamedaner oft einen Mnika auf dem Weg ergreifen, binden und ins Gefängniß ſtecken, weil ſie eine Schuld an ſeinen Stammgenoſſen zu fordern haben. Der Unſchuldige muß dann im Gefängniß harren, bis ſeine Verwandten ihn losmachen durch Bezahlung der Schuld, worauf dann der Erlöste erſt die Sache abmachen muß mit dem eigentlichen Schuldner in ſeiner Heimath. Es iſt unglaublich, wie ſehr dieſe Unordnung des Rechtsganges dieſe Völker verwirrt hat und immer mehr verwirrt, und wie ſehr das gute Verhältniß zwiſchen Stadt und Land durch dieſes willkürliche Verfahren geſtört wird. Sobald nämlich die Wanika hören, daß ihr Landsmann in Mombas gebunden iſt, ſo binden ſie den nächſten Suahili, der in ihre Hände fällt. Der Grund von dieſer Unordnung liegt darin, daß weder die Suahili noch

die Wanika eine feste Regierung haben, welche Recht und Gerechtigkeit übt und die Gesetze mit starker Hand durchführt; daher thun die Leute, wie sie wollen. Da ihnen keine Regierung hilft, so suchen sie sich selbst zu helfen dadurch, daß sie den Wanika bei ihrem Besuch in Mombas auflauern und sie gefangen nehmen. Die Wanika thun dann dasselbe den Suahili, wenn diese des Handels wegen ins Wanika- und Wakambaland kommen. Dieser gesetzlose Zustand ist erst eingetreten, seitdem Said-Said Mombas in seine Hände bekommen hat. Die Gouverneure des Said-Said sehen nur auf ihre eigene Bereicherung und behalten die 600 Thaler, welche Said-Said zur Pacificirung des Wanikalandes jährlich ausgesetzt hat, für sich selbst, während die frühere Regierung der Masrue es in ihrem Interesse fand, ein gutes Verhältniß zwischen Stadt und Land herzustellen, und daher den Wanika von Zeit zu Zeit Geschenke gab, und wenn diese nicht fruchteten, sie mit Heeresmacht überzog, aber auch ihren gerechten Forderungen Gehör schenkte.

Während ich meine täglichen Ausflüge auf die Insel machte, begegnete ich öfters auf einer Plantage einer Schaar von 10—12 Knaben, welche kürzlich (in ihrem 14ten Jahr) beschnitten worden waren. Sie waren von verschiedenen Stämmen und meist Sklaven-Knaben. Einige waren Wakuasi, andere Wasegedschu, noch andere waren Galla, Wakamba und Wanika. Die Knaben saßen halb nackt auf dem heißen Sand, in welchen sie das beschnittene Glied steckten, weil der heiße Sand den Heilungsprozeß beschleunigen soll. Ich fühlte großes Mitleiden mit den armen Wesen, welche an Leib und Seele vernachlässigt waren. Wie gerne hätte ich sie unterrichtet, wenn es ihre Meister gestattet hätten. Doch erzählte ich ihnen die Hauptpunkte der evangelischen Geschichte und wie Christus, der Sohn Gottes, die Menschen so lieb habe, und ermahnte sie, zu Ihm zu beten.

Der Akt der Beschneidung verursacht den armen Kindern große Schmerzen, die sie aber nicht durch Schreien ausdrücken dürfen, wenn sie nicht von den Umstehenden, die sie festhalten, geschlagen werden wollen. Bei der Beschneidung erhalten die Kinder einen neuen Namen. Der Name, den sie bei der Geburt

empfangen, wird gewöhnlich von den Tagen oder Monaten hergenommen, an denen ſie geboren werden. Ein Kind, das z. B. im Ramadan (Faſtenmonat) geboren wird, heißt Ramadani. Wird es am Freitag geboren, ſo heißt es Guma, am Donnerſtag Chamis, am chriſtlichen Sonntag Ali u. ſ. w.

Da die Regenzeit im Jahr 1845 ſchon im März im Anzug war, ſo wollte ich die trockenen Tage noch benützen, um meine Ausflüge aufs feſte Land ſo weit als möglich auszudehnen und das Wort Gottes in den Dörfern und Weilern zu verkündigen, die ich bisher noch nicht beſucht hatte. Am 13. März beſuchte ich das Dorf Dſchembo, das im Süden von Mombas an der großen Bucht auf einem kleinen Hügel liegt, und halb von Muhamedanern, halb von Wanika bewohnt wird. Es waren aber nur wenige Leute im Dorf. Die Meiſten waren auf ihren Plantagen, um den Boden umzubrechen und den Samen von Reis und Welſchkorn u. ſ. w. zu ſäen, in Erwartung der nahen Regenzeit. Doch konnte ich eine kleine Anzahl Heiden mit ihrem kranken Häuptling, der auf einer Kuhhaut auf dem Boden lag, anreden. Nach der Anrede wollte ich nach dem Dorfe Dſchogni (zu unterſcheiden vom Dorf Dſchogei im Norden von Mombas) gehen, vernahm aber, daß dieſes Dorf von Einwohnern verlaſſen ſei und nur dann bewohnt werde, wenn die Wakamba-Karawanen Elfenbein aus dem Innern bringen, wo die Wanika die Reiſenden mit Wohnung und Proviant verſorgen und ihnen in ihrem Handel mit den Suahili behülflich ſind, dafür aber auch eine gute Belohnung von 10—15 Thalern während 2—3 Monaten in Anſpruch nehmen.

Von Dſchembo ſegelte ich auf das weſtliche Ufer der Bucht hinüber, da ich vom Vorhandenſeyn einiger Wanika-Weiler daſelbſt gehört hatte. Weil ich auf der engliſchen Karte von Mombas einen Fluß Namens Tuaca, der in die Bucht fließen ſoll, verzeichnet fand, ſo erkundigte ich mich angelegentlich nach dieſem Fluß, vernahm aber, daß weder ein Fluß, noch ein Name dieſer Art überhaupt in dieſer Gegend exiſtire. Allerdings fließt während der Regenzeit ein Waldſtrom in die Bucht in der Nähe des Dorfes Mzokara, aber dieſer heißt nicht Tuaka. Ueberhaupt ver-

breiten die vorhandenen Karten irrige Vorſtellungen über die Küſte von Oſtafrika, dadurch daß ſie den Leſer glauben machen, es gebe ſehr viele Ströme, welche weit aus dem Innern kommen und ins Meer fließen. Allein die Wahrheit iſt, daß die meiſten als Flüſſe bezeichneten Namen nur Meeresarme ſind, die 2—3 Stunden weit ſich ins Land hinein erſtrecken, die bald wieder vertrocknen, und die in der Regenzeit Waldſtröme in ſich aufnehmen.

Auf meinem Heimweg bemerkte ich in den Straßen von Mombas, daß die Ueberreſte einer alten portugieſiſchen Kirche ſchnell verſchwinden, indem Said-Said dem Kadi von Mombas geſtattet haben ſoll, das Gebäude niederzureißen und die Steine zur Erbauung ſeines (des Kadi) Harems zu benützen. Im Vorhof der Kirche liegen mehrere engliſche Offiziere begraben, die in Mombas ſtarben. Dieſe Herren ſollen die Kirche zu einem Stall für ihre Pferde und Kühe gemacht haben, daher das Gebäude den Namen Keniſa ja gnombe, d. h. Kirche der Kühe erhielt.

Eine ſolche Entweihung hätten die Engländer nicht geſtatten ſollen, wenn die Kirche ſchon einer Abtheilung von Chriſten angehörte, deren Grundſätze ſie nicht theilten.

Am 17. März, als der Kus oder Südwind zum erſtenmal wehte, und ſomit ein neuer Monſun begann, wo die Schiffe von Süden nach Norden gehen, machte ich einen Ausflug nach Likoni und einigen Dörfern ſüdlich von dem Likoni Weiler, von wo die Wanika nach der Inſel Mombas auf Booten überſetzen. Es war gerade ein Markt in dem Ort, und die Wanika-Frauen kauften Fleiſch von einem Muhamedaner, der eine Kuh geſchlachtet hatte. Die Leute hatten keine große Aufmerkſamkeit auf das, was ich ihnen von ewigen Gütern anbieten wollte. Ich ging daher in ein anderes Weiler weiter ſüdlich, wo die ganze Bevölkerung um einen Muhamedaner herumtanzte, der eine Trommel ſchlug und Uganga (Zauber) machen wollte. Als ſie mich ſahen, ſchwiegen ſie plötzlich, und Jung und Alt hörte der Rede zu. Nach einiger Zeit aber ſchlich Einer nach dem Andern fort, und nur ein paar Männer und Weiber blieben. Vielleicht verſtanden ſie mich in der Suahili-Sprache nicht recht, oder drückte ich mich nicht in

wohlgewählten Bildern und in konkreter Rede aus. Abſtrakte Begriffe werden von den Wilden nicht verſtanden. Es muß alles bildlich und aus dem täglichen Leben verſtändlich ausgedrückt werden. Die Wanika und manche oſtafrikaniſche Stämme haben die Gewohnheit, die letzten Worte des Redners nachzuſprechen, oder wenigſtens einen zuſtimmenden Ton von ſich zu geben. Es iſt eine Art wilder Liturgie, die zwar für einen Europäer ſtörend iſt, aber doch den Vortheil hat, daß ſie ihm zeigt, ob er verſtanden werde. Nachdem ich in meiner Anſprache den Leuten die große Liebe Gottes zu den Menſchen in der Sendung ſeines Sohnes auf Erden dargelegt hatte, bat ich den Häuptling des Orts, mir den Weg in die zerſtreuten Dörfer zu zeigen. Er war ganz bereit dazu, warnte mich aber, nicht nach dem Dorf Jumbo zu gehen, weil die Wanika dort ihr Wagnaro feiern. Dieß iſt ein grauſames Spiel, das die jungen Leute, wenn ſie eine gewiſſe Altersſtufe erreicht haben, von Zeit zu Zeit feiern. Sie beſtreichen ſich den Leib, vorzüglich das Geſicht mit weißer und grauer Erde, ſo daß ſie ganz unkenntlich ſind, und verweilen in faſt völlig nacktem Zuſtand in den Wäldern eine geraume Zeit, bis ſie einen Menſchen getödtet haben, worauf ſie ſich waſchen und nach Hauſe kehren, wo ſie dann freſſen und ſaufen nach Herzensluſt. Gewöhnlich lauern ſie auf einſame Reiſende, namentlich auf Sklaven. Es iſt daher nicht rathſam, in ſolchen Zeiten an ſolchen Orten zu reiſen, und ein Reiſender muß ſich immer vorher erkundigen. Wenn ſie keinen Reiſenden tödten können, ſo kaufen ſie einen Sklaven für dieſen Zweck; doch ſoll es nicht bei allen Wanika, namentlich nicht bei den nördlichen der Fall ſeyn, daß ſie einen Menſchen erſchlagen. Die Wadigo, welche überhaupt mehr Aberglauben und böſe Sitten haben, ſollen ſich beſonders dieſes Greuels ſchuldig machen, den eine weiſe Regierung in Mombas längſt verboten haben ſollte.

Der Grund, warum die Leute ſo wenig auf meine Anſprache merkten, lag auch darin, daß ſie mich zuerſt für einen Muhamedaner hielten; denn außer der muhamedaniſchen haben ſie noch keine andere Religion kennen gelernt. Dem Muhamedanismus ſind ſie aber ſehr abgeneigt, und überhaupt gegen alles Re-

ligiöſe abgeſtumpft in Folge ihrer Trunkſucht und ihres Materialismus. Wie tief innerlich und bezeichnend hat unſer Heiland das Weſen des Heidenthums in den Worten geſchildert: „Was ſollen wir eſſen und trinken? womit ſollen wir uns kleiden? Nach dieſem allem trachten die Heiden.“ Treffender könnte das Weſen der Wanika nicht gezeichnet werden.

Auf dem Heimweg ſah ich mehrere tiefe ausgemauerte Brunnen, welche die Portugieſen gegraben haben ſollen. Auch einige ſteinerne Ruinen ſollen in dem Dickicht eines Haines ſich befinden. Ich wollte ſie ſehen; aber keiner meiner Begleiter wollte ſich dem Ort nahen aus abergläubiſcher Furcht vor böſen Geiſtern, die dort ſeyn ſollen. Doch ſah ich die etwa 50 Fuß hohe ſteinerne Säule am ſüdlichen Ufer der Inſel Mombas. Sie ſteht in einem Dickicht von Gebüſch und Bäumen. Auch gibt es manche ausgemauerte tiefe Brunnen auf der Inſel, die von den Portugieſen herrühren. Auch im Norden von Mombas ſind noch Spuren von der Portugieſen-Herrſchaft an dieſer Küſte.

Am 23. März machte ich abermals einen Ausflug nach Rabbai. Auf der Plantage meines Freundes Abdalla verſammelte ſich eine Anzahl Wanika, mit denen ich über die Beſtimmung des Menſchen in dieſer und der zukünftigen Welt redete, daß nämlich der Menſch nicht beſtimmt ſei, nur zu eſſen und zu trinken, und ſeinem Fleiſch Vergnügen zu verſchaffen, ſondern daß es ſeine Aufgabe ſei, Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde kennen zu lernen, ihn zu lieben und ſeine Gebote zu halten, was ihnen deutlich gemacht wurde unter dem Bilde eines Vaters oder eines Herrn, deſſen Kinder oder Knechte ſeinen Willen thun müſſen, wenn ſie glücklich werden wollen. Die Lehre von der Auferſtehung, welche die Wanika am meiſten beſtreiten, wurde erläutert durch das Bild vom Samen, der in der Erde verweſt, aber einen neuen Leib anzieht und zur neuen Frucht heranreift. Wird das Saatkorn verderbt, oder wird es in der Entwicklung gehindert, ſo kann auch keine neue herrliche Frucht entſtehen. So iſt es mit dem neuen Leib und der Seele, wenn ſie durch die Sünde befleckt und verderbt werden. Sie müſſen dann dem hölliſchen

Feuer übergeben werden wie das dürre Holz, das kein Leben und keine Kraft mehr hat und dem Feuer anheimfällt.

Am 24ſten ging ich mit Abdalla, um den alten Häuptling Emboga zu beſuchen. Ich drückte den Wunſch gegen ihn aus, daß ich ein paar Knaben während der Regenzeit in Mombas unterrichten möchte. Emboga erwiederte, die Wanika lieben ihre Kinder zu ſehr, als daß ſie ſie ſo weit fortlaſſen wollen, auch brauchen ſie dieſelben zum Haus- und Feldgeſchäft. Wenn ich bei ihnen wohnen würde, ſo würden ſich ſchon einige willig finden, zu lernen, aber nach Mombas würden ſie nicht gehen, ſchon darum nicht, weil ſie fürchten würden, als Sklaven verkauft zu werden. Wirklich glaubten auch die Wanika an manchen Orten, ich komme zu ihnen aus keinem andern Grund, als um ihre Kinder zu kaufen, und manche Mütter flüchteten ihre Kinder in ihre Hütten, als ſie den fremden Mann zu Geſicht bekamen. Sie hatten die Portugieſen aus Moſambik, und die Franzoſen aus Bourbon noch in der Erinnerung, welche früher in der großen ſüdlichen Bucht von Mombas mit ihren Schiffen ankerten und Sklaven, beſonders Kinder kauften. Die europäiſchen Muſikanten begaben ſich in die Dörfer, und bald verſammelte ſich eine Menge Leute, die durch Geſchenke gereizt wurden, auf das Schiff zu kommen, wo ſie feſtgenommen und als Sklaven betrachtet wurden, Andere wurden von den Suahili oder habſüchtigen Wanika geſtohlen und an die Europäer verkauft.

Im Allgemeinen haben die Wanika ſelbſt keine Sklaven, indem ſie mit eigener Hand ihre Arbeiten verrichten, und nicht wie die Muhamedaner vom Schweiß der Sklaven leben. Doch haben die Wohlhabenderen in neueſter Zeit auch angefangen, ſich am Sklavenweſen zu betheiligen. Beſonders ſuchen ſie junge Mädchen zu kaufen, um ſie ſpäter als ihre Frauen zu gebrauchen, da ſie gefunden haben, daß dieſe treuer und williger ſind, als die gebornen Wanika-Frauen. Am meiſten haben die Wakamba ihren Reichthum dazu angewendet, Sklaven zu kaufen und ihre Feldgeſchäfte durch ſie verrichten zu laſſen, während ſie ſelbſt ſich dem Trunk ergeben. Und da durch das Verbot, Sklaven nach Arabien zu führen, dieſe viel wohlfeiler geworden ſind, ſo haben

die oſtafrikaniſchen Stämme der Verſuchung nicht widerſtehen können, immer mehr Sklaven ſich zu verſchaffen. Die Suahili bringen ſie von der Küſte ſüdlich von Sanſibar nach Mombas und verkaufen ſie dann an die Wanika, Wakamba und Galla für Elfenbein, Kühe, Ziegen und Getreide, 6—8 Thaler das Subjekt. Auf dieſe Weiſe wurde der Sklavenhandel zwar auf die Oſtküſte beſchränkt, aber im Grunde nur noch mehr ausgedehnt, und der Sklaven-Schmuggel nach Arabien geht im Stillen auch noch fort. So wiſſen die ſchlauen Araber die europäiſche Diplomatie zu umgehen und zu hintergehen.

Die Nacht auf den 24ſten war für mich wieder eine ſehr unruhige in Folge der kleinen rothen Ameiſen, welche immer eine große Qual in dieſen Ländern ſind im Anfang der Regenzeit, wo ſie ſich hauptſächlich zeigen. Sie heißen Tungu im Suahili, ſind übrigens dem Gepäck nicht ſo gefährlich wie die Mitoa (Thermiten). Als ich von Embogas Plantage und dem Beſuch einiger benachbarter Wanika-Weiler zu Abdalla's Hütte zurückgekehrt war, erhielt ich einen Beſuch von einem jungen Mnika, der auf den Händen und halb lahmen Füßen auf dem Boden kriechend von ſeiner benachbarten Hütte gekommen war. Die Hoden waren ihm bis zur Größe einer 60pfündigen Kanonenkugel angeſchwollen, ein Leiden, das er ſchon ſeit 10 Jahren zu haben behauptete. Ein elenderes Weſen hatte ich in Afrika bis jetzt nicht geſehen. Im Uebrigen zeigte er viel Verſtand und Heiterkeit. Er hatte weder Vater noch Mutter, noch Freunde, verdiente ſich aber ſein Brod durch den Verkauf von Matten, die er ſehr niedlich zu machen verſtand. Den Erlös verwendete er auf den Ankauf von Kokos-Wein, dem er leidenſchaftlich ergeben war. Da ich glaubte, ein ſolcher bemitleidenswerther Mann werde ſein Elend ſchmerzhaft fühlen und für das Evangelium beſonders empfänglich ſeyn, ſo ließ ich mich in eine Unterredung ein, und las und erklärte ihm zuerſt das 9te Kapitel im Evangelium Johannis, und ſuchte ihm die Liebe des Heilands zu den Elenden und Verlaſſenen recht eindringlich zu machen. Der Krüppel geſtand, daß es ihn oft ſehr betrübe, daß er nicht gehen könne, wenn er andere Leute arbeiten, jagen, eſſen und trinken und gutes Muthes

ſehe. Als ich ihm ſagte, daß Gott ihm Leiden auferlegt habe, um ihm das ſinnliche Vergnügen dieſer Welt zu entleiden und vor den unſeligen Folgen deſſelben in der andern Welt zu bewahren, daß alſo Gott ihn viel mehr lieb habe als die andern, ſo ſagte er: Wenn Gott mich lieb hätte, ſo würde er mich geſund machen, daß ich auch vergnügt leben könnte, wie die Andern. Am Ende fragte er, ob ich ihm nicht aus ſeinem Buch ſagen könnte, daß er noch 100 Jahre leben werde, denn das wünſchte er, um noch ſo lange Kokos-Wein trinken zu können. Ich machte ihm zuletzt den Vorſchlag, ihn nach Mombas zu nehmen, um ihn zu unterrichten und zu verſorgen; allein er wollte nichts davon hören, weil er fürchtete, er müſſe ein Muhamedaner werden und das Tembo-Trinken aufgeben.

Am 25. März machte ich von Abdalla's Plantage aus einen Ausflug nach Rabbai Mpia (Neu-Rabba, oder Klein-Rabbai), ein Dorf von 20—25 Hütten, das vor etwa 30 Jahren gegründet worden war in Folge eines Streites, der unter den Wanika von Alt-Rabbai entſtanden war, von wo ein Theil auswanderte, und auf einem gegen Süden gelegenen hohen Hügel eine neue Muzi (muzi muvia) d. h. Stadt, Dorf, anlegte. Bei dieſer Gelegenheit mag bemerkt werden, daß die Rabbai-Leute behaupten, ihre Vorältern ſeien vor 100 Jahren von dem bergigten Binnenland Dſchagga, wo der Schneeberg Kilimandſchoro ſich befindet, an die Küſte ausgewandert in Folge einer Streitigkeit, die ſich wegen einer Kuhheerde ereignet hatte. Die Ausgewanderten hatten ſich zuerſt auf dem Berg Reali, dem höchſten Punkt des Rabbai-Gebietes, niedergelaſſen, von wo ſie nach Alt-Rabbai wanderten und dort die Stadt Vokera gebaut hätten.

Die Sonne ſchien ſehr heiß, als ich mit Abdalla von der Plantage aufbrach. Der Himmel wurde aber bald umwölkt, und ein heftiges Donnerwetter war im Anzug. Zuerſt gings an Alt-Rabbai vorbei in ſüdlicher Richtung durch einen herrlichen Wald, der zu Alt-Rabbai gehört. Allmählig ſtiegen wir in das Bett eines Waldbaches hinab, den ich früher auf meinem Weg nach Endila mehr öſtlich paſſirt hatte. Vom Waldſtrom und der Schlucht aus, durch die er lauft, mußten wir wieder aufwärts

ſteigen auf einem betretenen Fußpfad, der rechts und links mit Dorngebüſchen und hohem Gras bewachſen war. Nachdem wir 500—600 Schritte aufgeſtiegen waren, kamen wir an den eigentlichen Hügel, auf dem das Dorf Neu-Rabbai angelegt iſt, und wo das ſteile Aufſteigen erſt recht begann. Das Dorf mit dem Kokos-Wald, in dem es ſteht, ſchien gerade über unſerm Haupt zu liegen, ſo ſteil ging es eine Bergwand hinauf. Wir konnten nur polepole (langſam) und mit Anſtrengung unſerer Kräfte den ſteilen Pfad mitten durch einen Wald erſteigen. Oben angekommen befanden wir uns in einem Kokos-Wald, in dem Rabbai Mpia liegt. Wir kamen noch vor dem Regen unter Dach. Es war ein günſtiger Umſtand, daß es gerade regnete, als der Mſungu (Europäer) das erſte Mal dieſe Stätte betrat. Die Wanika meinten, der Fuß des Europäers bringe Regen, und Abdalla beſtärkte gegen meinen Willen (ich wollte nie vom Aberglauben Nutzen ziehen), die Wanika in ihrer Meinung. Man hatte nach Oſten eine herrliche Ausſicht auf das Meer, auf Mombas und das Niederland, und gegen Norden und Weſten ſah man weithin das Flachland der Wanika und Wakamba; gegen Süden war Wald, der dieſen halbinſelartigen Hügel mit dem flachen Land verbindet, und rechts und links von einer tiefen Schlucht umgeben iſt. In der That eine herrliche Naturfeſtung, welche die Kunſt noch bedeutend erhöhen könnte.

Ich ſchätzte die Höhe von Rabbai Mpia von 800 bis 1000, und den Reali-Berg auf 1200 Fuß.

Ich hatte gleich den Eindruck, daß dieß der Ort für eine Miſſionsſtation wäre.

Während des Regens wurden die Aelteſten zuſammengerufen in dem Hauſe Dſchindoa's, der als Scheha (Scheich) von Rabbai Mpia betrachtet wird und der gerade etwas unwohl war. Die Aelteſten waren ſehr freundlich und, was ich ſehr hoch anſchlug, ſie bettelten nicht. Ich erklärte ihnen den Zweck meines Kommens, daß ich weder Kaufmann, noch Soldat, noch Beamter, noch Regenmacher und Arzt ſei, ſondern daß ich gekommen ſei, ſie die Worte des Buches (der Bibel) zu lehren, das ich mit der Hand emporhob.

Einer von den Aelteſten fragte mich, ob ich ein Zauberer ſei, der ihm aus dem Buch ſagen könne, wie lange er leben werde, oder ob ich den kranken Häuptling durch ein Gebet aus dem Buch heilen könne. Ich antwortete: dieſes Buch könne machen, daß ſie ewig in Freude leben, wenn ſie das Geleſene annehmen und glauben würden; ſie würden dann von der ſchlimmſten Krankheit, der Sünde, geheilt werden, wenn ſie an den Sohn Gottes glauben würden; worauf ich die Hauptthatſachen aus dem Leben Jeſu erzählte und ſchließlich bemerkte, wie Gott die Welt ſo geliebt, daß er ſeinen Sohn in die Welt geſandt habe, damit ſie nicht verloren gehe. Einer der Aelteſten ſagte, es ſei wirklich wahr, daß Gott die Menſchen liebe, denn er gebe ja den Wanika Regen, Tembo und Kleider. Ich antwortete, das ſeien allerdings große Beweiſe göttlicher Liebe, doch ſeien es nur irdiſche Gaben; aber auch Ströme von Milch und Tembo würden ſie nichts nützen, wenn Gott nicht für ihre Seelen geſorgt, wenn Gott nicht ſeinen Sohn geſandt und ſie von der Sünde und dem Satan befreit hätte. Ein anderer Aelteſter, der mich beſſer zu verſtehen ſchien, wiederholte meine ganze Rede und zwar ziemlich richtig. Nachdem der Regen aufgehört hatte, zerſtreuten ſich Alle ſchnell, um jetzt Reis zu ſäen, gaben mir aber herzlich die Hand und boten mir eine Ziege zum Geſchenk an, die ich aber ablehnte, um das Geſchenkeweſen ferne zu halten. Im Uebrigen war nicht zu verkennen, daß die Leute etwas ſchüchtern waren, weil ſie meinten, ich wollte ſie zum Muhamedanismus bekehren; denn ſie konnten noch keinen Unterſchied zwiſchen der chriſtlichen und muhamedaniſchen Religion machen. Die Mütter entfernten ſogleich ihre Kinder, als ich durch die Straßen des Dorfes ging.

Von Rabbai Mpia ging ich ſüdweſtlich nach dem Wakamba-Land. Ich kam vor den Thoren von Muzi muvia (Neu-Rabbai) an einigen Gräbern vorüber und ſah eine leere Kokosnußſchale auf einem Grabe liegen. Auf mein Befragen nach der Bedeutung derſelben, ſagte man mir, ſie werden von Zeit zu Zeit mit Tembo gefüllt, weil die Wanika glauben, die Koma können auch nach dem Tode ohne Tembo es nicht aushalten. Koma heißt der Geiſt, oder vielmehr der Schatten eines Verſtorbenen. Auch

Reis und Mais legt man aus gleichem Grund auf die Gräber hin, was wenigſtens einen Glauben an ein Fortleben nach dem Tode beweist.

In einem Wakamba-Dorfe rannten wieder Weiber und Kinder davon, als ſie mich ſahen, und auch die Männer ſchienen ſich zu fürchten. Beſonders waren meine Schuhe (die ſie für Eiſen hielten), meine Haare (die ihnen wie Affenhaare vorkamen) und meine Brille Gegenſtand ihres Staunens und Gelächters. Ich las etwas aus meiner Ueberſetzung des Evangeliums Johannes in der Wakamba-Sprache vor, aber ſie konnten die Sache nicht verſtehen, und ich konnte mich auch noch nicht gehörig in ihrer Sprache ausdrücken, und Suahili verſtanden ſie nicht. Die Frauen waren halb nackt, aber mit Glasperlen und Kupferdraht bedeckt.

Auf dem Rückweg hatte ich das Vergnügen, das erſte Mal den Berg Kadiaro zu ſehen, der gegen 36 Stunden von Rabbai entfernt und etwa 4000 Fuß über dem Meer erhaben iſt. Der Anblick dieſes Berges machte mir große Freude, und ich ſah ſchon im Geiſte eine Miſſionsſtation in jenem kühlen Klima errichtet zur geiſtigen Eroberung der Binnenländer. Ueberhaupt wurde mein Miſſionsgefühl bei meinen erſten Beſuchen im Wanikaland immer ſehr angeregt und belebt. Die Nähe der Wakamba, das ebene Land, wo zerſtreute Weiler ſich befinden, die hohe und geſunde Lage von Rabbai Mpia, die freundliche Geſinnung der Einwohner, die Nähe des Meeresarmes und der Plantage Abdalla's, die Nähe vom Kadiaro, alles dieß und manches Andere bewog mich, Rabbai Mpia als Miſſionspoſten ins Auge zu faſſen. Dieß war der erſte Punkt, der ſich mir auf dieſer Reiſe zur Betrachtung darbot. Der zweite beſtand darin, daß ich eine andere Anſchauung von dem Geſchenkeweſen erhielt. Wenn nämlich die Häuptlinge ein Geſchenk von einem Reiſenden erhalten haben, ſo ſind ſie verpflichtet, denſelben zu beſchützen. Würde er z. B. unterwegs beleidigt, ſo braucht er nur ein Geſchrei zu erheben und die Leute werden ihm zu Hülfe kommen. Abdalla hatte dieß ſelbſt vor einiger Zeit erfahren. Er wurde in einem Wakamba-Dorf geſchlagen und gebunden. Die Wanika

kamen ihm ſogleich zu Hülfe und befreiten ihn. Aus dieſem Grunde müſſen auch die Handelsleute von Mombas den Wanika Geſchenke geben, damit ſie auf dem Wege Schutz erhalten. Dieß iſt ein deutlicher Beweis, daß ſich die Wanika für unabhängig vom Sultan Said-Said halten, ſonſt würden ſie es nicht wagen, eine Art Tribut von den Suahili zu fordern. Selbſt der Gouverneur von Mombas iſt nicht ausgenommen. Wenn ſeine Leute unter den Wanika für ſeine Rechnung Handel treiben, ſo müſſen ſie dieſen Geſchenke geben im Werth von 3—4 Thalern.

Ehe ich von Abdalla's Plantage nach Mombas zurückkehrte, hatte ich noch den Schmerz, Augenzeuge von dem großen Aberglauben und dem tiefen Verfall der Wanika und Suahili ſeyn zu müſſen. Nach Sonnenaufgang ſah ich eine Schaar Wanika über eine Anhöhe bei Abdalla's Haus herkommen; ſie tanzten, ſchrieen, trommelten und gingen nach der Meeresbucht, die nach Mombas führt. Man ſagte mir, das Weib, das vor der lärmenden Menge mit einem weißen Huhn in den Händen herging, ſei von einem böſen Geiſte beſeſſen, den ſie ins Meer werfen wolle. Das Huhn wurde am Ufer getödtet, das Weib nahm ein Seebad, während ihre Begleiter inzwiſchen den ſchauerlichſten Lärm erhoben, um den Teufel auszutreiben. Dann gingen ſie wieder heim; das Weib ging, nur von einer Freundin begleitet, auf einem andern Wege zurück. Alle waren auf dem Heimweg ganz ſtill, damit der Teufel, der nach ihrer Anſicht in dem Waſſer zurückblieb, ſie nicht hören und verfolgen möchte. Meine Knechte riefen der Frau, mit der ich über ihren Aberglauben reden wollte; aber ſie blieb nicht ſtehen und gab keine Antwort. Sie war 5—6 Stunden weit hergekommen. Uebrigens ſind die Muhamedaner von Mombas ebenſo abergläubiſch als die Wanika. Sie thun das Huhn in eine Schachtel mit Zucker, Reis, Bananen u. ſ. w. und werfen dieſe ins Meer. Wer die ſchwimmende Henne ißt, wird, wie ſie glauben, von dem ausgetriebenen Teufel beſeſſen.

Nachdem ich wieder nach Mombas zurückgekehrt war, ſetzte ich meine Unterredungen mit den Eingeborenen der Inſel, die mich täglich beſuchten, oder die ich auf den Plantagen traf, weiter

fort; auch wurden meine Ueberſetzungsarbeiten während der Regenzeit weiter fortgeführt.

Gegen das Ende der Regenzeit von 1845 beſchloß ich eine Reiſe nach dem Nordoſten von Mombas zu machen. Zuerſt wollte ich zur See bis zu dem Suahili-Dorf Kuruitu gehen, von dort zu Land nach Takaungu, von dort zu den Galla, von dieſen nach Malindi und zum Fluß Sabaki, von dort zurück über Takaungu nach dem Wanika-Dorf Kauma, das an der Galla-Grenze liegt, das nördlichſte Dorf der Wanika iſt und auf der Bergreihe, die eine Fortſetzung von Dſchibana und Dſchogni bildet, erbaut iſt. Von Kauma wollte ich über Mtu panga nach Mombas zurückkehren. Die folgende Erzählung wird zeigen, wie weit ich dieſen Plan ausführen konnte.

Ich verließ Mombas am 23. Juni (1845) auf einem Boot, das mich bis Kuruitu bringen ſollte. Nach Takaungu hätte das Boot wohl gehen können, aber dann wäre ihm die Rückkehr abgeſchnitten geweſen, während von Kuruitu aus Boote zu allen Zeiten hinter den Felſenriffen nach Mombas gehen können. Des Regens wegen mußte das Boot bei dem Dorf Kidſchipoa halten. Ehe es die Küſte von Kuruitu erreichte, hätte es beinahe umgeſchlagen. Die Brandungen waren ſehr ſtark, und eine weiße Welle ſchlug über das Boot her, erſchreckte den Eſel, den ich dießmal bei mir hatte, ſo ſehr, daß er ins Boot niederfiel und durch ſein Zappeln das Boot auf die Seite drückte. In demſelben Augenblick kam wieder eine Welle, die aber zum Glück über das Boot hinging. Hätte ſie ihren Inhalt ins Boot ausgegoſſen, ſo hätte es augenblicklich ſinken müſſen. Nachdem dieſe Gefahr vorüber war und wir mit Mühe gelandet hatten, mußten wir durch ein dickes Gebüſch gehen, bis wir das Dorf Kuruitu erreichten, das von lauter Suahili, alſo von Muhamedanern bewohnt iſt, welche in der Nähe des Meeres einen des Anbaues ſehr fähigen Boden haben. Als ich im Dorf ankam, wollte mich Niemand beherbergen, da der Scheich abweſend war. Endlich bot ein Mann ſeine Wohnung an und machte ein Feuer, aber für das Abendeſſen ließ er uns durchnäßte und müde Reiſende ſelbſt ſorgen. Ich legte mich ganz fiebriſch auf mein Lager nieder und

beſorgte üble Folgen für den nächſten Morgen; allein ich erwachte am 24ſten wieder geſund und konnte die Reiſe nach Takaungu fortſetzen, wo wir nach drei Stunden ankamen. Der Weg war anfangs gut und eben, führte aber zuletzt in ein Dickicht, aus dem nicht leicht zu entkommen war. Gäbe es hier Räuber, ſo hätten ſie uns berauben und tödten können, ohne daß man je wieder eine Spur von uns geſehen hätte. Doch gab es andere Räuber in Menge, nämlich Dorngebüſche, welche meine Kleider ſo unbarmherzig zerriſſen, daß ich nur mit halben Beinkleidern und halbem Rock davon kommen konnte. Nachdem wir das Dickicht verlaſſen hatten, zeigten ſich die ſchönen Pflanzungen von Takaungu, welche viele tauſend Sklaven beſchäftigen. Die tiefern und ſumpfigen Gegenden werden zu Reispflanzungen benutzt, während auf dem ebenen Sandboden Mais und Kaſſada angebaut wird. Uebrigens wird die Kaſſadawurzel von Takaungu nicht ſehr geliebt. Sie iſt zu wäſſerig und unſchmackhaft. Als die beſte gilt die Kaſſada von Tſchangamoe und Engarre im Süden von Mombas. Dieſe enthält mehr Mehlſtoff. Bei meiner Ankunft in Takaungu begab ich mich zuerſt zu dem Gouverneur Raſchid, den ich auf einem offenen Platz antraf, wo er Matten verfertigte. Nach der Begrüßung erwähnte ich ſogleich den Zweck meines Kommens, nämlich daß ich wünſchte, die Galla in Ganda und am Fluß Sabaki kennen zu lernen. Der Gouverneur antwortete alsbald: „Dahin gibt es keinen Weg.“ Ich erwiederte, wenn es keinen Weg nach Ganda gibt, wie ſind denn deine Söhne und deine Leute dorthin gekommen, die doch gegenwärtig dort nach Kopal graben in den Wäldern der Waſanie oder der Dahalo, der Sklaven der Galla? Zudem berief ich mich auf das Schreiben des Sultans von Sanſibar, der mich dem Gouverneur Raſchid ſehr empfohlen hatte. Endlich ſagte dieſer, er werde über die Sache nachdenken.

Die Dahalo-Leute wohnen von der Bai Kileſi an bis nach Pamamba und dem Pokomoniſluß der Küſte entlang. Sie ſtehen zu den freien Galla im Innern in einem Abhängigkeitsverhältniß. Sie heißen auch Waſanie, was wohl eine Verſtümmelung des Kinika-Worts „Aſunie,“ d. h. der Sklaven iſt. Sie ſollen unter

ſich eine eigene Sprache reden, aber mit Andern reden ſie immer in Galla. Wahrſcheinlich ſind ſie Ueberreſte von älteren Stämmen, welche von den Galla vernichtet wurden. Diejenigen, welche übrig blieben, mußten ſich zu einem Sklavenſtand bequemen. In einem ähnlichem Verhältniß zu den Galla ſoll ſich der Stamm Bonei am Oſifluß befinden. Die Dahalo müſſen jährlich dem Galla-Fürſten am Sabakifluß 100 Kleider, 50 Straußenfedern, eine Anzahl Elephantenzähne und Honig geben, und ſonſt Alles leiſten, was die Galla fordern mögen. Wenn die Galla mit ihren Heerden bei Malindi weiden, ſo werden die Dahalo ſehr in Anſpruch genommen, da ſie fürchten müſſen, von den Galla getödtet zu werden, wenn ſie etwas verweigern. Der Hauptort der Dahalo iſt Ganda, zwiſchen Kileſi und Malindi, an der Bucht Wumbu. Dorthin begeben ſich die Takaungu-Leute des Handels wegen. Dort graben ſie auch nach Kopal. Die Dahalo bauen kein Land, ſondern leben von ihren Heerden und von der Jagd. In ihren ungeheuren Wäldern gibt es viel zu jagen. Die Frauen verſtehen das Jagen ſo gut wie die Männer. Ihre Wege bezeichnen ſie durch Baumzweige, die ſie als Zeichen auf den Boden legen, weil ſie keine Fußpfade haben. Früher waren die Dahalo und Galla große Feinde der Suahili in Takaungu, und die Galla tödteten ſogar die Pflanzer in Kuruitu; aber der gegenwärtige Gouverneur Raſchid machte Freundſchaft mit ihnen durch die Uebergabe von jährlichen Geſchenken. Er hatte dabei noch den beſondern Zweck, ſich einen Zufluchtsort in den Wäldern der Dahalo zu ſichern, im Fall Takaungu von Said-Said angegriffen würde, was dieſer oft beabſichtigt hat, da ſich die Nachkommen und Anhänger der Masrue noch nie recht unter ſein Joch gebeugt haben. Beſonders aber iſt es dem Gouverneur bei dieſer Freundſchaft mit den Galla darum zu thun, ſich das Monopol des Handels und des Grabens nach Kopal in ihren Wäldern zu ſichern. Am Ende der fünf Stunden langen Bucht Wumbu oder Uumbu haben die Takaungu-Leute ein kleines Dorf gebaut, wo ſie zwei bis drei Monate verweilen, wenn ſie Kopal ſuchen. Das Dorf iſt mit 200 bis 300 Mann bewacht, um daſſelbe gegen die Galla zu ſchützen.

Takaungu ſoll vor 100 Jahren eine große Stadt geweſen ſeyn, die von den Galla zerſtört wurde. Die Einwohner, die nicht getödtet wurden, flohen nach Sanſibar und Kiloa. Am Ufer der Kileſi-Bai waren auch mehrere Städte, von denen noch Spuren vorhanden ſind in dem Dickicht des Gebüſches und der Bäume.

So oft ich den Gouverneur beſuchte, fand ich ihn mit Mattenverfertigen eifrig beſchäftigt, eine Arbeit, die ich bei keinem Suahili-Häuptling wahrgenommen hatte. Sie ſind meiſtens Müſſiggänger, die viel plaudern, intriguiren und mit ihren Weibern ſpielen. Raſchid war wohl bekannt mit den Geſchichten Abrahams, Jacobs und Joſephs im Alten Teſtament. Er hatte ſie nicht aus dem Koran, ſondern aus einem arabiſchen Buche kennen gelernt, das er, wie er ſagte, unter ſeines Vaters Büchern gefunden habe. Er war kein bigotter Muhamedaner, wie überhaupt die Takaungu-Leute nicht fanatiſch ſind, und man ſieht wohl, daß ſie mit Europäern, nämlich mit den Engländern, die früher in Mombas waren, Umgang gehabt haben. Sie haben auch noch die ſtille Hoffnung, die Engländer werden wieder kommen und die ganze Suahili-Küſte in Beſitz nehmen, und ihnen Mombas zurückgeben, das ihnen Said-Said entriſſen hat. In Takaungu ſind vielleicht kaum 60 freie Hausväter mit 3000 bis 4000 Sklaven, die ſie von Kiloa und Sanſibar gekauft haben und durch die ſie ihre großen Plantagen beſorgen laſſen.

Nach der Erzählung der Takaungu-Leute beherrſchte vor etwa 150 Jahren der Sultan Jarubi die Provinz Oman im ſüdlichen Arabien. Er beſaß auch einen Theil der Suahili-Küſte in Afrika. Bei ſeinem Tode theilten ſeine Generale ſein Reich. Der Eine nahm Arabien, der Andere, Namens Masrue, ſetzte ſich in Beſitz von Mombas, Pemba, Sanſibar und Kiloa. Der Großvater von Said-Said jedoch eroberte Sanſibar und Kiloa, und Said-Said nahm Pemba weg, konnte aber Mombas nicht gewinnen, obgleich er dieſe Inſel als ihm gehörig anſprach. Wäre er — ſo urtheilen die Takaungu-Leute — der geſetzliche Nachfolger des Jarubi geweſen, ſo hätte er etwaigen Grund zu ſeinem Anſpruch gehabt. Da ſein Stammvater aber, wie Masrue, ein Eindring-

ling war, ſo gebühre ihm kein Recht auf Mombas, und deßwegen wollten die Mombaſſianer den Said-Said nicht anerkennen. Als dieſer aber endlich doch Mombas eroberte, ſo flohen die Häupter der Nachkommen des Masrue theils nördlich nach Takaungu, theils ſüdlich nach Gaſſi, und beide Theile blieben in einem freundſchaftlichen Verhältniß mit den Wanika, mit deren Hülfe ſie wohl den Said-Said vertreiben könnten, es aber vorziehen, ſich ruhig zu verhalten in ihren waldigten Zufluchtsſtätten. Ob ſie aber dieſes ruhige Verhalten unter den Nachfolgern des Said-Said beobachten werden, wird die Zeit lehren, und wird von dem weiſen und kräftigen Auftreten des Nachfolgers ſelbſt abhängen. Wird er die Weisheit und Mäßigung Said-Saids haben, ſo möchte Alles ruhig bleiben.

Während meines Aufenthalts in Takaungu ließ ich es mir angelegen ſeyn, das Evangelium zu verkündigen, was ich auch ungehindert thun durfte. Auch wurde ich öfters von vornehmen Frauen eingeladen, beſonders denjenigen, welche meine ſelige Gattin gekannt hatten. Sie baten mich gewöhnlich, ihnen etwas aus meinem Buche, d. h. aus der Bibel zu erzählen. Ich that es, indem ich meinen Stoff immer zuerſt aus dem Alten Teſtament wählte und dann die Anwendung aus dem Neuen Teſtament mit Beziehung auf das Heil in Chriſto beibrachte, — ein Verfahren, das ein Miſſionar unter den Muhamedanern immer beobachten muß. Die verſtändige Frau des frühern Statthalters von Mombas hatte alle ihre Kinder und Sklavinnen um ſich verſammelt, und Alle hörten mir aufmerkſam zu. Die alte Frau unterbrach mich bisweilen mit ſehr verſtändigen Fragen, und bat mich beim Weggehen immer, ſie doch täglich zu beſuchen, ſo lange ich in Takaungu bleibe. Bei dieſen Beſuchen konnte ich mich recht von der traurigen Lage überzeugen, in welcher ſich das weibliche Geſchlecht der Muhamedaner in geiſtiger und leiblicher Beziehung befindet. Da liegen ſie auf ihren Bettſtätten ausgeſtreckt in einer dunkeln und feuchten Hütte, und führen ein Leben des Müßiggangs, indem ſie ihre Zeit ſozuſagen todtſchlagen entweder mit eitlem Geſchwätz im Umgang mit ihren vielen Sklavinnen, welche die Damen eifrig bewachen müſſen, oder damit, daß ſie ſich

ſchmücken und parfümiren zum Empfang ihrer Herren, das heißt, ihrer Männer, deren unreine Lüſte ſie jederzeit unbedingt befriedigen müſſen. Entſprechen ſie deren Wünſchen nicht, ſo werden ſie verachtet, mißhandelt, oder wird ihnen Koſt und Kleidung entzogen, oder werden ſie der Willkür der Sklavinnen Preis gegeben. Die Meiſten ſiechen und kränkeln dahin, bis ſie der frühe Tod hinwegrafft. Oft wurde ich um ärztliche Hülfe angeſprochen; aber was konnte ich rathen, als daß ſie eben ihr Gefängniß verlaſſen und ſich körperlich und geiſtig beſchäftigen ſollten, wenn ſie wahrhaft geneſen wollten. Aber wenn ich dieſen Rath ertheilte, ſo erwiederten ſie mir gewöhnlich mit einem tiefen Seufzer: „Wir ſind nur Mücken! Wir ſind die unglücklichſten Geſchöpfe! Wir ſind übler daran als unſere Sklavinnen, die doch an das Tageslicht gehen und frei umherlaufen dürfen! Die Welt iſt uns ein Jammerthal, aber was können wir machen, unſere Männer ſind eben unſere Gebieter, die uns unterdrücken!“

Außer dem Kochen beſchäftigen ſich jedoch Manche mit dem Verfertigen von Matten, die ſie recht niedlich zu machen verſtehen. Vom Nähen und Sticken iſt aber keine Rede, und vom Leſen und Schreiben noch weniger. Ich ſuchte bei jeder Gelegenheit ihnen die Stellung der chriſtlichen Frauen zu beſchreiben und dabei zu bemerken, daß nur das Chriſtenthum das rechte Verhältniß zwiſchen Mann und Frau kenne und lehre, und daß ſie daher vor Allem trachten ſollten, das Evangelium kennen zu lernen. Dabei konnte ich nicht umhin zu wünſchen, daß die chriſtlichen Frauen Europas ſich ihrer armen, entwürdigten Schweſtern in muhamedaniſchen Ländern mehr annehmen ſollten; ſie würden gewiß an manchen Orten in Oſtafrika willkommen geheißen werden.

In Takaungu machte ich die Bekanntſchaft mit einem Somali aus der oben erwähnten zerſtörten Stadt Bardera (am Dſchubfluß), welcher die Zerſtörung durch Scheich Juſuf beſtätigte und erzählte, daß die Entflohenen weiter nördlich bei Ganana eine Niederlaſſung gegründet haben. Sein Vater habe 20 Tagreiſen von Bardera aus nach dem Innern gemacht und ein Volk Namens Ufole getroffen, das eine weiße Geſichtsfarbe habe. Es bewohne eine Inſel auf einem großen See, in welchen

ſieben Flüſſe gehen, deren Namen ſind: Raſſle, Sagille, Ganana, Ruusle, Kaſſle, Tſchalle und Ogle. Er erzählte auch, in Mukdiſcha ſei ein Buch, in welchem geſchrieben ſtehe, daß die Galla, Somali und Europäer von einem gemeinſchaftlichen Vater abſtammen. Da Mukdiſcha als der Siß der Gelehrſamkeit an der oſtafrikaniſchen Küſte allgemein betrachtet wird, ſo mag allerdings ein Buch vorhanden ſeyn, in dem ſolche Fabeln vorkommen. In einem ihrer Bücher ſoll auch geſchrieben ſtehen, daß alle Flüſſe, welche an der Küſte ins Meer fließen, aus einer gemeinſchaftlichen Quelle im Innern entſpringen. Man kann wohl zugeben, daß die alten arabiſchen Schriftſteller mehr über die inner-oſtafrikaniſche Geographie wußten, als die jetzigen oder als die Europäer, und es wäre wohl möglich, daß die Nachrichten der alten arabiſchen Reiſenden in den Büchern enthalten wären, die in Mukdiſcha vorhanden ſeyn ſollen. Ich habe oft nach dieſen Büchern gefragt, aber keines bekommen können. Man müßte wohl in Mukdiſcha ſelbſt Nachfrage halten.

Am 27. Juni erhielt ich endlich die Erlaubniß, ins Dahaloland zu gehen; allein da ich kein Boot hatte und über die Bucht von Takaungu nicht hinüberſchwimmen konnte, ſo mußte ich unverrichteter Sache zurückkehren. Ein Boot fand ſich zwar am 28ſten, allein dieſes konnte nicht abfahren wegen des heftigen Windes und Regens. Kurz zuvor war ein Boot, das von Sofobrani kam, von den Wellen umgeworfen worden und mit Verluſt der Ladung an einem Felſen zerſchellt. Deßwegen wollte der Gouverneur meine Fahrt nicht zugeben, weil die Seereiſe gefährlich ſei, ſo lange der Südwind wehe. Allein ich hielt dieß nur für eine Ausrede, durch welche der Gouverneur mich von der Bekanntſchaft mit den Dahalo und ihrem Lande abhalten wollte; ich beſtand daher auf meinem Unternehmen. Der Regen verhinderte jedoch abermals die Ausführung zur See, und zuletzt kamen die Takaungu-Leute ſelbſt von Ganda zurück, und jetzt war es zu ſpät für mich, da ich allein mich unter die Galla und Dahalo nicht wagen durfte.

Ich ſuchte während meines Aufenthalts in Takaungu ſo viel als möglich Erkundigungen über die Galla einzuziehen, und den

wenigen Galla und Dahalo, die ich dort ſah, die Erkenntniß des Evangeliums nahe zu bringen.

Die Galla zwiſchen Takaungu und dem Dſchubfluß werden in zwei Häuſer oder Abtheilungen getheilt, nämlich in das Worra Wama (Haus Wama) und Worra Berrarata (Haus Berrarata). Das Haus Wama, d. h. die Stämme, welche zu Wama gehören, wohnen nördlich vom Oſifluß und erſtrecken ſich bis zum Dſchub. Das Haus Berrarata wohnt vom Pokomoniſtrom bis in die Nähe von Takaungu. Zu Berrarata gehören die Stämme Tſchaffa, Makofire und Ramle, welche ſüdlich an die Wanika von Emberria, Kiriama und Kauma grenzen. Der große Häuptling oder König des Hauſes Berrarata ſoll Malaumaro heißen und der Sohn des oben erwähnten Abba Kidole ſeyn. Dieſer Fürſt lebt während der Regenzeit in der Stadt Wojama, und nach dem Regen in Tullu am Sabakifluß *), wo er an die Küſte kommt und ſeine Heerden bei den Dahalo weidet. Der Berrarata-Stamm iſt berühmt durch ſeinen Reichthum an Vieh, während Wama ſich durch die Schönheit der Sprache auszeichnen ſoll. Malaumaro kommt alle zwei oder drei Jahre nach Takaungu, um ſeinen Freundſchaftstribut in Empfang zu nehmen. Wenn er mit einigen Hundert ſeiner Leute erſcheint, ſo muß er von dem Gouverneur in Takaungu feierlich empfangen werden; die Flintenmänner des Orts müſſen einen Salut feiern, und den Fürſten auf einem Stuhl durch die Straßen von Takaungu tragen, worauf ihm die Geſchenke überreicht werden, nämlich 100 Kleider, ein Sklave, eine Quantität Tabak, der Stuhl und manche andere Dinge. Der Fürſt gibt dann dem Gouverneur, der neben ihm ſitzt, eine Anzahl Kühe und Elephantenzähne; ſodann wird von den Takaunguanern eine Kuh geſchlachtet, und von den Muhamedanern und den Galla einige Theile des Herzens gegeſſen und ſo von beiden Partheien die alte Freundſchaft erneuert und beſchworen. Hierauf werden die Galla-Soldaten mit Tabak, Reis u. ſ. w. beſchenkt. Der Fürſt bleibt noch einige Wochen in der Nähe von Takaungu, während welcher Zeit die Suahilis mit den Galla und dieſe mit jenen Handel treiben und im Frieden verkehren.

*) Sabaki ſoll „Wald“ heißen, weil er durch eine waldigte Gegend fließe.

Im Norden vom Sabakifluß, welcher bei Ras Goman in die Bucht von Malindi geht, iſt an der Küſte eine Stelle, welche Pamamba heißt, wo ſich das Riff Kiumanſi befindet, woraus wahrſcheinlich der Name Quilimancy auf den Karten entſtanden iſt, von dem die Eingeborenen nichts wiſſen, als daß dieſes Wort eben Bergwaſſer oder Waſſerberg heißt, wie oben erwähnt wurde. Pamamba iſt ganz nahe an dem großen Fluß Pokomoni, welcher bei Mtodana in die Formoſa-Bai fließt. Sein Eingang iſt ſandig und ſeicht. Der Sand verändert ſeine Lage zur Regenzeit. Große Schiffe können ſeine Mündung nicht paſſiren. Der Fluß ſoll aber oberhalb der Sandbänke ſehr tief und breit ſeyn und ſeine Quelle 60 Tage weit im Innern in einem See haben. Wie dieß zu verſtehen iſt, werden wir ſpäter hören, wenn ich meine Reiſe nach Ukambani erzählen werde. Mein Suahili-Berichterſtatter, der in Indien geweſen iſt, verglich die Mündung des Pokomoni (den die Galla Maro heißen) mit der des Fluſſes bei Surate, wo der Sand den Schiffen dieſelben Schwierigkeiten entgegenſtelle, welche die Mündung des Pokomoni darbietet. Die Strömung des Fluſſes iſt ſchnell, daher auch die Boote, die den Fluß hinauf wollen, dem Ufer entlang gezogen werden müſſen, da die Stangen, mit welchen man die Boote vorwärts bewegen will, den Boden nicht erreichen, der Tiefe wegen. Der Fluß überſchwemmt während der Regenzeit ſeine Ufer, nachdem die Pokomo-Stämme, welche an ſeinen Ufern wohnen und welche mit den Wanika in Sprache und Sitten verwandt ſind, ihren Reis eingeſäet haben. Die Galla leben in einiger Entfernung vom Fluß, ſind aber gegen die Pokomo friedlich geſinnt und tauſchen ihr Elfenbein und Vieh gegen das Getreide der Pokomo aus. Die friedlichen Pokomo treiben Handel mit den Suahili, und ſind große Trinker, wie die Wanika. Sie bereiten ein Getränke aus Honig, der ſich in Fülle bei ihnen finden ſoll. Die Gegend des Pokomofluſſes, der von den Wanika und Suahili Dana genannt wird, ſcheint die eigentliche Heimath der Suahili zu ſeyn. Zwar ſind die Suahili von einer ſchwärzeren Farbe als die Pokomo und Wanika, aber dieß erklärt ſich wohl daraus, daß die Suahili in den Niederungen wohnen und

daß ſie durch ihr Sklavenweſen mehr mit ſchwarzen Geſchlechtern ſich vermiſchen, während die Pokomo nur Frauen ihres Stammes heirathen.

Als die Galla die Gegenden des Pokomofluſſes eroberten, ſoll nach der Tradition ein großer Theil der Pokomo ſüdwärts nach dem Wanikaland gezogen ſeyn (die Waſegetſchu werden beſonders als Nachkommen der Pokomo betrachtet), während ein anderer Theil der zurückgebliebenen Pokomo ſich in der Nähe des Fluſſes in Gruben verſchanzte. Als nun die Galla kamen und am Ufer ihr Vieh weideten, wurden ſie von den Giftpfeilen der Pokomo niedergeſchoſſen, ohne daß ſie die Stellung des Feindes ausfindig machen konnten. Die Galla zogen ſich jetzt auf die andere Seite des Fluſſes zurück, aber die Pokomo folgten ihnen auf ihren kleinen Booten bei Nacht, tödteten ſie und kehrten wieder vor Tagesanbruch in ihre Schlupfwinkel zurück, indem ſie ihre Boote im Sand verbargen. Die Galla wurden endlich der Sache müde und ſuchten Freundſchaft mit den Pokomo zu machen, welche das eidliche Verſprechen gaben, die Galla nicht mehr anzugreifen, im Fall dieſe ſich ruhig verhalten würden. Seit der Zeit blieben die Pokomo am nördlichen Ufer des Fluſſes im ruhigen Beſitz ihres Landes, hüteten ſich aber wohl, die Galla zu beleidigen, welche endlich auch ihren Vortheil erkannten, da ſie bei den Pokomo zu allen Zeiten Getreide finden können.

Die Hauptorte der Pokomo ſind: Kalindi, Miratini, Tzunſa, Dſchagana, Buu, Engatana, Miatai, Muina, Endera, Guana, Kinakomba, Endurani, Subaki, Malalullu, Malagerimba, Dangoia, Gulubabbo, Adirbu, Abbajajaa, Mogana, Kilangoni. Der letztere iſt der nordweſtlichſte Ort, den der Berichterſtatter, der ſelbſt ein Pokomo war, mir angegeben hat. Kilangoni liegt 10 Tagreiſen von der Mündung des Fluſſes, und hat einen mächtigen Häuptling, der Arbiſſo heißt, und der oft mit den Boranna-Galla, ſowie mit den Wakuaſi im Streit iſt. Es ſollen nämlich auch Wakuaſi am Pokomofluß wohnen. Dieſe Barbaren ſind überhaupt weit umher in Oſtafrika zerſtreut, wie wir ſpäter hören werden. Jetzt erſt konnte ich begreifen, wie die Barawa-Leute, die nach Liwen gehen, mit den Wakuaſi zuſammentreffen können

nach dem Bericht, den ich in Barawa von dem Scheich Dera vernommen hatte. So konnte ich nach und nach die verſchiedenen geographiſchen Berichte vereinigen und verſtehen. Ich wußte, daß es Wakuaſi in der Nähe von Teita und Ukambani gebe, wußte aber früher noch nicht, daß auch eine Abtheilung derſelben am Pokomo wohne. Am obern Lauf des Pokomo wohnt ein Stamm Namens Koſſiro, deſſen Geſichtsfarbe ſehr hell ſeyn ſoll, und deſſen Glieder Handelsartikel aus Arabien den Fluß herabbringen. Woher bekommen ſie dieſe Artikel? Offenbar entweder über Harrar, oder über Schoa und Kaffa. Nach dem Bericht der Pokomo-Leute ſoll nur ein Theil des Fluſſes nach Oſten ins Meer fließen, während ein anderer Theil nach Nordweſten geht. Wie iſt dieß zu verſtehen? Offenbar ſo, daß im Innern eine Waſſerſcheide iſt, welche einen Theil ihrer Waſſer nach Oſten und einen andern Theil nach Nordweſten ſendet. Dieß weist offenbar auf den Schneeberg Kegnia hin, deſſen öſtliche Waſſer den Dana oder Pokomo bilden, während die nordöſtlichen Waſſer in den Baher-el-Abiad fließen. Woher der Oſifluß komme, konnte ich nicht mit Beſtimmtheit erfahren. Nach Einigen ſoll er ein Arm des Pokomo ſeyn, nach Andern aber anderswo entſpringen. Der Hauptort am Oſifluß an der Küſte iſt die Stadt Kau, die von Suahilis bewohnt wird, die mit dem Sultan von Sanſibar immer in Streit ſind, daher es ſchwer iſt, vom Oſi aus ins Innere einzudringen. Von Kau iſt es nur eine halbe Tagreiſe nach dem Ort Tſcharra, deſſen Häuptling die Bewilligung zur Fahrt auf dem Pokomoniſſluß verleihen muß. Das Pokomoland ſoll ſehr eben ſeyn, wie Hadſchi Abdalla, ein Pokomo, der in Takaungu Muhamedaner wurde und den Takaungu-Leuten als Dollmetſcher und Vermittler bei den Galla diente, mir berichtet hat. Fieber ſollen an den Ufern des Fluſſes nur im Juni und Juli graſſiren, wenn die kalten Winde vom Meer her über die vom Regen überſchwemmten Gegenden wehen.

Die große Ausdehnung des Fluſſes, der weit ins Innere hinein ſchiffbar iſt, die friedliche Dispoſition der Pokomo, das Nichtvorhandenſein der Sklaverei im Innern, die Fruchtbarkeit des Bodens und andere Umſtände werden dieſer Gegend und

dieſem Fluß noch eine große Bedeutung in der Zukunft geben, beſonders auch in Beziehung auf Miſſionsniederlaſſungen. Gott hat dieſem Strome ſeinen Lauf angewieſen; er kennt auch deſſen Beſtimmung für die Zwecke ſeines Reiches.

Es iſt ſchon oben angedeutet worden, daß die Galla im Süden in Sitte und Sprache von den nördlichen Galla um Abeſſinien herum abweichen. Todte werden z. B. in ſitzender Stellung begraben, weil dieſe Galla glauben, der Menſch ſterbe nicht, ſondern er träume nur. Rohes Fleiſch eſſen ſie nicht, wie ihre Brüder und die Abeſſinier im Norden. Sie graben ein Loch in den Boden, in das ſie viel Holz ſtecken, auf welches das geſchlachtete Thier gelegt wird. Oben auf dem Thier wird die Haut mit Sand bedeckt und abermals mit Holz umgeben, ſo daß das Fleiſch zwiſchen zwei Feuern von unten und oben gebraten wird. Die Pokomo werden von den Galla „Munio" und die Suahili „Hamara" genannt. Die Hamara oder Suahili zerfallen nach der Vorſtellung der Galla in vier Häuſer oder Stämme: 1) Worra Mombaſa, Haus Mombas; 2) Worra Wordiſa, das Haus oder der Stamm Oſi, denn dieſer Fluß heißt Wordiſa in der Galla-Sprache; 3) Worra Lanne, Haus von Lamu; 4) Worra Hawinna, Haus von Patta. Von der übrigen ſüdlichen Küſte der Suahili ſcheinen die Galla wenig zu wiſſen. Als Gott (Waka) nach der Anſicht der Galla die Menſchen ſchuf, rief er aus: eh abba Lonni, d. h. Heh! kommt heraus ihr Beſitzer der Kühe; ſo entſtanden die Galla. Dann rief er abermals aus: eh abba Schuſſa, d. h. kommt hervor ihr Beſitzer der Kleider; ſo entſtanden die Suahili. Endlich rief er zum dritten Mal aus: eh abba Jema, d. h. kommt heraus ihr Beſitzer der Werkzeuge zum Feldbau, ihr Feldbauer; das waren die Pokomo.

Die Galla lieben, wie überhaupt alle Oſtafrikaner, den Schnupftabak leidenſchaftlich. Es kann dies nicht blos eine Sitte ſeyn, ſondern es muß eine phyſiſche Urſache zu Grunde liegen. Die Galla ſollen den Elephanten durch Baumſtämme tödten, welche ſie, mit eiſernen Nägeln verſehen, über den Weg legen. Fällt der verwundete Elephant im Land der Dahalo, ſo müſſen dieſe die Zähne ausliefern, bei hoher Strafe im Fall der Unter-

laſſung. Die Dahalo haben ſolche Furcht vor den Galla, daß ſie nicht aus demſelben Waſſergefäß mit ihnen trinken, um ihre Abhängigkeit von ihren Galla-Herren auszudrücken. In den Gallawäldern ſoll es ſehr viele Elephanten, Büffel, Rhinozeroſſe, Giraffen, Zebras, viele Arten von Antilopen, Schweine und Affen geben.

Die Pokomo kleiden ſich wie die Wanika und ſchmücken ſich wie die Galla, nämlich mit elfenbeinernen und kupfernen Ringen um die Arme. Kleider, Kupfer- und Meſſingdraht, Tabak, Glasperlen, Hau-Werkzeuge, Röthel u. ſ. w. ſind die Haupt-Artikel, welche die Pokomo von den Suahili beziehen. Mit dem Röthel färben ſie ihren Leib, wie die Wakamba und andere Völker thun.

Da die Kopalgräber, welche zwei Monate in Soſobrani und Ganda im Dahaloland waren, am 2. Juli nach Takaungu zurückkehrten, und da die Regenzeit immer noch nicht ganz vorüber war, ſo entſchloß ich mich, über Koromio und Kauma nach Mombas zurückzukehren, konnte aber dieſen Plan nicht ausführen, indem der Fluß Senawe, der von Kambe kommt und in die Bucht von Takaungu fällt, ſo angeſchwollen war, daß man ihn ohne Gefahr nicht paſſiren konnte. Ich mußte daher für jetzt auf Kauma verzichten und meinen Weg nach Kuruitu nehmen. Beiläufig möge bemerkt werden, daß das Wort Kauma eigentlich die Kalumbawurzel bedeutet, welche gegen Fieberkrankheit gebraucht wird. Da es nun in der Gegend vom Dorf Kauma ſehr viel Kalumba gibt, ſo ſcheint der Name daher genommen zu ſeyn. In Takaungu bekommt man ein Faraſala (35 Pfund) für $^1/_4$ oder $^1/_2$ Thaler. Ein engliſcher Kapitän ſoll vor einigen Jahren 3 Thaler für ein Faraſala bezahlt haben.

Ich verließ Kuruitu am 4. Juli, ging aber dießmal nicht zur See nach Mombas, ſondern dem Ufer der Küſte entlang, theils zu Fuß, theils zu Eſel. Ich mußte aber an manchen Orten eilen, um der Fluth zu entgehen, welche den Weg oft 10 bis 12 Fuß hoch überſchwemmt. Man muß daher hier ſehr vorſichtig ſeyn und die Zeit der Ebbe und Fluth wohl kennen, damit man nicht von dem Waſſer überraſcht wird, zumal da die Ufer oft ſo ſteil ſind und Felſenwände von 12 bis 20 Fuß hoch darbieten,

die man ohne Leiter nicht erſteigen und alſo dem zurückkehrenden Waſſer nicht ſchnell ausweichen könnte. Hier und da trifft man hervorragende Felſen, unter welchen man ſich wie in einer Höhle vor dem Regen und der Sonnenhitze ſchützen kann. Ein ſolche Felſenhöhle am Ufer heißt in Suahili Goma. An manchen Stellen des Ufers fließt das Waſſer gar nicht ab, auch nicht während der Ebbe; daher man oft tief im Waſſer waten muß. Um 10 Uhr Vormittags kam ein ſtarker Regen und ich flüchtete mich in ein Goma, mußte es aber bald verlaſſen, weil die Fluth immer näher kam, und der Weg nach dem Dorfe Kidſchipoa noch weit war. Von Kidſchipoa kam ich nach dem Suahili-Dorfe Muando wa Pania, und von dort zog ich nach dem Weiler Gandini und dem Dorfe Schimolatewa (Grube oder Tiefe des Wallfiſches). Der Weg führte öfters durch dicke Dſchungel, wo die Dornen meine Kleider übel zurichteten, ſo daß ich wünſchte, Lederhoſen angezogen zu haben. Mitten im Dickicht ſah ich Mangobäume, was darauf hindeutet, daß dieſe Wildniß früher bewohnt war. Auch die ausgemauerten Brunnen in Mado deuteten darauf hin. Der Mkomabaum mit ſeinen Gabeläſten iſt hier ſehr zahlreich. Nach vier Stunden erreichte ich Schimolatewa, wo ich auf einem Boot über die Bai von Mtuapa ſetzte. Nach einem zweiſtündigen Marſch durch eine Wildniß voll Gras und Gebüſch erreichte ich Mtopango, ein kleines Dorf, das von Wanika bewohnt iſt, die aus dem Wadigoland ausgewandert ſind. Um 5 Uhr Nachmittags erreichten wir die äußerſten Plantagen, welche die Mombaſſaner auf dem nördlichen Feſtland angelegt haben. Um 6 Uhr ſtieg ich bei Kiſauni in ein Boot, das mich glücklich nach Mombas brachte, wo ich in meinem Hauſe Alles in erwünſchtem Wohlſein antraf, und wo ich nun von meinen Strapazen, von Kälte, Wind und Regen eine erquickende Ruhe fand, und über die gemachten Erfahrungen und Erlebniſſe der letzten Reiſe ruhig nachdenken, und meine weitern Schritte dem Gott aller Macht und Gnade anempfehlen konnte. Ich fühlte in jener Zeit, wie überhaupt in den erſten Jahren meines Aufenthalts in Mombas und Rabbai ein mächtiges Treiben zur Evangeliſirung der oſtafrikaniſchen Menſchheit. Es war mir, als wäre Tag und Nacht keine

Zeit zu verlieren, den Heiden die Gnade Gottes in Chriſto Jeſu zu ihrer Rettung zu verkündigen, ehe die Stürme der letzten antichriſtlichen Zeit die ganze Welt erreichen und namentlich ehe Rom und ſeine Einflüſſe nach Oſtafrika gelangen würden. Die Liebe Jeſu zu den armen Heiden durchglühte mich ſo mächtig, daß mir kein Gang und keine Lage zu ſchwer wurde, wenn nur der Name Jeſu bekannt gemacht werden konnte. Wie kommt es doch, daß ich jetzt das Gegentheil von jener ſeligen Periode erfahren muß? Warum jetzt ſo wenig Gebetstrieb, ſo wenig Liebe, ſo wenig Geiſt und Kraft, dagegen ſo viel Ermattung und Gleichgültigkeit? Fürwahr, ich kann mir die Sache nicht anders erklären, als daß jetzt die Stunde der Mitternacht eingetreten iſt, wo ein Geiſt der Betäubung auch die klugen Jungfrauen ſchläfrig macht. Wir leben ohne Zweifel gegenwärtig in einer Zeit, wie die Jünger Jeſu vor ſeinen letzten Leiden. Sie verſtanden ſein Leiden nicht, und ſie machten ſich eigene Hoffnungen von einer herrlichen Zukunft, und verſäumten es, zu wachen und zu beten und ſich mit dem ganzen Zuſammenhang des Wortes Gottes zu beſchäftigen, wornach Chriſtus erſt leiden und dann zu ſeiner Herrlichkeit eingehen ſollte. Wie iſt es doch möglich, daß man noch in gegenwärtiger Zeit ſchlafen kann, wo es doch heißt: Siehe, der mich verräth, iſt nahe, er iſt da. Die ganze Zeitrichtung iſt ein Verrath an der Wahrheit in Chriſto Jeſu, und ſie wird nicht ruhen, bis ſie ihn in ſeinen Gliedern mit Stangen und mit Schwertern gefangen und getödtet hat. Die Charwoche der Gemeine Jeſu iſt nicht ferne. Wie aber vor der Schläfrigkeit zu warnen iſt, ſo müſſen wir uns auch vor dem eigenen Willen und Treiben ſehr in Acht nehmen, als ob wir das Reich Gottes machen und dem Herrn gegen ſeine Feinde helfen und einem Malchus das Ohr abhauen müßten. Dieſer Uebermuth wird zum Unmuth und zur Verzagtheit führen, welche den Herrn in der Stunde der Verſuchung verleugnet. Demuth allein bekommt Gnade und dieſe ſiegt.

Am 25. Juli 1845 kam Hadſchi Omar, ein geborner, aber in Takaungu zum Muhamedanismus übergetretener Pokomo zu mir nach Mombas, um mich, der Verabredung gemäß, die Sprache

der Pokomo und der ſüdlichen Galla zu lehren. Ich hatte ihm monatlich 5 Thaler verſprochen. Ich wollte mir nach und nach von allen oſtafrikaniſchen Sprachen und Dialekten Sprachproben ſammeln, um ein vergleichendes Wörterbuch anfertigen zu können, und um zu ſehen, wie weit meine Anſicht von der großen ſüdafrikaniſchen Sprachfamilie gegründet ſei. Nach der Ausſage des Hadſchi Omar kann man von der Killeſi-Bai zu Land in einem halben Tag an den Pokomo-Fluß gelangen und ſo die Gegend am Eingang deſſelben, d. h. Mtodana vermeiden, weil dort die Leute von Kau zu beiden Seiten des Fluſſes Plantagen haben, wo ſie den Eingang des Fluſſes von der See aus eiferſüchtig bewachen. Bald nach meiner Rückkehr von Takaungu kamen 5 Dahalo von Malindi nach Mombas, um bei dem neuen Gouverneur eine Handels-Verbindung zwiſchen den Galla und den Mombaſſianern einzuleiten; ſie kam aber nicht zu Stande, da die Takaungu-Leute den Plan hintertrieben, aus Furcht, ihr Monopol bei den Galla zu verlieren.

Während ich mit dem Studium der Pokomo- und Galla-Sprache in Mombas beſchäftigt war, hörte ich von der Ankunft einer großen Wakamba- und Galla-Karawane auf dem Markte von Emberria, welches Dorf der Hauptort einer Unterabtheilung von Wanika iſt, die zum Stamme Kiriama gehört. Ich hielt es für zweckmäßig, die Fremden, welche aus dem Innern angekommen waren, zu ſehen. Ich begab mich deßhalb am 19. Auguſt (1845) zuerſt zu Abdalla's Plantage an dem weſtlichen Ende der Bucht von Rabbai, von wo ich in Begleitung Abdalla's nach Mikomani reiste, um die Erlaubniß der Kiriama-Häuptlinge zu meinem Gang nach Emberria zu erhalten. Die Suahili, die in Mikomani waren, ſuchten zwar die Aelteſten gegen mich einzunehmen und meine Reiſe zu verhindern (wie ſie denn überall die Europäer vom Beſuch der inner-afrikaniſchen Länder ihres Monopols wegen auszuſchließen ſuchen); allein die Aelteſten, denen ein Geſchenk wohlgethan hatte, ließen ſich nicht irre machen, und erlaubten die Reiſe. Der fallende Regen verzögerte zwar dieſelbe, aber auch dieſe Verzögerung fiel eher zu meinen Gunſten aus, da die Wanika glaubten, mein Fuß bringe Regen. In Mikomani ſah

ich eine Menge Wakamba, welche Elfenbein aus dem Innern gebracht hatten. Sie waren Anfangs ſehr ſcheu gegen mich, wurden aber nach und nach zutraulicher, und erzählten mir, daß die Stämme weſtlich und nördlich von Ukambani Kikuju, Mberre, Uoti und Udaka heißen, und daß der Dana-Fluß Ukambani gegen Norden begrenze. Unter den Kiriama-Leuten war beſonders ein kranker Mann ſehr zutraulich gegen mich. Er hörte ſehr aufmerkſam auf meine Rede, als ich vom Fall des Menſchen und der Erlöſung in Chriſto ſprach. Ich überzeugte mich bei dieſer Gelegenheit abermals, daß die Afrikaner die erhabenen Lehren des Evangeliums wohl verſtehen können, wenn ſie ihnen unter paſſenden Bildern und Gleichniſſen nahe gebracht werden, und wenn die Leute auch nur einigermaßen eine Begierde nach der Wahrheit haben.

Am 21ſten brach ich von Mikomani auf. Unterwegs zogen wir durch mehrere Weiler von Kiriama. Auch begegneten wir vielen Wakamba, welche ihr Elfenbein verkauft hatten, und nun an einem beſtimmten Ort auf ihre Landsleute warteten, um in großer Anzahl die Heimreiſe anzutreten, die oft ſehr gefährlich iſt, indem die Galla ihnen unterwegs auflauern, und zwar ſind es dieſelben Galla, welche auf den Markt nach Emberria kommen. Von dort aus benachrichtigen ſie in Eile ihre Landsleute im Galla-Land, daß die Wakamba heimreiſen, und unterwegs überfallen werden können, was im Wanika-Land den Galla nicht geſtattet wird. Nachdem ich bei dem Dörflein Manda die Grenze zwiſchen Kiriama und Emberria paſſirt hatte, trat ich in eine waldigte Wildniß hinein, worin gegen 4 Stunden weit keine menſchlichen Bewohner angetroffen werden. Dieſe Wildniß wurde vor einigen Jahren gefährdet durch die Wakuaſi. Seit jener Zeit haben ſich die Leute von Emberria in ſchwer zu durchdringende Wälder zurückgezogen. Ich begab mich zuerſt in das Weiler des Häuptlings Jha, der mit einigen andern Aelteſten über Emberria zu gebieten hat. Der Häuptling war anfangs etwas betroffen und ſcheu gegen mich. Als er aber hörte, daß ich in Suahili und Galla ſprach, und daß ich ſchon an vielen Orten des Wanika-Landes geweſen ſei, ſo wurde er zugänglicher. Er verſammelte

die Aeltesten, welche (nach erhaltenem Geschenk) die Reise nach dem Dorfe Emberria nicht verweigerten. Ich befand mich in einem endlosen Wald, der nur da etwas gelichtet war, wo die Leute ihre Anpflanzungen hatten. Vor Einbruch der Nacht wurde Emberria erreicht. Ich erhielt sogleich eine Hütte zum Uebernachten, da die Wanika während der Marktzeit ihre Hütten gerne an die Suahili vermiethen, und sich dafür aber auch gut bezahlen lassen. Sie versehen sie mit Holz, Wasser und Speise. Man kann nicht läugnen, daß der Handel auch die wildesten Völker, wenigstens eine Zeit lang, etwas civilisirt, nur kann man nicht mit Kapitän Cogan in Sansibar, sagen, daß der Handel der einzige Civilisirer der Menschheit sei. Allerdings leben in Emberria die Galla für einige Wochen friedlich mit den Wanika, Wakamba und Suahili zusammen; aber kaum sind sie wieder auseinander, so beginnt die alte Feindschaft von Neuem, und wehe dem Suahili oder Mkamba, der auf dem Galla-Gebiet getroffen würde. Indessen ist immerhin dieses Minimum von Civilisation von Wichtigkeit für den Missionar, da es ihm Anknüpfungspunkte mit Nationen bietet, die er sonst nie erreichen könnte. So oft ich daher von einem Markte hörte, wo verschiedene Nationen zusammenkommen, so freute ich mich auf meine Weise und für meine Zwecke, wie sich der Kaufmann freut, wenn er Gelegenheit hat, seine Waaren abzusetzen. Wo es eine Karawanenstraße und einen Markt im Innern gibt, da darf der Missionar nicht fehlen, da ist ein Weg, auf dem das Reich Gottes in Knechtsgestalt einziehen soll. Gott legt das Höchste und Theuerste ins Aeußerlichste, und bietet seine Heilsschätze gerne da an, wo sie der Sinnenmensch am wenigsten suchen würde.

Am 22sten besuchte ich das Lager (Likoni) der Galla, das außerhalb des Dorfes Emberria aufgeschlagen ist, wo sie kleine Hütten von Baumzweigen errichten und mit Gras bedecken. Die Galla waren vom Stamm Worramle. Sie waren etwas betroffen über die Erscheinung eines weißen Mannes, der in ihrer eigenen Sprache mit ihnen redete und ihnen erzählte, daß er in Abessinien ihre Volksgenossen besucht und einige von ihnen im Worte Gottes unterrichtet habe, und daß er nun beabsichtige, mit

ihnen Bekanntſchaft zu machen, um auch ſie in dem Buch Gottes (das ich in der Hand hielt) zu unterweiſen, und ſie glücklich zu machen, wenn ſie ihn unter ſich wohnen laſſen würden. Da ich von Arabern und Suahili umgeben war, welche meinen Forſchungen ſehr abhold waren, ſo konnte ich nicht viel Nachrichten von dieſen Galla einziehen. Ich fragte ſie daher auch nicht viel über geographiſche Gegenſtände, um weder bei den Galla noch bei den Arabern Verdacht zu erregen. Es lag mir hauptſächlich daran, vorerſt die Galla zu ſehen, und mit den Wanika-Aelteſten Freundſchaft zu machen, um dann ſpäter durch ihre Vermittelung zu den Galla in ihrem eigenen Lande zu gelangen.

Wenn eine Galla-Karawane nach Emberria kommt, ſo muß ſie außerhalb des Orts ſich lagern und die Führer müſſen ſchwören, daß ſie während ihres Aufenthalts keine Exceſſe begehen wollen. Nachts ſtellen die Wanika eine Wache in die Nähe des Lagers, und auch bei Tag treffen ſie Vorkehrungen. Während ihres Aufenthalts in Emberria dürfen die Galla verkaufen was ſie wollen, und hingehen wo ſie wollen, ſelbſt nach Mikomani. — Eine ganz gute Galla-Kuh koſtet in Likoni 3 bis 5 Thaler und wird in Mombas für 7 bis 9 Thaler verkauft. Ein Schaf oder eine Ziege kauft man von den Galla um $^1/_2$ oder $^3/_4$ Thaler, und gewinnt in Mombas das Doppelte. Die Galla nehmen aber keine Thaler an, ſondern nur Baumwollenzeug, Kupfer, Glasperlen u. ſ. w. Auf dem Rückweg von dem Galla-Lager nach Emberria ſah ich 3 Sklaven, welche von einem Banianen in Mombas zum Verkauf an die Galla geſandt worden waren. Einer von ihnen lag neben einem Feuer und war ſehr krank. Der Baniane hatte ſie in Sanſibar für 10 Thaler gekauft und wollte jetzt Elfenbein dagegen eintauſchen. Da die Galla in Kriegen oft keine Gelegenheit haben, einen Feind zu emasculiren, und doch jeder Bräutigam ſeiner Braut ein abgeſchnittenes männliches Glied als Trophäe zum Zeichen ſeiner Tapferkeit zeigen muß, ehe er ſie heirathen kann, ſo ſind die Galla auf den abſcheulichen Einfall gekommen, männliche Sklaven von den Suahili zu kaufen, um ſie verſtümmeln zu können. Ein habſüchtiger Banian und Muhamedaner kümmert ſich freilich nichts um dieſe Grauſamkeit, wenn er nur dabei gewinnen kann. Es

iſt entſetzlich, wie ſehr das Sklaven-Weſen die Menſchen gegen Menſchen verhärten, und alles Mitgefühl und Mitleiden abſtumpfen kann. Ja wohl ſind der Geiz und die Habſucht die Wurzel alles Uebels und in der That Abgötterei. Nur aus Habſucht verkaufte der Baniane dieſe unglücklichen Weſen, er, der es wiſſen mußte, daß kein Unterthan der engliſchen Regierung am Sklavenhandel Theil nehmen kann, der es wiſſen mußte, daß der Chef der Banianen in Sanſibar auf Befehl des engliſchen Konſuls den Sklavenhandel allen Banianen an der Suahili-Küſte ſtreng unterſagt hat. Wenn die Elephantenzähne, welche jährlich nach Europa gebracht werden, reden und ihre Geſchichte offenbaren könnten, wie viele Greuel ihrethalben in Afrika begangen worden ſind, welche Schattenſeiten der menſchlichen Natur würden an das Tageslicht kommen?

Aber eben gerade deßwegen wollen die Araber und Suahili einen Europäer von der Bekanntſchaft mit dem Innern abhalten, damit er mit den Zuſtänden nicht bekannt werden und namentlich den Sklavenhandel nicht antaſten ſoll.

Die Wanika in Emberria ſind wohl die reichſten unter allen Wanikaſtämmen. Erſtlich haben ſie einen fruchtbaren Boden, der alles im Ueberfluß erzeugt; zweitens haben ſie den Elfenbein- und Viehhandel mit den Galla und zum Theil auch mit den Wakamba und Wateita im Innern; drittens graben ſie viel Kopal von einer guten Sorte, das ihnen viel Geld einträgt.

Auf dem Rückweg von Emberria übernachtete ich in der Hütte eines Mnika, wo ſich bald viele Leute verſammelten, um den weißen Mann zu ſehen. Sie fragten mich über manche Sitten und Gebräuche der Europäer, z. B. ob man in Uſunguni (Europa) auch Fleiſch eſſe, das Jemand von einer andern Nation geſchlachtet habe. Ich zeigte ihnen, daß alle Kreatur Gottes gut ſei, wenn man ſie mit Dankſagung genieße, und daß ja alle Menſchen von Einem Vater und Einer Mutter abſtammen, alſo alle Brüder ſeien, warum ſollte denn ein Bruder das von dem andern geſchlachtete Fleiſch verſchmähen? Ich benützte dieſe Gelegenheit, den Unterſchied zwiſchen Chriſten und Muhamedanern zu zeigen und ihnen zu beweiſen, daß ich kein Muhamedaner ſei. Den

Wanika gefiel dieſe Erklärung. Dagegen wurden ſie unwillig, als ich gegen die Vielweiberei ſprach. Sie meinten, ein Mann dürfe doch wenigſtens zwei Frauen haben, damit eine zu ſeinen Dienſten ſtehe, wenn die Andere in der Hoffnung ſei. Ich führte ſie zuerſt ad absurdum durch die Gegenfrage, ob ſie es denn zugeben würden, wenn eine Frau zwei Männer hätte; ſodann zeigte ich ihnen die urſprüngliche Einrichtung Gottes bei der Schöpfung Eines Mannes und Eines Weibes, bewies ihnen die üblen Folgen der Vielweiberei im täglichen Leben und in der Kindererziehung, wo eine Frau immer mit der andern im Streit liege, und auch die Kinder einander der verſchiedenen Mütter wegen haſſen, und der Mann zwiſchen zwei feindlichen Lagern immer hin und her geworfen werde; endlich zeigte ich ihnen, daß nur Fleiſchesmenſchen die Vielweiberei begehren, Geiſtesmenſchen aber, die aus Gott geboren ſind, ſich an die Ordnung Gottes halten und das Fleiſch zu überwinden trachten.

Am 23ſten kehrte ich nach Mikomani und Abdalla's Plantage und noch in derſelben Nacht auf einem Boot nach Mombas zurück, wo ich ſehr ermattet nach Mitternacht ankam, nachdem ich über 16 Stunden von Emberria an zum Theil im Regen zurückgelegt hatte.

Die Reiſe nach Emberria, ſo wie die frühere nach Takaungu machte in mir den Wunſch immer mehr rege, daß eine Verbindung zu Waſſer auf dem Pokomo-Fluß mit den Wakamba, Galla und den Völkern im Innern zu Stande gebracht werden möchte, um dem hemmenden Einfluß der Muhamedaner zu entgehen. Ich war überzeugt, daß die Wakamba dieſe Verbindung gerne ſehen würden, indem ſie dann nicht mehr nöthig hätten, eine ſo lange und gefährliche Landreiſe zu machen, und ſich der Willkühr der Wanika und Suahili an der Küſte zu unterwerfen. Aber wie dieſen Plan in Ausführung bringen? Offenbar nur dadurch, daß man zu Land nach Ukambani reiste, dort ein Boot bekäme und den Pokomo hinunterſegelte. Wenn dann die Suahili ſehen würden, daß ſie den Europäer nicht hindern können, ſo würden ſie am Ende gezwungen ſeyn, ihm auch zu geſtatten, von der Küſte aus den Fluß hinauf zu ſegeln. Ein Europäer

(wahrſcheinlich ein Franzoſe) ſoll einmal verlangt haben, auf einem Boot den Oſi-Fluß hinauf zu gehen. Da er von den Leuten in Kau abgewieſen wurde, habe er geſagt, der Fluß enthalte weiter oben lauter Gold, weil ſein Waſſer eine ſo rothe Farbe habe. Dieſe Liſt nützte ihn aber gar nichts, denn die Leute wurden von jetzt an noch hartnäckiger, und ſuchten deſto mehr den Europäer vom Eingang ins Innere, beſonders von den Waſſerſtraßen zurückzuhalten. Man kann die Suahili nicht beſſer zur Nachgiebigkeit bringen, als wenn man von Innen heraus nach der Küſte kommt, wofern man den Weg irgendwo nach innen gefunden hat.

Da ich am 1. September 1845 gehört hatte, daß eine große Karawane von Wakamba in Duruma und Mtzokara angekommen ſei, ſo machte ich mich am 2ten ſogleich auf den Weg und ſegelte die große Bucht hinauf, die im Süden von der Inſel Mombas ſich einige Stunden weit ins Wanika-Land hinein erſtreckt. Von den Ufern der Bucht aus hatte ich noch eine Stunde zu Fuß zu gehen, bis ich das Dorf Duruma Ku (groß Duruma) erreichte, wo ich aber nur wenige Einwohner traf, da die Wakamba noch nicht angekommen waren. Auf dem Rückweg ſegelte ich der Bai entlang, bis das Boot bei Mtzokara nicht weiter gehen konnte, der Felſenbarre wegen. In der Regenzeit ſtrömt eine Maſſe Süßwaſſer in dieſe Bucht.

Am 4. September hatte ich die Freude, das erſte deutſche Schiff, die Picciola aus Hamburg unter dem Befehl des würdigen Kapitäns Schmidt in den Hafen von Mombas einlaufen zu ſehen, und am 8. September auf demſelben deutſch zu predigen.

Das Schiff hatte eine lange Seereiſe an den Küſten Indiens und Arabiens gemacht, und wollte nun die Oſtküſte Afrikas beſuchen, um die Handelsverhältniſſe dieſer Länder kennen zu lernen. Dieſe Unterſuchungen führten ſpäter in Sanſibar zu dem kommerciellen Etabliſſement der Herren Horn und Oswald aus Hamburg, welche mir und meinen ſpätern Mitarbeitern manchen Freundſchaftsdienſt erwieſen haben, der in dieſen fernen Ländern, wo man ſo verlaſſen iſt, beſondern Werth hat.

Vom 22. bis 25. September machte ich wieder einen Beſuch in Kambe und Dſchibana. Am 22ten ſegelte ich von Mombas

nach der Bai Mtuapa und landete da, wo der Bach Mendetſche ſich in die Bucht ergießt. Ein Muhamedaner hatte angefangen, dort eine Hütte und Plantage zu errichten, und Andere gedachten bald nachzukommen. Von dem Orte an war es noch $^1/_2$ Stunde nach M'tſchemere, wo früher nur einige Hütten ſtanden, jetzt aber ſchon ein Weiler mit einer Moſchee geſehen wurde. Die muhamedaniſchen Kinder, die mit den heidniſchen ſpielen, lehren dieſe ſchon die Gebete. Und da die Heiden täglich das Weſen und die Gottesdienſte der Muhamedaner ſehen, ſo verſchmelzen ſie ſich mit ihnen und werden nach und nach auch Muhamedaner. Sind ſie es einmal geworden, ſo dürfen ſie bei großer Strafe nicht mehr ins Heidenthum zurücktreten.

In M'tſchemere fand ich eine gute Aufnahme bei Heiden und Muhamedanern. Ich konnte ganz offen mit ihnen reden, und den Unterſchied zwiſchen Muhamedanismus und Chriſtenthum darlegen.

Auffallend war die Menge von Kindern. Jede Mnika-Frau hatte eine Anzahl Kinder um ſich her, und noch ein kleines Kind auf ihren Rücken gebunden, während ſie arbeitete. Die Männer ſchienen von den Suahilis das Faullenzen gelernt zu haben.

Bei der Ankunft in Kambe am 23. September fand ich gleich unter dem Thor viel Leben und Geſchäftigkeit der Leute, welche Hütten bauten, Matten machten und andere Geſchäfte verrichteten. Der junge Häuptling Majeri nahm mich ſehr freundlich auf; er baute gerade eine Scheune zur Aufbewahrung ſeines Welſchkorns, das er zu 2000 Meßchen angab, und das zuſammen mit einer Quantität Reis 100 Thaler werth war. Die Wanika-Scheunen gleichen einem runden Korb, ſind 2 Fuß über der Erde, 15 bis 16 Fuß im Umfang und gegen 20 Fuß hoch, und oben mit Gras bedeckt. Die Wand iſt aus lauter Gerten oder dünnen Stäben (wie geflochten) zuſammengeſetzt und mit Matten ausgelegt, daß das Getreide nicht herausfallen kann. Gegen den Regen iſt der Korb gut geſchützt, aber nicht hinreichend gegen die Mäuſe und anderes Ungeziefer. Auf dem leeren Raum des Korbes, der durch Pfeiler getragen iſt, zünden ſie von Zeit zu Zeit ein Feuer an, damit der Rauch das Getreide in gutem Zuſtand erhalte und vor Feuchtigkeit bewahre.

Das meiſte Getreide wird auf die Anſchaffung von Tembo verwendet. Wenn ein Mnika einen Krug Tembo kauft, ſo muß der Krug voll Mais oder Reis ſeyn. So viel Krüge Getreide, ſo viel Tembo. Es iſt erſtaunlich, wie viel Tembo täglich von den Wanika getrunken wird, theils in ihren Hütten, theils öffentlich in ganzen Saufgeſellſchaften, wo ſie forttrinken, bis ſie beſoffen auf den Boden fallen, indem ſie ſagen, ein Menſch habe ſich nicht recht ſatt getrunken, ſo lange er noch aufrecht ſtehen könne. Majeri bewirthete mich mit Reis und Bohnen und ſuchte es mir in ſeiner Hütte ſo bequem als möglich zu machen. Aber die Hütten der Wanika ſind Stätten der Finſterniß, und in der That ein rechtes Bild von ihrem geiſtigen und ſittlichen Zuſtand. Ich wanderte im ganzen Dorf herum und redete da und dort vor einer Gruppe von Menſchen von dem Heil in Chriſto, und ermahnte ſie, die Zeit der Gnade zu benützen, damit ſie von dem zukünftigen Zorn Gottes errettet würden. Tiefes Mitleiden ergriff mich als ich ſah wie dieſe fleiſchlichen Menſchen ihre Zeit mit Eſſen und Trinken, Lachen und Spielen, Lärmen und Heulen über den Todten, oder mit Zanken und Streiten zubrachten oder vielmehr todtſchlugen. Wie iſt doch des Menſchen Herz in das Weſen und Treiben dieſer Welt wie ausgeſchüttet und verſunken, wenn es den lebendigen Gott in Chriſto nicht kennt, ehrt und liebt! Entfremdung von dem lebendigen Gott iſt ja wahrlich das Weſen des Heidenthums. Durch die gute Botſchaft des Heils aber ſoll der Menſch ſeinem Gott wieder nahe werden, ſoll das Leben Gottes in ſich aufnehmen und es nach außen darſtellen als Gottes- und Geiſtes-Menſch, ſoll kurz geſagt, eine neue Kreatur werden. Wenn man freilich die Wanika und ihr Treiben anſieht, ſo möchte man eine ſolche Veränderung für unmöglich halten; aber Gott ſind alle Dinge möglich, und aus dem Verkehrteſten und Verdorbenſten will Er das herrlichſte und ſeligſte Geſchöpf bilden durch das Blut Jeſu Chriſti, welches die Tinktur zur Neuſchaffung der Menſchen, des Himmels und der Erde iſt. Als ich die Häuptlinge fragte, ob ſie mir geſtatten würden, unter ihnen zu wohnen und das Wort Gottes zu verkündigen, ſagten ſie, ſie würden es gerne ſehen, wenn ich zu ihnen kommen und

bei ihnen bleiben würde; auch wollten ſie mich nach Teita und nach allen Gegenden begleiten, die ich zu ſehen wünſchte.

Von Kambe reiste ich wieder nach Dſchibana, wie im vorhergehenden Jahr. Die Leute waren jetzt noch viel zutraulicher als damals und freuten ſich über den Beſuch. Freilich mußte ich auch jetzt wieder die Gleichgiltigkeit der Wanika wahrnehmen, die ſie an den Tag legen, ſobald von geiſtlichen Dingen die Rede wird. Aber dieß iſt bei allen Heiden mehr oder weniger der Fall, und es braucht eben fortgeſetzte Arbeit, bis das Wort Gottes Eindruck auf ſie macht. Ein Miſſionar darf ſich dadurch nicht muthlos machen laſſen. Auch muß er den Erndtewagen nicht gleich bringen wollen, ehe er geſät und auf die Frucht gewartet hat. Auf dem Heimweg ſtieg ich bei Schimolatewa aus dem Boot und ging zu Fuß nach dem Dörflein Mto panga, wo ich die Wanika beſuchte, welche aus dem Wadigo-Gebiet im Süden von Mombas ausgewandert waren. Kaum war ich wieder einige Tage in Mombas, als ich vom Fieber ergriffen wurde, das ich zuerſt nicht hoch anſchlug, ſondern einfach für das Konguru hielt, das man gewöhnlich bekommt, wenn man die höheren Regionen beſucht hat. Am 4. Oktober jedoch nahm dieſes Fieber eine ernſtere Wendung, und hier ſtehe ich in meinem Lebensgange vor einer langen Leidensperiode, die mich zwar von aller Miſſionsthätigkeit nach außen über 4 Monate abſchloß, die mich aber um ſo mehr zu der Miſſion nach Innen, zu dem Stillhalten unter der Arbeit des Geiſtes Gottes an meinem eigenen Herzen hindrängte. Geſchieht es doch oft im Leben der Chriſten, daß ſie durch ausgedehntes Wirken an Andern zu centrifugal werden, und unter gutem Schein von dem zarten Umgang mit dem Herrn, und von der Arbeit am eigenen Herzen abgelenkt werden. Damit nun dieſer Zuſtand oder die Gefahr in denſelben zu gerathen, abgewendet werde, findet es der himmliſche Erzieher für nöthig, ſie in eine Wüſte zu führen und freundlich mit ihrem innern Menſchen zu reden, wenn auch der äußere geplagt und verweſ't ſeyn muß. In dieſer Wüſte ſchlägt dann die Seele wieder mehr eine centripedale Richtung ein und verſenkt ſich auf's neue in die Liebe und die Kraft ihres Gottes. Sie unterſucht ihren Lebensgang

rückwärts, erkennt das Gott Mißfällige, thut Buße und erlangt Vergebung und Frieden, und empfangt neue Kraft vorwärts für die Zukunft, um, was sie noch zu leben hat, dem Willen Gottes völliger leben zu können. Krankheiten sind daher köstliche Zeiten für einen Missionar, weil da Gott den Heiden seines eigenen Herzens predigen und ihn so fähiger und geschickter zu seinem Beruf machen will, wenn es in Gottes Absicht liegt, daß er wieder leben und des Herrn Werk verkündigen soll.

Es war am 4. Oktober, daß ich auf dem flachen Dach meines Hauses in Mombas mit dem Bau eines Gemaches beschäftigt war, das für meinen Collegen, den Missionar Rebmann, den ich jeden Tag von England erwartete, zubereitet wurde. Es sollte eine kühle Wohnung werden, wie sie der neue Ankömmling zu seiner Erholung von einer langen Seereise brauchen würde. Die Arbeit war eine etwas angestrengte, da ein Europäer bei den trägen und unwissenden Suahilis immer hinten und vornen seyn und das Meiste selbst thun muß, wenn etwas geleistet werden soll. Im Geschäftsdrang vergaß ich mein Haupt gehörig zu bedecken gegen die Sonnenhitze, die besonders um Mittag sehr stark ist. Plötzlich fühlte ich etwas Schlagartiges im Gehirn, doch so, daß ich das Bewußtseyn nicht verlor. Ich zog mich sogleich in mein Zimmer zurück. Nach kurzer Zeit fühlte ich starkes Kopfweh, Müdigkeit und Brennen in den Füßen, Hitze in den Händen, Mangel an Appetit, Erschlaffung im ganzen Körper, große Hitze u. s. w. Es war mir bald klar, daß ein Fieber bedenklicher Art im Anzug sei, doch wollte ich nicht gleich zu einem Emetie und Purgativ meine Zuflucht nehmen, was ich später bedauerte. Die Nacht war unruhig und schlaflos, und die obigen Symptome vermehrten sich. Kein europäischer Arzt war bei der Hand, und den eingebornen Quacksalbern wollte ich mich nicht anvertrauen. Ich entschloß mich daher, alle Mittel anzuwenden, die ich nach meiner geringen medicinischen Kenntniß und Praxis selbst kannte, und das Weitere Gott zu überlassen, der auch das Geringe segnen und in der Noth seine Kraft offenbaren kann nach dem Wort: „Des Menschen Verlegenheit ist Gottes Gelegenheit.“ Die Krankheit schien nach 10 oder 12 Tagen zu brechen. Innerhalb dieser

Zeit war ich oft nahe daran, das Bewußtſeyn zu verlieren, was ſehr ſchlimm geweſen wäre, da meine Suahili-Knechte mich hätten rathlos liegen laſſen, und davon gelaufen wären, oder Zaubermittel angewendet haben würden. Oft, wenn ich ein Glas Waſſer begehrte, waren ſie fort und ich mußte Stunden lang auf ihre Rückkehr warten. Es ſchien, als wäre ihnen mein Tod erwünſcht geweſen, damit ſie hätten erben können.

Ein eingeborner Medikaſter pries mir folgende Mixtur als eine unfehlbare an. Er vermiſchte eine Quantität Hafenruß mit Limonenſaft, geſtoßenem Pfeffer und mit dem Saft der Banane. Das Ganze wurde zu einem ſchwarzen Brei gekocht, mit dem ich beſonders die Gelenke einreiben, hernach im Seewaſſer mich baden ſollte. Das Baden in der See wollte ich mir ſchon gefallen laſſen, aber was die Mixtur wirken ſollte, konnte ich nicht begreifen, und wollte daher nichts davon wiſſen, trotz der Wunderkraft, die ihr zugeſchrieben wurde. Es iſt ein rechter Jammer, wenn man zuſehen und anhören muß, was die Leute in ſolchen Fällen rathen und zuſammen miſchen. Alle Arten von Koth, Eingeweiden, Beinen, Urin der Frauen, von Wurzeln, Blättern, von Schlangenhörnern (!) kurz von Allem was die wildeſte Phantaſie eingeben kann, werden von den Quackſalbern für Geld angeboten. Sobald ich mich wieder etwas beſſer fühlte, hielt ich es für's Beſte, auf einem Boot Ausflüge auf die See zu machen. Die Seeluft hatte mich ja früher am meiſten geſtärkt. Am 1. December konnte ich bei aller Schwäche es wagen, eine Fahrt nach Sanſibar zu unternehmen, wo ich hoffte, beſſere Pflege und ärztliche Hülfe zu erlangen. Daß ich der Geneſung entgegen gehe, erkannte ich auch daraus, daß mein Schweiß immer ſtärker wurde, ſo ſehr, daß ich oft in einer Nacht wohl 10 Mal das Hemd wechſeln mußte, das immer ſo durchnäßt war, als ob es in's Waſſer gelegt worden wäre.

Kaum war ich aber einige Tage in Sanſibar und glaubte, mit ſchnellen Schritten der Geneſung entgegen zu gehen, als ich einen Rückfall des Fiebers bekam, das jetzt noch heftiger wurde als in Mombas. Um Weihnachten wartete man auf mein Ende, doch die Krankheit brach nach einiger Zeit, und ich war gegen

die Mitte Februars 1846 ſoweit geneſen, daß ich am 20ten nach Mombas zurückkehren und meine Arbeiten wieder aufnehmen konnte, obwohl von da an faſt noch ein ganzes Jahr vorüber ging, bis ich völlig vom Fieber hergeſtellt war, wie es bei den langwierigen afrikaniſchen Fiebern zu geſchehen pflegt. Am meiſten hatte ich zu bedauern, daß es mir bei meiner Wiedergeneſung an ſtärkender Nahrung fehlte, und ich ſagte oft zu mir ſelbſt und meinen Leuten: Ach! hätte ich nur die geringſten Ueberbleibſel von Krankenſpeiſen in der Heimath, und wie froh wäre ich an dem, was vom Tiſche meiner Freunde abgetragen wird. So lange ich in Sanſibar war, ging es noch gut, aber in Mombas war die Verlegenheit oft nicht gering. Leute, die vom Fieber geneſen, haben bekanntlich oft einen rieſenmäßigen Appetit. Ich erfuhr dieß auch, aber wenn ich des Nachts im Hunger erwachte, womit ſollte ich ihn ſtillen? Das ewige Einerlei von Reis und Kaſſada war mir längſt entleidet. Da kam zu rechter Zeit ein franzöſiſcher Kapitän, Herr Lebriz aus Bourbon, welcher mir ungefähr 10 Maas Kap-Wein, eine Portion Zwieback, Nudeln und etwas eingemachte Früchte ſchenkte.

Bei der Rückkehr von Sanſibar nach Mombas hatte der Sultan die Güte, mir ein Boot zur Verfügung zu ſtellen, und auch einen guten Eſel für meine Landreiſen zu ſchenken. Auch der engliſche Conſul, Major Hamerton, der mich mit ſo vieler Güte während meiner Krankheit im Conſulat-Hauſe beherbergt hatte, gab mir manches zu meiner Wiederherſtellung Förderliche mit auf den Weg.

Auf meiner Rückreiſe von Sanſibar ſegelte ich abermals der Küſte entlang, theils um dieſelbe beſſer kennen zu lernen, theils und hauptſächlich um an den Orten, wo das Boot ankern ſollte, das Evangelium zu verkündigen. Am Pangani-Fluß, der an ſeinem obern Lauf Lufu oder Rufu heißt, wollte ich in Bujeni den Gouverneur beſuchen, der mich früher ſo freundlich behandelt hatte; er war aber abweſend auf einer Handelsreiſe nach Wanguru, 10 Tagreiſen im Innern, wo die Pangani-Leute Elfenbein und Sklaven holen. Seitdem ich das erſte Mal (1844) die Pangani-Gegend beſucht hatte, waren die Waſegua-Dörfer in der

Nähe von Bujeni zerſtört worden von den Soldaten Kmeris, des Königs von Uſambara, welche den Fluß überſchritten, die Dörfer verbrannten und die Einwohner zu Sklaven machten. Diejenigen, welche entkamen, ſollen ſich nach einem See geflüchtet haben, der 3 Tage weit vom Pangani im Innern des Waſegua-Landes liegen und 4 Inſeln haben ſoll.

Als ich in dem nördlich vom Pangani gelegenen Dorfe vor Heiden und Muhamedanern predigte, lachten die letztern und widerſtanden meiner Rede. Ebenſo war es auch in einem Dorfe bei der Inſel Tanga, welche ich am 21. Februar erreichte. Dort ſah ich viele Waſegedſchu, die mir aufmerkſam zuhörten, während die Muhamedaner ſogleich Streitfragen machten. Vom feſten Lande ſegelte ich hinüber zu dem Inſelchen Tanga, das etwa 400 Schritte vom Küſtenufer entfernt iſt, und eine halbe Stunde im Umfang hat. Die Soldaten, die auf Befehl des Sultans von Sanſibar die kleine Feſtung bewachten, benahmen ſich freundlich gegen mich, und baten mich, darin zu übernachten. Es werden einige Nahrungsmittel auf dem Inſelchen gepflanzt, z. B. Kaſſada, Welſchkorn, Bohnen, Waſſermelonen u. ſ. w. Das Waſſer iſt ſalzig und kann nur zur Noth getrunken werden. Süßwaſſer muß man auf dem Feſtland holen. Am 23. Februar landete ich in Mombas, wo ich mein Haus wohlbehalten antraf, außer daß ich das Dach der kleinen Wohnung, die ich für meinen künftigen Mitarbeiter erbaut, und deren Bau mir meine Krankheit zugezogen hatte, von einem Sturme fortgeriſſen fand und es nun wiederherſtellen mußte.

Am 6. März begab ich mich abermals auf die See, die meine Wiedergeneſung mehr als alle Arzneimittel beförderte. Dießmal galt es der nähern Unterſuchung der Küſte von Malindi und wo möglich des Pokomo-Fluſſes. In einem Boote, das ſeiner Kleinheit wegen manche Unbequemlichkeit hatte, aber auch nahe an der Küſte hin und über die Felſen weg ſegeln konnte, ging ich zuerſt nach Takaungu, wo das Boot beim Einlaufen in den Hafen beinahe umgeworfen und von den Wellen bedeckt wurde. Am 8. März gelang es mir nach langer Unterhandlung, vom Gouverneur in Takaungu einen Dahalo-Mann zu erhalten, der mich nach

Malindi begleiten wollte gegen die Belohnung von einem Thaler. Der Dahalo nahm aber ſein Wort bald wieder zurück, weil er, wie er ſagte, gekommen ſei, eine Ziege zu kaufen, um einem kranken Verwandten Uganga (Zauberarznei) zu machen, den Thaler forderte er aber doch von mir, weil er ſein Recht, der Führer des Reiſenden zu ſeyn, einem andern Mann in Takaungu übertragen habe. Da der Gouverneur dieſe Unbilligkeit nicht zurückwieß, ließ ich mir dieſelbe gefallen und bezahlte die Forderung.

Nachdem in Takaungu Alles ins Reine gebracht war, reiste ich weiter und zwar zuerſt wieder nach der Kileſi-Bucht, welche ziemlich breit und tief iſt, und mehrere Stunden weit ſich in's Land hinein erſtreckt. An ihrem weſtlichen Ende iſt eine Bergreihe, welche eine Fortſetzung des Bergzuges von Kambe, Dſchibana und Kauma iſt. Dieſe Bergreihe heißt in der Galla-Sprache Mirrihi. Weſtlich von Mirrihi iſt ein hoher, ſchwarzer Berg, der Dakka Murra heißt, auf welchem ächte Galla wohnen, während die Dahalo öſtlich vom Mirrihi in den Waldungen des Niederlandes ihr Weſen treiben. Weſtlich von Mirrihi ſollen die Dſchungels nicht mehr ſo dick ſeyn, wie gegen die Küſte hin. Am 9ten ankerte ich in der Bucht von Wumbu (Uumbu), welche mehrere 100 Schritte breit, aber für große Schiffe nicht tief genug iſt. Am Eingang iſt ein Felſen, der wie eine Feſtung die Bai beherrſcht. Wumbu wird von den Suahili fleißig beſucht, um der geraden und langen Stangen willen, welche an den Ufern der Bai gefunden und welche zum Häuſerbau der Suahili verwendet werden. In Mombas koſten 30—40 Stangen einen Thaler. Am weſtlichen Ende der Bucht haben die Suahilis, wie oben erwähnt, angefangen nach Kopal zu graben, aber die Wanika von Kauma und Kiriama haben ſich gegen dieſes Monopol erhoben und die Galla überredet, das Graben den Takaungu-Leuten zu unterſagen. So zäh hangen die Afrikaner an ihren alten Gebräuchen und Gewohnheiten. Solche Monopole müßten freilich verſchwinden, wenn in Malindi, oder an der Kileſi-, Wumbu- und Mtuapa-Bai eine europäiſche Kolonie entſtünde, wie ich öfters vorgeſchlagen habe. Ich wünſchte nämlich, daß die Engländer bei Malindi eine Kolonie hätten wie Sierra Leone, wo ſie die an

der oſtafrikaniſchen Küſte gekaperten Sklaven niederſetzten und zum Beſten Afrikas erziehen laſſen könnten.

Von Wumbu an iſt die Küſte ſehr zerriſſen und große Felſen ſtehen ins Meer hervor. Der nächſte Ankerplatz nördlich von Wumbu iſt Kiburidſchini, wo noch Ruinen einer zerſtörten Stadt ſeyn ſollen. Von Kiburidſchini ſegelte das Boot nach Kitamoe. In allen dieſen Häfen ſind keine Dörfer noch Einwohner, nur hie und da herumſtreichende Dahalo. Von Kitamoe ging es nach Kidſchuitanga, wo die Matroſen Holz holten. Sie ließen das Boot unvorſichtiger Weiſe auf einem ſeichten Ort ſitzen, wo das Waſſer zur Ebbezeit ganz ablief, ſo daß die Galla oder Dahalo ganz leicht hätten daſſelbe plündern, zerſtören, und uns tödten können. Von Kidſchuitanga ſegelten wir weiter nach der Bucht von Malindi, wo ich ſchon in einiger Entfernung die ſteinerne Säule ſah, welche von den Portugieſen auf einem Felſenvorſprung des feſten Landes errichtet wurde, wo ſie als Signal dient für große Schiffe, damit ſie ſich vor der kleinen Bucht hüten ſollen, in welche nur kleine Boote einlaufen können. Wahrſcheinlich iſt dieſe Säule eine von den 9, welche der König von Portugal an der Oſtküſte aufgerichtet haben ſoll zum Zeichen ſeiner Herrſchaft. Zugleich dienten ſie als Markſteine für die Seefahrer. Die Inſchrift auf der Säule in Malindi iſt vertilgt, aber das Marmorkreuz mit dem portugieſiſchen Wappen iſt noch gut erhalten. In ziemlicher Entfernung vom feſten Land iſt eine gefährliche Sandbank, an der ſchon viele Schiffe zu Grunde gegangen ſind. Sie heißt auf den europäiſchen Seekarten die Leoparden-Bank, weil das engliſche Kriegsſchiff Leopard unter Kapitän Blanket auf ſeiner Reiſe nach dem rothen Meer dort beinahe zu Grunde ging. Dieſe Bank ſchützt übrigens die Stadt von der Seeſeite her. Mein Boot lief von Oſten her in die Bucht von Malindi ein, um die Mündung des Sabaki-Fluſſes zu unterſuchen, der aus einem dichten Wald hervorbricht, dann etwa eine Viertelſtunde weit über eine gebüſchloſe Ebene von rothem Sand und Boden fließend in die Bucht ſich ergießt. Zur trockenen Zeit iſt der Fluß etwa 60 Fuß breit, in der Regenzeit aber muß er eine Strecke von 500 Fuß überſchwemmen. Da die Bran-

dungen an der Mündung ſtark ſind, konnte das Boot nur etwa auf 100 Schritte derſelben nahe kommen. Sie iſt mit einer Reihe von Steinen verſchloſſen, welche künſtlich angelegt worden zu ſeyn ſcheinen, um den Eingang in den Fluß zu verwehren. Der Wald beginnt erſt da, wo ſich das Land etwas erhebt. Mein Führer gab den Rath, zu Fuß bis dahin an den Wald zu gehen, wo der Fluß herauskommt; aber die Hitze war zu brennend, als daß ich es wagen wollte, dieſe kurze Strecke bei meiner geſchwächten Geſundheit zu Fuß zu gehen. Dagegen lag mir viel daran, die Ruinen der ehmaligen Stadt Malindi zu ſehen. Das Boot ſegelte daher weiter ſüdweſtlich in die Bucht hinein, welche eine ganze Flotte von Schiffen jeder Art beherbergen kann. Es ankerte dann beinahe ganz am Ufer, wo die Tiefe ſehr gering iſt, und wo es keine Brandung hat. Nachdem ein paar Matroſen zum Schutz des Bootes zurückgelaſſen worden waren, begab ich mich mit dem Führer, dem Kapitän und einigen Matroſen — alle bewaffnet — ans Land. Ich hatte vom Waſſer an nur etwa 25 Schritte über eine ebene Sandfläche zu gehen, bis ich an den Wald kam, der nur da einen Zugang geſtattete, wo die wilden Thiere einen gemacht hatten. Man mußte ſich bücken und beugen, um die Kleider nicht zu zerreißen an der Maſſe von Dornen, Gebüſchen und Bäumen, welche den Eingang zu dem Waldesgrab verſperren, in welchem die Trümmer der einſt ſo berühmten und mächtigen Stadt Malindi, welche der Mittelpunkt des oſtafrikaniſchen Handels war, ſich befinden.

Still, wie Leute thun, die auf Feindes Land wandeln, trat ich mit meinen Gefährten in den Wald hinein; Einer folgte hinter dem Andern mit ſeiner Waffe in der Hand. Es war mir eigenthümlich zu Muth bei dieſer Wanderung. In Ritter's Werk hatte ich von Malindi geleſen, und in Abeſſinien hatte ich oft den Wunſch gehabt, von dort aus dieſe Küſte zu erreichen. Wie hätte ich je denken können, daß ich die Trümmer dieſer Stadt noch mit Augen ſehen würde? Zuerſt ging es etwa 100 Schritte über ebenen, dicht mit Geſträuch, Buſchwerk und Bäumen überwachſenen Boden, wo früher der Stapelplatz der Stadt geweſen ſeyn möchte, dann ging es etwa 20 Fuß aufwärts, und nun

ſtanden wir auf einmal vor einer Maſſe zerſtörter Häuſer. Ganze Steinwände ſtanden noch, andere waren halb, noch andere ganz zerfallen. Von einigen Häuſern ſind die Wände noch ſo gut erhalten, daß man nur ein Dach darüber bauen dürfte, um ſie bewohnen zu können. Auch den Thürpfoſten und Schwellen im arabiſchen Styl mangelten oft nur die hölzernen Thüren; ja ſelbſt die Bretter der Thüren lagen hie und da wohlerhalten noch da, und ich wunderte mich, warum die Suahili ſie nicht längſt ſchon geholt haben. Manche Fenſter ließen uns in die öden Gemächer, die jetzt die Behauſung wilder Thiere ſind, ſehen. Mitten aus den Gemächern wuchſen ſo dicke Bäume, daß man aus Einem ein gutes Boot zimmern könnte. Aus dem Wachsthum des dicken Daro-Baumes, der 130 Jahre braucht, kann man vielleicht am richtigſten auf die Zeit der Zerſtörung ſchließen. Die Gräber ſind noch gut erhalten. Ich ſah eine Wohnung mit einem runden ſteinernen Dache, was ich für eine portugieſiſche Kapelle hielt. Auch die ausgemauerten Brunnen ſieht man noch, aber ſie ſind mit Steinen und Schutt ausgefüllt. Mehrere Häuſer müſſen ſehr groß geweſen ſeyn, denn man ſieht viele Gemächer. Die Straßen waren eng, wie in allen orientaliſchen Städten. Die Stadt ſchien von Oſt- nach Nordweſt gelegen zu haben*). An einigen Orten ſah ich Elephantenmiſt, was beweist, daß dieſe Thiere die zerſtörte Stadt hie und da beſuchen. An einigen Häuſern ſah ich kurioſe Figuren, die ich zuerſt für Inſchriften hielt. Die Zahl 171 war leſerlich.

Daß Malindi eine große Stadt war, würden ihre Trümmer ſagen, wenn auch die Geſchichte ſchwiege. Die Eingebornen, die Araber, die Portugieſen, dann wieder die Araber, und endlich die rohen Galla und Dahalo ſind über dieſen Boden gegangen. Wo ſind ſie nun? Ihre Leiber ſind in den Gräbern verweſt, die der Schutt ihrer Wohnungen deckt; ihre Seelen ſtehen vor dem Richter der Lebendigen und der Todten. Was iſt doch der Glanz und

*) Vasko de Gama, welcher in Malindi Piloten erhielt auf ſeiner Fahrt nach Calicut, ſagt von Malindi: „Die Stadt liegt ſchön auf einer Ebene, nahe am Ufer. Sie iſt umgeben mit Gärten und Landhäuſern, und nett gebaut mit gehauenen Steinen, mit ſchönen Zimmern und gemalten Decken. Den Hafen beſchreibt er als in einiger Entfernung liegend von der Stadt, und der Landungsplatz ſei gefährlich und ſchwer zugänglich wegen der Felſen."

die Herrlichkeit der Menſchen! Wie bald iſt alle Pracht verwelkt! Es iſt ein ſchauerlicher Anblick, wenn man die ganze Situation der Trümmer von Malindi betrachtet. Man wird unwillkührlich an die Propheten des alten Bundes erinnert, wenn ſie mit dem ganzen Ernſt der Wahrheit den Untergang von großen Städten zeichnen.

Daß Malindi zum Theil durch ſchweres Geſchütz zerſtört worden iſt, kann man an manchen Orten wahrnehmen, und die Geſchichte ſagt, daß der Sultan von Patta ſie zuerſt zerſtört, und daß dann die Galla das Zerſtörungswerk vollendet haben*). Ohne Zweifel ſind Hunderttauſende von Sklaven einſt von dieſem Mittelpunkt des Handels nach Arabien, Perſien, Indien u. ſ. w. verkauft worden. Ohne Zweifel ſind viele andere Verbrechen und Greuel hier begangen worden, die jetzt durch den Fluch und die Verwüſtung gebüßt werden. Aber der Fluch muß nicht ewig währen. Die chriſtlichen Völker ſind dazu berufen, den Fluch in Segen zu verwandeln. Malindi könnte ſich, wenn die chriſtlichen Nationen nur wollten, wieder erheben, und ein Mittelpunkt zur Verbreitung der chriſtlichen Religion, des Handels und der ächten Civiliſation werden zum Segen von ganz Oſtafrika. Malindi kann leicht wieder aufgebaut werden. Holz und Steine ſind in Menge vorhanden, und manche Häuſer bedürfen nur geringer Reparatur. Würde eine europäiſche Nation, wir wollen ſagen England den Anfang machen, ſo würden die Suahili und Araber bald herbeiſtrömen, wie es in Aden von 1839 an der Fall war. Kopal, Elfenbein, Häute, Vieh wären die erſten Artikel, welche ausgeführt werden könnten. Reis, Mais, Welſchkorn u. ſ. w. könnte in Menge gepflanzt werden. Die Galla würden durch Verträge oder Gewalt gebändigt werden, bis ſie der Geiſt des Chriſtenthums von innen heraus bezähmen würde. Die verachteten Dahalo würden ſich freuen, in den Europäern ihre Beſchützer gegen die Galla zu finden. Die Sklaven, welche auf hoher See von den Engländern jährlich den Suahili in der

*) Im Jahr 1505 nahm der portugieſiſche Don Francisco D'Almeyda Beſitz von Malindi. Im Jahr 1635 war Malindi noch im Beſitz der Portugieſen, ſpäter nach Vertreibung der Portugieſen war Malindi im Krieg mit Mombas und Patta.

Nähe von Moſambik, an der arabiſchen Küſte und im rothen Meer abgenommen werden, könnten in der Kolonie Malindi eine Heimath und Erziehungsſtätte finden, wie bereits erwähnt worden iſt. Es wurde wiederholt und nachdrücklich in Sanſibar und Europa auf die Koloniſirung von Malindi gedrungen*). Der Umſtand, daß der Sultan von Sanſibar Malindi anſpricht, iſt freilich erheblich, aber dieſen Anſpruch wird ihm der Galla-Fürſt Malaumaro nie gelten laſſen, da er Malindi als ihm angehörig anſieht. Von ihm hätte früher unter Vermittelung der Takaungu-Leute, welche dieſen Plan unterſtützt haben würden, Malindi gekauft werden können, jetzt wäre es wohl zu ſpät, da der Sultan den Ort beſetzt hat. Ganz abgemattet und von Schweiß triefend in Folge der langen Wanderung in und unter den Trümmern von Malindi kehrte ich zum Ufer zurück, wo die zurückgelaſſenen Matroſen das Boot unvorſichtigerweiſe ſo weit ins Meer hinausgetrieben hatten, daß, wäre ich mit meinen Leuten überfallen worden, ich unmöglich auf das Boot hätte fliehen können.

Ich fand es nun für nöthig, dießmal auf die Fortſetzung der Reiſe nach Pamamba und Mtodana zu verzichten, weil der Wind noch immer von Norden kam, ſodann weil aller Speiſevorrath zu Ende ging, und auch mein Geſundheitszuſtand während der ganzen Reiſe in dem engen Boote, in dem ich mich nicht regen und bewegen konnte, ſondern immer auf einer Stelle liegen mußte, nicht der beſte war. Die Rückreiſe ging ſehr ſchnell von Statten, da der günſtige Nordwind das Boot wie Spreu vor ſich her trieb. Am 11. März ankerten wir in Takaungu und am 12ten erreichten wir Mombas. Bei der Ankunft in Mombas fand ich ein franzöſiſches Schiff im Hafen, das Branntwein und Wein verkaufte, nach dem die Suahili ſehr begierig ſind, weil ſie glauben, daß dieſe Getränke die verlorenen Geſchlechtstriebe wieder herſtellen können. Auch europäiſche Spielkarten kauften die Suahili auf dem Schiff, das 1000 Thaler für geiſtige Getränke an der Küſte eingenommen haben ſoll.

---

*) Im Jahr 1853, als ich die Oſtküſte Afrikas verließ, gab der Sultan Said-Said dem Gouverneur von Mombas den Befehl, in Malindi ein Dorf anzulegen, des Handels wegen. Ob die Sache gelungen iſt, habe ich ſpäter nicht erfahren können.

Einige Tage nach meiner Rückkehr von Malindi brach in der Nähe meines Hauſes Feuer aus. Die Leute hatten natürlich keine Feuerſpritzen, ſie nahmen blos die Makuti, d. h. die geflochtenen Kokosblätter, womit die Häuſer bedeckt ſind, von den Dächern hinweg, und ſo wurde dem Feuer bald Einhalt gethan. Um dieſelbe Zeit kam ein Heer von Heuſchrecken über Stadt und Land und that den Gewächſen vielen Schaden. Die Muhamedaner fingen und röſteten ſie. Ich verſuchte es, die geröſteten Heuſchrecken mit Oel und Eſſig zu genießen, aber auch auf dieſe Weiſe konnte ich ihnen keinen Geſchmack abgewinnen. Es blieb eine geſchmackloſe Speiſe.

Am 16. April 1846 machte ich abermals einen Beſuch in Rabbai Mpia, um meine Freundſchaft mit den Aelteſten zu erneuern, und um das Evangelium daſelbſt zu verkündigen. Nachdem ich in der Nacht vor dem 16ten in dem Hauſe Abdalla's wieder einmal recht von den Ameiſen geplagt worden war, machte ich mich in aller Frühe auf den Weg nach Rabbai Mpia. Die kurze Strecke Wegs von einer ſchwachen Stunde ermüdete mich ſehr. Ich fühlte es, daß meine Geſundheit durch meine lange Fieberkrankheit bedeutend geſchwächt war. Die meiſten Leute von Rabbai Mpia waren bei meiner Ankunft auf ihren Plantagen, da jetzt die Zeit war, zu ackern und zu ſäen, indem die Regenzeit im Anzug war. Etliche alte Männer und Weiber, auch junge Kinder waren anweſend, mit denen ich über das Heil ihrer Seele redete, bis etwa 15 junge Männer kamen, die mit gelbem Meſſingdraht an Hals, Armen und Beinen geſchmückt waren. Endlich kamen auch die Waſe oder Aelteſten, die mich recht herzlich grüßten, mir die Hand ſchüttelten und ſich nach meinem Befinden erkundigten. Ein paar Flintenſchüſſe hatten den Leuten das Zeichen gegeben, daß ein Fremder angekommen ſei. Wenn nämlich ein Scheich oder großer Mann von Mombas zu den Wanika kommt, ſo wird geſchoſſen und getrommelt, um denſelben die Ankunft eines Fremden anzuzeigen und ſie von den Plantagen nach dem Verſammlungsort zu rufen. Als die Aelteſten erſchienen, zogen ſich die Jünglinge aus Ehrfurcht vor dem Alter zurück, baten aber durch den Häuptling wiederholt um die Erlaubniß,

ihren Kriegstanz vor dem Mſungu (Europäer) aufführen zu dürfen, worauf ich erwiederte, daß mein Beruf mir dieſe ſinnlichen Freuden nicht geſtatte, ich ſei ja gekommen, um ihnen zu ſagen, daß ſie nicht die Welt lieb haben ſollten, nämlich die Augenluſt, die Fleiſchesluſt und das hoffärtige Weſen, das mit der Welt vergehe, ich wolle ihnen zeigen, wie ſie zu einer ewigen, Gott wohlgefälligen und ſeligen Freude gelangen könnten. Allein die Jünglinge, die ſich ein Trinkgeld verdienen wollten, hatten ſich inzwiſchen im Kreiſe aufgeſtellt und rückten nun mit Händeklatſchen und den wunderlichſten Sprüngen auf die Hütte, worin ich war, heran, wobei ſie ſangen: „Wir ſind noch jung, wir werden alt.“ Einige alte Weiber bewegten ſich mit ihnen im Takt, aber ſie berührten ſich nicht. Die Jünglinge blieben ſtets in ihrer Kreisſtellung. Die Weiber ſchlugen bald auf ihre Brüſte, bald auf ihr Haupt, und Alle ſangen im Beiſein der Aelteſten ein eben entſtehendes Loblied auf den Europäer, der dem heidniſchen Jubel mit Betrübniß eine Zeitlang zuſehen mußte. Auf meine wiederholte Bitte hörte endlich der Tanz auf, und ich ſprach nun zu ihnen über die herrliche Wahrheit des Evangeliums, daß Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes, in die Welt gekommen ſei, auch die Wanika von den Banden der Sünde und des Satans zu befreien und ſie zu ſeligen Kindern Gottes zu machen, wenn ſie nur ſein Wort annehmen und ſich erretten laſſen wollten. Die Aelteſten gingen dann auf die Seite, um Geheimrath zu halten, kamen aber bald wieder zurück und fragten mich, ob es in dem kommenden Jahre eine Theurung und anderes Unglück geben werde. Ich erwiederte, weder ich, noch irgend ein Menſch wiſſe, was Gott in ſeiner Weisheit in Beziehung auf die Zukunft beſchloſſen habe, aber das wiſſe ich aus dem Buch Gottes, das ich mit der Hand in die Höhe hob, und aus eigener Erfahrung, daß alle Dinge denen zum Beſten dienen müſſen, die Gott lieben; die Hauptſache ſei, daß ſich die Wanika Gott zum Freund machen dadurch, daß ſie das Wort Gottes hören, es annehmen, und ſich von der Sünde und von der Liebe zur Welt ſcheiden; dann werde ihnen Gott Kraft geben, Alles, auch das Widrigſte, mit Geduld zu ertragen, und auf Ihn zu vertrauen, wenn Er

ſie auch züchtige, wie ein Vater ſeine Kinder züchtigt. Wer da behaupte, daß er die Zukunft vorherſagen*) könne, ſei ein ſchamloſer Lügner, der die Wanika um des Gewinnes willen betrüge, wie manche bankerott gewordene Muhamedaner und Wanika zu thun pflegen. Bei dieſen Worten lächelten die Aelteſten und ſagten, er hat ganz Recht, die Waganga (Wahrſager, Zauberer, Quackſalber) ſind Lügner und Betrüger, und verlangen nur Mali (Eigenthum).

Kaum hatte ich Rabbai Mpia verlaſſen, ſo kam ein heftiger Regen, wie das erſte Mal, als ich dieſes Dorf beſucht hatte. Solche Zufälle ſind oft von großer Wichtigkeit in den Augen der Eingeborenen. Da es im Jahre 1843 im Somaliland lange nicht regnete und ich mit meinen Mitarbeitern gerade in Seila mich aufhielt, ſo ſprengten die Muhamedaner das Gerücht aus, die Europäer ſeien ein Fluch, und um ihretwillen falle keine Regen; daher man ſie nicht in das Land hineinlaſſen müſſe. Es iſt erſtaunlich, wie viel ein Miſſionar ſich unter dieſen Leuten gefallen laſſen muß; aber er darf ſich nicht beklagen, ſondern nur ſich erinnern, was es die erſten Verkündiger des Evangeliums in Deutſchland gekoſtet haben wird, bis der Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum errungen war.

Von Rabbai Mpia ging ich nach Alt-Rabbai, wo ich nur wenige Menſchen antraf. Von dort kehrte ich zu Abdalla's Plantage zurück, und bereitete mir eine Art Hängematte, um mich gegen eine unruhige Ameiſen-Nacht zu ſchützen. Hätten die Wanika beſſere Häuſer, ſo könnten ſie ſich manche Unbequemlichkeit erſparen. Morgens kam der alte Emboga und brachte mir die betrübende Nachricht, daß ſein 12jähriger Sohn geſtorben ſei. Ich benutzte dieſe gute Gelegenheit, dem Alten die Nothwendigkeit der Bekehrung an das Herz zu legen, wenn er nicht auch, wie ſein Sohn, ohne Gott und ohne Hoffnung aus der Zeit in die Ewigkeit gehen und dort höchſt unglücklich werden wolle. Dabei las ich ihm das ſechste Kapitel des Evangeliums Johannis vor. Emboga ſchien ſehr offen für die Wahrheit zu ſeyn, die ihm ver-

*) Die Muhamedaner behaupten, ihre Schrichs haben Bücher, aus welchen ſie die Falaki, d. h. die zukünftigen Dinge vorauswiſſen können.

kündigt wurde, aber ſo ſind die meiſten Wanika, ſie widerſprechen ſelten, billigen vielmehr Alles, was ihnen geſagt wird, aber ſie laſſen das Wort auch nicht in ihr Herz eindringen, ſondern verhalten ſich gleichgültig dagegen. Während der Unterredung kam ein Muhamedaner, der früher ein Mnika geweſen war. Er hatte einige Zeit bei der egyptiſchen Armee in Mecca gedient und wußte Vieles über ſeine Feldzüge zu erzählen. Er war kein bigotter Moslem, und ich konnte ihm in aller Ruhe den Unterſchied zwiſchen dem Koran und dem Evangelium darthun, worauf er meine Hand küßte und mir verſprach, ſeinen Sohn zur Erziehung zu bringen, wenn der Mſungu ins Wanikaland komme. Auf dem Wege von Abdalla's Pflanzung nach der Bai hinab fand ich im Hofe eines Hauſes eine Anzahl Männer und Weiber, die mit aller Macht tanzten und trommelten. In ihrer Mitte ſtand eine kranke junge Frau, die auf den Arm einer ältern geſtützt war. Sie hatte kürzlich einen Sohn geboren, der ſeither geſtorben war, und hatte, wie die Leute ſagten, es unterlaſſen, warme Umſchläge anzuwenden, wie die Suahili-Frauen zur Hemmung des Bluts zu thun pflegen. Als ich der tanzenden Verſammlung nahe kam und ſie anreden wollte, rief man mir zu, ich ſolle mich ſogleich entfernen, da der Pepo (böſe Geiſt), der in der Kranken ſei, meine Gegenwart nicht leide, da es eben jetzt an dem ſei, daß der Teufel durch Tanzen, Trommeln und Geſchrei ausgetrieben werde. Ich erhob nun meine Stimme und ſagte: Ja, ihr rufet durch euer ſündliches Treiben den Teufel eher herbei, als daß ihr ihn austreibet; denn wo man etwas Sündliches thut, da iſt der Teufel gleich bei der Hand, und hat ſeine Freude daran, die Menſchen zu täuſchen und zu verführen. Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes, iſt allein der rechte Helfer in jeder Noth, ihn müſſet ihr fürchten und anrufen, nicht den Teufel. Auf ihre Frage, wer Chriſtus ſei, erzählte ich die Hauptzüge der evangeliſchen Geſchichte. Als ich fertig war, wollte Einer wieder trommeln, aber legte auf meine Bemerkung, daß wer den Willen Gottes wiſſe und nicht thue, Gott ſehr beleidige und ſeinem Gericht verfalle, ſie wieder nieder, und es blieb nun auch nach meinem Weggehen ſtill. Es iſt nicht auszuſprechen,

welche Macht der Finsterniß bei solchen Gelegenheiten über die verblendeten Leute ausgebreitet ist. Sie sind ihrer selbst fast nicht mehr mächtig vor Tanzen und Geschrei, wodurch sie die bösen Geister verscheuchen wollen. Ohne Zweifel wirkt die Aufregung bei manchen Gelegenheiten eine augenblickliche Linderung der Krankheit, bei der man dann glaubt, der Teufel sei ausgetrieben. Der Missionar braucht bei solchen Anlässen eine besondere Macht von Oben, um in dieser — sozusagen — hölliſchen Atmosphäre fest zu bleiben gegen die finstern Kräfte, denen die Leute offen stehen, und um mit Freudigkeit zu bezeugen das Wort der Wahrheit, vor dem auch die Hölle erschrecken muß. Ueberhaupt ist es die Macht von Oben, nicht blos die theologische Kunst und Fertigkeit, welche der Missionar unter den Heiden nöthig hat. Ohne diese Macht erstickt ihm das Wort auf der Zunge, so daß er nicht weiß, was er reden soll, wie ich oft erfahren habe. Im Heidenthum steht der Missionar der bösen Geisterwelt viel unmittelbarer gegenüber als in der Christenheit, wo so viele Lichtskräfte ihr entgegenwirken. Wir dürfen uns daher gar nicht wundern, wenn das Bekehrungswerk in der Heidenwelt so langsam geht. Satan ist im besondern Sinn der Fürst der Heiden, die er nach seinem Willen beherrscht, und deren Augen er auf tausenderlei Weisen verblendet, daß sie nicht sehen das helle Licht des Evangeliums. Aber auch über den Missionar dürfen wir uns nicht wundern, wenn er erkaltet, oder ermattet, oder sogar in Sünden fällt; man muß sich vielmehr darüber wundern, wenn er aufrecht erhalten wird unter so gewaltigen Einflüssen und Gegenwirkungen der Hölle. Nur Gottes Macht kann ihn bewahren.

Ehe ich in das Boot trat, bat mich ein Mnika, ihm etwas auf einen Papierstreifen als Amulet zu schreiben, das er seiner kranken Frau auf den Unterleib und den Kopf binden wolle, damit sie geheilt würde. Ich erklärte dem Mann zuerst, wozu das Papier gebraucht werde, nämlich dazu, daß wir unsere oder eines Andern Gedanken und Worte vor Vergessenheit bewahren, folglich sei das Papier eine Arznei gegen die Vergeßlichkeit der Menschen, aber es sei keine Arznei gegen Störungen des Körpers,

obwohl man auch Arzneimittel darauf ſchreiben könne, welche aber der Arzt erſt bereiten müſſe. Dieſe Arzneimittel gewinne der Arzt aus Kräutern, Steinen, überhaupt aus der ſichtbaren Welt, welche Gott geſchaffen, und in welche er Heilkraft gelegt habe. Dieſe Kräfte müßten aber von verſtändigen Leuten unterſucht, ſtudirt und probirt werden. Solche Leute gäbe es Viele in Uſunguni (Europa), die Suahili und Wanika aber nehmen ſich nicht ſo viele Mühe, ſondern glauben mit Papierſtreifen, auf welche Worte aus dem Lügenbuch des Koran geſchrieben ſeien, Alles ausrichten zu können, betrügen aber ſich und Andere. Die Arznei gegen leibliche Krankheiten müſſe man in den von Gott geſetzten Naturkräften ſuchen, die Arznei gegen die Sünde und den Teufel aber gewähre nur der Glaube an Jeſum Chriſtum, den Sohn Gottes, der auf die Erde gekommen ſei, des Teufels Werke zu zerſtören. Der Mann ſchien mit der Ueberzeugung wegzugehen, daß der Mſungu es gut mit ihm meine. Ueberhaupt war jetzt Vielen der Unterſchied zwiſchen dem Mſungu und den Muhamedanern klar, und ihr Vertrauen wuchs ſichtlich.

Als ich um Mitternacht nach Hauſe kam, ſah ich einige Suahili-Hütten im Feuer. Die Flamme war in der Dunkelheit der Nacht majeſtätiſch, aber das Geſchrei und der Durcheinander der Leute war ſchrecklich. Bei der Unterſuchung meines Hausgeräths fand ſich, daß die weißen Ameiſen (Termiten) mehrere Bücher ſehr beſchädigt hatten. Dieſe ſchädlichen Thiere zerſtören in kurzer Zeit Alles, was ihnen in den Weg kommt. Dabei wirken ſie ſo verborgen, daß man ihr Vorhandenſein oft erſt merkt, wenn der Schaden ſchon geſchehen iſt. Dem weichen Holz ſind ſie beſonders gefährlich. Durch mannigfache Erfahrung fand ich, daß nichts ſo ſehr gegen die Termiten ſchützt, als eine dicke Lage Kalk, auf welche das Gepäck geſtellt werden muß. Die verborgen wirkenden Ameiſen ſind ein rechtes Bild von der Selbſtgefälligkeit und verborgenen Eigenliebe des Herzens, welche auch in einem Chriſten viel Schaden anrichten kann, ehe er es merkt; daher iſt Wachſamkeit, tägliche Unterſuchung und Reinigung des Herzens ſo nothwendig für einen Chriſten.

Am 18. Mai hörte ich, daß ein Schiff mit einem Europäer

im Hafen von Kilindini (der größere ſüdliche Hafen von Mombas) angekommen ſei. Sogleich machte ich mich auf den Weg, in der freudigen Hoffnung, meinen Mitarbeiter, Miſſionar Rebmann, begrüßen zu dürfen; aber es war eine große Täuſchung. Da ich zu Fuß das ſüdliche Ende von Mombas erreichen wollte, ſo mußte ich durch einen dicken Wald gehen, der zuletzt ſo undurchdringlich wurde, daß ich im buchſtäblichen Sinn genöthigt war, auf Händen und Füßen zu kriechen,' denn der Weg war völlig überwachſen und den Schlangen und wilden Schweinen überlaſſen. Mein Suahili-Begleiter ſah wirklich eine 9 Fuß lange Schlange und wollte daher nicht weiter gehen. Als ich endlich den ſchauerlichen Umweg nach dem Hafen erreicht hatte, war das Schiff in den kleineren Hafen von Mombas eingelaufen, und die große Mühe und Anſtrengung, der ich mich unterzogen und die mich in ſiedenden Schweiß verſetzt hatte, war nicht nur vergeblich, ſondern noch dazu ſehr ſchädlich, denn gleich bei meinem Nachhauſekommen wurde ich aufs Neue vom Fieber befallen, das mich auf lange Zeit wieder außer Thätigkeit ſetzte. Der Europäer, der gekommen war, war nicht mein Mitarbeiter, ſondern ein Engländer, der die Abſicht hatte, die Antimonium oder Stibium enthaltenden Gruben im Duruma-Gebiet auszubeuten, was ihm aber nicht gelang, da die Suahili ihn nicht nach Duruma führen wollten, und da die Gruben überhaupt ſo wenig reichhaltig ſind, daß die Unkoſten' durch den Gewinn kaum gedeckt werden dürften.

Am 10. Juni 1846 kam endlich der geliebte und längſt erſehnte Mitarbeiter, Miſſionar Rebmann, in Mombas an, der, von Gerlingen in Württemberg gebürtig, zuerſt in Baſel, dann in England ſeine Vorbereitungsſtudien für den Miſſionsberuf durchgemacht hatte. Leider! wurde auch er ſchon nach ein paar Tagen in Folge einer Verkältung, die er ſich in der von mir erbauten Dachhütte zugezogen hatte, vom Fieber heimgeſucht, doch erholte er ſich bald wieder und konnte mit mir nach Rabbai Mpia gehen, um die Bewilligung der Aelteſten zu einer Miſſionsniederlaſſung zu erhalten.

Als wir in Rabbai Mpia ankamen, wurden ſogleich 12

Häuptlinge zu einem Maneno oder Palawer berufen; ſie ſetzten ſich auf den Boden, ich und Rebmann mit Abdalla gleichfalls, worauf ich meinen Freund und Mitarbeiter den Häuptlingen vorſtellte, und um dieſelbe freundliche Aufnahme für ihn bat, die ſie mir hatten zu Theil werden laſſen. Dieß ſagten ſie mit Freuden zu. Dann legte ich ihnen die Abſicht der Miſſionarien vor, indem ich bemerkte, ich habe nun das ganze Wanikaland beſucht, und ſei überzeugt, daß man mich in jedem Dorfe aufnehmen würde, was ſie beſtätigten. Rabbai Mpia ſcheine mir aber für meine Zwecke der paſſendſte Ort, und hier habe ich auch am meiſten Freundſchaft genoſſen; ich frage ſie daher, ob ſie nichts gegen unſere Niederlaſſung bei ihnen hätten? Sogleich und ohne alle Bedingung, ſogar ohne auch nur nach afrikaniſcher Weiſe ein Geſchenk zu verlangen, ſagten ſie: Ja! und zwar mit Einem Herzen und Einem Munde. Sie verſicherten uns aufs ſtärkſte ihrer Freundſchaft; das ganze Land ſolle uns offen ſeyn, wir mögen reiſen, wohin wir wollen; ſie wollen uns „bei den Händen und Füßen halten" und uns aufs Aeußerſte vertheidigen; wir ſollen „die Könige des Landes" ſeyn u. ſ. w. Als wir nun von Häuſern ſprachen, antworteten ſie: die Vögel haben Neſter und die Waſungu (Europäer) müſſen auch Häuſer haben. Ich nannte ihnen zwei Hütten, die gerade unbewohnt waren, und bat ſie, dieſelben auszubeſſern, bis wir uns zur Ueberſiedelung von Mombas nach Rabbai gerüſtet hätten, was ſie gerne zuſagten. „Es war herrlich," ſagt Rebmann in einem Schreiben an ſeine Committee, „ſo zu ſehen, wie Krapfs Arbeit nicht vergeblich war; denn dieſe Willigkeit, ſo ſehr ſie ein Wunder Gottes in der Wildniß iſt, muß doch auch als ihre Frucht betrachtet werden." Als ich nachher meinem Mitarbeiter auch die übrigen Wanika-Dörfer, die ich früher beſucht hatte, zeigen wollte, um ſein Urtheil bei der Wahl der Miſſionsſtation auch in die Wagſchale zu legen, ſo glaubte Rebmann auf des ältern Miſſionars Einſicht und Erfahrung mehr als auf ſeine eigene ſchnell gefaßte Anſicht trauen zu ſollen, und beſtand darauf, daß Rabbai Mpia (Neu-Rabbai), das ich vorgeſchlagen hatte, zur Miſſionsſtation an der oſtafrikaniſchen Küſte gewählt werde. Der Ort ſchien ihm

eine herrliche Lage zu haben, im Süden und Westen das weite Flachland der Wanika- und Wakamba-Stämme, im Osten das Niederland der Suahilis und das Meer mit der Insel Mombas, von der aus ein Meeresarm bis an den Fuß der Rabbai-Berge sich erstreckt, im Nord- und Südosten das Hügelland der Wanika.

Kaum waren wir wieder nach Mombas zurückgekehrt, so wurden wir Beide abermals vom Fieber ergriffen. Bei Rebmann dauerte es einen vollen Monat, bis er wieder besser war. In der Zwischenzeit besuchte ich die Häuptlinge von Rabbai Mpia und erkundigte mich nach der Einrichtung des Hauses, in der aber bis jetzt nichts geschehen war, da die Feldgeschäfte die Häuptlinge, wie sie sagten, verhindert hatten. Endlich am 22. August 1846 segelte ich mit meinem theuren Mitarbeiter nach der Plantage Abdalla's, wurde aber sogleich bei meiner Ankunft wieder vom Fieber ergriffen. Die Häuptlinge von Rabbai Mpia besuchten uns Abends und bestimmten den 25sten als den Tag des Einzugs in Rabbai. Am Morgen jenes Tages hatte ich wieder einen tüchtigen Fieberanfall, der mich aber nicht abhielt, nach Rabbai Mpia abzureisen. Die Mission muß angefangen werden, sagte ich zu mir selbst, und sei Tod oder Leben die Folge; ich kann jetzt nicht auf die Krankheit achten, sie soll mich in Ruhe lassen. Mit diesem Entschluß und mit innerlichem Seufzen zu Gott wankte ich neben Rebmann her, der gleichfalls sehr schwach war und kaum zu Fuß gehen konnte. Wir beschlossen daher, im Reiten unseres einzigen Esels abzuwechseln. Nach einiger Zeit war ich außer Stand, zu Fuß zu gehen, und mußte mich des Thieres allein bedienen. Unter vielen Schmerzen stieg ich den steilen Berg hinan, wo der Esel kaum ohne Reiter fortkommen konnte, und Rebmann schleppte sich mühselig mit. Kaum wird je eine Mission in solcher Schwachheit angefangen worden seyn; aber so sollte es seyn, damit wir uns nicht unserer eigenen Kraft rühmten, und damit unsere Nachfolger die Umstände des Anfanges nie vergessen möchten. Der Herr wollte uns prüfen, ob wir unser eigenes Wohlsein und Leben, oder Seine Sache und Ehre höher stellten. Ein natürliches Auge kann freilich diesen Gottesplan nicht wohl erkennen; ja der natürliche Mensch in uns und

außer uns mußte es für Thorheit halten, unter dieſen leidenden Umſtänden den größern Bequemlichkeiten in Mombas zu entſagen; aber wir wiſſen, daß kein Gotteswerk je vollbracht wird, es ſeien denn erſt ſeine menſchlichen Werkzeuge durch die Waſſer der Trübſal gegangen.

Es war merkwürdig, wie meine phyſiſche Kraft zunahm, je höher ich den Berg von Rabbai Mpia hinanſtieg. Die kühle Luft war mir ein wahres Labſal. Oben angekommen, fühlte ich mich jedoch ſehr erſchöpft und ich mußte mich gleich auf eine Kuhhaut im Hauſe des Häuptlings Dſchindoa niederlegen und einige Stunden ſchlafen. Der Schlaf war ſo erquickend, daß ich mit dem Bewußtſein und der Kraft eines Geneſenden erwachte. Die Häuptlinge kamen dann zuſammen, um uns zu begrüßen und uns den Tag zum Hausbau zu beſtimmen. Sie wollten nämlich ſelbſt bauen, und wir ſollten ihnen dafür ein beſtimmtes Geſchenk geben. Einige Tage nachher ſchafften ſie auch einigen Bauſtoff herbei, aber die Sache ging ſo langſam, daß die Häuptlinge fort und fort an ihr Verſprechen gemahnt werden mußten. Das Haus, in welchen wir in der Zwiſchenzeit wohnten, war ſo feucht und enge, daß wir fürchten mußten, es auf die Länge nicht aushalten zu können. Endlich am 16. September war das Haus unter Dach und damit die Arbeit der Wanika gethan. Dabei mußten wir mit eigener Hand das Meiſte thun. Die Wanika reinigten zwar den Boden vom Gebüſch und Gras, wollten aber dann die Stangen der Wände nur oberflächlich in den Boden ſtecken, was wir nicht zulaſſen konnten, ſondern erſt ſelbſt ein Fundament gruben, d. h. beinahe 2 Fuß tief die Erde auflöcherten, um die Pfähle recht zu befeſtigen. Da an manchen Orten Felſen unter der leichten Erde waren, ſo mußten dieſe erſt ausgegraben oder zerſchlagen werden, was in der Sonnenhitze und bei unſerer ſchwachen Geſundheit keine leichte Sache war. Das Haus war 24 Fuß lang, 18 Fuß breit und eben ſo hoch. Die Wände wurden dann mit Lehm von innen und außen beſtrichen und das ſchiefe Dach mit Makuti, d. h. geflochtenenen Kokos-Blättern bedeckt. Es lag in einem Hain von Kokosnuß-Bäumen, an einer Stelle, wo man die Feſtung und die Schiffe

im Hafen von Mombas ſehen kann, gegen 800 bis 1000 Fuß über dem Meer. Die herrliche Luft, ſowie auch die anſtrengende Arbeit bei dem Brechen der Steine, bei dem Fällen und Zuſchneiden des Holzes äußerte eine gute Wirkung auf die fieberhafte Geſundheit der Miſſionarien, die ſchon deßwegen den Bau in ihre eigene Hände nehmen mußten, weil die Wanika Alles krumm, armſelig und oberflächlich gemacht haben würden. Hätte man da die Miſſionarien in ihren ſchmutzigen und zerriſſenen Kleidern geſehen, mit ihren Wunden von Dornen und Steinen, und wie ſie gleich den Eingeborenen den Koth mit den Händen an die Wand warfen und denſelben mit der flachen Hand eben ſtrichen, ſo hätte man freilich ſie nicht als „geiſtliche Herren" betrachten können. Aber ein Miſſionar muß ſich Alles gefallen laſſen, er muß es lernen, hoch und niedrig ſeyn um des Reiches Gottes willen. Uebrigens waren unſere Herzen freudig in dem Herrn, ſogar mehr als in ruhigen Zeiten vorher und nachher. Dabei ſetzte ich meine Ueberſetzungsarbeiten fort, ſo gut es unter ſolchen Umſtänden gehen konnte. Oft ſtörte mich freilich bei den erneuerten Fieberanfällen der Gedanke, daß ich noch vor dem Beginn der eigentlichen Miſſionsarbeit in die Ewigkeit abgerufen werden könnte; ich tröſtete mich dann wieder damit, daß ja der Herr mich nicht weggenommen habe, ehe mir ein treuer Arbeiter geſchenkt worden ſei, der das Werk fortſetzen werde. Indeſſen bat ich oftmals den Herrn um Erhaltung meines Lebens in Afrika nur ſo lange, bis wenigſtens Eine Seele gerettet ſei, weil es mir gewiß war, daß, wo einmal Ein Stein an dem geiſtlichen Tempel in irgend einem Land aufgerichtet iſt, der Herr nicht ruhen werde, bis noch weitere Steine herbeigeſchafft werden durch die Bekehrung derer, die da ſitzen in Finſterniß und Schatten des Todes und denen durch die Miſſion ein Licht zum ewigen Leben aufgehen ſoll.

Ueber den Bau des Hauſes ſchrieb Rebmann am 16. October 1846 in ſeinem Tagebuch Folgendes: „Heute durften wir durch die Gnade Gottes die Miſſionshütte zu Rabbai Mpia beziehen, und ſo die Frucht unſerer harten, mühſeligen Arbeit genießen. Ein ganzes Heer von Schwierigkeiten hatten wir bei unſerem

Bauen zu überwinden, und zwar mit den armſeligſten Mitteln, ſo daß wir in Geduld und Ausdauer auf ſchwere Proben geſetzt wurden. Wenn wir arme und ſchwache Arbeitsleute mit ſo mangelhaften Werkzeugen eine Hütte für die Sache Gottes zu Stande brachten, ſo dürfen wir nun in demüthiger Zuverſicht hoffen, daß Er, der allweiſe Baumeiſter, ſich ein geiſtliches Haus unter dieſem Volk zurichten wird, und zwar durch uns elende Werkzeuge Seiner Hand. Möge dieſer Rabbai-Berg ein Zion für Oſt- und Mittel-Afrika werden, von dem das Geſetz des Herrn und das Evangelium unſeres Heilandes Jeſu Chriſti ausgeht zur Rettung Vieler, die noch in Finſterniß und Schatten des Todes ſitzen.“ Und ich ſchrieb im December 1846: „Jeder wahre Freund des Reiches Chriſti muß ſich dieſer Miſſion freuen, weil ſie der erſte Schritt zum Vorrücken ins Herz Afrikas iſt. Wir haben einen feſten Punkt gewonnen, von wo die unerforſchten Gebiete des innern Afrika beſucht, und — was die Hauptſache iſt — von wo das tauſendjährige Bollwerk des Satans durch die Boten Chriſti angegriffen werden kann. Wie wunderbar doch die Wege Gottes ſind in der Regierung der Völker, wie Er doch Alles zur Gründung ſeines Reiches zu benutzen weiß! Die Galla ſollen früher bis zu den Bergen von Mombas geherrſcht haben, wodurch die Wanika in die unmittelbare Nähe von Mombas zurückgedrängt und in ein gewiſſes Abhängigkeitsverhältniß zu den Beherrſchern dieſer Inſel gebracht wurden, welche einem jeden Kinika-Stamm einen Scheich in Mombas zutheilten. Aber gerade dieſem von Oſt und Weſt bedrängten Volke läßt Gott ſein Evangelium zuerſt verkündigen, damit es ſeine Dränger geiſtig erobern und ein Segen für ſie und das ganze Innere Afrikas werde. Wie wunderbar iſt es doch, daß Gott oft Ein Volk für viele andere Völker wählen und einſtehen läßt! Werden die Wanika das Evangelium zurückweiſen, ſo können die inner-afrikaniſchen Völker wieder lange warten müſſen, bis der Wagen des Evangeliums abermals in ihre Nähe kommt.“

Nach dem Bau der Wohnung hatten wir noch manche andere Gebäulichkeiten auszuführen, z. B. Küche, Stall, Magazin, Backofen, und beſonders eine Hütte zum Gottesdienſt. Das alles

verzögerte ſich lange Zeit, weil die Aelteſten in Herbeiſchaffung der Baumaterialien ſo gar ſaumſelig waren, ungeachtet ſie gut bezahlt wurden. Sie verſprachen zwar wiederholt, die Sache zu beſchleunigen, aber erwieſen ſich immer und immer wieder als Leute, die ihr Wort nicht halten, was im Orient nicht auffallen darf, wo Lüge und Wahrheit nur nach den Rückſichten des Vortheils oder Nachtheils beurtheilt wird.

Am erſten Sonntag, nachdem die Hütte für den Gottesdienſt fertig geworden war, verſammelten ſich etwa 12—15 Wanika und ich ſetzte ihnen auseinander, wozu dieſes Haus gebaut worden ſei, und lud ſie ein, jeden Sonntag wieder zu kommen und Gottes Wort anzuhören. Als ich meine Anrede vollendet hatte, fragte mich ein Mnika Namens Abbe Konde aus dem Ort Dſchembeni, was wir den Wanika zu eſſen geben würden, wenn dieſe jeden Siku ku (großer Tag, Sonntag) hieher kommen ſollten. Wenn die Wanika Reis und eine Kuh erhalten, ſo würden ſie immer kommen, wenn nicht, ſo würden ſie wegbleiben, weil ein Mnika zu keinem Maneno (Palawer) gehe, ohne zu eſſen und zu trinken. Das war für den Einweihungstag der Hütte eine niederſchlagende Erfahrung; aber wir tröſteten uns mit dem Vorbild unſers göttlichen Meiſters, den die Juden auch lieber zu ihrem Brodkönig als zum König der Wahrheit gehabt hätten. Ich fand es daher für nöthig, die Wanika durch Beſuche von Haus zu Haus auf den Gottesdienſt vorzubereiten und ihnen den Tag zu beſtimmen, an welchem die Chriſten Sonntag halten. Auch gab ich jedesmal Sonntag Morgens ein Zeichen durch ein paar Flintenſchüſſe und ſpäter durch eine kleine Glocke, welche uns von London aus nach Rabbai Mpia geſchickt wurde. Ueberdieß ſuchten wir die Leute an den Sonntag der Chriſten dadurch zu gewöhnen, daß wir an dieſem Tage nichts kauften, keine Arbeit durch unſere Knechte verrichten ließen, und daß wir durch feſtliche Kleidung die Bedeutung des Tages zu erhöhen ſtrebten. Auf dieſe Weiſe bekamen die Wanika nach und nach einen Begriff vom Sonntag, und lernten einſehen, daß die Chriſten nicht mit Eſſen und Trinken, wie die Muhamedaner und Heiden, ihren

heiligen Tag zubringen, ſondern mit Gebet und Betrachtung des Wortes Gottes, in aller Stille und Einfachheit.

Nachdem die Baugeſchäfte vorüber waren, fing ich an, die benachbarten Weiler und Plantagen der Wanika zu beſuchen, um mit ihnen über das Heil ihrer Seele zu reden und ſie zum Reiche Gottes einzuladen. Mein theurer Mitarbeiter Rebmann hatte die Sprache zu erlernen und manches Nöthige in der Einrichtung des Hauſes zu beſorgen; weßhalb er erſt ſpäter in die direkte Miſſionsarbeit eintreten konnte. Sobald er ſich einigermaßen in der Sprache ausdrücken konnte, übernahm er den Unterricht einiger Knaben, worunter auch der 10jährige Sohn unſers Häuptlings Dſchindoa war, der ordentlich leſen und ein wenig ſchreiben lernte, aber leider! das Lernen wieder aufgab, je älter er wurde, und je weniger wir ſeinem Verlangen nach Kleidern und andern ſichtbaren Dingen entſprechen wollten und konnten.

Auf meinen Ausflügen von Rabbai Mpia pflegte ich folgende Orte, die zum Stamm Rabbai gehören, hauptſächlich zu beſuchen: Bunni, Dſchembeni, Muihani, Moia, Muelle, Makombini, Muho wa Abbe Mamba, Fimboni, Rabbai wa Kale (Alt-Rabbai), Kombeni u. ſ. w. Die Bevölkerung dieſer Weiler und Plantagen darf vielleicht zu 3000 Seelen angeſchlagen werden, wie denn überhaupt die Bevölkerung des Rabbai-Stammes kaum die Zahl von 4000 Seelen überſteigen wird. Die Zahl aller Wanika, die 12 Stämme bilden, mag etwa 50,000 Seelen betragen, wobei die Wadigo-Stämme im Süden von Mombas zu 30,000 Seelen angeſchlagen werden dürfen. Im Verlauf der Zeit wurde es mir und meinem theuren Mitarbeiter Rebmann immer klarer und eindringender, daß es unſere Pflicht ſei, unſere Miſſionsarbeit nicht blos auf die Küſten-Stämme der Suahili und Wanika zu beſchränken, ſondern daß wir auch der inner-afrikaniſchen Stämme und Völker gedenken ſollten. Dieſe Betrachtung führte uns im Jahr 1847 zu den größern Reiſen ins Innere, deren ausführlichere Beſchreibung ich im zweiten Theil dieſes Werkes folgen laſſen will. Ehe ich jedoch den erſten Theil beſchließe, will ich noch Auszüge aus meinen Tagebüchern mittheilen, welche einigen

Aufſchluß theils über meine Miſſionsthätigkeit in Rabbai Mpia und der Umgebung, theils über die Sitten und Gebräuche der Wanika und Suahili zu geben geeignet ſind.

Neuntes Kapitel.

Auszüge aus meinen Tagebüchern über meine Miſſionsthätigkeit in Rabbai Mpia im Wanikaland, 4 Grad ſüdlich vom Aequator.

1. Januar 1847. Beim Beginn dieſes Jahres finde ich folgende Bemerkungen in meinem Tagebuch:

„Im vergangenen Jahre habe ich viel gelitten, bin oft und ſchwer krank geweſen, habe aber auch viel Freude erlebt durch die Ankunft meines geliebten Mitarbeiters, des Miſſionars Rebmann, und durch die Errichtung einer Miſſionsſtation in Rabbai Mpia, von der ich hoffe und wünſche, daß ſie für Oſtafrika ein Zion werden werde, von welchem das Geſetz des Herrn über dem umnachteten afrikaniſchen Kontinent aufgehen wird. Möge uns der Herr im neuen Jahre eine Anzahl Seelen ſchenken, die Jeſum aufrichtig ſuchen! Möge vor Allem meine Gemeinſchaft mit Gott eine recht lebendige und innerliche ſeyn, damit ich nicht, wie jene, an der Arche Noa's für Andere baue und ſelbſt verloren gehe!

Es waren heute viele Wanika hier, beſonders vom Stamme Kiriama. Den Fremden widme ich immer beſondere Aufmerkſamkeit und ſuche ihnen eine möglichſt umfaſſende Erkenntniß des Wortes Gottes beizubringen, weil ſie geeignet ſind, das, was ſie vom Miſſionar hören, in fernen Gegenden bekannt zu machen.

Ein Kiriama-Mann bat um Arznei gegen Unfruchtbarkeit und ſchweren Athem. Wie oft bin ich in Afrika ſchon um die Arznei gegen männliche und weibliche Unfruchtbarkeit angelaufen worden! Von dem König von Schoa an bis zu dem geringſten Sklaven herab iſt das Verlangen nach dieſer Arznei kund gegeben worden. Ich verweigere dieſe Bitte gewöhnlich und ſuche dem

Bittſteller die Worte des Apoſtels 1 Theſſ. 4, 3—6. zu Gemüth zu führen.

2. Januar 1847. Ich hatte heute wenig Beſuche, da jetzt die Zeit iſt, wo die Wanika Tag und Nacht freſſen und ſaufen. Dieſe Zeit währt vom December bis Februar, wo die Feldgeſchäfte wieder beginnen. Es wäre zu wünſchen, daß eine ſtarke Abgabe von jedem Kokosnußbaum erhoben würde, damit die Wanika genöthigt würden, ihre Trunkſucht zu mäßigen, welche alle beſſern Eindrücke ſogleich wieder unterdrückt. Dieſe afrikaniſchen Säufer behaupten nicht recht getrunken zu haben, ſo lange ſie noch aufrecht ſtehen können und ihr volles Bewußtſein beſitzen.

3. Januar. Ich hatte wieder einen Fieberanfall und litt an ſchwerem Athem.

Gegen Fieber bereiten die Suahili-Quackſalber eine Miſchung von Küchenruß, geſtoßenem Pfeffer, Limonen- und Bananenſaft. Das Ganze wird zu einem ſchwarzen Brei zuſammengekocht und in die kleinen Einſchnitte eingerieben, welche die Quackſalber mit einem Raſirmeſſer in die Gelenke des ganzen Körpers, beſonders der Arme und Füße machen. Nach der Einreibung wird ein Gefäß voll Waſſer über den Kranken gegoſſen, oder muß er ſich im Meer baden. Es iſt unzweifelhaft, daß das Baden im Anfang des Fiebers von wohlthätiger Wirkung iſt und dem Fieber einen mildern Verlauf verſchafft. Meine Fieberanfälle kamen gewöhnlich Vormittags mit der Zunahme des Windes. Sie begannen mit Kälte und Froſt und endigten Nachmittags mit großer Hitze und Schweiß, der immer eine große Schwäche zurückläßt.

4. Januar. Es waren heute drei Häuptlinge bei mir, mit denen ich über das Offenbarwerden aller Geheimniſſe des menſchlichen Herzens nach dem Tod ſprach. Nachher kamen ein paar Wanika und Wakamba, von welch letztern Einer fragte, wer denn Chriſtus ſei? Die Wakamba ſind wie Kinder, die Alles ſehen und berühren, aber auch Alles, was ſie ſehen, beſitzen wollen. Sie ſind große Bettler.

9. Januar. Die Häuptlinge von Rabbai Mpia kamen heute und verſprachen, morgen Holz zu bringen zum Bau unſers Magazines und unſerer Küche, allein wir baten ſie, es nicht an

unſerem Sonntag zu bringen. Dem Häuptling Dſchindoa erklärte ich die 10 Gebote, und einem Häuptling von Kidſchembeni die Geſchichte des Sündenfalls.

13. Januar. Wir laſen dieſen Morgen Richter 11, 32 bis 40. Es ſcheint, Jephta tödtete ſeine Tochter nicht, ſondern übergab ſie nur zum Dienſt am Heiligthum, wo ſie keine Ausſicht hatte, eine Mutter in Israel zu werden. Deßhalb begehrte ſie ihre Jungfrauſchaft zu beweinen. Auch beſuchten ſie die Töchter Israels viermal des Jahres, folglich muß ſie noch lebend geweſen ſeyn. Wahrſcheinlich hat man hier die erſten Keime des Nonnenweſens zu ſuchen.

Die Häuptlinge unſers Dorfes brachten abermals kein Holz, trotz ihren wiederholten Verſprechungen. Es iſt erſtaunlich, wie lügenhaft dieſe Leute ſind. Aber ihre Saufereien, die Tag und Nacht Statt finden, laſſen ſie zu keinem nüchternen Gedanken kommen. Ich ging ſelbſt in den Wald und fällte einen Tragpfeiler für unſer Magazin. Das Hauen und Heimtragen des Holzes ermüdete mich ſehr, ließ aber auch das Fieber nicht zum Ausbruch kommen. Ueberhaupt habe ich gefunden, daß große Anſtrengung ein gutes Fiebermittel iſt.

15. Januar. Letzte Nacht offenbarte ſich das Heidenthum wieder recht in ſeiner finſtern und unſittlichen Geſtalt. Die Frauen von Nabbai Mpia und der Umgegend verſammelten ſich gegen Abend im Dorfe und zogen in Proceſſion durch die Straßen. Sie ſangen, tanzten und ſpielten den weiblichen Muanſa die ganze Nacht hindurch, ſo daß des Lärmens erſt bei Sonnenaufgang ein Ende wurde. Die Weiber erſchienen vor jedem Hauſe und forderten ein Geſchenk. Als ſie vor unſere Thüre kamen, erklärte ich ihnen, daß wir nicht geneigt ſeien, ihnen etwas für ihr unſittliches Treiben zu geben, vielmehr müßten wir ſie im Licht des Wortes Gottes beſtrafen und ſie ermahnen, wegen ihren finſtern Greueln Buße zu thun, um dem Zorn Gottes zu entrinnen. Wäre ihr Thun etwas Gutes, ſo würden wir ihnen gerne etwas geben, aber finſtere Werke zu belohnen, ſei gegen unſer Gewiſſen und gegen die Abſicht unſers Wohnens unter ihnen. Sie wüßten ja wohl, daß wir ihnen jedesmal eine

Belohnung geben, wenn ſie das Dorf reinigen von dem dürren Graſe, das eine Feuersbrunſt verurſachen könnte.

Zwar dürfen angeblich keine Männer dieſen weiblichen Feſtlichkeiten beiwohnen, aber es iſt bekannt, welche Unſittlichkeiten und Fleiſchesgreuel bei denſelben in dem nahen Walde verübt werden. Jedes Alter und Geſchlecht hat unter den Wanika zu gewiſſen Zeiten gewiſſe Feſtlichkeiten, die mit Freſſen und Saufen u. ſ. w. anfangen und enden. Zuerſt haben die Häuptlinge ihre Feſte, dann die jungen Männer, dann die Knaben, und ebenſo iſt es beim weiblichen Geſchlecht von den Alten bis zu den Jungen herab. Es ſcheint, dieſe Feſtlichkeiten verbinden die Leute unter einander. Es darf bei Strafe einer Ziege oder einer Kuh Keiner fehlen bei dieſen feſtlichen Verbindungen, welche große Bollwerke gegen das Miſſionswerk ſind.

17. Januar. Ein Mnika beſuchte mich dieſen Morgen und ſagte nach der Begrüßung: „Jetzt habe ich ein gutes Werk gethan, denn ich habe gerade einigen Palmwein auf das Grab meines Vaters ausgegoſſen.“ Ich erwiederte: Du haſt vielmehr eine Uebelthat gethan, denn da dein todter Vater den Palmwein nicht trinken kann, ſo haſt du die Gabe Gottes unnütz verſchwendet. Der Mnika wußte nichts zu ſagen, als: es ſei eben ihre Sitte, Welſchkorn und Palmwein auf das Grab der Verſtorbenen zu legen, ſobald das Korn eine gewiſſe Höhe des Wachsthums erreicht habe. Dieſe Gabe müſſe den Verſtorbenen auf ihren Gräbern geſpendet werden, weil ſie in der Luft, oder im und am Grabe ſich befinden und zornig werden und daher den Regen verhindern, oder Krankheit ins Land bringen würden, wenn ſie nicht von Zeit zu Zeit durch dieſe Gabe in guter Laune erhalten würden.

Ich ſuchte dem Mnika zu zeigen, daß der abgeſchiedene Geiſt eines Menſchen keine irdiſche Speiſe brauche noch verlange, und daß der lebende Menſch beſſer thue, die Verſtorbenen ihrem Gott und Schöpfer zu überlaſſen, dagegen für ſich ſelbſt in allem Ernſte zu ſorgen und zu fragen, was muß ich thun, daß ich ſelig werde? Wer an Jeſum Chriſtum, den Sohn Gottes glaube, der bekomme jetzt ſchon ewiges Leben, und dürfe nach dem Tod nicht im Un-

gewiſſen herumſchweben, ſondern er werde bei Chriſto ſeyn allezeit im Frieden und in der Herrlichkeit, und auch ſein Leib werde wieder auferſtehen und mit der glaubigen Seele vereinigt werden.

Als ich von Sünden und Uebertretungen ſprach, ſagte der Mnika, wir ſind gute Leute, wer hat uns bei dir verläumdet? Ich las ihm Römer 1. und zeigte ihm, daß die meiſten dort genannten Sünden auch bei den Wanika vorkommen, was er nicht leugnen konnte. Das große Elend der Heiden iſt, daß ſie das Geſetz Gottes und daher die Heiligkeit Gottes nicht kennen. Böſe iſt bei ihnen nur das, was zeitlich oder körperlich wehe thut, kurz, das äußere Uebel. Man muß daher die Heiden mit den Geboten Gottes bekannt machen, damit ſie ſich als Sünder und Uebertreter kennen und fühlen lernen.

Beim Abſchied wollte der Mnika mir ein paar Kokosnüſſe geben, wofür ich ihm ein Beil ſchenken ſollte. Ich ſagte: Entweder mußt du mir für meine Gabe ein Aequivalent geben, oder dieſelbe umſonſt und als bloßes Geſchenk annehmen, ich laſſe mir nichts abkaufen um etwas, das nur den vierten Theil des Werthes hat, viel lieber ſchenke ich etwas ganz umſonſt hin; aber wenn du etwas geſchenkt haben willſt, ſo mußt du auch darum bitten, und als Bettler erſcheinen, der von der Güte eines Andern leben will. Wenn mir Jemand nur den vierten Theil des Werthes einer Sache bringt, ſo halte ich ihn für einen liſtigen Dieb, der ſich zwar äußerlich das Anſehen gibt, als ob er die Sache nicht umſonſt haben will, der aber doch auch kein Aequivalent bringen, und ſo auf liſtige und unrechtmäßige Weiſe fremdes Eigenthum an ſich ziehen und ſo ſich der Pflicht der Dankbarkeit überheben will.

In dieſem Bilde erſcheint mir jeder natürliche Menſch, der dem heiligen Gott auch einige ſogenannte gute Werke präſentiren will, um derer willen Er ihm den Himmel und deſſen Seligkeit verleihen ſoll. Aber der gerechte Gott läßt ſich nicht beſtechen, noch etwas abkaufen; der Menſch muß als Bettler erſcheinen, ſich vor ihm demüthigen, ſeine Armuth und Elend erkennen und fühlen und Alles als Gnade annehmen, was ihm Gott in ſeinem Wort verheißen hat. Wer noch von ſich aus etwas bringen will, oder

Anſpruch auf eigenes Verdienſt oder eigene Kraft macht, der iſt noch kein armer Sünder, dem allein die Verheißung auf göttliche Hülfe gilt.

Die Behauptung derer, welche ſagen, man könne den Afrikanern die erhabenen Lehren des Chriſtenthums nicht deutlich machen, iſt vollkommen grundlos. Im Gegentheil, man kann ihnen vieles deutlicher machen, als den Europäern, weil ihre Sitten und Gebräuche von der Art ſind, daß die chriſtliche Lehre dadurch beſſer veranſchaulicht werden kann. Wie leicht iſt es z. B., die Verſöhnungs- und Erlöſungslehre den Afrikanern nahe zu bringen und ihnen deutlich zu machen, wenn man bedenkt, daß ſie gerade deßwegen ihre Opfer bringen, um die erzürnten Mulungu, d. h. die Verſtorbenen zu verſöhnen; daß ein in Gefangenſchaft ſich befindender Mnika nicht losgelaſſen wird, bis er das genügende Löſegeld bezahlt hat.

21. Januar. Als ich dieſen Nachmittag ins Gebüſch ging, um zu beten, ſah ich eine ſchöne grüne Schlange über die Aeſte des Baumes, unter dem ich war, kriechen. Dieſe Schlangenart hält ſich gerne auf den Bäumen auf, beſonders auf den Kokosnußbäumen, wo ſie Palmwein trinken ſoll; auch iſt ſie gerne auf den Strohdächern, wo ſie den vielen Ratten auflauert, welche ſich in dem Stroh aufhalten.

Ein Mkamba berichtete mich über ein Land Namens Kikuju, im Südweſten von Ukambani, wo es ſo große Elephantenzähne geben ſoll, daß die Träger derſelben genöthigt ſind, die Zähne zu zerſägen, um ſie an die Küſte tragen zu können. Alle Laſten werden auf der Schulter von Menſchen getragen, da die Eingeborenen keine Laſtthiere haben, welche ohnehin in den dicken Wäldern ihre Laſten nicht wohl fortbringen könnten.

23. Januar. Mein Fieber brach wieder aus unter den folgenden Symptomen: trockene Hitze, kein Schweiß, Kopfweh, unruhige Bewegung, Schwere der Füße, großer Durſt, kein Appetit, Sinken der Kräfte, Umherwälzen im Bette. Ich nahm ein Purgativ ſtatt eines heroiſchen Brechmittels, das ich genommen haben ſollte. Man muß in ſolchen Fällen nicht zögern und auch nicht zu gelinde verfahren. Mein Gemüth war ſehr gereizt

und ich ſah viel Heidenthum im eigenen Herzen, während ich die Heiden bekehren wollte.

26. Januar. Die große Hitze wich heute einem erquickenden Regen. Die Veränderung der Atmoſphäre hatte großen Einfluß auf meine Krankheit. Ich bekam etwas Schweiß und fühlte mich erleichtert. Ich dachte heute viel an die Wakamba, welche neulich bei uns geweſen ſind. Sie werden die Nachricht von den weißen Leuten im Innern verbreiten, und ſolche Berichte ſind von großer Wichtigkeit für Miſſionarien, welche ſpäter die Binnenländer beſuchen werden. Jedes Volk hat gewiſſe Sagen und Hoffnungen in Beziehung auf die Zukunft. Dieſe Sagen werden genährt durch die Ankunft von außerordentlichen Leuten, oder durch beſondere Ereigniſſe. So hatten z. B. die Abeſſinier eine Sage von einem großen Manne Namens Theodords, und ſie glaubten, daß dieſer Mann bald kommen werde, weil ſo viele weiße Leute nach Abeſſinien kamen. Auch die Suahilis wollen eine Weiſſagung haben, daß die Europäer kommen und ihr Land in Beſitz nehmen werden. Da die Miſſionarien ſich bei Mombas niedergelaſſen haben, ſo glauben Viele, die Zeit der Erfüllung jener Weiſſagung ſei jetzt gekommen. Deßwegen betrugen ſich auch Viele ſehr freundlich gegen die Miſſionarien, weil ſie gerne unter europäiſcher Herrſchaft ſtehen möchten.

29. Januar. Ich fühle mich täglich beſſer; aber ſchmerzhafte Geſchwüre entſtehen an verſchiedenen Theilen des Körpers, vorzüglich im Geſicht und an den Füßen. Durch dieſe Geſchwüre ſoll wohl der innere Krankheitsſtoff nach außen geleitet werden.

Gedanken über 1 Sam. 4.:

1) Die Israeliten fragten den Herrn nicht, als ſie gegen die Philiſter in Krieg zogen, obwohl ein Prophet (Samuel) unter ihnen war. Dieß zeigt ihr Selbſtvertrauen, das aber zu Schanden werden mußte.
2) Sehen wir das abergläubiſche Vertrauen auf die Bundeslade. Auch die äußere Form des Gottesdienſtes und der Gottſeligkeit hilft nichts ohne Reinigung des Herzens durch den Glauben.
3) Der Unglaube iſt die Urſache, wenn eine Seele ihre Herr-

lichkeit verliert. Darum warnt der Apoſtel vor dem Abtreten von dem lebendigen Gott.

4) Die Herrlichkeit eines chriſtlichen Volks kann nur dadurch hergeſtellt werden, daß daſſelbe in Buße und Glauben zu ſeinem Bundes-Gott zurückkehrt, daß rechte Beter und lebendige Prediger unter demſelben auftreten und daß Propheten-Schulen, kurz, innere Miſſionen entſtehen, wodurch die Reformation eines Volkes angebahnt, fortgeführt und vollendet wird.

2. Februar. Als wir heute eine Ziege ſchlachteten, bat ein Mnika um das Blut des Thieres, das wir ihm aber verweigerten, weil er es zu abergläubiſchen Zwecken verlangte. Dieſer Mann gab uns auch den Rath, morgen unſere Hausthüre zu ſchließen, weil der Muanſa brummen werde. Auch die Häuptlinge und einige andere Wanika ſtellten dieſelbe Forderung an uns. Ich gab ihnen einen Verweis wegen ihres Aberglaubens und ihres Betrugs, wodurch ſie die Leute glauben machen, der Muanſa ſei ein im Walde ſchreiendes Thier, da er doch nur ein ausgehöhlter Baumſtamm ſei, in welchem durch Reiben ein fürchterliches Brummen verurſacht werde. Wenn ihre Handlungsweiſe wahrhaft gut ſei, warum ſie ſie denn vor den Leuten zu verbergen ſuchen, denn Niemand außer den Aelteſten dürfe das brummende Inſtrument ſehen bei ſchwerer Strafe. Sie ſuchen durch Aberglauben und Betrug ſich vor dem Volk wichtig zu machen und über daſſelbe zu herrſchen, da ſie ſonſt keine Gewalt über daſſelbe hätten. Zu ſolchen ſündlichen Handlungen könne ich nicht ſchweigen, und ich werde meine Hausthüre offen laſſen, um öffentlich zu erkennen zu geben, daß ich mich vor ihrem Aberglauben und den böſen Geiſtern nicht fürchte.

4. Februar. Nachdem die Weiber von Rabbai Mpia die Wege des Dorfs von Gras u. ſ. w. gereinigt hatten, erſchienen die Aelteſten Nachmittags mit ſonderbaren Inſtrumenten, welche einen Ton gaben, der dem Geräuſch einer hin- und hergeworfenen Weberſpule ſehr ähnlich war. Wir ließen unſere Hausthüren offen. Als die Proceſſion der Aelteſten unſerer Hütte nahe kam, näherte ſich plötzlich Einer derſelben und ſchloß die Thüre

zu; ich aber öffnete ſie ſogleich wieder und legte Proteſt ein gegen ihre Werke der Finſterniß. Die Aelteſten begaben ſich dann nach dem Moroni oder Rathhaus, wo der Muanſa wa Kurri bereits zu ſpielen oder vielmehr zu brummen angefangen hatte. Mit Anbruch der Nacht wurde das Schreien, Tanzen, Singen, Jauchzen der Aelteſten und das Brummen des Muanſa furchtbar. Dieſer wilde Lärm dauerte die ganze Nacht hindurch, ſo daß ich oft vom Schlafe aufgeweckt wurde, wenn die blinden und eifrigen Diener des Muanſa an meinem Hauſe vorüberzogen. Natürlich ſtärkten ſie ſich von Zeit zu Zeit mit einem tüchtigen Zug Palmwein, der die ſinkenden Kräfte der raſenden Wanika wieder anfachte. Wer es nicht glauben kann, daß die Heiden unter dem beſondern Einfluß böſer Geiſter ſtehen, der könnte ſich bei ſolchen Gelegenheiten von der Wahrheit deſſen überzeugen, was Paulus Epheſ. 6, 12. bezeugt. Solche Feſtlichkeiten ſind die Abendmahle der Heiden, wo ſie ſich aufs Neue mit dem finſtern Reich verbinden, und wo ſie, ſozuſagen, ſakramentlich von der böſen Geiſterwelt beſtärkt werden. Daher es nach ſolchen heidniſchen Feſtlichkeiten auch für den Miſſionar immer wieder ſchwerer wird, den ſataniſirten Gemüthern beizukommen. Das Heidenthum ſteht ebenſo real unter dem unheiligen Einfluß der böſen Geiſter, wie das wahre Chriſtenthum ſeine Kraft und Nahrung vom heiligen Geiſte hat.

Auf meine Frage, was denn der Muanſa eigentlich ſei und zu bedeuten habe, antwortete ein Mnika, er könne es nicht ſagen, denn Niemand außer den Aelteſten dürfe das Inſtrument ſehen. Wenn Kinder und Weiber ihn ſehen würden, ſo würden ſie ſogleich todt niederfallen, oder würden die Weiber nicht mehr gebären können. Sobald daher die Unberufenen das Brummen des Muanſa (der immer im Walde zuerſt geſpielt wird, wo man ihn in einer beſonders dazu erbauten Hütte aufbewahrt) nur von Ferne hören, ſo müſſen ſie ſich im Walde oder in den Häuſern verbergen, und wer dieß unterlaſſen würde, hat die Strafe von einer Kuh oder ein paar Ochſen zu zahlen. Es iſt offenbar, daß die Aelteſten den Muanſa gebrauchen, um das Volk in Schrekken und Unterthänigkeit zu erhalten. So oft ſie ein neues Ge-

ſetz erlaſſen wollen, laſſen ſie den Muanſa ſpielen. Ueberhaupt bildet der Muanſa den Mittelpunkt ihres bürgerlichen und religiöſen Lebens. Wenn die Wanika opfern und um Regen beten, oder wenn ſie ein mißgeſtaltetes Kind im Wald erdroſſeln wollen, oder wenn ſie neue Geſetze einführen, ſo wird immer der Muanſa in Bewegung geſetzt. Aber nur Einzelne ſind in das Geheimniß des Muanſa eingeweiht, und die Einweihung geſchieht durch eine reiche Gabe von Reis, Palmwein, Fleiſch u. ſ. w. von Seiten deſſen, der eingeweiht werden will. Der Muanſa ſelbſt wird von irgend einem Mnika, der die Ausgabe machen will, für die Summe von 3 bis 4 Thalern gekauft, oder läßt er ihn durch einen Zimmermann anfertigen für dieſe Summe. Der Beſitzer des Muanſa hat dann den Vortheil, daß er bei allen Saufereien ſeinen Antheil bekommt, und überhaupt, daß er Anſehen und Einfluß unter ſeinen republikaniſchen Landsleuten erhält, unter denen nur der etwas gilt, der ſich durch Reichthum, Freigebigkeit, durch die Macht der Beredtſamkeit und durch irgend eine That der Selbſtaufopferung auszeichnet. Der Muanſa ſoll von den ſüdlichen Wanika, den ſogenannten Wadigo eingeführt worden ſeyn. Die Wakamba, Wateita, Wadſchagga und andere Stämme kennen den Muanſa und ſeine Feierlichkeiten nicht.

8. Februar. Heute kam unſer Freund Abdalla mit einer Suahili-Dame aus Mombas, welche während der großen Theuerung im Jahr 1836 einer Mnika-Frau und ihrer Töchter 20 Meßchen Welſchkorn gegeben und in Folge dieſer Gabe die Mnika-Mutter und ihr Kind als Sklaven betrachtet hatte. Da Mutter und Tochter von Mombas nach dem Wanikaland entflohen waren, ſo verlangte die Dame von den Häuptlingen 24 Thaler (den Werth von vier Kühen) unter dem Vorwand, daß die 20 Meßchen Korn in der Zwiſchenzeit dieſe Summe erzeugt haben würden. Die Häuptlinge gaben die Forderung zu, vermochten aber nicht, die betreffende Perſon zu zwingen, dieſe Summe zu bezahlen. Es iſt ſchrecklich, wie hart die Muhamedaner an der Küſte gegen die Wanika während der Hungersnoth verfahren. Uebrigens mußte gerade jene Hungersnoth dazu dienen, den Wohlſtand der Wanika zu vernichten und ſie bereitwillig zu

machen, die Boten des Friedens aufzunehmen, von denen ſie zuerſt nur Verbeſſerung ihrer äußern Lage erwarteten. Es geſchieht ſehr oft, daß die Miſſionarien erſt dann Aufnahme unter einem Volk finden, wenn dieſes an dem Rand des zeitlichen Verderbens angelangt iſt. Während Abdalla in Rabbai Mpia anweſend war, trieb er Handel mit Salz, das er gegen Korn eintauſchte. Dieſes Geſchäft ging ſo gut, daß er beſchloß, eine Hütte in dem Dorfe zu errichten, und ſeinen Handel durch einen Sklaven zu betreiben. Er kam Morgens zu mir und ſagte, er habe einen Traum gehabt, in welchem ihm der weiße Mann befohlen habe, eine Hütte zu bauen. Da ich die Betrügereien kannte, welche die Eingeborenen durch das Vorgeben von Träumen begehen, ſo ließ ich mich nicht in die Sache ein, da ich wohl wußte, daß Abdalla den geheimen Wunſch hatte, ich ſolle die Hütte auf meine Koſten bauen laſſen und ſie dann ihm zum Geſchenk machen. Es konnte mir aber nicht im Traume einfallen, dem Muhamedanismus auf dieſe Weiſe in Rabbai Mpia Vorſchub zu leiſten, vielmehr mußte ich wünſchen, daß die Muhamedaner von dem Dorfe entfernt bleiben möchten.

20. Februar. Heute feierten die Wafulana, d. h. die jungen Leute ihr Engori, oder Siku ya engori, oder Ya ku iwa, d. h. den Tag, an welchem die Wanika-Jünglinge ihre Brüſte mit Meſſern ritzen und etwas Blut fließen laſſen, um, wie ſie ſagen, friſches Blut an der Stelle des alten zu erhalten. Dieſe Ceremonie ſoll, wie ſie meinen, ſtark und tapfer machen. Auch ſoll ſie dazu dienen, daß die jungen Leute nichts Böſes thun, z. B. einander auf den Pflanzungen keine Früchte ſtehlen u. ſ. w. Es wurde den ganzen Tag getrommelt, die Schwerter geſchwungen, getanzt, gejubelt, im Dorf herumgezogen und Palmwein im Ueberfluß verſchluckt.

Ich ſuchte dem Häuptling und einigen Wanika, die bei mir waren, zu zeigen, daß alle dieſe ſinnlichen und ſündlichen Vergnügungen und Beſtrebungen aus einem geheimen und unerkannten Verlangen der menſchlichen Seele nach Ruhe und Frieden entſtehen, welches Verlangen nur durch die Aufnahme des Evangeliums Jeſu Chriſti geſtillt werden könne. Jeſus Chriſtus gebe

dem, der ihn erkennt und an ihn glaubt, ein neues Herz, einen neuen Geiſt, ein Leben aus Gott; wo nun Gottesleben iſt, da iſt Ruhe und Frieden, da iſt auch Kraft, das Fleiſch, die Welt, die Sünde und den Teufel zu überwinden, da wird der Menſch aus einem Fleiſches-Menſchen ein Geiſtes-Menſch und bringt Früchte des Geiſtes. Als Fleiſches-Menſchen leben die Wanika jetzt ganz nach dem Fleiſch; wenn ſie ſich aber bekehren und durch das Evangelium Geiſt bekommen, ſo werden ſie Vergnügungen höherer, göttlicher und ewiger Art erlangen, und werden ſich dann ihres Vergnügens im Fleiſch ſchämen. Ich habe immer gefunden, daß es einigen Eindruck auf die Heiden macht, wenn man ihnen ein höheres und reales Vergnügen vorhält, das Chriſtus uns in dieſer und jener Welt geben will durch die Umkehr des Herzens zu dem lebendigen Gott. Und in der That kann der Menſch ja das Niedere und Vergängliche nicht laſſen, ehe er etwas Höheres und Unvergängliches aus Gott erblickt und geſchmeckt hat. Als die Jünger Worte des ewigen Lebens bei Jeſu genoſſen hatten, ſo konnten ſie ſagen: Wo ſollen wir hingehen? Du haſt Worte und Weſen des ewigen Lebens. Ewiges Leben, oder Gott hat der Menſch durch den Fall verloren. Findet er dieſes wieder, ſo gibt er gerne das Fleiſch, das Vergängliche hin und hungert und dürſtet nach Gott mit dem Verlangen ſeines Geiſtes.

2. März. Wie ſehr ein Miſſionar unter den Wanika die Liebe braucht, die nicht das Ihre ſucht, und ſich nicht erbittern läßt (1 Cor. 13, 5.), davon habe ich heute eine überzeugende Erfahrung gemacht. Ich hatte mit einigen Wanika den Vertrag geſchloſſen, daß ſie uns von der Bucht von Rabbai Bauholz bringen ſollten. Die Kinder ſollten für die Laſt 20 Stängelchen Glasperlen, die Männer und Weiber aber 30 Stängelchen erhalten. Ein Knabe Namens Dſchirindo verlangte trotz des Vertrages 30 Stängelchen mit ſolchem Ungeſtüm, daß er mich zur Ungeduld und zu innerem Unwillen aufs äußerſte reizte. Als ich auf dem Vertrag zu beharren fortfuhr, warf er mir die Glasperlen zu den Füßen und wollte im Zorn und mit Schimpfreden davon laufen. Da ich die üblen Folgen dieſer Verhandlung wahrnahm, hob ich die Glasperlen auf, gab ihm mehr als 30 und ſo wurde

der Friede erhalten. Unſere Freunde in der Heimath wiſſen gar nicht, wie viel ein Miſſionar ſich unter dieſem krummen und habſüchtigen Geſchlecht gefallen laſſen muß. Er könnte wohl oft ſeinen eigenen Willen durchſetzen, aber er würde nur der Hauptſache ſchaden. Die Heiden wollen erſt die uneigennützige und ſelbſtverläugnende Liebe des Miſſionars ſehen, ſie wollen überhaupt erſt ſein Leben anſchauen, ehe ſie ſein Wort für wahr und heilſam annehmen und anerkennen.

5. März. Wir erhielten Briefe aus Europa, Indien und Sanſibar durch die Ankunft des Liverpooler Schiffes Ann unter Kapitän Parker, der mich einlud, ihn der Küſte entlang zu begleiten, was ich aber ablehnte. Dagegen entſchloß ich mich mit meinem Freund Rebmann eine Seereiſe nach Sanſibar zu machen um unſerer Geſundheit willen, die immer noch vom Fieber geſchwächt war. Es war gerade ein arabiſches Schiff im Hafen von Mombas, welches von Dſchidda im rothen Meer gekommen war, und welches Glasperlen, Flaſchen, farbige Kleider, Zwiebeln, Durra u. ſ. w. nach Sanſibar führen wollte. Wir reisten am 7. März von Mombas ab, ankerten Abends an der Inſel Waſſin und erreichten Sanſibar am 9ten beim beſten Wind. Auf unſerem Schiff war ein Matroſe, der in der Armee des Paſcha von Egypten geweſen war und der viele Thaten des Paſcha erzählte. Ein anderer Matroſe hatte eine Reiſe nach dem großen Binnenland Uniameſi gemacht und hatte den großen Binnenſee geſehen. Wenn man, ſagte er, die Meeresküſte, Sanſibar gegenüber, verlaſſen hat, ſo kommt man nach 3 Tagen zu einem Stamm, der Waſchinſi heißt, wo der Reiſende Gefahren ausgeſetzt iſt und daher an eine ſtarke Karawane ſich anſchließen muß. Nach 5 weitern Tagreiſen kommt man abermals zu einem Stamm, der jeden Fremden tödtet, der ſich von der Karawane entfernt. Der Mörder eines ſolchen Fremden wird der Häuptling des Stammes, vorausgeſetzt, daß er den Mord durch Vorzeigen einer Trophäe (welche in der Entmannung des Feindes beſteht) beweiſen kann. Hierauf iſt keine Gefahr mehr auf dem Weg. Das Land wird hügelig und holzreich, daher keine Kameele gehen können, ſondern höchſtens nur Eſel, welche übrigens die ganze Reiſe nicht aus-

halten. Ein großer Fluß, den man nicht paſſiren kann, fließt nach Weſten, wendet ſich aber dann nördlich, ehe man nach Uniameſi kommt. Die Reiſenden gehen lang den holzreichen Ufern des Fluſſes entlang und müſſen der Krümmungen wegen manche Umwege machen. 15 Tage lang trifft man nur hie und da faſt nackte Leute, welche den Reiſenden kein Leid zufügen, und ihnen Speiſe geben für Glasperlen, welche dort einen hohen Werth haben. Wenn die Karawane in Uniameſi ankommt, ſo muß ſie dem König zuerſt ein Geſchenk geben, ehe ſie Erlaubniß zum Elfenbeinhandel erhält. Bei der Rückkehr nach der Küſte wählt die Karawane einen andern Weg. Die ganze Reiſe dauert 5 bis 6 Monate, d. h. die Hin- und Herreiſe von und nach der Meeresküſte.

Unſer arabiſcher Kapitän erzählte uns, daß die Araber ſehr unzufrieden ſeien mit dem Sultan von Sanſibar, weil er die Sklavenausfuhr nach Arabien verboten hatte. Er meinte, die Araber könnten jetzt keine Handelsartikel mehr von Arabien bringen, weil ſie keine Sklaven zurücknehmen dürften. Allerdings werden die Suahili einen großen Vortheil über die Araber erhalten, weil die Suahili bis Barawa im Norden und bis Kiloa im Süden den Sklavenhandel noch treiben dürfen. Zwar können ſie ihre Sklaven an die Oſtafrikaner nicht ſo theuer verkaufen, wie ſie ſie an die Araber verkauft haben, aber ſie werden deſto mehr Sklaven auf den Markt bringen, und ſo wird die Sklaverei eher zu- als abnehmen in Oſtafrika, nur daß ſie auf die oſtafrikaniſchen Stämme beſchränkt bleibt, obgleich auch noch viele Sklaven nach Arabien eingeſchmuggelt werden. Hier kann man abermals ſehen, wie mit dem Sklavenhandel nichts anzufangen iſt, ſo lange man ihm nicht alle Köpfe abhaut. Er weiß ſich zu drehen wie eine Schlange und den klügſten Diplomaten Englands auszuweichen. Die Engländer glaubten dem Sklavenhandel den Todesſtoß verſetzt zu haben durch den Vertrag, den ſie mit dem Sultan von Sanſibar zur Abſchaffung des Sklavenhandels nach Arabien geſchloſſen hatten; aber ſiehe! ſie haben damit dieſen Handel in Oſtafrika ſelbſt nur belebt und vermehrt, ohne es zu denken oder zu ahnen. Der Hauptfehler liegt darin, daß England bei Schließung

ſolcher Verträge Diplomaten gebraucht, welche entweder kein inneres Intereſſe in der Abſchaffung der Sklaverei haben, oder welche keine umfaſſende Kenntniß der Verhältniſſe beſitzen. Sie laſſen ſich von den liſtigen Suahili und Arabern täuſchen. Wollten Miſſionarien, welche die Verhältniſſe aus perſönlicher Anſchauung kennen, einem ſolchen Diplomaten Vorſchläge oder Mittheilungen machen, oder auch nur ihre Erfahrungen in Europa veröffentlichen, ſo würde der Vorwurf ihnen entgegen donnern: „ihr miſchet euch in die Politik, man muß euch aus dem Lande jagen.“ Ueberhaupt kommt der Miſſionar oft zwiſchen zwei Feuer in der Heimath und in der Heidenwelt. In Europa wird er getadelt und der Gleichgiltigkeit gegen die Wiſſenſchaft angeklagt, wenn er über die Verhältniſſe, unter denen er lebt und die er kennen gelernt hat, keine Mittheilungen macht, während ihm draußen die europäiſchen Konſule und politiſchen Agenten, auch wohl Kaufleute die ſich im Beſitze von Monopolen befinden, mit Landesverweiſung drohen, wenn er über die Länder, die er kennen gelernt hat, nicht Stillſchweigen beobachte.

11. März. Wir machten heute dem Sultan von Sanſibar unſere Aufwartung; der, wie gewöhnlich, ſehr freundlich war. Er ſagte, die Wanika ſeien ſchlechte Leute und wir ſollten daher lieber in Mombas als im Wanika-Lande wohnen. Ich bemerkte, die Bewohner der Südſee ſeien noch ſchlimmer als die Wanika geweſen, die doch keine Menſchenfreſſer ſeien wie jene. Europäiſche Lehrer ſeien zu dieſen Kannibalen gekommen, haben ſie das Wort Gottes gelehrt und ſie ſeien ganz andere Menſchen geworden. Der Sultan erwiederte, wenn es ſo ſich verhält, ſo iſt Alles recht und ihr möget immerhin unter den Wanika wohnen und thun, was ihr wollt.

13. März. Wir hatten im Sinne, eine Seereiſe nach Kiloa zu machen, und der Hafenmeiſter Dſcheram (ein reicher Baniane aus Bombay) war ſo gut, uns ein Boot zu beſorgen; allein die gänzliche Windſtille, die immer bei der Veränderung des Monſuns eintritt, nöthigte uns, nach Sanſibar zurückzukehren.

15. März. Da uns Kapitän Pain aus Liverpool eine Paſſage auf ſeinem Schiffe nach Mombas anbot, ſo benützten wir

dieſe Gelegenheit, um auf unſere Station in Rabbai Mpia zurückzukehren. Unterwegs begegnete uns Herr P. mit dem Schiff Ann, welcher den Kapitän Pain zur Rückkehr nach Sanſibar veranlaßte. Herr P. war nämlich der Agent einer Handelsgeſellſchaft in Liverpool, welche mit einem Kapital von 70,000 Pfund Sterling in Oſtafrika Handel treiben wollte, aber bald von ihrem Vorhaben mit Verluſt abſtehen mußte, da es ſich nicht rentirte.

18. März. Nachdem Herr P. ſeine Geſchäfte in Sanſibar vollendet hatte, kam er zu uns an Bord des Schiffes „Prince of Wales," das unter dem Befehl des Kapitäns Pain ſtand, der nach Mombas ſegeln wollte. Unterwegs hatten wir vielfache Gelegenheit, mit dem Agenten Herrn P. ins Geſpräch zu kommen. Da er ſich für einen Freimaurer ausgab, ſo nahm ich Anlaß, mit ihm über die Freimaurerei zu reden und namentlich das zu tadeln, daß ſie ihre Verhandlungen ſo geheim halte und daß ſie in ſehr wichtigen Punkten der Bibel und dem Chriſtenthum entſchieden widerſpreche. Wie es möglich ſei, daß ein Chriſt einem Menſchen ſo unbedingten Gehorſam ſchwören könne, wie die Freimaurer ihn bei der Aufnahme ſchwören müßten, und wie da noch von wahrem Chriſtenthum die Rede ſeyn könne, wo man allen Unterſchied der Religionen aufhebe, und Türken, Araber, Hindus, Parſis u. ſ. w. in den Orden aufnehme. Von Erkenntniß der Sünde und ſomit auch von der Erkenntniß und Nothwendigkeit eines Heilands und Erlöſers ſei in der Maurerei keine Rede. Ich hätte in Sanſibar ein Buch über die Freimaurerei geleſen, das ein Nordamerikaner (der ſelbſt Meiſter Maurer geweſen war), nach ſeiner Bekehrung geſchrieben habe, der aber ermordet worden ſei, weil er die Geheimniſſe des Ordens veröffentlicht habe. Wenn dieſe Geheimniſſe die Oeffentlichkeit ertragen könnten, ſo würde jener edle Mann, der aus Erfahrung die Gefahren und den Schaden der Maurerei erkannte und daher vor ihr warnte, von ſeinen Genoſſen nicht umgebracht worden ſeyn. Es laufe überhaupt bei der Maurerei meiſtens auf gut Eſſen und Trinken, auf geſellſchaftliche Unterhaltung und etwa auf Unterſtützung in der Noth, und allgemeine Moralität und Wohlthätigkeit hinaus; aber von einer innern Sittlichkeit, die nach dem Evangelium auf der

Wiedergeburt oder Veränderung des Herzens beruht, sei keine Rede. Die Freimaurerei wolle die alte, unwiedergeborne Natur des Menschen fromm machen, sie wolle gute Früchte von dem Naturbaum des alten Menschen zeugen, kurz sie strebe nur nach einer Tugend, wie sie der Mensch in eigener Kraft, ohne das Evangelium, hervorbringen könne, eine Tugend, die wohl vor Menschen etwas gelten könne, aber ins Reich Gottes nicht hinein tauge und so gewiß in der Stunde des Todes zu Schande werde, als gewiß der Heiland gesagt habe, daß man ohne Wiedergeburt nicht ins Reich Gottes kommen könne. Herr P. gab Letzteres zu, meinte aber, der Mensch brauche nicht zu beten, da ja Gott alles wisse, was er brauche. Und gerade Herr P. hätte das Gebet am nöthigsten gehabt, denn er war ein sehr leidenschaftlicher Mann, der immer Schimpfwörter gegen Jedermann in Menge im Munde führte. Er war dabei zugleich so furchtsam und Menschenscheu, daß er stets geladene Pistolen bei sich trug, weil er beständig fürchtete, von Jemand ermordet zu werden. Auch war er ein großer Trinker und Bauchredner, der manchmal seine Kunst auf dem Schiff entfaltete. Uebrigens war er wieder zu Zeiten äußerst freigebig und gefällig. Er starb später in England.

19. März. Ankunft in Mombas. Herr P. wünschte, daß ich ihn zu den Wanika in Duruma begleiten möchte, wo er im Sinn hatte, die Antimonium-Minen, die dort sich finden, von den Häuptlingen zu kaufen und Einleitung zur Bearbeitung der Gruben zu treffen. Da ich voraussah, daß die Sache dem Sultan von Sansibar mißfallen würde, daß die Wanika-Häuptlinge auf den Gedanken kommen könnten, die Missionarien wollten ihr Land an die Europäer verkaufen, daß die Leidenschaftlichkeit des Engländers und das Pulver und Blei, das er an die Suahilis verkaufen wollte, nichts Gutes wirken werde, so weigerte ich mich, Herrn P. zu begleiten.

23. März. Herr P. besuchte die Duruma-Häuptlinge, fand sie aber so besoffen, daß er nichts mit ihnen verhandeln konnte. Er wurde durch ihr Betragen und ihr wildes Aussehen so erschreckt, daß er ihnen die mitgebrachten Geschenke ohne weiteres übergab und sich sogleich entfernte. Er meinte, die Wanika

ſeien 50 Mal ſchlimmer als die Sulu in Südafrika, welche er kennen gelernt hatte. In Beziehung auf Trunkenheit mag dieß Urtheil wahr ſeyn, aber in anderer Beziehung ſtehen die Wanika weit über den Sulu.

31. März. Wir fingen nach unſerer Rückkehr nach Rabbai an, einen Garten anzulegen. Viel Unkraut mußte verbrannt werden. Dieß gab mir Gelegenheit, den beſuchenden Wanika zu zeigen, wie auch das Unkraut des Herzens vertilgt werden muß, wenn unſer Herz ein Garten oder eine Wohnung Gottes werden ſoll.

6. April. Mbawa, der Neffe unſers Häuptlings Dſchindoa, machte heute Uganga (Zauberceremonien) vor ſeinem Hauſe. Es waren viele Frauen und Kinder verſammelt, welche trommelten, tanzten und ein furchtbares Geſchrei machten, um den böſen Geiſt auszutreiben, der ihrer Meinung nach die junge Frau Mbawa's unfruchtbar gemacht hatte, die gerne Kinder gehabt hätte. Auf meine Frage an den alten Häuptling, warum er die Verrichtung ſo thörichter, nutzloſer und abergläubiſcher Ceremonien geſtattet habe, antwortete er, er ſei zu ſpät nach Hauſe gekommen und habe den Uganga nicht mehr verhindern können. Es war offenbar nur eine Ausrede. Ich erklärte ihm nun, daß es dem Teufel nicht darum zu thun ſei, unſere Körper zu beſitzen, ſondern er ſuche unſere Seele zu verderben dadurch, daß der Menſch Sünden begehe, d. h. das Gebot Gottes übertrete. Satan wolle den Menſchen geiſtlich oder innerlich tödten, nicht äußerlich und körperlich. Ich las dem Häuptling Röm. 1. und zeigte ihm die verſchiedenen Arten von Sünden, die hauptſächlich unter den Heiden, alſo auch unter den Wanika im Schwange gehen. Was körperliche Schwachheiten und Störungen, d. h. Krankheiten betreffe, ſo habe Gott zu deren Heilung in der Natur allerlei Kräuter, Rinden, Mineralien u. ſ. w. verordnet, welche der Menſch kennen lernen und verſuchen müſſe, was ihre Heilkraft ſei. Dieß ſei Sache der Aerzte, welche in Europa Jahre lang ſtudiren müſſen, bis ſie Kranke heilen könnten. Aber um die Seele von der Sünde und alſo von der Herrſchaft des Satans zu heilen, gebe es kein Kraut und keine Pflanze in der ſichtbaren

Natur. Gott aber habe ſeinen Sohn Jeſum Chriſtum in die Welt geſandt, wer an ihn glaube und ihm, ſeinem Wort und Geiſt gehorſam werde, der bekomme ein neues Herz, aus dem Satan weichen müſſe. Die Wanika, anſtatt den Teufel durch ihre Ceremonien von den Leuten zu vertreiben, laden ihn vielmehr ein und nöthigen ihn herbei, weil ſie Dinge begehen, welche wider Gottes Wort und Willen, aber dem Teufel angenehm ſind. Wo man des Teufels Willen thue, da komme er mit Freuden. Des Teufels Willen werde aber gewiß da gethan, wo man ihm Opfer bringe, um ihn zu verſöhnen, und wo man die abergläubiſchen Ceremonien verrichte, welche Mbawa verrichtet habe. Der Häuptling begab ſich dann zu ſeinem Neffen und ermahnte ſeine Leute, den Lärm zu unterlaſſen. Eine Zeitlang gehorchten ſie ihm; endlich aber fingen ſie die Sache wieder an und lärmten, bis die Nacht einbrach.

14. April. Mein lieber Mitarbeiter Rebmann pflanzte heute eine Anzahl Kartoffeln und andere Sämereien aus Europa und Indien.

Ein Mnika aus Kiriama bettelte um ein wenig Salz, das ich in ein altes Zeitungspapier einwickelte. Der Mann wollte die Gabe nicht annehmen, weil er glaubte, ich hätte das Salz in Papier gewickelt, das Uganga (Zauber) enthielte. Die Muhamedaner machen die Wanika glauben, jeder Streifen von geſchriebenem oder gedrucktem Papier enthalte Zauberei.

22. April. Die Wanika brachten heute ein Sadaka, d. h. Opfer, theils um Regen zu erlangen, theils wegen eines Mannes, der geſtorben war. Ein ſchwarzes Schaf wurde geſchlachtet, das Blut auf das Grab geſprengt und der Sprengende betete: „Möge bald Regen kommen, möge der Todte Ruhe haben, mögen die Kranken geheilt werden“ u. ſ. w.

Auf meine Frage, was denn die Wanika eigentlich unter dem Wort Mulungu verſtehen, ſagte Einer, Mulungu ſei der Donner; Andere meinten, es ſei der Himmel, und zwar der Wolkenhimmel; wieder Andere glaubten, Mulungu ſei das Weſen, das Krankheiten verurſache; noch Andere hielten die ſchwache Idee eines höchſten Weſens unter Mulungu feſt. Einige glauben, jeder Menſch werde

nach dem Tod ein Mulungu. Um dieſe heidniſchen Begriffe auszuſchließen, ſagen die Muhamedaner (wenn ſie von Gott ſprechen): Muigni äſi Mungu oder Mulungu, d. h. der Majeſtät oder Herrſchaft beſitzende Gott, womit ſie Gott als Herrn der Welt bezeichnen.

Ich erfuhr heute von einem Mnika, daß die Bewohner des Teita-Landes, das aus den drei Bergen Kadiaro, Ndara und Bura (oder Kilima Kibomu) beſteht, von den Galla „Indigirri" genannt werden, während die Wanika bei den Teitas „Ambakomo" heißen, weil dieſe glauben, die Wanika ſtammen von den Pokomo-Stämmen ab, die an den Ufern des Dana-Fluſſes wohnen. In der Sprache der Wakamba heißen die Wanika „Azoi (oder Azore), und die Suahili „Ndumba" (bei den Wanika „Wazumba"), während die Wakamba von den Suahilis „Warimangao" genannt werden. Die Wakamba ſchärfen ihre Zähne, wie manche oſtafrikaniſche Stämme, z. B. die Wagnindo bei Kiloa zu thun pflegen.

29. April. Die Wanika machten wieder ein Sadaka (Opfer). Ein geſchlachtetes Schaf wurde in Reis gekocht. Nachdem die Opfernden tüchtig gegeſſen und getrunken hatten, ſtand Einer auf und ſagte: Hewe Mulungu muhoho wangu avole, d. h. O Gott, möge mein Kind beſſer werden. Die Anweſenden antworteten: „Avole," möge es beſſer werden! Der Anführer ſagte dann: „Anende arime," d. h. möge es gehen und das Feld bauen. Die Anweſenden antworteten gleichfalls: Anende arime.

Die Wanika haben keine ſtehende Form bei ihren Opfergebeten, ſondern ſie ſagen heraus, was ihnen gerade als Wunſch daliegt.

30. April. Heute kamen mehrere Häuptlinge zu uns, um uns zu fragen, warum wir unſere Thüren nicht ſchließen, wenn der Muanſa an unſerem Hauſe vorüberziehe, die Muhamedaner laſſen ja auch ihre Thüren nicht offen, warum denn wir es nicht machen wie die Muhamedaner? Ich antwortete: 1) wir ſind keine Muhamedaner, welche die Werke der Finſterniß lieben wie die Wanika; 2) wir ſind ins Wanikaland gekommen, um gegen finſtere Werke Zeugniß zu geben und die Wanika zu ermahnen, daß ſie ſich bekehren zu dem lebendigen Gott; 3) es wäre daher gegen

unſer Gewiſſen, ihnen ein Geſchenk zu geben für ihre ſündlichen Sitten und Gebräuche; 4) wir fürchten uns vor dem Muanſa nicht, weil wir wiſſen, daß es nur ein Stück Holz iſt, das ſie je eher je lieber verbrennen ſollten; 5) Es wäre gottgefälliger, wenn ſie nach Verbrennung des Muanſa ein Schulhaus bauen und ihre Kinder ermahnen würden, zu uns in die Schule zu kommen. Sie ſelbſt, die Häuptlinge, ſollten mit dem guten Beiſpiel vorangehen und ſich im Evangelium unterrichten laſſen, dann würden ſie Segen über ihr Land bringen, und nicht mehr nöthig haben, mit Betrug über das Volk zu herrſchen. Wer Gott ehrt, den wird er wieder ehren, und die Leute würden ihnen dann beſſer und aufrichtiger gehorchen als jetzt, wo ſie den Gehorſam durch Aberglauben und ſündliche Gebräuche erzwingen müßten. Als ich ſo ernſt und feierlich redete, ſagte Einer der Häuptlinge: „Du biſt ein rechter Zauberer," womit er andeuten wollte, wir können deiner Rede nicht widerſtehen. Die Häuptlinge beſchloſſen nun wiederholt, daß man mit uns eine Ausnahme machen und uns nicht ſtrafen ſollte, wenn wir den Muanſa anſehen, aber die Wanika ſollten geſtraft werden, wenn ſie ihre Hütten nicht ſchließen beim Vorüberziehen des Muanſa.

2. Mai. Ich hatte dieſen Morgen eine lange Unterredung mit einer Mnika-Frau, welche wegen ihres verſtorbenen Kindes weinte. Es iſt bei den Wanika Sitte, daß die Verwandten und Freunde, die einen Todten haben, zuſammenkommen und drei Tage beiſammen bleiben, um zu ſchreien, weinen, ſich an die Bruſt zu ſchlagen und auf den Boden zu ſtampfen wie Raſende. Zuerſt ſcheeren ſie ſich das Haupt, zerritzen das Geſicht und ſchreien dann fürchterlich. Von Zeit zu Zeit wird tüchtig gegeſſen, getrunken und getanzt. Während der Trauerzeit ſchlafen ſie auf dem Boden, nicht auf einer Bettſtätte.

Ich ſagte der Frau, das unmäßige Weinen und Schreien ſei im Grunde ein Murren wider den allein weiſen Gott, der am beſten wiſſe, was für uns gut ſei und wann er uns von dieſer Erde abrufen müſſe. Die Hauptſache ſei, daß wir durch Chriſtum mit Gott verſöhnt werden und daß wir durch den Glauben an den Sohn Gottes eine lebendige Hoffnung des ewigen

Lebens erlangen; dann werden wir nach dem Tod ſelig ſeyn, weil wir dahin kommen, wo Chriſtus iſt. Wenn Kinder und Eltern in Chriſto leben, ſo werden ſie auch in ihm ſterben und in ihm ſich einſt wiederfinden in des Vaters Haus, wo für jedes Kind Gottes eine Wohnung und ein Erbe bereitet ſei.

Später kam ein Mnika, der mir eine Liſte der Hauptplätze, Stämme und Flüſſe von Ukambani im Innern gab. Die Hauptorte ſind folgende: Kikumbuliu, Yata, Kitui, Kauma, Lamba, Muyema, Mboni, Iko, Endio, Kitumbi, Muao, Wandſcheu, Duka, Engemani, Muanſoa, Umoni, Kilungu, Endeine, Mdito, Mkono, Beikandſchu, Mudeitu. Weſtlich und nordweſtlich von Ukambani ſind die Stämme Kikuyu, Mberre, Mudaka. Hauptflüſſe: der Adi, Kambu, Manſi ya ndugu.

6. Mai. Von einigen Wanika erhielt ich heute eine Art Kalender oder Zeitrechnung, wie ſie den Wanika gangbar iſt.

Die Zeit vom April bis Auguſt heißt bei ihnen Maſika, die Zeit vom November bis April wird Madſchira ya Keskaſi genannt.

Der Maſika (was eigentlich „begraben" heißt, weil die Leute während der Regenzeit gleichſam in ihren Häuſern begraben oder eingeſchloſſen ſind) beginnt mit dem erſten Monat des Jahres (meſi wa muanſo wa muaka), nämlich mit dem April oder Ende März, wo der Südwind zu wehen und die Regenzeit zu kommen anfängt. Der zweite Monat (meſi wa viri) iſt von der Mitte April bis Mitte Mai; der dritte Monat (meſi wa hahu) iſt von Mitte Mai bis Mitte Juni; der vierte Monat (meſi wa nne) geht bis Mitte Juli; der fünfte Monat (meſi wa zano) bis Mitte Auguſt; der ſechste Monat (meſi wa handahu) bis Mitte September; der ſiebente Monat (meſi wa fungahe) bis Mitte October; der achte Monat (meſi wa nane) bis Mitte November, wo dann der Nordwind (keskaſi) weht, und wo die heißeſte Jahreszeit beginnt.

Der Maſika wird in zwei Haupttheile eingetheilt, nämlich 1) in Maſika im eigentlichen Sinn und 2) in Maſika ya furi. Der eigentliche Maſika umfaßt die Monate April, Mai, Juni, Juli, in welche die große Regenzeit fällt: die übrigen Monate, Auguſt, September, October, November, heißen Maſika ya furi

(in Suahili fuli), weil ſie die Zeit des Reifwerdens und der Ernte der Früchte bezeichnen. Vom April bis November weht der Suheli und Kuſſi, d. h. der Süd- und Südweſtwind, wo die Boote von Süden nach Norden, nach Arabien und Indien gehen.

Im November beginnt die Madſchira ya Keskaſi, d. h. die Zeit des Nordoſtwindes, wo die Schiffe nach Süden gehen bis Madagaskar.

Die Zeit des Keskaſi begreift 1) den Meſi wa mazulo, d. h. den Monat, wo der Palmwein reichlich zu fließen anfängt; dies iſt der December. 2) den Kurri bomu, d. h. den Januar, wo die Wanika in Saus und Braus leben und ihre Hauptfeſtlichkeiten haben. 3) den Kurri ya magaro, d. h. Februar. 4) den Meſi wa boſo oder den Miſcho wa Keskaſi, d. h. März, wo der Nordwind und die Feſtlichkeiten der Wanika ein Ende haben, obgleich dieſe mit dem neuen Jahre wieder beginnen, und es gar nicht wahr iſt, wenn die Wanika ſagen, im März werde der Kurri, d. h. das Eſſen und Trinken begraben. Während der heißen Zeit haben die Wanika keine Beſchäftigung auf den Feldern, deßwegen bringen ſie ihre Zeit in den Häuſern oder im Schatten der Bäume mit Freſſen, Saufen und Schwätzen zu. In dieſen Saufmonaten muß Alles durchgebracht und verſchwendet werden, was ſie eingeerntet haben, denn die Wanika legen keine Vorräthe an. Sie leben, ſozuſagen, von der Hand in den Mund. Deßhalb gerathen ſie auch in die bitterſte Armuth, wenn einmal eine Hungersnoth eintritt. Es iſt wichtig für einen Europäer, der unter dieſen Leuten lebt, dieſe Zeiteintheilung zu kennen. Auch ein Reiſender muß ſich darnach richten, weil er zur unrechten Zeit im Innern kein Waſſer auf dem Wege findet.

8. Mai. Als ich heute unſer Zimmer mit Kalk und Sand pflaſterte, kam unſer Nachbar Bomaſi und fragte unter Anderem, was aus einem Menſchen werde, der nichts Gutes gethan habe? Ich erwiederte, einem ſolchen Menſchen werde es gehen wie den alten Bäumen, welche faul geworden ſind; ſie werden umgehauen und ins Feuer geworfen. Bomaſi fragte dann, wie er ſich gegen einen Menſchen zu verhalten habe, der ihn beleidigt habe? Ich erwiederte, nach der Lehre Chriſti ſei es Pflicht, den Beleidiger

von ſeiner Sünde und ſeinem Unrecht zu überzeugen und ihn zu ermahnen, ſeine Sünde zu bereuen und bei Chriſto Vergebung zu ſuchen. Sodann ſei es Pflicht, für den Beleidiger zu beten und ihm Gutes zu thun, wo man könne, wie Chriſtus gethan habe. Hauptſächlich aber ſei es Pflicht des Beleidigten, in dem Betragen des Beleidigers das eigene Betragen gegen Gott zu erkennen. Wie es mir nicht gefallen kann, daß mich mein Nächſter beleidigt und mir Unrecht thut, ſo kann es auch meinem Gott nicht gefallen, daß ich ihn täglich durch meine Sünden beleidige. Meine Sünde iſt ein Unrecht, eine Beleidigung und eine Feindſchaft gegen meinen Gott. Statt alſo ſich durch die Beleidigung des Nächſten zum Zorn und zur Rache gegen ihn hinreißen zu laſſen, ſolle man den Zorn und die Rache gegen die eigene Sünde kehren und darüber betrübt ſeyn, daß wir unſern Gott tauſendmal mehr beleidigen als unſer Nächſter uns beleidigt hat. Bomaſi meinte, das könne kein Menſch vollbringen. Ich erwiederte, allerdings ein unwiedergeborener Menſch kann und will das nicht vollbringen, er will nur ſich an ſeinem Feind und Beleidiger rächen; aber wer ein neues Herz durch die Gnade und Kraft Gottes erlangt hat, der will auch Geiſtes-Früchte tragen, weil er nicht mehr nach dem ſelbſtſüchtigen Verlangen des Fleiſches, ſondern nach dem ſelbſtverleugnenden Begehren und Trieb des Geiſtes handeln und wandeln will. Die Frucht des Geiſtes, des aus Gott geborenen Herzens iſt Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuſchheit. Bomaſi ſagte, jetzt will ich aber ſuchen, ein neues Herz (moyo muvia) zu bekommen. Leider war es dem Manne nicht recht Ernſt bei dieſer Sache, ſo daß es eben nicht zu einem neuen Herzen und Leben bei ihm kam, aber doch gehörte er zu denjenigen Wanika, die oft zu mir kamen, um das Wort Gottes zu hören, daneben freilich auch um irdiſche Gaben zu betteln. Auch blieb Bomaſi freundlich gegen mich, ſo lange ich in Rabbai Mpia lebte.

10. Mai. Ich las und erklärte Matth. 4. unſerem Häuptling Dſchindoa, der jeden Morgen uns beſucht, um, wie er ſagt, das Evangelium zu hören. Nachher ſprach ich mit ihm über Zau-

berei, welche eine große Beleidigung Gottes ſei, weil ſie Zerſtörung ſeiner Werke zur Abſicht habe. Ein Zauberer wirke mit den Kräften des Satans, welcher die ihm von Gott anerſchaffenen Kräfte Gottes verkehrt und gegen Gott und ſeine Werke gerichtet habe. Satan, und folglich auch ſeine Diener, die Zauberer, könnten aber nichts thun, ohne den Willen und die Erlaubniß Gottes. Die Teufel haben ohne die Erlaubniß Chriſti nicht in die Schweine fahren dürfen. Wo Gott dem Satan und den Zauberern geſtatte, die Menſchen zu plagen, oder Werke Gottes zu zerſtören, da ſeien die Menſchen ſelbſt Schuld, weil ſie durch ihre Sünden und Gottloſigkeit den Zorn Gottes erregt und herausgefordert haben, der dann dem Satan geſtattet, den ſündigen Menſchen entweder am Leib oder an Hab und Gut zu beſchädigen. Satan wirke im Zorn Gottes, vollbringe den Zorn Gottes an denen, welche ihn erregt haben. Der Satan habe deßwegen eine ſo große Macht in Afrika, weil die Fleiſchesgräuel, die Bosheit, die zerſtörenden Kriege, das gottloſe Sklavenweſen, kurz, das gräuliche Dichten und Trachten und Leben der Afrikaner den Zorn Gottes reize und ſie in die Gemeinſchaft mit dem Fürſten der Finſterniß bringe; deßwegen habe er auch durch ihre Sünden Macht über ſie, und deßwegen könne und dürfe er auch ſeinen Dienern, den Zauberern, Macht geben, den Afrikanern zu ſchaden. Würden ſie aufrichtig Buße thun und ſich von ihrem gottloſen Weſen bekehren zu dem lebendigen Gott, ſo würde die Herrſchaft des Teufels und der Zauberer ein Ende haben.

Der Häuptling ſagte dann, es ſeien ſchon viele Leute durch Zauberer krank gemacht worden. Ich erwiederte, nach dem Obigen werde er von ſelbſt verſtehen können, wie das möglich ſei. Die Leute ſollten eben ſich bekehren, ſo werden die Zauberer zu Schanden werden, und die äußere und innere Krankheit (des Leibes und der Seele) werde weichen, und vielleicht werde dann die Krankheit auf die Zauberer zurückfallen zu ihrer Strafe, damit auch ſie Buße thun und ſich vom Satan zu Gott wenden. Uebrigens müſſe man in dieſer wichtigen und geheimen Sache genau unterſcheiden, was wirklich Zauberei ſei, oder nur für Zauberei angeſehen werde. Mancher Menſch ſei ſchon krank geworden

durch die bloße Furcht vor Zauberei, er habe geglaubt, er sei bezaubert worden; dieß habe ihn in Schrecken versetzt und eine Krankheit verursacht. Der Muhamedaner Abdalla habe z. B. vor meinen Augen einen Uganga (Zauber) aus Kohlen, Nägeln und und andern Dingen zusammengesetzt und in den Boden seiner Reispflanzung gelegt, damit Niemand den Reis stehlen solle. Wenn nun Jemand den Reis stehlen und hernach erfahren würde, es sei ein Uganga auf der Pflanzung gewesen, so könnte ihn die Furcht und Angst so stark ergreifen, daß er wirklich krank werden könnte. Oder ein Kind könne Kokosnüsse von einem Baum holen, auf dem ein Uganga angebracht worden sei. Nachher könne es von dem Uganga hören und wirklich aus Angst Bauchschmerzen bekommen, weil es gehört habe, der Uganga werde dem Obstdieb Bauchschmerzen verursachen. In diesen Fällen sei es die Furcht, nicht der Uganga an sich, welche den Menschen krank mache. Von dieser Art ist das meiste, was man von Zauberei unter den Wanika hört oder sieht. Der Aberglaube und die Furcht desselben sieht eine Zaubermacht, wo im Grunde keine ist. Es ist dieß eigentlich Betrug und kluge Berechnung listiger und selbstsüchtiger Menschen, die auf die Furcht der abergläubischen Leute spekuliren. Missionarien oder andere Europäer, welche von solchen Vorkommnissen hören, müssen daher die Sache erst gründlich untersuchen, was eigentlicher Betrug und Täuschung, und was als wirkliche Zauberei zu betrachten ist. Man kann nach beiden Seiten hin irren, d. h. man kann für Betrug halten, was doch eigentliche Zauberei ist, und umgekehrt für Zauberei ansehen, was nur Betrug und List der Menschen ist, die sich für Zauberer ansehen lassen. So viel steht fest, jeder unbekehrte Mensch ist fähig, von der Zauberei erreicht zu werden, weil sein Herz und Leben nicht in Gott gewurzelt ist. Zauberei ist möglich, weil ein Wirken mit Satans Kräften ebenso möglich und wirklich ist, wie das Wirken mit Gottes Kräften beim Wunderthun zum Segen der Menschen. Ein Zauberer ist der Wunderthäter der Hölle, der hölliſche Wunder offenbart und verrichtet, wie ein glaubiger Wunderthäter die Wunder des Himmels offenbart. Wie ein Christ die Gabe des Wunderthuns erlangen kann, wenn

er ernſtlich darnach ſtrebt, ſo kann auch ein Knecht der Sünde die Gabe der hölliſchen Wunder, alſo der Zauberei erlangen, wenn er mit allem Eifer darnach ſtrebt. Solche Aſpiranten gibt es aber unter den Heiden, weil ſie einſehen, daß ſie durch übernatürliche Kräfte einen beſondern Einfluß auf ihre Landsleute gewinnen und ihre Selbſtſucht befriedigen können. Was der Menſch eifrig ſucht, das wird er finden im Heidenthum wie im Chriſtenthum. Er findet die Hölle oder den Himmel, und hölliſche oder himmliſche Kräfte offenbaren ſich durch ihn zur Strafe oder zum Segen für ſich und Andere. Der Zorn oder die Liebe Gottes offenbart ſich durch die Zauberer und göttlichen Wunderthäter, durch den Einen zu fluchen und zerſtören, durch den Andern zu ſegnen und heilen. Je mehr wir der letzten Entſcheidungszeit entgegengehen, wo die Hölle und der Himmel in ein Ringen kommen, deſto mehr wird ſich wahre Zauberei und wahres Gotteswunder offenbaren. Je mehr die Chriſtenheit in das Heidenthum zurückſinkt, ja über daſſelbe weit hinausgeht, deſto mehr ſteht ſie durch ihre Sünden der finſtern Welt offen, daß ſich zauberiſche Kräfte des Satans in ihr offenbaren werden, die keine Aufklärung hinwegraiſoniren kann. Unnatur und Uebernatur werden bei der letzten Entſcheidung ins ſtärkſte Ringen mit einander kommen, und die Glaubigen der letzten Zeit werden nicht nur äußere Verfolgungen erleben, ſondern ſich auch der finſtern Magie der antichriſtlichen Zauberer ausgeſetzt fühlen, was ſchwerer als alles äußere Leiden ſeyn wird, denn es wird dem Leiden ähnlich ſeyn, das Jeſus im Garten Gethſemane erfahren mußte, da er von der Hölle magiſch, d. h. innerlich angefochten war. Ebenſo werden aber auch die wahren Chriſten, die rechten Beter den Antichriſten und ihren Zauberern furchtbar ſeyn, denn ſie werden ihnen mit Lichtskräften entgegentreten und dieß wird ihre Wuth gegen die Chriſten aufs Höchſte ſteigern. Erſt wenn die Unnatur ſich der Uebernatur entſchieden und völlig entgegengeſtellt hat, wie dieß bei den Rieſen der Bosheit vor der Sündfluth der Fall war, dann kann und muß ein Totalgericht erfolgen, dann wird die Unnatur gerichtet und Satan und ſeine Diener, die Zauberer, werden in eine Unmacht verſetzt, bis er zu-

letzt im Feuersee liegen muß mit allen Zauberern, die ihm im rohen und im christlichen Heidenthum gedient haben. Mit dem Teufel und seinem Anhang geht es immer weiter herunter, wenn ihm schon noch einige Zeit eingeräumt ist, wo er siegen und viel verderben darf. O daß es unsere Zeitgenossen und Nachkommen bedenken möchten, daß sie ganz gewiß der Unnatur anheimfallen werden, wenn sie der Wahrheit, die in Christo ist, untreu bleiben! Will sich der Mensch nicht für den Himmel versiegeln lassen, so muß er das Siegel der Hölle annehmen, und die, welche im Reich Gottes Lichter seyn könnten, müssen Fürsten und Zauberer im Reich der Finsterniß werden. Freilich wird bei diesem letzten Streit die wahre Gemeine des Herrn ihre Charwoche durchzumachen haben, aber nur getrost, ihre Oster- und Pfingstwoche ist dann ganz nahe, und dann wird eine Zeit kommen, wo die Wunder der Weisheit Gottes sich tausend Jahre lang offenbaren werden. Beim Sturz des Antichrists, als des Repräsentanten und Fürsten der Unnatur, wird das große Erdbeben die physische Gestalt der Erde verändern, die Binnenmeere und hohen Berge werden verschwinden, die seit Pelegs (1 Mos. 10, 25.) Zeit getrennten Kontinente werden wieder zusammenhängen*) und die bewohnte Erde wieder ein Quadrat (die Schrift spricht oft von vier Enden der Erde) bilden; bei diesem Erdbeben**) werden mehrere hundert Millionen Menschen, die Aergsten der Menschheit, hinweggerafft werden; alle diese großen Thaten Gottes werden die Uebrigen bewegen, nach dem Gotte Israels zu fragen und jetzt wird erst die große Völker-Mission beginnen, nachdem der rechte Völker-Missionar, nämlich Israel sich bekehrt hat. Da die Wüsteneien durch neu entstandene Flüsse und Quellen fruchtbar

*) Jedermann sieht beim Anblick der Weltkarte sogleich, daß Amerika an Europa und Afrika, und Polinesien an Asien hingehört. Die Inseln werden nach der Offenbarung Johannis fliehen, d. h. nicht verschwinden, sondern an das feste Land anfahren und mit demselben wieder ein Ganzes bilden. Offenb. 16, 18—21.

**) Man darf sich über diese große Katastrophe nicht wundern, denn sie soll ja nach Apostelgesch. 2, 20. der große und offenbarliche Tag des Herrn seyn, wo zwar noch keine totale, wohl aber eine theilweise Umgestaltung der Erde eintreten wird. Wie das tausendjährige Reich nur das Vorspiel der ewigen Herrlichkeit ist, so sind die großen Gerichte und Umwälzungen, die über die äußere Welt und über die Menschen ergehen, nur ein Vorbild und Vorspiel von dem, was am Schluß der Weltentwickelung geschehen wird.

werden, da die Binnenmeere mit ihren bisher verborgenen Schätzen offen daliegen und der Kultur fähig ſind, da auch die vielen hohen Berge geebnet worden und jetzt kultivirbar werden, ſo iſt Raum genug für das Menſchengeſchlecht, das ſich bei dem tauſendjährigen Alter der Einzelnen außerordentlich vermehren wird. Wiſſenſchaft und Kunſt, die jetzt nur Zwerge ſind, werden dann rieſenmäßig und ohne die jetzige Selbſtſucht ſich entfalten, allein nur zur Ehre Gottes und zum Heil der Menſchen*). Und doch wird gegen das Ende der tauſendjährigen Friedenszeit hin dieſes große, äußere und innere Glück mißbraucht werden, die hochbegnadigten und geſegneten Menſchen werden der großen Gaben gewohnt werden und werden ſich wieder zum Fleiſch wenden, wodurch ſie dem Teufel aus dem Abgrund Raum zur letzten Verſuchung geben und, ſozuſagen, ihn wieder auf die Erde ziehen werden. Die Menſchen werden in dieſer dritten Haushaltung des heiligen Geiſtes hauptſächlich gegen den heiligen Geiſt ſündigen, ſie werden in den Hochmuth und in die hohe Einbildung von ſich ſelbſt fallen, und werden rieſenmäßigere Gottloſe und Spötter werden, als es die Menſchen während der zweiten Haushaltung des Sohnes geweſen ſind, wo ſie hauptſächlich den Sohn geleugnet, alſo eine antichriſtliche Richtung gehabt haben. Daher wird auch der gerechte Gott die Gottloſen der dritten Haushaltung nur kurze Zeit dulden, es wird ſie das Feuergericht ſchnell ereilen, und jetzt wird Satan mit ſeinem ganzen Anhang in die Schlackenkammer alles Böſen, in den Feuerſee geworfen und dort alles Böſe aufgelöst werden, bis die Sünde gerichtet und dem gerichteten Geſchöpf ein neues Lebenselement aus dem Fleiſch und Blut Jeſu, der Alles verwandelnden Lebens-Tinktur, eingeführt werden kann**).

---

*) Die Luftſchifffahrt wird in jener Zeit des Friedens nicht mehr gefährlich ſeyn und daher wohl Statt finden können, während ſie jetzt noch wegen der Zerſtörungsſucht der Völker höchſt gefährlich wäre, und daher nach Gottes Willen nicht in ihrer vollen Wirklichkeit erfunden und praktizirt werden darf. Ihre Ausführung wird erſt dann allgemein werden, wenn nach Jeſaias 60, 10. die Völker nach Zion fliegen wie die Wolken und wie Tauben zu ihren Fenſtern. Dann wird man mit der Luftſchifffahrt keinen Mißbrauch treiben, wie es jetzt der Fall wäre, da Zion noch in Babel weilet.

**) Aus dieſen Betrachtungen ſieht man, daß die Schrift viel realer und leiblicher verſtanden werden muß, als es der durch die Kirchenväter unter dem Einfluß der plato-

Doch ich bin noch nicht zu Ende mit dem Zauberglauben und Weſen der Wanika. Bemerkenswerth iſt der Glaube an die Regenmacher, welche überhaupt eine große Rolle in Oſtafrika ſpielen. Bei den Wanika ſind es einzelne Familien, welche das Regenmachen in Anſpruch nehmen. Sie behaupten, dieſes große Geheimniß vom Vater auf den Sohn fortpflanzen zu können. Dieſe erbliche Regenmacherwürde gibt ihnen großes Anſehen unter den Leuten, was ſie natürlich antreibt, ihr Möglichſtes zu thun, um die öffentliche Meinung zu befriedigen. Sie beobachten genau den Stand der Witterung und wiſſen aus langer Erfahrung ungefähr die Zeit, wenn der erſte Regen fallen wird. Sogleich fordern ſie die Häuptlinge auf, ein Opfer zu bringen. Dieſe befehlen den Leuten, ein Zanſi zu machen, d. h. einen Beitrag zu geben zum Ankauf einer Kuh oder eines Schafes zum Regenopfer. Wenn der Regen wirklich kommt, ſo wird derſelbe natürlich dem Regenmacher zugeſchrieben. Kommt der Regen nicht, ſo weiß der liſtige Regenkünſtler abermals ein Opfer zu verrichten, beſtimmt aber die Farbe des Opferthieres ſo, daß einige Zeit hingeht, bis das zum Opfer taugliche Thier gefunden iſt. Indeſſen kommt der Regen, und der Künſtler hat ſich aus der Klemme gezogen. Die Regenmacher ſollen auch eine Art Thermometer haben durch ein gewiſſes Holz, das ſie ins Waſſer ſtellen. Auch beobachten ſie die Wolkenzüge, welche meiſt den Berghöhen folgen. Uebrigens gibt es viele Wanika, welche das Regenmachen nur für Mateſo d. h. für ein Spiel und eine hergebrachte Sitte halten, ohne daß ihr Wahrheit zu Grunde läge.

Die Wanika achten auch viel auf das Geſchrei und den Flug der Vögel und unternehmen oder unterlaſſen manches, was ſie ſich vorgenommen. Namentlich achten ſie auf die Vögel, wenn ſie eine Reiſe unternehmen. Die Aerzte (Waganga) beobachten fleißig die Natur von Gräſern, Pflanzen u. ſ. w. aber ſie hüllen ihre Heilkünſte ſo ſehr in abergläubiſche Ceremonien ein, daß die

---

niſchen Philoſophie in die Kirche hineingekommene Spiritualismus geſtatten will. Geiſt muß Fleiſch und Fleiſch muß Geiſt werden, Inneres muß herausgekehrt und Aeußeres zum Innern werden, Gott wird Menſch, daß der Menſch zu Gott, oder göttlichen Natur theilhaftig werde.

Kranken mehr auf dieſe als auf die natürlichen Heilkräfte zu blicken angewieſen werden, zum Vortheil und zur Verherrlichung des Quackſalbers. Es iſt unglaublich, wie verſchlagen dieſe Menſchen ſind, und wie ſie oft ein gutes Geſchäft mit dem Aberglauben machen, der bezahlen muß, was ſie fordern. Dieſer Aberglauben in ſeinen verſchiedenen Arten und Aeußerungen bildet ein großes Bollwerk gegen das Evangelium und gegen den Miſſionar, daher man ſich nicht wundern darf, wenn im Alten Teſtament verordnet wurde, daß die Zauberer ausgerottet werden ſollten, weils die Zauberei und der Aberglaube, wie auch der Unglaube immer zur Abgötterei, zur Vergötterung der Kreatur führt.

11. Mai. Ich ging auf die Pflanzungen der Wanika, um das Wort Gottes zu verkündigen, ich traf aber nur wenige Perſonen. Ich hörte von einer Frau Namens Amehari Pegue, daß ſie öfters die Opfer für die Todten oder ſonſtige Zufälle des Landes anzuordnen pflege. Sie ſoll bei Nacht plötzlich ein Geſchrei erheben und den Leuten ſagen, der Koma (Geiſt) dieſes und jenes Verſtorbenen ſei ihr im Traum erſchienen und habe befohlen, für dieſe oder jene Perſon, oder für dieſes und jenes kommende Ereigniß des Landes ein Opfer zu verrichten. Die Anweſenden fragen die Träumerin, worin das Opfer beſtehen ſoll? Sie erwiedert, es muß ein rothes oder ſchwarzes Schaaf oder eine Kuh ſeyn. Dieſer Auftrag wird morgens ſogleich den Häuptlingen oder den Verwandten des Verſtorbenen berichtet, und das Opfer muß alsbald gebracht werden. Natürlich erhält die Träumerin (aloſaye) ſowie die Häuptlinge u. ſ. w. ihren Antheil an den Opferſtücken. Die Frau, welche wahrſcheinlich hyſteriſch iſt, oder überhaupt eine gewiſſe Divinationsgabe hat, ſoll ſelten eſſen und trinken. Oft ſoll ſie nur Koth genießen, um ſich für die Inſpiration des Koma empfänglich zu machen. Uebrigens ſteckt auch hier wieder viel Betrug hinter der Sache. Die Häuptlinge haben nicht Macht genug, ihren Geſetzen Nachdruck zu verſchaffen. Sie legen es daher einer Träumerin in den Mund, was ſie im Auftrag eines Koma dem Volksſtamm zu ſagen hat *).

*) Manchmal ſind die Häuptlinge hungrig und lüſtern nach einer Schmauſerei. Da muß dann die heilige Frau ihnen zu Hülfe kommen und den Leuten ein Opfer auferlegen, damit die Häuptlinge ſchmauſen können.

So z. B. ſah die Träumerin ein gewiſſes fabelhaftes Raubthier in Mombas. Sogleich befahl ſie, daß man ein Opfer bringen ſoll, damit Niemand von dieſem Thier gefreſſen werde, wenn etwa ein Mnika während der Freß- und Saufzeit (von December bis März) betrunken außer dem Hauſe liegend gefunden würde. In dieſem Fall hat die Träumerin gewiß die Anregung von den Häuptlingen erhalten, welche ihren Leuten Vorſicht und eine gewiſſe Nüchternheit während der bevorſtehenden Genuß- und Vergnügenszeit einſchärfen wollten. Es iſt erſtaunlich, wie ſehr und wie gerne dieſe Leute den Lügen glauben, ſie betrügen und werden betrogen*). Aber nicht nur in Afrika, auch in Europa, mitten in der Chriſtenheit glaubt der Menſch lieber der Lüge als der Wahrheit, weil er bei der Lüge ſein Herz nicht zu ändern braucht. Die Chriſtenheit iſt jetzt auf dem Punkt angelangt, wo der Aberglaube und Unglaube Brüderſchaft mit einander machen werden, um den Antichriſt, den Erzlügner, auszugebären. Man wird alles glauben und glauben laſſen, nur die bibliſche Wahrheit nicht, bei der ſich der Menſch bekehren muß**). Die ſcheinbar ungleichartigſten Genoſſenſchaften und Richtungen, wie z. B. der Jeſuitismus und die Freimaurerei werden in der letzten Zeit in einen bewußten Bund gegen das bibliſche Chriſtenthum treten, weil ſie einſehen werden, daß alle vereinzelten Beſtrebungen das Reich Gottes nicht aufhalten können. Satan wird ſich dieſer vereinigten Beſtrebungen freuen und wird meinen, die wahre Gemeine des Herrn vertilgen zu können, aber weil er nur in die Finſterniß und nicht in das Licht und den Lichtsplan Gottes ſieht, wird ihn ſein temporärer Sieg nichts helfen. Die wahre Kirche wird ſich tödten laſſen und wie ihr Herr und Meiſter ſiegreich auferſtehen. In das Kreuz- und Leidensgeheimniß kann kein böſer Geiſt blicken, und ſelbſt die guten Geiſter, die Engel müſſen daran lernen nach 1 Petr. 1, 12.

*) Uebrigens muß man nicht vergeſſen, daß Gott die abergläubiſchen Sitten und Gebräuche der Heiden dazu gebraucht, wenigſtens eine gewiſſe äußere Ordnung unter den heidniſchen Völkern aufrecht zu erhalten bis die Miſſion durch das Evangelium die wahre Ordnung der Völker bringen wird. Dann muß der Aberglauben dem Glauben, und das fleiſchliche Geſetz dem Geiſtesgeſetz weichen.

**) Nach dieſer Anſicht läßt ſich das Wachsthum der katholiſchen Kirche in jetziger Zeit leicht erklären.

13. Mai. Ich wurde heute mit neuen Greueln der Wanika bekannt. Wenn der Sohn eines Wanika-Häuptlings mannbar wird, ſo wird ein Wagnaro veranſtaltet, d. h. die Jünglinge von gleichem Alter begeben ſich in den Wald, verharren dort in einem völlig nackten Zuſtand, bis ſie einen Mann erſchlagen haben. Als der älteſte Sohn unſers Häuptlings mannbar wurde, ſollen ſie drei Wakamba erſchlagen haben. Wenn ſie ihre ergriffene Beute tödten, ſingen ſie „ku ulaga kavana haya, ku kumbuka mkue kavana haya, hailondaro halo." Die andern antworten: „mkuaſu mza na rungu", d. h. zu tödten iſt keine Schande, ſich des Verwandten zu erinnern iſt keine Schande, das iſt es, was wir wollen. Der Mkuaſi kommt mit dem Stock, der unten ſehr dick iſt, den die Wakuaſi mit großer Genauigkeit weithin werfen und damit die Hirnſchale einſchlagen. Wenn die Jünglinge einen Menſchen erſchlagen haben, ſo gehen ſie nach Hauſe.

Unſer Knecht Amri erzählte fabelhafte Dinge von den Wabilikimo d. h. von den kleinen Leuten und von Kannibalen im Innern. Es ſoll einen Stamm im Innern geben, wo Menſchen gemäſtet werden, um ſie hernach ſchlachten zu können. Ein Mnika ſoll einmal aus einem Hauſe entflohen ſeyn, wo er zum Mittageſſen hätte geſchlachtet werden ſollen. Die Wabilikimo im Innern ſollen den Fremden kleine Stühle präſentiren, welche beim Sitzen an den Hintertheilen hängen bleiben. Ich vermuthe, dieſe Geſchichten ſind von den Wakamba und den Karawanenführern erſonnen worden, um die Küſtenbewohner von dem Reiſen ins Innere abzuſchrecken, damit die Handelsleute ihr Monopol im Innern nicht verlieren. Auch in Abeſſinien hörte ich dergleichen Geſchichten von Menſchenfreſſern, welche die Sklavenhändler erſonnen hatten, um ihre Sklaven anzutreiben, daß ſie auf dem Weg nicht verweilen, oder nicht entfliehen, weil ſie ſonſt aufgezehrt werden würden. Die Selbſtſucht macht die Menſchen liſtig und verſchlagen in Afrika ſo gut als in Europa.

14. Mai. Da ein junger Kokosnußbaum neben unſerm Hauſe uns die Ausſicht auf das Meer etwas verſperrte, und derſelbe auch bei Anlegung unſers Gartens hinderlich war, ſo beſchloſſen wir, ihn umzuhauen und baten daher den Eigenthümer

um Erlaubniß gegen eine angemeſſene Entſchädigung. Der Mann war erſtaunt über dieſe Bitte und ſagte, es ſei eine große Sünde, einen Kokosnußbaum umzuhauen, er könne es uns nur erlauben, wenn wir ihm 20 Thaler geben würden. Wir brachten dann die Sache vor unſern Häuptling, welcher gleichfalls behauptete, es ſtehe eine hohe Strafe auf dem Umhauen eines Kokosbaumes. Ich erwiederte, Freſſen und Saufen ſei eine Sünde, ſolche Sachen ſollten ſie beſtrafen, aber das Umhauen eines Baumes ſei keine Sünde, wenn man wichtige Gründe dazu habe. Aber ich kann es begreifen, warum die Wanika das Umhauen eines Kokosbaumes ſo hoch taxiren, weil ihnen der Palmwein als das höchſte Gut gilt, und weil ſie glauben, der Koma (Geiſt, Schatten) eines Verſtorbenen ſei in der Nähe eines ſolchen Baumes; daher ſie auch den Koma ſogleich durch ein Opfer verſöhnen wollen, wenn Jemand von einem Kokosbaum herabgefallen iſt, was hie und da geſchieht.

20. Mai. Mein Knecht Amri erklärte mir heute den Suahiliausdruck „ku piga bau," wörtlich „Breter zu ſchlagen." Wenn nämlich ein Kranker zu einem eingeborenen Arzt kommt, um ihn über ſein Leiden um Rath zu fragen, ſo ſchreibt der Quackſalber eine Anzahl Figuren auf ein Bret (ubau, pl. bau), macht allerlei ſonderbare und bedenkliche Mienen und nennt dann die Urſache und die Heilmittel der Krankheit. Der Kranke unterwirft ſich willig der Vorſchrift des Doctors, der vor Allem auf ſein eigenes Intereſſe bedacht iſt. Er zählt dem Kranken vor, wie viele und welche Art von Glasperlen, von Tuch, von Kräutern u. ſ. w. er von ihm (dem Doctor) kaufen, und was er ihm zahlen müſſe, ehe er den Heilungsproceß beginnt. Erſt wenn dieſer Handel abgeſchloſſen iſt, beginnt die Kur. Eine große Rolle bei dem Heilverfahren ſpielt das Känike, ein blauer Zeug (den man in Egypten Nilſtoff heißt) mit Indigo gefärbt. Die Eingeborenen glauben, der Pepo, d. h. der böſe Geiſt, welcher den Kranken beunruhigt, fliehe vor dem Känike, wenn es um den Leib gewickelt wird. Dieſes Känike wird von dem Doktor ſtark empfohlen.

Welchen Schaden würden dieſe Leute anrichten, wenn ſie mehr von der europäiſchen Arzneikunde wüßten! Wie würden ſie

die unwiſſenden und leichtgläubigen Stammgenoſſen zu täuſchen ſuchen! In der That, Civiliſation ohne Chriſtenthum wäre ein Gift für dieſe Leute, denn ſie würden die Kunſt und Wiſſenſchaft nur dazu anwenden, ihr eigenes Intereſſe zu befriedigen auf Koſten des Aberglaubens ihrer Landsleute. Gewiß, man gibt den Menſchen Arſenik, wenn man nur ihren Verſtand aufklärt, ohne daß das Herz zu gleicher Zeit verändert wird. In Chriſto war das Leben und das Leben war das Licht der Menſchen. Erſt Leben aus Gott und dann Licht. Erſt das Evangelium und dann Civiliſation, deren Korrektiv das Evangelium iſt. So wahr als der menſchliche Körper jeden Krankheitsſtoff von ſich ausſtoßt, weil er die Störung der Geſundheit iſt, ſo wahrhaftig wird die europäiſche Chriſtenheit alle einſeitige Aufklärung und Civiliſation erbrechen und von ſich ſtoßen, wenn ſie einmal recht geſund werden will. Es iſt freilich, was die Maſſe der Chriſtenheit betrifft, vergeblich, dieſen Gegenſtand immer und immer zu berühren. Sie muß durch die Geſchichte überzeugt werden. Die Geſchichte wird die beſte Apologie der Bibel und der Bibel-Chriſten werden. Sie wird das große Vomitiv bringen, das die Chriſtenheit bedarf. Gerade die einſeitige, der Bibel entfremdete Civiliſation wird es ſeyn, welche dieſes ſchauerliche Brechmittel über Europa ausgießen wird. Sie wird es auch ſeyn, welche aus Selbſtüberdruß ſich ſelbſt zerſtören wird, gerade wie die Sipoys der engliſchen Kriegsdisciplin in Indien am Ende überdrüſſig geworden ſind und ſich ſelbſt zerſtört haben. Diejenigen, welche das Chriſtenthum läſtern und behaupten, daß es die Völker verdumme und verhunze, und welche an die Stelle des chriſtlichen Unterrichts Theater, Maskeraden u. ſ. w. ſetzen möchten, die ſind es gerade, welche die chriſtlichen Nationen verdummen wollen, denn ſie wollen das Heidenthum wiederherſtellen, das recht eigentlich die Verdummung und Verhunzung der Menſchheit iſt, wie mir Jeder bezeugen wird, der das Heidenthum in Afrika, Aſien u. ſ. w. perſönlich beobachtet hat.

22. Mai. Ich machte heute mit meinem theuren Mitarbeiter Rebmann einen Ausflug zu den benachbarten Wakamba. Wir ſahen ſehr deutlich die Berge Kilibaſſi und Kadiaro, die ſich

gegen Südweſt, etwa vier Tage von hier, aus der Ebene erheben. Die Wakamba treiben Viehzucht und einen einträglichen Elfenbeinhandel mit dem Innern, haben aber auch angefangen, das Land zu bauen und Reis, Welſchkorn, Kaſſada u. ſ. w. zu pflanzen. Auf dem Rückweg kauften wir für ein Beil von den Wanika ein Stück Fleiſch, das aber unſer muhamedaniſcher Knecht weder tragen noch kochen wollte, weil die Kuh von Heiden geſchlachtet worden war.

24. Mai. Ich fing an, ein ABC-Buch in Kinika zu verfaſſen. Manche Wanika ſprachen bei uns ein, mit denen ich über das Eine, was nöthig iſt zum Heil, redete.

25. Mai. Die Wanika hatten wieder ein Engore oder eine Feſtlichkeit, wobei ſie die Bruſt ritzen bis Blut kommt. Sie glauben, das alte Blut müſſe von Zeit zu Zeit durch neues erſetzt werden, damit ſie tapfer im Krieg würden. Im Grunde aber ſuchen ſie nur eine Gelegenheit zu einem neuen Saufgelage, weil ſie, wie ſie ſagen, nicht lange ohne Tembo (Palmwein) ſeyn können.

23. Juni. Wir entſchloſſen uns heute, nach Europa um einen chriſtlich geſinnten Knecht zu ſchreiben.

1) Da die Wanika um keinen Preis dienen wollen, weil ſie das Dienen für Sache der Sklaven halten;
2) da wir ſomit ausſchließlich an muhamedaniſche Knechte gebunden ſind, welche uns durch ihr unmoraliſches Leben, ihre Falſchheit, ihre Trägheit, vorzüglich durch das böſe Beiſpiel, das ſie den Heiden geben, durch ihren Aberglauben, ſowie durch ihr häufiges Austreten und Weglaufen das Leben verbittern, ſo iſt es für uns von der größten Wichtigkeit, daß wir einen chriſtlichen Knecht aus Europa erhalten, der zwar, was die Reiſe betrifft, viel koſtet, der aber auch der Miſſion wichtige Dienſte leiſten kann. Vor Allem iſt ſein chriſtliches Beiſpiel wichtig für die Heiden, welche ſehr geärgert werden, wenn ſie an den Dienſtboten der Miſſionarien gerade das Gegentheil von dem ſehen, was ihre Herren den Heiden predigen. Sodann könnte ein chriſtlicher Knecht uns viele Zeit und Mühe erſparen, die wir mit dem Einkauf der Lebensmittel haben, weil wir

den betrügeriſchen Muhamedanern nicht trauen dürfen. Ferner würden wir an ihm einen treuen Freund zur gegenſeitigen Stärkung und Erbauung und während unſerer Abweſenheit einen treuen Wächter und Aufſeher unſeres Hauſes haben, und endlich würde ein geſchickter und verſtändiger europäiſcher Knecht das Hausweſen ſo ordnen, daß es den Heiden zum Muſter dienen könnte, denn ein Miſſionar muß mit und neben der Miſſion zugleich auch die Heiden zu civiliſiren ſuchen. Freilich müßte ein ſolcher Knecht aus Europa ein geſundes religiöſes Leben haben, er dürfte kein Neuling, ſondern müßte im Chriſtenthum ſchon befeſtigt und erfahren ſeyn; auch müßte er eine gute Geſundheit haben, und er dürfte keineswegs blos wegen ſeiner zeitlichen Verſorgung in den Miſſionsdienſt eintreten, ſondern er müßte, wie wir auch, um des Herrn willen kommen und ſich mit Nahrung und Kleidung und etwa beim Austritt mit einem mäßigen Handgeld begnügen laſſen, denn auch wir nehmen keine Beſoldung an, ſondern ſind mit Nahrung, Kleidung und Wohnung zufrieden. Auch müßte er ſich, wie wir auch, zum Niedrigſten bequemen und ſich nicht ſchämen oder weigern, überall Hand anzulegen, wo es die Miſſionsſache erfordert, z. B. im Bauen, Pflanzen u. ſ. w. Ein Miſſionar muß, wie jener Gottesgelehrte ſich ſo ſchön ausdrückt, ſich zum Niedrigſten bequemen und doch über der Hoffnung des Herrlichſten halten.

Am meiſten üben uns unſere muhamedaniſchen Knechte dadurch, daß ſie ſogleich außerordentlichen Lohn verlangen, wenn etwas Außergewöhnliches vorkommt, das ſie verrichten müſſen. Auch laufen ſie weg, ſobald ſie ſo viel verdient haben, daß ſie einen Sklaven und eine Sklavin (die ſie zur Frau machen) kaufen können, welche für ſie auf einer Plantage arbeiten und ſie ernähren müſſen, während ſie ſelbſt jetzt faullenzen, oder eine Pilgerfahrt nach Mecca unternehmen.

26. Juni. Ueber die verſchiedenen Arten des Eidſchwörens bei den Wanika erhielt ich heute folgenden Bericht:

1) Kirapo dſcha Zoka, d. h. Eid des Beiles. Der Zauberer, welcher den Eid ſchwören läßt und die dabei üblichen Ceremonien verrichtet, nimmt die Hand des angeklagten Diebes oder Verbrechers und läßt ihn alſo ſprechen: „Wenn ich das Eigenthum des N. N. geſtohlen oder dieſes Verbrechen begangen habe, ſo möge Mulungu (Gott, der Himmel) für mich ſprechen, wenn ich aber nicht geſtohlen und nichts Böſes gethan habe, ſo möge er mich retten.“ Nach dieſen Worten führt der Zauberer das glühende Beil oder Eiſen viermal über die flache Hand des Angeklagten. Wenn der Mann ſchuldig iſt, ſo wird ſeine Hand verbrannt werden, wenn nicht, ſo leidet ſie keinen Schaden nach der Vorſtellung der Wanika. Im erſten Fall muß der Angeſchuldigte eine Strafe für ſein Verbrechen erleiden, er mag es eingeſtehen oder nicht.

2) Kirapo dſcha dſchungu dſcha Gnandu, d. h. der Eid des kupfernen Keſſels. Der Zauberer nimmt einen leeren kupfernen Keſſel, macht ihn glühend heiß und wirft dann in denſelben einen Stein, den ſie Mango heißen, der Funken ausſprüht. Zu dem Stein kommt ein gewiſſer Theil (raha ya gnonſi) einer geſchlachteten Ziege. Der Zauberer ſagt dann zu dem Angeklagten: „Heia lomborera,“ d. h. wohlan, ſag dein Gebet her. Der Angeſchuldigte ſpricht jetzt: „Möge Gott mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen.“ Alsdann langt der Betende mit der Hand in den Keſſel und nimmt den heißen Stein heraus. Wenn er ſchuldig iſt, ſo wird ihm Hand und Geſicht vom Feuer verbrannt, wenn er unſchuldig iſt, ſo widerfährt ihm nichts Uebels.

3) Kirapo dſcha Sumba, d. h. der Eid der Nadel. Der Zauberer nimmt eine dicke Nadel, macht ſie glühend heiß und zieht ſie durch die Lippen des angeſchuldigten Verbrechers. Iſt er ſchuldig, ſo wird viel Blut aus der Wunde fließen, iſt er unſchuldig, ſo kommt gar kein Blut.

4) Kirapo dſcha Kikahe, d. h. der Eid des kleinen Brodes. Der Verklagte muß ein wenig Brod, das vergiftet

iſt, eſſen. Iſt er unſchuldig, ſo wird er es ohne Mühe hinunterſchlucken; iſt er ſchuldig, ſo wird ihm das Brod im Halſe ſtecken bleiben, ſo daß er es ausſpeien muß unter großen Schmerzen mit Blutverluſt. Statt Brod nehmen ſie auch manchmal Reis. Der Zauberer bekommt ſodann ein Stück Kleid von dem Verklagten und von dem Kläger. Das iſt ſein Lohn bei ſolchen Veranlaſſungen.

29. Juni. Im Lauf des Tages vernahm ich, daß die Häuptlinge einen Knaben geſtraft haben dafür, daß er ſich nicht verſteckte, als der Muanſa vorüberzog. Ich erklärte unſerem Häuptling, der mich beſuchte, daß ſie den Knaben unſchuldigerweiſe verurtheilt haben, denn er habe ja nichts Böſes gethan. Der Menſch müſſe in Sachen des Gewiſſens Gott mehr gehorchen denn den Menſchen. Hätte Joſeph in Egypten ſeiner Herrin gehorcht, ſo hätte er eine große Sünde gegen ſeinen Gott begangen durch Unkeuſchheit.

Der Häuptling erwiederte, die jungen Leute werden noch unſere Ada, d. h. Sitte annehmen, aber die andern Leute ſeien zu alt dazu. Ferner bemerkte er, er wolle die andern Häuptlinge verſammeln und den Muanſa abſchaffen, wenn ſie dazu bereit ſeien, wenn nicht, ſo könne er allein nichts machen. Ich hielt dieſe Bemerkungen blos für ein Kompliment, das er mir machen wollte. Indeſſen glaube ich, daß er Manches abſchaffen würde, wenn er die Macht hätte, oder die andern Häuptlinge ihm behülflich wären. Seinen Neffen tadelte ich wegen ſeines Müſſiggangs und ſeiner Trunkenheit, ſowie auch wegen ſeiner Bettelei, wodurch er uns ſehr läſtig wurde. Kein Menſch kann es ohne eigene Erfahrung begreifen, welche Leiden einem Miſſionar durch die Bettelei der Heiden verurſacht werden, die Alles, was ſie beim Miſſionar ſehen, betteln wollen. Hat irgend ein Mnika oder Mkamba oder Suahili ein Bedürfniß, ſo ſagt er, ich gehe zu dem Mſungu (Europäer) und begehre es von ihm, er wird es mir nicht verſagen. So kam es, daß unſer Haus oft einem Kaufladen gleich ſah, wo Kunden in Menge erſcheinen, aber ohne zahlen zu wollen. Der Eine will ein Beil, der Andere ein Kleid, der Dritte will Nadeln, der Vierte einen Thaler,

der Fünfte will Salz oder Pfeffer, der Sechste will Arznei haben, und ſo können oft an einem Tag 15 bis 20 Kunden kommen und ihre Betteleien vorbringen, oft auf eine ſehr liſtige Weiſe. Wie ſoll man nun da handeln? Der Miſſionar kann nicht Allen geben, aber auch nicht Allen ihre Bitte abſchlagen. Wollte er nach dem Rechtsſinn der Natur handeln, ſo wäre es um ſein Werk geſchehen, denn die Heiden werden ſagen, er thut ſelbſt nicht, was er uns lehrt. Er predigt von Liebe und Verleugnung und er übt ſie ſelbſt nicht. Der Mſungu ſoll vorher ein gutes Leben zeigen, dann wollen wir ſeiner guten Lehre glauben.

Aus einer vieljährigen Erfahrung würde ich einem jeden Miſſionar rathen, um des Herrn und ſeiner Sache willen dieſe Plage geduldig auf ſich zu nehmen und ſo viel zu geben als er kann, und als Weisheit und Klugheit es gebietet. Die Gaben ſind nicht verloren, wenn ſie aus Liebe und um des Herrn willen gereicht werden. Der Miſſionar kann keine Wunder thun wie die Apoſtel, aber die Wunder der Liebe, der Demuth, der Geduld, der Selbſtverleugnung haben noch heute eine mächtige Anziehungskraft für die Heiden. Sie fragen ſich ſelbſt und einander, wie kommts, daß dieſer Mann ſich ſo viel um unſertwillen gefallen läßt, daß er uns ſo viel Gutes erzeigt? Sein Buch, das ihn ſeine Handlungsweiſe lehrt, muß gut ſeyn, wir wollen es auch kennen lernen. Es iſt unmöglich, daß ein Miſſionar, der aus lauterer Abſicht anhält mit Lehren, Ermahnen und mit Gutesthun, nicht ſollte, wenn auch erſt nach langer Zeit, geſegnet werden und viele Heiden zum Herrn bekehren. Leider weigert ſich aber mancher Miſſionar, dieſe Bahn der Geduld und des unermüdeten Gutesthuns zu betreten. Er hält dieß für ein künſtliches Mittel, womit eine Miſſion aufrecht erhalten werde. Er denkt mehr an ſich, ſeine eigene Bequemlichkeit in Nahrung, Kleidung und Wohnung u. ſ. w., ſtatt daß er an ſich abbrechen ſollte, um den Heiden geben zu können. Der große Tag wird es klar machen, daß dieſe Selbſtſucht des Miſſionars bei dieſer und jener Miſſion die Urſache ihres Kränkelns und ihres Verfalles geweſen iſt. Sobald der Miſſionar ſelber innerlich kränkelt und im geiſtlichen Leben zurückkommt und abnimmt, ſo wird

auch ſein Werk rückwärts gehen. Wer die Barmherzigkeit Gottes reichlich erfährt und es immer wieder aus ſeliger Erfahrung erleben darf, wie viel Gott aus ſeiner Fülle gibt, deſſen Herz wird auch offen und bereit ſeyn, den Heiden zu geben — erſtlich und vor Allem die Lehre des Evangeliums, dann aber auch das Leben und Betragen nach dieſem Evangelium und überhaupt Alles, wodurch er die Heiden für das Chriſtenthum gewinnen kann. Und was liegt denn daran, wenn der Miſſionar auch eine Zeitlang manche Opfer bringen muß? Weiß er denn nicht, daß die Heiden, wenn ſie ſich bekehren, ſich ſogleich angetrieben fühlen, die Miſſionsſache mit ihren Gaben zu unterſtützen? Werden die Gaben nicht wieder zu ſeiner Zeit erſetzt werden? Nur hüte ſich der Miſſionar, daß die Heiden nicht meinen, er wolle ſie durch Gaben für das Chriſtenthum erkaufen. Das wäre eine ſtrafbare, jeſuitiſche Maßregel, welche das Evangelium verdammt. Vielmehr muß alles Geben aus der lautern Abſicht der Liebe Gottes fließen und mit Weisheit verbunden ſeyn, und der Miſſionar darf ſich nie mißbrauchen laſſen, oder die Leute glauben machen, er wolle ſie durch Gaben zu Chriſten machen.

30. Juni. Es beſuchten uns heute fünf Männer aus Gaſſi, welche auf einem Umweg nach Takaungu gingen, weil ſie die Regierung in Mombas fürchteten, welche ſie früher von dieſer Inſel vertrieben hatte. Als Mombas vom Imam in Maskat erobert wurde, flohen viele Mombaſſianer theils nach Norden, wo ſie Takaungu gründeten, theils nach Süden, wo ſie das Dorf Gaſſi anlegten.

Ich ſprach mit den Leuten von dem wahren Heiland Jeſus Chriſtus, ein Gegenſatz zu dem falſchen Propheten und Erlöſer in Mecca. Nach der Unterredung verſuchten ſie, mich um dieſes und jenes zu bitten. Ich erklärte ihnen, daß wir den Fremden Speiſe und Trank geben, damit ſollten ſie zufrieden ſeyn und nicht auch noch um andere Dinge bitten. Wir ſeien keine Leute der engliſchen Regierung, keine Offiziere, welche Geld genug haben und daſſelbe an die Eingeborenen verſchwenden können. Freilich komme dieſes Geld meiſtens nicht aus ihren eigenen Beuteln, ſondern aus der Kaſſe des Serkali, d. h. der Regierung. Die Miſſionsge-

ſellſchaft ſammle ihre Habe aus den Gaben der Armen und Geringen und verwende ſie für ewige Zwecke, der Miſſionar müſſe daher ſie nicht verſchwenden. Die Suahili und Wanika hätten ja gutes Land im Ueberfluß, warum ſie dieſes nicht anbauen, und ſich durch Fleiß und Arbeit ihr Eigenthum erwerben, ohne von Andern zu betteln. Bettler, die arbeiten können, aber nicht wollen, ſeien eigentlich Diebe, welche Andere beſtehlen und betrügen; deßwegen ſage der Apoſtel Paulus, wer nicht arbeiten will, der ſoll auch nicht eſſen.

Ueberhaupt war ich oft ſehr ſcharf gegen unverſchämte Bettler und zeigte ihnen im Licht der Wahrheit ihre große Unart und Thorheit. Ich bewies ihnen zugleich, daß ein ſcharfer Verweis auch eine Gabe iſt, die ihnen mehr nützen kann als die größte irdiſche Gabe. Aber wer unter dieſen Leuten ſcharf im Tadeln ſeyn will, muß ebenſo bereitwillig im Geben ſeyn, ſonſt wird er dem Tadel der Kargheit und der Habſucht nicht entgehen können.

3. Juli. Ich ſprach dieſen Morgen über Johannis 1, 12. von der Geburt aus Gott.

1) Das Evangelium iſt der Same, der in das Herz des Menſchen aufgenommen werden und im Innerſten der Seele ruhen muß wie der Same im Mutterleib, wo er ſich zu einem menſchlichen Weſen geſtaltet.
2) Wie ein Kind zur beſtimmten Zeit aus dem Mutterſchoos zur Welt geboren wird, ſo muß der Same des Wortes Gottes, der das Herz verändert hat, auch im äußern Leben und Wandel des Menſchen hervortreten, das Innere muß ins Aeußere geführt werden.
3) Wenn das Kind geboren iſt, ſo bedarf es Nahrung und gibt ſein Verlangen durch Schreien zu erkennen; ſo muß der aus Gott geborne Menſch allezeit nach Gott verlangen und ſich vom Wort Gottes nähren.
4) Wie im Kinde ein Trieb nach Entwickelung iſt bis zum vollen Mannesalter, ſo iſt auch im Chriſten ein Verlangen nach Vollendung und Verklärung ins Bild Jeſu Chriſti.

26. Juli. Abbe Kunde von Kidſchembeni fragte, ob der

Menſch nach dem Tod zuerſt zu Gott oder zu Chriſto komme. Ich erwiederte, wer an Chriſtum glaubt, der glaubt auch an Gott, und wer zu Chriſto kommt, der kommt auch zu Gott, denn der Vater und Sohn ſind eins, wie Chriſtus geſagt hat: wer mich ſieht, der ſieht auch den Vater, denn der Vater iſt in mir und ich in ihm.

27. Juli. Viele Wanika beſchoren heute das Haupt in der abergläubiſchen Furcht, daß die Unterlaſſung dieſer jährlichen Obſervanz in Betreff der Verſtorbenen Kopfweh, Hungersnoth und Zerſtörung ihrer Kokosbäume zur Folge haben werde. Durch das Raſiren des Haupts glauben ſie mit dem Koma (Geiſt der Verſtorbenen) ausgeſöhnt zu werden. So ſind dieſe armen Leute aus Mangel an Erkenntniß Gottes und Jeſu Chriſti Knechte durch Furcht des Todes im ganzen Leben. Ebr. 2, 15.

4. Auguſt. Dieſen Morgen kam eine Frau mit einem kleinen Gefäß, in welchem ſie eine Miſchung von Welſchkorn, Hirſe, Reis, Waſſer u. ſ. w. trug. Ein Mganga (Zauberer) hatte ihr gerathen, dieſe Mixtur, die ſie Mfua nannte, auf das Grab eines verſtorbenen Verwandten zu legen und zu beten: „O Koma, ich bringe dir dieſen Mfua, damit du Regen und Wachsthum des Samens geheſt, denn ohne dich wird nichts wachſen.

Ich ſuchte ihr zu zeigen 1) daß ſie ein nutzloſes Werk vollbringe, denn die Vögel, Mäuſe, Affen und Würmer würden den Mfua bald verzehren, ohne daß der Verſtorbene etwas davon genieße, ſehe und wiſſe; 2) wenn ſie den Verſtorbenen für ein Weſen halte, das Regen geben könne, ſo müßte es ja Gott ſeyn, der Himmel und Erden geſchaffen hat und der allein Regen und Sonnenſchein und fruchtbare Zeiten geben kann. Da nun ein Verſtorbener nicht Gott ſeyn kann, ſo iſt es Sünde und Beleidigung des wahren Gottes, wenn man ein Geſchöpf mehr ehrt als den Schöpfer; 3) der Koma kann weder ſich noch Andern helfen, darum iſt das Beten zu ihm und das Opferbringen ganz unnütz und ſündlich; 4) Chriſtus, der Sohn Gottes, iſt das wahre Opfer, um deſſen willen Gott gnädig zu ſeyn verheißen hat. Gott verlangt daher nicht, daß wir ihm irdiſche Gaben opfern, ſondern er verlangt unſer Herz, unſern Willen, daß wir

an Chriſtum glauben und uns durch ſeinen Geiſt von aller Sünde reinigen laſſen. Um ein neues Herz ſollen wir vor Allem bitten, nicht um Regen und zeitliche Güter.

Es iſt klar, daß die Wanika den Koma oder den Geiſtern oder Schatten der Verſtorbenen eine höhere Natur und Kraft zuſchreiben, gerade wie die Romaniſten ſie den Heiligen beilegen. Doch haben die Wanika kein Bild oder Idol von ihren Koma. Ueberhaupt haben ſie kein Bild irgend einer Art. Der Koma iſt bald im Grab, bald über der Erde, bald im Donner und Blitz, er kann aber nicht geſehen werden, obwohl er die dargebrachten Gaben annimmt und ſich durch ſie verſöhnen und den Lebendigen geneigt machen läßt. Der Hauptaufenthalt der Koma iſt in oder bei der Kaya, d. h. der Hauptſtadt oder dem Mittelpunkt des Stammes. Dort iſt ihm eine Hütte errichtet, wo er wohnen kann. Bei dieſer Hütte iſt alles Eigenthum ſicher, das die Leute dort niederlegen, denn dort iſt ein Kirapo (Eid, Zauber) aufgehängt, der die Diebe nicht zukommen läßt. Da die Koma vorzüglich bei der Kaya wohnen, ſo laſſen die Leute ihre Todten oft aus weiter Ferne hertragen, ja ſogar in der Ferne ausgraben und hieher bringen, um ſie auf dem Todtenfeld bei der Kaya zu begraben, in der Meinung, hier finden die Todten eine beſſere Grabesruhe. So ſehnſüchtig iſt der Menſch nach Ruhe, nach dem Tod. Und doch will er den nicht kennen, der geſagt hat: Ich bin die Auferſtehung und das Leben, wer an mich glaubt, der hat ewiges Leben und wird leben, ob er gleich ſtürbe.

So viel iſt gewiß, daß die Wanika durch dieſen Glauben an die Koma eine Fortdauer des Menſchen nach dem Tode glauben, und das iſt doch eine Idee, an welche der Miſſionar anknüpfen kann. Ein Heidenthum, wo es gar keine Anknüpfungspunkte mehr gäbe, wäre erſt ſchwierig für den Miſſionar. Ein ſolches findet ſich aber in Oſtafrika nicht. Dieſe Anknüpfungspunkte muß der Miſſionar aufſuchen und den Heiden zeigen, was daran Mangelhaftes oder Verkehrtes iſt und wie ſie durch das Evangelium zu beleuchten und zu vervollſtändigen ſind. Hier hat der Miſſionar ſeine Texte, über die er reden kann.

11. August. Letzte Nacht wurde in unser Magazin eingebrochen und eine Quantität Viktualien nebst Werkzeugen, Nägeln u. s. w. gestohlen. Da die Wanika uns noch nie, auch nur das Geringste gestohlen haben, so fanden wir es nicht für nöthig, unser Magazin fest zu verschließen. Die Wanika haben viele böse Sitten, aber Diebstahl kommt nicht, oder nur sehr selten bei ihnen vor. Was wir verloren haben auf dem Weg, haben die Finder immer redlich uns wieder zurückgestellt.

Es fand sich nachher, daß die Suahili den Diebstahl begangen hatten. Es waren einige Muhamedaner bei uns gewesen, welche im Walde von Rabbai Bretter sägten. Diese Leute müssen die Diebe gewesen seyn. Wir hatten neulich einen Vorrath von Lebensmitteln aus London und Bombay erhalten, und nun sollten wir nicht vergessen, daß wir Alles mit Danksagung und in der Abhängigkeit von Gott genießen sollen, da er uns diese Gaben wieder entziehen kann, wenn wir sie schon in Händen und im Hause haben. Auch sollte uns dieser Umstand mehr Vorsicht lehren in Verschließung unseres Hauses. Die Wanika ließen es sich angelegen seyn, die Diebe ausfindig zu machen. Sie riethen uns auch, einen Mganga (Zauberer, Wahrsager) kommen zu lassen, der uns den Dieb anzeige; allein wir wollten nichts mit ihrem heidnischen Aberglauben zu thun haben und wollten lieber den Verlust geduldig ertragen.

12. August. Es kam heute ein Mkamba zu mir, der sein Kleid um den Hals und über die Schulter gewickelt hatte, während sein ganzer übriger Leib vollkommen nackt war, die Genitalien nicht ausgenommen. Auf meine Frage, warum er denn seinen Leib mit seinem Kleid nicht bedecke, sagte er, das Kleid würde durch das Tragen und Gebrauchen bald abgenützt werden, und es sei schwer, ein neues Kleid sich zu verschaffen. Da er viele Schmucksachen, namentlich Glasperlen und Kupferringe um seine Arme und Füße gelegt hatte, so fragte ich ihn, warum er denn diese nutzlosen Sachen nicht verkaufe und sich ein Kleid anschaffe. Gott habe nicht befohlen, den Körper zu schmücken, wohl aber, ihn zu bedecken und nicht nackt zu lassen. Die Wa-

kamba ſchmücken ſich lieber mit allerlei Flitterdingen, als daß ſie ſich ordentlich bekleideten.

Ein Beweis, wie leicht zwei Nachbarſtämme in tödtliche Feindſchaft gegen einander gerathen können, iſt folgende Geſchichte. Ein Mann aus Teita verirrte ſich auf der Jagd in das Gebiet der Wanika von Duruma. Ein Duruma-Mann nahm ihn in ſeine Hütte auf und ſetzte ihm Fiſch vor, da er ſonſt nichts anders hatte. Da nun die Teita-Leute, wie die Galla, Wakamba und andere Oſtafrikaner den Fiſch für eine Schlangenart halten und nicht eſſen, ſo nahm der Verirrte Anſtand, die vorgelegte Speiſe zu eſſen. Endlich jedoch aß er von dem Fiſch, ſtarb aber in der Folge. Dieſer Todesfall erzeugte eine augenblickliche Feindſchaft in den Teita gegen den Duruma-Stamm, ſo daß beide einander tödten, wenn ſie unterwegs einander begegnen.

Nachmittags kam ein Häuptling und bat mich um Moſchus. Auf die Frage, wozu er den (mſudſche) Moſchus verlange, ſagte er, um einen Teufel aus dem männlichen Glied auszutreiben. Er litt nämlich an einer veneriſchen Krankheit. Die Wanika glauben wirklich, daß jeder körperliche Schmerz von einem Teufel verurſacht werde. Die Suahili-Quackſalber haben ihnen nun weiß gemacht, der Moſchus ſei gut zur Austreibung eines veneriſchen Teufels.

Wie abergläubiſch auch die Suahili ſind, davon habe ich heute einen neuen Beweis gehört. Wenn die Suahili von Mombas nach Dſchagga im Innern reiſen, ſo ſtellen ſie einen Mganga (Zauberer) an die Spitze der Karawane. Dieſer Mganga iſt ein Kilimato, d. h. er hat zwei Augen, er wird vor und hinter der Karawane geſehen. Wenn die Feinde vornen angreifen wollen, ſo ſehen ſie ihn dort, und ebenſo erblicken ſie ihn hinten bei einem Angriff auf die Nachzügler. Ein ſolcher Mganga kilimato iſt Kaſimu, ein berühmter muhamedaniſcher Karawanenführer in Wanga, ſüdlich von Mombas. Auch die Wanika und Wakamba machen Uganga (Zauber), wenn ſie auf die Reiſe gehen und auf der Reiſe ſind. Sie bereiten ſich ein Pulver aus einer Baumrinde, das ſie auf die flache Hand legen und gegen das Gallaland blaſen, wenn ſie demſelben nahe kommen. Ich ſelbſt habe

die Wakamba ſpäter dieſen Zauber verrichten ſehen auf meiner Reiſe nach Ukambani.

20. Auguſt. Ich hatte eine geſegnete Unterredung mit unſerem Häuptling, der uns faſt alle Tage beſucht. Ich erzählte ihm, daß Chriſtus, der Sohn Gottes, Menſch geworden und ſo in alle unſere menſchlichen Verhältniſſe eingegangen ſei, daß er aber jetzt auf dem Thron der Herrlichkeit ſitze und Mitleiden mit uns habe und uns helfen könne in allem Anliegen, wenn wir an ihn glauben und ihm vertrauen.

Der Häuptling fragte dann, ob wir auch für die Todten beten. Ich ſagte, Gott habe uns in ſeinem Wort keinen Befehl hiezu gegeben, wohl aber, daß wir zuerſt für uns und die Lebenden beten. Wer an Chriſtum glaube, der ſterbe ſelig und brauche unſer Gebet nicht, er ſei ja bei dem ewigen Hohenprieſter Jeſus Chriſtus und bei der Gemeine der Heiligen, die für ihn beten werden, wenn es nöthig ſei. Glaube der Menſch nicht an Chriſtum in dieſem Leben, ſo ſterbe er auch nicht in Chriſto, er könne alſo auch nicht ſelig ſeyn. Die Unſeligen aber müſſe man der Gerechtigkeit und dem Erbarmen Gottes anheimſtellen, er werde auch für ſie Rath wiſſen, wenn ſie ihre Gerichte für ihre Sünden ſiebenfach getragen haben.

Was die Wanika betreffe, ſo werde es dem gegenwärtigen Geſchlecht härter ergehen als ihren Vätern, zu welchen kein Miſſionar mit dem Evangelium gekommen ſei, während dem jetzigen Geſchlecht der Weg zum Heil durch uns gezeigt werde, und ſie wollen den Antrag zu ihrer Seligkeit nicht annehmen, ſondern lieben die Finſterniß mehr als das Licht. Das werde ſchwere Gerichte abſetzen in dieſer und jener Welt; denn nichts ſei gefährlicher und verantwortungsvoller, als das Evangelium Jeſu Chriſti zurückzuweiſen aus Finſterniß-Liebe. Das ſei eine größere Sünde als alle die heidniſchen Greuel, die ſie in der Zeit der Unwiſſenheit begangen haben. Verſündigung gegen das Licht der Wahrheit ſei die größte Sünde, die ein Menſch begehen könne, und ich müſſe es ihm zuvor ſagen, ehe denn es geſchehe, daß große Gerichte über ſein Land kommen werden, wenn die Wanika jetzt nicht bedenken, was zu ihrem Frieden dient. Ich ſei

kein Prophet, aber in der Art der Sünde ſehe und erkenne ich die Art der Gerichte, welche folgen werden.

22. Auguſt. Heute trug ſich ein Umſtand zu, der leicht ſehr ernſte Folgen hätte nach ſich ziehen können. Ein Emkamba war ſeit langer Zeit in Feindſchaft mit dem Sohn eines unſerer Häuptlinge von Rabbai Mpia geweſen. Dieſen Morgen ſah der Emkamba ſeinen Feind in ſeiner Pflanzung, er ging auf ihn los und gab ihm einen Säbelhieb auf ſein Haupt, Ohr und ſeine Schulter. Sobald die jungen Männer von Rabbai dieß erfuhren, liefen ſie zu ihren Waffen und wollten das benachbarte Dorf der Wakamba angreifen, welche zu fliehen begannen. Die Rabbai-Häuptlinge jedoch traten ins Mittel und wieſen die jungen Krieger zur Ordnung, indem ſie ihnen vorſtellten, daß die Kaya oder Hauptſtadt von Rabbai zuerſt in Vertheidigungsſtand geſetzt und die Früchte des Feldes vorher heimgebracht werden ſollten, ehe man gegen die Wakamba Krieg anfange. Dieß wirkte.

Es war ein Glück, daß der Verwundete nicht ſtarb. Wenn er wieder geſund wird, ſo wird die Sache friedlich abgemacht werden, ſo jedoch, daß der Emkamba dem Verwundeten 4 oder 5 Kühe zu zahlen hat. Für jetzt hat derſelbe ein Schaf geſandt, deſſen Blut vor dem verwundeten Mnika ausgegoſſen wurde. Dieß iſt eine vorläufige Verſöhnung und ein Zeichen, daß der Beleidiger den Beleidigten um Verzeihung bittet und daß er bereit iſt, dem Letztern Schadenerſatz und Schmerzengeld zu geben, wodurch der ganze Handel friedlich beigelegt werden kann.

25. Auguſt. Heute iſt es ein Jahr, daß wir hieher gekommen ſind. Wie viel Gnade und Treue hat unſer anbetungswürdiger Bundesgott an uns gewendet in dieſem Jahr, wie mächtig hat er uns bewahrt von innen und außen. Mit ſeiner Hülfe haben wir Eingang bei dieſem Volk gefunden, haben ein Wohnhaus, eine Küche, ein Magazin und eine Hütte zum Gottesdienſt gebaut, einen kleinen Garten angelegt, die Anfänge einer Schule gemacht, die Sprache ziemlich gelernt, Bücher für dieſes Volk vorbereitet, vielen Wanika, Wakamba und Suahili das Wort Gottes verkündigt, die Sitten und Gebräuche, die Vorurtheile, kurz, die böſen und guten Eigenſchaften, ſowie auch die geogra-

phiſchen Verhältniſſe dieſer Völker kennen gelernt, unſere Aufgabe in Oſtafrika iſt uns klarer geworden, und in unſern Herzen haben wir auch manche ſegensreiche Erfahrungen gemacht. In Betracht aller dieſer Erlebniſſe müſſen wir Gott danken und Muth faſſen für die Zukunft.

Nachmittags beſuchten uns fünf Männer von dem Berg Kadiaro in Teita. Sie brachten etwas Mtungu (oder Handſcha, wie es die Suahili nennen), ein Harz, das die Wanika mit Kaſtoröl vermiſchen und als Wohlgeruch gebrauchen. Die Leute von Barawa ſollen dieſes Harz ſehr gerne haben. Die fünf Männer gaben uns einige Nachricht über das Teita-Volk. Als ſie abgereist waren, ſprach ich mit unſerem Häuptling, daß wir Kadiaro zu beſuchen wünſchen. Er fragte ſogleich, was wir denn dort kaufen wollten? Ich drückte mein Erſtaunen über dieſe Frage aus, und bemerkte, ob er denn uns noch nicht kenne und noch nicht wiſſe, daß wir keine Handelsleute ſeien, ſondern Verkündiger des Wortes Gottes, die das Evangelium in ganz Afrika bekannt zu machen wünſchen. Wir hätten uns zwar im Wanikalande niedergelaſſen und da unſer Hauptquartier aufgeſchlagen, aber wir wünſchten auch noch andere Volksſtämme zu ſehen und ihnen den Weg des Lebens zu zeigen.

29. Auguſt. Da die Wanika auf ihren Plantagen umher zerſtreut wohnen und wenig Luſt zum Anhören des Wortes Gottes haben, ſo hatten wir am heutigen Sonntag wenig Zuhörer. Doch kamen Manche ins Dorf, nicht ſowohl um unſertwillen, als um den verwundeten Mnika, den Sohn unſeres Nachbars, zu beſuchen. Es iſt Sitte bei dieſem Volk, daß die Verwandten, Freunde und überhaupt die Stammgenoſſen ſelbſt aus weiter Ferne kommen, um einen Kranken zu beſuchen und ihm zu condoliren. Die Unterlaſſung der Condolenz wäre in der Meinung der Leute ein grober Verſtoß gegen die Bildung und den guten Ton der Wanika. Die meiſten Beſucher kamen dann auch zu uns und ſo mußte auch dieſer Umſtand, der das Land hätte in Krieg verwickeln können, dazu dienen, daß manche Wanika durch uns mit dem Evangelium bekannt wurden. So muß dem Miſſionar Alles dienen, und er muß nur alle Umſtände gleich be-

nützen und das Beſte, nämlich Geiſt, daraus machen zum Heil der unſterblichen Seelen. Ueberhaupt muß ein Chriſt aus allem Aeußern, aus dem Fleiſch etwas Inneres oder Geiſt zu machen ſich beſtreben, ſo kann er ſich in Alles ſchicken und über Alles freuen.

16. September. Nach der Erzählung unſeres Dieners Amri haben die Suahili folgende ſonderbare Vorſtellung von dem Ende der Erde. Sie glauben, die Erde ende in einem großen Moraſt, im Weſten von Afrika. Die Erde werde dort gleichſam begraben, und das ſei der Welt Ende. Dieß heiße Uſiko wa nti, Begräbniß der Erde.

Wahrſcheinlich iſt dieſe Idee entſtanden durch die Wahrnehmung eines großen ſumpfigen Sees oder eines moraſtigen Landes, das die Väter des gegenwärtigen Geſchlechts auf ihren Reiſen im Innern geſehen hatten. Als die Galla und Wakuaſi den Zugang zum Innern noch nicht verſchloſſen, ſind ohne Zweifel die Küſten-Völker mit Inner- und Weſt-Afrika beſſer bekannt geweſen als jetzt, wo die Nachkommen nur noch Traditionen haben, aus denen wohl obige Idee entſtanden iſt.

19. September. Beim Eintritt in unſer Haus bemerkte ich eine ſchöne grüne Schlange, welche ihre ſcharfe Zunge gegen mich bewegte. Ich lief ſogleich nach einem Beil und hieb ihr den Kopf ab mit einem Schlag. Dieſe Art Schlangen iſt immer in der Nähe der Häuſer, wo ſie in den Grasdächern auf Mäuſe lauert. Die Wanika behaupten, dieſe grüne Schlange gehe auf die Kokosbäume, trinke Palmwein (aus den Kalabaſchen, die zur Einſammlung der träufelnden Flüſſigkeit aufgehängt ſind) und ſtürze betrunken herunter. Wenn es aber wahr iſt, daß die Schlangen gar nicht trinken, ſo kann die Vorſtellung der Wanika keine richtige ſeyn.

Bei unſerem Sonntagsgottesdienſt waren abermals nur wenige Wanika anweſend. Der Sohn unſeres Häuptlings fragte, was er thun müſſe, um zum Mulungu (Gott) zu kommen. Nachdem ich ihm die nöthige Antwort gegeben hatte, ſagte er, er werde jetzt oft kommen, damit ich ihm die Worte (maneno) unſeres Buches erkläre. Ich fürchte aber, dieß iſt ein bloßes Kompliment, das er uns machen wollte. Im Umgang mit den Sua-

hili haben die Wanika große Verſtellung gelernt, ſobald man von religiöſen Dingen redet. Sie billigen Alles und erſcheinen lernbegierig, aber wenn ſie wieder allein und bei ihren Stammgenoſſen ſind, ſo lachen ſie über die religiöſen Vorſtellungen, die ſie gehört haben. Die Bekanntſchaft mit den Muhamedanern und ihrer falſchen und ſtrengen Religionsweiſe hat ſie gegen religiöſe Dinge eingenommen und abgeſtumpft, die freilich zu ihrem durch und durch irdiſchen Sinn, kurz, zu ihrem Materialismus nicht paſſen.

23. September. Heute entſchloſſen wir uns, die Reiſe nach Kadiaro auszuführen. Da wir jetzt ein Jahr in Rabbai zugebracht haben, ſo iſt es Zeit, daß wir unſern Blick erweitern und daß wir nachforſchen, wie und auf welchen Wegen die Botſchaft des Heils auch den fernen Nationen des innern Afrika gebracht werden kann. Vor der Hand iſt Kadiaro der nächſte Ort, den wir beſuchen können, zumal da uns die Kadiaro-Leute, die letzthin hier waren, in ihr Land eingeladen haben. Wir haben beſchloſſen, daß Bruder Rebmann die Reiſe unternehmen ſoll, während ich in unſerem Hauptquartier in Rabbai zurückbleibe. Wir mietheten ſechs Wanika, welche Rebmann begleiten und ſeine Effekten tragen ſollten. Die Träger verlangten 3 Conventionsthaler für den Mann, welche wir ihnen zuſagten.

24. September. Einige von den Trägern nahmen heute ihr Wort wieder zurück unter dem Vorwand, daß ihre Freunde und Verwandte ihnen nicht erlauben wollen, die Reiſe nach Kadiaro zu machen. Mringe, der Bruder unſeres Häuptlings, ſagte, ſeine Mutter wolle ihn nicht ziehen laſſen, da ſie, wenn er auf dem Weg umkomme, ja Niemanden haben würde, der ſie nach ihrem Tode begraben werde.

26. September. Bruder Rebmann hatte im Sinn, morgen abzureiſen und ich wollte ihn eine Strecke weit begleiten; da kommen auf einmal bei Einbruch der Nacht zwei Häuptlinge von Groß-Rabbai, welche erklärten, daß das Haus eines jeden Mnika, der nach Kadiaro gehe, verbrannt werden ſoll. Ich erkannte ſogleich, daß die liſtigen Muhamedaner hinter dem Verbot der Wanika ſtecken müſſen, welche durch jene angeregt wurden, unſere Reiſe zu verhindern, bis die Suahili ſowohl als die Wanika ein

gutes Geſchenk von uns erpreßt hätten. Ich erklärte daher in wenig Worten, daß ich die ganze Sache vor den Gouverneur in Mombas bringen werde, welcher den Urheber dieſes Verbots ausfindig machen müſſe. Ich hielt es für nothwendig, dieſen Fall gerichtlich entſcheiden zu laſſen, um uns vor künftigen Plackereien ſicher zu ſtellen, wenn die Wanika und Suahili ſehen, daß die Regierung von Mombas uns Schutz gewährt. Obsta principiis war mein Wahlſpruch.

27. September. Wir reisten heute früh nach dem großen muhamedaniſchen Dorf Dſchumfu, wo wir ein Boot miethten, das uns nach Mombas brachte. In Dſchumfu hatte ich eine liebliche Unterredung mit einem Muhamedaner über die Perſon Jeſu Chriſti. Es war mir auffallend, daß der Mann mir nicht widerſprach, als ich von der Gottheit Jeſu redete. Dieß war ganz gegen die gewöhnliche Erfahrung, die ich in meinen Unterredungen mit den Muhamedanern machte. Der Mann verſprach, uns in Rabbai zu beſuchen, um weiter von dem Mana wa Mungu (Sohn Gottes) zu hören. Er war früher Kadi (Richter) in Dſchumfu geweſen.

28. September. Wir brachten heute das Verfahren der Häuptlinge von Groß-Rabbai vor den Gouverneur von Mombas und baten ihn, die Schwierigkeiten, die ſich unſerer Reiſe nach Kadiaro entgegenſtellen, hinwegzuräumen. Er verſprach, unſere Bitte zu gewähren, und gab uns einen Brief und zwei Soldaten, welche ſeinen Befehl den Rabbai-Häuptlingen mittheilen ſollten. Er ſchrieb auch an Bana Cheri, den Suahili-Führer einer Karawane, die gerade nach Dſchagga abreiſen wollte. Wir hatten Grund, zu vermuthen, daß dieſer ränkevolle Mann die Wanika gegen uns eingenommen habe, weil er ſich für den Sultani wa Barra, d. h. den König der Wildniß ausgab, ohne den Niemand ins Innere reiſen dürfe.

30. September. Wir entdeckten heute den Urheber der Oppoſition, die ſich gegen uns in Rabbai gebildet hatte. Es war Emſchande, einer der Häuptlinge des Dorfes Dſchumfu. Dieſer Mann, der ſich für den König der Wanika hält, wollte aus Habſucht ſich zwiſchen uns und die Wanika ſtellen, damit wir ihn als

Mittler gebrauchen und ihm ein ſchönes Geſchenk geben ſollten. Er hatte die Wanika bewogen, uns nicht ziehen zu laſſen, bis wir ihm und den Häuptlingen in Groß-Rabbai ein Geſchenk gegeben hätten. Ich erklärte den Häuptlingen, daß es dieſes Umwegs und dieſer Hinterliſt nicht bedurft hätte, ſie hätten nur einfach und offen ihr Begehren uns ſagen ſollen, wir ſeien geneigt, jeden nach Maßgabe ſeines Dienſtes und ſeiner Hülfleiſtung zu belohnen.

Im Ganzen erwies ſich dieſer Umſtand als ſehr heilſam für uns und unſere Sachen, denn er machte die Herzen aller dabei betheiligten Perſonen offenbar. Die Geſinnung der Wanika, der Suahili, der Regierung in Mombas, und unſer eigenes Verhalten wurde offen gelegt. Jede Miſſionsſtation hat in ihrem Anfang ihre beſonderen Kämpfe, die durchgemacht werden müſſen. Wo der Miſſionar ſich an eine rechtmäßige Obrigkeit wenden kann, da ſoll er Gebrauch davon machen, aber mit Weisheit und Mäßigung, damit ſich die hinterliſtigen Gegner fürchten müſſen. Aber er muß zu gleicher Zeit nicht vergeſſen, dieſen Gegnern Gutes zu thun und Liebe zu erweiſen, damit ſie auch innerlich ſchamroth werden. Und ſo muß er mit Ernſt und Liebe der Welt, die im Argen liegt, zu begegnen wiſſen, er muß ſie erziehen, aber auch durch die Welt ſich erziehen laſſen, d. h. er muß den Sinn Jeſu im Umgang mit der Welt immer mehr anzuziehen ſich beſtreben. Wenn durch alle ſeine Kämpfe und Bemühungen erſt nach vielen Jahren nur Eine Seele für das Reich Gottes gewonnen wird, ſo iſt er hinlänglich entſchädigt, denn dieſe Eine Seele, die ſich wahrhaft zu Gott bekehrt, wird der Grundſtein zu dem geiſtlichen Gebäude, das ſich der Herr unter einem Volk, ja auf einem großen Theil eines Kontinents errichten will; Israels Partikularismus iſt die Brücke zu der chriſtlichen Kirche in allen Kontinenten geworden; wo nur einmal ein geiſtliches Israel, ſei es auch nur Eine Seele, beſteht, da iſt die Brücke gebaut, auf der ein ganzes Volk in die Arche des Lebensfürſten eingehen kann und wird. Deßwegen ſoll ſich der Miſſionar nur getroſt mit dem Evangelium leiden unter allen Schwierigkeiten und Hinderniſſen. Das Miſſionswerk geht nicht ſprungsweiſe,

ſondern langſam und durch lauter Kämpfe, weil ſich die Macht des Todes und des Lebens an einander meſſen und mit einander ins Ringen kommen, bis zuletzt die Macht des Lichts als die ſtärkere über die Finſterniß ſiegt. Rechtlich muß das Reich der Finſterniß überwunden werden; — dieſen großen Grundſatz ſoll der Miſſionar nie vergeſſen, und daher nie verzagen und muthlos werden, wenn Alles gegen ihn iſt, aber auch nie übermüthig und ſicher werden, wenn Alles eine Zeitlang nach Wunſch zu gehen ſcheint, denn der Arge ſchläft und ſchlummert nicht, ſo wenig als der Hüter Israels je unthätig iſt.

4. September. Es war eine Partie Wanika bei uns, denen ich das Gleichniß vom reichen Manne (Luk. 16.) erzählte und erklärte. Nachher kam noch eine Partie, mit der ich über den verlornen Sohn ſprach.

Wir hörten heute, daß die Häuptlinge vom Stamm Duruma in Mombas gefangen genommen wurden. In der Hungersnoth im Jahr 1836 kauften die Leute in Mombas viele Kinder des Duruma-Stammes und machten ſie zu Sklaven. Nachdem aber die Wanika nach der Hungersnoth wieder zu Kraft gekommen und ſich einigen Reichthum erworben hatten, ſo forderten ſie ihre Kinder zurück gegen ein mäßiges Löſegeld. Die Suahili aber ſteigerten ihre Forderungen allzu ſehr. Da nahmen die Duruma das Vieh der Suahili hinweg und ſo entſtand eine vieljährige Feindſchaft zwiſchen Mombas und Duruma. Die Mombaſſianer nahmen, wie gewöhnlich, ihre Zuflucht zu einer Liſt *). Der Gouverneur ließ die Duruma-Häuptlinge nach Mombas kommen unter dem Vorwand, mit ihnen zu unterhandeln zur Beilegung des Streits. Die Häuptlinge erſchienen, nichts Arges ahnend. Kaum waren ſie im Hof des Gebäudes der Regierung angelangt, ſo wurden ihnen eiſerne Feſſeln angelegt, und eine Anzahl Elephantenzähne verlangt als Erſatz für das geraubte Vieh. Ueberhaupt iſt an der Oſtküſte von Afrika viel Stoff zum Streit und Krieg, und die Völker kommen immer weiter herunter in jeder Hinſicht. Nur ein neues Element, das Element des Friedens durch das Evan-

*) In irgend einer Verlegenheit ſagen ſie ſogleich: Sind wir nicht Suahili, d. h. Leute welche Liſt brauchen?

gelium, kann ſie vom geiſtigen und leiblichen Untergang retten. Gewöhnlich ließ Gott auch die Boten des Friedens unter einem Volke auftreten, wenn es aufs äußerſte mit ihm gekommen iſt. So war es in der Südſee, in Weſtafrika und an andern Orten. Daher kam es auch, daß die Feinde der Miſſion die Miſſionarien beſchuldigten, den Ruin der Völker bewirkt zu haben, was ſehr viel Schein hat bei denen, welche die Geſchichte dieſer Völker nicht kennen. Der Verweſungsproceß, den das Verderben eines Volkes ſeit langer Zeit verſchuldet hat, hat ſich eingeſtellt, ehe das neue chriſtliche Element durchgedrungen iſt. Da ſcheint es dann freilich, als ob das neue Element an der Verweſung Schuld ſei; aber die Folgezeit hat die Gegner der Miſſion noch immer zu Schanden gemacht, wenn ſie ſehen mußten, wie ein chriſtliches Volk aus dem Grabe auferſtand, das jetzt ein Licht in dem Herrn wurde und ſelbſt die Chriſten in Europa beſchämte. Der Miſſionar muß nur getroſt in ſeinem Werke fortfahren, die Geſchichte wird ihn ſchon rechtfertigen.

11. October. Wir erhielten einen Beſuch von Bana Hamade, einem verſtändigen und einflußreichen Suahili-Häuptling in Mombas. Er gab uns manche für die Geographie und Geſchichte dieſer Küſte wichtige Nachricht. Nach ſeiner Erzählung war Shunzuaya, eine jetzt zerſtörte Stadt an der Küſte von Patta, die urſprüngliche Heimath der Suahili, welche von dort durch die Galla vertrieben nach Malindi flohen. Nachdem ſie auch von Malindi vertrieben worden waren, flohen ſie nach der Kileſi-Bucht, und zuletzt nach Mombas. Die Galla ſollen damals bis Tanga und Uſambara geherrſcht haben. Die Wanika kamen von Rombo in Dſchagga. Die Maſai und Wakuaſi ſind jetzt das herrſchende und furchtbare Volk im Innern. Die Väter des Wanika-Stammes Kiriama ſollen in Mangea am Sabaki-Fluß gewohnt und von dort durch die Galla vertrieben worden ſeyn.

Bana Hamade ſandte nachher ſeinen Sklaven, um uns um einige Flaſchen Wein zu bitten. Wir ſchlugen ihm ſeine Bitte ab, weil er als Muhamedaner ja keinen Wein trinken dürfe, und wir es nicht wie manche Europäer, für etwas Verdienſtliches halten, die Muhamedaner dadurch aufzuklären, daß wir ſie mit Wein und

Branntwein bekannt machen. Wenn Bana Hamade die ganze muhamedaniſche Lehre, nicht nur ein Stück, aufgeben und den Wein nicht nur im Geheimen, ſondern frei und offen genießen würde, ſo könnten wir ihm ein paar Flaſchen geben, aber zum Heuchler wollten wir ihn nicht machen, der im Verborgenen anders handelt als er öffentlich vorgibt. Uebrigens hatten wir ſelbſt nur wenig Wein vorräthig zur Stärkung unſerer Geſundheit. Es iſt merkwürdig, wie die Araber und Suahili anfangen, den Wein und Branntwein lieb zu gewinnen, ſeitdem ſie in Sanſibar und an andern Orten mit Europäern bekannt geworden ſind. Das wird endlich eine Reaktion der ſtrengen Muhamedaner gegen alles, was europäiſch iſt, erzeugen und den ehemaligen Fanatismus wieder hervorrufen.

13. October. Bana Cheri beſuchte uns, um ſich wegen Aufhetzung der Wanika zu rechtfertigen und Freundſchaft mit uns zu machen, auch ſeine Dienſte zu einer Reiſe nach Dſchagga anzubieten. So hat die Oppoſition Emdſchandes auch in dieſer Beziehung gute Früchte für uns hervorgebracht. Bana Cheri iſt wirklich der Mann, den wir zum Führer auf unſern beabſichtigten Reiſen ins Innere brauchen können. Er ſagte, weſtlich von Uniameſi ſeien Muhamedaner und weſtlich von dieſen ſeien Europäer, was wohl auf die Portugieſen an der Weſtküſte ſich bezieht.

14. October. Unſer Häuptling beſuchte uns mit mehreren Wanika. Da er die Anſicht äußerte, Chriſtus ſei der mtume (Geſandte) der Europäer, wie Muhamed der mtume der Muhamedaner, ſo ſuchte ich ihn über ſeinen Irrthum zu belehren. Chriſtus ſei freilich der Abgeſandte des himmliſchen Vaters, aber er ſei Gott gleich, Gottes völliges Ebenbild, und daher ſei er der Geſandte Gottes, wie es gar keinen andern geben könne. Nur durch ihn kommen wir zu Gott, da er der einzige Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen iſt. Er iſt Gott Menſch, wahrer Gott und wahrer Menſch in einer unzertrennten Perſon. Sein Wort iſt Gottes Wort, und alles, was er that, iſt Gottes That. Da nun Muhamed gerade das Gegentheil von dem lehrte und lebte, was Chriſtus gelehrt und gelebt hat, ſo kann er kein Geſandter Gottes geweſen ſeyn. Da Muhamed die Menſchen nicht vom

Böſen erlöste, vielmehr ſie noch mehr Böſes lehrte und zum Böſen verführte, ſo kann er kein Geſandter Gottes, ſondern nur ein Werkzeug der Hölle zur Verführung der Menſchen geweſen ſeyn. — Dieſen Abend begab ſich Bruder Rebmann auf ſeine Reiſe nach Kadiaro. Wir laſen Jeſ. 49, beteten mit- und für einander und für unſer Werk, und daß dieſe Reiſe zur Verbreitung des Evangeliums im Innern förderlich werden möchte.

16. October. Ich unterrichtete unſere Knaben, und beſuchte einige Kranke. In der Nacht wurde ich ſehr durch die kleinen Ameiſen beunruhigt, welche gewöhnlich vor dem Regen erſcheinen und zwar kommen ſie meiſtens Abends oder nach Mitternacht, wo ſie einen aus dem Schlafe treiben. Wenn man ſie auch durch Feuer, Rauch und heiße Aſche von dem Boden der Wohnung vertreibt, ſo gehen ſie an den Wänden hinauf auf das Strohdach und fallen von dort wieder auf den Boden herunter. Sie ſind eine große Plage in dieſen Ländern.

18. October. Ein Eingeborner von dem Berg Endara beſuchte mich. Auf dieſem Berg, der 4 Tage von Rabbai entfernt iſt, wohnen Teita-Stämme. Er bat mich, ſie zu beſuchen; er wolle mir eine Ziege geben, wenn ich zu ihm komme. Nachdem der Teita-Mann mein Zimmer verlaſſen hatte, kam der Häuptling, dem ich erzählte, in was ich ſeinen 11jährigen Sohn Schehe, der einer von Bruder Rebmann's erſten Schülern war, unterrichtet hatte. Nachher beſuchte ich den kranken Schüler Koſt und ſeinen Bruder, der, wie oben erwähnt, von einem Emkamba verwundet worden war. Einen für das Evangelium unempfänglicheren Menſchen habe ich nicht leicht geſehen als dieſer Verwundete war. Auch im Heidenthum gibt es empfängliche, härtere und ganz harte Gemüther, und dieſer Unterſchied ſtellt ſich oft gleich beim erſten Zuſammentreffen des Miſſionars mit den Heiden heraus.

20. October. Wie ſchön und wahr ſagt der engliſche Biſchof Hall: „Wenn Gott uns ſtärkt, ſo ſind wir unbezwinglich; aber wenn er uns ſinken läßt, ſo kann uns der geringſte Umſtand niederwerfen.“ Dieß erfuhr ich dieſen Morgen buchſtäblich bei einem geringen Umſtand, der mich ſo zum Unwillen reizte,

daß ich mehrere Wanika, die mich beſuchen wollten, nicht in meine Wohnung eintreten laſſen wollte.

Bei dieſer Gelegenheit will ich auch der Worte eines andern engliſchen Geiſtlichen gedenken, die mich ſchon oft erquickt und geſtärkt haben. Er ſagt über „den Ruheplatz des Glaubens“ Folgendes:

„Wenn meine Seele ganz allein auf dem Werke Chriſti und ſeiner Annahme, als des Einzigen der für mich vor Gott erſcheint, ruht, ſo iſt dieß ein vollendetes Werk und eine vollkommene unendliche Annahme. An deren Stelle ſetzen aber die Menſchen oft die Wirkungen des Geiſtes in ihnen; ſie machen die Wirkungen der Wiedergeburt zum Grund der Ruhe anſtatt der Erlöſung: daher kommt es, daß ich bisweilen Hoffnung faſſe, wenn ich dieſe Wirkungen wahrnehme, bisweilen aber auch verzage, wenn ich auf die Wirkungen des Fleiſches ſehe. Da ich nun das Werk des Geiſtes in mir an die Stelle des Werkes Chriſti ſetze, ſo habe ich nicht die Zuverſicht, die ich haben ſoll, und ich zweifle ob ich überhaupt im Glauben ſtehe. Alles dieſes kommt daher, weil ich das Werk des Geiſtes Gottes in mir, an die Stelle des vollendeten Werkes, des Sieges, der Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti ſetze; und doch iſt nur ſein Werk der ſichere, weil vollendete Ruheplatz des Glaubens, welcher ſich nie verändert, und immer derſelbe bleibt vor Gott. So haſſenswerth und abſcheulich auch die Entdeckung der Sünde in dir iſt, ſo iſt ſie doch kein Grund, warum du zweifeln ſollteſt, denn ſie war die Urſache zur Verſöhnung, denn gerade weil du ein Sünder biſt, darum iſt Chriſtus geſtorben und auferſtanden. In dem Augenblick, wo wir unſern Frieden auf Etwas in uns ſelbſt gründen, verlieren wir ihn; und daher kommt es, daß ſo wenige Chriſten einen feſten Frieden haben. Nichts kann dauerhaft ſeyn, was nicht auf Gott allein gebaut iſt. Wie kannſt du feſten Frieden haben? Nur wenn du ihn nach Gottes eigener Weiſe haſt. Du mußt auf nichts ruhen, auch nicht auf dem Werk des Geiſtes in dir, ſondern allein auf dem, was Chriſtus gethan hat außer dir. Alsdann wirſt du zwar deiner Unwürdigkeit bewußt ſeyn, aber dennoch Frieden haben. In Chriſto allein findet Gott das, worin Er ruhen kann, und ſo iſt es auch bei ſeinen Heiligen. Je mehr

du mit der Ausdehnung und der Natur des Böſen, das ſowohl in dir als außer dir und um dich iſt, bekannt wirſt, deſto mehr wirſt du finden, daß was Jeſus iſt, und was Jeſus that, überhaupt der einzige Grund iſt, worauf du ruhen kannſt."

25. October. Ich hatte die Freude, meinen geliebten Mitarbeiter Rebmann wohlbehalten und mit neuen Erfahrungen ausgerüſtet von Kadiaro zurückkehren zu ſehen. Die Teita-Leute in Maquaſini, dem erſten Dorf auf dem Berg Kadiaro, hatten ihn freundlich aufgenommen und ihm die Erlaubniß gegeben, unter ihnen wohnen und das Wort Gottes verkündigen zu dürfen.

28. October. Die Reiſeerzählungen meines lieben Bruders Rebmann erhoben meinen Geiſt heute ſo mächtig, daß ich ernſtlich an die Ausdehnung unſerer Miſſions-Unternehmungen dachte. Ein Miſſionar ſollte unter den nördlichen Wanika in Kambe oder Dſchogni ſtehen, ein anderer auf dem Berg Kadiaro, ein dritter in Dſchagga, ein vierter in Uſambara und ein fünfter in Ukambani. Ach daß wir Leute und Mittel genug hätten für das große Ländergebiet, das ſich vor uns aufthut! Ein Miſſionar wird oft von den Gefühlen eines großen Eroberers ergriffen, nur ſind dieſe Gefühle ganz anderer Art, denn ſeine Ritterſchaft iſt nicht fleiſchlich, ſondern geiſtlich.

1. November. Mbawa, der Neffe unſers Häuptlings, fiel heute von einem hohen Kokosbaum herab, ohne ſich bedeutend zu verletzen. Der junge Trunkenbold hat abermals eine Friſt zur Buße erhalten, wenn er ſie benützen wollte. Viele Wanika kamen, ihn zu beſuchen, wodurch wir eine Gelegenheit erhielten, mit ihnen über das Heil ihrer Seelen zu reden. Es iſt Schade, daß nicht auf jeder Miſſionsſtation ein ärztlicher Miſſionar mit dem theologiſchen verbunden iſt, weil auf dieſe Weiſe mehr Nutzen unter den Heiden geſtiftet werden könnte. War doch Lukas, der Arzt, auch mit einem Paulus verbunden. Das war gewiß nicht ohne göttliche Führung ſo geworden.

11. November. Wir beſuchten heute den Berg Reali, der einige hundert Fuß höher iſt als der Hügel, auf dem unſer Haus ſteht. Es ſoll früher eine große Stadt, Namens Inſuana auf dem Reali geſtanden haben. Hier wäre der Ort, wo ein chriſt-

liches Dorf gegründet werden könnte. Nur müßte das Waſſer aus ziemlicher Ferne geholt werden. Der Berg iſt mit einer herrlichen Waldung von dicken und hohen Bäumen bedeckt, welche die Suahili benützen für ihren Schiffbau.

Auf dem Rückweg begegneten wir unſerem Häuptling und einigen andern Wanika, welche unter einem Kokosbaum ſaßen und im Begriff waren, eine Ziege und eine weiße Henne zu ſchlachten, um ein Sadaka (Opfer) zu machen zu Gunſten ſeines Neffen Mbawa, welcher neulich von einem Kokosbaum gefallen war. Die Wanika glauben, daß ein böſer Geiſt ihn herabgeſtürzt habe, deßwegen ſollte jetzt dieſer böſe Geiſt durch ein Opfer verſöhnt werden. Etwas Rinde von dem Kokosbaum und ein wenig Sand, der an den Wurzeln des Baumes lag, wurde mit dem Fleiſch der geſchlachteten Thiere vermiſcht und von dem Kranken gegeſſen unter mancherlei Wünſchen und Gebeten. Die Ziege war von einem Muhamedaner geſchlachtet worden, weil die Wanika glauben, das Opfer habe eine größere Kraft, wenn ein Mann des Buchs das Opfer verrichte.

Ich ſprach mit dem Häuptling über folgende Punkte:

1) das Opfer iſt eine große Sünde, weil die Wanika damit beweiſen, daß ſie den böſen Geiſt mehr fürchten und lieben als den lebendigen und wahren Gott;
2) durch das Opfer ſetzen ſie ſich in Verbindung mit den böſen Geiſtern und ſtärken ſich zu ihrem Dienſt, denn der erzürnte Gott muß ſie dahingeben in die Gewalt der böſen Geiſter, weil ſie dieſe mehr ehren als ihn;
3) ſeitdem der Sohn Gottes in die Welt gekommen, um das einige, wahre und vollgültige Opfer für die Sünden der Menſchen zu bringen, ſo iſt jedes Opfer, das der Menſch bringt, um Gott und die Geiſter zu verſöhnen, ein Greuel vor Gott und eine Verachtung Gottes. Wer in Buße und Glauben das Opfer Jeſu annimmt, der bekommt Vergebung der Sünden und fürchtet die böſen Geiſter nicht mehr;
4) es iſt Thorheit und Aberglauben, zu ſagen, der böſe Geiſt habe einen Menſchen vom Kokosbaum geſtürzt. Der Neffe Mbawa ſei wahrſcheinlich betrunken geweſen, als er von

dem Baum herabfiel. Der Menſch müſſe in ſeinem irdiſchen Beruf alle Vorſicht, Klugheit, Geſchicklichkeit und Nüchternheit anwenden, er müſſe vor Allem jeden Morgen ſich Gott und ſeiner Leitung anbefehlen und Alles in ſeinem Namen thun; komme dann auch ein Leiden, ſo müſſe man es geduldig tragen und deſſen Urſache in der Sünde und Verdorbenheit des eigenen Herzens ſuchen, welche uns Gott unter dem Leiden offenbaren will, um uns zur Buße zu bringen und um uns der Verſöhnung mit ihm und der Gemeinſchaft mit ihm recht bedürftig zu machen.

Abends brachte uns die Frau des Häuptlings ein Stück Opferfleiſch, das wir aber nicht annahmen, wobei wir den Wanika ein für allemal erklärten, daß wir das Fleiſch, das zum Eſſen geſchlachtet wird, auch wenn die Schlachtung von Muhamedanern vollzogen wird, dankbar von ihnen annehmen wollen, daß wir aber Opferfleiſch keineswegs annehmen werden, weil es den böſen Geiſtern dargebracht und alſo gegen ſeine Beſtimmung mißbraucht worden ſei. Wir wünſchten durch die Zurückweiſung des Opferfleiſches ein offenes Zeugniß gegen das Opferweſen und den Teufelsdienſt und die Teufelsgemeinſchaft der Wanika abzulegen. Nach dieſem Grundſatz würden wir und Alle, die ſich zu Chriſto wahrhaftig bekehren, künftig verfahren.

14. November. Beim Beginn unſeres Gottesdienſtes waren etwa 20 Perſonen hier, die uns jedoch wieder verließen, ſobald das Singen vorüber war, das Bruder Rebmann mit ſeinem Klarinet begleitete. Ach, wie gar gering iſt das Verlangen der Wanika nach dem Heil ihrer Seele! Doch wir wollen nicht verzagen, da ja der lebt, der die Todten und Verweſten aus dem Grabe auferwecken kann. Bruder Rebmann hatte auch ein Lied in der Kinika-Sprache verfaßt, das wir bei dem Gottesdienſt ſingen. Einer der Verſe iſt folgender:

Yesus Christos fania	Jeſus Chriſtus mache
Moyowangu muvia;	Mein Herze neu;
Uwe muokosi wangu	Du biſt mein Heiland.
Uzi ussa maigangu	Du haſt mir meine Sünde vergeben.
Yesus Christos fania	Jeſus Chriſtus mache
Moyowangu muvia.	Mein Herze neu.

16. November. Ich ging nach Kidſchembeni, wo ich eine Anzahl Leute, hauptſächlich Weiber und Kinder traf, denen ich Buße zu Gott und Glauben an den Herrn Jeſum verkündigte.

Wir entſchloſſen uns heute zu einer Seereiſe nach der Mündung des Dſchubfluſſes aus folgenden Gründen:

1) hatte ich ſchon ſeit mehreren Jahren im Sinn gehabt, die Dſchubgegend näher zu unterſuchen, hatte aber nie Zeit gefunden, mein Vorhaben auszuführen;
2) ich ſah voraus, daß unſere Zeit zur Ausführung dieſes Planes noch beſchränkter werden wird, je mehr ſich unſere Wirkſamkeit in Unikani (im Wanikaland) ausdehnen wird;
3) ich wünſchte, daß mein lieber Bruder Rebmann auch die Küſte nördlich von Mombas kennen lernen möchte;
4) es iſt jetzt die beſte Jahreszeit für die Seefahrt nach Norden, und ich hoffe, daß die Reiſe unſerer geſchwächten Geſundheit zuträglich ſeyn wird;
5) wir hoffen mehr Nachrichten über die Galla und die beiden Flüſſe Pokomoni und Dſchub zu erhalten;
6) wir hoffen uns mit dem Suahili-Dialekt im Norden bekannter machen zu können;
7) wir wünſchen eine Gelegenheit zu haben, auch den Muhamedanern im Norden die Botſchaft des Heils zu bringen, denn die Muhamedaner ſollen von unſerer Miſſion nicht völlig ausgeſchloſſen ſeyn.

17. November. Wir hörten dieſen Nachmittag plötzlich ein Geſchrei in Kidſchembeni und vernahmen, daß das Kind des Mnika Marunga ergriffen und einem Manne aus dem Stamme Duruma gegeben worden ſei, weil Marunga in der theuren Zeit die Kinder dieſes Mannes weggenommen und als Sklaven verkauft hatte. Marunga wurde oft aufgefordert, den Vater der verkauften Kinder zu entſchädigen; allein er weigerte ſich beſtändig. Endlich erklärten die Häuptlinge von Duruma, ſie würden den Rabbai-Stamm mit Krieg überziehen, wenn nicht das eigene Kind des Marunga ausgeliefert würde. Da Marunga mit Bana Cheri nach Dſchagga gereist war, ſo fanden es die Rabbai-Häuptlinge nicht ſchwer, in Begleitung der Duruma-Leute in das Haus

Marunga's einzubrechen und ſein Kind wegzunehmen. So weſentlich und handgreiflich halten es die Oſtafrikaner mit dem Recht und der Forderung der Entſchädigung und Satisfaction, und doch behaupten Manche, die Afrikaner könnten die bibliſchen Ideen von Satisfaction, Verſöhnung, Erlöſung u. ſ. w. nicht verſtehen. Im Gegentheil, ihre Sitten und Gebräuche befähigen ſie, dieſe Ideen recht maſſiv zu verſtehen, wenn ſie nur wollen.

23. November bis 3. December. Ausführung der Seereiſe von Mombas bis Patta, da der Gegenwind es nicht zuließ, die Fahrt bis zur Mündung des Dſchub auszudehnen, wie anfangs beabſichtigt war.

10. December. Dieſen Morgen kam ein Mnika, welcher mir die Löcher ſeines zerriſſenen Kleides zeigte, aus welchen ſein nackter Körper hervorblickte. Er bemerkte dabei: Ich bitte um ein neues Kleid, da ich, wie du ſiehſt, nackend bin." Ich erwiederte: Wenn du auf deiner Pflanzung recht fleißig biſt, ſo kannſt du dir die Mittel zur Anſchaffung eines Kleides ſelbſt erwerben, ohne dich aufs Betteln zu legen. Wer geſund iſt und arbeiten kann, ſoll ſein eigen Brod eſſen und ſich nicht gelüſten laſſen der Habe ſeines Nächſten. Wäre er krank und gebrechlich, ſo würde ich ihn unterſtützen, aber da er geſund ſei und arbeiten könne, ſo wäre die Unterſtützung überflüſſig, er würde das geſchenkte Kleid ſogleich verkaufen und den Erlös auf Palmwein verwenden, womit er ſich voll ſaufen würde; ſomit würde ich ihm nur zu ſeinem Verderben behülflich ſeyn mit meiner Gabe. Schließlich ſuchte ich ihm die Nacktheit und Zerriſſenheit ſeines Herzens zu zeigen und ihn zu ermahnen, daß er die wahre Gerechtigkeit Jeſu Chriſti ſuchen ſoll, welche das ſchöne Kleid iſt, in dem wir vor Gott beſtehen können. Uebrigens war mir das naive Verfahren des Mannes eine große Lehre. Er zeigte mir zuerſt blos ſein zerriſſenes Kleid und darin lag ſchon die Bitte um ein neues, das er ſich von mir wünſchte. So macht es der wahre Glaube; er zeigt Gott ſein Elend ohne viele Worte, und ruft Barmherzigkeit ohne alles Verdienſt und Würdigkeit. Dieſe Geſchichte gab mir einen tiefen Eindruck von dem rechten Verhalten des Sünders zu Gott.

15. December. Ich beſuchte Kidſchembeni, wo ich einige Leute antraf, denen ich die Geſchichte von dem blinden Bartimeos vorlas und meine Bemerkungen und Ermahnungen beifügte. Ich leſe gewöhnlich zuerſt eine evangeliſche Geſchichte vor, ſuche ſie den Wanika verſtändlich zu machen und dann Ermahnungen zum Glauben an Jeſum beizufügen. Die evangeliſche Geſchichte muß vor Allem den Heiden beigebracht werden, damit ſie wiſſen, wer Chriſtus war und was er gethan hat für die Menſchen, dann fällt ihr Vertrauen auf die Koma und auf die Opfer, ſowie ihre Furcht vor den böſen Geiſtern von ſelbſt, wenn ſie die Macht und Liebe Jeſu erkennen.

21. December. Ein Mnika vom Stamm Kiriama kam, um die Daua ya ulume, d. h. die Arznei zur Stärkung des geſchwächten männlichen Gliedes zu verlangen. Ich ſagte ihm, die beſte Arznei, die ich ihm geben oder anrathen könne, ſteht geſchrieben in 1 Theſſ. 4, 3—6. Ich las die Stelle und erklärte ſie ihm. Die fleiſchliche Luſt wüthet in der That wie eine Seuche unter den Heiden und zerrüttet ſie nach Körper und Geiſt. Schon viele Kiriama-Leute haben um die Arznei gegen Impotenz gebeten. Dieſe Leute haben wegen ihres größern Reichthums die Mittel, ſich mehr Frauen beizulegen und überhaupt ihre ſinnlichen Lüſte mehr zu befriedigen, als die Wanika von Rabbai. Der Handel mit Elfenbein, Kopal und Vieh hat den Kiriama-Stamm vor andern reich gemacht. Was ſie nun auf dieſem Wege gewinnen, wird auf die Befriedigung ihrer ſinnlichen Lüſte verwendet.

Welche Greuel und Sünden würden offenbar werden, wenn die Elephantenzähne und das Kopal und überhaupt die Handelsgegenſtände, die aus Afrika nach Europa gebracht werden, reden könnten. Wie viele Sklaven, wie viele Frauen, wie viel Palmwein, wie viele Schmuckſachen zur Beförderung der Eitelkeit werden von den Galla, Wanika, Wakamba und Suahili für das Elfenbein, das ſie an die Küſte bringen, gekauft. Dieſe Leute könnten in der That einen größern Wohlſtand gar nicht ertragen, ſie würden in einen völlig thieriſchen Zuſtand zurückſinken. Die Genüſſe, welche die Civiliſation mit ſich bringt, würden dieſe Leute in kurzer Zeit aufreiben, wenn nicht der Mißbrauch der

Civiliſation durch die Kraft des Evangeliums gehemmt und unterdrückt wurde.

22. December. Ich fand abermals eine Schlange vor der Thüre unſers Magazins, und mein Knecht tödtete eine zweite, welche im Graſe neben der Mauer unſers Magazins lag.

31. December. Beim Rückblick auf das verfloſſene Jahr ſchmerzte mich beſonders die Gleichgültigkeit der Wanika gegen den Antrag des Heils in Chriſto, der ihnen in dieſem Jahr ſo oft gemacht worden war. Wie gerne hätten wir ſie zur Anhörung des Wortes Gottes verſammelt und hätten die Jugend unterrichtet, aber die verfinſterten und fleiſchlichen Leute blieben taub gegen alle unſere Beſtrebungen. Mein lieber Mitarbeiter Rebmann hatte einmal eine Zeitlang eine Schaar Kinder in Bunni (einem Weiler in der Nähe von Rabbai Mpia) verſammelt und angefangen, ſie zu unterrichten; aber ſie zerſtreuten ſich bald wieder. Er hatte Buchſtaben aus Pappendeckel gemacht, und gab ſich viele Mühe, eine Schule zu Stande zu bringen, aber ohne Erfolg. Wir hatten es öfters den Häuptlingen und den Eltern ans Herz gelegt, ihre Kinder unterrichten zu laſſen; ſie billigten unſern Vorſchlag, aber dabei ließen ſie es bewenden und ermahnten die Kinder nie ernſtlich, in die Schule zu gehen, weil ſie meinten, dann werde die Ada (Sitte) der Wanika zerſtört werden, die jungen Leute würden die Ada der Europäer annehmen, und die Koma (Geiſter der Verſtorbenen) würden dann zürnen, keinen Regen mehr geben, Krankheiten ſenden, kurz, das Weſen der Wanika würde ganz in Verwirrung gerathen. Doch wir machten es wie David, der ſich in ſeinem Gott ſtärkte, und geduldig und glaubig fortfuhr, ſeine Leiden zu ertragen, bis ihm Gott zu der verheißenen Königswürde verhelfen würde. Wir ſtärkten uns an den Verheißungen Gottes, daß ſein Wort nicht leer zurückkommen ſoll, wo es verkündigt wird, und ſo gewannen wir Muth und Zuverſicht, das angefangene Werk auch im neuen Jahre fortzuſetzen. Ich erinnerte mich an das Wort jenes Geiſtlichen in Amerika, der zu einem ſcheidenden Miſſionar ſagte: „werden Sie nicht muthlos und verzagt, wenn Sie auch 10 Jahre an einer Felſenwand hinaufklettern müſſen, Sie werden doch zuletzt hinaufkommen.“

Zuvor muß der Glaube, die Liebe, die Geduld, die Treue und Selbſtverleugnung des Miſſionars unter den Heiden geübt und bewährt worden ſeyn, dann kann ihm Gott erſt Früchte ſeiner Arbeit und ſeiner Thränenſaat ſchenken. Das iſt ſo die Weiſe unſers Gottes, der erſt demüthigt und dann erhöht. Wie mancher Jüngling, der in der Heimath ſich zum Miſſionsdienſt meldet, meint in ſeinem Eifer und in ſeiner Unerfahrenheit, wunder wie viel er ausrichten werde, wenn er einmal zu den Heiden komme; aber wie bald werden ihm ſeine gut gemeinten Plane und ſeine romantiſchen Ideen wie Seifenblaſen vergehen, wenn er dem Stock-, Stein- und Eiſen-harten Heidenthum gegenüberſteht, und ſich auf einen jahrelangen Kampf mit demſelben gefaßt machen muß, ehe er eine wahre Frucht ſeiner Arbeit aufweiſen kann. In dieſer Wartezeit muß er ſelbſt erſt recht zubereitet werden; das iſt erſt ſeine rechte theologiſche Schule, wo er das Weſen und nicht mehr blos das Wiſſen eines Miſſionars lernen muß. Da wird es ſich zeigen, ob ſein Miſſionstrieb von Anfang an lauter und göttlich geweſen iſt. Da muß er unter dem Kreuze Jeſu ſtehen, ſich mit dem Evangelium leiden, auf Hoffnung gegen Hoffnung wie Abraham glauben und gehorſam ſeyn, bis ihm der Iſak geboren wird durch die Bekehrung von einer oder etlicher Seelen. Ich kann angehende Miſſionarien nicht genug auf dieſen Gegenſtand aufmerkſam machen, weil die Erfahrung oder die Erſcheinung oft ſo lange hinter der Idee und hinter den ſehnlichen Wünſchen des Herzens zurückbleibt, daß der Miſſionar an allem irre werden kann, wenn er nicht in der felſenfeſten Verheißung Gottes gegründet iſt, daß das Wort und die Kraft Gottes zuletzt wider allen Tod und alle Macht des Heidenthums die Oberhand erhalten muß. Es geht in der Miſſionswelt wie im einzelnen Chriſtenleben durch lauter Contraria, aus der Enge in die Weite, aus der Finſterniß ins Licht, und aus dem Tod ins Leben. Jedes wahrhaftige Gotteswerk muß ſich erſt längere oder kürzere Zeit mit den Pforten der Hölle gemeſſen, ihren Widerſtand erfahren und ſich ſtärker als die Hölle erwieſen haben, die rechtlich überwunden werden muß, ſonſt würde der Fürſt derſelben ewig dagegen prozeſſiren, als ob Gott zu gewaltſam zu Gunſten ſeiner Kin-

der verfahren und ſeine Allmacht allzu ſehr in die Wagſchale gelegt hätte.

1. Januar 1848. Die Verheißung: „Fürchte dich nicht, Abraham, ich bin dein Schild und großer Lohn," war mir ſehr tröſtlich beim Anfang dieſes Jahres. Ich ſprach mit unſerem Häuptling über dieſe Worte. Mit ſeinem Sohn Schehe las ich Luc. 2, 42 ff. und ermahnte ihn, im neuen Jahre zuzunehmen an Weisheit und Gnade. Nachmittags kamen auch die andern Knaben, welche bisher ſich geweigert hatten zu kommen, weil ſie meinten, wir ſollten ſie für ihr Schulgehen bezahlen, wie wir unſere Knechte bezahlen für ihren Knechtsdienſt. Wir erklärten ihnen offen, daß wir Niemand für den Unterricht, den wir ertheilen, etwas geben, wenn ſie Lohn ſuchen, ſollten ſie lieber wegbleiben.

2. Januar. Ich ging nach Muihani, traf aber nur einige Weiber und Kinder, welche ſich vor mir fürchteten, da ſie mich für einen Mganga (Zaubermacher) hielten. Dieß iſt meiſtens der Fall an Orten, wo ſie mich noch nicht kennen. Nach einiger Bekanntſchaft verlieren die Leute dieſe Anſicht und werden zutraulich. Viele Muhamedaner und Wanika ziehen im Lande herum und geben ſich für Quackſalber u. ſ. w. aus, um die Leute zu betrügen. Was Wunder, wenn ſie den Europäer auch für einen Mganga halten, ſo lang ſie ihn nicht genauer kennen. In Kidſchembeni ſprach ich über die Pflicht der Eltern, ihre Kinder im Worte Gottes unterrichten zu laſſen.

3. Januar. Ich ſetzte die Ueberſetzung von Dr. Barths bibliſchen Geſchichten in der Kinika-Sprache fort.

5. Januar. Unſer Nachbar machte Uganga wegen ſeiner Tochter, welche ſchmerzliche Geſchwüre hatte, die nach ſeiner Meinung von einem böſen Geiſt veranlaßt worden waren. Als ich gegen die Zauberceremonie ſprechen wollte, wollte mich Niemand auch nur eine Minute lang anhören. Die Leute ſchlugen in die Hände, trommelten, tanzten im Kreis herum, arbeiteten ſich in eine ſolche Aufregung hinein, daß ſie wie Furien bald grunzten, bald lachten. Wahrhaftig, bei ſolchen Gelegenheiten haben die Heiden Erbauungsſtunden der Hölle, anſtatt des heiligen Geiſtes, die ihnen das Evangelium halten würde, wenn ſie darauf merken

wollten. Sünde und Satan ſind die Lehrmeiſter bei dem Ugangaweſen. Als der Lärm zuletzt unerträglich wurde, ſandte ich zu unſerem Häuptling und ließ ihn bitten, dem Unweſen zu ſteuern; allein er war ganz betrunken und konnte nichts thun. Ein früher aus Rabbai vertriebener und jetzt wieder aufgenommener Mnika hatte eine große Saufthat (kihendo kiku) wie ſie es nennen, oder ein Saufgelage veranſtaltet, bei dem der Häuptling zu viel in den Becher geſchaut hatte.

Das Wort uganga kommt von dem Zeitwort „ganga, gangana;" ganga-ſagen in einer rhytmiſchen Weiſe und Tanzen im gemeſſenen Gang, um den böſen Geiſt dadurch zu vertreiben.

9. Januar. Ich ſprach mit Bomaſſi über 1 Theſſ. 5., aber dieſe Leute ſind ſo hart in geiſtlichen Dingen wie Granitfelſen. Der Mann ſuchte nur Gelegenheit, ſeine Betteleien vorzubringen. Nachher kam ein Mnika von Duruma Mzokara, der um ein Kleid bettelte. Als ich ihm eine leere Flaſche anbot, wies er ſie mit Verachtung zurück, indem er ſagte: „ich bin ein großer Mann," womit er auf ein großes Geſchenk hindeuten wollte, das ich ihm geben ſollte.

10. Januar. Die Wanika begruben heute die Gebeine einer Frau, die vor mehreren Jahren bei Mombas begraben worden war. Eine Träumerin hatte eine angebliche Erſcheinung von dem Koma erhalten mit dem Auftrag an die Verwandten der Verſtorbenen, die Gebeine holen zu laſſen und in Rabbai Mpia zu begraben. Die Wanika gehorchten und holten die Ueberreſte. Eine Henne wurde geſchlachtet, und ein wenig Blut in das neue Grab geſprengt, worauf die Henne von den Anweſenden verzehrt wurde.

11. Januar. Dieſen Morgen machten die Wanika ein Mahanga d. h. ein Trauerfeſt, in Folge des Todes eines Mnika. Der Lärm und das Heulen waren furchtbar. Eine Frau, die mich beſuchte, wollte nicht auf den Stuhl ſitzen, den ich ihr anbot, ſie ſetzte ſich auf den bloßen Boden, wie es die Sitte für Leute, die in der Trauer ſind, erfordert. Ich ſagte ihr, das unmäßige Weinen und Heulen der Wanika ſei ſündlich 1) weil ſie die Welt zu ſehr lieben und nicht gerne ſterben wollen, 2) weil

ſie den wahren Heiland nicht kennen und folglich keine lebendige Hoffnung des ewigen Lebens haben, 3) weil es im Grunde nur Heuchelei ſei, indem ſie nur der Sitte gemäß heulen und ſchreien wie Raſende. Je ärger einer ſchreit, je mehr ſucht er den Leuten, welche der Todesfall angeht, zu gefallen, und je mehr hofft er auf Belohnung durch Eſſen und Trinken. Es iſt furchtbar, wie die Wanika mit dem Ernſt des Todes ſpielen. Am Grabe tanzen, trommeln, ſchreien, freſſen und ſaufen ſie, und in der Trunkenheit gehen ſie in den nahen Wald und huren ohne alle Scham. So wollen ſie, wie ſie ſagen, das Leben noch recht genießen, ehe ſie ſterben müſſen. Jeder Todesfall iſt für ſie ein Antrieb zu ſtärkerem Lebensgenuß. So lehrt das Heidenthum gerade das Gegentheil vom Evangelium, welches den Tod als Antrieb zur Selbſtverleugnung betrachtet.

Ich vollendete heute die Reviſion meines Engliſch-Suahili- und Kinika-Wörterbuchs, was eine lange und mühſame Arbeit war. Meine Aufgabe wird nun ſeyn:

1) eine Kopie dieſes Wörterbuchs zu machen;
2) die Ueberſetzung des Neuen Teſtaments und der bibliſchen Geſchichte von Dr. Barth fortzuſetzen;
3) jeden Tag einen Ausflug auf die Pflanzungen der Wanika zu machen, um ihnen das Wort Gottes zu verkündigen;
4) diejenigen Wanika-Knaben zu unterrichten, welche Unterricht verlangen;
5) die Wanika im Ort anzureden, und mich denjenigen zu widmen, welche uns in unſerem Hauſe von nah und fern beſuchen;
6) von Zeit zu Zeit Reiſen ins Innere zu machen, um die Verhältniſſe daſelbſt kennen zu lernen, freundſchaftliche Verbindungen anzuknüpfen, die Sprachen aufzufaſſen, das Wort Gottes zu verkündigen, ſo viel es ſich auf dieſen Reiſen thun läßt, und ſo die Miſſion im Innern anzubahnen, bis wir mehr Mitarbeiter von Europa erhalten. Ein Miſſionar muß wie ein Feldherr ſtrategiſch zu Werke gehen. Er muß den Blick auf Alles richten, in die Nähe und in die Weite, auf die Gegenwart und Zukunft, übrigens

Alles in die Hand Gottes ſtellen, ſich ſeiner Augenleitung befehlen, und was er thut, im Frieden und in der Kraft Gottes thun, damit er nicht durch Uebergeſchäftigkeit und Vielthuerei ſich zerſtreue, und damit er nicht ſein Prieſtergeſchäft im verborgenen Umgang mit Gott vergeſſe, kurz, damit er kein geſchäftiger Müſſiggänger werde. Ein jeder Chriſt, beſonders der Miſſionar, hat eine centripedale und eine centrifugale Aufgabe. Nach der erſtern muß er ſtets nach Gott verlangen, und nach der zweiten muß er das, was er von Gott empfängt, nach außen für das Reich Gottes fruchtbar zu machen ſuchen. Aus der Fülle Gottes nehmen und das Genommene für Gott und ſeine Sache wieder hin zu geben und zu gebrauchen, gehört zu einem geſunden Chriſten- und Miſſions-Leben. Otto von Gerlach ſagt in ſeiner Erklärung über Lucä 5, 16. ſehr ſchön: „Jeſus weiß aufs vollkommenſte eine unermüdliche Liebesthätigkeit zu vereinigen mit ſtiller Sammlung des Herzens durchs Gebet. Hielt Er es für nöthig, ſtatt beſtändig nach außen zu wirken, die Einſamkeit zu ſuchen zum Gebet; um wie vielmehr iſt dieß ſündigen Menſchen nöthig, die ſo leicht in ihrem Thun ſich gefallen, ſo bald ſich ausleeren von dem, was ihnen Gott geſchenkt, und ſo gern dann aus eigener Kraft erſetzen, was ihnen von Gotteskraft fehlt."

16. Januar. Ich hörte heute von einem Land Namens Ugogo, ſüdöſtlich von Dſchagga, deſſen Bewohner — horribile dictu — die Sitte haben ſollen, ſich in ihrem eigenen Waſſer zu waſchen und hernach ſich mit Butter einzuſchmieren. Das iſt noch ärger als was die Banianen in Mombas thun, welche ſich mit dem Waſſer der Kuh das Geſicht waſchen, weil ſie dieſes Thier als ihre Mutter betrachten.

In Muihani begegnete ich einer Schaar Wanika, welche bei einem Grabe ſaßen und ein Opfer für den Verſtorbenen brachten. Ich ſprach über Pſalm 23. Als einer der Anweſenden meine Taſchenbibel in die Hand nehmen wollte, warnte ihn der neben ihm Sitzende, das Buch anzurühren, weil es ihn blind machen könnte. Ich ſagte, im Gegentheil wird es ihn ſehend machen,

wenn er den Inhalt kennen lernen und an ſeinem Herzen erfahren würde, denn Gottes Wort iſt ein Licht, das die geiſtlich Blinden ſehend macht, und geiſtlich blind ſeien ja die Wanika, ſo lange ſie noch finſtere Werke thun, wie hier am Grabe eines Mannes, der jetzt vor dem Gericht des lebendigen Gottes ſtehe.

26. Januar. Ich beſuchte dieſen Morgen Kidſchembeni, ſah aber kein menſchliches Weſen. Die Wanika waren auf ihre Pflanzungen gegangen. Am Thor des Dorfes ſah ich einen Geier, der von einem Baum blitzſchnell herabflog und eine Henne mit ſich in die Luft nahm. Ich gedachte, dieſen Umſtand zu meinem Predigttext zu machen im Fall ich Leute antreffen würde, mit denen ich über religiöſe Gegenſtände reden könnte. Bei meiner Rückkehr nach Hauſe fand ich die Leute beſchäftigt mit Wegräumung des dürren Graſes, das um das Dorf herum iſt. Sie ſagten, wir machen jetzt eine Mauer zum Schutz gegen das Feuer, das vor der Regenzeit angezündet wird, um das hohe Gras und dürre Holz zu verbrennen. Ich ſprach mit ihnen über die rechte Mauer, die der Menſch in der Gerechtigkeit Chriſti, des Sohnes Gottes, finden muß, wenn er gegen das ewige Feuer der Hölle bewahrt werden will. Der Miſſionar muß jeden, wenn auch noch ſo geringen Umſtand zu einem Predigttext machen, wenn er den Leuten anſchaulich und verſtändlich das Wort Gottes verkündigen will. Die ganze Natur und Geſchichte um ihn her muß er im Licht der Schrift zu benützen wiſſen. Er kann nicht, wie in Europa, Schrifttexte voranſtellen, obwohl alle Caſualtexte in die Schrift hineinführen und aus ihrem Ideenkreis heraus erklärt werden müſſen*). Dabei muß der Miſſionar die Bibel immer in der Hand haben und den Heiden zeigen, daß dieß das Buch Gottes iſt, in welchem uns der Weg zu Gott und zur ewigen Seligkeit gezeigt wird.

27. Januar. Als ich dieſen Morgen aus dem Thor unſeres Dorfes treten wollte, ſah ich (noch zu rechter Zeit) eine Schlange, welche den Kopf in die Höhe richtete gerade auf den Punkt hin, den ich betreten wollte. Als ſie ſich von mir be-

*) Das Buch „Der rechtſchaffene Naturaliſt“ würde ich dem afrikaniſchen Miſſionar ſehr empfehlen.

merkt ſah, kroch ſie ſogleich in den Wald hinein. Sie hatte an der Thorſchwelle unter einem Stein gelauert. Wie richtig hat der ſterbende Patriarch Jacob 1 Moſ. 49, 17. das Bild einer lauernden Schlange auf dem Wege gebraucht! Ich aber dachte an Pſ. 91, 13. In wie viel Gefahren müßte der Miſſionar unterliegen, wenn er nicht unter dem Schirm des Höchſten ſäße. Daß er unter dem Schatten des Allmächtigen bleibe und in der Gefahr bewahrt werde, dazu können die Glaubigen in der Heimath viel beitragen durch ihre Fürbitte, welche jedesmal von Gott erhört wird, wenn der Miſſionar draußen in Noth und Gefahr geräth. Da hat Gott Gelegenheit, das Gebet derer zu erhören, die zu Hauſe für den Streiter in der Ferne fürbittend einſtehen. So wirkt der glaubige Beter in alle Weite bis an die Enden der Erde. Ich habe es oft in Gefahren recht lebendig gefühlt, daß die Gebete der Heimath mich getragen haben, und ich habe es dem Heiland oft geſagt: ſiehe! hier in meiner Noth haſt du eine Gelegenheit, die Gebete deiner Kinder zu erhören, die ſie für mich vor dich gebracht haben. Paulus hat dieß auch oft erfahren. Welcher Ehrenſtand der Kinder Gottes, daß ſie mit Gott wirken und ſo Großes in aller Welt ausrichten dürfen! Das Gebet des Gerechten vermag ja viel, wenn es ernſtlich iſt, Jac. 5.

28. Januar. Wir beſuchten heute ein Wakamba-Weiler. Auf unſerem Heimweg begegneten wir einer Schaar Wanika, welche, wie ſie ſagten, einen böſen Geiſt von einem Kranken austreiben wollten. In der Mitte der Verſammlung ſtand ein hölzerner Mörſer mit Waſſer gefüllt. Neben dem Mörſer war ein Stab, den ſie Moroi nennen, in den Boden geſteckt. Er war etwa 3 Fuß lang und einen Finger dick, ſchwarz angeſtrichen und mit weißen und blauen Glasperlen und einer rothen Feder verziert. Die Wanika glauben, der böſe Geiſt liebe dieſe Glasperlen, und ſeine Aufmerkſamkeit werde nach und nach auf dieſelben hingelenkt, bis er endlich den Kranken ganz verlaſſe und ſich auf die Perlen ſetze. Ein Knabe tauchte von Zeit zu Zeit Zweige in das Waſſer und beſprengte das Haupt des Kranken, während die Verſammlung um ihn herumtanzte, trommelte und ein furchtbares Geſchrei machte. Es war mir unmöglich, ein

Wort der Warnung an dieſe raſenden Leute zu richten. Als ſie endlich ermattet ausruhen mußten, ſuchten ſie ſich durch Palmwein zu ſtärken und fingen dann das Lärmen, Tanzen und Trommeln wieder von Neuem an.

29. Januar. Die Nachrichten, die wir heute aus Indien erhielten, betrübten uns ſehr. Die indiſche Regierung ſoll ihren Dienern verboten haben, ein Intereſſe an der Evangeliſirung der Eingeborenen zu nehmen. Ich möchte fragen:

1) Iſt das der Dank, den die Engländer Gott geben für die Siege, welche Er ihnen neulich in Pendſchab gegeben hat?
2) Wird es der indiſchen Regierung Nutzen bringen, wenn ſich die redlichſten und gewiſſenhafteſten Diener derſelben von ihr deßwegen zurückziehen, weil ſie das Heidenthum mehr begünſtigt als das Chriſtenthum?
3) Werden die wahren Chriſten, die den Dienſt der indiſchen Regierung Gewiſſens halber verlaſſen werden, nicht zu Gott ſeufzen, und wird die Verachtung des Befehls Chriſti: „Gehet hin in alle Welt," nicht die Gerichte Gottes über die Verächter bringen?
4) Wird nicht das Beſtreben der indiſchen Regierung, ihre Macht durch Aufrechthaltung des Götzendienſtes zu behalten, gerade den Verluſt dieſer Macht herbeiziehen, wenn ſie die Menſchen mehr ehrt und fürchtet als den lebendigen Gott? Weiß ſie denn nicht, daß der Welt Freundſchaft Gottes Feindſchaft iſt? Glaubt ſie denn, die Hindus werden ihre wahren Freunde werden dadurch, daß ſie ihren Vorurtheilen ſchmeichelt? Werden die Heiden die Urſache dieſer Nachgiebigkeit und Schmeichelei ihrer Regierung nicht einſehen und es für Schwäche anſehen? Werden ſie nicht erkennen, daß es den Engländern mehr um ihr eigenes irdiſches Wohl zu thun iſt, als um das Wohl Indiens?
5) Wäre es nicht beſſer, wenn die indiſche Regierung aufrichtig, redlich und aus Gottesfurcht die Verbreitung des Chriſtenthums befördern würde, mögen die Folgen ſeyn, welche ſie wollen? Soll dann die engliſche Macht fallen, ſo fällt ſie mit Ehren und in einer guten Sache, ſie hat dann ihre

Pflicht gegen Gott und Menſchen gethan und kann mit gutem Gewiſſen fallen. Es wird aber nicht ſo weit kommen. Wer Gott ehrt, wird wieder von ihm geehrt werden, und ſtatt daß die engliſche Macht in Indien fallen wird, wird ſie noch ſtärker werden, wenn ſie Gott mehr Ehre gibt als den Menſchen.

6) Wenn doch nur einmal die Politiker es merken und erkennen möchten, daß die entſchiedene Anerkennung und Beförderung des Evangeliums mehr Ehre und Macht bringt, als die Verleugnung deſſelben. Die jüdiſchen Politiker meinten, es ſei beſſer, Jeſum, den Sohn Gottes, zu kreuzigen, damit nicht die Römer kommen und ihnen Land und Leute nehmen, wenn alle Juden an Jeſum glauben und ihm anhangen. Aber ſiehe da! gerade dadurch, daß ſie Jeſum ihrer Politik aufopferten, haben ſie das Gericht der Zerſtörung Jeruſalems und ihres Staates herbeigeführt. So wird und muß es in Indien und auch in Europa noch allen denen gehen, welche die fleiſchliche Politik über die Wahrheit des Evangeliums ſtellen und ſich des Evangeliums ſchämen, ja es zu unterdrücken ſuchen. Die Geſchichte wird die Wahrheit deſſen, was hier geſchrieben wird, aufs Vollkommenſte beſtätigen. Womit man ſündigt, damit wird man geſtraft. Darum hat ſchon der zweite Pſalm die Hauptſumme aller ächten Politik in den Worten zuſammengefaßt: „So laßt euch nun weiſen (weil Gott V. 6, 7, ſeinen König auf ſeinem heiligen Berg Zion eingeſetzt hat, weil ſeinem Sohne Jeſu Chriſto alle Welt zum Eigenthum werden ſoll), ihr Könige, und laßt euch züchtigen, ihr Richter auf Erden. Dienet dem Herrn mit Furcht und freuet euch mit Zittern. Küſſet den Sohn, daß er nicht zürne und ihr umkommet auf dem Wege. Denn ſein Zorn wird bald anbrennen. Aber wohl Allen, die auf Ihn trauen.“

30. Januar. Von einem Eingeborenen erfuhr ich, daß die Hauptorte und Stämme des Waſegua-Volkes, das der Inſel Sanſibar gegenüber wohnt, folgende ſind: 1) Tumbatu, 2) Ufofoi, 3) Wakuere, 4) Waſeram, 5) Wadoye, 6) Wamatumbi,

7) Uſchongo, 8) Uñmia, 9) Kiſſu Kiumtu, 10) Sadan, 11) Buen, 12) Umbu la madſchi.

Im Lauf des Tages beſuchte ich Muihani, wo ich einige Leute antraf, welche ich folgendermaßen anredete: „Der Boden iſt jetzt ſehr trocken und durſtig, und es kann nichts wachſen aus Mangel an Regen. So könnt auch ihr nichts thun, das wahrhaftig gut iſt, ihr müßt vorher den Regen des Geiſtes Gottes haben, welchen er euch geben will, wenn ihr ihn mit Ernſt und Redlichkeit ſuchet. Er wird euch ein neu Herz geben, wie er der Erde durch den Regen neue Kraft gibt, daß ſie Früchte bringen kann. Mit dieſer Kraft Gottes werdet ihr von euch werfen können euer Uganga weſen, eure Zauberei, euer Erdroſſeln der Kinder, die mit Naturfehlern geboren werden, euern Muanſa, eure Bettelei en, eure Trunkenheit, eure Lügen, eure Hurereien, euern Todtenkanz, euern Ugnaro, kurz, alle eure Werke der Finſterniß. Ihr habt das trockene Gras und faule Holz verbrannt, aber die lebendigen oder die grünen Bäume hat das Feuer nicht angegriffen, es hat höchſtens ihre Rinde ein wenig ſchwarz gemacht; — ebenſo werdet ihr, wenn ihr Chriſti Geiſt, Kraft und Leben in euch habt, beſtehen können gegen das ewige Feuer, das alles Faule, Verkehrte und Sündhafte der Menſchen verzehren wird, das aber denen nicht ſchaden kann, welche mit Gott durch Chriſtum verſöhnt ſind, und Jeſum zum Freund, König und Fürſprecher haben. Ein Muika fragte, ob nach dem Tode Alles aus ſei, was für ein Unterſchied zwiſchen Chriſtus und Muhamed ſei, warum Muhamed erlaubt habe, viele Weiber zu heirathen, während Chriſtus nur Eine Frau erlaubt habe. Es freut mich, wenn die Wanika religiöſe Fragen machen; gewöhnlich ſitzen ſie gleichgiltig da, oder reden nur von zeitlichen und vergänglichen Dingen, in welchem Fall ich es immer darauf anlege, geographiſche Nachrichten einzuziehen, um doch wenigſtens etwas für mich Nützliches zu gewinnen, wenn ich nicht über das Seelenheil mit ihnen reden kann.

1. Februar. Da ich noch von Geſchwüren an den Füßen geplagt war, konnten wir die Reiſe nach Ribe, Kambe, Dſchogni und Kauma nicht unternehmen.

Unſer Häuptling hatte dieſen Nachmittag einen großen Streit mit ſeinem Nachbar Abbe Munga, welcher einem Muhamedaner ein Piſchi (Maas) Reis ſchuldig war. Der Häuptling ermahnte ihn, zu bezahlen, aber Munga wurde darüber zornig und ſpie ihm ins Geſicht mit den Worten: „Sieh nur auf deine Sache, du haſt gut reden, du haſt von den Waſungu (Europäern) gute Kleider bekommen.“ Der Häuptling wurde gleichfalls zornig, und beide fingen an, einander zu ſchlagen, als das Weib des Munga dazwiſchen trat und die Streitenden auseinander zu bringen ſuchte. Als wir von dem Streit hörten, gingen wir zu den beiden Männern und ſuchten ſie zu verſöhnen. Wir verſprachen, den Reis für Munga auf unſere Koſten zu bezahlen. Ich ergriff die Gelegenheit, beiden Männern die rechte Quelle zu zeigen, aus welcher der Menſch Kraft ſchöpfen kann, ſeinen Nächſten zu lieben und ſeinen Zorn und ſeine Selbſtſucht zu überwinden.

3. Februar. Einige Häuptlinge von Emberria waren hier. Ich verkündigte ihnen den Rath Gottes zu ihrem Heil. Nachher ſprach ich mit Marunga von Bunni über Rebmanns Reiſe nach Dſchagga. Wir gedachten, ihn zum Kilongola, d. h. zum Führer und Wegweiſer zu machen.

4. Februar. Ich ſprach gerade über die vielen Teufel, die Jeſus austrieb, als ein ſtolzer und bettelhafter Mann aus Emberria kam. Ich ſagte ihm, ein geſunder Menſch ſollte nie betteln, ſondern arbeiten und ſein eigen Brod eſſen. Nachher kam Abdalla im Auftrag des Gouverneurs von Mombas, der mich fragen ließ, ob ich meinem Knecht erlaubt habe, Elfenbein nach Mombas zu ſchmuggeln, ohne die üblichen Abgaben zu zahlen. Ich ſagte, ich wiſſe nichts von dieſer Sache, da ich keinen Handel treibe. Der Gouverneur möge nur Jeden ſtrafen, der gegen die Geſetze handle, auch wenn es mein Knecht wäre.

8. bis 14. Februar. Wir unternahmen unſere Reiſe nach Ribbe, Kambe, Dſchogni und Kauma, und am 17ten bis 19ten reisten wir nach Emberria.

20. Februar. Ich ſprach mit einigen Wanika über das Gott wohlgefällige Opfer nach Pſalm 50.

Im Verlauf des Tages las ich die Miſſionsnachrichten der

amerikaniſchen Miſſionarien unter den Neſtorianern. Ich konnte nicht umhin, eine Vergleichung anzuſtellen zwiſchen der Miſſion unter den Neſtorianern und unter den Abeſſiniern.

1) Die Neſtorianer waren unterdrückt von den Kurden, während die chriſtlichen Abeſſinier die Beherrſcher des Landes und die Herren der Muhamedaner ſind;
2) die perſiſche Regierung und der engliſche und amerikaniſche Conſul am perſiſchen Hof ſchützten die Miſſionarien, während unſere Miſſion in Habeſch völlig ſchutzlos war;
3) die Neſtorianer ließen den Miſſionarien Zeit zur Entwickelung ihrer Miſſion, während in Habeſch die Kriſis eintrat, ehe die Miſſionarien ſich ausdehnen und ihre Arbeit darlegen konnten;
4) die Neſtorianer ſind keine ſo bigotten Verehrer der Jungfrau Maria, wie die Abeſſinier, welche ſich hauptſächlich an der ſchriftmäßigen Anſicht der Miſſionarien über die Maria ärgerten. Die Haupturſache des Falles der abeſſiniſchen Miſſion lag hauptſächlich in der Macht der Prieſterſchaft, welche, wie in Griechenland und Rußland, die weltliche Macht beſtimmen konnte, die fremden Prieſter wegzujagen. Das konnten die Prieſter in Neſtorien und in der Türkei nicht, daher mußten die Miſſionarien dort geduldet und ihnen Zeit gelaſſen werden zur Entwickelung ihrer Arbeiten.

Abends beſuchte mich der mſiere (älteſte) Sahu, der einer von denjenigen Wanika iſt, die das Wort Gottes nicht einmal anhören wollen. Er iſt es auch, der die Wanika dringt und treibt, Opfer zu bringen, Saufgelage zu veranſtalten, daher wir ihn nicht mit Unrecht den Ceremonienmeiſter von Rabbai nannten. Ich ermahnte ihn herzlich, doch auf die Rettung ſeiner Seele bedacht zu ſeyn. Er ſagte, er wolle zuerſt Palmwein trinken, ſchlafen, und morgen wolle er kommen und über dieſe Dinge mit mir reden. Ich erwiederte, er ſolle jetzt mit mir über das Heil ſeiner Seele reden, weil er nicht wiſſe, ob Gott nicht dieſe Nacht ſeine Seele von ihm fordere und ihn vor Gericht ſtelle. Er ging weg mit den Worten: „Gott wird mich nicht richten.“ Es

iſt erſtaunlich, welche Macht der Finſterniß auf denjenigen Heiden liegt, welche die Anführer und Lehrer der heidniſchen Sitten und Gebräuche für Andere geworden ſind. Dieſer alte ſtarre Heide ſoll, wie ich neulich von Rebmann erfahren habe, von den Maſai erſchlagen worden ſeyn, als dieſe wilden Räuber im Frühjahr 1857 den Rabbai-Stamm überfielen und decimirten.

23. Februar. Ich faßte den Entſchluß, eine Seereiſe nach der Südküſte vom Panganifluß, nach Mgau und Kap Delgado zu machen bis an die portugieſiſchen Beſitzungen in Moſambik.

9. März. Dieſen Morgen beſuchten mich zwei alte Wanika-Frauen, die ſo ſelbſtgerecht waren als irgend ein Menſch in Europa es ſeyn kann. Als ich von dem böſen Herzen des Menſchen ſprach, ſagte eine von den Frauen: Wer hat mich bei dir verleumdet? Ich habe ein gutes Herz und weiß von keiner Sünde. Die andere Frau ſagte: Ich bin zu dir gekommen, um dich um ein Kleid zu bitten, und nicht um dein Maneno (Wort) anzuhören. Ein Mnika ſagte: Wenn ich nur immer zu deinem Chriſtus beten ſoll, wie kann ich dann meine Pflanzung beſorgen? Die Leute in Afrika wie in Europa meinen, ſie müßten immer beten und dürften nicht mehr arbeiten, wenn ſie ſich bekehren würden, und ſo ärgern ſie ſich am Evangelium aus Unverſtand und Finſterniß-Liebe. Unter Beten verſtehen ſie das laute Herplappern von Formeln u. ſ. w. Weil die Wanika ſo viele Bücher bei uns ſehen, ſo meinen ſie, wir thun den ganzen Tag nichts als beten. Das gehe wohl an bei uns, aber ſie könnten nicht die ganze Zeit hinter den Büchern ſitzen; gerade wie die Leute in Europa ſagen, der Pfarrer habe den ganzen Tag Zeit zum Beten, aber der Land- und Handwerksmann müſſe eben ſeinem Beruf nachgehen. Es iſt merkwürdig, wie der natürliche Menſch in Afrika dem unbekehrten Menſchen in Europa ſo ganz gleich iſt, ſobald das Evangelium ſeine Anforderungen an ihn macht. Es iſt ferner merkwürdig, daß der Menſch in Afrika wie in Europa aus dem irdiſchen und himmliſchen Beruf zwei ganz verſchiedene Fächer und Abtheilungen machen will, da doch Aeußeres und Inneres einander durchdringen, und unter dem Aeußern das Innere, Ewige, Göttliche ſich offenbaren ſoll. Alles was wir thun, ſollen

wir im Namen Jeſu, in der Vereinigung mit Ihm, in ſeiner Kraft, zu ſeiner Ehre und ſo thun, wie Er es auf Erden gethan haben würde. Er aber war allezeit im Himmel, obwohl er auf Erden war. Er war allezeit in dem, was ſeines Vaters war. So muß auch ein wahrer Chriſt Alles, auch das äußerlichſte Werk in Gott thun, und eine Magd, die Waſſer holt, oder ein Mann, der Holz ſpaltet, oder ſonſt ein von Gott geordnetes Werk verrichtet, muß es eben ſo freudig thun, wie wenn er in die Kirche ginge oder in der Kirche wäre. Er muß aus Fleiſch Geiſt machen.

Der Schüler Embadſchi erzählte mir, daß ſein Vater auf einer Reiſe nach Ukambani mit einem Mitreiſenden ſich entzweit habe. Der Widerſacher bat ihn eines Tags um ein Meſſer, unter dem Vorwand, ſich einen Dorn aus dem Fuß zu ziehen. Sogleich fiel er mit dem Meſſer über den Vater des Knaben her und tödtete ihn.

Die Wakamba im Innern gehen nach Norden, wo ſie zu einem Volk kommen, das Anduleni heißt und das Kameele hat und gebraucht. Ohne Zweifel iſt dieß das Land Liwen, welches die Leute von Barawa beſuchen, welche mir von den Handelskarawanen der Wakamba erzählten. Andu heißt in der Kikamba-Sprache „Menſchen," alſo Anduleni „Menſchen von Leni."

17. März. Es wurde mir heute innerlich klar, daß ich ſeit einiger Zeit zu viel gegen die heidniſchen Sitten und Gebreuche der Wanika polemiſirt habe, weil mich der Anblick ihrer Greuel zum Eifer reizte; allein ich muß ihnen mehr die Liebe Jeſu zu den Verlornen, Verirrten und vom Satan Gebundenen evangeliſiren, ich muß ſie mehr auf das Kreuz Jeſu weiſen, ich muß mehr Erbarmen zeigen und voll Erbarmen und Mitleid zu ihnen reden. Auch muß ich die Bekehrung dieſes harten Volkes mehr vom Herrn erwarten und erbitten, als von meiner Thätigkeit. Es ſind nicht die Gaben, nicht die Werke, nicht die Worte, nicht die Gebete und Gefühle des Miſſionars, ſondern es iſt der Herr Jeſus allein, der einen Menſchen bekehren kann. Er muß ſprechen: Lazare, komm heraus, und der Todte muß aus dem Grabe der Sünde und des Todes hervorgehen und leben.

Ich vollendete die Kinika-Ueberſetzung der bibliſchen Geſchichte von Dr. Barth.

Die Gleichgültigkeit und Stumpfheit der Wanika gegen das Evangelium ſchlägt mich oft ſehr nieder.

23. März. Wurde vor einer Schlange bewahrt, welche ich in dem Abtritt fand.

28. März. Ich wurde wieder, wie vor einem Jahr, mit Geſchwüren beläſtigt. Es ſcheint, dieſe Plage trete beſonders im Februar und März hervor, und erſetze das Fieber, das um dieſe Zeit in den niedrigen Gegenden graſſirt. Die Wanika gebrauchen den milchigen Saft des Mfuribaumes, den ſie mit Kaſtoröl vermiſchen und in den Körper einreiben. Dieſe Salbe ſcheint die Beulen zu lindern. Wir fühlen oft ſehr den Mangel eines tüchtigen Arztes in dieſem abgeſchloſſenen Winkel der Erde.

6. April. Als ich mit Muidani in der Leidensgeſchichte die Stelle „und Jeſus trug ſein Kreuz" las, fing er an zu weinen und ſagte: „und das war auch für mich." Muidani iſt der unter dem 27. September 1847 erwähnte Muhamedaner in Dſchumfu, wo er früher Kadi geweſen, aber wegen Ungerechtigkeit, die er beging, abgeſetzt worden und in große äußere Noth gerathen war. Er kam bald nach unſerer erſten Bekanntſchaft öfters zu uns und zeigte große Begierde, das Evangelium kennen zu lernen. Er las und ſchrieb Arabiſch und Suahili, und war überhaupt ein verſtändiger Mann. Um ihn näher kennen zu lernen und zu unterrichten, zugleich auch um ihm in ſeiner Noth Beſchäftigung und Hülfe zu gewähren, nahm ich ihn in unſer Haus auf, damit er mir bei meinen Ueberſetzungsarbeiten behülflich ſei. Es ſtellten ſich aber in der Folge allerlei Unlauterkeiten bei ihm heraus, die uns bewogen, ihn in ſeine Heimath zu entlaſſen. Er nahm zwar die Sprache Kanaans an, wurde aber kein wahrer Israelit, ſondern blieb ein Kananiter im Herzen und Leben. Doch gaben wir nicht alle Hoffnung für ihn verloren, weil er eine gewiſſe Liebe zu uns und zu dem Wort Gottes behielt.

14. April. Wir ſprachen mit Bana Cheri wegen der Reiſe nach Dſchagga.

19. bis 21. April. Ich ging nach Mombas, um die Reiſe Rebmanns nach Dſchagga zu betreiben und die Reiſemittel zu kaufen. Der Gouverneur der Feſtung war etwas bedenklich und wollte Rebmann nicht gerne ziehen laſſen, weil es ſo viele Gefahren von Galla, Wakuaſi, Maſai und wilden Thieren auf dem Wege gebe. Jedenfalls ſolle er, ſagte der Gouverneur, den Berg Kilimandſcharo nicht beſteigen, weil der Berg voll böſer Geiſter (Dſchins) ſei. Früher hätten Leute den Berg beſtiegen, ſeien aber von den böſen Geiſtern getödtet worden, ihre Füße und Hände ſeien erſtarrt, das Pulver ſei nicht mehr losgegangen u. ſ. w. Ich wußte damals noch nicht, daß ſich Schnee auf dem Berg befindet, und ſagte daher blos, Rebmann werde ſich in Acht nehmen, daß er dem feinen Sand nicht zu nahe komme, der, wie ich damals vermuthete, den Untergang der Leute herbeigeführt haben müſſe.

Bana Cheri ſagte mir, es gebe viel Kupfer in dem Land Kidata, weſtlich von Uniameſi. Die Leute ſollen dort von Menſchenfleiſch leben, ob ſie gleich viel Vieh haben. Kidata ſei nur wenige Tagreiſen vom Meer entfernt. Auch erzählte er, der große Fluß oder See in Uniameſi habe Fluth und Ebbe, was mir auffallend war.

27. April. Mein lieber Bruder Rebmann trat heute ſeine Reiſe nach Dſchagga an. Ich begleitete ihn eine kurze Strecke weit und empfahl ihn dem Schutz des allmächtigen Gottes. Die Gefühle, die ſich meiner bemächtigten, laſſen ſich unſern Freunden in der Heimath nicht beſchreiben. Seit mehreren Jahren mit einem geliebten Mitarbeiter verbunden geweſen ſeyn und ihn jetzt auf einmal ſcheiden und einen unbekannten gefahrvollen Weg betreten ſehen mitten in die afrikaniſche Heidenwelt hinein, lauter Lügner und tückiſche Menſchen zu Führern und Begleitern zu haben, die nur das Ihre ſuchen, — das iſt keine geringe Aufgabe für den, der die Reiſe unternimmt, ſowie für den, welcher zurückbleibt. Rebmann richtete ſein Angeſicht nach Südweſten, während ich in unſere einſame Hütte zurückkehrte, um ihn auf betendem Herzen zu tragen.

29. April. Ich erhielt heute ein Schreiben von Rebmann,

das in Engoni, am Eingang in die große Wildniß, die nach Dschagga und Ukambani führt, geschrieben war.

1. Mai. Diesen Morgen kam ein Mnika von Ribe. Nachdem er sich gesetzt hatte, sagte er, er habe mir ein großes Geheimniß mitzutheilen, ich möchte Jedermann aus dem Zimmer wegschicken. Ich sagte, in meinem Hause gebe es kein Geheimniß; wenn er sein Anliegen nicht offen sagen könne, so wolle ich nichts davon wissen. Hierauf präsentirte er mir eine Henne und zwei Meßchen Reis als ein Geschenk von seinem Vater, der mich um zwei Thaler bitten lasse, weil er sie brauche, um den Vater seines Weibes, die er entlassen habe, bezahlen zu können. Der Vater der Frau verlange nämlich die zwei Thaler zurück, welche er ihrem Ehegatten bei der Verheirathung gegeben habe. Da nun dieser nicht bezahlen könne, so habe der Vater ihm seine Kokosbäume genommen, und so könne jetzt der Gatte keinen Palmwein mehr trinken; deßwegen habe er mir ein Geschenk gesandt, daß ich ihm helfen soll. Ich erwiederte:

1) es sei eine Sünde, sich von seinem Weibe zu scheiden, denn es sei gegen die göttliche Ordnung der Ehe;
2) es sei besser, der Mann könne keinen Palmwein mehr trinken, damit er nüchtern werde, weil er wahrscheinlich im Zustand der Besoffenheit seine Frau weggejagt habe;
3) es wäre eine Sünde, wenn ich ihm die Mittel geben würde, mit denen er sich für Zeit und Ewigkeit verderben könnte;
4) wenn er arm, hülflos und krank wäre, würde ich ihm eine kleine Unterstützung geben; aber ein gesunder Mensch müsse arbeiten, die Wanika hätten ja Land genug, das sie anbauen und durch dessen Anbau sie sich ihr Brod erwerben könnten;
5) wir seien nicht gekommen, um Schulden zu bezahlen, wir hätten Arme und Nothleidende genug in unserer Heimath; wir seien gekommen, um die Werke der Finsterniß mit dem Wort Gottes zu strafen und ihnen den Weg zum ewigen Heil zu zeigen u. s. w.

Der Mann versuchte es auf alle Weise, mich zum Mitleiden zu bewegen. Er blieb mehrere Stunden in meinem Zimmer sitzen,

bis ich ihn wegschickte. Ich war gerade an der Kinika-Uebersetzung von Römer 7, 24.: „O, ich elender Mensch."

2. Mai. Ich wurde diesen Morgen wieder vor einem Schlangenbiß gnädig bewahrt. Als ich von meinem Bett aufstehen wollte, lag eine große Schlange so in dem Weg, daß ich unfehlbar auf sie hätte treten müssen, wenn es noch finster gewesen wäre. Ich nahm sogleich ein Beil und hieb ihr den Kopf ab. Wie oft hat mich die Treue und Macht Gottes vor Schlangen und Scorpionen bewahrt! Wie oft hat Er mir mein Leben aus großer Gefahr neu geschenkt! O möchte es ganz Seinem Dienst und Seiner Verherrlichung geweiht seyn!

Ich beschloß, den Rabbai-Stamm in vier Richtungen mit der Verkündigung des Wortes Gottes zu durchziehen. 1) Nach Kidschembeni und Bunni; 2) nach Mtambue und Kisimani; 3) nach Muihani und in die Nähe der Wakamba; 4) nach Muelle und Ruruma. Ein Missionar muß planmäßig reisen und arbeiten, sonst verliert er sich in Nebendinge. Uebersetzungen machen, literarische Arbeiten verrichten, Schule halten u. s. w. ist wohl gut, nützlich und nothwendig, aber die Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden selbst ist die Hauptsache. Man muß den Leuten nachgehen. Unser Häuptling erzählte mir, daß in seiner Jugend eine große Hungersnoth gewesen sei, in welcher der Fürst von Mombas die Wanika-Häuptlinge nach der Insel Pemba gesandt habe, um sie daselbst zu ernähren, so lange die Noth im Wanikaland währte. Dieß sei eine schöne Handlung gewesen. Rabbai Mpia sei damals noch ein dicker Wald gewesen. Ganz anders habe der gegenwärtige Gouverneur, den der Sultan von Sansibar eingesetzt hat, gehandelt. Dieser habe mehr als 500 Kinder der Wanika nach Arabien als Sklaven verkauft, nachdem er sie während der Hungersnoth für eine geringe Quantität Getreide theils gekauft, theils auf den Straßen habe auffangen lassen. Ich sagte, das sei freilich eine schwarze That, aber auch ein Gericht über die Wanika und ihre Kinder gewesen. Würden die gegenwärtigen Kinder nicht mehr Verlangen nach Unterricht und dem Worte Gottes zeigen, so könnte Gott noch ein schwereres Gericht über sie und ihre Eltern ergehen lassen, was leider!

im Jahr 1857 durch den Ueberfall der Maſai, die junge und alte Wanika ſchonungslos tödteten, nur zu wahr geworden. Ich hatte oft ſehr lebendig das Gefühl und den Eindruck, daß ein ſchweres Gericht dem Wanikaland bevorſtehe.

4. Mai. Da heute der von der Sonne ausgebrannte Boden durch einen großen Regen erfriſcht wurde, ſo nahm ich Veranlaſſung, von dem Waſſer des Lebens zu reden, welches die Seele des Menſchen in Zeit und Ewigkeit erfriſchen will.

7. Mai. Es regnete ſeit dem 4ten dieſes Monats. Ich erzählte heute den Häuptlingen und einigen andern Wanika Miſſionsgeſchichten aus dem Land der Hottentotten, Kaffern und Betſchuana. Unter Anderem erzählte ich ihnen, daß die Hottentotten einmal ſo lernbegierig geweſen ſeien, daß ſie viele Tagreiſen aus dem Innern an die Küſte von Algoa-Bai gezogen und einen 9jährigen Knaben, der leſen konnte, mit ſich auf ihren Schultern in ihre Heimath getragen haben, damit er ſie leſen lehre in Ermangelung eines Miſſionars, den ſie in Algoa-Bai vergebens geſucht hatten.

8. Mai. Ich begann die ins Kinika überſetzten bibliſchen Geſchichten den Wanika, die mich beſuchten, vorzuleſen. Zu meiner Privatlectüre wählte ich das Miſſions-Magazin der Baſeler Miſſionsgeſellſchaft, welches ich von Anfang an durchzuleſen beſchloß und wirklich bis zum Jahr 1836 durchlas.

9. Mai. Ich dachte heute an eine Reiſe nach Uſambara zu König Kmeri. Als viele Wanika bei mir waren, ſprach ich über Epheſ. 2. Aber kaum hatte ich angefangen zu reden, ſo lief Einer fort mit den Worten, ich muß jetzt Palmwein trinken und ein Sadaka (Opfer) machen. So wirft der natürliche Menſch den Schatz des Wortes Gottes weg und geht ſeinem vergänglichen und ſündlichen Vergnügen nach. Wie wird ihn das einmal reuen in der Ewigkeit, wenn er ſich erinnern wird, wie nahe ihm das Heil geweſen iſt, und wie ſchnöde er es weggeworfen hat.

Als ich Röm. 3. las, fragte ein Mnika, warum ich ſie verachte mit dieſen Worten? Ich erwiederte, das iſt nicht mein Wort, ſondern das Wort und Urtheil Gottes über alle unwiedergeborenen Menſchen, aber ihr ſeht ja von Vers 21. an, daß Gott die

Menſchen retten will in Jeſu Chriſto, den er auch für euch Wanika zum Gnadenſtuhl gegeben hat.

10. Mai. Die Häuptlinge brachten heute eine Klage vor gegen meinen Knecht, welcher meinen Eſel an ein Stück Holz bei dem Palawer oder Rathhaus (Moroni) gebunden hatte. Sie ſagten, der Knecht müſſe eine Strafe zahlen. Ich ging, um die Sache in Augenſchein zu nehmen. Ich ſah eine Anzahl Hölzer in den Boden geſteckt. Die Häuptlinge ſagten, dieſe Hölzer ſeien ihre Bücher und hier beten ſie zum Mulungu. Ich erwiederte: Wenn hier ihr Gott ſei, ſo hätte er die Hölzer nicht von einem Eſel ſollen umreißen laſſen, dieſer Gott ſei ja ſchwächer und elender als ein Eſel. Die Häuptlinge lachten dann und ſagten, ſo oft ein neues Haus im Dorf gebaut werde, ſo werde ein Sadaka (Opfer) gemacht und ein Stück Holz hier in die Erde geſteckt. Als mein Haus gebaut worden ſei, hätten ſie dieſe Sitte auch beobachtet. Ich merkte indeſſen bald, daß noch andere abergläubiſche Dinge hinter dieſen Hölzern ſtecken, was ſie mir nicht ſagen wollten. Ich verſprach nun, meinen Knecht zu warnen, daß er den Eſel nicht wieder an die Hölzer binden ſolle. Uebrigens möchte ich ihnen rathen, dieſe Hölzer zu nehmen und ein Schulhaus hier zu errichten, damit ihre Kinder unterrichtet würden, Gott, der ein Geiſt iſt, im Geiſt und in der Wahrheit anzubeten, und damit die Wanika ſolche Bücher bekommen, welche ihnen für Zeit und Ewigkeit nützlich ſind. Wenn die Rabbai-Leute ſo gleichgiltig gegen das Wort Gottes bleiben, ſo müßten wir ſie verlaſſen und zu einem andern Volk gehen, das mehr Begierde nach dem Evangelium habe.

11. Mai. In Muihani traf ich etwa 10 Perſonen, zu denen ich über Joh. 3. redete. Ein Krüppel, Namens Mringe, wunderte ſich, wie Nikodemus, als ich ſagte, der Menſch müſſe von Neuem geboren werden. Er fragte, wie das ſeyn könne? Er meinte, Gott müſſe ihm etwas Beſonderes geben, weil er in dieſer Welt ſo viel leiden müſſe.

12. Mai. Das Begräbniß eines Kindes in Rabbai Mpia gab mir Anlaß, vom Tod und der Vorbereitung auf denſelben zu reden. In Muihani traf ich hie und da eine kleine Schaar

Wanika, die ich anredete. Der Krüppel Mringe war heute noch aufmerksamer als gestern. Auf dem Rückweg traf ich wieder einige Leute. Nachher besuchte mich die alte mürrische und selbstgerechte Mutter unseres Häuptlings. Ich tödtete einen Selolopunder (Hundertfüßler) auf dem Abtritt. Ich vernahm, daß ein französisches Kriegsschiff in Mombas angekommen sei. Als unser Häuptling mich fragte, was wohl der Zweck des Schiffes sei, sagte ich, ich wisse es nicht. Er meinte, die Franzosen würden Mombas erobern oder Sklaven holen wollen, wie früher. Ich sagte, das könne nicht der Zweck seyn, da die französische Regierung mit dem Sultan in Sansibar in Freundschaft lebe und den Sklavenhandel nicht mehr dulde. Der Zweck des Schiffes werde wohl eben blos Ausdehnung des Handels seyn, und das sei ein guter Zweck, die Wanika sollten sich nicht fürchten.

21. Mai. Nach Mitternacht entstand ein solcher Sturm mit Donner verbunden, dergleichen ich seit meinem Aufenthalt an der Suahili-Küste nicht erlebt hatte. Es war als ob der Zorn Gottes in offenbarer Weise losbrechen sollte über die Greuel, welche die Wanika diesen Morgen begehen wollten, und als ob der Allmächtige den frechen und unbarmherzigen Sündern zeigen wollte, daß er sie verderben könnte und wollte, weil sie einem armen Geschöpf kein Erbarmen erzeigten. Eine Frau in Muelle hatte nämlich zwei Kinder geboren, von denen eines sechs Finger hatte, aber keine Nase und keine Lippen. Der Sitte der Wanika gemäß brachten die Eltern das mißgestaltete Kind vor die Häuptlinge mit der Erklärung, daß, da dieses Kind ein Rogo*), d. h. eine Mißgestalt sei und also künftig ein Verbrecher werden werde, sie dasselbe nicht auferziehen wollen und daher es den Häuptlingen darbringen, damit sie es im Wald erdrosseln und begraben. Dieser Erklärung gemäß wurde ihm von den Häuptlingen der Hals zusammengezogen bis es erstickte, wo sie es begruben, dann den Muansa spielen ließen und ein Sadaka (Opfer) machten, damit kein Unglück über das Land komme, weil ein Rogo geboren worden sei. Diese Nachricht wurde mir von des Häuptlings

*) Ein Kind, das mit einer Deformität oder einem Defect geboren wird, heißt Rogo, oder Rau, oder Kizoi (kleiner Zauberer).

Bruder im Geheimen, aber mit aller Offenheit mitgetheilt. Ich hatte wohl mitten im Gewitter den Muansa ſpielen hören, aber ſeine Bedeutung nicht verſtanden. Ueberhaupt geſchehen manche Greuel unter den Heiden, von denen der Miſſionar gar nichts oder nur zufällig hört, daher er oft geneigt iſt, viel beſſer von ihnen zu denken, als er ſollte. Die Wanika namentlich ſuchen Vieles vor uns zu verbergen, weil ſie wohl wiſſen, daß wir ſie in dem Licht des Wortes Gottes beſtrafen.

Sobald es Tag war und der Regen aufgehört hatte, ging ich auf die Pflanzungen und machte den Greuel des Kindermordes der Wanika zum Hauptgegenſtand meiner Reden. Die Hauptpunkte, die ich dagegen hervorhob, ſind folgende:

1) Ihr zerſtört nie die Frucht eurer Felder und eurer Bäume, ſondern ihr ſammelt ſie, bringet ſie nach Hauſe und verwahret ſie mit vieler Sorgfalt. Warum zerſtöret ihr denn die Frucht eures Leibes, die Kinder, die ihr geboren habt, was doch weder die Galla, noch die Wakuaſi, noch die Wakamba thun, ſondern allein ihr Wanika? Ihr beſtrafet den Menſchen, welcher einen Kokosbaum umhaut, warum beſtraft ihr nicht auch die Eltern, welche ihre Kinder tödten oder tödten laſſen?

2) Gott ſagt in ſeinem Wort: „Du ſollſt nicht tödten, und wer Menſchenblut vergießt, deß Blut ſoll wieder vergoſſen werden;“ folglich ſeid ihr Mörder in den Augen Gottes, der das Blut des getödteten Kindes von eurer Hand fordern wird. Das Leben des Menſchen iſt in Gottes Hand, er allein kann es geben und nehmen, wann und wie er will, aber kein Menſch hat ein Recht, das Leben eines andern Menſchen abzukürzen, ſo wenig ein Menſch ein Recht hat, das Eigenthum des Andern zu ſtehlen oder zu rauben. Auch die Eltern haben kein Recht, ihrem Kind das Leben zu nehmen, auch wenn es mit einer Mißgeſtalt geboren iſt; ſie müſſen es aus der Hand Gottes annehmen, in welcher Geſtalt er es ihnen geben will. Die Hauptſache iſt die Seele, welche unverletzt iſt, auch wenn der Körper krüppelhaft wäre. Der Menſch iſt urſprünglich nach dem

Bilde Gottes geſchaffen, was bei den Thieren nicht der Fall war; darum hat der Menſch eine große Würde, und darum wird Gott die Menſchenmörder ſchwer ſtrafen, weil ſie ein Weſen zerſtören, das zu einer großen Würde und für die Ewigkeit beſtimmt iſt.

3) Das erdroſſelte Kind iſt jetzt hingegangen vor den Richterſtuhl Gottes, um Rache zu ſchreien über ſeine Eltern, Häuptlinge und Landsleute. Dort wird es weinen und ſagen, mein Vater und meine Mutter haben mich weggeworfen und mir nicht erlaubt, auf Erden meine Beſtimmung zu erreichen. Ich komme zu dir, du Schöpfer meines Lebens, mir zu helfen gegen meine grauſamen Feinde. Und Gott wird des Kindes nicht vergeſſen, ob auch ſeine Mutter ſeiner vergäße. Er wird das unſchuldige Blut auf ihr Haupt bringen.

4) Die Wanika dürfen ſich nicht wundern, wenn ſo viele ihrer Kinder vor Hunger ſterben oder von den Muhamedanern als Sklaven nach Arabien verkauft werden, oder Jahre lang von ſchmerzlichen Geſchwüren geplagt werden, weil Gott das unſchuldige Blut heimſucht, und den unbarmherzigen Eltern die geſunden Kinder wegnimmt und ſie unbrauchbar macht, damit ſie zur Einſicht kommen und ihre kindermörderiſchen Greuel fahren laſſen, welche ihren Grund nur in der Selbſtſucht und Herzenshärtigkeit haben. Ihr haltet es für eine Schande, ein mißgeſtaltetes Kind zu haben, von dem ihr außerdem keinen zeitlichen Nutzen erwartet, weil es ſpäter in eurer Feldarbeit euch nicht unterſtützen und euch nicht die Mittel zu euern Saufgelagen verſchaffen kann, und weil es euch überhaupt viel Mühe und Sorge machen wird. O wenn ihr wüßtet, wie lieb der Heiland Jeſus Chriſtus die Kindlein hat, wie er ſie ſegnet, und in der heiligen Taufe ihm dargebracht und geheiligt wiſſen will, wie ihre Engel im Himmel allezeit das Angeſicht Gottes ſchauen und ihnen zu dienen bereit ſind, wie hoch würdet ihr von euern Kindern halten, wie gerne würdet ihr ſie auferziehen, auch wenn ſie euch noch ſo

große Mühe machen, und wenn sie auch für die Erde nichts nütze wären, denn auch mißgestaltete Kinder sollen doch Kinder Gottes und Jesu Christi werden, weil Er für Alle Mensch geworden und sein Leben für Alle zum Lösegeld gegeben hat.

5) Ihr behauptet, das mißgestaltete Kind werde ein Mutumui, d. h. ein Verbrecher werden, der allerlei Unglück über seine Familie und sein Land bringen werde. Wie wisset ihr das? Was hat denn das Kind Böses gethan, seitdem es geboren ist? Oder wie wißt ihr, was es in der Zukunft thun wird? Ihr habt ja bis jetzt keinen Rogo leben lassen. Daß aber ein mißgestaltetes Kind nicht gerade ein Verbrecher werden wird, daß es vielmehr zur Verherrlichung Gottes und zum Heil seiner Mitmenschen dienen kann, das sehen wir in dem Buche Jesu Christi. Als er auf Erden war, gab es viele Leute, welche von Mutterleibe an blind und lahm waren. Ihre Eltern tödteten sie nicht, wie die Wanika, sondern ließen sie leben. Der Sohn Gottes machte sie gesund und jetzt lobeten sie Gott, und wurden Werkzeuge zur Rettung vieler Menschen. Das wäre nicht geschehen, wenn sie gleich nach der Geburt erdrosselt worden wären.

6) Doch wenn meine Vorstellungen nichts bei euch helfen, so gewähret mir doch eine Bitte — laßt die Rogo leben und bringt sie mir, ich will sie nähren, kleiden und erziehen und sie euch, wenn ihr wollt, zurückgeben, wenn sie erzogen sind, oder auf andere Weise für sie sorgen, wenn ihr sie nicht mehr als eure Kinder betrachten wollt. Nur hütet euch, daß ihr nicht mehr den Fluch Gottes über euch bringt durch den Mord unschuldiger Wesen.

22. Mai. Ich sprach gegen den Kindermord bei jeder Gelegenheit und zu allen Wanika, die zu mir kamen.

23. Mai. War in Kidschembeni und sprach gegen den Kindermord. Eine Frau erhob ein großes Gelächter, als ich diesen Punkt berührte. Eine andere dagegen war gefühlvoller und sagte: Es ist wahr, das Erdrosseln der mißgestalteten Kinder ist

eine böſe Sitte. Eine andere ſagte: Wir bleiben bei unſerer Ada (Sitte).

24. Mai. Während ich im Zerklopfen von Steinen neben meiner Hütte begriffen war, ſah ich auf einmal zwei Europäer; es waren zwei Offiziere von dem franzöſiſchen Kriegsſchiff, das den Hafen von Mombas unterſuchte. Einer von ihnen war ein guter Botaniker. Die Herren waren ſehr freundlich.

27. Mai. Ich beſuchte die alte Mutter unſeres Häuptlings. Sie war etwas weniger hart und ſelbſtgerecht als bei meinen frühern Beſuchen. Sie ſcheint etwas Licht zu faſſen aus der verkündigten Wahrheit. Nachher beſuchte ich Muandoro, der mich oft beſucht. Er iſt einer der Aelteſten von Rabbai Mpia. Ich ſprach mit ihm über den neuen Himmel und die neue Erde, wohin Niemand ohne ein neues Herz kommen könne.

Mit großem Mißfallen hörte ich, daß ein franzöſiſcher Matroſe in das Haus eines Mnika ging, um die Frau zu mißbrauchen. Die Wanika wollte eine Klage vor mich bringen, unterließen es aber, als ſie hörten, daß die Franzoſen nicht zu meiner Kabila, d. h. zu meinem Stamm oder Volk gehören.

31. Mai. Der Krüppel Mrinze beſuchte mich heute in Rabbai Mpia zum erſten Mal. Ich zeigte ihm, daß man Gott als Vater, Sohn und heiligen Geiſt erkennen und anbeten müſſe. Das war ihm ſehr merkwürdig und gab ihm einen beſondern Eindruck.

1. Juni. Ich ſprach mit dem Häuptling über die Nutzloſigkeit der Wizumba wia Mulungu, d. h. der kleinen Hütten, welche die Wanika in der Nähe ihrer Dörfer bauen, wo ſie ihre Opfer verrichten und wo ſie glauben, daß die Koma oder Schatten der Verſtorbenen ſich aufhalten, und wo ſie auch manche Dinge aufbewahren als in einem unverletzlichen Aſyl. Ich ſagte, wer wahre Furcht Gottes im Herzen hat, fürchtet ihn nicht nur an Einem Ort, ſondern überall, und beſtrebt ſich, das Eigenthum ſeines Nächſten nicht nur in einem heiligen Aſyl, ſondern an jedem Ort unangetaſtet zu laſſen. Der wahre Uganga und das wahre Kizumba dſcha Mulungu (Hütte oder Haus Gottes) ſei ein neues Herz, das die Sünde in allen ihren Geſtalten haßt.

Das ſei auch das rechte Sadaka (Opfer), das wir täglich bringen müſſen. Die Wanika hätten wohl auch einen Glauben, aber er ſei Aberglaube, der den Menſchen zu andern Sünden anleite, wenn er ihn auch vor manchen Arten von Sünden bewahre. Nur der wahre Glaube an Chriſtum und ſein Opfer am Kreuz reinige das Herz von allen Sünden, er ſchneide der Sünde die Wurzel ab. Es ſei freilich nicht recht, dem Menſchen den Aberglauben wegzunehmen, wenn nicht der wahre Glaube an deſſen Stelle gepflanzt werde. Der Menſch würde dann in Unglauben fallen, und dieſer ſei noch verderblicher als der Aberglaube. Und in der That würde Afrika durch den Umgang mit Europäern, die keine wahren Chriſten ſind, noch unglücklicher werden als es bereits iſt, weil es dem Unglauben anheimfallen würde. Darum hat die Weisheit Gottes auch dieſen Kontinent bisher gleichſam verſchloſſen, bis der wahre Glaube durch das Evangelium ausgebreitet werden wird. In andern Kontinenten hat die Vorſehung Gottes durch die mehr ausgebildeten Religionsſyſteme dem Unglauben, der von Europa ausgeht, Schranken geſetzt. In Afrika aber ſtehen ihm phyſiſche Schranken entgegen, die erſt ganz fallen werden, wenn ein wahrhaftiges Chriſtenvolk mit Afrika in Berührung kommen wird. So ſteht Alles in Beziehung zum Reich Gottes, und beweist die wunderbare Wegregierung Gottes, die auf ein letztes Ziel hinarbeitet.

5. Juni. Ich war dieſen Morgen ſehr niedergeſchlagen theils wegen meinem eigenen harten Herzen, theils wegen der Gleichgültigkeit der Heiden um mich her. Nachmittags ging ich nach Muihani und ſprach zu einer Schaar Wanika, die ich auf einer Pflanzung antraf. Mein Gemüth wurde unter dem Reden etwas aufgeheitert. Das iſt es, dachte ich, was der Schwermuth wehren kann. Wenn du niedergeſchlagen biſt, ſo gehe hinaus und rede von Chriſto zu den Leuten, wenn es auch nur zu Kindern iſt. Wenn du neue Gnade und Frieden von Gott haben willſt, ſo erzähle Andern, was Er ſchon an dir gethan hat und was er nach ſeiner Verheißung an Sündern thun will, und dein Herz und Mund wird wieder warm, lebendig und ſelig werden.

6. Juni. Der Krüppel Mringe beſuchte mich abermals.

Ich las ihm einen Theil der Leidensgeſchichte Jeſu Chriſti. Auch ein anderer Mnika hörte mit Aufmerkſamkeit meiner Rede zu. Ich denke oft, es könnte bald eine Veränderung unter dieſem Volke vorgehen, oft aber bin ich in meiner Erwartung wieder ſehr niedergeſchlagen. Der Herr muß ſeinen Geiſt ausgießen und den Samen des Worts ſegnen, den ich einſtweilen auf dürren Grund ausſtreue. Ich freue mich in Hoffnung, und hoffe im Glauben, und arbeite in Geduld, bis der Herr ſeine hohen Abſichten ausführen wird.

8. Juni. Ich hörte heute, daß die wilden Maſai auf dem Weg nach Dſchagga ſich befinden und daß Rebmann genöthigt ſeyn werde, entweder nach der Küſte vom Pangani zu gehen oder in Dſchagga zu warten, bis der Weg wieder offen iſt. Als ich mit den Aelteſten über die Abſendung eines beſondern Boten nach Kadiaro oder Dſchagga Rath hielt, ſagten ſie, ich ſolle noch 3 bis 4 Tage warten. Bei dieſer Gelegenheit brachte ich abermals meine Gründe gegen den Kindermord vor und bat die Häuptlinge, doch künftig dieſe grauſame Sitte abzuſchaffen. Sie ſagten, ſie wollten ſie nicht wiederholen; aber die Folge wird zeigen, ob ſie Wort halten.

9. Juni. Ich war heute Nacht ſehr in Sorgen wegen meinem reiſenden Mitarbeiter Rebmann. Ich konnte nichts thun als ihn dem Schutz des allmächtigen Gottes anbefehlen. Wenn ihm ein Unfall begegnete, ſo würden die Heiden ſagen, wo iſt nun ihr Gott?

Bei meinem Beſuch in Kiſimani fragte eine Frau, wie der Baum geheißen habe, von dem Adam gegeſſen? Als ich erwiederte, das wiſſe ich nicht, weil die Bibel nichts davon ſage, ſo ſagte ſie, es ſei ein Ballaſi, d. h. ein Sycamorbaum geweſen. Dieſe Frau hatte lange in Mombas unter muhamedaniſchem Einfluß gelebt. Die Muhamedaner glauben, der Baum, von dem Adam aß, ſei ein Maulbeerbaum geweſen. Nach der Anſicht der Abeſſinier war es ein Platanenbaum. Ich erwiederte, es komme nicht auf den Namen des Baumes an, ſondern die traurige Hauptſache ſei das, daß Adam und wir Alle mit ihm durch Uebertretung des Gebotes Gottes in die Sünde und in den Tod ge-

fallen ſeien, daß uns aber durch den Sohn Gottes, den Lebensbaum, geholfen werden könne. Der Aberglaube ſieht nur immer auf Nebenſachen und vergißt die Hauptſache, die Sünde und die Hülfe aus der Sünde.

Kiſimani ſoll früher ein Wald geweſen ſeyn, wo Elephanten hausten. Jetzt muß man 3 bis 4 Tage weit ins Innere gehen, bis man Elephanten antrifft.

Auf meinem Rückweg ſah ich, wie ein Geier eine Henne erfaßte und in die Luft fortriß. Die Leute machten einen großen Lärmen, um ihn zu erſchrecken; allein er ließ ſeine Beute nicht fahren, ſondern flog auf einen Baum, wo er ſie verzehrte. Ich ſagte, ſehet, ſo führt Satan und Sünde euer Herz täglich weg und verderbt es, und doch lauft und bemüht ihr euch nicht, ihn zu vertreiben, ſondern folgt ihm willig auf dem Weg zu eurem ewigen Verderben.

10. Juni. Während ich dem Häuptling Matth. 10. erklärte, hörten wir plötzlich ein Jubelgeſchrei und Pfeifen, und bald vernahmen wir von den aus Dſchagga zurückgekommenen Laſtträgern, daß Rebmann von Dſchagga glücklich nach Kadiaro gekommen ſei, und daß er beabſichtige, von dort über Schimba nach Mombas zurückzukehren. Ein Theil ſeines Tagebuches wurde mir überbracht. Während ich mich über dieſe Nachricht freute und Gott dankte, brachten die ſelbſtſüchtigen Wanika ihre Klagen vor gegen Bana Cheri, den Führer der Dſcharo, d. h. der kleinen Karawane Rebmanns. Maſaki, der Häuptling, den Rebmann in Dſchagga beſucht hatte, hatte nämlich ſeinem Gaſt einen Elephantenzahn geſchenkt in Erwiederung ſeiner Geſchenke; allein Rebmann erklärte, daß er kein Kaufmann ſei und gab den Zahn zurück. Nun beanſpruchten ihn die Begleiter Rebmanns, Bana Cheri aber meinte, er gehöre ihm allein, weil er der Führer der Karawane und der König der Wildniß ſei, die Wanika jedoch meinten, der Werth des Zahns ſei unter die ganze Karawane zu vertheilen, daher entſtand ihr Streit. Dieſe Leute ſind bei dem geringſten Anlaß äußerſt ſelbſtſüchtig. Uebrigens hatten ſie Recht in dieſer Sache, was ich nachher dem Bana Cheri auseinanderſetzte.

11. Juni. Diesen Morgen besuchte mich ein Mnika, der vor vielen Jahren zum Muhamedanismus übergetreten war und in der egyptischen Armee gedient hatte. Er erzählte seinen Landsleuten große Lügen, z. B. daß die Juden in Arabien den Speichel der Muhamedaner auflecken müssen, daß er ein intimer Freund des Sultans in Stambul gewesen sei, daß es in Nubien eine Fliege gebe, welche die Größe eines vierfüßigen Thieres habe — und dergleichen Fabeln.

In dem Tagebuch Rebmanns fand ich folgende Hauptpunkte:

1) Es ist ein herrliches Land im Innern, das der Kultur fähig ist.
2) Der hohe Berg Kilimandscharo ist mit ewigem Schnee bedeckt, daher Dschagga Wasser genug hat. Das Klima ist gut, und jeder Grad von Klima kann für die Anpflanzung von Gewächsen benutzt werden.
3) Sklaverei ist eine große Plage in Dschagga. Die Häuptlinge und Stämme sind im Krieg mit einander und verkaufen die Gefangenen an die Küste.
4) Die Araber und Suahili haben die Europäer als Kannibalen verschrieen.
5) Die Macht der Häuptlinge ist absolut und despotisch. Die Häuptlinge und ihre Leute sind große Bettler.
6) Der Weg ist gegenwärtig frei von Wakuasi, kann aber jeden Augenblick von Masai und Galla gefährdet werden.
7) Die Häuptlinge würden einem Missionar erlauben, unter ihnen zu wohnen.

12. Juni. Ich ging nach Mombas, um meinen lieben Mitarbeiter nach seiner Rückkehr aus Dschagga zu begrüßen und die Details seiner Reise zu hören.

15. Juni. Wir kehrten nach Rabbai zurück, wo die Begleiter Rebmanns sogleich ihre lärmende Klage gegen Bana Cheri vorbrachten. Der Elephantenzahn war um 35 Thaler verkauft worden. Ich hätte besser gethan, keine Notiz von dem ganzen Handel zu nehmen und den Bana Cheri und die Wanika die Sache ausfechten zu lassen; denn dadurch, daß ich eine Vertei-

lung des Werthes unter die Träger und den Führer vorſchlug, machte ich mir beide Partheien abgeneigt.

Abdalla, der uns beſuchte, ſagte, die Wanika ſeien ſehr böſe auf die Franzoſen geworden, weil dieſe bei ihrem Beſuch gleich gefragt hätten, wo die Grenze ihres Landes ſei. Was, Grenze? ſagten die Wanika, gebt uns vorher ein Heſchima, d. h. ein Geſchenk. Es iſt gefährlich, wenn ein Fremder mit geographiſchen Fragen anhebt. Man hält ihn ſogleich für einen Spion des Königs ſeines Landes.

18. Juni. In Kuihani beſtrafte ich einen Knaben, der einen Vogel quälte. Er hatte ihm zuerſt alle Federn ausgeriſſen und ihn dann noch lebendig an einen ſpitzigen Stock geſteckt.

19. Juni. Ich traf viele junge Leute unter einem Kokosbaum, wo ſie lachten, ſchwatzten oder ſchliefen, bis die Zeit kommt, wo ſie auf die Kokosbäume ſteigen, um den Palmwein herabzuholen, was gewöhnlich zwiſchen 3 und 5 Uhr Nachmittags und Morgens früh um 6 und 7 Uhr geſchieht. Ich ſuchte unter allerlei Bildern, die ſie verſtehen konnten, ihnen das Wort Gottes nahe zu bringen. So müſſen auch die Orte, wo der Satan ſonſt die bethörten Heiden zur Sünde einladet, eine Kapelle für den Miſſionar werden. Ich fühlte mich zwar nicht recht aufgelegt zum Reden, aber ich fand, wie ſchon oft vorher, daß man ſeinem ſubjectiven Gefühl nicht Raum geben, ſondern nur das Wort Gottes den Leuten hinlegen muß; es iſt objectiv kräftig, und braucht nicht erſt durch die Subjectivität des Lehrers kräftig zu werden.

20. Juni. Wir wanderten zu dem Wakamba-Weiler Endenge wa Kingodo, wo wir den berühmten Wakamba-Häuptling Kiwoi (aus Kitui in Ukambani) kennen lernen wollten. Er war aber nicht zu Hauſe. Auch beſuchte ich den Mnika Heba, den ich als Führer für meine Reiſe nach Uſambara zu König Kmeri engagiren wollte.

26. Juni. Dieſen Morgen ſahen wir den kranken Sohn unſeres Nachbars Dſchuaha vor einem großen Baum ſtehen. Er hatte ein neues weißes Kleid angezogen und einen weißen Turban um den Kopf, wie die Muhamedaner ihn tragen. Seine

Eltern ſtanden neben ihm in einer ehrfurchtsvollen Stellung, indem ſie ihr Haupt und ihre Hände gegen die Erde neigten, während der Sohn über ſeinem Kopf eine Henne hin- und herſchwang, der beinahe alle Federn ausgeriſſen waren. Dabei machte er ein Geräuſch mit einer kleinen Schelle und tanzte dann hinter ſeiner Mutter her um den Baum herum. Als ich ihn anreden wollte, bat mich ſeine Mutter, wegzugehen. Die Henne wurde dann getödtet und ihr Blut an den Baum geſprengt, um die Krankheit, oder vielmehr den böſen Geiſt, der dieſelbe verurſacht haben ſoll, in den Baum hineinzubannen. Der Grund, warum er eine muhamedaniſche Kleidung anzog, war, damit der Pepo oder böſe Geiſt ihn nicht kennen ſollte. Der Vater des Kranken hatte ein Uganga mit Trommeln und Geſchrei machen wollen, unterließ es aber aus Furcht, von uns getadelt zu werden. Ueberhaupt ſuchen die Wanika, die uns kennen, ihren Aberglauben vor uns zu verbergen.

26. Juni. Ich dachte heute viel darüber nach, ob es nicht möglich wäre, eine Anzahl Miſſionsarbeiter zu erhalten, die ſich ſelbſt durch Handarbeit ernähren könnten. Mit dem Krüppel Mringe ſprach ich über die Sündfluth und daß nur acht Seelen in der Arche Noa's gerettet wurden.

28. Juni. Heute beſuchte uns der Wakamba-Häuptling Kiwoi. Beim Eintritt in unſer Zimmer ſprach er kein Wort, grüßte auch nur in kurzen Worten, ſaß dann auf einen Stuhl und blieb ſchweigſam, ich mochte ihn fragen, was ich wollte. Ich weiß nicht, war es Furcht oder Gravität, was ihn ſo ſtumm machte. Nachdem wir ihm zu eſſen und zu trinken gegeben hatten und er abreiſen wollte, bettelte er um zwei Thaler, um ſie an ſeinen Leib zu hängen. Er ſagte, der Kapitain des franzöſiſchen Schiffes, den er in Mombas beſuchte, habe ihm 10 Thaler gegeben. Ich ſchlug ihm die Bitte ab mit der Bemerkung, daß ich ihm die Thaler geben werde, wenn er mir einmal einen thatſächlichen Dienſt geleiſtet habe. Indeſſen gaben wir ihm einige Kleinigkeiten (z. B. Zündhölzchen), der Freundſchaft wegen.

29. Juni. Ich ging nach Mombas, um meine Reiſe nach Uſambara mit Bana Cheri zu beſprechen und die nöthigen Ge-

ſchenke und Artikel zu kaufen. In Mombas erhielt ich Briefe aus Sanſibar, welche uns Nachricht über die großen Veränderungen und Revolutionen in Europa gaben. Dieſe Nachrichten beſtärkten mich in meinem Wunſch, ganz Oſtafrika ſo ſchnell als möglich zu evangeliſiren, ehe das Thier aus dem Abgrund aufſteigt, unter deſſen Wüthen die Miſſion in einen Stillſtand gerathen wird.

2. September. Ich begann die Ueberſetzung des Evangeliums Johannis in die Kinika-Sprache.

Vergleichung der oſt- und weſtafrikaniſchen Miſſion. Unſere Brüder in Weſtafrika können in compacten Dörfern und großen Städten arbeiten, während wir im Oſten unter einem zerſtreuten Volke leben. Die dortigen Miſſionarien haben viel mit der Sklaverei und dem böſen Einfluß der weißen Leute, ſowie mit einem greulichen Heidenthum zu kämpfen, finden aber auch die Heiden begierig nach dem Wort Gottes, was im Oſten unter den Wanika nicht der Fall iſt. Dieſe Leute ſind ganz Fleiſch und bekümmern ſich nichts um überſinnliche Dinge. Auch iſt es ſchwer, eine größere Anzahl derſelben beiſammen zu finden, und die Errichtung von Schulen iſt beſonders ſchwierig.

3. September. Dieſen Morgen beſuchte uns der alte Muhamedaner Tſchaka in Maungudſcha. Er verlangte von unſerem Häuptling 15 Thaler Löſegeld für eine Tochter, welche ihm der Häuptling in der theuren Zeit gegen die Abgabe einer Quantität Getreide gegeben hatte. Wir hatten gewünſcht, daß die Tochter ihre alte Mutter unterſtützen möchte, da die beiden Söhne ſich wenig um ſie bekümmern.

Auf meinem Ausflug nach den Plantagen fragte mich ein Mnika, wie er zu Chriſto um ein neues Herz beten müſſe. Ich fragte ihn, was ein Kind thue, wenn es ſeinen Körper oder ſein Kleid verunreinigt habe, ob es nicht zu ſeiner Mutter gehe und weine? Die Mutter verſtehe das Kind ſogleich, und reinige es. So ſolle er nur ſein unreines Herz dem Heiland zeigen und ihn um Reinigung deſſelben bitten. Er fragte dann, ob er in den Wald gehen und dort zu Chriſto beten müſſe? Antwort: Der Heiland iſt und hört uns überall, im Hauſe, auf der Plantage,

im Walde, auf dem Wege und wo wir ihn mit einem zerſchlagenen und glaubigen Herzen anreden. Nachdem der Mann einige Zeit meiner Rede zugehört hatte, bat er mich auf einmal um einen Schlüſſel zu ſeiner Kiſte. So machen es manche Wanika. Sie hören mir einige Zeit zu, und dann fangen ſie an, um dieſes und jenes zu betteln, weil ſie glauben, ſie haben jetzt ein Recht, einen Lohn für die Mühe der Anhörung meines Maneno (Worte) zu erwarten. So machen es auch die Kinder. Sie kommen einige Mal in die Schule und erwarten dann eine Belohnung. Das würden wohl auch manche Kinder in Europa thun, wenn ſie dürften. Wir wären froh in Afrika, wenn da auch ein Schulzwang eingeführt wäre.

4. September. Die Frau unſeres Nachbars Munga fragte, ob wir nicht auch wie die Muhamedaner junge Mädchen auferziehen, um ſie hernach zu heirathen. Ich ſagte, wir betrachten dieſe heidniſche Sitte als Hurerei, und kein Hurer könne ins Reich Gottes kommen. Ein Mnika fragte, warum wir nicht weinen über den Todten, und ob man gleich nach dem Tode zu Chriſtus komme?

Dieſen Nachmittag las ich einen deutſchen Aufſatz, in welchem die Bibelüberſetzungen der Miſſionarien getadelt werden. Dieſer Tadel ſcheint mir etwas einſeitig und ungerecht zu ſeyn.

Daß die Ueberſetzungen der Miſſionarien mehr oder weniger mangelhaft ſind, will ich gerne zugeben, aber die Urſache liegt nicht in den Miſſionarien, ſondern in den eigenthümlichen Umſtänden, denen auch andere europäiſche Ueberſetzer unterworfen ſind, die nicht Miſſionarien ſind.

1) Die Miſſionarien ſind genöthigt, mit der Ueberſetzung der Bibel zu eilen, um die Bedürfniſſe ihrer Bekehrten oder Schüler ſo ſchnell als möglich zu befriedigen. Wenn man in Europa auf vollendete Ueberſetzungen hätte warten müſſen, ſo hätte man heute noch zu warten, denn keine vorhandene Ueberſetzung iſt ganz vollkommen. Die Septuaginta hat viele Fehler, und doch iſt ſie unzähligen Seelen zum Segen geworden. Und ſo iſt es mehr oder weniger mit allen vorhandenen Ueberſetzungen der Bibel in den

europäiſchen Sprachen. Das ganze Bibelſyſtem neutraliſirt die einzelnen Schriftſtellen, welche unrichtig überſetzt werden. Ketzereien und Sectirereien, die aus fehlerhaften Ueberſetzungen entſtanden ſeyn ſollen, haben ihren Grund nicht ſowohl in den mangelhaften Verſionen als in der Finſterniß-Liebe und dem Hochmuth des menſchlichen Herzens.

2) Die Sprachen barbariſcher Völker ſind gewöhnlich ſo arm, daß es im Anfang ſchwer iſt, einen adäquaten Ausdruck für die geiſtigen Begriffe der Bibel zu finden, z. B. für Rechtfertigung, Wiedergeburt, Heiland, Heiligkeit u. ſ. w. Es braucht Zeit, bis eine barbariſche Sprache ſich zu dem Standpunkt der theologiſchen Sprache der Bibel erhoben hat. Die neuen geiſtigen Eindrücke finden nicht gleich ihren rechten Ausdruck oder ihre rechte äußere Form. Erſt mit der Entwickelung einer bekehrten Nation kann eine Bibelüberſetzung vervollkommnet werden.

3) Es iſt natürlich, daß unbekehrte Eingeborene einen großen Theil der überſetzten Bibel nicht verſtehen, denn die bibliſchen Ideen ſind über ihren Horizont. Geſetzt, ein europäiſcher Kritiker, der noch dazu ſelbſt ein Gegner der Bibel iſt, kommt in ein Heidenland, nimmt die vom Miſſionar überſetzte Bibel vor ſich, läßt einen unbekehrten Heiden eine Stelle leſen und fragt dann, ob er ſie verſtehe? Natürlich wird der heidniſche Leſer nicht wiſſen, was er aus der Sache machen ſoll. Dieß iſt dann dem Kritiker Beweis genug, das Werk des Miſſionars für ſinnlos zu erklären. Aber ich frage, würde nicht der unbekehrte Heide daſſelbe Urtheil abgeben, auch wenn die Ueberſetzung von dem Kritiker ſelbſt gemacht worden wäre? Weil die Bibel ganz andere Ideen hat, als das Heidenthum, ſo muß ſie auch ein anderes ſprachliches Kleid haben, das dem an die conventionelle Sprache des Tages gewohnten Heiden durchaus nicht paſſen will.

4) Die Fehler der vom Miſſionar ausgefertigten Ueberſetzung zu verbeſſern, wäre die Aufgabe der europäiſchen Wiſſenſchaft. Kritiſiren, Klagen und Lamentiren, oder Verdäch-

tigen iſt keine Kunſt. Verbeſſere den Irrthum, wenn du kannſt — hic Rodus, hic Salta. Es iſt überhaupt ein großer Jammer, daß der Menſch in ſeinem Hochmuth Alles gleich kritiſiren will, ohne doch die gerichtete Sache beſſer machen zu können. Jeder Menſch iſt von Natur ein räſonirender Revolutionär; deßwegen ſtellt das Wort Gottes die Forderung an den glaubigen Menſchen: ziehet an herzliches Erbarmen, Gütigkeit, Freundlichkeit, Liebe u. ſ. w. Kol. 3, 12. Auch im Reich Gottes gibt es viele Räſonirer und Disputirer. Wer aber ſich ſelbſt kritiſirt und viel betet, der räſonirt nicht über Andere; wer nicht betet und nicht an ſein eigen Herz denkt, wird ſtets räſoniren und ſich an Andern aufhalten und ärgern.

5) Wir bleiben alſo bei dem Satz: die erſte Ausgabe einer Bibelüberſetzung, ſo unvollkommen ſie auch ſeyn mag, genügt für die erſte Generation eines zum Chriſtenthum bekehrten Volkes, deſſen Sprache ebenſo wiedergeboren werden muß, wie ſein Herz. Erſt wenn ein chriſtliches Volk aus ſeiner eigenen Mitte tüchtige Theologen zu produciren im Stande iſt, wird es gelingen, eine vollkommenere Bibelüberſetzung auszufertigen. Einſtweilen muß man auch die unvollkommene nicht verachten. Verachtet man doch auch den ſchlechteſten Kahn nicht, auf welchem ein in ſtürmiſcher See bedrängtes Schiffsvolk gerettet werden kann. Und ſind nicht die erſten Koloniſten eines Landes mit Blockhäuſern zufrieden, bis ſie ſich bequemere Wohnungen bereiten können?

5. September. Ich beſuchte Muelle und ſprach mit Mbume, dem Häuptling von Groß-Rabbai. Er fragte, was aus der menſchlichen Seele werde, wenn ſie den Körper verlaſſe. Ich ſagte, ſie gehe in die Welt der Geiſter, wo ſie ein gutes oder böſes Loos finden werde, je nachdem ſie hier Chriſtum und ſein Wort geliebt oder verworfen habe. Der alte Häuptling Saha wünſchte nach Europa zu gehen, um die vielen wunderbaren Sachen zu ſehen, die es dort geben müſſe. Ich ſagte, wenn er als ein bekehrter Chriſt dorthin gehe, ſo werde ihm die

Bekanntſchaft mit ſo vielen Kindern Gottes ſehr nützlich und ſegensreich ſeyn; wenn er aber mit ſeinem unbekehrten heidniſchen Herzen Europa ſehe, ſo werde ihn die Reiſe nur ſchlimmer machen, denn die vielen Dinge, die er ſehen werde, werden ſeine Selbſtſucht nur ſteigern und ihn tiefer ins Fleiſch und in die Dinge dieſer Welt verſenken.

9. September. In Bunni ſah ich einen Mann, der ein Loch aufgrub, in welches ſich eine Schlange verborgen hatte. Ich ſagte: Suchſt du auch die Schlange auf, welche in deinem Herzen verborgen iſt? Es iſt der Satan, der den Menſchen regiert und zur Sünde verführt, ſo lange ſich dieſer nicht dem Herrn Jeſu übergibt und von ihm ein neues Herz erlangt. Eine Frau bat mich um Schmuckſachen. Ich ſagte: Aeußere Urembo (Schmuck) habe ich nicht, aber hier iſt mein Schmuck, das Buch Gottes, das dir zeigen kann, wie Jeſus, der Sohn Gottes, diejenigen ſchmücken will, welche an ihn glauben.

Ich dachte dieſen Mittag über die Urſache nach, warum das Chriſtenthum nicht von Anfang an die ganze Heidenwelt, ſondern nur einzelne Theile derſelben erobert habe? Wohl darum, weil Gott vorausſah, daß ſie im Verlauf der Zeit theils in Aberglauben, theils in Unglauben verſinken, folglich die Wiederbelebung und Wiederherſtellung derſelben zur erſten Reinheit und Kraft viel ſchwieriger werden würde, als die Bekehrung roher Heidenvölker. Er ließ daher den größten Theil der Heidenwelt ihre eigene Wege gehen, bis die wahre Miſſionsgemeine der letzten Zeit geſchaffen ſeyn wird und ein wahres, göttliches Israel vorhanden iſt. Der Partikularismus des alten Israel führte zum Univerſalismus des Chriſtenthums, welches aber bald wieder in einen neuen Partikularismus zurückſank, bis mit der Reformation das Chriſtenthum wieder ſeine univerſale Lebenskraft empfing, aber bald wieder, theils durch den Formalismus, theils durch Unglauben, in ſeinem innern Trieb gehemmt wurde, weßwegen es weder das Pabſtthum noch die übrige Welt überwinden konnte. Wäre die ganze Welt der Form nach eine chriſtliche geworden, ſo hätte ſich das Antichriſtenthum viel früher und gewaltiger geoffenbart, und hätte die Reformation ganz Europa überwältigt, ſo

hätte, wenn einmal die proteſtantiſche Kirche in Unglauben fiel, das Antichriſtenthum in Europa eine univerſale Geſtalt gewonnen, ehe es nach dem Plan der göttlichen Weisheit geſchehen darf. So gibt die göttliche Weltregierung erſt durch die Geſchichte ihre Antwort auf die menſchlichen Fragen nach ihrer wunderbaren und oft verwirrt und verkehrt ſcheinenden Handlungsweiſe. Ich dachte auch nach über den Fortſchritt des Muhamedanismus in Afrika, und fand, daß er berufen zu ſeyn ſcheint, die vielen afrikaniſchen Dialekte zu verdrängen und Eine Sprache, nämlich die arabiſche, zu ſubſtituiren, ferner die Greuel der afrikaniſchen Heidenwelt zu vertilgen, und überhaupt vorbereitend dem Chriſtenthum den Weg zu bahnen, ſo große Hinderniſſe er auch auf der andern Seite dem Chriſtenthum in den Weg ſtellt. Eben dieſe vorbereitende Aufgabe haben auch die päbſtlichen Miſſionen in den Heidenländern. Alle dieſe negativen Beſtrebungen müſſen das rohe Heidenthum etwas abſchleifen, müſſen mehr bürgerliche Ordnung, ſodann wenigſtens die Idee Eines Gottes, und endlich einen gewiſſen Grad von religiöſer Sprache hervorrufen. Die muhamedaniſche und päbſtliche Miſſion iſt, wenn man ſo ſagen will, gewiſſermaßen der Grobſchmied, welcher der wahren bibliſchen Miſſionsgemeine in der letzten Zeit vorarbeiten muß, nicht mit Willen und Vorſatz, denn dieſer Grobſchmied möchte eigentlich die bibliſche Miſſion, welche für jetzt nur einzelne Lichtpunkte ſchaffen und Vorarbeit thun kann, zerſtören oder wenigſtens neutraliſiren, ſondern nach dem Willen Gottes, welcher auch das Verkehrte und Irrthümliche zu ſeinen letzten Zwecken zu gebrauchen und herumzulenken weiß. Er, der Lenker aller Dinge, wird, wenn Alles genugſam vorbereitet iſt, Rom und Mekka in den Hintergrund treten laſſen, ja er wird dieſe Centralſitze des Aberglaubens zu gleicher Zeit dem Untergang Preis geben, wie ſie auch ſo ziemlich zu gleicher Zeit geſchichtlich entſtanden ſind. Wenn Jeruſalem und die wahre Gemeine Gottes aus dem Staub und der Verborgenheit hervortreten darf, dann müſſen jene grauen Lichter untergehen, denn aus Jeruſalem muß ausbrechen der ſchöne Glanz Gottes und von dort aus wird erſt das Miſſionswerk recht betrieben werden, ohne daß der Aberglaube in Mekka

und Rom, noch der Unglaube in der proteſtantiſchen Kirche es mehr hindern und ſtören darf. Dieſe drei Feinde werden beim Sturz des Antichriſts, der ſie in ſich vereinigt hatte, auf immer gerichtet, wo man dann ſehen wird, wie auch dieſe Feinde während ihrer Herrſchaft der Endentwickelung der wahren Kirche haben dienen müſſen, ohne daß ſie es gewollt haben. O wie herrlich und großartig ſind die Gedanken Gottes, und wie kurzſichtig und einſeitig der menſchliche Verſtand, der nur geſchwind Alles nach ſeinen Gedanken einreißen, geſtalten und ordnen möchte. Wie Mancher möchte heutzutage Alles nur eilfertig nach dem Muſter der apoſtoliſchen Kirche herſtellen, ohne zu bedenken, daß es die Rechte Gottes erfordern, dem Feind des Reiches Chriſti lange Zeit freien Spielraum zu geſtatten, damit er die Grundſätze der Hölle in einer Scheinkirche auf Erden entwickeln und auswirken, und damit er endlich rechtlich überwunden und zum Schweigen gebracht werden könne. Die Wunder und Wirkungen der Hölle müſſen erſt herausgeſtellt und offenbar worden ſeyn, ehe Chriſtus ſeine letzte Gemeine aufrichten wird, welche aber nicht im Kindesalter der erſten apoſtoliſchen Kirche, ſondern im Mannesalter daſtehen ſoll. Wer Alles nach der apoſtoliſchen Kirche ordnen und herſtellen will, der begeht einen großen Rückſchritt, und handelt wie der Menſch, welcher einem Erwachſenen wieder Kinderſchuhe anziehen will, beweist aber eben damit, daß es ihm an der Erkenntniß der Höhe, Breite, Tiefe und Länge der Worte und Wege Gottes fehlt. Wer dieſe Erkenntniß erlangt hat, kann ſeine Seele in Geduld faſſen und ſich in den langſamen Gang des Reiches Gottes ſchicken. Er wird und muß zwar über das große und allgemeine Verderben ſeufzen und um und für die Offenbarung des Reiches Gottes in der letzten Zeit beten und arbeiten, aber er wird ſich vor jenem treiberiſchen und ſtürmiſchen Geiſt hüten, der Gott keine Zeit zur Entwicklung ſeiner erhabenen Abſichten laſſen will. Alles Rennen und Laufen im eigenen Geiſt, um das Reich Gottes zu machen, wird auch in unſerer Zeit ebenſo gewiß zu Schanden werden, als es zu allen Zeiten zu Schanden geworden, und als es täglich bei Jedem zu Schanden wird, der ſich durch eigene Kraft bekehren und ſeinem geiſtlichen Menſchen

eine Elle zuſetzen will. Geduld und Glauben, ſowie Treue un Gehorſam gegen das geoffenbarte Wort Gottes iſt der Weg, a dem das Reich Gottes im Großen und Kleinen zu und in un kommt. Wer dieſe Ordnung überſpringen will, wird ein unbe ſtändiger Schwärmer, der im Reiche Gottes eher ſchadet al nützt, wenn auch ſein Treiben ſcheinbar Aufſehen macht und einig Zeit Erfolg hat. Den Demüthigen gibt Gott Gnade und thu große Dinge durch ſie.

12. September. Bana Cheri ſagte heute, Kinongo, Em barawue und Enganglima ſeien die Hauptſtämme der wilden Wa kuaſi im Innern. Er erzählte uns auch von einem Stamm, ge nannt Wanito, der ſehr weit im Innern, nordweſtlich von de Inſel Patta wohne. Früher ſollen große Karawanen aus dieſe Stamm nach Patta gekommen ſeyn, um Kleider zu kaufen. Er erwähnte auch eines Salzſees im Lande Dſchadſchuru auf dem Weg nach Uniameſi.

14. September. Unſer Häuptling erzählte uns die frü here Geſchichte von Mombas auf folgende Weiſe. Nachdem die Suahili und Wanika die Portugieſen wegen ihrer Tyrannei ver trieben hatten, begaben ſie ſich nach Maskat, um den dortigen Fürſten zu bitten, Beſitz von Mombas zu nehmen, da die Sua hili nicht im Stande ſeien, die Feſtung gegen die Portugieſen zu vertheidigen. Der Sultan von Maskat ſandte einen Araber, Na mens Masrue, welcher die Feſtung ſammt der Inſel Mombas beherrſchen ſollte. Masrue kam, aber machte ſich von Maskat unabhängig. Er begünſtigte die Wanika und verſprach ihren Häuptlingen Nahrung und Kleider zu geben, ſo oft ſie nach Mom bas kämen. Die Nachkommen Masrue's hielten Wort und blie ben mit den Wanika auf einem freundlichen Fuß, bis der gegen wärtige Sultan von Maskat die Masrue-Dynaſtie vertrieb und die arabiſche Herrſchaft einſetzte, der weder die Suahili noch die Wanika gewogen ſind.

21. September. Ich vollendete die Ueberſetzung des Evangeliums Johannis in der Kinika-Sprache. Rebmann ging nach Mombas, um ſich auf ſeine Reiſe nach Kikuyu vorzubereiten.

22. September. Ich ging nach Muihani und beſuchte

ringe, der während meiner Abweſenheit in Uſambara entſchiede-
r geworden war und ſich von Rebmann förmlich unterrichten
ß, was mir bei meiner Rückkehr zu großer Freude gereichte.
ch ſprach mit Mringe über Röm. 8. und betete mit ihm. Zu
m Häuptling und ſeinem Bruder redete ich über die freie Gnade
ottes, welche wir nur annehmen ſollen mit der Hand des
laubens.

2. November. Beſuchte Mringe und ſprach über Joh. 10.
ie Kinder ſammelten ſich um Mringe her, als ich mit ihm
ach. Auf meinem Rückweg begegnete ich der alten Mutter un-
s Häuptlings, welche auf einem verfaulten Baumſtamm ſaß
d ausruhte. Ich ſagte: Siehe, ſo iſt dein Herz, verderbt und
unreinigt, du mußt zu Jeſu gehen und ihn um ein neues Herz
en, denn du weißt in deinem hohen Alter nicht, wann du
ſt, und du weißt ja wohl, was man mit dem verfaulten
umſtamm thut. Man gebraucht ihn zu Feuerholz, ſagte ſie.
wohl, ſagte ich, darum ſiehe zu, daß es deinem Herzen nach
m Tode nicht auch ſo ergeht.

5. November. Mringe kam zu mir und blieb bei mir
Abends. Er gab mir Information über verſchiedene Sitten
Wanika. Wenn ſie eſſen oder trinken, ſo legen ſie ein wenig
eiſe und Trank auf den Boden als eine Gabe für die Koma. Ich
e dieſe Sitte bei mehreren Gelegenheiten wahrgenommen, aber
e Bedeutung damals noch nicht verſtanden. Die Heiden in
lineſien thun daſſelbe.

Die Wanika glauben, jeder Baum, beſonders jeder Kokos-
m, habe ſeinen Koma, und jede Quelle oder Sumpf, wo man
ſſer findet, habe einen Schetani muzo (einen guten Satan
r guten Geiſt). Sie unterſcheiden zwiſchen Schetani muzo
d mui (guten oder böſen Geiſt). Die Zerſtörung eines Ko-
baumes betrachten ſie gleich einem Muttermord, weil dieſer
nm ihnen Leben und Nahrung gebe, wie eine Mutter dem
nde gibt.

Wenn ein Mnika ſtirbt, ſo ſalben ſie ſeinen Leib und ſein
eid mit einer Art Kaſtoröl, legen ihn auf eine Luttara, d. h.
f eine Bettſtelle aus dicken Stäben zuſammengeſetzt und tragen

ihn nach dem Grab, das so tief ist, daß ein Mann aufrecht darin stehen und mit den Händen das oberste Ende desselben erreichen kann. Das Salben des Todten heißt Sara. Während sie den Todten zu seiner Grabstätte tragen, wird ein Uira oder Tanz aufgeführt, und bei dem Grab wird entsetzlich geschrieen und geheult. Nun wird eine Ziege oder eine Kuh geschlachtet, ein Stück von der Kopfhaut des Thieres wird in die Hand des Todten gelegt, und sein Grab auf drei Seiten mit Blut besprengt. Zuletzt wird das Fleisch des Thieres unter die Verwandten und andere Anwesenden ausgetheilt, und das Fressen und Saufen beginnt dann mehrere Tage lang, jedoch so, daß mitunter abwechslungsweise geschrieen, geheult, getrommelt und getanzt wird. Früher wurden die Todten nur in der Kaya (in der Hauptstadt, Centralversammlungsort) begraben, gegenwärtig aber begraben sie dieselben auch auf den Plantagen, welche von der Kaya ferne sind; dort wird nach einiger Zeit das Haupt des Todten ausgegraben und in der Kaya beerdigt, damit der Regen nicht ausbleibe. Das Haupt wird im Grab gegen Südwesten gewendet, weil die Wanika glauben, ihre Stammväter seien von dort hergekommen.

Früher mußten auch die schwangeren Weiber in der Kaya gebären, jetzt aber dürfen sie auf den Plantagen bleiben, nur müssen sie nach der Geburt ein Sosonga machen, d. h. eine Art Reinigungsopfer bringen, bestehend aus der Rinde eines Baumes, damit der Regen nicht verhindert werde, weil eine Frau auf den Plantagen geboren hat.

Ein Mann, der das Recht des Muansaspielens mit Kühen und Reis erkauft hat, heißt ein Bora; er kann den Muansa spielen und ein mißgestaltetes Kind erdrosseln, auch in der Abwesenheit der Häuptlinge.

Ein Mann, welcher ein Lumfo hat, d. h. ein Stück von einer Kuhhaut um seinen Arm, ist ein Gofu geworden, d. h. ein mächtiger, einflußreicher Mann, aber er muß sich diesen höchsten Orden der Wanika mit Palmwein, Reis und Fleisch erkauft haben.

Viele Wanika-Jünglinge und Jungfrauen binden Glöckchen an das Ende ihrer Kleider, um durch das Läuten derselben bei

jeder Bewegung die Aufmerkſamkeit der Leute zu erregen, und ſich in den Beſitz einer Geliebten oder eines Liebenden zu ſetzen. Die Waganga brauchen die Glöckchen (enzuga) zu den Tänzen, die bei ihren Krankenheilungs-Verſuchen aufgeführt werden.

Die Wanika verſtehen das Wort „muhumoa (oder mtume in Suahili) Wa Mulungu" (d. h. Geſandter Gottes) von dem Engel oder Geiſt, welcher erſcheint, um die Seele eines ſterbenden Menſchen in Empfang zu nehmen. Ein Miſſionar muß daher dieſen Ausdruck erklären, wenn er ihn von Chriſto oder den Apoſteln brauchen will. Der Miſſionar muß überhaupt jedes Wort gründlich erforſchen.

Nachdem die Stammväter von Rabbai aus Rombo in Dſchagga nach der Küſte ausgewandert waren, ließen ſie ſich auf dem Berg Reali nieder, wo ſie eine Stadt bauten. Da ſie dann mit andern Wanika in Streit geriethen, ſo wurde die Stadt zerſtört, worauf ein Theil der Einwohner nach dem Berg Jombo oder Dſchombo im Süden zog, ein anderer Theil ſich an die Ufer des Pokomoni-Fluſſes im Norden begab, und ein dritter Theil die Stadt Bokera gründete, die jetzt Alt-Rabbai heißt. Dieß geſchah, nachdem die Portugieſen Mombas verlaſſen hatten, um nicht mehr wiederzukehren. Als die Portugieſen die Feſtung in Mombas verlaſſen mußten, ſollen ſie durch einen unterirdiſchen Graben, der noch vorhanden ſeyn ſoll, ſich in ihre Schiffe begeben haben, welche am öſtlichen Ende der Inſel vor Anker lagen. Ein Kranker ſoll zurückgeblieben ſeyn und den Suahili dieſe Nachricht gegeben haben.

Die Teita-Stämme ſollen früher in Mangea an den Ufern des Oſi-Fluſſes gewohnt haben, von wo ſie von den Galla nach Süden auf die Berge getrieben wurden, die ſie jetzt bewohnen.

Der Grund, warum die Wanika unſer Buch nicht lieben, kommt nach Mringe daher, weil die Muhamedaner auch ein Buch (den Koran) haben, aber böſe Leute ſeien, die der Wanika Kinder verkaufen.

Wenn die Wanika einen Muhamedaner gefangen halten, ſo nöthigen ſie ihn, Schweinefleiſch zu eſſen, um ihn zu beflecken; die Muhamedaner dagegen ſchneiden den gefangenen Wanika das

Haupthaar ab, um ſie als Muhamedaner erſcheinen zu laſſen. Wenn die Leute von Uſambara einen Todten begraben, ſo raſiren ſie ſein Haupt, ſalben ihn mit Oel und begraben ihn mit den Kleidern, welche er beim Sterben getragen hat, da ein friſches Kleid nicht nöthig ſei. Opfer verrichten dieſe Leute ſelten. Auch arbeiten ſie meiſt alle Tage, da ſie keinen beſondern Ruhetag haben. Sie haben überhaupt wenig Religion. Ihr König (Simba oder Zumbe) iſt ihr Mulungu (Gott), um den ſie ſich allein bekümmern.

7. November. Auf meinem Weg nach Muihani wäre ich beinahe auf eine Schlange im Gras getreten. Sie machte ſich im Augenblick davon. Ich ermahnte die alte Mutter unſers Häuptlings, der ich auf ihrer Plantage begegnete, ſich doch ganz dem Herrn Jeſu zu ergeben und ihre kurze Gnadenzeit noch zu benützen.

10. November. Der Häuptling erzählte mir von einer großen Schlange, welche bisweilen zur See geſehen werde; ſie reiche vom Meer bis an den Himmel. Die Schlange erſcheine beſonders bei ſtarkem Regen. Ich ſagte, das ſei keine Schlange, ſondern eine Waſſerhoſe, welche dem Wirbelwind auf dem feſten Land entſpreche. Mit Mringe ſprach ich über Röm. 2.

12. November. Kaum hatten wir dieſen Abend den Genuß des heiligen Abendmahls und unſer Gebet vollendet, als die Suahili kamen, die mit Rebmann nach Dſchagga und Kikuyu gehen wollten, und viel Geräuſch und unnützes Geſchwätz machten.

13. November. Rebmann wollte heute von Mombas aus ſeine zweite Reiſe nach Dſchagga unternehmen, wurde aber durch Bana Cheri, ſeinen Führer, hingehalten, der dem Scheich Gabiri 20 Thaler ſchuldig war, und deßhalb von dieſem gefangen geſetzt wurde, bis Rebmann das Geld auf Rechnung des Bana Cheri bezahlte. Ebenſo wurde ein anderer mit Rebmann reiſender Suahili von ſeinem Gläubiger ergriffen und in Mombas zurückgehalten, bis ich verſprach, den Schuldner bei ſeiner Rückkehr zur Zahlung anhalten zu wollen. Es iſt entſetzlich, wie verſchuldet dieſe Leute ſind. Man erfährt es erſt, wenn die Gläubiger eine Gelegenheit haben, ihr Geld wieder zu bekommen. Außerdem würden ſie betrogen werden. Was für ein Spionir-

weſen unter dieſen Leuten herrſchen muß, kann man ſich vorſtellen, denn der Gläubiger muß für ſich ſelbſt ſorgen, die Regierung thut nichts für ihn.

16. November. Die Galla, Wakamba und Wakuaſi ſollen nach der Mythologie der Wanika Einen Stammvater gehabt haben. Der erſte Sohn dieſes Einen Vaters ſoll Galla geheißen haben, der einem andern Stamm ſein Vieh wegnahm. Seine Brüder Mkuaſi und Mkamba forderten ihren Antheil an der Beute, welchen der Bruder Galla verweigerte. Deßhalb beraubte der Sohn Mkuaſi ſeinen Bruder Galla, und dieſer hinwiederum beraubte den Mkamba und umgekehrt. Von jener Zeit an entſtand eine tödtliche Feindſchaft zwiſchen den drei Brüdern.

17. November. Ich vollendete heute mein Kihiau-Wörterbuch, welches ich mit Hülfe eines Kamanga-Sklaven verfaßte.

Die Wahiau am See Niaſſa ſollen die Hühner nicht ſchlachten, ſondern erdroſſeln, und auch das Vieh mit Prügeln todtſchlagen.

Die Wanika von Kauma machen Kleider aus der Rinde eines Baumes, der Mgnoguo heißt. Auch die Wahiau ſollen etwas Aehnliches thun.

Sonntag den 19. November. Ich beſuchte Muihani. Wo ich Leute an der Arbeit antraf, ſprach ich über die Heiligung des Sonntags.

Mringe ſagte, er wünſche eine Hütte zu kaufen, in der er allein ſeyn und Leute um ſich verſammeln könnte. Ich gab ihm einen halben Thaler, wofür er ſich eine Hütte errichten ließ, in der ich ihn beſuchte. Es war unmöglich für den kranken, leidenden, aber Gott ſuchenden Mann, länger in der engen Hütte ſeiner Mutter zuzubringen, welche ihn zu haſſen anfieng, ſeitdem er das Wort lieb gewonnen hat. Auch ſeine Verwandten verachten ihn, und doch kann der arme Menſch nicht arbeiten und ſich ſein eigen Brod verdienen.

21. November. Als ich mit einem Jüngling in Muihani über das Wort Gottes redete, kam ſeine Mutter, die unſer Geſpräch nicht liebte, und ſagte zu mir: Geh weg von hier und ſiehe meine kranke Tochter, welche in Maſchaka, d. h. in der Noth iſt. Sie meinte, ich ſollte ihr Arznei geben. Ich ſprach

mit ihr über die Urſache der Leiden, über die Sünde, und wie die Sünde gehoben werden kann in Chriſto. Ein junger Menſch fragte: Wie und wann er zu Chriſto beten ſollte, ob Morgens oder Abends? Ich liebte den jungen Mann, der nicht ferne vom Reich Gottes zu ſeyn ſchien. Unſerem Häuptling las ich Röm. 1.

22. November. Ich beſuchte eine kranke Frau in Bunni, erklärte ihr Luc. 18. und betete mit ihr. Auf einer Plantage traf ich einen Mann, der ſeiner Tochter Schmuck aus Kupferdraht an die Arme machte. Ich ſprach von der Eitelkeit dieſer Welt, welche bald vergeht, während der Schmuck, den Chriſtus geben will, ewig bleibt. Während der Unterredung verſammelte ſich eine Schaar von Wanika. Einer derſelben hatte einen Stiel von einem Beil, aber das Beil ſelbſt fehlte ihm. Ich fragte: Kannſt du einen Baum umhauen mit dem Stiel? Er ſagte, nein. Ich erwiederte, ebenſo wenig kannſt du die Sünde und den Satan in deinem Herzen tödten ohne Jeſum Chriſtum, den Sohn Gottes. Er fragte dann, wer Chriſtus ſei? Nachher beſuchte ich Marunga, bei dem ebenfalls eine Schaar Wanika verſammelt war. Ich bat ihn, mich zu den Leuten reden zu laſſen, was ihm recht war. Abends fühlte ich einen beſondern Drang, für meinen reiſenden Bruder Rebmann zu beten. Wie ich ſpäter erfuhr, war Rebmann um jene Zeit in Bura ſehr bedrängt geweſen.

Was für abſcheuliche Sitten unter den Heiden herrſchen, davon habe ich heute ein neues Beiſpiel gehört, als ich das Wort „mſinſi — Ehebrecher" überſetzte. Ehebruch ſoll in Teita ſelten vorkommen, weil er mit 30 Ziegen geſtraft würde. Dem Fremden wird deßhalb vom Hausbeſitzer gleich geſagt, „gehe nicht zu andern Weibern im Dorf, ſondern gehe, wenn du dich nicht enthalten kannſt, zu meinem eigenen Weibe!" So ſuchen die Heiden Sünde durch Sünde zu überwinden, und einen Teufel durch einen andern zu vertreiben.

25. November. Ich beſuchte heute ein Quartier, wo ich vorher nicht geweſen war. Als ich meine Bibel öffnete, fragte eine Frau, ob ich ihr aus dieſem Buch ſagen könne, ob ſie ſchwanger ſei oder nicht. Ehe die Leute uns und unſern Beruf

näher kennen lernen, haben ſie die abenteuerlichſten Vorſtellungen. Sie halten uns für Zauberer und Wahrſager.

27. November. Auf meinem Weg nach Muihani begegnete ich vielen Wanika, zu denen ich redete. Nachher beſuchte ich den Aelteſten Abbe Mamkale, der viel Witz und Verſtand hat, aber ein großer Säufer iſt. Von ihm weg ging ich zu Mringe, der offenbar unter dem Einfluß der Gnade ſteht. Später kam ich zu der Hütte eines Mnika, der kürzlich ein kleines Kind durch den Tod verloren hatte. Er ſagte, wenn ihm wieder ein Kind geboren werde, ſo wolle er es Rebmann heißen und es uns bringen. Ich erwiederte, dieſen Namen ſolle er nur weglaſſen. Er ſolle ſein Kind nur dem Heiland übergeben, der die Kinder ſo gerne ſegnen wolle.

Die Wanika haben die Sitte, ihren Kindern Namen zu geben nach den Umſtänden oder Ereigniſſen der Zeit, in welcher die Kinder geboren werden. Weil Rebmann gerade nach Dſchagga ging, ſo wollte die Mutter ſeinen Namen wählen. So ſoll eine Mnika ihrem Kind den Namen „Mſungu" (Europäer) gegeben haben, weil es geboren wurde während meiner Anweſenheit in Kambe.

28. November. In Bunni beſuchte ich die am 22ſten erwähnte Kranke. Ich las und erklärte ihr Joh. 9. Sie ſcheint einige Liebe zur Wahrheit zu haben. Ihre Verwandte wollte aber nichts vom Wort Gottes hören, ſondern ging in den Wald, um Holz zu holen. Der natürliche Menſch hat nie Zeit, das Wort des Heils zu vernehmen. Nachher traf ich Marunga mit einigen Wanika und Muhamedanern. Als ich aufgehört hatte zu reden, ſagte er, er bekümmere ſich nichts um Muhamed, aber er wolle zu Chriſto beten, wenn er der Heiland der Menſchen ſei. Das ſagte er im Angeſicht der Muhamedaner. Gott gebe, daß ſeine Worte bei ihm zur Wahrheit werden. Voll Hoffnung kehrte ich nach Hauſe zurück; ich dachte, vielleicht wird der Herr doch bald in einigen Seelen ſein Reich aufrichten. Einem Miſſionar geht es wie einem Seemann bei langer Windſtille. Wenn ſich nur ein Wölklein am Himmel zeigt, oder das Waſſer nur im geringſten ſich zu kräuſeln anfängt, ſo hofft er auf Wind und freut ſich ſchon.

In Muihani machte mich Mringe mit ſeinem Nachbar Ndune bekannt, welcher während ſeiner Krankheit durch Mringes Geſpräche auf das Evangelium Jeſu Chriſti aufmerkſam gemacht worden war. Seine abergläubiſche Mutter hatte dem Kranken Uganga machen laſſen wollen, aber der Kranke proteſtirte gegen dieſe thörichten Gebräuche.

Mringes Mutter fragte, ob denn der Menſch immer über dem Buch ſitzen und leſen müſſe. Ich ſagte: Ein Chriſt lieſt Morgens das Wort Gottes, betet und geht dann an ſeine Tages-Arbeit. Abends macht er es wieder ſo. Während der Arbeit denkt er an Gott und das geleſene Wort.

29. November. Mringe war bei mir über Nacht. Ich ſprach mit ihm bis gegen Mitternacht über die zukünftige Welt, über die Stadt Gottes, über die Beſchäftigungen der Seligen, über den Auferſtehungsleib und viele andere Dinge. Mein krüppelhafter Zuhörer nahm mir die Worte gleichſam vom Mund hinweg. Ich fühlte, daß ſie Eindruck auf ihn machten. Es war mir ſelbſt innerlich ſo wohl, daß ich von dem, was ich ſprach, gleichſam ſelbſt aß und trank. In ſolchen Momenten fühlt man die Herrlichkeit des Miſſionsberufes. Ein Miſſionar, der im Geiſt Gottes reden kann und darf, iſt das ſeligſte Weſen, das es auf Erden gibt. Was ſind Königs- und Kaiſerwürden, verglichen mit der Würde eines Predigers im Buſch oder in der einſamen Hütte? Ich glaube, ein Erzengel würde ſein Loos mit ihm eintauſchen. Freilich gibt es auch andere Stunden, wo ihm der Miſſionsberuf der elendeſte zu ſeyn dünkt. Aber da heißt es eben: Leide dich mit dem Evangelium. Wie oft weiß ich gar nicht, wo und wie ich anfangen, wo ich einen Faden oder Anknüpfungspunkt finden ſoll bei der Stumpfheit der Leute, welche wie verlorne Schafe dahin gehen auf ihren krummen Wegen. Wenn man keine Parreſie (Freudigkeit) des Geiſtes hat, iſt es ſchwer mit dieſen Leuten umzugehen, die lange Zeit brauchen, bis ſie nur auch ein wenig begreifen können, was der Miſſionar eigentlich will. Gewiß, ein Miſſionar, der nicht freudig iſt in ſeinem Gott, wird endlich an dieſen Leuten müde werden und ſich von ihnen hinwegſehnen. Aber der Miſſionar, der ein Heidenvolk

aufgeben kann, hat ſich ſelbſt aufgegeben; und eine Miſſions-Geſellſchaft, die eine Miſſionsſtation darum aufgeben wollte, weil ſie lange keine Früchte ſieht, wäre keine lebendige mehr, weil ſie das Bewußtſeyn von der Macht der Gnade Gottes verloren hätte. Ich kann es begreifen, wie leicht ein Miſſionar bei ſolcher Muthloſigkeit auf allerlei Civiliſations-Plane gerathen mag, in der Meinung, von außen die Leute anregen zu können, welche das Wort Gottes, wie er glaubt, von innen nicht in Bewegung bringen kann. Aber dieſe Verſuche werden ihm nicht gelingen. Denn nur das Wort vom Kreuz iſt der Hebel, welcher auch das ſtumpfeſte Heidenvolk aus den Angeln heben kann und wird, wenn er unabläßig angewendet wird. Mit dieſem Hebel muß er ſiegen oder ſterben, wie jene Spartaner, welchen ihre Mütter beim Auszug in den Krieg einen Schild gaben mit den Worten: Entweder mit dieſem oder auf dieſem (d. h. entweder mit dem Schild ſiegen, oder auf demſelben todt zurückgebracht werden.)

1. December. Mringe ſagte mir, daß die Wanika glauben, der Geiſt eines Sterbenden fahre in das Kind, das eine Mutter unter dem Herzen trägt, und ſo werde jener Menſch zum zweiten Mal geboren. Das war das erſte Mal, daß ich von einer Seelenwanderung unter den Wanika hörte, und ich glaube, nur wenige Wanika kennen dieſe Idee, die ſie vielleicht von den Banianen in Mombas oder von den Muhamedanern gelernt haben, welche ſie im Umgang mit den Hindu gehört haben mögen. Weil die Kinder den Eltern ziemlich ähnlich ſind, ſo glauben die Wanika, Einer der verſtorbenen Vorfahren der Familie ſei in das Kind in Mutterleib gefahren, daher dieſes Kind ihm ähnlich ſei (uzihalana)*).

Als ich mit dem jungen Endaro, der mich ſchon oft gehört hatte, wieder von Chriſto ſprach, fragte er, wer Chriſtus ſei? Dieſe Frage fiel mir wie ein Donnerſchlag aufs Herz, weil ich geglaubt hatte, Endaro wiſſe längſt, wen ich unter Chriſtus verſtehe. Es ging mir wie dem Dr. Carey in Indien, welchem ein

*) Wahrſcheinlich iſt es dieſe Seelenwanderungs-Idee, welche die Wanika beſtimmt hat, die mißſtalteten Kinder zu tödten. Denn ſie können ja nur darum Verbrecher werden, wenn ſie es in einem früheren Körper ſchon geweſen ſind.

Eingeborener, der den Doktor oft gehört hatte, ſagte, er verſtehe ſeine Reden nicht, während doch der Redner geglaubt hatte, er ſei nach ſo langem Aufenthalt in Indien dem Volke ganz verſtändlich.

2. December. Nachdem ich mit Mringe in Muihani die Geſchichte des reichen Mannes und des armen Lazarus durchgegangen hatte, ſagte er, es habe ihm heute Nacht geträumt, er ſolle die Glasperlen, die er theils aus Aberglauben (nämlich aus Furcht vor den böſen Geiſtern), theils des Schmucks wegen am Halſe trug, wegwerfen. Ich ſagte, wenn er das Tragen dieſer eiteln Dinge für Sünde halte, wenn ihn ſein Gewiſſen darüber verdamme, ſo ſolle er nicht gegen das Licht der Wahrheit handeln, ſondern ſolle die Perlen ohne Verzug von ſeinem Körper entfernen; aber er müſſe wohl bedenken, daß er nachher verachtet und vielleicht verfolgt werden würde, und daß, wenn er ſie nicht aus Ueberzeugung und in der Kraft Gottes von ſich gethan habe, er ſie gewiß wieder ſich anhängen werde. Mit einem Eifer, der mich in Erſtaunen ſetzte, nahm er ein Meſſer, ſchnitt die Schnur entzwei und warf die Perlen auf den Boden. Ich ſprach dann über 1 Petr. 1, 1—12., betete mit ihm und verließ ihn in einer freudigen Stimmung ſeines Gemüths. Ich ging dann auf andere Plantagen, wo mir einige Leute zuhörten, andere wegliefen, und noch andere um zeitliche Dinge bettelten.

3. December. Auf meinem Weg nach Muihani begegneten mir die Aelteſten, antworteten aber nicht auf meinen Gruß und meine Anrede, da ſie ein „emfaia" hatten, d. h. eine geheime Berathung im Wald. Der Häuptling ſagte mir nachher, daß er die Aelteſten ermahnt habe, mich künftig zu grüßen.

Nach der Ausſage Mringes haben nur zwei Männer in Rabbai einen Moroi, d. h. einen Zauberſtab, mit dem ſie Uganga machen bei Krankenheilungs-Verſuchen. Wenn ein Kranker dieſen Stab verlangt, ſo muß er ihn von jenen Männern entlehnen gegen eine Abgabe von Palmwein, einer Henne, einer Ziege oder eines Kleides u. ſ. w.

4. December. Sprach in Kidſchembeni über Matth. 7. vom ſchmalen und breiten Weg. Mit Mringe fieng ich an das

Evangelium Matthäi zu leſen, d. h. ihm vorzuleſen und zu erklären, um ihn vor allem mit der evangeliſchen Geſchichte im Zuſammenhang bekannt zu machen.

7. December. Heute beſuchte mich Mamkemba, ein wohlhabender und einflußreicher Häuptling von Alt-Rabbai. Er bat mich um Arznei für einen Verwandten, welcher bei einem Saufgelage von einem erzürnten Säufer verwundet worden war. Mamkemba ſagte, ich bin gekommen, mich in der Zauberei der Europäer unterrichten zu laſſen, weil ich glaube, der Zauber der Europäer iſt ſtärker als der der Muhamedaner, und ich habe eine Henne gebracht, um mit dieſer zu Chriſto zu beten. Ich erkannte ſogleich, daß der Mann das, was er von Chriſto gehört hatte, mit dem heidniſchen Zauberweſen zuſammenmiſchte, wie alle Heiden thun, ehe ſie das Evangelium näher kennen lernen. Ich zeigte ihm nun, wer Chriſtus iſt, und was beten heißt, und um was der Menſch beten ſoll, und dann zeigte ich ihm, was Zauberei iſt, und wie dieſe als Werk der Finſterniß mit dem Evangelium im vollen Gegenſatz ſteht. Mamkemba begriff etwas von dem, was ich ihm ſagte, aber er faßte es abermals auf ſeine Weiſe auf. Er ſagte: Ich will ein Gelübde thun, daß, wenn mein Verwandter geſund wird, ich das Huren, das Lügen, das Saufen, das Betrügen aufgeben will. Ich ſagte, das wird nicht der Fall ſeyn, auch wenn der Kranke geſund wird. Du mußt erſt ein neues Herz und den Geiſt Gottes bekommen, dann wirſt du alle Sünden, nicht nur einzelne, zu verlaſſen willig ſeyn, du wirſt nicht mehr mit deinen Sünden markten, und du wirſt dann auch die Kraft haben, deine Sünden zu haſſen und zu laſſen.

Der verſchlagene Mann hat einen großen Theil ſeines Vermögens darauf verwandt, die Zauber- und Regenmacherkunſt zu lernen. Er meinte, die Europäer beſitzen dieſe Kunſt, und ich wolle ihm die Geheimniſſe nur nicht mittheilen; aber am Ende ſah er ein, daß ich im Beſitz eines ganz andern Geheimniſſes bin, von dem er aber im Ernſt nichts wollte, weil er wohl ſah, daß er ſein altes Sündenleben aufgeben müßte.

8. December. In Muelle traf ich eine Schaar Frauen, welche Uganga machen wollten, um Regen zu erhalten. Ich ſagte

ihnen: Sehet, wie verkehrt ihr handelt, wenn ihr jetzt in eurer Noth Regen von Gott wollt, den ihr doch im Herzen nicht lieb habt, d. h. in der Liebe habet und besitzet, oder in Liebesgemeinschaft mit ihm steht, sondern ihn durch eure Sünde nur beleidigt, und auch heute wieder beleidigt. Die gute und vollkommene Gabe in Christo wollt ihr nicht, sondern nur zeitliche Gaben, welche, wenn ihr sie erhaltet, euch nur noch weiter von Gott entfremden, da ihr das Getreide, das euch durch den Regen zu Theil wird, nur zu Saufgelagen, zur Eitelkeit, zur Hurerei und überhaupt zur Gottes-Vergessenheit anwendet. Gottes-Vergessenheit muß euch endlich zur Gottes-Verlassenheit führen.

Nachher hörte ich, daß diese Weiber sich versammelt hatten, um ein mißgestaltetes Kind zu tödten, was sie mir völlig verschwiegen hatten, weil Viele unter ihnen wohl wußten, daß ich diese That nach dem Wort Gottes verurtheilen würde. Ich fragte nachher den Häuptling, warum die Aeltesten ihrem Versprechen zuwider abermals ein Kind erdrosselt hätten. Er sagte, das Kind sei mit aufgerissenem Bauch, also todt geboren und in diesem Zustand den Häuptlingen von den Eltern übergeben worden; — aber ich bezweifelte sehr diese Aussage, die er wahrscheinlich ersonnen hatte, um die Greuelthat vor mir zu verbergen. O Gott, lasse mir das Blut dieses Volkes nicht zugerechnet werden wegen meiner Gleichgiltigkeit, wenn ich ihre Sünden nicht bestrafe und sie nicht genug warne vor dem künftigen Gericht! Ein Missionar hat eine furchtbare Verantwortung, eine große Würde, aber auch eine schwere Bürde.

Die Häuptlinge hatten heute auch ein Sadaka auf den Feldern gemacht, um Regen zu erhalten. In jedem Hause, in dem neulich ein Kind geboren wurde, mußte eine Henne zu dem Sadaka gebracht werden, weil die Koma keinen Regen geben, ehe der Boden von dem Blut der Gebärenden durch ein Opfer gereinigt worden ist.

Die Leute gingen auch in ihrer Regennoth zu dem Koma Msisima, welcher in einem Wasser-Tümpel bei Groß-Rabbai wohnen soll. Da von diesem Tümpel gewöhnlich Nebel aufsteigen, so glauben die Leute, dort müsse der Regen gebende Koma oder Mulungu seyn.

10. December. Auf meinem Weg nach Bunni ſah ich die vor Alter zitternde Mutter des Häuptlings einen alten Baum umhauen. Als ich fragte, warum ſie die harte Arbeit nicht durch ihre Söhne oder Enkel verrichten laſſe, ſagte ſie: ach! ſie bekümmern ſich nichts um mich, ſie machen heute ein Sadaka. Ich dachte an Matth. 15, 3—10. In Bunni und Kiſimani ſprach ich gegen den Kindermord.

Als ich nach Hauſe kam, war Mamkemba wieder da und ſagte, es ſei ihm ein Elephantenzahn geſtohlen worden, ich ſolle zu Chriſto beten, daß der Dieb entdeckt und der Zahn ihm zurückgeſtellt werde. Ich ſagte, er ſolle nur zuerſt nach dem Reiche Gottes trachten, und den Dieb, der Gott ſeine Ehre raube, in ſeinem eigenen böſen Herzen aufſuchen. Um das wolle ich beten, daß er ſich als einen Sünder vor Gott erkenne und demüthige, und daß er bei Chriſto geiſtliche und himmliſche Gaben ſuche, ehe er zeitliche von ihm verlange. Was den Elfenbeindieb betreffe, ſo könne er ihn vielleicht in Mombas bei den Banianen ausfindig machen, an welche die Suahili ihr Elfenbein verkaufen. Nur müſſe er ſeinen Zahn wohl beſchreiben können.

Mit Mringe ging ich die Bergpredigt durch. Er ſagte, die Häuptlinge hätten ihm letzthin eine Henne genommen mit Gewalt, als ſie ein Sadaka auf den Feldern machten. Ob er nun dieſelbe zurückverlangen ſolle? Ich ſagte, er ſehe ja ſelbſt, daß es der Lehre Jeſu angemeſſen ſei, ſein Eigenthum lieber fahren zu laſſen. Ueberhaupt fragt Mringe immer vorher, ob er etwas thun oder laſſen ſoll, was das Wort Gottes ſage. So fragte er z. B. ob er ſeine Kleider verändern müſſe, und unſere Kleider tragen? Die Häuptlinge würden eine Kuh von ihm fordern, wenn er die Wanika-Kleidung verlaſſen würde. Ich ſagte, auf die Kleidung komme nichts an, vor Gott gelte nur eine neue Kreatur, ein neues Herz, das Weſen dieſer Welt vergehe; — erſt eine Veränderung von innen, dann mache ſich das Aeußere von ſelbſt, was Schicklichkeit und Anſtand erfordere. Wenn ſein Herz nicht verändert würde, ſo würde er ins Heidenthum zurückfallen, und auch die europäiſchen Kleider bald wieder ablegen. In Beziehung auf Kleider ſoll er einſtweilen bei ſeiner Landes-Sitte bleiben.

14. December. Beſuchte die Mutter des Häuptlings. Sie ſagte, wenn ſie nur ſterben würde, da ſie doch keine guten Tage auf Erden habe. Ich ſagte, ſie ſolle ſich nur ernſtlich bekehren und ſich reif machen laſſen für die Ewigkeit, ſo werde ſie Gott ſchon zu ſeiner Zeit von allem Uebel erlöſen; wenn ſie aber ohne ein bekehrtes Herz und Leben ſterbe, ſo werde ihr Elend in jener Welt noch größer werden als hier.

Mit Mringe beſchloß ich die Bergpredigt. Ich ermahnte ihn, ſein Haus nicht auf Sand, ſondern auf den Felſen, Jeſum, den Gekreuzigten, zu gründen.

Abends dachte ich viel an den Berg Kilibaſſi, der unbewohnt iſt, und an deſſen Fuß ein See ſeyn ſoll. Wie? wenn dort eine Kolonie von bekehrten Wanika gegründet werden könnte?

Tödtete einen Scorpion in meinem Zimmer.

15. December. Ich hatte eine geſegnete Unterredung mit Mringe und ſeinem Nachbar Abbe Munga. Ich zeigte ihnen, daß Chriſtus der alleinige Grund unſers Heils iſt, denn er allein kann uns von der Sünde erlöſen, wie er allein es war, der die Kranken ſeiner Zeit heilen konnte. Er kann und will den Sünder ſelig machen, denn dazu iſt er Menſch worden, und deßwegen iſt er geſtorben für die Sünder, damit er ihnen ſein Leben gebe, und dieſes Leben das Leben der Sünde zerſtöre. Sodann zeigte ich ihnen, was wahrer Glaube iſt, nämlich nicht nur ein Fürwahrhalten der geſchichtlichen Thaten und Lehren Jeſu, ſondern ein lebendiges Vertrauen auf ſeine Gnade, und ein Nehmen aus ſeiner Fülle Gnade um Gnade, damit wir erlangen, was uns fehlt, und Chriſtus von uns nehme, was uns quält.

Endlich zeigte ich ihnen, daß Chriſtus Gottes Sohn iſt, und daß Gott einen Sohn haben müſſe, wenn ſchon die Muhamedaner ſich an dieſer Lehre ärgern.

Es wäre eine Unvollkommenheit in Gott, wenn er keinen Sohn, d. h. kein Ebenbild ſeiner Selbſt hätte, dem er ſich ſelbſt mittheilen, und durch das er ſich ſeinen Geſchöpfen mittheilen könnte. Liebe will und muß einen Gegenſtand haben, in den ſie ſich ergießen kann. Hätte Gott keinen Sohn, ſo wäre er auch nicht der Gott der Liebe. Das „Ich" muß ein „Du" haben,

das ihm ſelbſt gleich iſt; deßwegen haben die Muhamedaner keinen wahren Gott, ſondern beten zu einer lebe- und liebeloſen Leere in der Finſterniß und im Hochmuth ihres Herzens.

In Groß-Rabbai ſoll ſich ein Kiſuka (Teufelchen, kleiner Teufel) befinden, d. h. ein (wahrſcheinlich Heiligen-) Bild, das die Portugieſen bei ihrer Vertreibung aus Mombas zurückgelaſſen haben, und das nun von den Wanika als eine Art Kriegsgott verehrt und vor dem Ausbruch eines Krieges in Prozeſſion herumgetragen wird, um die Krieger zu Heldenthaten zu entflammen. Dieß iſt das einzige Idol, das in Oſtafrika gefunden wird, und das — merkwürdiger Weiſe — von einer paganiſirten chriſtlichen Kirche ausgegangen iſt.

20. December. Auf meinem Weg nach Muihani begegnete ich einem Mnika, welcher behauptete, Rebmann ſei von den wilden Maſai gefangen worden. Ich ſchenkte ihm keinen Glauben, da ſchon ſo viele falſche Nachrichten über den reiſenden Mitarbeiter verbreitet worden waren.

Mringe erzählte mir, daß er ſeiner Mutter Vorſtellungen gemacht habe darüber, daß ſie aus ihrer Tochter Garten Kaſſada-Wurzeln entwendet habe, ohne ſie um Erlaubniß gefragt zu haben. Dieß zeigt, wie zart ſein Gewiſſen geworden iſt. Als Heide hätte er die Handlung der Mutter nicht für Unrecht gehalten.

Mringe ſagte, die Wadigo pflegen öfter Verbrecher lebendig zu begraben, z. B. große Zauberer und Leute, welche in der Hungersnoth Kinder verkaufen. Dieß heiße „ku ſika wa moyo", d. h. lebendig begraben.

25. December. Eine Maſſe Wanika verſammelte ſich in der Kaya, um den Häuptling zu beſtrafen, weil er dem Scheich Gabiri in Mombas erlaubt hatte, mehr Waldbäume zu ſeinem Schiffbau umzuhauen, als von den Aelteſten geſtattet worden war. Der machtloſe Häuptling mußte ſeinem eigenen Volk eine Kuh zum Beſten geben. Das iſt hier zu Land Freiheit und Gleichheit. Ueberhaupt haben die afrikaniſchen Republiken das ſchon lange und vollſtändig, was die europäiſchen und amerikaniſchen anſtreben. Unter den Wanika und Wakamba iſt jeder frei und unabhängig, und doch beſchränkt durch den andern, ſo daß Freiheit

und Abhängigkeit Hand in Hand geht. In der That, die civiliſirten Republiken könnten noch Manches von den afrikaniſchen lernen.

26. December. Ich empfand große Schmerzen in einem Fußgeſchwür, das ſich ſeit einiger Zeit gebildet hatte. Bei näherer Unterſuchung fand ich etwas, was ſich bewegte. Es war ein weißer, dicker, aber kurzer Wurm mit einem kurzen und ſchwarzen Stachel. Wahrſcheinlich ſchlich er in die Wunde von dem wurmigen Scharks-Fleiſch, das ich in Mombas gekauft hatte von Seeleuten aus Schaher im ſüdlichen Arabien.

Ich hörte heute, daß die Leute mich vertreiben wollen, weil ich den Regen verhindere. Es will nämlich ſchon lange nicht regnen, trotz dem, daß die Leute von einem Ort zum andern gehen und Sadaka (Opfer) machen. Mamkemba ſoll einem Regenmacher acht Thaler gegeben haben, damit er in ſeinem Hauſe keinen Regen ſuche, obgleich er ihn beſitze. Die Wanika drohten ihm daher mit Verbrennung ſeines Hauſes, wenn er den Regen nicht hergebe.

28. December. Ich beſuchte Mringe und Rdune. Letzterer fängt auch an, die Wahrheit zu lieben, hat aber noch viel Furcht vor ſeinen Saufkameraden, welche ihn zur Strafe ziehen werden, wenn er ſie ganz verläßt.

Mringe erzählte, mehrere Häuptlinge hätten ihm geſagt, er ſolle mir nur nachfolgen, wenn er wolle. Es fehle jetzt nur an einigen Anführern, dann würden manche Wanika das Wort Gottes annehmen. Ich ſagte, er und Rdune ſollten mit ihrem guten Beiſpiel vorangehen.

Nachher ſprach ich mit der alten Mutter des Häuptlings. Sie meinte, ſie thue nichts Böſes, ſie trinke keinen Palmwein, mache kein Uganga, ſie tanze nicht u. ſ. w. Ich ſagte, allerdings thue ſie jetzt dieſe Dinge nicht mehr in ihrem Alter, wo die Sünde ſie verlaſſe, aber ob ſie auch darüber Buße thue, daß ſie dieſe Dinge in jüngern Jahren getrieben habe? ſie ſolle doch noch um ein neues Herz ſich bekümmern, ehe ſie ſtérbe, ſonſt würde ſie im Durchgang durch das Todesthal angehälten und in die finſtern Kerker des andern Todes abgeholt werden. Sie wiſſe ja, daß es bei den Wanika Sitte ſei, ein „Mana wa endſchira"

(Sohn des Weges) seyn zu müssen, wenn Jemand unverletzt nach Mombas gehen oder zurückkehren wolle. Nur diejenigen Wanika können mit Sicherheit nach Mombas gehen, denen das Privilegium des Weges dazu verliehen ist. Ein solcher privilegirter Reisender könne ohne Sorgen seyn, ein jeder anderer aber könne angehalten und eingesperrt werden. So sei es auch auf der Reise in die andere Welt hinüber. Wer da nicht Vergebung der Sünden habe durch den Glauben an den Sohn Gottes, wer nicht von ihm ein neues Herz bekommen habe, der werde jenseits von den Engeln der Gerechtigkeit arretirt und in die Gefängnisse abgeliefert, wo der zweite Tod alle unbekehrten Menschen nage ewiglich.

29. December. Ich besuchte Abbe Mamkale, welcher dießmal nüchtern war. Ich sprach davon, daß das Herz nicht getheilt seyn dürfe zwischen Gott und der Welt. Wie Einer nicht zwei Kokosbäume auf einmal erklimmen kann, so kann er auch nicht Gott und der Welt zugleich dienen.

Nachher ging ich zu dem alten Heba, der seine alte Wohnung verlassen hatte aus Furcht vor dem Koma oder Pepo (bösen Geist), welcher seine Krankheit veranlaßt haben soll. Die Wanika verändern oft ihre Wohnplätze, wenn sie krank sind. So kam Mringes Mutter von Ruruma und wohnte in Muibani, in der Meinung, dort sei ein besserer Koma. Ohne Zweifel ist eine Luftveränderung ein gutes Mittel gegen Fieber. Wenn nun die Wanika durch diese Veränderung gesund werden, so glauben sie, am jetzigen Ort müsse ein besserer Pepo oder Koma wohnen, weil sie das Verhältniß der Ursachen und Wirkungen nicht verstehen und es zu massiv auffassen. Abends vernahm ich, daß die Araber von Takaungu und Mombas den Ort Koromio gänzlich zerstört haben. Koromio hieß das Dorf, das am westlichen Ende der Kilesi-Bai auf einem Berge von entlaufenen Sklaven angelegt war. Die Niederlassung von Sklaven, die sich selbst emancipirten, drohte den Suahili gefährlich zu werden, indem ihre Sklaven sogleich den Reißaus nahmen, wenn sie etwas streng behandelt wurden. Deßwegen sandte der Gouverneur von Takaungu 500 Mann ab, die Häuser von Koromio zu verbrennen und die Sklaven zurückzubringen. Die meisten von ihnen flohen in das

Dahalo-Land, wo ſie eine neue Niederlaſſung gründen wollen. Auch im Süden von Mombas iſt eine ſolche Kolonie von entlaufenen Sklaven. Ihr Ort heißt Mua ſa gnombe. Er ſoll eine ſehr feſte Lage haben, und nicht leicht zu erobern ſeyn. Die Anführer von Koromio und Mua ſa gnombe haben mich oft eingeladen, ſie zu beſuchen, weil ſie wußten, daß die Engländer Feinde der Sklaverei ſind; allein ich hielt es nicht für weiſe, mich mit ihnen einzulaſſen, noch ſie zu beſuchen, weil ich beſorgen mußte, von den Arabern als Sklaven-Aufwiegler beſchuldigt zu werden*).

Marunga von Bunni kam zu mir, um mir den Vorſchlag zu machen, für 50 Thaler Getreide in Mombas aufzukaufen, welches ich dann an die Wanika austheilen ſolle, wenn die befürchtete Hungersnoth eintrete. Eine ſolche freigebige Handlung werde einen großen Eindruck machen und manchen Mnika von

*) Wenn ein Araber oder Suahili ſeinen Sklaven recht züchtigen will, ſo bindet er ihn mit eiſernen Feſſeln und läßt ihn den ganzen Tag in der heißen Sonne Steine zerſchlagen, und gibt ihm zugleich ſehr wenig Speiſe. Dieſe Strafe erbittert aber die Sklaven ſo ſehr, daß, wenn ſie wieder losgebunden werden, ſie entfliehen und im Walde ihren Meiſtern auflauern und ſie tödten. Wenn ein Sklave freigelaſſen wird, erhält er ein „Baroa“, d. h. eine Urkunde von ſeinem Meiſter. Wenn aber dieſer ſtirbt, ſo kommen die habſüchtigen Verwandten, nehmen die Urkunde weg, und verlangen den befreiten Sklaven zurück. Was die Ernährung der Sklaven betrifft, ſo gibt es Meiſter, welche ihren Sklaven täglich ein oder zwei Meßchen Welſchkorn geben, welches die Sklaven ſelbſt mahlen und in Brod oder Brei verwandeln müſſen. Andere Herren geben ihnen ein Stück Land, das die Sklaven anbauen, um ſich zu nähren. Sie erhalten wöchentlich ein bis zwei Tage freie Zeit, um das Landſtück zu bebauen. Diejenigen Sklaven, welche vom Meiſter ſelbſt verſorgt werden, erhalten keine freie Zeit zu Nebenarbeiten für ſich ſelbſt. Wenn die Sklaven nicht hinlänglich ernährt werden, ſo ſtehlen ſie in den Plantagen des Meiſters und der Nachbarn. Wenn eine freigelaſſene Sklavin Kinder zeugt, ſo ſind dieſe zwar frei, aber nicht vollkommen wie freie Kinder. Die Suahilis verkaufen eine ſchöne weibliche Sklavin an die Wanika für vier Kühe, nämlich zwei große Kühe zu 12 Thalern, und zwei kleine Kühe zu 6 Thalern, alſo 18 Thaler im Ganzen. Dieſe Kühe nehmen ſie, und kaufen von den Wakamba einen Elephantenzahn, der ihnen 36 bis 40 Thaler einträgt. Dieſes Geld nehmen ſie wieder, und kaufen in Kilaa damit 6 bis 7 Sklaven, welche ſie dann abermals im Wanikaland zu verkaufen ſuchen. Man ſieht, wie einträglich dieſer Menſchenhandel iſt. Oft kommen arme Fremde von andern Stämmen nach Mombas. Ein Suahili-Kaufmann nimmt ſie auf und gibt ihnen die Mittel zum Handeln im Wanika- und Wakamba-Land. Wenn der Handel keinen Gewinn bringt, ſo wird der arme Mann vom Kaufmann gepackt und als Sklave betrachtet, da ſich Niemand des unglücklichen Menſchen annimmt. Manche befreite Sklaven, die einiges Vermögen durch Handel und Arbeit ſich erworben haben, werden oft wieder von dem frühern Meiſter mit Gewalt zurückgenommen, um ſich der Habe zu bemächtigen. Die Habſucht und Hartherzigkeit vieler Suahilis und Araber kennt keine Grenzen.

dem Verkauf ſeiner Kinder zurückhalten. Ich ſagte, es ſei nicht unſere Weiſe, die Leute durch Geld oder irdiſche Gaben zur Annahme des Evangeliums zu bewegen; zweitens ſei mein Bruder Rebmann jetzt in Dſchagga, und ohne ihn wollte ich in einer ſo wichtigen und koſtſpieligen Sache nicht handeln; drittens ſollten die Wanika erſt ſelbſt ſorgen, ehe ſie fremde Hülfe in Anſpruch nehmen. Das Beſte wäre, wenn ſie Buße thun und an das Evangelium glauben würden, ehe die Gerichte Gottes ſie an ihren Unglauben, ihre Gleichgiltigkeit und Gottloſigkeit erinnern müßten. Nachdem Marunga weggegangen war, dachte ich weiter über dieſe Sache nach und fand, daß es doch meine Pflicht als Chriſt und Prediger der Liebe Gottes wäre, den Wanika beizuſtehen, im Fall die Hungersnoth wirklich kommen und ſchwer werden ſollte, damit ſie ſehen, daß die Chriſten nicht bloß mit der Zunge ihre Mitmenſchen lieben, ſondern mit der That und Wahrheit durch Aufopferung der irdiſchen Habe.

31. December. Der Miſſionar iſt Gottes Proteſtant gegen die Heidenwelt. Er ſoll Gottes Ehre unter den Heiden retten, er ſoll ſie ſtrafen darüber, daß ſie dem lebendigen Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, die ihm gebührende Ehre nicht geben, ſondern als Knechte der Sünde und des Teufels ſich gegen ihn auflehnen und Satans Reich auf Erden verſtärken und feſthalten. Der Miſſionar iſt aber auch Gottes Miniſtrant an die Heidenwelt. Er ſoll ihr Buße und Vergebung der Sünden im Namen Jeſu Chriſti verkündigen, denn Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde.

Habe ich in dem vergangenen Jahre dieſes zweifache Amt auch ernſtlich, redlich und unabläßig unter den Wanika ausgerichtet? Habe ich vor allem in mir ſelbſt proteſtirt gegen das, was meinem Herrn an mir mißfällt? und laſſe ich mir ſeine Vergebungs- und Erneurungs-Gnade miniſtriren am Schluſſe dieſes Jahres?

Wenn die Suahilis einen Todten begraben, ſo legen ſie die Frucht des Mbono (Ricinus) zu dem Kopf und den Füßen desſelben. Ein Abſchnitt aus dem Koran wird dann vorgeleſen, und ein grüner Zweig auf das Grab geſteckt als Uganga (Zauber),

daß die Hyänen*) das Grab nicht aufgraben ſollen. Auch wird mit Weihrauch (Ubani) auf dem Grab geräuchert.

16. Februar 1849. Mein lieber Mitarbeiter kam heute von ſeiner zweiten Reiſe nach Dſchagga zurück. Nach ſeiner Rückkehr wurde es Gegenſtand unſerer Berathung, ob wir nicht unſere Unterſuchungsreiſen über Dſchagga hinaus nach Uniameſi und ſogar bis an die Weſtküſte Afrikas ausdehnen ſollten. Demgemäß machten wir die nöthigen Vorbereitungen, und Rebmann entſchloß ſich, im Anfang des kommenden April mit 30 Mann ſeine weite, beſchwerliche und gefährliche Reiſe anzutreten, nachdem ich vorher nach Sanſibar gereist wäre, um die nöthigen Reiſemittel zu kaufen.

18. Februar. Die Wanika hatten heute ihr Boſo-Feſt, d. h. das Feſt der jungen Leute, welche zum Tanzen, Lärmen, Freſſen und Saufen in die Kaya kommen. Es kamen dießmal nicht viele Kinder. Mehrere beſuchten mich, als gerade der alte Saha bei mir war. Als ich mit den Kindern von Chriſto ſprechen und ihnen die Thorheit ihres Kinderfeſtes zeigen wollte, ſagte der alte verhärtete Sünder, der die Wanika bei allen Gelegenheiten vom Evangelium zurückzuhalten ſuchte: „Geht ihr fort an euer Werk zum Tanz, der iſt euer Geſchäft.“ Ich mußte mich ſehr zuſammennehmen, um nicht in Zorn gegen den Verführer auszubrechen. Ich ſtellte ihm jedoch vor, wie der Heiland geſagt habe, es wäre beſſer, daß den Verführern der Kleinen ein Mühlſtein an den Hals gehängt und ſie erſäuft würden im Meer, wo es am tiefſten iſt. Der verhärtete Häuptling ſagte darauf: „Wir Wanika verlaſſen unſern Weg nicht, du magſt uns von Chriſto ſagen was du willſt.“ Dieſer Mann wurde ſpäter von den Maſai erſchlagen. Eben ſo endete ein anderer Mnika, der einmal zu mir ſagte: „So wenig du meinen abgehauenen Finger wieder an meine Hand hin heilen kannſt, ſo wenig verlaſſen wir unſere Sitten.“ Dieſer Mann entzündete im beſoffenen Zuſtand

*) Die Wanika halten die Hyäne für ihren Vater und laſſen dieſes Thier nicht tödten. In Dſchogni ſoll einmal ein Suahili eine Hyäne getödtet haben, und deßhalb in große Noth gekommen ſeyn. Das ganze Land ſchrie zuſammen „baba amekuffa“ (der Vater iſt geſtorben), eine Todtenfeier wurde veranſtaltet, und der Muanſa geſpielt. Alles trauerte.

eine Maſſe Pulver, welches ihn jämmerlich verbrannte, ſo daß er unter großen Schmerzen ſtarb.

5. April. Rebmann trat ſeine Reiſe nach Uniameſi an. Ich begleitete ihn bis an den Fuß des Berges Kadiaro, von wo ich am 15ten nach Rabbai mit fünf Mann zurückkehrte.

16—18. April. Ich ruhte von meinen Reiſeſtrapatzen aus, die ſtarken Tagmärſche hatten mich ſehr ermüdet.

19. April. Eine Anzahl Wanika beſuchten mich. Ich ſprach mit ihnen über Epheſ. 2. Die Frage, wie denn der Teufel ſo ſchnell überall in der Welt ſeyn könne, beantwortete ich damit, daß ich ſagte, der Satan ſei ſogleich da, ſobald er beim Menſchen eine Neigung zur Sünde wahrnehme. Wo irgend eine vorſchlagende ſündliche Empfindung ſei, da ſei Finſterniß, und in der Finſterniß wirke der Teufel, die Sünde ſei ſein Territorium. Sobald alſo der Menſch auch nur in Gedanken etwas wolle, was gegen das Gebot und den Willen Gottes ſei, ſo betrete er des Teufels Territorium. Da nun alle Menſchen auf der ganzen Erde von Adam an Sünder ſind, oder eine ſündhafte Natur haben, ſo ſei der Teufel überall. Wer aber mit ſeinem Herzen zu Gott nahe und ſeinen Willen beſtändig in Gott einführe oder mit Gott vereinige, der widerſtehe dem Teufel, daß er fliehen müſſe; denn wer in Gott iſt, der iſt im Licht, und ins Licht hinein könne der Teufel nicht. Mit dem Satan verhält es ſich wie mit einer Speiſe, die man irgendwo aufſtellt. Sogleich kommen die kleinen Ameiſen und verzehren ſie. So weiß auch Satan ſogleich, wenn wir verſuchlich ſind, und wenn er kommen darf. Nur zu dem Demüthigen darf er nicht kommen.

20. April. Ich mußte heute ſehr ſcharf mit Mringe reden, weil er ſich eine Sünde zu Schulden kommen ließ, die das Werk der Gnade in ihm verdrängen würde, wenn er in dieſer Sünde beharrte. Wie köſtlich und tröſtlich iſt doch für einen Miſſionar der Brief Pauli an die Korinther, in welchem begnadigte Chriſten vorkommen, an denen aber auch noch Vieles vom alten Menſchen offenbar wurde.

Ein Mkamba, der mich beſuchte, ſagte, es ſei nordöſtlich von Mbellete ein See Namens Zamburu und ein Volksſtamm, der

Andile heiße. Dorthin kommen Muhamedaner, welche von den Waſungu (Europäern) reden. Jenſeits Adaka und Mberre ſeien ſchwarze Leute, dann komme die See.

21. April. Die Wanika ließen wieder den Muanſa brummen. Sie ſagten, heute ſterbe er und liege begraben, bis er in Keskaſi (im Nov.) wieder aufwache, weil dann die Saufgelage wieder anfangen. Wie richtig hat doch Paulus Epheſ. 4, 17—19. die Heiden gezeichnet! Ja wahrlich, ſie ſind ruchlos, weil ſie nicht mehr fühlen, was Wahrheit iſt, und weil ſie ſo ganz in die Sünde dahin gegeben ſind zu thun, was nicht taugt, und weil ſie Gott weder danken, noch ihn ehren*).

Als ich gegen den Muanſa ſprach, ſagte ein Häuptling, es ſei ihre Sitte, durch das Brummen des Muanſa alle Jahre die Mäuſe zu tödten.

Einige Leute aus Mberria waren hier und bettelten von mir allerlei Dinge, nur das Eine Nothwendige (die Erkenntniß der Wahrheit) nicht, auf das ich ſie aufmerkſam machte.

23. April. Ich hatte mit dem Häuptling und einem Alten, Namens Muandoro, ein liebliches Geſpräch über den Zuſtand nach dem Tod. Ich las letzterem die Leidens- und Auferſtehungs-Geſchichte Jeſu Chriſti vor, und ſprach dann über die Miſſion.

1) Den Heiden muß das Evangelium gepredigt werden.
2) Wer unter ihnen aus der Wahrheit iſt, und ſchon vorher, ehe das Evangelium kommt, in ſeinem Gewiſſen beunruhigt iſt und ſich nach Frieden ſehnt, der höret Gottes Stimme, wenn ſie an ihn kommt, er wird erwählt, weil er das ewige Leben, das ihm angeboten wird, ergreift.
3) Die Andern verſchulden ſich am Evangelium, ſie fallen tiefer in die Finſterniß, weil ſie ſich am angebotenen Licht verſündigen.
4) Freilich muß auf dem ganz verwahrlosten heidniſchen Boden erſt lange vorbereitet werden. Chriſtus und die Apoſtel trafen in Israel eine Jahrhundert lange Vorbereitung ſchon an, und unter den meiſten damaligen Heiden war eine menſchliche, intellectuelle und ſtaatliche Entwicklung

*) Die Wanika haben kein Wort für „Danken“

vorausgegangen, was den meiſten oſtafrikaniſchen Stämmen fehlt.

5) Die Miſſion dient nicht nur zur Erziehung der Heidenwelt, ſondern auch der Chriſtenheit und der chriſtlichen Miſſionarien ſelbſt. Sie iſt das freundliche Geſtirn, das über der verwirrten Welt leuchtet. In ihr kommt Chriſtus zur Menſchheit, zum Heil und zum Gericht.

6) Ein Miſſionar iſt ein geiſtlicher Patriarch, ein geiſtlicher Stammvater eines ganzen Volkes, ein Abram und Abraham, ein Israel vieler Stämme und Nationen. Sein Same kann ſo groß werden als Sterne am Himmel und Sand am Meer ſind, wenn er auch bei ſeinen Lebzeiten nur Einen wahren Iſak, d. h. einen wahren Chriſten zeugt, der dann zu vielen Tauſenden wachſen kann. Ein Miſſionar hat daher die höchſte Würde, aber auch die größte Bürde und Verantwortlichkeit. Er ſteht in der Schätzung Gottes höher als die Könige der Erden, wenn er auch dem natürlichen Auge als Nichts, oder gar als ein Schwärmer erſcheint. Die deutſchen Chriſten alle ſind in den geiſtlichen Banden der erſten Miſſionarien gelegen. Sie ſind die Grundſteine der deutſchen Chriſtenheit geworden. Wo ein Miſſionar zuerſt hinkommt, da nimmt er im Glauben Beſitz von einem Volk für Chriſtum, wie Abraham Beſitz von Kanaan genommen hat auf Gottes Befehl. Er baut einen Altar, betet und arbeitet für die geiſtliche Eroberung jenes Volkes. O ihr chriſtlichen Jünglinge und Jungfrauen, bedenkt und erkennet, was ihr werden könnt, wenn ihr Geiſtes- und Glaubens-Augen habt! Ihr könnet Fürſten und Fürſtinnen im Reiche Gottes werden. Ihr könnet euch einen unſterblichen Namen machen durch eine kurze Selbſtverleugnung in dieſer Welt. Wahrlich, wenn die Prinzen und Prinzeſſinnen der Könige und Kaiſer der Erde dieſe Würde und Größe erkenneten, ſie würden heute noch ihren äußern Glanz verlaſſen und in die Heidenwelt gehen und da arbeiten, wo der Streit am heißeſten iſt, ſie würden von ihrem Fleiſcheshimmel herabſteigen und in die

Hölle der Heidenwelt gehen, um den gefangenen Heiden die Erlöſung Jeſu Chriſti zu verkündigen. Aber wollt ihr geiſtliche Stammväter und Fürſten werden, ſo müſſet ihr vorher wie Abraham glaubig werden und ausgehen aus euch ſelbſt, damit euch der Herr mit ſich ſelbſt erfüllen und zu ſeinen Werkzeugen gebrauchen kann. Wolltet ihr im eigenen Geiſte rennen und laufen, ſo würdet ihr als geiſtliche Schwärmer zu Schanden werden, — denn nur den Demüthigen gibt Gott Gnade und thut große Dinge durch ſie, wie an Chriſto, dem Sohn Gottes, am deutlichſten erkannt werden kann, denn Er iſt der Demüthigſte geworden, er erniedrigte ſich ſelbſt und wurde gehorſam bis zum Tod, ja zum Tod am Kreuz.

28. April. Ich dachte heute an eine Reiſe nach Ukambani, damit auch der Nordoſten erforſcht, und Vorbereitungen zu künftigen Miſſionsſtationen getroffen werden. Die Miſſionarien in Rabbai-Empia müſſen die Pionire (Schanzgräber) von Oſtafrika ſeyn.

Es regnete beſtändig ſeit Anfang dieſes Monats, und ich erinnere mich nicht, eine ſolche Regenzeit an dieſer Küſte erlebt zu haben. Dieß und andere Gründe beſtimmten mich, die Reiſe nach dem See Niaſſa zu unterlaſſen. Es ſoll von Kiloa aus nur zehn Tagreiſen bis an den See ſeyn. Die Suahili machen die Reiſe mit dem Anfang des Südwinds und des Regens, um Waſſer auf dem Weg zu finden.

Ich las Gützlaff's Reiſen in China. Wie viel hat der Mann gearbeitet, geſeufzt und gebetet für jenes große Volk. Aber nicht nur er, ſondern auch andere, wie Medhurſt und Morriſon mit ihm. Dieſe Gebete ſchlugen ſpäter um in den Krieg der Engländer mit China, wo ſie zum Theil erfüllt wurden. China mußte offen werden. Wo wahre Knechte Gottes unter einem Heidenvolk ſtehen und für das Heil deſſelben arbeiten und beten, da bleiben große Gerichte nicht lange aus, wenn ſich ein ſolches Volk gegen das Evangelium hartnäckig verſchließen will. Die Gebete werden im obern Heiligthum zu Donner und Blitzen, die auf die Erde fallen; — denn ſo iſt es der Wille Gottes, daß, wer die Liebe des Lammes nicht haben will, ſeinen

Zorn erfahren muß. Dieſer Zorn Gottes und des Lammes wird aber nicht ausgeführt durch die Miſſionarien als Boten der Liebe und des Friedens, ſondern dazu braucht Gott die Miſſionarien der Gerechtigkeit, d. h. die Soldaten der Könige der Erde. Deßwegen freue ich mich immer innerlich, wenn ich ein wohlgeordnetes Heer von Soldaten ſehe, weil ich weiß, daß Gott ſie zu Ausführung ſeiner Reichspläne braucht, nämlich zur Ausführung ſeines Zornes, der der Vorläufer und Wegbereiter ſeiner Liebe und Gnade iſt. Hätten die Kriegsheere in der alten und neuen Zeit nicht den Miſſionarien der Liebe vorgearbeitet, die letztern hätten in vielen Ländern nichts thun können, oder wieder abziehen müſſen. Ein jeder Soldat iſt daher auch ein Miſſionar, aber nur in anderer Weiſe und mit andern Waffen, als der Miſſionar, der das Schwert des Geiſtes führt zum Leben, nicht zum Tode. Sie ſollen für, nicht gegen einander ſeyn, wie der Zorn und die Liebe Gottes nicht gegen einander, ſondern für und mit einander ſind zur Wiederbringung der gottentfremdeten Kreatur.

Ich machte dieſen Nachmittag dem Häuptling Vorſtellungen über die Gleichgiltigkeit der Wanika, daß ſie jetzt nicht lernen wollen, nachdem wir ihnen Bücher verſchafft haben mit vielen Koſten. Wir hatten nämlich vor einiger Zeit 500 gedruckte Exemplare meiner Kinika-Ueberſetzung des Evangeliums Lucä, des Heidelbergiſchen Katechismus und eines Abecedariums aus Bombay erhalten, wo dieſe Schriften in der amerikaniſchen Preſſe gedruckt, und von der Kirchlichen Miſſions-Geſellſchaft bezahlt worden waren.

Las und erklärte den Wanika Abbe Sindo, Abbe Kunde, Ruandoro und Dſchuaha das Gleichniß vom Säemann, Matth. 13.

2. Mai. Viel Regen, Tag und Nacht. Wann kann ein Miſſionar die Bekehrung der Muhamedaner und Juden nicht recht glauben? Antw. Wenn er die Schrift nicht recht kennt, noch die Kraft Gottes.

Drei Wakamba und ein Suahili ſollen geſtern in einem Gießbach von der Fluth fortgeriſſen und umgekommen ſeyn. Die beiden Knaben Schehe und Mazungu kamen wieder in die Schule.

nachdem ſie mir durch Wegbleiben hatten trotzen wollen, damit ich ihnen Kleider geben ſoll.

Die Frau meines Knechtes Songoro wurde wieder gemüthskrank. Sie ſchrieb die Krankheit dem großen Mbugu-Baum zu, der in der Nähe unſeres Hauſes iſt. Sie ſagte, in jenen Baum ſeien zwei Pepo (böſe Geiſter) gebannt worden, einer davon habe den Sohn unſers Nachbars Dſchuaha beherrſcht.

Ein Suahili erklärte mir den Unterſchied zwiſchen dem Wort „kiſononno" was „Tripper" bedeutet, und „emſegeneko", was eine pilzartige Pflanze ſeyn ſoll, welche die Suahili-Ehemänner im Geheimen in ihren Häuſern als Zauber niederlegen, um die Glieder der Männer zu verwunden, welche ſich in der Abweſenheit des rechtmäßigen Ehemannes mit deſſen Frau vergehen möchten.

10. Mai. Die Wanika ſchreiben die dießjährige allzugroße Regenmaſſe dem zu vielen Zana zu, das bei dem Zenga-Machen zu ſtark geworden ſei. Zenga iſt ein gewiſſes Zaubermittel, das durch Röſten gewiſſer Holzarten bereitet wird, deren Rauch gen Himmel ſteigt, um den Regen zu hindern. Wenn das Zenga oder das Verhinderungs-Mittel des Regens zu ſtark wirkt, ſo muß ein Zana gemacht, d. h. ein Schaf muß geopfert werden, deſſen Miſt mit Waſſer vermiſcht, in dem Hauſe, wo das Zenga gemacht wurde, umhergeſtreut wird. Wenn nun dieſes Zana zu ſtark wirkt, alſo das Zenga zu ſtark neutraliſirt, ſo wird der Regen übermäßig ſtark.

Das Zana wird auch angewendet, um die Erde zu beruhigen; wenn z. B. Jemand durch Schläge oder Hiebe verwundet worden iſt, ſo wird Blut auf die Erde gegoſſen, um ſie zu verſöhnen. Ein Mnika, der ein Zenga machte, mußte einen Thaler und ein Schaf bezahlen, womit man ein Zana bereitete, damit der Regen nicht nachlaſſe. Hätte er die Strafe nicht bezahlt, ſo hätte man ſein Haus niedergeriſſen. Das agulo Sadaka machen ſie, damit der Wurm Dſchikongomua die Wurzeln des Welſchkorns nicht abfreſſe. Sie thun allerlei Uganga in den Acker, wenn ſie das Korn ſtecken.

Männer, die an Impotenz leiden, holen Arznei in Teita, um das Ulume (männliche Glied) wieder zu ſtärken. Ueberhaupt

wird die „daua ya ku ſimika“ (Arznei zur Aufregung des Gliedes) von den fleiſchlichen Afrikanern eifrig geſucht und keine Koſten werden geſpart, wenn ſie erlangt werden kann. Wenn wir ihnen dieſe Arznei gebracht hätten, ſo wären wir ihnen willkommen geweſen. Wie tief iſt doch der Menſch gefallen, daß ihm der Weg zum Tod und zur Hölle lieber iſt als der Weg zum Leben und zum Himmel.

11. Mai. Dem Mringe erklärte ich einen Theil des Heidelberger Katechismus, dem Abbe Konde und einigen Andern den Lobgeſang des Zacharias, Luk. 1.

Mringe brauchte ein eigenthümliches Bild, um ſeine frühere und jetzige Anſicht vom Sadaka (Opfer) der Wanika zu bezeichnen. Er ſagte, wenn ein kleines Kind Waſſer in die Stube mache, ſo verzeihe man ihm das, wenn aber ein erwachſener Menſch das thue, ſo halte man es für eine große Beleidigung. So ſei es mit dem heidniſchen Sadaka der Wanika; jetzt ſei es anders, ſeitdem das Evangelium gekommen ſei. Mringe braucht überhaupt ſonderbare Bilder bei ſeiner neuen Denkweiſe.

Ich erſchoß mit Schrot eine 7 Fuß lange Schlange in der Hütte meines Knechts Songoro.

Ich ſah dieſen Morgen eine Henne bei meinem Hauſe einen großen Scorpion im Munde tragen, ohne ſich zu beſchädigen. Ich dachte, welchen Muth hat doch dieſes ſonſt ſo ſchwache Thier ſeinem Feind gegenüber, und ſagte zu Mringe: ſiehſt du, wie ſtark die in ſich ſchwachen, aber im Herrn ſtarken Chriſten werden können. Hat nicht ein ſchwacher David den Rieſen Goliath überwunden?

14. Mai. Ich beſuchte Mringe in Muihani. Wie erſtaunte ich, überall Bäche und Seen zu finden, wo früher keine Möglichkeit zu ſeyn ſchien. So ſtark hatte es geregnet. Ich ſtellte es den Leuten recht vor Augen, wie Gott ein lebendiger Gott iſt, dem ſie allein die Ehre geben ſollten, nicht ihren Opfern und Uganga! Die Früchte ſtehen ſchön auf den Feldern, und Alles iſt voll Waſſers und üppigen Wachsthums. Nur der Menſch bleibt eine Wildniß des geiſtigen Todes.

Die Wanika machten ein Mbiu, d. h. ein Opfer, um die

Diebe abzuhalten, welche bei Nacht Welſchkorn ſtehlen. Ein Dieb aus Bunni wurde ergriffen, geſchlagen und um einen Thaler geſtraft. Der Mann war ein paar Tage vorher bei mir geweſen und hatte mir einen Thaler abgezwackt, verlor ihn aber jetzt wieder durch ſein Verbrechen.

Einige Wanika klagten mir, daß ihnen Welſchkorn auf ihren Pflanzungen geſtohlen worden ſei. Ich ſagte, nicht wahr, das mißfällt euch. — Wird es nicht Gott noch mehr mißfallen, wenn ihr ihm eure Herzen abſtehlet, die Ihn allein lieben ſollten?

Auf meinem Rückweg von Bunni dachte ich über vier Punkte nach und fand große Stärkung darin:

1) ich freue mich, daß ich ein Menſch bin, Gott, meinen Schöpfer, erkennen kann, daß ich nicht für die Zeit, blos zur Sättigung thieriſcher Begierden geſchaffen bin;
2) daß ich Gott in Chriſto erkenne, und nicht wie die Heiden in der Entfremdung von Gott dahingehen muß;
3) daß ich dieſe Güter nicht für mich allein genießen, ſondern ſie auch Andern predigen und über dieſem Amt leiden und etwas verleugnen darf;
4) daß Chriſtus Alles erworben und bereitet hat, was zur Ausführung ſeines Werkes und Aufrichtung ſeines Reiches nöthig iſt.

Das Böſe muß ſich endlich ſelbſt erſchöpfen, und jede Offenbarung deſſelben muß zu ſeinem endlichen Sturz beitragen; nur das Gute iſt unerſchöpflich und immer im Siegen begriffen, weil Gott nie verlieren kann, ſondern immer gewinnen muß, wenn auch durch Umwege ſeiner Weltregierung.

20. Mai. In Bunni beſuchte ich eine kranke Frau, welche mir erzählte, ihr Mann habe ſie verlaſſen, weil ſie ſo lange krank ſei. Er habe ihr zuerſt allerlei Zaubermittel gebracht, um ſie zu heilen; als aber alle fehlſchlugen, habe er erklärt, nichts mehr von ihr zu wollen. Dieß geſchieht oft unter den herzloſen Wanika. Wenn die Frau nichts mehr nützen, nicht mehr arbeiten kann, ſo entlaſſen ſie ſie, und heirathen eine Andere*).

*) Die Ehe der Suahilis wird auf folgende Weiſe geſchloſſen: Die Verlobten gehen in die Moſchee, knieen mit Einem Knie vor den Anweſenden nieder. Der Kadi (Richter)

Solche Frauen ſind dann großem Elend Preis gegeben. Ueberhaupt ſind die Männer oft ſehr grauſam gegen ihre Weiber, ſie mißhandeln ſie oft entſetzlich. In Sanſibar ſprengte ein Araber ſeine Frau mit Schießpulver in die Luft, indem er die Genitalien mit einer Maſſe Pulver füllte.

Der Knabe Schehe erzählte, daß ſeine Kameraden ihn verſpotten, weil er das Buch der Europäer lerne. Manche Wanika ſagen, ich ſolle fortgehen, weil ſie ſich unwohl fühlen durch meine Lehre.

Eine Frau in Bunni fragte, ob ſie denn nicht zornig werden dürfe, wenn der Mann betrunken nach Hauſe komme und ſie ſchlage. Ich ſagte, das Böſe, das uns Andere anthun, ſoll uns nicht reizen, auch Böſes zu thun, ſondern vielmehr bewegen, das Böſe in uns und in Andern zu überwinden. An ihrem böſen Mann werde ihr eigenes böſes Herz offenbar. Sie ſolle Chriſtum kennen lernen, der ihr ein neues Herz geben werde, in welchem Liebe und Sanftmuth wohnt, und damit werde ſie ihren Mann gewinnen, und ſo das Böſe mit Gutem überwinden können.

In Bunni bemerkte ich auf einer Plantage eine Einrichtung, die nach Lander's Bericht auch in Weſtafrika ſtattfindet. Seile von Baſt werden in weiter Entfernung und in verſchiedener Richtung in der Plantage an Pfähle oder Bäume angebunden und zerbrochene Kalabaſchen oder Kokosnüſſe daran befeſtigt, um ein Geräuſch zu machen zur Verſcheuchung der Vögel, Affen und wilden Schweine, welche letztere beſonders bei Nacht ſehr ſchädlich

---

fragt dann den Bräutigam dreimal: „willſt du dieſe Perſon für die Morgengabe (mahari) von 10 Thalern (bei Sklavinnen werden nur 5 Thaler verlangt) heirathen? Er antwortet: „Ja, ich will.“ Hierauf gibt der Bräutigam den Umſtehenden die Hand, und der Kadi lieſt einen Abſchnitt aus dem Koran. Dieſer öffentliche Ehe-Vertrag heißt mikaha ya Mungu, d. h. Vertrag, welchen Gott geordnet hat, im Gegenſatz zu dem Privat-Vertrag im Hauſe der Verlobten. Wenn die Handlung in der Moſchee vollzogen iſt, ſo bekommt der Kadi einen Thaler und eine Henne als Trauungs-Gebühr. Sind die Vermählten Sklaven, ſo bekommt er nur einen Viertelsthaler und eine Henne. Dann folgt das Hochzeitsfeſt, das mit Eſſen und Trinken und Trommeln mehrere Tage lang gefeiert wird. Es wird geräuchert, und die Gäſte werden mit Maraſchi (wohlriechendem Waſſer) beſprengt. Will der Mann ſpäter die Frau verlaſſen, ſo gibt er dem Kadi 3 Steine, welche dieſer der Frau überſendet als Zeichen, daß der Mann ſie verlaſſen will. Er muß aber zugleich das Mahari (Morgengabe) zurückgeben. So erfordert es das Talaka, d. h. das Recht der Verlaſſung oder Scheidung. Lebt die Frau in wilder Ehe, ohne Ehe-Contrakt, mit dem Mann, ſo heißt ſie Hawa. Dieſes Verhältniß dauert nur, ſo lange die gegenſeitige Zuneigung beſteht.

ſind. Die Leute müſſen Tag und Nacht hüten und haben daher ihre Plantagen nicht gerne in der Nähe der Wälder.

Die Wanika und Suahili zählen die Tage der Monate nach Zehnern. Kumi la kwanſa bezeichnet die erſten 10 Tage des Monats; kumi la kati 10—20; kumi la kwiſcha 20—30; — wörtlich: das erſte Zehn, das mittlere Zehn, das letzte Zehn, in welchem ſie auf den Neumond Acht geben.

Wie fürchterlich die heidniſchen Stämme an dem Niaſſa-See, wo das Hauptquartier der oſtafrikaniſchen Sklaverei ſich befindet, gegen einander wüthen und einander vertilgen, hat das Jahr 1847 gezeigt. Es ſollen nach zuverläßigen Berichten in jenem Jahr 7000 Leute des Wahiau-Stammes von den Mabiti oder Mawiſi, die auf der Südweſtſeite des Sees wohnen und die auf Booten über den See herüberkommen, theils getödtet, theils verkauft worden ſeyn. Die kleinen Kinder, welche noch nicht laufen konnten, wurden in Bündeln packweiſe zuſammengebunden, an Bäumen aufgehängt und im Rauch des Feuers, das unter den Bäumen angezündet wurde, erſtickt. Die Kinder, welche gehen konnten, wurden nach Kiloa an die Küſte verkauft. Die Sklaven waren damals ſo wohlfeil, daß ſelbſt in Mombas Hunderte geſehen werden konnten, die keinen Käufer fanden. Die Suahilis hielten es für ein gutes Jahr und jubelten, daß ſie ſo viele Kofar (Ungläubige) islamiſiren und ihrem Propheten Muhamed Freude bereiten konnten.

2. Juni. Wie viele Wurzeln, Aeſte, Blätter u. ſ. w. hat ein Baum, und doch iſt die Quinteſſenz oder die Frucht deſſelben ſo klein. So iſt das Geiſtige, das Innere, das Ewige und Bleibende in viele Aeußerlichkeiten, in ein Flechtwerk von äußerem Gerüſte eingeſchloſſen. So hat das Reich Gottes die Weltgeſchichte mit ihrem bunten Gewirr zur Baſis und zu ſeinem äußern Flechtwerk, in welchem der göttliche Geiſt waltet, zu Schöpfungen und Bildungen der Ewigkeit. Erſt der natürliche Menſch, und dann der geiſtliche Menſch. So hat freilich die Welt eine Zeitlang die Oberhand, und das Reich Gottes ſcheint gar gering zu ſeyn, aber es wird dennoch ſiegen, und es wird noch eine geiſtliche, vom Geiſt Gottes durchdrungene Menſchheit

durch das Evangelium geſchaffen werden. Dann wird das für jetzt nur ſporadiſch auftretende Reich Gottes ein univerſales ſeyn, und dann wird man erſt die Weltgeſchichte recht verſtehen können. Die Weltreiche gewinnen in die Nähe, verſpielen aber in die Weite; beim Reich Gottes iſt es umgekehrt.

3. Juni. Wenn ein Mnika beſtohlen worden iſt, ſo ſprengt er Waſſer an verſchiedene Plätze vor und in ſeinem Hauſe und ſagt mit lauter Stimme: „Ich bin beſtohlen worden, möge der Dieb ſterben, oder eine Krankheit erhalten!“ Bezüchtigt der Beſtohlene eine gewiſſe Perſon, ſo muß dieſe von dem Waſſer, das mit einer Arznei vermiſcht wird, trinken. Iſt ſie unſchuldig, ſo ſchadet der Trank nichts, iſt ſie ſchuldig, ſo muß ſie ſich beſtändig kratzen, oder kränkelt und iſt immer traurig, daß die Leute die Schuld erkennen können. So ſagen die Wanika.

Ich las mit Mringe Jeſ. 60 und erzählte ihm Einiges aus dem Basler Miſſions-Büchlein, um ihn mit der Miſſionsſache bekannt zu machen. Es iſt überhaupt gut, den Heiden zu erzählen, was in andern Ländern zur Ausbreitung des Evangeliums gethan wird.

6. Juni. Ein Mkamba aus Udeizu in Ukambani erzählte, es ſei von ſeinem Ort 5 Tage nach Andile oder Anduleni. Man gehe über den felſenreichen Dana nach Mbellete, dann komme man nach Udaka, wo man den Fluß Kiloluma paſſire; von Udaka gehe man nach Andile und dann nach Zamburu, was an das Land Dambaro erinnert, von dem ich in Schoa hörte. Der Fluß Kiloluma ſoll nach Nordweſten, nach andern aber in den Dana gehen. Es gebe im Innern einzelne hohe Berge, aber ſonſt ſei alles Land eben. In Andile melken die Leute Kameele und trinken die Milch. Die Leute von Barawa beſuchen Andile. Die Barawa-Kaufleute gehen über einen Fluß, der Belgatta heißt, kommen dann nach Ganali und Liwen, wo ſie Spezereien, beſonders das Magaddi kaufen, das auch von den Wakamba in dieſem Land geholt wird. Die Somali werden übrigens nicht gerne geſehen, denn Somali el adui el-mali, d. h. der Somali iſt ein Feind des Eigenthums, der Habe, d. h. er iſt ein Räuber.

9. Juni. Ich erhielt heute die Nachricht, daß Bana Cheri,

unſer Führer auf unſern Reiſen, beim Berg Kilibaſſi angeblich von den Maſai erſchlagen worden ſei mit ſeiner Sklavin, die er von Dſchagga brachte, wo er Rebmann ſchaden wollte, weil er ihn auf der letzten Reiſe nicht zum Führer genommen hatte. Die Träger, welche ſein Elfenbein trugen, warfen daſſelbe weg und flohen. Man vermuthet übrigens, daß ſeine eigenen Leute ihn erſchlagen haben, weil er immer in Zank und Streit mit ihnen lebte. Ich glaube, daß dieſe Vermuthung nicht unrichtig iſt. Der arme Mann, der ſich für den König der Wildniß hielt, hat endlich dort ſein Grab gefunden, natürlich im Bauch der wilden Thiere, weil ihn Niemand begraben konnte. Wie gerne hätten wir ihn zum Führer behalten, wenn ſeine unbegrenzte Selbſtſucht, ſein Hochmuth, ſeine Eigenliebe und Ränkeſucht es geſtattet hätte. Er wollte Rebmann eine Grube des Untergangs in Dſchagga graben, und fiel ſelbſt darein. Gott erbarme ſich ſeiner rohen Seele!

10. Juni. Ich erhielt Nachricht von der Ankunft der Brüder Erhardt und Wagner in Mombas.

11. Juni. Ich kam ſpät nach Mombas, um die Brüder zu empfangen. Ich traf Erhardt in einem kranken Zuſtand, und rieth ihm, ſo ſchnell als möglich nach Rabbai zu gehen, um das kühlere Klima zu genießen.

15. Juni. Erhardt kam in völlig erſchöpftem Zuſtand nach Rabbai, und ich fürchtete einen fatalen Ausgang ſeines Fiebers. Er kam viel leidender nach Rabbai als ich und Rebmann im Jahr 1846. So mußten wir alle vor dem Eintritt in unſere Miſſions-Arbeit im Wanikaland Bab-el-Mandeb d. h. das Thor der Trübſal paſſiren, damit alle hohen Ideale und romantiſchen Begriffe, welche der Miſſionar aus der Heimath mitzubringen pflegt, abgeſtreift würden. Eine Halsgeſchwulſt verhinderte mich Morgens, meinen neuen Mitarbeiter auf der Pflanzung Abdalla's an der Meeresbucht abzuholen. Da er gegen Abend nicht kam, gieng ich ihm auf dem Weg entgegen, auf dem ich ihn erwartete. Seine Begleiter aber brachten ihn auf einem andern, ſteileren Weg nach Rabbai, wodurch ſeine Leiden vermehrt wurden. Erſt in der Nacht erreichte er meine Wohnung in völligem Fieberzuſtand.

17. Juni. Diesen Morgen kamen die Aeltesten von Rabbai, um Erhardt und unsern Diener Johannes Wagner zu grüßen und ein Geschenk von ihnen zu begehren, da sie sich für berechtigt halten, von jedem neuen Europäer ein Heschima zu fordern. Ich gab ihnen zwei Thaler, womit sie zufrieden waren. Nachmittags kam der Mnika Masrue (dem der Boden gehörte, auf dem unser Haus erbaut war), um am Grabe seiner Frau ein Sadaka zu machen, damit sein Sohn, der impotent war, Kinder bekommen könne. Ein Mganga hatte ihm diesen Rath gegeben. Wie sehr die Heiden christliche Ideen mit heidnischen sogleich zu vermischen suchen, beobachtete ich diesen Morgen. Ein Blinder von Mberria kam zu mir mit der Bitte um Arznei gegen die Blindheit. Ich sprach lange mit ihm über Christum. Als der Blinde mich verließ, sagte er, jetzt will ich zu den Koma sa Christos beten, d. h. ich will zu den Verstorbenen oder den Schatten, Manen, Geistern des Christus beten!

20. Juni. Erhardt war noch sehr krank. Ich begann das Studium der Kikamba-Sprache mit unserem Knecht Amri. Wagner wurde ebenfalls vom Fieber befallen. Er hatte sich gegen meinen Rath zu leicht gekleidet und sich in der kühlen Luft von Rabbai erkältet. Es war noch immer Regenzeit und die Winde vom Meer her waren stark und kalt. Ich hatte gehofft, durch die Ankunft neuer Mitarbeiter Erleichterung zu finden, aber Alles wurde nur schwieriger wegen der Krankenpflege. Der portugiesische Knecht Anton, den Erhardt von Bombay mitbrachte, wurde auch krank, und mein Haus war ein Spital geworden.

27. Juni. Rebmann kam heute aus Dschagga zurück. Der Herr hat ihn aus vielen und großen Gefahren errettet. Mamkinga, der König von Dschagga, hielt sein Wort nicht, den Reisenden durch das Masai-Land hindurch geleiten zu lassen. Auch weigerten sich die Begleiter Rebmanns, über Dschagga hinaus zu gehen. Sie verlangten jetzt stürmisch noch ein Geschenk zu den zehn Thalern Lohn, den wir ihnen für die Reise geben mußten. Bana Cheri soll dem Häuptling von Kilema eine Anzahl Kleider gegeben haben, um Rebmann und seine Begleiter zu ermorden.

1. Juli. Erhardts Krankheit iſt gebrochen und er geht der Geneſung entgegen, Wagner dagegen wird immer ſchlimmer.

3. Juli. Es ſchien mir jetzt nöthig, die Kikamba, Kiteita, Kidſchagga und Kiſambara-Sprachen aufzufaſſen für künftige Miſſionarien.

9. Juli. Wir nahmen bei Bunni einen Platz in Augenſchein, wo wir ein neues Haus bauen möchten. Platz wäre wohl genug da zum Anpflanzen, auch die Ausſicht auf das Meer vortrefflich, aber das Waſſer iſt etwas ferne zu holen, und die Wanika ſind zu zerſtreut auf ihren Plantagen.

20. Juli. Es kam ein Mann von Ribe, der gleich den Namen Chriſtus ausſprach. Er ſagte, ich hätte vor zwei Jahren in Ribe von Chriſtus geredet, und er wünſche nun mehr davon zu hören. Ich fand aber zuletzt, daß es bei ihm auf eine Bettelei hinauslief.

In Bunni beſuchte ich einen Kranken und ſprach mit ihm über Matth. 9. Beſuchte auch Mringe, der manche Zweifel und Anſtöße in ſeinem Gemüth hatte, die ich aus dem Worte Gottes zu heben ſuchte.

1. Auguſt. Unſer lieber Bruder Johannes Wagner vollendete heute ſeinen Schmerzenslauf und wurde von dem Herrn über Leben und Tod in die beſſere Welt hinübergerufen. Räthſelhaft war uns dieſe Führung, die den ſo eben angekommenen Arbeiter uns ſo ſchnell entriſſen hat. Aber gerade durch ſeinen Tod hat er einen Segen für die Wanika gebracht, und er redet zu ihnen, obgleich er geſtorben iſt. Die Wanika haben jetzt zum erſten Mal den Tod und das Begräbniß eines Chriſten geſehen, der eine freudige Hoffnung auf Chriſtum hat, welcher das Leben und die Auferſtehung iſt. Nachdem ich die Leichengebete der Engliſchen Liturgie, die ich in die Kinika-Sprache überſetzte, geleſen hatte, ſprach ich zu denen, welche anweſend waren, und das Grab gegraben hatten, über 1 Theſſ. 4, 13; und zuletzt ſangen wir einige Verſe aus einem Liede. Durch Alles dieſes konnten die Eingebornen den großen Unterſchied zwiſchen dem Chriſtenthum und dem entſetzlichen Wehklagen und andern finſtern Gebräuchen des Heidenthums erkennen. Unſer ſeliger Freund iſt deßwegen nicht

vergeblich in dieſes Land gekommen. Bis jetzt haben wir die heidniſchen Greuel, die bei Leichenbegängniſſen begangen werden, nur theoretiſch angegriffen; aber jetzt haben wir aus Anlaß der Leichenfeier eines Mitgliedes unſerer Miſſions-Familie den Heiden praktiſch gezeigt, wie Chriſten ihre Todten begraben, und warum wir nicht weinen wie die, welche keine Hoffnung haben. Man kann es unſern Freunden in der Heimath nicht genug ſagen, daß all unſer Predigen und Lehren bei den Afrikanern ſo zu ſagen mit ſichtbaren und handgreiflichen Beweiſen verbunden ſeyn muß, weil das Gemüth der Kinder Hams nur aufs Sichtbare gerichtet iſt. Darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn Gott in ſeiner Weisheit es für nöthig findet, die afrikaniſchen Miſſionarien durch Krankheit und Tod auf die Probe zu ſtellen. Er will dadurch den Eingebornen zugleich eine mächtige Predigt halten. Unſere Freunde in der Heimath müſſen daher nicht erſchrecken, wenn ſie von Krankheiten, Tod und andern ſchweren Leiden ihrer Miſſionarien in Afrika hören; im Gegentheil ſollen ſie ſich freuen, weil durch die Leiden und Kämpfe ihrer Miſſions-Brüder erſtattet wird, was noch mangelt an Trübſalen in Chriſto, für ſeinen Leib, welcher iſt die Gemeinde. Die Leiden der Miſſionarien müſſen den Afrikanern die große Liebe zeigen, welche die Friedensboten nach Afrika getrieben hat; und dieſe Betrachtung wird und muß die Afrikaner endlich bewegen, auf die Predigt einer Religion zu achten, welche Grab und Tod bezwingen kann, vor dem ſie ſich ſo ſehr fürchten, weil nur die ſichtbare Welt für ſie Werth hat. Da die Oſtafrikaner noch ſo gleichgiltig ſind gegen die Frage: „Was muß ich thun, daß ich ſelig werde?“ ſo fürchte ich, der Grund davon liegt darin, daß ſie noch nicht genug Gräber und tiefe Leiden der Miſſionarien geſehen haben, wie dieß in Weſtafrika der Fall geweſen iſt. Möge das Grab unſers entſchlafenen Bruders die Wanika antreiben, ihr Heil in Chriſto Jeſu zu ſuchen, und möge es auch uns an unſere Pilgerſchaft in dieſem finſtern Land erinnern und mehr Ernſt und Eifer in uns erwecken, daß wir uns nach dem himmliſchen Ziele ausſtrecken, und daß wir den Wanika das Wort Gottes unabläßig verkündigen, wozu wir ja berufen ſind.

8. September. Heute beginnen die Wanika ihr neues Jahr. Ich sprach mit denen, welche uns besuchten, über die Art und Weise, wie Christen ihr neues Jahr anfangen, nämlich im Namen Jesu.

11. September. Wie herrlich ist Jes. 40. Jetzt, da dem äußern Israel der Totalruin verkündigt wird, wird dem innern oder wahren Israel das volle Evangelium, der volle Trost der Gnade nahe gebracht. Wenn alles Menschliche untergeht, kommt das Göttliche erst recht hervor. Das wahre Israel hat keine Ursache zu verzagen, nur die auf eigene Kraft Vertrauenden werden verwelken, und die, welche nur irdische Herrlichkeit suchen, werden zu Schanden. Das ist ein großer Trost für die Gläubigen in der letzten Zeit, wo kein Stein auf dem andern gelassen, sondern die ganze äußere Kirche und Ordnung der Dinge durch das Antichristenthum umgestoßen werden wird und muß, bis das neue Gebäude beim Anbruch des tausendjährigen Reiches wieder herrlich sich erheben wird. Wenn nur eine einzige Kirchenabtheilung oder Parthei bei dem Totalruin stehen bliebe, so würde sie sich wieder ihrer besondern Form und Eigenthümlichkeit rühmen und würde die Kirche des Friedensreiches beherrschen wollen. Deßwegen müssen alle äußern Kirchen und Sekten untergehen und im Feuer der Trübsal geläutert werden, damit diejenigen, welche ausharren bis ans Ende, zusammen den edlen Kern der neuen Kirche bilden sollen. Aus Egypten (mazor) d. h. aus dem Land der Betrübniß, der Noth, habe ich meinen Sohn gerufen. Daher kommt das neue Israel oder die neue Kirche, die im Friedensreich die Oberhand haben wird.

15. September. Heute hörten wir, daß die Wanika auf den Rath einer Träumerin alle Talismanen sammelten und verbrannten, weil dadurch der Regen verhindert werde. Die Besitzer derselben mußten noch überdieß Hühner bringen zum Opfer. Auch die Trommeln sollen verboten werden. So treiben sie den Teufel an einem Ort hinaus und lassen ihn an einem andern wieder herein. Auch sollen die Häuptlinge eine Frau genöthigt haben, ihre Pudenda mit Wasser zu waschen, welches dann die Leute trinken mußten, damit sie sich fürchten sollten, die neue

Verordnung zu übertreten. Es iſt offenbar, daß die Häuptlinge auf dieſe Weiſe nur ihren Geſetzen Nachdruck geben, und daß ſie ſich durch die gebrachten Hühner eine rechte Mahlzeit bereiten wollen. Daher nannte Mringe dieſe ganze Verhandlung eine ulongo wa afiere, d. h. eine Lüge der Aelteſten.

18. September. Ich wurde heute, mit einer Schaar von Wanika einig in Betreff meiner Reiſe nach Ukambani. Ich verſprach jedem 8 Thaler bis Kakungu, dem Dorf von Kiwoi, des Häuptlings des Wakamba-Stammes Kitui. Sie verlangten ſogleich eine Kuh, um ſich auf die Reiſe zu ſtärken, wie ſie ſagten.

23. September. Ich ſprach über 1 Moſ. 3. Es waren viele Wanika und faſt alle Aelteſten anweſend. Nachdem ich aufgehört hatte, verlangten ſie ein Stück Tuch, um Palmwein zu einem gemeinſchaftlichen Trank zu kaufen. Ich ſagte, wir kommen am Sonntag zuſammen, um das Wort zu hören, nicht um zu freſſen und zu ſaufen, wie die Heiden thun.

3. October. Ich beſuchte Mtumbui, wo ich zuerſt mit einer Schaar Kinder ſprach. Eine Mutter fragte, wer Chriſtus ſei? Mit einem Manne, den ich auf ſeiner Plantage antraf, redete ich über den großen Unterſchied zwiſchen einer Wüſte und dem angebauten, fruchtbaren Land, und zeigte ihm auf dieſe Weiſe den Unterſchied zwiſchen dem alten und neuen Herzen. Auf dem Rückweg beſuchte ich den kranken Maraga in Bunni, der dießmal etwas offener war. Ich vollendete Nachmittags das zwölfte Kapitel des Evangeliums Marci in der Kikamba-Sprache. Die Wakamba, welche in der Nähe der Wanika wohnen, werden von ihren Stammgenoſſen im Innern „Ndulubu oder Awigila mbua“*) genannt. Die Suahili und Wanika glauben, ein Engel, der Iſraeli oder Enduli heiße, hole jeden Sterbenden ab. Ein Miſſionar muß daher den Namen „Israel“ erklären, wo er in der Schrift vorkommt, weil die Leute ſonſt einen falſchen Begriff damit verbinden. Ueberhaupt muß man jedes Wort genau unterſuchen, um heidniſche Ideen auszuſchließen.

5. October. Ich vernahm heute, daß eine Träumerin die Wanika gewarnt habe, mit mir nach Ukambani zu gehen, weil ſie unter-

*) Das heißt die, welche dem Regen folgen, der nach ihrer Anſicht von der Küſte kommt.

wegs von den Galla getödtet werden würden. Der wahre Grund ſcheint aber der zu ſeyn, daß die Häuptlinge von Groß-Rabbai ein Geſchenk von mir verlangen, ehe ich abreiſe, und daß die Rabbai-Leute einen Krieg mit Ribe beginnen wollen, weßwegen die jungen Männer ſich nicht von Hauſe entfernen ſollen. Dieſe geheimen Urſachen werden einer Träumerin in den Mund gelegt, weil die Leute mir ihre Herzens-Gedanken nicht offen ſagen wollen. Die Träumer ſtehen im Dienſt der Politik der Häuptlinge, wie ich ſchon oft bemerkt und ihnen auch offen geſagt habe.

28. October (Sonntag). Sprach heute darüber, daß Gott den Abraham nicht um ſeines Guten willen erwählt habe, ſondern aus Gnaden, um ſeine Güte und Erbarmung an ihm und ſeinen Nachkommen zu offenbaren.

31. October. Das zweite Kapitel im Haggai ſtärkte mich mächtig im Blick auf meine bevorſtehende Reiſe.

1) Sei getroſt, baue nur am Tempel Gottes.
2) Aber ſei erſt ſelbſt ein Tempel Gottes — denn wenn Gott nicht in dir iſt, iſt alles unrein, was du thuſt.
3) Laß es dich nicht irren, wenn auch noch nicht Alles ſo herrlich und apoſtoliſch in der Miſſion zugeht — dieſer letzte Bau des Tempels wird den Herrn ſelber im Geiſt bringen, wie der zweite den Herrn des Tempels gebracht hat.
4) Laß dich die Hinderniſſe nicht kümmern; der Herr wird alle Heiden bewegen und ihre Macht brechen, damit ſein Wort durchdringen könne. Auch die afrikaniſchen Bettelkönige müſſen noch bewegt werden, damit die Boten des Friedens ungehindert durchziehen können.

Die Häuptlinge von Duruma kamen heute und verlangten ein Geſchenk für den Durchzug durch ihr Gebiet. Auch verlangten ſie, ich ſollte die Hälfte meiner Gepäckträger vom Duruma-, die andere Hälfte vom Rabbai-Stamm nehmen. Ueberall nichts als Habſucht und Bettelei, die ſich meiner Reiſe entgegenſtellt. Unſere Freunde in Europa können ſich kaum vorſtellen, welche Hinderniſſe ein Miſſionar, der ins Innere reiſen will, zu durchbrechen und zu überwinden hat, ehe er nur von der Küſte abreiſen kann, der Schwierigkeiten im Innern ſelbſt nicht zu geden-

ken. Wahrlich, der Antichriſt muß erſt unter dieſen afrikaniſchen Völkern Bahn machen und als Völkerhämmerer ſie wie altes Eiſen zuſammenſchlagen. Ich werde die Gerichte Gottes über Afrika nur gerecht und wahrhaftig nennen, denn anders kann dieſem Kontinent nicht geholfen werden.

1. November bis 21. December 1849. Reiſe nach Ukambani und von dort zurück nach Rabbai. Nach meiner Rückkehr von Ukambani ſetzte ich meine täglichen Wanderungen unter den Wanika in der Nähe von Rabbai, wie gewöhnlich, fort, um ſie durch Verkündigung des Evangeliums zum Reiche Gottes einzuladen, freilich ohne noch eine rechte Frucht zu ſehen, den krüppelhaften Mringe ausgenommen, an dem die Wirkung der Gnade und des Wortes Gottes nicht verkannt werden konnte. Manche Wanika gaben zwar dem Worte, das ihnen verkündigt wurde, Beifall, ließen ſich bewegen, daſſelbe fort und fort anzuhören, aber es wurde ihnen nicht zu einer Gotteskraft, die ſie ſelig machte und ſie trieb, durch die Finſterniſſe des Heidenthums durchzubrechen. Auch mit der Schule wollte es nicht recht vorwärts, ſo ſehr ſich auch mein Mitarbeiter Rebmann, der in dieſer Richtung hauptſächlich zu wirken ſuchte, bemühte, die Knaben an Ordnung und Regelmäßigkeit im Lernen und Schulbeſuch zu gewöhnen. Ein großes Hinderniß, das ſich unſerem Wirken entgegenſtellte, lag, wie ſchon oft bemerkt, darin, daß die Wanika zu zerſtreut und zu entfernt von uns wohnten, daß es ſchon eines kräftigen innern Triebes bedurft hätte, wenn die Schüler regelmäßig zur Schule, und die Alten zum ſonntäglichen Gottesdienſt und zur religiöſen Unterhaltung und Erbauung während der Woche hätten kommen ſollen.

Zehntes Kapitel.

Schluß meines Aufenthalts in Oſtafrika.

Da ich theils zur Stärkung meiner Geſundheit, theils im Intereſſe der oſtafrikaniſchen Miſſion entſchloſſen war, im Frühjahr 1850 nach Europa zu gehen, das ich ſeit 1837 nicht mehr

geſehen hatte, ſo wollte ich Afrika nicht verlaſſen, ohne noch ein Unternehmen auszuführen, das mir ſeit Jahren am Herzen gelegen war. Ich wollte nämlich die ganze Küſte ſüdlich von Sanſibar kennen lernen bis Kap Delgado, wo die Beſitzungen des Sultans von Sanſibar aufhören und die der Portugieſen beginnen. Dieſe Reiſe wurde in Begleitung meines Mitarbeiters J. Erhardt im Februar und März 1850 ausgeführt. Nach meiner Rückkehr von dieſer Unterſuchungs-Reiſe trat ich im April deſſelben Jahres meine Reiſe nach Europa an, wo ich über Aden und Egypten im Juni ankam, und nach kurzem Aufenthalt in Baſel und Württemberg nach London ging, um meinen Plan rückſichtlich einer afrikaniſchen Miſſions-Kette d. h. der Anlegung von Miſſionsſtationen durch ganz Afrika hindurch von Oſt nach Weſt in der Richtung des Aequators bei meiner Committee perſönlich zu betreiben, und die Geſtattung zum Druck meiner Suahili-Grammatik, und eines vergleichenden Vokabulars in ſechs oſtafrikaniſchen Sprachen, zu erhalten. Die verehrte Committee der kirchlichen Miſſions-Geſellſchaft genehmigte den Druck dieſer Schriften mit großer Bereitwilligkeit und ging auch auf den Plan der Miſſions-Kette in ſo weit ein, daß ſie beſchloß, zwei neue Stationen, die eine im Königreich Uſambara und die andere in Ukambani oder in Dſchagga ungeſäumt anzulegen, und für dieſen Zweck die beiden Miſſionarien Pfefferle und Dihlmann mit mir nach Oſtafrika zu ſenden in Begleitung von drei Laienbrüdern (Hagemann, Kaiſer und Metzler), von denen einer ein Schreiner, der zweite ein Landmann und der dritte ein Schmied war, um mit dem Evangelium den Afrikanern zugleich auch die Segnungen chriſtlicher Civiliſation zu bringen. Mit geſtärkter Geſundheit, friſchem Glaubens-Muth und neuen Miſſions-Kräften verſehen, trat ich im Anfang 1851 meine Rückreiſe über Trieſt, Smyrna und Alexandrien an, und gelangte im April nach Mombas mit Zurücklaſſung des Miſſionars Dihlmann, der von Aden aus nach Europa zurückkehrte, weil er an den Grundſätzen der engliſchen Kirche irre geworden war, und als ſtrenger Lutheraner es mit ſeinem Gewiſſen nicht vereinigen zu können glaubte, im Dienſt der biſchöflichen Miſſions-Geſellſchaft zu beharren und zu wirken.

Kaum hatten ſich die neuen Mitarbeiter 14 Tage in Rabbai Mpia aufgehalten, als einer nach dem andern vom Fieber ergriffen wurde. Miſſionar Pfefferle, der uns Allen auf der langen Reiſe durch ſeine Hingebung, ſeine Demuth, ſeinen Glaubensmuth und ſeinen Gebetsgeiſt ſo lieb geworden war, und der durch ſeinen Miſſions-Sinn und Eifer für die oſtafrikaniſche Miſſion ſo viel verſprach, mußte in kurzer Zeit zu Grabe getragen werden, und für die beiden Brüder Kaiſer und Metzler war die ſchleunigſte Rückkehr nach Europa am rathſamſten, wenn ſie nicht auch unterliegen ſollten. Bei meiner Rückkehr von Europa traf ich die Miſſion in demſelben Zuſtand an, in dem ich ſie verlaſſen hatte, ausgenommen, daß der Krüppel Mringe im Glauben an Jeſum ſelig heimgegangen und noch vor ſeinem Ende von Rebmann getauft worden war. An ſeine Stelle war jedoch ein Anderer Mnika, Namens Abbe Gundſcha getreten, den ich kurz vor meiner Abreiſe im April 1850 bei und durch Mringe kennen gelernt hatte als einen Mann, der, wie er ſagte, das Buch der Europäer zu lernen wünſchte, und der dann nach meiner Abreiſe von Rebmann unterrichtet wurde und ſeither erfreuliche Beweiſe einer Herzensänderung gegeben hat.

Eine weitere Veränderung im Gang der Miſſion fand ich darin, daß meine beiden Mitarbeiter Rebmann und Erhardt von den Häuptlingen von Rabbai Mpia ſich ein bedeutendes Stück Land in Kiſulutini für 30 Thaler erworben, auf dem ſie ein neues Haus für zwei Miſſionsfamilien zu bauen angefangen hatten. Sie waren von der Ueberzeugung ausgegangen, daß die oſtafrikaniſche Miſſion ſich erſt an der Küſte centraliſirt und conſolidirt haben müſſe, ehe man Binnenſtationen gründen könne. Das Stück Land ſollte dazu dienen, theils um für die bekehrten Wanika Raum zur Anſiedelung zu haben, theils um darauf den Wanika, Wakamba und Suahili die Segnungen des Landbaus, der Oekonomie, kurz der Civiliſation anſchaulich und einladend darzuſtellen. So ſehr ich im Allgemeinen mit dieſer Anſicht einverſtanden war, ſo konnte ich mir doch die Folgen dieſer Anſchauung meiner Mitarbeiter nicht verbergen, da mich meine abeſſiniſchen Erfahrungen gelehrt hatten, daß die Eingebornen,

beſonders die Feinde unter ihnen, an die feſte Niederlaſſung der Miſſionarien allerlei politiſche Conjecturen und Verdächtigungen zu knüpfen pflegen, als ob man eine Feſtung bauen und europäiſche Soldaten zur Eroberung des Landes herbeiziehen wolle. Auch konnte ich mir nicht verbergen, daß das Streben nach bequemern Einrichtungen und überhaupt nach äußern Verbeſſerungen und Veränderungen die Miſſionarien auf ſecondäre Gegenſtände hinlenken und von der Hauptſache, nämlich von der direkten Miſſionsarbeit, welche in der Verkündigung des Wortes Gottes unter den Eingebornen durch perſönlichen Umgang und Beſuch in ihren Häuſern beſteht, abziehen möchte. Gar zu oft geſchieht es in der Miſſionswelt, daß der Miſſionar, wenn er einmal ſich an einem Ort wohnlich feſtgeſetzt hat, weniger beweglich wird und das Evangeliſiren der Heiden nah und fern bei Seite ſetzt, ſich mit Schularbeit, Ueberſetzungs- und andern Sprachарbeiten, ſo wie mit induſtriellen Beſtrebungen, begnügt, geiſtig erſchlafft, und ſo den direkten Angriff auf das Heidenthum durch das Treiben des Wortes vom Kreuz nach und nach aufgibt, und weil dieſe indirekten Beſtrebungen nicht zum Ziel führen können, in Muthloſigkeit, Verzagtheit, Unglauben geräth und dem Gedanken Raum gibt, ein ſo ſtumpfes und nur auf den Materialismus des Fleiſches bedachtes Volk ſei für das Evangelium ganz unempfänglich und die Miſſion müſſe lieber ganz aufgegeben werden, bis günſtigere äußere Verhältniſſe, oder auch ſchwere Gerichte daſſelbe nach dem Wort Gottes begieriger machen würden.

Das waren, wie geſagt, meine Befürchtungen bei meiner Rückkehr aus Europa. Es war mir klar, daß eine wichtige Kriſis unſerer Miſſion bevorſtehe in Folge der feſtern Niederlaſſung in Kiſulutini. Eben darum wollte ich in meinem Theil mir den Charakter der Beweglichkeit und der nur temporären Niederlaſſung in Rabbai bewahren und mich, ſo bald als möglich, ins Innere begeben, um ſo mehr, als die Inſtruktion der Committee entſchieden dahin lautete. Es war nämlich von ihr beſchloſſen worden, daß Rebmann die Station in Rabbai behaupten, dagegen Erhardt mit Dihlmann nach Uſambara, und ich mit Pfefferle nach Ukambani gehen und neue Stationen gründen ſollten.

Durch Pfefferles Tod, ſowie durch Dihlmanns Rückzug, und ferner durch Erhardts Kränklichkeit und lang andauernden Hausbau in Kiſulutini war dieſer Beſchluß der Committee freilich ſehr neutraliſirt worden. Auch hatte Rebmann im Sinne, im Spätjahr 1851 nach Cairo zu gehen, um ſich zu verheirathen. Somit war Erhardt faſt mit Nothwendigkeit auf die Rabbai-Station beſchränkt, während ich das vorgeſchriebene Ziel verfolgen konnte, was denn auch geſchah durch meine am 11. Juli angetretene Reiſe nach Ukambani, wo ich auf der Höhe von Yata, etwa 110 Stunden von Mombas, eine Miſſionsſtation gründen wollte, ein Verſuch, der aber mißlang, wie aus der ſpäter mitzutheilenden Beſchreibung dieſer beſchwerlichen und gefährlichen Reiſe erhellen wird.

Nachdem ich am 30. September 1851 von meiner Ukambani-Reiſe nach Rabbai zurückgekehrt war, fuhr ich, wie früher, fort, die zerſtreuten Wanika zu beſuchen, um ihnen das Wort Gottes nahe zu bringen. Im Oktober deſſelben Jahrs ging Rebmann nach Egypten, um ſich in Cairo mit einer liebenswürdigen Engländerin, die bei Frau Miſſionar Lieder mehrere Jahre für die Miſſion thätig geweſen war, zu verheirathen. Rebmann nahm die beiden kranken Arbeiter Kaiſer und Metzler mit ſich nach Egypten, von wo ſie in ihre europäiſche Heimath zurückkehrten. Der Schreiner Hagemann, der ſich von ſeiner Fieberkrankheit etwas erholt hatte, blieb allein in Rabbai zurück, und arbeitete fleißig auf ſeinem Handwerk für die Miſſion. Sein demüthiger, offener, thätiger, zum Dienen und Helfen bereitwilliger Charakter gereichte mir zu beſonderer Freude und Stärkung in Rabbai Mpia. Da Erhardt ſeine Bauarbeit nicht vollendet hatte und er daher die Reiſe nach Ukambara noch nicht antreten wollte, ſo entſchloß ich mich, dieſes Land zum zweitenmal zu beſuchen, um die Einleitung zur Gründung einer Miſſions-Station daſelbſt zu treffen. Es lag mir daran, zu erfahren, ob der König Kmeri geneigt ſei, ſein im Jahre 1848 gegebenes Wort zu halten, und an welcher Stelle er die Station zu gründen erlauben würde. Ich nahm aber dießmal meinen Weg nicht durch die früher von Wakuaſi bewohnte Wildniß, ſondern ſegelte von Mombas nach dem

Pangani-Fluß, wo ich landete und von wo ich dann die Reiſe zu Land bis nach Fuga (der Reſidenz des Königs) machte. Dieſe Unternehmung wurde ausgeführt vom 10. Februar bis 14. April 1852. In Sanſibar hatte ich den Schreiner Hagemann verabſchiedet, und auf einem franzöſiſchen Schiff nach Europa zurückgeſandt, da ihm die Rabbai-Miſſion keine genügende Beſchäftigung gewähren konnte, indem Erhardt es vorzog, ſeine Bauarbeit durch Suahilis von Mombas verrichten zu laſſen.

Als ich von Uſambara zurückkam, hatte ich die Freude, meinen theuren Mitarbeiter Rebmann und ſeine Frau begrüßen zu dürfen. Auch hatte Erhardt unterdeſſen ſeine Bauarbeiten in Kiſulutini ziemlich vollendet, ſo daß beide Miſſionarien nun ihre neue Wohnung daſelbſt beziehen konnten. Ich ſelbſt blieb in unſerer alten Hütte in der Kaya zurück, machte von dort aus meine täglichen Ausflüge zu den Wanika, und ſuchte in der Kaya ſelbſt eine regelmäßige Verſammlung zu organiſiren, welche jeden Morgen von einigen Nachbarsfamilien beſucht wurde, nebſt meinen Dienſtboten, denen ich die Evangelien der Reihe nach erklärte, und mit ihnen betete.

Erhardt hielt es für gut, in Rabbai bis zum Auguſt 1853 zu verweilen, wo er endlich ſich entſchloß, den von unſerer Committee längſt gewünſchten Beſuch in Uſambara zu machen, und wo möglich eine Miſſions-Station dort zu gründen. Wenn man bedenkt, mit welcher Anſtrengung und Beharrlichkeit er bei einer ſchwächlichen Geſundheit ſeine langen Bauarbeiten verfolgt, und welche Schwierigkeiten er mit den eingebornen Bauleuten zu überwinden gehabt hat, ſo wird man es begreiflich finden, daß, nachdem er einmal in Kiſulutini wohnhaft geworden war, er nicht ſobald Luſt bekommen konnte, von dort wegzugehen, um in einer Entfernung von etwa 60 Stunden abermals ſich einzurichten, einen neuen Dialekt zu erlernen und überhaupt neue Schwierigkeiten zu übernehmen und zu überwinden. Der König von Uſambara nahm ihn freundlich auf, erklärte ihm aber, daß er ihn nicht in ſeinem Land behalten und ſchützen könne, da der Sultan von Sanſibar ihn mit Krieg bedroht habe, wenn er dem Fremden Aufenthalt gewähren würde. So ſah ſich der Miſſionar

genöthigt, ſich an die Küſte von Tanga zurückzuziehen, wo er neben religiöſen Unterredungen mit den Eingebornen, die ihn beſuchten, es ſich angelegen ſeyn ließ, wichtige ſprachliche Arbeiten (z. B. ein Vokabular der Maſai-Sprache) auszuführen, und geographiſche und ethnographiſche Erkundigungen über Oſtafrika einzuziehen. Später kehrte er nach Rabbai zurück und verweilte dort, bis ihn ſeine ſehr geſchwächte Geſundheit nöthigte, im Jahr 1855 nach Europa zurückzukehren, wo ihm die Committee die Miſſions-Station Bagulpur in Indien anwies, die er (nach ſeiner Verheirathung) im Jahr 1857 kaum bezogen hatte, als der furchtbare Soldatenaufſtand ausbrach, der ihn in größere Gefahren zu verwickeln drohte, als er je in Afrika erlebt hatte. Im Lauf der erſten Hälfte des Jahres 1853 hatte ich neue Reiſeplane entworfen, zuerſt eine Reiſe nach Ngu, ein Gebirgsland, das im Süden von Uſambara liegt, und dann nach Kikuyu im Südweſten von Ukambani; allein beide Plane ſcheiterten an den Führern und Gepäckträgern, die ich erwählt hatte. Ihre Forderungen waren zu hoch, als daß ich hätte darauf eingehen können. Der Führer nach Kikuyu ſtarb gerade um die Zeit, welche zur Abreiſe beſtimmt war. Mehrere Wanika, im Bewußtſeyn der großen Gefahr, die mit dieſer Reiſe verbunden ſeyn dürfte, traten von dem Unternehmen zurück, und mich ganz in die Hände der wankelmüthigen und verrätheriſchen Wakamba zu übergeben, hatte ich auch keine Freudigkeit. Mein Plan war, von Kikuyu bis zu den Seen Baringu und Neiwaſcha, und zu dem Schneeberg Kegnia vorzudringen, und zu verſuchen, ob nicht in jener Richtung nach Uniameſi *) und dem weſtlichen Afrika, oder nach Norden gegen Suſa und Kaffa hin (wo ich von chriſtlichen Ueberreſten wußte) ein Weg zu finden ſei, und ob es nicht möglich wäre, in der Nähe des Kegnia die wahren Nilquellen zu entdecken, die unſtreitig in jener Gegend unter dem zweiten ſüdlichen Breitengrad zu ſuchen ſind, und die wohl hauptſächlich in

*) Ein Suahili erklärte das Wort Muiameſi (ein Bewohner von Uniameſi, des großen Centrallandes im weſtöſtlichen Afrika, das von vielen Stämmen bewohnt wird) durch „Mgnia Meſi", d. h. der regnende Mond, weil die Wauiameſi-Karawanen mit dem erſten Mond, alſo der erſten Regenzeit von der Küſte nach dem Innern reiſen, und mit der zweiten Regenzeit, oder dem zweiten Mond an die Küſte zurückkehren.

dem Schneewaſſer des Kegnia und in den Sümpfen, welche durch die großen Regen in dem Gebiet der Wamauſtämme erzeugt werden, ihren Urſprung haben. Ich dachte mir die Möglichkeit, mit den Wakuaſi, die ohne Zweifel das Gebiet der Nilquellen im Beſitz haben, Freundſchaft ſchließen und ſo eine Miſſionsſtation an den Nilquellen gründen zu können, oder wenn dieſer Plan nicht ausführbar wäre, mich in Ulu und Ukambani niederzulaſſen und von dort aus theils Dſchagga, theils Kikuyu, theils die Wakuaſi und die weiter weſtlich gelegenen Gegenden, namentlich die Wakonongo oder Wakodongo, (wie ſich die Bewohner von Uniameſi ſelbſt heißen ſollen) auf kurzen Ausflügen zu beſuchen. Der Plan, mich in Ulu niederzulaſſen (nachdem er in Yata mißlungen war) ging nicht von mir ſelbſt aus, ſondern von einem einflußreichen Mkamba, Namens Engommo, der in Ulu wohnte und Verbindungen mit den Wakuaſi am Berg Kegnia, ſo wie mit Kikuyu hatte. Allein dieſer Mann ſtarb, wie geſagt, gerade in der Zeit, als die Reiſe unter ſeiner Anführung unternommen werden ſollte. Auch war ein bedeutender Mann, Namens Kidiaka von Kizu (ein Volksſtamm in Kikuyu), zu mir gekommen, der eine Zeit lang bei mir wohnte und mich dringend bat, mit ihm in ſein Land zu gehen und dort zu bleiben, um ihn und ſeine Leute das Buch zu lehren. Er ſagte, Kizu ſei nur drei Tagreiſen vom Schneeberg Kirenia (Kegnia) entfernt, auf deſſen nordöſtlicher Seite ſich der See Baringu befinde. Er nannte mehrere Flüſſe, welche ſich in den Dana-Fluß ergießen. An dem See wohnen die Wakuaſi von Kibia oder Kiwia, welche nicht ſo feindſelig ſeien, wie die übrigen Wakuaſi. Der Berg Kirenia ſei viel größer als der Kilimandſcharo in Dſchagga. Es komme Feuer und Rauch aus der Gegend in der Nähe des Berges, und viele weiße Steine liegen auf dem Boden herum zerſtreut.

Da ich Ausſicht hatte, bei meinem Aufenthalt im Innern mit den nomadiſirenden wilden Wakuaſi in Berührung zu kommen, ſo entſchloß ich mich, noch in Rabbai die Anfangsgründe ihrer Sprache zu erlernen, und ein kleines Wörterbuch zu ſammeln, damit ich ſo bald als möglich mit ihnen reden und ihnen das Evangelium verkündigen könnte. Zu dieſem Zweck erbat ich

mir von einem Suahili in Mombas, der mein Freund war, einen jungen Mkuasi, der aus seinem Vaterland weggeraubt und als Sklave nach der Pangani-Küste und später nach Mombas verkauft worden war. Da er schon lange Zeit unter den Suahili gelebt hatte, so verstand er ihre Sprache ganz gut und vermittelst derselben konnte er mich in seiner Muttersprache unterrichten und mir überhaupt wichtige Nachrichten über sein Volk mittheilen, welche ich im zweiten Theil in Kürze zusammenstellen will. Ich hatte im Sinn, diesen jungen Mann mit Bewilligung seines Meisters als Knecht mit mir nach Ulu zu nehmen.

Von dem Mkamba Engommo erfuhr ich auch, daß die Leute, welche auf meiner Reise in Ukambani meinen Führer Kiwoi getödtet hatten, nicht von Kikuyu (wie ich früher glaubte), sondern von Mbe waren. Auch erzählte er mir, daß die Freunde und Verwandte des erschlagenen Kiwoi wünschten, ich möchte zu ihnen zurückkehren, weil es seit seinem Tode nicht mehr regne, wie vorher. Ich hielt dieß aber für eine List, durch die sie mich in ihre Hände bekommen wollten, um mich zu tödten und so Rache an mir zu nehmen, weil sie glaubten, ihr Freund wäre nicht umgekommen, wenn er nicht die Reise an den Dana-Fluß mit mir gemacht hätte. Er erzählte mir auch, daß im Nordosten von Ukambani die Stämme Udeizu, Udaka, Uzerre und Mbellete wohnen, wohin Leute von der Ostküste kommen, welche Endawala heißen, was wahrscheinlich eine Verstümmelung des Worts „Suahili" seyn soll. Die Endawala haben Bärte, bedecken ihren Kopf, und haben Hemden und Flinten, und reiten auf Eseln. Das sind ohne Zweifel die Kaufleute von Barawa und Lamu. Es sei dort ein weißer Berg, fast so groß wie der Kilimandscharo. Von einem weißen Berg*) aus sehe man Schiffe. Ich vermuthe, dieß sind die Boote der Suahili auf dem Dana und Osi-Fluß. In der Nähe von Mbellete wohnen die Wakuasi-Stämme Muamonio und Alulia, mit denen die Endawala Handel treiben. Nach dem Bericht des Engommo geht der Fluß Kiloluma in den Dana ebenso auch die Flüsse Dangada, Dika und Malawa. Ein an-

*) Der weiße Berg ist vielleicht der Schneeberg, welchen Kapitän Schort im Jahre 1849 unter dem Aequator von der Ostküste aus gesehen haben will. Es ist möglich, daß der Osi-Fluß am Fuß dieses Schneebergs seine Quelle hat.

derer großer Fluß heiße Tumbili, welcher durch den See Baringu fließe. Ob das der Tubiri, oder der weiße Fluß iſt, kann ich nicht ſagen. Von dem Tubiri ſagt Werne in ſeinem Buch, daß er von der Inſel Tſchanker (4° 40′ nördlicher Breite und 30° öſtlicher Länge), wo bekanntlich die Expedition des Paſcha von Egypten im Jahr 1842 auf dem weißen Fluß endete, noch 30 Tage, alſo ungefähr 4 Breitengrade weiter von Süden komme, wo er aus vier ſeichten Armen entſtehe, welche im Lande Anjan entſpringen. In Anjan vermuthet Werne, der jene Expedition mitmachte, einen großen Gebirgsſtock, welcher ſeine Waſſer nach Norden ſendet, die den Tubiri, oder den weißen Fluß (Baher El-Abiad) bilden. Ich glaube zwar nicht, daß von einem Gebirgsſtock die Rede ſeyn kann, aber das ſteht mir feſt, daß der Kegnia, (nach der Ausſprache der Wakamba, die Kikuyu-Leute heißen ihn Kirenia, und die Wakuaſi Orldoinio eibor = Weißberg) die Hauptwaſſermaſſe des weißen Fluſſes darbietet.

Mit den Nachrichten des Engommo und Kidiaka ſtimmt der Bericht überein, den mir ein Suahili, Namens Rehani gab, welcher mit dem Karawanenführer Kaſimu in Kikuyu geweſen war. Der See Neiwaſcha ſei im Nordoſten von Kikuyu. Man könne ſein Waſſer nicht trinken, da es ſalzig ſei und Bauchweh verurſache. Es ſei kein Baum in jener Gegend, ſondern lauter Sand. Der See erſtrecke ſich nach Habeſchi (Abeſſinien), was natürlich eine Uebertreibung iſt. In der Nähe ſeien die Wakuaſi-Stämme Modoni, Kiwia, Tigerei, Koppekoppe, Elburginedſchi. Ein großer Fluß gehe nach Norden. Oeſtlich vom See ſei der Feuerberg Moſiro, wo man bei Tag Rauch und bei Nacht Feuer ſehe. Dieſer See iſt ganz verſchieden von dem in Uniameſi, welcher Maniara heiße. Rehani kannte auch die Berge Kikoka und Muge, von denen mir Kidiaka erzählt hatte. Die einzige Schwierigkeit, welche mir in den Berichten dieſer Eingebornen auffiel, war die in Beziehung auf die Seen Baringu und Neiwaſcha. Es war mir nicht recht klar, ob es ein, oder mehrere Seen ſind, oder ob Baringu nur einen großen Fluß bezeichnen ſoll.

Was den Reiſeplan nach den Südländern Pare und Ngu betrifft, ſo wurde derſelbe im September 1852 gefaßt aus Ver-

anlaſſung von einigen Leuten aus Ngu, welche von den Bewohnern des Berges Kadiaro und auch von Wanika berufen worden waren, um Regen zu machen. Die Wanika glauben nämlich, daß es im Süden, namentlich unter den Waſegua große Zauberer und Regenmacher gebe. Da nun die Wanika von Rabbai hörten, daß Regenmacher nach Kadiaro*) gekommen ſeien, ſo beriefen ſie dieſelben. Ehe ſie jedoch erſcheinen konnten, regnete es ſehr ſtark, weßhalb die Regenkünſtler überflüſſig wurden. Die Berufenen kamen deſſenungeachtet nach Rabbai, wo man ſie verſorgen mußte bis ſie abreisten. Während ihres Aufenthaltes in Rabbai kamen ſie öfters auch zu mir und gaben mir manche Nachricht über ihr Land und die benachbarten Gegenden. Als ſie nach Hauſe kehren wollten, entſchloßen ſich einige Wanika, ſie bis Pare zu begleiten und dort Elfenbein zu kaufen. Dieſe Wanika nun, in Verbindung mit den Ngu-Leuten fragten mich, ob ich keine Dſcharo (Karawane) nach Pare und Ngu machen wolle, ſie wollten mich begleiten. Die Ngu-Leute ſetzten noch hinzu, ich könne bei ihnen wohnen, wenn ich wolle, ſie würden mir ein Haus bauen, ja ſie wünſchten es ſogar, daß ich bei ihnen wohnen und einige Flintenmänner mit mir bringen möchte, da ſie öfters von Feinden angegriffen werden, welche ſich vor den Flinten fürchten würden. Da ich hoffte, in Ngu etwas über den Weg nach Uniameſi zu erfahren, und da ich überhaupt wünſchte, die Südweſtländer von Uſambara kennen zu lernen, ſo war ich nicht abgeneigt, mit den Regenmachern zu gehen, und auch in ihrem Land den Namen Jeſu Chriſti zu verkündigen, der allein uns Regen und fruchtbare Zeiten gibt und unſere Herzen mit Speiſe und Trank erfreut, uns aber auch noch höhere und vollkommenere Gaben gibt, als die vergänglichen Güter dieſes Lebens. Bei reiferem Nachdenken jedoch fand ich, daß das Reiſen mit den Regenmachern meinen Charakter als Miſſionar gefährden und mir manche Schwierigkeit bereiten könnte, da dieſe Leute vom Aberglauben ſich nähren und daher unterwegs liegen bleiben, ſo bald ſich ihnen eine Ausſicht auf Gewinn darbietet. Ich zog es daher

*) Auf meiner Rückreiſe von Kadiaro im April 1849 war es, wo ich einem ſtattlichen Löwen begegnete, welcher nicht weit vom Weg entfernt ſtand. Da ich nur eine Flinte bei mir hatte, und die Gegend gebüſchlos war, ſo wagte ich es nicht, mich in einen Kampf mit der Beſtie einzulaſſen.

vor, meine eigene Karawane zu haben, im Fall ich nach Pare und Ngu gehen würde, indem ich im Sinne hatte, auf dem Rückweg über Uſambara zu gehen und durch die Wildniß Bambarra zwiſchen Daluni und Lewa zurückzukehren. Was mich in dem Unternehmen der Reiſe beſtärkte, war der glückliche Umſtand, daß ich einige Zeit vor der Ankunft der Ngu-Leute mich mit dem Dialekt von Pare und Uſambara bekannt gemacht und ein Vokabular geſammelt hatte, das ich auf der Reiſe zu vervollſtändigen hoffte. Ich hatte nämlich im Juni 1852 in Mombas einen Mann gefunden, der beide Dialekte ſprechen konnte. Er war in Kiſungu, einem Nachbarland von Pare geboren, in einer Hungersnoth von ſeinen Landsleuten nach Pare, und von da nach Uſambara und endlich nach Tanga und Mombas verkauft worden, wo ihn der frühere Gouverneur kaufte und als Elfenbeinhändler nach Uſambara und Pare ſchickte. Die wichtigſten Orte in Pare ſind: Embaga, Gondſcha, Fude, Mamba, Endemme, Mbulla und Fanga. Die Pare-Leute bewohnen ein hohes Gebirge, ſie haben keinen König, ſondern nur Häuptlinge oder Aelteſte, welche, wie die Wanika, ihre Ortſchaften regieren. Dieſelbe Regierungsform beſteht auch in Ngu, wo die Hauptorte folgende ſind: Ranga, Mbugue, Uſiomi. Das Ngu-Land iſt nicht ſo hoch als Pare, deſſen ſüdliche Nachbarländer Kiſungu, Kindi, Uſangi und Ungueno ſind. In allen dieſen Gegenden ſieht man den Schneeberg Kilimandſcharo, den die Leute von Kiſungu „Tuwi ya Jaſcheru“ (Berg der Weiße, Weißberg) heißen *). Zwiſchen dieſen iſolirten Bergländern breitet ſich die große Ebene aus, welche bis Dſchagga und Ukambani und bis ins Wakuaſi- und Maſai-Land reicht.

Die Ausführung meiner Reiſe nach Pare und Ngu wurde vereitelt durch die allzugroßen Forderungen der Wanika, welche 10 Thaler Lohn für jeden Gepäckträger verlangten, und mir zu verſtehen gaben, daß ſie von Pare zurückkehren und nicht nach Ngu gehen würden, weil ſie ſich vor den Löwen fürchteten, deren es zwiſchen Pare und Ngu viele geben ſoll. Ueberhaupt kann man ſich auf dieſe Leute nicht verlaſſen, weil ſie ſich fürchten, in

*) In der Teitaſprache heißt der Kilimandſcharo „Ndſcharo.“ Dieß wäre der richtige Name des Berges. Alſo hieße Kilimandſcharo wörtlich „Berg“ (Kilima) Ndſcharo.

Länder zu gehen, wo ſie noch nie geweſen ſind. Auch kann ſie ein unglücklicher Traum, oder Vogelbeobachtung leicht von einem Unternehmen zurückſchrecken, und der Reiſende ſoll ſie dann doch für die Diſtance bezahlen, welche urſprünglich im Contract beſtimmt worden war. Und wo ſoll er Gerechtigkeit finden in dieſen geſetzloſen Ländern, wo die Häuptlinge ſo geringe Macht über ihre Untergebene haben? Wollten doch einmal die Rabbai-Leute ſechs Aelteſte binden, weil ſie mit den Aelteſten vom Duruma-Stamm eine Kuh verzehrt hatten, ohne die übrigen Aelteſten von Rabbai an dem Schmauß Antheil nehmen zu laſſen.

Einen Beweis von den Schwierigkeiten, welche eine Reiſe nach dem Innern darbietet, gibt meine Tour nach dem Berg Kadiaro*), wo ich noch kurz vor meiner Abreiſe von Oſtafrika im Spätjahr 1853 einen Beſuch machen wollte. Ich hatte im Anfang September deſſelben Jahres meine Vorbereitungen getroffen und zehn Leute von Rabbai (für drei Thaler per Mann) gemiethet. Am 10ten September trat ich mit denſelben gutes Muths die Reiſe an. Kaum hatten wir das Rabbai-Gebiet verlaſſen und das von Duruma betreten, als eine Schaar Durumas mir entgegentrat mit ihrem Häuptling Ringa an der Spitze, welcher mit einem dicken Stock wie wüthend auf meine Leute losging und ihnen befahl, zurückzukehren. Als ich ihm freundlich entgegenging und ihn zu einer friedlichen Unterredung einlud, wurde er noch wüthender und wollte mich gar nicht anhören. Endlich wurde er auf das Zureden ſeiner Leute etwas ruhiger, ſo daß ich zum Wort kommen konnte. Ich fragte zuerſt, ob ihr Land nicht dem Sultan von Sanſibar gehöre, ob ſie nicht vor einem Jahr, wo der Sultan in Mombas geweſen ſei und ich ihn auf ſeinem Schiff beſucht habe, alle Wanika-Stämme ihm gehuldigt hätten? Woher ſie das Recht hätten, mir den Durchzug durch ihr Land zu verſperren? Sie erklärten, von allem dieſem wollen wir jetzt nichts wiſſen, du mußt uns 16 Thaler geben, und noch dazu die Hälfte deiner Gepäckträger von Duruma nehmen, die andere Hälfte mag aus Rabbai-Leuten beſtehen. Was

*) Der Kadiaro heißt in der Sprache von Teita „Kaſigalo." Sich ſelbſt nennen die Teitas „Waſagala", die Dſchaggas heißen ſie „Anika."

war zu machen? Mit den erzürnten Leuten konnte ich nicht weiter unterhandeln, und mußte zugleich beſorgen, daß, wenn ich auch die erſte Abtheilung des Duruma-Stammes befriedigt hätte, dann noch eine zweite und dritte ähnliche Forderungen machen möchte. Ueberdieß mußte ich fürchten, meine Leute möchten, empört über dieſe übermüthige Verachtung der Durumas, zu den Waffen greifen. Ich befahl daher meinen Leuten, nach Rabbai zurückzukehren und das Weitere abzuwarten. Als ich dann in Mombas die Sache vor der rechtmäßigen Obrigkeit vorbrachte, gab mir der Feſtungs-Kommandant zuerſt einen Verweis darüber, daß ich ihm nichts von der Reiſe geſagt hätte, da er mit 100 Thalern (die natürlich von mir hätten gegeben und von ihm verwendet, d. h. in die Taſche geſteckt werden müſſen) vorher den Weg durchs Wanika-Land glatt gemacht haben würde durch Geſchenke an die Häuptlinge. Man denke ſich meine Verwunderung über dieſe Antwort eines Gouverneurs, deſſen Meiſter (der Sultan) in Sanſibar den fremden Konſuln geſagt hatte, daß die ganze Küſte, alſo auch das Wanika-Land ihm angehöre.

Der Gouverneur verſprach indeſſen, die Durumas kommen zu laſſen und den Anſtifter des ganzen Streites zu binden, ein Verſprechen, das er aber nicht gehalten hat, wohl deßwegen nicht, weil ich ihm kein namhaftes Geſchenk für ſeine Juſtiz machen wollte. Hätte ich ja nicht einmal 100 Thaler gebraucht, um mich mit den Durumas ſelbſt abzufinden.

Der Widerſtand der Durumas wurde eigentlich verurſacht durch Mana Zahu, einen Eingebornen aus Duruma, welcher früher Rebmanns und auch mein Führer geweſen war, welcher aber nach und nach eine ſolche Herrſchaft über uns gewinnen wollte, und ſolche Forderungen machte, daß ich mich nicht länger ſeiner Führung bedienen konnte, und ihn daher von meinen Begleitern nach Kadiaro ausſchloß. Erbittert über dieſes Verfahren wiegelte er die Durumas, bei denen er viel Einfluß hatte, gegen mich auf und ſoll ihnen ſogar gerathen haben, mich zu plündern.

Bald nach dieſer fruchtloſen Unternehmung war ich genöthigt, Rabbai zu verlaſſen, und mich zur Wiederherſtellung meiner Geſundheit nach Europa zu begeben. Rebmann und ſeine Gattin

waren jetzt allein auf der Station, da Erhardt in Uſambara war. Am 25. September hatte ich Abſchied von den theuren Geſchwiſtern genommen, die mir ſo viele Liebe erwieſen hatten, und die jetzt allein verweilen mußten unter einem finſtern und verkehrten Geſchlecht von Heiden, die wenig oder kein Bedürfniß nach der Rettung ihrer Seelen fühlten. Es braucht großen Glauben und brünſtige Liebe, um unter einem ſolchen Volk in Geduld auszuharren und auf Hoffnung zu arbeiten. Daß der Gott aller Gnade und Geduld meinen lieben zurückbleibenden Geſchwiſtern dieſen ausharrenden Glauben und dieſe göttliche Liebe immer reichlicher ſchenken wolle, war mein Abſchiedswunſch und Gebet und iſt es ſeither geblieben.

Bei meiner Abreiſe von Mombas im October 1853 war ich genöthigt, ein ganz kleines Boot zu miethen, das mich nach Takaungu und der Kileſibucht bringen ſollte, wo das größere Schiff, auf dem ich nach Makalla und Aden ſegeln wollte, vor Anker lag. Kaum hatten wir den Hafen von Mombas verlaſſen, ſo wurde das kleine Boot auf dem offenen Meer von den hereinſchlagenden Wellen ſo mit Waſſer gefüllt, daß ich alle Augenblick das Unterſinken fürchten mußte. In der Kileſibucht hatte ich bis zum Abgang unſers Schiffes Gelegenheit, die fruchtbare Gegend zu durchziehen, in welcher die Suahili von Takaungu ihre ſchönen Plantagen angelegt haben. Mein Schiff ankerte an der ganzen Küſte nur einmal, und zwar in Mukdiſcha, wo ich im Hafen gegen 20 Schiffe zählte, welche Sklaven hatten, die ſie nach Arabien einſchmuggeln wollten. In Makalla hielt ich mich nur kurze Zeit auf, da ich eilte, Aden vor Abgang des Dampfſchiffes nach Sues zu erreichen. Von Alexandrien reiste ich auf dem öſtreichiſchen Dampfſchiff nach Trieſt, von wo ich, über Wien und Dresden reiſend, um Weihnachten in meinem theuren Vaterland Württemberg in ſehr geſchwächtem Zuſtand ankam. Sobald es meine Geſundheit erlaubte, begab ich mich im Jahr 1854 nach England, um meiner Committee über die Rabbai-Miſſion Bericht zu erſtatten, und ihre weiteren Inſtruktionen entgegenzunehmen. Einige Mitglieder des Committee ſtimmten für die Aufhebung der oſtafrikaniſchen Miſſion, während die Mehrzahl ſich dahin aus-

ſprach, daß man trotz der bisherigen Erfolgloſigkeit (was Bekehrungen von Seelen betrifft) dieſer Miſſion ſie dennoch aufrechthalten und fortſetzen, ja ſogar mit einem neuen Miſſionar in der Perſon des lieben Bruders Deimler aus Bayern verſtärken ſolle. Da um jene Zeit Biſchof Gobat in Jeruſalem den Plan hatte, eine Anzahl Brüder aus dem Handwerkerſtand, die in dem von Herrn Spittler auf der Chriſchona bei Baſel errichteten Inſtitut einige theologiſche Bildung empfangen haben, nach Abeſſinien zu ſenden, um wo möglich die Anno 1843 aufgegebene Miſſion in jenem Land zu erneuern, ſo erbot ich mich, auf meinem Rückweg nach Rabbai zuerſt Abbeſſinien zu beſuchen, und in Begleitung eines Chriſchona-Bruders die Einleitung zu der beabſichtigten Miſſion zu treffen. Von Abeſſinien aus wollte ich dann ſüdlich reiſen über Guragne, Kambat, Wolamo und andere Länder, wo ich zerſtreute chriſtliche Ueberreſte anzutreffen hoffte. Zuletzt gedachte ich bei Barawa oder Marka aus dem Innern an die Küſte zu kommen, und dann vollends zur See nach Mombas zu ſegeln. Während ich die Reiſe nach Habeſch machen und die Südländer bis Barawa bereiſen wollte, ſollte mein neuer Mitarbeiter Deimler nach Bombay gehen und die arabiſche und Suahili-Sprache erlernen, um ſich dann ſpäter der Rabbai-Miſſion anzuſchließen.

Dieſem von der Committee genehmigten Plan gemäß reiste ich im November 1854 (nachdem ich in Tübingen mein Wörterbuch in der Wakuaſi und die engliſche Liturgie in der Suahili-Sprache hatte drucken laſſen) von Trieſt über Syra, Smyrna, Rhodus, Cypern nach Alexandrette, wo ich und mein geliebter Mitarbeiter Deimler an das Land ſtiegen und in ſieben Stunden Nazaret erreichten, von wo wir über Nablus nach Jeruſalem kamen. Nachdem ich mit Biſchof Gobat über die abeſſiniſche Miſſion mich berathen und von ihm die nöthigen Inſtructionen erhalten, und in der Perſon des lieben Bruders Flad aus Würtemberg einen Begleiter nach Habeſch erlangt hatte, begab ich mich nach kurzem Aufenthalt in Jeruſalem nach Jaffa, wo uns Miſſionar Kruſe gaſtfreundlich beherbergte, bis wir nach Alexandrien abfahren konnten. Im Anfang 1855 kamen wir in Cairo

an, wo ein in dem proteſtantiſchen Collegium zu Malta gebildeter junger Abeſſinier zu uns kam, um mit mir und Martin Flad nach Habeſch zu reiſen und dort womöglich eine Schule zu leiten, und ſich ſpäter an die Chriſchona-Brüder anzuſchließen.

Nach kurzem Aufenthalt in Cairo, wo die nöthigen Vorbereitungen für die lange Reiſe getroffen wurden, begaben wir uns nach Sues, wo Deimler ſich auf dem Dampfſchiff nach Bombay einſchiffte, während ich mit Flad und dem jungen Abeſſinier auf einem arabiſchen Schiff nach Dſchidda und Maſſowa ſegelte. Die Erlebniſſe auf dieſer Reiſe werden in dem zweiten Theil dieſes Buches mitgetheilt werden. Hier erzähle ich nur ſo viel als nöthig iſt zum Verſtändniß meines 18jährigen Aufenthalts in Afrika. Als ich im Jahr 1855 von Gondar, der Hauptſtadt Abeſſiniens, aus nach Süden weiter reiſen wollte, fand ich den Weg nach Schoa völlig verſchloſſen, indem der neue König Theodoros gegen Schoa Krieg führte, und ſomit die Verbindung mit dem Süden aufgehoben war. Da Theodoros, ſowie der Abuna Abba Salama der proteſtantiſchen Miſſion nicht ungünſtig zu ſeyn ſchien, und da ich, wie geſagt, den Weg nach Süden nicht weiter verfolgen konnte, ſo hielt ich es mit Flad fürs Beſte, ſo ſchnell als möglich nach Egypten zurückzukehren, um einen Bericht an Biſchof Gobat abzuſtatten, und dann von Cairo aus nach Aden und Rabbai zur See zu gehen, während Flad die in Jeruſalem weilenden Brüder nach Abeſſinien zu geleiten willig war, im Fall Biſchof Gobat geneigt wäre, ſie nach Abeſſinien zu ſenden. Von Gondar aus reiste ich nach Sennar und von dort nach Chartum, wo ich in Folge der langen und großen Strapazen in einem ſehr geſchwächten Zuſtand ankam, aber durch den Ausbruch des Fiebers erſt vollends geſchwächt wurde. In Wad Medine hatte ich einen Sonnenſtich erhalten, der mich das Aeußerſte beſorgen ließ. Die Seereiſe von Chartum bis Abu-Hammed ſtärkte mich jedoch ein wenig, und in der Nubiſchen Wüſte Atmor, wo ich mein Grab zu finden glaubte, verließ mich das Fieber faſt gänzlich, doch blieb mein Kopf ſtets leidend und konnte nur durch eine ſehr dicke Bedeckung etwas beruhigt werden. Bei meiner Ankunft in Cairo war es mir klar, daß ich in dieſem elen-

den Zuſtand nicht nach Rabbai gehen, und überhaupt, daß ich das afrikaniſche Klima und Lebensweiſe nicht mehr ertragen könne, und alſo mein Wirken daſelbſt zu Ende ſei. Mit tiefem Schmerz nahm ich daher im Auguſt 1855 Abſchied von Afrika, wo ich ſo viel gelitten, ſo viel gereist und ſo manche Beweiſe der ſchützenden und durchhelfenden Macht und Gnade Gottes erfahren habe, wo ich aber auch manche Seele mit dem Wort des Lebens bedienen und den Namen Jeſu Chriſti an Orten nennen durfte, wo er zuvor nie genannt und bekannt worden war. Gott gebe, daß der ausgeſtreute Same hier und dort reichlich Früchte bringe!

Im September 1855 kam ich über Trieſt, Venedig, Mailand, Chur und Friedrichshafen in Stuttgart an, wo ich im Hauſe meines theuren Freundes Friedrich Reihlen und ſeiner liebevollen Familie die ſo nöthige Erquickung für Körper und Geiſt fand, bis ich auf den Rath eines werthen Freundes und mit der Genehmigung des Herrn Pfarrer St. und Vorſteher D. in Kornthal eine Wohnung fand, wo ich die weitere Entwicklung meines Lebensganges abwarten wollte. Die Committee in London bezeugte ihre herzliche Theilnahme an meinen Leiden und hoffte, daß ich mich in Kurzem ſo weit erholen möchte, daß ich, in ein beſſeres Klima verſetzt, meine Arbeit in Afrika fortſetzen könnte. Sie machte mir den Vorſchlag, nach der Inſel Mauritius zu gehen, um dort ſolche Eingeborene, welche früher aus Oſtafrika in die Sklaverei verkauft worden waren, und nun als freie Leute in Mauritius ſich aufhalten, ausfindig zu machen und ſolche, welche Luſt bezeugen, zu unterrichten und zu Katechiſten heranzubilden, in der Abſicht, ſie ſpäter nach Oſtafrika zurückzuſchicken, wie dieß von Sierra Leone aus in Weſtafrika der Fall geworden iſt. Auch auf dem Kap der guten Hoffnung, meinte die Committee, würden ſolche Leute anzutreffen ſeyn.

So freundlich und einladend auch dieſer Vorſchlag war, und ſo ſehr ich ihn in Beziehung auf ſeine wichtigen Folgen billigen mußte, ſo konnte ich mich doch nicht entſchließen, vor einer Reihe von Jahren noch einmal nach Afrika zurückzukehren. Ich wünſchte, daß meine Geſundheit vorher ganz befeſtigt, und daß mir Zeit gelaſſen würde, mein ganzes Leben, und namentlich mein Miſſions-

Leben in Afrika zu durchgehen, wozu ich in der Ferne nie die gehörige Zeit und Ruhe gefunden hatte.

In der Person der Johanne Wilhelmine Charlotte Pelargus, der älteſten Tochter des Herrn Stadtrath Pelargus in Stuttgart, ließ mich der gnädige Gott, der alle meine Lebensſchickſale bisher ſo wunderbar und ſo freundlich geleitet und geordnet hat, abermals eine würdige Lebensgefährtin finden, welche durch ihre reiche chriſtliche Erfahrung mir eine große Stütze im Chriſtenlauf, und durch ihren Sinn der Selbſtaufopferung eine treue Pflegerin in meinen Geſundheits-Verhältniſſen, kurz eine treue Hilfe für Körper und Geiſt geworden iſt. Auf welche Weiſe ſich mein fernerer Lebensgang geſtalten werde, entweder zur Wirkſamkeit in der Heimath, oder zur Rückkehr nach Afrika, das überlaſſe ich dem Herrn, der bisher alles recht gemacht hat, und dem ich in Zeit und Ewigkeit alle Ehre und Anbetung geben möchte für ſeine erleuchtende, rettende, ſchützende und bewahrende Gnade, die ich von Jugend auf, beſonders aber in Afrika, reichlich erfahren habe.

Elftes Kapitel.

Beilagen zum erſten Theil.

1) Aus dem Tagebuch der nach Schoa beſtimmten Miſſionarien Mühleiſen und Müller. (Zu Seite 108.)

Den 17. Mai 1841 kamen beide Miſſionarien in Tadſchurra an, um mit der brittiſchen Geſandtſchaft nach Schoa vorzudringen. Außer dem brittiſchen Geſandten Major Harris, den Offizieren Kapitän Barker und Graham und 18 Soldaten von der engliſchen Beſatzung in Aden befanden ſich noch Dr. Roth und Maler Bernatz u. ſ. w. bei der Geſellſchaft. Für die erſte Zeit wurden die Brüder Müller und Mühleiſen im Hauſe des Sultans von Tadſchurra einquartirt; ſpäter beſchloßen ſie, im brittiſchen Lager außerhalb der Stadt eine Hütte zu errichten, und darin bis zur Abreiſe zu kampiren. Sie beſtand, ſchreibt Mühleiſen, aus einigen Pfoſten und Matten; der Boden war, wie das Dach,

mit Palmblättern bedeckt; wir lagen nur etwa 50 Schritte vom Meeres-Ufer. Da es nun an der nöthigen Anzahl von Kameelen zur Reise fehlte, so wurde beschlossen, daß der ganze Zug sich in zwei Abtheilungen theilen sollte, deren erste sogleich aufbrechen, die zweite aber warten müsse, bis Kameele von Schoa geschickt würden. Zu der letztern gehörten trotz allem Bitten und Widerstreben auch die Brüder. Sie mußten sich zu einem mühseligen und schmerzlichen Warten anschicken, und waren nicht geringen Gefahren ausgesetzt. Missionar Mühleisen schreibt vom 23. September 1841: Seit wir in Tadschurra sind, hatten wir manche Gelegenheit, die Gesinnung der Leute kennen zu lernen, und nachdem wir alles menschlichen Schutzes entblößt sind durch die Zurückberufung der zweiten Hälfte der Gesandtschaft nach Aden hielten wir es auch für unsere Pflicht, Wache zu halten die ganze Nacht hindurch. Ungefähr um 1 Uhr in der Nacht weckte mich Br. Müller; ich erhob mich, ging hin und her innerhalb des Zaunes, der um unsere Hütte her ist, horchte und lauschte nach allen Seiten hin. Unser Koch Abdalla und drei Knechte des britischen Agenten schliefen außerhalb ihres Hauses, zu welchem eine Thüre führte von dem unsrigen. Oft wurden sie von den Agenten ermahnt, innerhalb des Hauses zu schlafen, aber immer erhielt er die Antwort: „Es ist nichts zu fürchten." Ein Somali-Knabe allein schlief innerhalb. Diese Nacht jedoch vergaß er sich und schlief auch draußen. Ungefähr um halb 3 Uhr hörte ich ihn husten; er war erwacht, und als er mich über die niedere Thüre hinausschauen sah, vor der sie alle lagen, die andern in festem Schlaf versunken, stand er auf; ich öffnete die Thüre und ließ ihn herein, ging hierauf an die andere Seite gegen das Meer, und setzte mich lauschend ungefähr zwei bis drei Minuten auf einen Stuhl, war vielleicht keine 10 Ellen entfernt von ihnen. Auf einmal wurde mir durch einen Schrei von jener Seite her ein Schreckenszeichen gegeben. In einem Augenblick war ich an dem Platz und feuerte eine blos mit Pulver geladene Pistole über die niedere Thür, nicht wissend, was geschehen; ja, ich dachte, eine Hyäne möchte sie erschreckt haben. Der Agent kam auf mich zugelaufen, und nur durch göttliche Bewahrung bin ich den Kugeln

ſeiner Doppelflinte entgangen, die er im Schrecken und in der Beſtürzung auf mich losfeuern wollte, nicht wiſſend, wer ich ſei. Wir unterſuchten nun, was geſchehen war. Unſer treuer Knecht wälzte ſich mit zwei andern im Blute; einer hauchte ſeine Seele vor unſern Augen aus; ein zweiter ſtarb ungefähr nach einer halben Stunde, und der dritte lebte bis Mittag. Ehe der Rauch von meiner Piſtole vergieng, waren die Mörder davon. Einem Vierten, einem Jüngling aus Sanſibar, wollte gerade Einer den Todesſtoß geben, als ich die Piſtole abdrückte. Wir ſchoſſen noch einigemal, um die Leute aufzuwecken; nach langem Rufen verſammelten ſich mehrere in einiger Entfernung; als ſie es nicht wagten, zu uns zu kommen, gingen wir zu ihnen, und mengten uns unter ihre Waffen, Schild und Speer und Dolch, mit denen ſie Alle erſchienen; ſie gingen mit uns und ſahen. Einer, bereits todt, war in die Bruſt geſtochen, den zwei andern hingen die Eingeweide heraus. Unſer Abdalla brach den Speer in der Mitte, der mit ſeinem eigenen Blut über und über bedeckt war. Wenig Zweifel ſind übrig, daß es ein Tochtermann des Sultans iſt, dem dieſer Speer angehörte. Wir Alle glauben und haben unſre Gründe dazu, daß ihre Abſicht war, dieſe armen Leute zu tödten; ſie aber nur zuerſt, und uns hernach; es war nur eine Bahn, um zu uns zu gelangen. Einige von den Aelteſten Tadſchurra's ſaßen nachher mit uns zuſammen, ſie mit Speer und Schild, wir die Gewehre zwiſchen unſern Beinen.

Zwei Boote wurden nun beſtellt, unſer Leben und unſer Gut an Bord zu retten, aber es wurde verhindert vom Sultan. Das einzige, was uns gewährt wurde, war, daß einige Männer zum Schutz bei uns ſchlafen ſollten.

Müller und Mühleiſen kamen ſpäter (am 5. October) glücklich in Aden an und begaben ſich in Folge eines Committee-Beſchluſſes nach Jeruſalem, um von dem erſten anglikaniſchen Biſchof Alexander ordinirt zu werden. Mühleiſen wollte ſpäter mit mir und Iſenberg nach Schoa reiſen. Da dieſe Reiſe nicht gelang, begab er ſich mit Iſenberg nach Tigre. Nach ſeiner Rückkehr aus Abeſſinien wurde ihm ein Miſſions-Poſten in Indien angewieſen.

2) Schreiben meiner ſeligen Gattin (vom 6. Juni 1843 aus Kaichin an der Grenze von Hamaſſien) an ihre Mutter:
(Zu Seite 162.)

Wieder einen Schritt weiter in unſerer Pilgerſchaft; aber dießmal war unſer Pfad rauh und manche Klippe, mancher Dorn verwundete den Fuß. Ein Sturm zerknickte plötzlich die ſchönſte Blüthe unſers Lebens. Unſer Kindlein ruhet in der kühlen Erde zwiſchen rauhen Felſen; in einer öden Wildniß wurde es geboren, — ach, zu früh welkte ſein junges Leben dahin, zu früh wurde es ſeinen trauernden Eltern entriſſen, und doch müſſen wir ſagen: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn ſei gelobet. Wir ſollen es deßhalb gerne ziehen laſſen nach den obern Wohnungen; aber eine Thräne läßt es zurück, darum nennen wir es Eneba, d. h. auf Amhariſch: die Thräne, hoffend, daß dieſe Thränenſaat ſich einſt in eine Freudenernte verwandeln wird.

Am 23. Mai (1843) verließen wir Maſſowa und ſetzten über aufs feſte Land, von welchem Maſſowa durchs Meer kaum eine Viertelſtunde getrennt iſt. Am folgenden Morgen ſetzten wir unſere Reiſe von Makullu, wo wir im Hauſe des franzöſiſchen Conſuls die Nacht geruht hatten, weiter fort. Unſere Kameele warteten unſer auf der nächſten Station Tarakuba: meine Träger mußten entlaſſen werden, weil ſie weder mit dem Lohn zufrieden waren, noch das Tragbett ſo tragen wollten, wie wir glaubten, daß es weniger beweglich ſei. Die Frau des Conſuls Degoutin bot mir ein Maulthier an, ich legte ein Kiſſen auf den Sattel und kam ſo ohne zu große Ermüdung auf die nächſte Station, die nur eine Stunde entfernt war. Unſer Weg ging durch eine dürre Sandwüſte mit niederem Geſträuch, in der das Dorf Saga liegt. Wir ruhten unter einem Dornbaum; die große Hitze ließ uns aber wenig Ruhe, und ſo brachen wir Nachmittags frühe auf, um den weit entfernten Waſſerplatz Abakul zu erreichen; wir waren nur zu frühe aufgebrochen, die Sonne brannte glühend auf uns herab, und erſchöpfte mich ſehr. Da fingen die Leiden an, die meine Entbindung ſo ungemein ſchnell herbeiführten; ich hatte Stechen in der Seite, und konnte mich kaum auf dem

Maulthier halten; die Füße waren so geschwollen, daß ich nicht einmal die Schuhe meines Mannes tragen konnte; wenn ich zu erschöpft war, so stieg ich vom Maulthier, und setzte mich ein wenig, dann mußten wir aber eilen, um die Karawane einzuholen, da keiner von den rohen Kameelsführern auf uns warten wollte und wir allein den Weg nicht finden konnten durch das dicke Gesträuch, das meine Kleider ganz zerfetzte. Endlich mit Sonnenuntergang erreichten wir die Station, und lagerten im Bett eines ausgetrockneten Flusses, da solche Stellen die geschätztesten Lagerplätze sind; im Gebüsch zu lagern, ist nicht rathsam, weil da die wilden Thiere leichter einen Ueberfall wagen können. Wir schlugen das Zelt nicht auf, sondern stellten einige Kisten um unsre Betten herum, um uns vor den Kameelen zu bewahren, die um uns her lagerten. Es wurde ein großes Feuer angezündet; doch weckte ich mehr als einmal unsre schlafenden Knechte, damit sie dasselbe unterhalten, denn Schlaf kam nicht in meine Augen. Ich litt an Rücken- und Unterleibsschmerzen, die ich einer Erkältung in der kühlen Nacht zuschrieb, obgleich ich an das Schlafen im Freien schon durch den Aufenthalt in Massowa gewöhnt war. Mit diesen Schmerzen stand ich sehr frühe auf, mit denselben reiste ich den ganzen Tag in dieser Wildniß, die an einigen Stellen von Schoho-Beduinen bewohnt ist, welche Schlachtvieh und Milch nach Massowa liefern, nachdem sie letztere tüchtig geräuchert haben, um sie vor dem Sauerwerden zu bewahren. Am folgenden Tag erreichten wir nach 10 Uhr die Station Wai-Negus (d. h. Wehe dem König). Wir lagerten in der Nähe eines kleinen Bächleins, dessen Anblick uns sehr erquickte, sowie seine wildromantische Umgebung. Eine Heerde Ziegen kam zu dem Bächlein, und ich konnte ein wenig Milch erhalten, die mir sehr schmeckte, aber wenig Linderung verschaffte. Nach der Mittagshitze brachen wir wieder auf, denn in der Wüste ist nicht gut weilen; das fühlten wir wohl, und hofften immer noch das erste abessinische Dorf erreichen zu können. Doch hatte es eine höhere Hand anders bestimmt. Wir stiegen über bedeutend hohe rauhe Felsen, so daß die Kameele nur langsam und furchtsam vorwärts schritten: endlich hatten wir noch ein äußerst rauhes Herunter-

ſteigen über ſteile Felſen, und dieſer letzte Gang mag wohl den traurigen Entſcheid gegeben haben. Wir befanden uns in einer felſigen engen Thalſchlucht, die Berge mit wildem Geſträuch bewachſen; ein ſchöner Baum voll rother und weißer Blüthen erregte mein Erſtaunen, und meine Bewunderung war groß, mitten in dieſer Wildniß friſche Blätter zu ſehen. Ich bat meinen lieben Mann, mir ein Zweiglein zu pflücken, um mich ein wenig in meinen Schmerzen zu zerſtreuen; — ach, ich ahnte nicht, daß dieſe Blüthen, die der Wind zerſtreute, morgen das Grab meines Kindes bedecken würden. Von den vielen Vögeln, welche den Wald beleben, ließ nur die einſame Glocke ihr feierliches Lied erſchallen, — ach, ſie läutete meinem Kinde zu Grabe, und ich wußte es nicht. Indeſſen bereitete ſich alles zu meiner raſch herannahenden Entbindung. Meine Schmerzen wurden häufiger und anhaltender, ich nahm hoffmänniſche Tropfen, trank ſchwarzen Kaffee, doch ohne Erfolg. Meine äußere Umgebung war auch nicht gemacht, um mir Ruhe zu geben: unſere Nachbarn, die ſtarken Kameele, wurden ſehr unruhig und ſprangen davon, weil Scorpionen unter den Steinen waren. Alles ſchlief, Niemand bekümmerte ſich um uns, ſo daß wir in der verlaſſenſten, traurigſten Lage uns befanden, fern von aller menſchlichen Hilfe, in Mitten einer rauhen Wildniß. Mein Mann ließ ſchleunigſt das Zelt aufrichten und mich hineintragen. Er war in der größten Noth und Verlegenheit, er weinte, als er mich ſo leiden ſah. Endlich nach zwei Stunden war der Gipfel meiner Schmerzen, aber auch die ſchnelle Erlöſung davon erreicht. Plötzlich erſchien das arme Weſen, das zu unſrem tiefen Schmerz das Licht der Welt zwei Monate zu früh erblickte, und dieß war es, was mich ſo traurig machte. Doch faßten wir wieder Hoffnung, als wir das kräftige Kind ſahen; es athmete und ſchien ſchreien zu wollen. Wir konnten uns freilich nicht verbergen, daß das liebe Kind bald in eine beſſere Heimath hinüberſchlummern werde: deßhalb wünſchten wir es durch die Taufe in den Bund der ſichtbaren Kirche Gottes aufnehmen zu laſſen; wir waren beide tief bei dieſer Handlung ergriffen, und kurz darauf hauchte es den letzten Seufzer in meinen Armen aus. Wir weinten beide, doch er-

munterte mich mein Mann zur Ruhe und Ergebung, weil mein eigenes Leben, wie er ſagte, noch nicht außer Gefahr ſei. Mein Mann hatte mit Tages-Anbruch einen Expreſſen auf ein fern gelegenes Beduinen-Dorf geſchickt, um eine Frau, die mir beiſtehen könnte, und etwas Milch zu holen; ſie erſchien endlich, allein ſie konnte weder arabiſch, noch amhariſch, und ſo mußte mein Mann mit ihr durch einen Führer, der vor dem Zelte ſaß, ſprechen. Dieſe Schoho-Frau, die allerdings kein freundliches Ausſehen hatte, ſondern ein altes ſchwarzes Weib war, die als Kleidung nur ein ſchmutziges Leder um ſich gewunden hatte, verdient dennoch nicht gering geſchätzt zu werden. Sie war vor allem darauf bedacht, mir etwas Stärkendes zu geben, das ich wohl bedurfte, da ich ſeit Abends nichts genoſſen hatte. Sie gab mir von der ſüßen Milch, die ſie mitgebracht hatte, doch nicht ungekocht, und vermiſchte ſie mit Honig und Pfeffer. Auch wollte ſie, ich ſollte mich an den Bach tragen laſſen, um mich zu baden, wie es die Kindbetterinnen in dieſen Ländern thun; natürlich wollten wir nichts davon wiſſen. Sie empfahl mir, viel geſottene Milch mit Pfeffer vermiſcht zu trinken und Brod zu eſſen, bis ich wieder ſtark werde. Von einer Sorgfalt, mir äußere Ruhe zu verſchaffen, wußte ſie nichts; ſie ſelber ſchrie im Zelt, und ließ ihre Landsleute ſchreien und zanken, daß wir es wirklich wie ein Wunder Gottes anſehen mußten, daß ich nicht Fieber bekam, zumal bei der drückenden Hitze, unter welcher ich ſchmachtete. Meine Kiſſen brannten mich, einen erquickenden Schlaf konnte ich nicht finden in dieſem Lärm. Unſere Führer wollten nicht warten, mein Mann ließ ihnen eine Kuh kaufen, und ſuchte ſie zu beſchwichtigen; aber die rohen Leute verlangten immer mehr, und benützten unſere verlaſſene Lage, alles von uns zu erpreſſen. Wir bedurften Milch, weil dieß das einzige Nahrungsmittel war, das ich genießen konnte, und mußten dem Manne, der ſie holte, einen Thaler verſprechen für die Mühe, ſie dreimal zu holen. Die Milch wurde beſonders mit Tabak bezahlt, und doch fehlte ſie uns oft.

Doch ich kehre zu unſrer kleinen Eneba zurück, die ſo ruhig und ſo ſanft zu ſchlafen ſchien, ſich nicht bekümmernd um den

Zank und Lärm der Welt; ach, wir mußten ſagen: wohl dir, du liebes Kind, daß du ſo frühe aus dieſem Jammerthal genommen wurdeſt. Nur eine Stunde hatte es gelebt, am Abend ſchon ruhte es in der Erde Schooß. Gerne hätten wir die liebe Leiche länger zurückbehalten, allein die ſtarke Hitze beſchleunigte zu ſchnell die Verweſung und nöthigte uns, ſobald unſern Augen es entrücken zu laſſen. Ich gab es mit blutendem Herzen ſeinem Vater, der es in ſeine nahe Ruheſtätte trug, nur einige Schritte von unſerem Zelte entfernt unter dem Blüthenbaum. Mein Mann hatte grüne Zweige ins Grab legen laſſen und darauf das theure Kind, das wieder mit einem Tuch und Baumzweigen bedeckt würde, und endlich ließ er das Gräblein mit Sand auffüllen. Hierauf trugen ſie große Steine herzu, die ſie mit Baumzweigen auf das Gräblein häuften, um den Vorübergehenden anzudeuten, daß hier ein Grab ſei, — eine Stätte, die von Chriſten und Muhamedanern heilig gehalten wird. Wir trafen manches Grab auf dem Wege; voll Scheu weichen die Leute auf die Seite, und nie würde Jemand in der Nähe eines Grabes ruhen. Mit welchen Gefühlen ich dieſer ſtillen Grablegung zuſah, das läßt ſich nicht beſchreiben, aber wohl nachfühlen. Mein Mann las in Gegenwart einiger Amharer die Gebete des ins Amhariſche überſetzten Gebetbuches der engliſchen Kirche.

Mein Mann hielt es nun für rathſam, daß ich drei Tage ruhen ſollte; wir konnten aber unſere Führer nur dadurch ſo lange hinhalten, daß wir ihnen täglich einen Thaler gaben. Dieſe Tage waren freilich keine Ruhetage; bei Tage hörte ich den betäubenden Lärm und Zank der Leute, und des Nachts kam wenig Schlaf in meine Augen. Ich war wider meinen Willen der Wächter der Karawane, und weckte oft unſere Leute auf, um das Feuer zu unterhalten. Nur in der letzten Nacht unſers Dortſeyns waren ſie wachſam, indem einer der Leute zwei Löwen geſehen zu haben behauptete. Am 29. Mai war ich ſo geſtärkt, daß ich gleich nach Sonnenaufgang aufſtehen, einen warmen Arrow-root-Brei genießen und dann ein ſchmerzliches Lebewohl der Stätte ſagen konnte, welche uns ſtets ein Ebenezer bleiben wird, da wir hier die Hilfe Gottes ſo herrlich erfahren durften.

Bald verlor ich dieſe Stätte aus dem Angeſicht. Meine Träger, rüſtige Schohos mit Butter-beſchmiertem Haupte, die, als die Sonne ſie ſchmelzte, einen höchſt unangenehmen Geruch verbreiteten, brachten mich bald, nachdem wir über Felſen geſtiegen und durchs Geſträuch uns durchgearbeitet hatten, in eine auffallend liebliche Ebene, die einem engliſchen Parke glich, die aber nur dem Auge angenehm war. Die Heerde, die dort waidete, fand unter dieſem üppigen Geſträuch nur eine ſpärliche Nahrung, in der Nähe ſtanden einige elende Beduinenhütten, kaum fünf Fuß hoch und etwas mehr im Umfang. Nach und nach verwandelte ſich dieſe maleriſche Gegend in die frühere Wildniß, und wir hielten Mittagsruhe unter einem Dornbaum auf der Station Fantaklo, die ein kleines Bächlein in der Nähe hat, das uns und unſere Laſtthiere erquickte. Im Laufe des Nachmittags erreichten wir die letzte Waſſerſtation, von wo die Kameele zurückkehren, und das Gepäck von Kühen über das Gebirg getragen wird. Dieß iſt der längere und beſchwerlichere Theil der Reiſe. Als wir in Medmar ankamen, fühlte ich mich ziemlich ermüdet, denn das Tragen auf die Weiſe, wie es meine Schoho thaten, war kein ſanftes. Den folgenden Morgen frühe, den 30. Mai, kamen die Schoho, die Beſitzer der Kühe, um mit uns zu unterhandeln. Mein Mann hatte einen Streit erwartet, weil dieſe Leute ſo viel Geld von den Franken zu erpreſſen ſuchen, als ſie können; aber einen ſo hartnäckigen Kampf hatte er nicht erwartet. Vor allem erklärten ſie, daß ſie keine Kiſten nehmen wollten: das Holz, wie ſie ſich ausdrückten, muß hinweg, unſere Kühe ſind nicht gewohnt, es zu tragen. Es war dieß nur, damit wir ihre Säcke miethen mußten, das Stück zu $^1/_4$ Thaler. Nur mit der größten Mühe brachte ſie mein Mann dahin, daß ſie wenigſtens einige unſerer eigenen Kiſten nahmen; der Inhalt der zwanzig Bücherkiſten mußte in ihre Säcke vertheilt werden. Dann verlangten ſie einen übermäßigen Preis für ihre Kühe, und machten noch andere höchſt ungerechte Forderungen, in die wir nicht eingehen wollten. „Gut," ſagten ſie, „wir laſſen euch, ihr mögt dann machen, was ihr wollt." Und in der That gingen ſie alle mit Zorn und Geſchrei hinweg. Ich wünſchte nur, die lieben Leute, welche über Mangel

an Sparſamkeit von Seiten der Miſſionarien in dieſen Ländern klagen, möchten die Scenen des ganzen Tages mit angeſehen haben, ſie würden ihre Klagen wohl zurückziehen. Es handelte ſich um ein paar Thaler, um deren willen ſich mein Mann faſt krank ſprach, um deren willen ich dieſen und den folgenden Tag das Geſchrei und Toben dieſer Wilden in und um mein Zelt hören mußte.

Endlich mußte mein Mann nachgeben, ſonſt hätten uns die Schoho verlaſſen. Am 1. Juni wurde aufgebrochen. Trotzdem, daß ich vor Mattigkeit nicht wußte, wie ich aufſtehen, wie ich mich halten ſollte, kleidete ich mich doch an; als ich aber gehen wollte, wurde es mir ganz ſchwach und ſchwindlich, doch wurde es mir beſſer, ſobald der Marſch begann. Vorerſt ſtritten ſich aber die Schoho wohl eine Stunde um das Vertheilen des Gepäcks. Nach kurzem Gang durch niederes Geſträuch (unſere Wegrichtung war immer ſüdweſtlich) traten wir in ein enges Thal, oder vielmehr in das Bett eines ausgetrockneten Fluſſes, der ſich zwiſchen hohen Bergen und vielen Felſen hindurch windet, ſo daß auch der einzelne Wanderer oft kaum Raum findet, um ſeinen Fuß ſicher zu ſtellen; doch brachten mich meine ſorgſamen Träger (ich hatte jetzt Amharer) glücklich hindurch, und wir genoßen mit Freuden die angenehme Kühle dieſes friſchen Thales, durch das ſich ein Bächlein ſchlängelte. Die abeſſiniſche Luft, die über die hohen Berge drang, ſtärkte und erquickte uns beide, ſo daß unſer Zug friſch von Statten ging. Oft ruhten wir unter einem hervorragenden Felſen oder unter dem Schatten eines ſpärlich belaubten Baumes, bis die Vegetation lieblicher wurde und wir manche ſchöne Blüthe bemerkten, die meinem Auge neu war. Wir kamen ungefähr um 11 Uhr nach dem Waſſer Bamba, wo die Schoho uns neue Plackereien verurſachten. Sie wollten nämlich bis Gura bezahlt ſeyn, da wir doch im Kaichkur bleiben, wir alſo nur die Hälfte Wegs bezahlen wollten. Wir mußten nach langer Weigerung nachgeben mit Verluſt von $7\frac{1}{2}$ Thalern.

Am ſpäten Abend wurden wir um Arznei angeſprochen für einen Mann, der von einer Schlange gebiſſen worden war. Wir empfahlen ihm ſchnell etwas ſüße Milch zu trinken; ich wollte

ihm von der wenigen geben, die man mir gebracht, allein er verſchmähte dieſes ihm gering dünkende Mittel; am Morgen hatte er einen ſtark geſchwollenen Arm und viele Schmerzen. Es iſt überhaupt ſchwer, Kranke zu behandeln; einfache Mittel verſchmähen ſie, Medizin zu geben iſt auch mißlich; wenn Verſchlimmerung erfolgt, ſo ſchreiben ſie es derſelben zu, und behandeln ſich ſelber oft ganz verkehrt. Einſt verlangte z. B. ein Mann, der Leibſchmerzen hatte, Eſſig, wir gaben ihm dafür natürlich ſchwarzen Kaffee. — Später liefen die Kühe die ganze Nacht herum, und drohten unſer Zelt umzuſtoßen. Wir hatten eine unruhige Nacht zugebracht.

Am Nachmittag des 2ten Juni brachen wir von Bamba auf, und hatten einen ſehr beſchwerlichen, öfters gefährlichen Weg. Wir ſtiegen wohl 800 Fuß; auf der Höhe hatten wir eine angenehme Luft und weite Ausſicht. Wir ſaßen in der Nähe eines Felſen, auf welchem Vertiefungen gleich Pferdetritten zu ſehen waren; unſer abeſſiniſcher Knecht erzählte, daß dies die Fußtritte des heiligen Aragawi ſeien, die ſich dort eingeprägt, als er, von Jeruſalem zurückgekommen, an dieſer Stelle ruhte. Nun ging es wieder ſteil den Berg hinunter an tiefen Abgründen vorbei. Am Abend kamen wir auf der Station Galata ſehr ermüdet an. Wir ließen unſer Zelt nicht aufrichten, ſondern ſtellten Kiſten um uns herum. Die Hyänen kamen ſchon mit der Dämmerung ganz in die Nähe unſers Lagers. Es gelang ihnen aber nicht, ein Thier davon zu ſchleppen wie in der vorigen Nacht, da ſie den Schohos eine Kuh zerriſſen.

Am 3ten Juni ging es wieder über Felſen und durch Geſträuch, bis wir nach Aidaraſo kamen, welche eine holzreiche Ebene iſt, in der ſich viele Elephanten aufhalten; wir ſahen friſche Spuren zertretenes Gebüſch und heruntergeriſſene Aeſte der Bäume. Nun hatten wir noch eine einzige, aber ſehr lange Station zurückzulegen, um nach Kaib Kur zu reiſen. Ich war ordentlich wohl und konnte kürzere Strecken zu Fuß zurücklegen, geſtützt auf einen großen Stab. Wir ſahen von ferne das Kloſter Biſen, das auf einem Berge liegt. Endlich hatten wir die Höhe erreicht, nachdem wir im Ganzen wohl 5000 Fuß vom Meere an aufge-

ſtiegen waren. Wir ſtaunten, wie die Natur Abeſſinien vor jedem feindlichen Angriff geſchützt hat; hohe Berge umſchließen und verengern das Thal immer mehr, endlich ſchließen ſie ſich bis auf einen ſchmalen Paß, den man das Thor von Abeſſinien nennen kann, welches nun auf chriſtlichen Boden führt. Wir ſtiegen nun von einer Ebene, in der der Pflug geht, in das Dorf Kaich Kur, wo der Gouverneur uns freundlich aufnahm. Seine Frau verfertigte Abends einen abeſſiniſchen Pudding, der aus Mehl mit Waſſer gekocht beſtand; die Sauce war heiße Butter. Als der Gouverneur dieſen Leckerbiſſen brachte, koſtete er zuerſt davon, und überließ es dann ſeinen Gäſten, den Reſt mit den Fingern zu verzehren. Beſſer ſchmeckte uns die Milch, obſchon ſie in Gefäſſen von Kuhmiſt gebracht wurde. Den Schluß der Mahlzeit bildeten friſchgebackene ungeheuer große dicke Brodkuchen, die wir unter unſere Leute vertheilten. Auch ſchenkte uns der Schum (Gouverneur) ein Schaf.

Am 6ten Juni begann mein Mann die Austheilung der äthiopiſchen und amhariſchen Bücher, bei der es anfänglich ſehr ſtürmiſch zuging. Alle verlangten äthiopiſche Bücher, beſonders Pſalmen wurden von Prieſtern, Mönchen und Nonnen verlangt. Die Mönche ſollen täglich den ganzen Pſalter durchleſen, was ſie mit großer Gedankenloſigkeit und Schnelligkeit verrichten. Die Prieſter brauchen die Evangelien, die ſie in der Kirche vorleſen. Das Verlangen nach Büchern war ſehr groß. Mein Mann befriedigte ſo viel als er konnte. Ein Knabe weinte, da mein Mann ihm nur die Epiſteln geben wollte und nicht das ganze neue Teſtament. Ein Anderer, der ſchon ein Buch erhalten hatte, und wohl wußte, daß er kein zweites zu erwarten hatte, beſtrich ſich mit Honig, um ſich unkenntlich zu machen; doch mein Mann erkannte ihn bald und beſtrafte ihn über ſeine Sünde. Einige Leute brachten etwas Mehl, andere einen Lederſack. Viele kamen zwei bis drei Tagreiſen weit, wie ſie ſagten. Die Mönche und Nonnen verlangten nur Pſalmen. Ein Mönch ſagte, wir ſind Kloſterleute und brauchen nur den David. Manche ſtimmten einen Kirchengeſang an, um ſich mit ihrer Bitte um Bücher bemerkbar zu machen; doch erhielt Keiner ein Buch, wenn er nicht

leſen konnte. Am 12ten Juni gaben wir das letzte äthiopiſche Exemplar weg. Einige Weltverächter (wie ſich die Mönche nennen) drohten mit dem Bann, aber trotz dem wurden wir eigentlich um Bücher beſtürmt.

---

3) Verzeichniß von Manuſkripten in der äthiopiſchen und amhariſchen Sprache, welche in Abeſſinien noch vorhanden und zum größten Theil von mir nach Europa geſandt worden ſind.

(Zu Seite 65.)

1) Das alte und neue Teſtament iſt im Aethiopiſchen und Amhariſchen vorhanden.
2) Haimanot Abau (Glaube der Väter) enthält, ſo zu ſagen, die Dogmatik der abeſſiniſchen Kirche. Es beſteht aus Auszügen der heiligen Schrift, aus den Synoden und Concilien und Schriften der Kirchenväter, z. B. des Clemens Alexandrinus, Theophilus von Antiochien, Johannes und Dyoniſius von Antiochien, des Cyrillus von Alexandrien und des Chryſoſtomus u. ſ. w. Maba Zion, Sohn des Ras Amdu ſoll zur Zeit des Königs Nebla Dengel das Buch verfaßt, oder blos ins Aethiopiſche überſetzt haben.
3) Retua Haimanot, der rechte (orthodoxe) Glaube.
4) Amada Miſtir (Säulen des Geheimniſſes oder der Lehre). Dieſes im Amhariſchen geſchriebene Buch handelt von der Dreieinigkeit, Menſchwerdung Chriſti, von der Taufe, dem Abendmahl und der Auferſtehung.
5) Kirillos, ein dogmatiſches Werk des Cyrillus von Alexandrien.
6) Masgaba Haimanot (Schatz des Glaubens), ein dogmatiſches Werk.
7) Mazhafa Tembert (Buch der Lehre), dogmatiſchen Inhalts.
8) Afa Work (Goldmund oder Chryſoſtomus), enthält eine Biographie und eine Erklärung des Kirchenvaters Chryſoſtomus über die Epiſtel an die Ebräer. Anbakom, ein aus dem glücklichen Arabien ſtammender und (zur Zeit des

Königs Naod und des berühmten Tekla Haimanot) i
Abessinien gekommener und dort bekehrter Kaufmann
einige von Chrysostomus Werken ins Aethiopische üb
setzt haben.

9) Sinodos, dieses Buch enthält die Gesetze oder Co
tutionen, welche die Apostel der Kirche gegeben haben soll

10) Fatha Negest (Gericht der Könige, der Gesetzes-Cod
Dieses Buch soll zur Zeit des Kaisers Constantinus
vom Himmel gefallen und von Petros Abd Essaid, ei
Eingeborenen aus Tigre zur Zeit des Königs Sara Ja
(1434—1468) ins Aethiopische übersetzt worden seyn.

11) Kebra Negest, Ruhm oder Ehre der Könige, ein
storisches Werk, welches die abessinischen Könige verherrli

12) Serata Bieta Christian, Ordnung der christlich
Kirche.

13) Abuschaker, der abessinische Kalender.

14) Kedasie, Liturgie der abessinischen Kirche.

15) Arganon, ein liturgisches Werk mit Gebeten und Le
gesängen, welche an die Maria gerichtet werden.

16) Ardeet, Worte, welche Christus vor seiner Himmelfah
zu den Aposteln geredet haben soll.

17) Siena Fetrat, ein im Amharischen geschriebenes Buc
welches fabelhafte Nachrichten über die Schöpfung und vo
sündfluthliche Welt enthält, welche Moses auf dem Berg
Sinai erhalten haben soll.

18) Siena Aihud, Geschichte der Juden, in Verbindun
mit der Geschichte von andern alten Völkern.

19) Gensel, ein Buch, welches bei Leichenbegängnissen ge
braucht wird, und welches den Athanasius zum Verfasse
haben und von der Kaiserin Helene bei Auffindung des
heiligen Kreuzes entdeckt worden seyn soll.

20) Aklementos, Aussprüche von Clemens (in Rom und
Alexandrien).

21) Mazhafa Filasfa, Aussprüche alter Philosophen.

22) Mazhafa Henok, ein tolles Buch mit fabelhaften

Prophezeiungen und Erzählungen, welche dem Henoch zugeschrieben werden.

23) Fekarie Jasus, Prophezeiungen Jesu über das Ende der Welt.

24) Sinkesar, Sammlung von Lebensgeschichten heiliger Männer. Das Buch ist in 365 Abschnitte eingetheilt, wovon jeden Tag ein Abschnitt in der Kirche gelesen wird.

25) Kufalie, ein Buch, das mehrere Geheimnisse enthält, welche Gott dem Moses auf dem Sinai geoffenbart habe, welche aber nicht in den 5 Büchern Mosis stehen.

26) Antiakos, ein Gespräch zwischen Athanasius und einem Edelmann, der Antiakus hieß.

27) Mazhafa Tomar, ein Brief, welchen Christus geschrieben haben soll.

28) Tomar Koprianos, Brief des Koprianos (Cyprian?)

29) Meelad, dogmatisches Werk.

30) Mazhafa Mister, Schilderung einiger Grundsätze alter Ketzer.

31) Mazhafa Aklil, ein Buch, das bei der Einsegnung der Ehe gebraucht wird.

32) Mazhafa Timkat, wird bei der Taufe gebraucht.

33) Mazhafa Faues Manfasawi, Buch der geistlichen Arznei.

34) Mazhafa Gragn, eine im Amharischen geschriebene Geschichte Gragn's, des fanatischen Königs der Adal.

35) Kalata Abau, Worte der 318 Väter auf dem Nizeäischen Concil.

36) Suafo, ein in schlechtem Amharisch geschriebene Grammatik und Wörterbuch.

37) Degua, Liederbuch, das der heilige Jared, ein Eingeborner in Semien vor 300 Jahren verfaßt, oder wenigstens in Noten gesetzt haben soll. Er soll noch im Verborgenen irgendwo leben.

38) Lefafa Zedek, Gebete und Beschwörungen gegen böse Geister. Dieses bei den Abessiniern sehr beliebte Buch wird oft mit den Todten begraben.

39) Mazhafa Dorho.
40) Ankoritos.
41) Faretſch.
42) Lik Wangel.
43) Gera Moie.
44) Epiphanios.
45) Agimaros.
46) Saweros.
47) Mazhafa Buni.
48) Didaskalia.
49) Tamera Jaſus, Wunder Jeſu.
50) Tekla Zion.
51) Mewaſet, Trauerlieder.
52) Kkabani, Gebetbuch.
53) Germama, Gebete gegen böſe Geiſter.
54) Derſana Sanbat, Geſchichte des heiligen Sanbat.
55) Budaſie Amlak, Lob Gottes.
56) Turguamie Fidel (Amhariſch).
57) Melka Mikael, Gebete zum heiligen Michael.
58) Melka Gabriel, Gebete zum heiligen Gabriel.
59) Melka Jaſus, Gebete zu Jeſus und der heiligen Maria.
60) Zelota Muſie, Gebete Moſis gegen böſe Geiſter.
61) Zoma Degua, Faſtenlieder.
62) Mazhafa Tſchai.
63) Kal Kidan, Worte des Bundes.
64) Egſiabbar Neges.
65) Auda Negeſt, ein in Schoa verbotenes Zauberbuch.
66) Mazhafa Schekenat.
67) Mazhafa Berhanat, Buch der Lichter oder Beweiſe.
68) Maala Saalat, Stundengebete und Lieder.
69) Bartos.
70) Dionaſios.
71) Mazhafa Keder, gebraucht zum Unterricht von Renegaten.

72) Gebra Haimanot, vorgeleſen in der Charwoche.
73) Wudaſie Mariam, Preis der heiligen Maria.
74) Raia Mariam, Geſichte der heiligen Maria.
75) Ragara Mariam, Worte der Maria.
76) Tamera Mariam, Wunder der Maria, welche ſie in Abeſſinien gethan haben ſoll, als ſie vor ihrer Rückkehr nach Paläſtina mit dem Kinde Jeſus 3 Jahr und 6 Monat dort verweilte.
77) Georgis Wolbda Amid.
78) Miſtira Samai, Geheimniß des Himmels.
79) Gadela Kedusan, Leben der Heiligen.
80) Manſchak.
81) Siena Abau, Geſchichte der Väter.
82) Aragawi Manfaſawi, ein Mönchsbuch.
83) Zelota Monakoſat, Gebete der Mönche.
84) Derſana Mahajawi, Geſchichte des Gebers des Lebens.
85) Felekiſos, Buch für Mönche.
86) Derſana Gabriel, Geſchichte des heiligen Gabriel.
87) Zeleta Muſadod, Gebete gegen böſe Geiſter.
88) Tebaba Tabiban, Weisheit der Weiſen, Gebetslieder über das Alte und Neue Teſtament.
89) Gadela Hawariat, Kampf (Leben) der Apoſtel.
90) Gadela Lalibala, Leben des Königs Lalibala. Dieſer König lebte im Anfang des 13. Jahrhunderts, nachdem die Dynaſtie der Juden (Falaſcha) in Abeſſinien geſtürzt war. Er ſoll die Abſicht gehabt haben, den abeſſiniſchen Nil abzuleiten, um die Muhamedaner in Egypten, welche die Chriſten grauſam behandelten, durch Waſſersnoth zu vertilgen.
91) Gadela Mikael, Geſchichte des heiligen Michael.
92) Gadela Sena Markos, Leben des heiligen Sena Markus.
93) Gadela Gebra Manfas Kedus, Leben des Gebra Manfas Kedus, einer der 9 Heiligen von Abeſſinien. Neun griechiſche Miſſionarien ſollen im fünften Jahrhundert zur Zeit

des Königs Ahamada das Chriſtenthum in Abeſſinien weiter ausgebreitet haben, nachdem ſchon unter den Königen Abreha und Azbeha (336) Farmanatos, d. h. Frumentius, der in Abeſſinien Abba Salama genannt wird, den Anfang gemacht, das Neue Teſtament ins Aethiopiſche (das Alte Teſtament war ſchon vorher überſetzt, da der König Menelek, der Sohn Salomos und der Königin von Saba die fünf Bücher Moſis und die Pſalmen nach Akſum gebracht, und die beiden Brüder Sakri und Pauli nach Chriſti Geburt und vor Frumentius die Propheten überſetzt haben ſollen) überſetzt hatte, und der erſte Biſchof in Abeſſinien geweſen war. Die neun Miſſionarien waren: Pantaleon, Likanos, Abba Aſfie, Abba Sehema, Abba Garima, Gebra Manfas Kedus, Abba Gubba, Aragawi, Alef. Für den Gebra Manfas Kedus nennt man auch den heiligen Imata unter den neun Gründern des Chriſtenthums in Abeſſinien.

94) Gadela Tekla Haimanot, Geſchichte des Tekla Haimanot, des größten abeſſiniſchen Heiligen, der aus Schoa gebürtig war und im 13. Jahrhundert lebte. Er gründete das berühmte Kloſter in Debra Libanos in Schoa; er machte das Geſetz, daß künftig kein Erzbiſchof (Abuna) von den Abeſſiniern, ſondern von den Kopten in Egypten genommen werden, und daß der dritte Theil der Einkünfte von ganz Abeſſinien für den Abuna, für die Geiſtlichkeit, Klöſter und Kirchen verwendet werden ſollte. Auch bewog er die jüdiſche Dynaſtie Segue unter ihrem König Naakueto Laab zu Gunſten der Salomoniſchen Dynaſtie unter König Jekuenu Amlak abzudanken, wodurch das abeſſiniſche Reich wieder in die Hände der frühern Herrſcher kam und die Falaſcha-Eindringlinge entfernt wurden.

95) Gadela Adam, Geſchichte Adams.

96) Gadela Samuel, Geſchichte Samuels, der auf Löwen ritt.

97) Gadela Medhanalem, Leben des Welterlöſers.

98) Gadela Aragawi (der auch Samichael heißt), Geſchichte des Aragawi, der einer der neun Miſſionarien war,

welche sich zuerst 12 Jahre in Aksum aufhielten und dann sich in die verschiedenen Provinzen Abessiniens vertheilten. Abba Aragawi kam nach Agame in Tigre, wo er ein Kloster auf dem hohen Felsen Damo gründete, wohin ihn eine große Schlange mit ihrem Schwanz hinaufgezogen haben soll. Er soll auch den Teufel bekehrt und bewogen haben, die Mönchskappe 40 Jahre lang zu tragen. Er soll noch im Verborgenen in Debra Damo leben.

99) Gadela Kiros, Leben des heiligen Kiros.

100) Gadela Tohani, Leben eines abessinischen Heiligen.

101) Gadela Antonios, Leben des heiligen Mönchs Antonius.

102) Gadela Georgis, Geschichte eines des größten abessinischen Heiligen.

103) Gadela Sannel.

104) Gadela Jjob.

105) Gadela Arsemaro.

106) Gadela Abib.

107) Gadela Nakod Wolab.
Dieses sind lauter abessinische Heilige.

108) Gadela Gebra Christos, Leben des Gebra Christos, Sohn des Kaisers Theodosius??

109) Mazhafa Hawi.

Von diesen Schriften, die ich in Schoa theils gekauft habe, theils abschreiben ließ, habe ich etwa 80 nach Europa gesandt. Es ist gewiß, daß in andern Theilen von Abessinien noch manche Bücher zu finden sind, deren Titel mir unbekannt blieben. Es ist übrigens keine geringe und angenehme Aufgabe, die abessinischen Schriften zu durchlesen, da sich so viel Schutt und Unrath, und nur selten ein Goldkorn darin findet. Bei der Untersuchung bedarf es des eisernen Fleißes und der Gelehrsamkeit eines Ludolf, der schon vor 200 Jahren ähnlichst wünschte, daß die evangelische Kirche mit der abessinischen in Verbindung kommen möchte, und dessen Schriften noch heute die Hauptquelle über Abessinien bilden, so schätzbar auch die Schriften eines Bruce, Salt, Rüppel, Gobat, Baron von Katte, Leferre, Combes und

Themaſier, Rochet, Major Harris, Johnſton, Dr. Beke, Mansfield und Anderer ſind.

Vierte Beilage zu Seite 243.

Die von mir in oſtafrikaniſchen Sprachen verfaßte, theils gedruckte, theils ungedruckte Schriften ſind folgende:

1) Outline of the Galla Language (Abriß der Gallaſprache) in engliſcher Sprache, 1841.
2) Vocabulary of the Galla Language (Vokabular der Gallaſprache), 1842.
3) Ueberſetzung des Evangelium Matthäi in Galla, 1841.
4) Ueberſetzung der 5 erſten Kapitel des Evangelium Johannis, 1841.
5) Ueberſetzung des erſten Buch Moſis (ungedruckt).
6) Amhariſches Vokabular (ungedruckt).
7) Heidelbergiſche Katechismus und ABC-Buch in der Kinikaſprache überſetzt und gedruckt in Bombay 1848.
8) Ueberſetzung des Evangelium Lucä in Kinika, gedruckt Bombay 1848.
9) Ueberſetzung des Evangelium Marci in Kikamba, gedruckt 1850.
10) Vocabulary of six Eastafrican Languages, gedruckt bei Fues 1850.
11) Ueberſetzung des Evangelium Matthäi in Kikamba (ungedruckt).
12) Ueberſetzung des ganzen Neuen Teſtaments in Suahili (ungedruckt).
13) Grammar of the Suahili Language (Grammatik der Suahiliſprache) gedruckt bei Fues 1850.
14) Vocabulary of the Engutuk Eloikob (Vokabular der Wakuaſiſprache) bei Fues 1854.
15) Ein ausführliches Wörterbuch der Suahiliſprache, das noch ungedruckt iſt.
16) Ueberſetzung der engliſchen Liturgie in die Suahiliſprache, gedruckt bei Fues 1854.

17) Eine Ueberſetzung des Herzbüchleins in die amhariſche Sprache iſt im Entſtehen. Den Druck des Vokabulars der Maſaiſprache, verfaßt von Erhardt, beſorgte ich 1857 bei Buchdrucker Riehm in Ludwigsburg.

Ein ausführliches Wörterbuch der Wanika- und Waniaſſaſprache, das mein theurer Mitarbeiter J. Rebmann verfaßt hat, iſt noch ungedruckt.

Die Schriften, welche mein theurer Mitarbeiter W. Iſenberg verfaßt hat, ſind folgende:

1) ABC-Buch in Amhariſch 1840.
2) Katechismus in Amhariſch.
3) Amhariſche Geographie.
4) Allgemeine Weltgeſchichte in Amhariſch.
5) Wörterbuch der amhariſchen Sprache 1841.
6) Geſchichte des Reiches Gottes in Amhariſch.
7) Vokabular der Dankaliſprache.

Dieſe 7 Schriften wurden gedruckt von Richard Watts in London.

Ungedruckt ſind die Pſalmen und vier Evangelien, die Iſenberg in die Tigreſprache überſetzt hat.

---

5) Rebmanns Seereiſe von London bis zu ſeiner Ankunft in Sanſibar. Vom Februar bis 27. Mai 1846.

(Zu Seite 297.)

Meine Seereiſe hat ſich nicht durch große Stürme oder lange Windſtillen, ſondern hauptſächlich durch vielen Gegenwind, kürzere Windſtillen und weniger günſtigen Wind ausgezeichnet. Dabei waren wir aber beinahe immer durch ſchönes und heiteres Wetter begünſtigt, ſo daß wir bis zum Kap, was die Zeit betrifft, unſere Fahrt doch noch eine mittelmäßige heißen konnten. Das Schiff war ein kleines Kaufmannsſchiff, worauf außer mir nur noch 11 Perſonen waren. Ich war der einzige Paſſagier. Eine große Wohlthat war es für mich, daß mir Gott in dem Kapitän einen freundlichen, für mich Sorge tragenden Mann an die Seite gab, mit dem ich viel über geiſtliche Dinge reden konnte. Frei-

lich mußte ich auch an ihm ſehen, wie ein äußerlich rechtſchaffenes Leben ohne innere Umwandlung des Herzens, noch keine Freude und Liebe zu Gott und keinen Frieden ins Herz bringt, und wie ſchwer es iſt, Leuten, die kein Gefühl von ihrer Sündhaftigkeit haben, zu zeigen, was Chriſtus für den Menſchen iſt, und was der Menſch in Ihm iſt. Sie bleiben in ihrer vermeintlichen Tugendhaftigkeit ſtecken, und verlaſſen ſich noch darauf, auch wenn ſie mit dem Munde bekennen, daß ſie Sünder ſeien.

Am 17ten April kamen wir am Kap der guten Hoffnung an, wo das Schiff etwas von ſeiner Ladung abzugeben hatte. Der Aufenthalt in der Kapſtadt, und was ich da ſah und hörte und genoß, war mir eine wahre Erquickung nach einer $2^1/_2$monatlichen Seereiſe. Ich beſtieg auch den etwa 3000 Fuß hohen Löwenkopf, der mir eine weite Ausſicht in das Innere von Afrika gewährte. In der Kapſtadt, die in lauter parallelen Straßen, die einander rechtwinklicht durchſchneiden, gebaut iſt, kommt man eigentlich nach einem europäiſchen Afrika, wo der Wanderer ſich noch einmal recht heimathlich fühlen kann. Am 29ten April verließen wir wieder mit günſtigem Wind die Tafelbai; ſobald wir aber auf der offenen See waren, hatten wir Windſtille und dann wieder etwas Gegenwind. Der Kapitän ſuchte die ganze erſte Woche lang in den Süden zu dringen (wir kamen bis über 41° ſüdlicher Breite hinaus), um einen Weſtwind einzuholen, aber vergebens. Wir ſegelten nun wieder etwas gegen Norden und da brach an einem Nachmittag die Hülfe plötzlich herein. Aber am andern Tag wurde uns unſere Freude ſchon wieder genommen, indem der Wind ſich wieder legte. Unter ſolchen Umſtänden hatte ich oft den Kapitän zu tröſten, wenn mein eigenes Gemüth niedergeſchlagen war. Doch ich hielt mich an den Spruch: „denen die Gott lieben müſſen alle Dinge zum Beſten dienen.“ Von jetzt an wechſelte der Wind ſehr oft, bis wir endlich am 17ten Mai, an einem Sonntag Abend gewaltig ſchnell in den Kanal von Moſambik hineingetrieben wurden. Aber auch hier dauerten die vielen Wechſel des Windes fort. Im Norden von dieſem Kanal durften wir aber an dem kleinen, gefährlichen Inſelchen Juan de Nova, das in Völters Atlas viel zu weit nordöſtlich geſetzt iſt,

wenn es daſſelbe ſeyn ſollte (es liegt etwas ſüdlich von den Comoro-Inſeln), eine merkwürdige Bewahrung Gottes erfahren. Der Kapitän wollte nämlich daſſelbe etwa 8 Meilen in weſtlicher Entfernung paſſiren, und gab demgemäß ſeine Anweiſungen für den Steuermann. Es war Nacht und der ſorgſame Kapitän hielt ſelbſt auch Wache. Bei Tagesanbruch erblickte er zu ſeiner äußerſten Beſtürzung das Inſelchen, von dem er in guter weſtlicher Entfernung zu ſeyn glaubte, nur wenige engliſche Meilen gerade vor dem Schiff, ſo daß es ſtracks auf die gefährlichen Felſen, die das Inſelchen umgeben, zuſegelte. Hätte der Wind etwas ſtärker geblaſen, ſo wären wir noch bei Nacht in dieſe Lage gekommen, wo die Wache das Inſelchen nicht in gehöriger Entfernung hätte ſehen können; ſo aber war es noch Zeit, das Schiff umzulenken, worin eben unſere Rettung beſtand. Der Kapitän ſelbſt bekannte, daß die Hand des Allmächtigen uns beſchützt habe. Ich aber ging in meine Kajüte und dankte dem Hüter Iſraels für dieſe merkwürdige Bewahrung unſers Lebens. Erſt voriges Jahr ſcheiterte ein amerikaniſches Schiff an dieſem gefährlichen Ort, und nur der Kapitän und einige Matroſen wurden gerettet. Mein Kapitän wußte nicht, welchem Umſtand er dieſen unberechneten und ungewollten Lauf des Schiffes zuſchreiben ſollte, ob einem Meeresſtrom oder unrichtigen Steuern des Schiffes oder endlich einer irrthümlichen Beobachtung der Sonne für die geographiſche Länge. Genug, wir ſahen uns errettet von einer großen Gefahr durch die ſtarke Hand Gottes.

Von da an hatten wir ziemlich guten Wind bis nach der Inſel Sanſibar, wo wir am 27. Mai anlangten und ſo unſere lange Seereiſe glücklich vollendeten. Ich wurde von dem britiſchen Conſul, Kapitän Hamerton, ſehr freundlich aufgenommen und erfuhr in jeder Beziehung viele Hülfe und Beiſtand. Auf dieſer Inſel, wo man Muhamedanismus und Heidenthum (die indiſchen Kaufleute, Banianen, ſind Heiden) beiſammen hat, zeigte mir ſchon der äußere Anblick der Leute und ihrer äußerſt armſeligen Wohnungen, welche Entfremdung von Gott und darum welche Finſterniß und welches Verderben in den Herzen ſeyn

müſſe, und Ausbrüche davon von der ſchrecklichſten Art erzählte mir hie und da mein Gaſtwirth.

Am 7. Juni verließ ich Sanſibar wieder in einem arabiſchen Boote, das mich am 10. Juni durch Gottes gnädigen Schuz bei Tag und bei Nacht geſund und froh nach Mombas brachte, wo mir, nach einer längern Zeit der Trennung von Brüdern in Dr. Krapf der Segen brüderlicher Gemeinſchaft wieder zu Theil wurde, deſſen ich ſo bedurfte. Die Lage von Mombas gefiel mir ſehr gut, beſonders da ſie ſo nahe am Meer iſt. Aber auch hier ließen mich die elenden Hütten der Eingeborenen, ſowie ihr Aeußeres ſammt dem Anblick des die Stadt umgebenden Landes, auf ihren innern Zuſtand ſchließen.

Im Anfang meines Hierſeyns machte ich mit Dr. Krapf einige Beſuche ins Wanika-Land. Durch den Beſuch nach Rabbai Mpia wurde mein Herz ſehr erfreut und geſtärkt. Der Herr that Großes an uns und an Oſtafrika an jenem Tage. Wenn die Leute von Rabbai in der guten Stimmung gegen uns bleiben, ſo glaube ich, es können die Schwierigkeiten nicht mehr allzugroß ſeyn, durch ſie und die Wakamba, die auf freundſchaftlichem Fuß mit ihnen ſtehen, zu den Galla und ſo in das Innere von Afrika vorzudringen. Eine große Thüre iſt geöffnet.

Am 30. Juni, wo es anfieng viel zu regnen und wo die Nächte kälter wurden, ergriff mich ein gelindes Fieber in Folge einer Erkältung in der vorhergehenden Nacht. Nach einer Woche konnte ich jedoch wieder auf ſein und etwas arbeiten, ſo daß ich glaubte, ich ſei wieder in der Geneſung begriffen; aber wie es ſchien, ſo verurſachte der Genuß des Saftes einiger Orangen ein nochmaliges, faſt noch gelinderes Fieber, das aber hauptſächlich meinen Kopf angriff, an dem ich ſchon in Europa litt. Das Fieber legte mich jedoch noch weitere drei Wochen (bis 27. Juli) auf das Bett und beraubte mich aller meiner mitgebrachten Kraft, ſo daß ich kaum mehr ein wenig umhergehen konnte. Dieſe Krankheit war übrigens ſehr heilſam für mein inneres Leben und eine nöthige Vorbereitung für meinen Miſſionsberuf in Rabbai, wo ich zwar auch Schwierigkeiten und Leiden aller Art erwarte, aber ich wünſche durch des Herrn Gnade einmal im eigentlichen

Heidenland zu seyn und meinen Missionsberuf zu treiben, was hier in Mombas nicht geschehen kann.

22. August. Wir verließen Mombas, um nach Rabbai Mpia zu gehen. Unsere Effekten wurden in ein aus einem Baumstamm ausgehöltes Boot gebracht; als aber die letzten Kisten geladen werden sollten, fand sich's, daß das Boot zu klein war. Ein Mombassianer hatte uns indessen ein größeres Boot angeboten, das wir gerne annahmen. Um 2 Uhr wurden die kleinen Segeltücher ausgespannt, und ein günstiger Wind vom Meer her trieb uns schnell in den Meeresarm, der sich etwa vier Stunden weit ins Land hinein erstreckt; gegen das Ende hin mußte jedoch das Boot durch Rudern weiter gebracht werden. Um 6 Uhr erreichten wir glücklich den Landungsplatz, der sich am Ende der Bucht befindet. Um von dem Boot aufs Trockene zu kommen, trugen uns die schwarzen Matrosen auf ihren Achseln an's Land. Wir ließen unser Gepäck noch am Abend auf die nahe gelegene Pflanzung des Muhamedaners Abdalla bringen, wo wir auch übernachteten. Am folgenden Sonntag Morgen wurde Dr. Krapf wieder von einem heftigen Fieber ergriffen, das es sehr zweifelhaft machte, ob wir am nächstfolgenden Tage schon nach Rabbai Mpia gehen könnten. Doch am Nachmittag wurde er besser, so daß er viel mit den Wanika, die zu unserer Hütte kamen, sprechen und ihnen das Evangelium verkündigen konnte. Spät am Abend des Tages kamen noch fünf Häuptlinge von Rabbai Mpia, die durch Abdalla von unserer Ankunft in Kenntniß gesetzt worden waren. Da diese Häuptlinge uns schon vor zwei Monaten versprochen hatten, innerhalb 14 Tagen uns Nachricht davon zu bringen, daß die Hütte, die sie für uns zurichten sollten, bereit sei, so daß wir nun kommen könnten, dieß aber bis jetzt nicht geschehen war, so waren wir schon lange etwas zweifelhaft an der ganzen Sache geworden. In der Mitte Juni indessen war Dr. Krapf hieher gereist, um die Sache zu untersuchen, wobei er wiederum eine sehr befriedigende Antwort bekam. Aber noch einmal hatten wir Ursache, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln, so daß wir uns endlich entschloßen, ohne weiter auf ihre Antwort und Einladung zu warten, geradezu in ihr Dorf zu gehen, un-

ſern Zweck ihnen noch einmal klar vorzulegen und nach ihrer Entſcheidung zu handeln. Da nun die Häuptlinge hieher kamen, ſo wurde die große und wichtige Frage in Beziehung auf unſere Niederlaſſung unter ihnen, hier noch einmal entſchieden.

Dr. Krapf ſetzte ihnen den Miſſionsberuf ſo deutlich als möglich in ſeinen wichtigſten Beziehungen auseinander, und erklärte ihnen dann, daß wir dieſen Beruf ohne alle ſelbſtiſchen Intereſſen und Nebenabſichten unter ihnen zu treiben wünſchten. Hierauf redete der vornehmſte Häuptling etwa noch $^1/_4$ Stunde und blieb bei dem ſchon früher gegebenen Reſultat, uns aufnehmen zu wollen. So gewannen wir auf's Neue die Ueberzeugung, daß Rabbai Mpia es ſei, wo wir unſere Miſſions-Arbeit beginnen ſollten. Nun liegt es an uns, zu folgen, Treue zu üben im Großen und Kleinen, das Wort des Herrn eifrig und in der Kraft Gottes zu verkündigen und zu leiden als gute Streiter Jeſu Chriſti, und auch Trübſal und Verfolgung nicht zu ſcheuen. Es gilt hier, einen harten Boden aufzubrechen, Steine, Dornen und faſt undurchdringliches Gebüſch aus dem Wege zu räumen; denn dieſe Heiden ſind von Geſchlecht zu Geſchlecht immer tiefer ins fleiſchliche Leben verſunken. Den 25. Auguſt traten wir unſern Weg von Abdalla's Pflanzung nach Rabbai Mpia ungefähr um 10 Uhr an. Ich fühlte mich auch noch ſehr ſchwach in meinen Füßen von dem Fieber, das mich in Mombas den ganzen Monat Juli auf das Bett gelegt hatte. Alle 15 bis 20 Schritte wäre ich gerne wieder niedergeſeſſen, um auszuruhen. Für meinen theuren Mitſtreiter Dr. Krapf aber war dieſer Weg ein eigentlicher Leidensweg; ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen, das ihn Anfangs etwas zweifelhaft machte, ob er gehen ſolle; aber ſein Verlangen, einmal nach Rabbai zu kommen, wo wir unſer Werk anfangen wollten, hatte jene Zweifel bald entfernt, und der Entſchluß war gefaßt, den Weg unter die Füße zu nehmen. Er ließ mich zuerſt auf ſeinem Eſel reiten, weil er glaubte, das Gehen werde ihm zuträglicher ſeyn, bald aber hatte ſich ſein Leiden ſo vermehrt, daß es ihm nicht mehr möglich war zu gehen und er nun ſeinen Weg nur noch auf dem Eſel reitend fortſetzen konnte. Wir hatten gehofft, da ich um meiner ſchwachen Füße

willen, in denen das Fieber noch zu ſtecken ſchien, des Eſels auch bedürftig war, mit demſelben abwechſeln zu können, aber gerne wollte ich nun dem armen Leidenden, der jetzt in ſeinem Bette ſich hätte befinden ſollen, das Laſtthier überlaſſen und verſuchen, den Weg ganz zu Fuß zu machen. Gegen all mein Erwarten trugen mich meine Füße auf dem ebenen Boden und bergab ziemlich leicht hinweg, aber unſer Loos war jetzt mehr zu ſteigen als auf ebenem Boden einherzugehen; denn unſer äußerſt ſchmaler Fußpfad, der bald durch dichten Wald, bald durch ebenſo dichtes, ungemein hohes Gras und oft an Dornbüſchen vorbei über einige Hügel ſich hinzog, brachte uns nach einer ſtarken Stunde Wegs auf eine Höhe von etwa 1200 Fuß. Der letzte Theil des Weges, der auf den Gebirgszug von Rabbai hinaufführt, war der ſteilſte; hier war es, wo auch nicht einmal das arme Eſelein meinem kranken und ſehr leidenden Mitbruder zu Hülfe kommen konnte. Unſer Pfad war zum Reiten viel zu ſteil geworden. Schon vorher hatte der Kranke geäußert, daß er vielleicht Rabbai Mpia nicht mehr erreichen werde, — er könnte ſterben; nun aber hatte er noch ſeinen letzten und zwar ſauerſten Gang zu gehen. Alle 15—20 Schritte mußte er niederſitzen, zu was auch ich durch die Schwachheit meiner Füße genöthigt war; aber er hatte zugleich Schmerzen auszuſtehen, wovon ich frei war. Endlich jedoch erkletterten wir mit einander die Höhe des Berges, und nachdem wir noch eine kleine Strecke auf der Ebene gegangen waren, befanden wir uns an der Hütte des vornehmſten Häuptlings, dem die Sitte des Landes es zur Pflicht machte, Gaſtfreundſchaft an uns zu üben. Er hatte auch ſchon unſerem Knecht, der mit Dr. Krapf's Bette vorausgeeilt war, ſeine Hütte für unſern Aufenthalt angewieſen. In der kühlen Luft des Berges fühlte ſich der Kranke bald beſſer und konnte mit den ſich um ihn verſammelnden Häuptlingen das Nöthige beſprechen. Es handelte ſich wieder um die Wohnung, die ſie für uns aufrichten ſollten. Wir hatten baumwollenes und anderes Tuch mitgebracht, das nebſt andern Artikeln, wie Aexte, Hauen, ſowie geringe Schmuckſachen (nämlich Perlenſchnüre, wie ſie dieſe Heiden bis weit in das Innere von Afrika zum Schmuck für ihren

Leib gebrauchen) hier als Geld gebraucht wird, deſſen Werth und Gebrauch bis jetzt wenig Eingeborne kennen. Von dieſem Tuch gaben wir ihnen jetzt einen Theil, theils um der Sitte zu genügen, nach der der Gaſt ſeinem Wirth ein Geſchenk gibt, das dann dieſen verpflichtet, ihm Wohnung und Nahrung zu verſchaffen, theils und hauptſächlich aber, um dieſe Leute zu ermuntern, ſogleich das nöthige Holz zu einer Wohnung herbeizuſchaffen.

Dr. Krapf hatte viel zu reden theils mit den Häuptlingen, theils mit andern ab- und zugehenden Perſonen. Die meiſten Leute meinen, wir ſeien gekommen, um Handel zu treiben, wobei es dann gilt, ihnen unſern eigentlichen Beruf auseinander zu ſetzen. Krapf ſucht jede Gelegenheit zu ergreifen, ihnen bibliſche Wahrheiten einzuprägen, und den Rath Gottes zu ihrer Seligkeit zu verkündigen. Ich ſelbſt muß nun erſt die Sprache lernen, ehe ich die Leute bitten kann: Laſſet euch verſöhnen mit Gott. In dem finſtern Raum, der der Luft nur durch eine einzige Thüre Zugang läßt, konnte ich nicht einmal ein ordentliches Plätzchen zum Ausruhen finden. Wo ich einen Verſuch machte, fand ich es zu uneben und holperig. Bald fanden wir, daß der Raum in der Hütte des Häuptlings für uns und ſeine Familie zu eng und unbequem war. Der Häuptling zeigte mir eine andere, deren Bewohner ſie ſchon einige Zeit verlaſſen hatten. Sie konnte zwar verbeſſert werden, aber paßte für Dr. Krapf nicht, der noch am Fieber litt, weil die ſchimmlig gewordene Grasdecke einen üblen Geruch verbreitete. Dr. Krapf unterſuchte ſie auch und meinte, daß den andern Tag ein Feuer darin angezündet werden ſollte, um den böſen Geruch zu vertreiben. Noch wußte ich nicht, wo ich für die kommende Nacht mein Ruhelager finden ſollte, was Dr. Krapf dem Häuptling bekannt machte. Dieſer brachte bald darauf eine Bettſtätte, wie ſie von den Suahilis an der Küſte verfertigt werden. Sie beſtehen gewöhnlich aus vier Pfoſten $1^1/_2$ Fuß hoch und vier Leiſten, über welche ein gitterartiges Geflecht kommt aus demſelben Material, das zu den Matten gebraucht wird. Ueber die, welche ich jetzt bekam, war eine Haut ausgebreitet, die an einigen Stellen durchgebrannt war, was da-

her rühren mochte, daß die Eingeborenen in Krankheitsfällen oft ein Feuer unter ihrem Bette unterhalten, um ſich ſo die nöthige Wärme zu verſchaffen. Unſer Gaſtwirth konnte nun kein beſſeres Plätzchen für mich finden als das, wo ſeine Frau gewohnt war zu kochen, wozu ſie keinen Herd brauchen; 4 bis 5 Fuß über dem Boden war eine Anzahl Hölzer dicht neben einander gelegt, die, wie es ſchien, das Strohdach etwas gegen das Feuer ſchützen ſollten. Dieſe Hölzer, die ſo voll Ruß waren wie ein Kamin, machten es doppelt nöthig, mich zu hüten, meinen Kopf nicht an dieſelben zu ſtoßen, was indeſſen die Nacht über doch einigemal geſchah.

Am 27. und 28. Auguſt brachten die Leute des Dorfs uns etwas Holz für unſere künftige Wohnung. Am 29. wollten ſie keines bringen, da die Häuptlinge eine gewiſſe Feierlichkeit begehen wollten. Schon Morgens früh hörten wir in einiger Entfernung ein gewiſſes ſonderbares Brummen; am Mittag ſahen wir dann das Inſtrument, durch das es hervorgebracht wurde. Die Häuptlinge brachten es, mit wildem Geſang und in Reihen geordnet, in einiger Entfernung an unſerer Hütte vorbei, wo ſie es auf den Boden niederließen, um das Brummen wieder hervorzubringen. Das Inſtrument ſchien uns aus dem Stamm eines Kokosnußbaumes genommen zu ſeyn und war ungefähr 5 Fuß lang bei 7 Zoll Durchmeſſer. Offenbar war es ausgehölt, aber an beiden Enden wieder geſchloſſen worden. Aus einem Ende ging ein Strick heraus, an dem ein Häuptling zog, und ſo die brummenden, ſchreckhaften Töne hervorbrachte. Sie halten das Inſtrument (Nuania genannt, das offenbar eine rohe Art von Wind- oder Blas-Inſtrument iſt) ſehr geheim, und Niemand vom gemeinen Volk darf es öffentlich ſehen, ohne ſich einer gewiſſen Strafe auszuſetzen. Während das Inſtrument durch das Dorf getragen wird, muß ſich Jedermann in ſeiner Hütte verſtecken. Zur Feierlichkeit gehört dann am Schluſſe auch eine Mahlzeit, zu der Jeder ſeinen Beitrag geben muß. Die bürgerliche Bedeutung davon ſoll ſeyn, daß es den Anfang des Jahrs beſtimmt.

Am Sonntag den 30. Auguſt wollten die Leute wieder Holz hauen, was wir ihnen aber nicht erlaubten, theils um von vorne

herein sie auch mit den äußern Dingen des Christenthums bekannt zu machen, theils um uns selbst mehr Ruhe und Stille zur Feier des Sonntags zu bereiten, was im Heidenland für das Herz eines Missionars noch nöthiger ist als in der Heimath. Es war der erste Sonntag, den wir mitten im eigentlichen Heidenland verlebten. Wir legten dem Herrn im gemeinschaftlichen Gebet unsere Bedürfnisse vor, wie sie sich durch unsere eigenthümliche Missions-Arbeit, die ein Werk des Anfangs ist, an uns stellten. Wir dankten ihm aber auch für seine bisherige Durchhilfe unter allen unsern Leiden, Krankheiten und sonstigen Kümmernissen.

Am 31. August brachten uns die Eingebornen wieder etwas Holz zu unserem Bauen. Das Holz war aber in Beziehung auf Dicke und Länge nicht sehr geeignet. Auch mußten wir ihnen so oft sie uns Holz brachten, wieder ein Geschenk machen, das entweder in einer Haue oder in einem Kleidungsstück bestand, wofür sie dann ihr Lieblingsgetränk, Tembo, kauften und es mit einander tranken. Diese Forderungen stellten uns ihren bettelhaften und veränderlichen Charakter mehr als zuvor ins Licht. Wir hatten wohl gethan, daß wir den Häuptlingen unser Geschenk nicht auf einmal gegeben hatten.

Am 1. September hörten wir in unserer Hütte auf einmal ein Geschrei von Leuten, das so durch einander ging, daß es schien, als wollte Jeder reden und Keiner hören. Wir vernahmen das Geschrei von dem Platze her, worauf unsere künftige Wohnung gebaut und von wo an diesem Tag das Gras und Gebüsch entfernt werden sollte, das nahe an den Hütten der Wanika mit den darüber emporwachsenden prächtigen Kokosnußbäumen seine Ueppigkeit Jahr für Jahr ungestört entfaltet, indem sie ihre Pflanzungen immer in einiger Entfernung von ihren Dörfern haben, die gewöhnlich auf den Höhen der Berge und im Dickicht der Wälder angelegt sind, um sie so vor den Angriffen etwaiger Feinde sicher zu stellen. Als ich auf Dr. Krapfs Bitte auf den Platz ging, um mich nach der Bedeutung des Geschreis zu erkundigen, fand ich etwa 20 Männer, von denen die Jüngern in voller, rüstiger Arbeit waren, den Boden seines wilden Pflanzenwuchses zu entledigen. Bald aber sah ich, daß ihre Arbeit un-

ſerm Bauplatz nicht entſprach. Das Plätzchen, das ſie uns zubereiten wollten, war durch die es umgebenden Kokosbäume zu klein und viel zu abſchüſſig, und hätte wohl für eine Wanikahütte, aber nicht für unſern Zweck gepaßt. Ihre Hütten ſind nicht nur an abſchüſſige Oerter hingebaut, ſondern der Boden ſelbſt iſt uneben und rauh gelaſſen. Schon bei dem erſten Beſuch im Juni hatten wir einen Bauplatz gewählt, der noch freier und ſo der geſunden Bergluft noch zugänglicher geweſen wäre, auch noch eine weitere und beſſere Ausſicht gegen Weſten und Oſten dargeboten hätte; aber dieſen Platz wollte man uns nicht abtreten, weil hart daneben eine elende, halb zerfallene Strohhütte ſtand, die ihren heidniſchen Feſtlichkeiten geweiht war. Wir ſahen darin einige Blashörner und eine Art Trommeln nebſt einigen Dingen, die wir nicht verſtehen konnten. Dr. Krapf ging nun ſelbſt auf den Platz und ſtellte dem Häuptling Dſchindoa vor, daß nur der früher ſchon uns von ihm angewieſene Platz für eine Hütte entſpreche, wie wir ſie haben wollten. Der Häuptling, der eben keinen großen Einfluß auf die Leute hat, gab ſich nun Mühe, die Leute zu bewegen, auf dem verlangten Platz zu arbeiten; aber nur langſam und ungern gaben dieſe nach.

9. September. Nachdem unſere ſchwarzen Arbeiter den Boden geſäubert hatten, maßen wir die Länge und Breite unſerer Wohnung, erſtere zu 24, letztere zu 18 Fuß. Unſer Meſſen, wie noch Manches andere, das wir nachher an der Hütte vornahmen und verbeſſerten, oder auch ganz neu machten, ſetzte unſere Zuſchauer in Verwunderung. Als wir ſo die Größe des Raumes ihnen beſtimmt hatten, fingen ſie an mit Stecken in den Händen Löcher in den Boden zu machen, um die Hölzer, mit denen die Wände der Hütte zu 6 Fuß Höhe gebildet werden ſollten, hineinzuſtecken. Dieſe Art und Weiſe, die Hölzer in den Boden zu ſtecken, rief in mir, da ich die Schlechtigkeit und Nichtigkeit der Arbeit ſogleich einſah, Aerger und Ungeduld hervor. Es ließ ſich zwar in dem ſandigen Boden auch mit Stecken etwas graben, aber ich hätte doch gewünſcht, daß die Leute mit ihren Hauen, die ſie doch bei ſich hatten, etwas tiefer gegraben hätten, um die Hölzer mit Steinen beſſer in dem Boden zu befeſtigen.

Dann hieben ſie von dem Holz, das ſie gebracht hatten, eins ums andere ab, ohne irgend vorher ein Maas genommen zu haben; denn Sinn für Gleichheit und Ebenmaaß ſchien ihnen völlig abzugehen. Dr. Krapf, der bisher ihrer Arbeit mit innerer Ruhe und Freude zugeſehen und gewünſcht hatte, daß ſie auch einmal ſo ihr Herz reinigen möchten, wie ſie jetzt den Boden reinigten, war nun genöthigt, ihnen ſo viel er konnte mit Worten abzuwehren, was ich durch andere Mittel zu thun verſuchte, da ich der Sprache nicht mächtig war. Aber Alles half nichts, denn dieſe Leute ſind nicht ans Gehorchen gewöhnt, da ſie keinen König haben. Alle ſchrien durcheinander, und wer der Hörer ſeyn ſollte, war ſchwer zu ſagen. Bald, ja nur zu bald, hatten die Eingebornen die vier Wände unſers Hauſes vor unſern Augen hingeſtellt; wie aber dieſelben in dem ſandigen Boden aller Feſtigkeit ermangelnd, Wind und Wetter den gehörigen Widerſtand leiſten könnten, konnte ich nicht begreifen. Dr. Krapf jedoch verſicherte mich aus ſeiner vieljährigen Erfahrung von Abeſſinien, daß er viele ſolche Hütten geſehen und bewohnt habe, und nie habe der Wind eine umgeworfen. Ich wurde zwar etwas beruhigt, aber in Beziehung auf unſere eigene Hütte war nicht jeder Zweifel entfernt, und mein theurer Mitarbeiter wünſchte endlich ſelbſt, daß wenigſtens an den Ecken ſtarke und gut in den Boden befeſtigte Pfoſten ſtehen möchten. So kam es, daß wir beide uns entſchloſſen, am nächſtfolgenden Tage die Arbeit der Wanika an unſerer Hütte ſo viel als möglich zu verbeſſern.

2. September. Da wir den Wanika in Beziehung auf den Bau unſerer Hütte mehr zutrauten als ſie wirklich leiſteten, ſo hatten wir gerade ſolche Werkzeuge, die wir nun am beſten hätten brauchen können, als da iſt eine gute ſtarke Stufhaue und eine Schaufel, in Mombas gelaſſen. Ein ſchönes Beil aber, das wir mitgenommen hatten, war uns gerade dieſen Morgen ab Handen gekommen. Wir glaubten, es wäre uns aus unſrer finſtern Wanikahütte geſtohlen worden, was jedoch nicht ſo war. Diebſtahl trifft man unter den Wanika ſelten an, ſie ſind aber deſto größere Lügner. So mußten wir denn die Arbeit mit den mangelhafteſten Werkzeugen verrichten. Die Feſtigkeit unſerer

Wände, die nun genauer unterſucht wurde, konnte keiner ernſten Prüfung Stand halten. In wenigen Minuten lagen die vier Wände, die uns die Wanika, ein Holz dicht am andern, in den Boden geſteckt hatten, zerſtreut auf demſelben herum. Alles mußte neu gemacht werden. Dieß koſtete uns aber in unſern Umſtänden und in einer afrikaniſchen Sonnenhitze keine geringe Arbeit und Mühe. Ich fing an mit einer kleinen, ſchwachen Wanikahaue, um damit Steine auszugraben, an denen 2—3 Mann genug zu heben haben, um ſie nur umzuſchlagen, wie ich thun mußte; denn indem ich einen kleinen Graben zu machen anfing, ſtieß ich bald auf die eben genannten Steine, die wir, nachdem wir ſie etwas aus dem Boden hatten, mit unſerem Hammer und Meiſel zerſtückten, um ſie dann zur Befeſtigung der Wände gebrauchen zu können. Solche Art zu bauen ſetzte unſre unwiſſenden, nicht an harte Arbeit gewöhnten Wanika, die uns von nun an mehr zuſchauten als Hilfe leiſteten, in Verwunderung. Wir hatten einige Urſache zu glauben, daß unſere Arbeit einen guten Einfluß auf die Leute ausübte, und ſollte es auch nur der geweſen ſeyn, daß ſie eine gewiſſe geheime Vorſtellung, die ſie von uns hatten, als ob wir etwas wie höhere Weſen, und eben darum irdiſcher Arbeit und Mühe enthoben wären, ein wenig berichtigt hätte. Auf ſolche Weiſe arbeiteten wir dann fort bis zum Schluß der Woche, ſowie wir auch nachher noch viele Handarbeit verrichteten. Der Herr, unſer Heiland, dem die Heiden zum Erbe und der Welt Ende zum Eigenthum gegeben ſind, gab uns Gnade, daß wir jeden Tag mit Muth und Freudigkeit an unſre Arbeit gehen, und uns auch in die ärmlichen und dürftigen Umſtände in unſrer einſtweiligen Wanikahütte, wo nichts als eine niedrige Bettſtelle war, die als Stuhl, und eine Kiſte, die als Tiſch diente, ſchicken konnten. Den Eingang in die Hütte machten wir etwas höher und gruben einige Löcher durch das Grasdach hinaus, damit wir nicht am hellen Tage in der Finſterniß leben mußten. Unſre Umſtände waren dazu geeignet, uns die Oekonomie Gottes in Seinem Reiche, nach der Er die größten Dinge klein und geringe und in großer Verborgenheit ihren Anfang nehmen läßt, recht anſchaulich zu machen.

Am 16. Oktober war endlich unſere Hütte ſo weit fertig, daß wir in dieſelbe einziehen konnten, was uns ſehr zum Dank gegen Gott gereichte, da unſres Bleibens in der dumpfen Wanika-hütte faſt nicht länger hätte ſeyn können.

28. November 1847. Wir brachten in dem Dorf Kambe den ganzen Nachmittag mit der Predigt des Evangeliums zu. Bruder Krapf führte das Wort. Wir gingen in dem ganzen, dicht mit Hütten beſetzten Dorfe umher, und überall folgte uns eine große Anzahl Kinder und Erwachſene, die, ſobald wir uns irgendwo niederſetzten, uns umringten und der Botſchaft des Heils aufmerkſam zuhörten. So oft ſie ein Wort hörten, das ihnen beſonders auffallend war, brachen ſie in ein lautes Lachen aus, was aber durchaus nicht Ausdruck des Spottes, ſondern nur der Freude und des Beifalls war. In keinem andern Dorfe wurde das Wort vom Kreuze mit ſolchem Beifall aufgenommen, wie in Kambe.

Im Allgemeinen zeigen freilich die Wanika nicht das geringſte Streben nach Fortſchritt in geiſtiger oder auch nur in weltlicher Bildung, und laſſen ſich am allerwenigſten um religiöſe Zwecke, die für ſie gar keinen Reiz haben, irgend eine Beſchränkung ihres fleiſchlichen Sinnes gefallen; ſie ſind eben gewohnt, ſo behaglich wie ihre Väter dem Fleiſche zu leben. Zudem ſind ſie zuſammengehalten durch eine Anzahl volksthümlicher, halb religiöſer, halb bürgerlicher Gebräuche und Sitten, ſo daß es nur dem Evangelium gelingen kann, ſie aus dem Wandel nach väterlicher Weiſe in den Wandel nach dem Geiſt zu verſetzen.

29. November. Mit Tages-Anbruch begaben wir uns auf den Weg nach dem Dorfe Kauma, das etwa 1000 Seelen zählen mag. Der Weg dahin war meiſt eben, führte aber durch viel Wald. Kauma hat wie alle übrigen Dörfer und Städte dieſer Gegend, drei auf einander folgende Thore, die man nach einander zu paſſiren hat, um ins Innere zu gelangen. Wir wurden angewieſen, außerhalb der Thore zu warten, bis unſere Ankunft dem Häuptling und den Aelteſten angezeigt ſei. Wir erlaubten uns jedoch, zum erſten Thor hineinzugehen. Von dieſem bis zum zweiten Thor führt ein ſchmaler Fußpfad, der zu beiden Seiten

gut verzäunt iſt. Daſſelbe iſt der Fall zwiſchen dem zweiten und dritten Thor. Dieß iſt nothwendig zur Sicherheit gegen einen plötzlichen feindlichen Ueberfall. Nachdem wir nun eine Weile gewartet hatten, kam am zweiten Thor ein ungemein ſtarker und großer Mann auf uns zu, der einer der Häuptlinge zu ſeyn ſchien, und ſich nach dem Zweck unſers Kommens erkundigte. Er ſagte uns, daß die Stadt uns mit Tanz und Geſang empfangen wollte, worauf wir erwiederten, daß wir keine Soldaten, ſondern Lehrer des Wortes Gottes ſeien und keinen ſolchen Empfang wünſchten. Zugleich boten wir ihm nach der Sitte des Landes ein kleines Ehrengeſchenk an. Der Häuptling ging nun in die Stadt zurück, um den Tanz zu unſerem Empfang zu veranſtalten, worauf wir bald von den Aelteſten der Stadt abgeholt wurden. Dieſe begannen, ſobald wir das dritte und letzte Thor paſſirt hatten, ihren wilden Geſang und Tanz, indem ſie ihre Schwerter in die Höhe hoben, und in gleichmäßigem Takte ihre Stimmen ertönen ließen. Hierauf bewegten ſie ſich in einem Kreiſe um eine hohe Stange her, die unmittelbar vor dem Thor aufgepflanzt war, und an deren Spitze Haut, Kopf und Hörner eines Thieres aufgehängt waren. Erſt nachher erfuhren wir, daß dieß eine Zauberſtange war, von welcher die verblendeten Einwohner glauben, daß ſie der Beſchützer ihres Dorfes ſei. Als wir vor der Hütte des vornehmſten Häuptlings ankamen, ging der Tanz, begleitet mit Trommelſchlag und dem Blaſen eines Hornes, ſowie dem wilden, aber taktmäßigen Geſang von Männern und Weibern, erſt recht an. Sie bildeten einen Kreis und ſchwangen ihre Schwerter oder Bogen oder andere Waffen. Dann ſprang Einer nach dem Andern aus dem Kreiſe auf uns zu, um uns perſönlich mit ihren wilden Gaukeleien und dem Schwingen ihrer Schwerter zu begrüßen, wobei ſie manchmal mit ihren Waffen ſo nahe an uns kamen, daß man leicht fürchten konnte, der nächſte Schwung möchte wirklich den Kopf ſelbſt zum Ziele haben. Nach und nach wurde die Ruhe hergeſtellt und die Mehrzahl der Leute entfernte ſich, und wir fingen nun an, jede Gelegenheit zu ergreifen, von dem zu zeugen, der in die Welt gekommen iſt, Sünder ſelig zu machen. Aber wir fanden keine

Zuhörer wie in Kambe, indem hier die Leute uns immer mit Mißtrauen betrachteten. Das Dorf Kauma würde ſich ſehr zu einer Miſſionsſtation eignen wegen ſeiner Nähe bei den angrenzenden Galla-Ländern, mit denen die Wanika in Kauma Verkehr haben. Etwa eine Stunde nach Anbruch der Nacht hatten wir ein eigenes, ich möchte faſt ſagen ſataniſches Schauſpiel. Es fand nämlich die Einweihung eines Mannes in einen gewiſſen Orden ſtatt. Ein gewiſſes Geklingel und Getöſe vieler Leute, das wir zuerſt in einiger Entfernung vernommen, kam immer näher auf uns zu, bis auf einmal zwei große, dicke Männer erſchienen, die an allen Theilen ihres Körpers, ſo weit derſelbe unbedeckt war, mit weißen Flecken von Kalk bemalt und mit einer eigenthümlichen Kleidung verſehen waren. Letztere beſtand, ſo viel wir in der Nacht beim Schein eines Feuers bemerken konnten, aus zwei ledernen Schürzen, an denen Schellen befeſtigt waren. In ihren Händen hielten ſie gewiſſe Hölzer in der Form von kleinen Rudern. Sie waren begleitet von drei oder vier Männern, die nur auf der Naſe und der Mitte der Stirne, ſowie um das rechte Auge mit einem weißen Strich bezeichnet waren. Alle dieſe Männer, denen ein großer Haufe alter und junger Leute beiderlei Geſchlechts nachfolgte, ſetzten ſich in unſerer Nähe bei dem Feuer nieder, das die ganze Nachtſcene noch furchtbarer machte. Nichts konnte geeigneter ſeyn, uns die lebendigſte Darſtellung von einer Horde hölliſcher Geiſter zu geben, als jene nächtliche Scene. Der bloße Geſichts-Ausdruck dieſer weißgefleckten, ſchwarzen Männer flößte ſchon genug Furcht und Schrecken ein. Sie hielten ſich etwa zehn Minuten auf dem Platze auf, während welcher ein ſo großer Lärm war, daß kaum irgend welche Anrede an ſie möglich geweſen wäre. Wie groß iſt doch die Macht des Satans unter den Heiden! Aber auch hier muß der Löwe aus dem Stamm Juda ſiegen. Die in den Orden (oder Verbindung) Neuaufgenommenen erhalten zum Zeichen einen Ring um den Oberarm, der aus einer Kuhhaut gemacht iſt, und den ſie von nun an immer tragen.

Auf dem Hinweg nach Kauma erfuhren wir nicht geringe Mühſeligkeiten der Reiſe. Wir verloren unſern Weg in einem

dichten, dornichten Gebüſch. Einer unſerer Begleiter beſtieg einen Baum, um zu ſehen, wie weit das Gebüſch noch reiche. Ich ſelbſt beſtieg den Baum auch und überzeugte mich ſogleich, daß das Gebüſch nur noch eine kleine Strecke weit reiche, von wo an dann ein ganz dünner Wald mit höheren Bäumen anfieng. Zugleich ließ uns ein Rauch, der aus demſelben emporſtieg, auf das Daſeyn eines menſchlichen Weſens ſchließen. Wir gingen vorwärts und erreichten bald das Feuer. Bei demſelben fanden wir einen ſtarken, ſehr freundlich ausſehenden Jüngling, der ſeine Heimath auf einer nahe gelegenen Pflanzung hatte. Wir ſetzten uns zu ihm, um von unſerem Kampf mit den Dornen auszuruhen, die mir meine Beinkleider gerade über dem Knie ſo aufgeriſſen hatten, daß daſſelbe nackt herausſah. Ich nähte das Loch zu, und gab dann dem freundlichen Jüngling, der noch nie einen Europäer geſehen hatte, einige Nadeln und Faden. Während ich ſo beſchäftigt war, ließen ſich unſere Begleiter das Fleiſch eines gewiſſen Thieres, das ſie Kuvi nannten, wohl ſchmecken. Auch wir genoßen etwas davon und erſt nachher erfuhren wir, daß jenes Thier zum Mausgeſchlecht gehörte. Das Fleiſch war indeſſen nicht übel geweſen. Der Jüngling führte uns auf den rechten Weg zurück. Abends erreichten wir eine Hütte, deſſen Eigenthümer uns zuerſt nicht aufnehmen wollte, bis wir ihn wiederholt verſicherten, daß wir keine Zauberer ſeien. Das Waſſer war hier rar.

---

6) Erhard's Reiſe von Bombay nach Sanſibar; — aus einem Schreiben vom 10. September 1849. (Zu Seite 440.)

Auf meiner langen und gefahrvollen Reiſe von Bombay nach Sanſibar, wo ich (auf einem indiſchen Boot) zweimal in Todesgefahr geweſen bin, hat mir der Herr mächtig durchgeholfen. Als bei Mayotta, einer franzöſiſchen Inſel, unſer Schiff in der Nacht auf ein Felſenriff getrieben wurde, und als die Winde tobten und die Wellen an das Schiff ſchlugen, ſo daß ich nicht wußte, welche Seite zuerſt hereinbrechen werde, da war Er in der ſchwarzen Nacht mein Licht. Unſer Fahrzeug ſaß auf einem Riff feſt bis in der Morgendämmerung eine gewaltige Welle von hinten herſchlug (wir glaubten zu unſerem Untergang) und daſſelbe über die Felſen hinüberwarf und es ſo wieder flott machte. Nun ließen wir gleich den Anker fallen, bis es völlig Tag wäre. Aber welch ein Anblick als die Sonne herauf kam! So weit wir ſehen konnten, erblickten wir nichts als ſchäumende, über das Riff

herſtürzende Wogen, deren Häupter ſich in der Ferne wie Schneeberge darſtellten. Auf unſerer linken Seite hatten wir, ziemlich entfernt, die Inſel Mayotta. Von dem Riff waren wir errettet, aber das Schiff ſchwamm noch zwiſchen großen Felſen, die oft kaum mit Waſſer bedeckt waren; und um dieſe galt es nun herumzufahren, bis wir endlich aus dem felſigen Grund in tiefes Fahrwaſſer kamen. Von Mayotta, in deſſen Hafen wir die nächſte Nacht zubrachten, hätten wir nur zwei Tagreiſen nach Sanſibar gehabt; aber ich ſollte noch weiter auf die Hülfe Gottes hoffen lernen. Den zweiten Abend nach Mayotta ſahen wir Sanſibar vor uns liegen und gedachten, früh am nächſten Morgen in den Hafen einlaufen zu können. Während der Nacht wollten wir vor der Inſel umher kreuzen. Allein nach Sonnenuntergang kamen ſchwarze, dicke Gewitterwolken am Horizont herauf; es fieng an zu blitzen und zu donnern, und die Nacht wurde ſtockfinſter. Ein ſtarker Sturm erhob ſich, der unſer Schifflein wie einen Spielball herumwarf. Wir befahlen uns dem Gott, der uns ſchon einmal aus des Todes Rachen errettet hatte, und legten uns zu Bette, in der Hoffnung, am nächſten Morgen ſicher das feſte Land zu betreten. Allein, als es Tag wurde, war die Inſel verſchwunden, nirgends ſahen wir Land, nichts als Waſſer hinter und vor uns, und über uns einen dicken, ſchwarzen Himmel, der den Regen in Strömen herabſandte. Gegen 10 Uhr erblickten wir einige Berge von Afrika, die uns zeigten, daß wir in der Nacht viele Stunden von Sanſibar hinweggekommen waren. Unglücklicher Weiſe hatten wir von nun an immer Gegenwind, ſo daß wir an einem Tag oft kaum ein paar Stunden vorwärts kamen; zuweilen ging es auch beſſer. Nach langem Kreuzen und nach vielem Streit unter den Schiffsleuten, wo doch wohl Sanſibar ſeyn möge, tauchte eine Inſel am Horizont auf. Ein Theil unſerer Leute meinte, es ſei die Inſel Pemba, ein anderer, Sanſibar. Wir fuhren ſtracks auf die Inſel zu, ſegelten einen ganzen Tag um ſie herum und ſuchten die Stadt Sanſibar, bis uns gegen Abend ein Fiſcherboot ſagte, wir ſeien in Pemba. Da wir nur noch ſehr wenig Waſſer hatten, wollten wir in einen Meerbuſen einlaufen, um Waſſer und andere Lebensmittel zu erhalten. Wir waren unter einem ſtarken Winde noch nicht tief in der Bucht, ſo lief unſer Schiff ſchon auf Felſen auf, und wurde mit ſeltſamem Geraſſel von dem ſtarken Wind auf den ſpitzen Steinen dahingerollt. Das Segel war freilich ſobald als möglich eingezogen worden, aber eben doch zu ſpät. Es wurde gerade Nacht, und die ſchweren Wolken goßen ihren Inhalt ſtromweiſe herab, ſo daß ſelbſt unſer Schiffsraum

mit Waſſer beinahe angefüllt wurde. In alle Kiſten und Käſten kam das Waſſer, und manche meiner Sachen wurden gänzlich verdorben. Das Waſſer war zwar ſtark genug, das ſtehende Schiff zu heben, aber nicht tief genug, es zu tragen und weiter zu bewegen. Als wir ſahen, daß unſer Fahrzeug bald in Stücke gehen mußte, warfen wir die Steine, die als Ballaſt im unteren Raume lagen, im ſtärkſten Regen über Bord, um es ſo wieder flott zu machen. Aber es war Alles vergeblich. Die ganze Nacht ſtieß der Kiel auf den Felſen auf, ſo daß wir nicht wußten, ob uns der Herr nicht in Pemba ein Waſſergrab beſtimmt habe. Die Matroſen (halb nackte Araber) waren die ganze Nacht thätig geweſen, das Schiff vermittelſt eines kleinern Bootes in tieferes Waſſer zu ziehen. Um 7 Uhr Morgens war es endlich gelungen, unſer Fahrzeug ganz flott zu machen. Das war aber eine harte Nacht für alle an Bord. Doch wurde trotz Kälte und Näſſe Niemand krank. Nach zweitägiger Ruhe erſuchte ich den Kapitän ernſtlich, in die See zu ſtechen, was er that. Kaum waren wir auf offener See, ſo zerriß uns der ſtarke Gegenwind das Segel und nöthigte uns, abermals einzulaufen. Wir warfen Anker unweit eines Dorfes, deſſen Bewohner augenblicklich mit Hühnern, Eiern, Schmalz auf das Schiff kamen. Nach 4 Tagen liefen wir wieder aus, kreuzten aber nochmals 4 Tage, bis wir am 19. Mai 1849 den Hafen von Sanſibar erreichten, wo mich der engliſche Conſul, Major Hamerton, aufs freundlichſte aufnahm. Ich wurde auf der heißen Inſel bald vom Fieber ergriffen, das drei Tage lang ſtark anhielt. Während deſſelben war Hamerton, obwohl ſelbſt krank, mein Arzt. Das Fieber hatte bald meine Kraft gebrochen; als es vorbei war, konnte ich kaum mehr gehen. Endlich zeigte ſich eine Gelegenheit nach Mombas. Das Fahrzeug war ſehr klein und ohne Kabine, ſo daß man auf dem Verdeck ſchlafen mußte. Ich verließ Sanſibar am 7. Juni. Den erſten Tag ging unſere Seereiſe ſehr gut von ſtatten; aber in der Nacht trat ein kalter Wind ein, bei dem ich mich erkältete, ſo daß ich das Fieber wieder im höchſten Grad bekam. Am 10ten kamen wir in Mombas an. Hier, dachte ich, werde es beſſer werden, und zwang mich an's Land zu gehen, um dem Kommandanten der Feſtung meine vom Sultan in Sanſibar erhaltenen Empfehlungsbriefe zu überreichen. Aber mein Ausgang bekam mir ſchlecht; halb todt kehrte ich auf das Schiff zurück und gedachte darauf zu bleiben bis Br. Krapf von Rabbai kommen werde, dem ich gleich in einem Brieflein meine Ankunft gemeldet hatte. Am nächſten Tag, den 11. Juni, kam er auch wirklich, und nahm mich gleich in unſer Haus in der Stadt.

Aber dieſer heiße Ort vermehrte meine Krankheit aufs Neue. Br. Krapf dachte deßwegen darauf, mich ſobald als möglich nach den Hügeln zu bringen. Am 12ten nahmen wir ein kleines Boot und fuhren die Bucht hinauf, die ſich bis an den Fuß der Hügel erſtreckt. Als wir ausſtiegen, hatte ich noch eine Strecke weit zu dem Hauſe unſers Freundes Abdalla zu gehen, wo ich übernachten ſollte. Aber wo Kraft herbringen, ſo weit zu gehen? Der gute Br. Krapf mußte mich ſchleppen. Endlich kamen wir an; ich aber hatte ſchon lange das Bewußtſeyn verloren und phantaſirte. Sie wuſchen mir die Füße auf arabiſche Weiſe und brachten mich zu Bette. Den nächſten Morgen hatte ich mich etwas erholt, weßhalb ich auch vollends zum Ziel meiner Reiſe gebracht werden ſollte. Vier Sklaven waren von Abdalla beordert, mich auf einer Bettſtätte fortzutragen. Allein die Angſt, ſie möchten mich abwerfen, machte mir viel zu ſchaffen, da der Weg ſo ſchmal und ungebahnt war, daß oft zwei in einer tiefen Waſſerfurche gingen, während die zwei auf der andern Seite über hohe Steine zu klettern hatten. Zum größten Jammer zerbrach zuletzt noch die Bettſtätte. Nun ſetzten ſie mich hin und liefen fort. Da ich nicht mit ihnen ſprechen konnte, ſo wußte ich nicht, was es werden würde; müde legte ich mich ins Gras, denn ich dachte: dunkel iſt es ſchon; hier mußt du eben über Nacht bleiben. Doch nach langer Zeit kamen meine Träger wieder mit einer neuen Bettſtatt und nahmen mich wieder auf. Allein jetzt galt es, einen ſteilen Hügel hinunter und wieder einen hinauf zu kommen, wo ich des ſchlechten Weges halber eben nicht getragen werden konnte. Ich verſuchte zu gehen, während mich auf jeder Seite ein Schwarzer unter dem Arm führte. Da ich kaum mehr kriechen konnte, ſchleppten ſie mich; aber ich fiel ihnen oft zu Boden, und oft fielen ſie mit mir. Zuletzt verlor ich das Bewußtſeyn, und nun ſchleppten ſie mich eben fort zu Krapf, ich weiß ſelbſt nicht wie. Hier angekommen traf ich Br. Krapf nicht einmal an, denn er war ausgegangen, mich auf einem andern Weg, auf dem er mein Kommen vermuthete, zu ſuchen. Man brachte mich zu Bette, und das Fieber machte ſeinen Gang aufs Neue, bis ich ſo ſchwach war, daß mich meine Brüder aufgaben, denn alle Zeichen des Todes, ſagten ſie, ſeien vorhanden geweſen. Ich ſollte noch einmal, auch auf dem Feſtland, an die Pforten der Ewigkeit geſtellt werden, aber ich ſollte nicht hineintreten. Mein Heiland rief meine Kräfte zurück und gab mir wieder neues Leben, ſo daß ich von Tag zu Tag erſtarkte. Doch ging es ſehr langſam, und als ich zum erſtenmal aufſtand, konnte ich kaum einen Schritt gehen. Während ich der Geneſung entgegen ging,

wurde mein Reisegefährte Johannes Wagner, der zum Diener und Handarbeiter der Mission bestimmt war, auf das Krankenbett gelegt. Auch er hatte Fieber, aber ein anderes als ich. Br. Krapf und ich standen ihm mit unsern medicinischen Kenntnissen bei; aber er wurde nicht besser und nicht schlimmer, hatte keine besondere Schmerzen, und war doch krank. Er sprach sehr wenig. So dauerte es eine lange Zeit. Endlich stand er wieder auf, bekam etwas Neigung zum Essen, und wir meinten, er werde sich nun rasch erholen. Da fing er zu unserem großen Erstaunen auf einmal an zu phantasiren; sein Fieber war in ein hitziges umgeschlagen, und nach zwei Tagen lag er auf dem Todtenbett.

Siebente Beilage zu Seite 134.

Aus Abessinien habe ich so eben vernommen, daß der König Theodoros den König Haila Malakot in Schoa geschlagen und sein Reich eingenommen hat. Malakot starb plötzlich, worauf sich die Armee dem Sieger unterwarf, welcher den Sohn Malakots zum Vice-Gouverneur von Schoa machte. Er wird ihn später zum Vice-König machen. Mehrere Wollo-Gallastämme wurden von Theodoros gänzlich geschlagen. Unter diesen war auch der Stamm meines Räubers Adara Bille, dessen ganze Familie umgebracht und dessen Stadt Gatira verbrannt wurde. Herr Bell, des Königs Adjutant, leitete persönlich die Verbrennung der Stadt, wobei er sich, wie er sagte, erinnerte, daß hier ein Europäer beraubt wurde, an dessen Stelle er Rache zu nehmen habe. In Ankobar soll der König noch Amharische Bibeln gefunden haben, welche ich in meinem Hause zurückgelassen hatte. Der König soll die Bibeln verbreitet haben, da er die Bibel nur im Amharischen (Volkssprache) gelesen haben will, nicht mehr in der alten äthiopischen Sprache, welche das Volk nicht versteht.

So eben kommt auch die Nachricht aus Rabbai Mpia, daß, wo es den Anschein hatte, als ob Alles aus sei, die Macht und Gnade Gottes sich auf's Neue erwiesen hat. Abbegundscha's (S. 449) Frau fängt an zu beten, er selbst verbreitet das Christenthum unter seinen Landsleuten. Eine einzige christliche Familie unter einem Heidenvolk ist von großem Werth. Gott läßt aus dem Kleinen und Geringen Großes hervorgehen, wie Er verheißen hat: „Aus dem Kleinsten sollen Tausend werden." Jesaia 60, 22.

Verbesserungen im ersten Theil.

Seite	10,	Linie 17 v. u.	statt	„das“ lies „daß“
„	47,	„ 14 v. o.	„	„Alin“ l. „Aliu“
„	87,	„ 4 v. o.	„	„Dschanu“ l. „Gentscho“
„	120,	„ 10 v. u.	„	„Adera“ l. „Adara“
„	129,	„ 1 v. o.	„	„nun“ l. „nur“
„	168,	„ 15 v. u.	„	„1509“ l. „1507“
„	201,	„ 11 v. o.	„	„Emmerich“ l. „Emery“
„	203,	„ 5 v. o.	„	„Schafniten“ l. „Schafeiten“
„	251,	„ 2 v. o.	setze	„ihn“ nach und
„	251,	„ 7 v. o.	statt	„seinem“ l. „meinem“
„	251,	„ 15 v. o.	„	„Neu Rabba“ l. „Neu Rabbai“
„	253,	„ 4 v. u.	„	„werden“ l. „werde“
„	309,	„ 9 v. u.	streiche	das zweite „so“
„	335,	„ 9 v. o.	statt	„weils“ l. „weil“
„	345,	„ 9 v. u.	„	„ein“ l. „im“
„	369,	„ 2 v. o.	„	„wurde“ l. „würde“
„	431,	„ 20 v. o.	„	„Banden“ l. „Lenden“
„	451,	„ 8 v. u.	„	„Ukambara“ l. „Usambara“

☞ Dieses Blatt gehört an Schluß des ersten Theils.

Meine größere Reiſen

in Oſtafrika

von

J. L. Krapf, Phil. Dr.,
vormals Miſſionar in Abeſſinien und den Aequator-Ländern.

Zweiter Theil.

Erſtes Kapitel.

Rebmann's Reiſe nach Kadiaro im Teita-Land.

Ehe ich verſuche, meine größern Reiſen im öſtlichen Afrika in möglichſter Kürze zu beſchreiben, muß ich einige Reiſeberichte von meinem ehemaligen Mitarbeiter, Miſſionar Rebmann, vorausſchicken, da er den Anfang unſerer Unterſuchungsreiſen eröffnete, zuerſt durch ſeinen Ausflug nach dem etwa 36 Stunden von der Meeresküſte von Mombas entfernten Berg Kadiaro im Teita-Land, und ſodann durch ſeine Reiſe nach der Landſchaft Dſchagga, welche gegen 100 Stunden weit im Innern des oſtafrikaniſchen Feſtlandes liegt. Mein theurer Freund beſchreibt ſeine am 14. October 1847 nach Kadiaro unternommene Reiſe auf folgende Weiſe:

„Nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten, die uns vor allem die Habſucht und Bettelei, ſowie auch der politiſche Verdacht der Suahili und Wanika in den Weg gelegt hatte, konnte ich endlich in der Nacht des 14. October (1847), als der Mond etwas zu ſcheinen anfieng, die Reiſe antreten. Dr. Krapf hatte mich ermuntert, allein zu gehen, da er um ſeiner Bruſtleiden willen fürchtete, nicht fähig zu ſein, den hohen Berg hinaufzuſteigen, auf dem allen Berichten zu Folge die Leute von Teita ihre Wohnungen errichtet haben ſollten. Ich war begleitet von 6 Wanika und 2 Muhamedanern, von denen einer unſer Sprachlehrer war. Beide letztere waren, hauptſächlich der wilden Thiere wegen, mit Flinten bewaffnet, während von den Wanika Jeder ſeinen Köcher und Bogen,

einige auch ein Schwert bei ſich trugen. Fünf von ihnen waren zum Tragen der nothwendigſten Lebensmittel und eines Bettes, das aus einer Matte, einem Leintuch und einem Teppich beſtand, auf dem Weg durch die Wildniß beſtimmt. Der ſechste, ein alter Mnika, der ein halber Muhamedaner geworden war, und nicht wenig das Ausſehen eines Zauberers hatte, wie alle Karawanenführer es ſind, war zum Führer beſtimmt. Da er ſehr leidend war, ſo hatten wir ihm abgerathen, ſich den Beſchwerlichkeiten einer ſolchen Reiſe auszuſetzen und ſchon einen andern Führer erwählt; er aber, gereizt von dem dabei zu erhaltenden Lohn, machte ſich mit ſeinem Sohn, der einer von den Trägern war, dennoch auf den Weg, kam aber nicht mehr zurück, ſondern ſtarb auf dem Rückweg, den er erſt antrat, nachdem ich mit den übrigen Leuten ſchon wieder einige Zeit zu Hauſe geweſen war. Wie ihm auf dieſer Reiſe ſeine Zauberei-Sünden noch in's Gericht gezogen und ein Strahl des Evangeliums in ſein Herz gefallen war, wird der Verlauf dieſes Reiſeberichts zeigen.

In jener Nacht vom 14. October ging ich nur etwa 1½ Stunden weit nach einem Ort im Wakamba-Land, der Schikarako genannt und von der kleinen Karawane als ihr Verſammlungsort bezeichnet worden war, von wo wir dann am nächſten Morgen mit Sonnenaufgang, als ſich meine Leute alle eingefunden hatten, aufbrachen und ſogleich einige kleine Weiler der Wakamba paſſirten, die von Nomaden bewohnt ſind, welch letztere aber hie und da auch ſchon angefangen haben, das Land zu bauen. Wir giengen zuerſt über ein ziemlich ebenes und ſehr grasreiches Land, nach etwa 1½ Stunden aber kamen wir auf eine Landſtrecke, die eine mehr wellenförmige Geſtalt darbot, und weniger mit Gras als mit Büſchen und einzelnen verkrüppelten Bäumen bedeckt, aber nirgends angebaut war, ſondern nur den Wakamba zum Waideland diente. An dieſem Tage (den 15. October) legten wir nur eine kurze Strecke Wegs zurück, indem wir mehrmals in unſerem Lauf aufgehalten wurden. Das

Land gehörte noch dem Duruma-Stamm an. Einmal giengen mehrere meiner Leute nach Schikarako zurück, wo einer von ihnen sein Schwert vergessen hatte, das nun aber schon von einem benachbarten Emkamba aufgegriffen worden war, der es ihnen nicht mehr ohne eine gewisse Belohnung zurückgeben wollte, sondern sich zum Kampf bereit machte. Um diesen zu verhüten, versprach ich, dem Emkamba die verlangte Belohnung, die nur gering war, zu geben, und so entschloß sich der betreffende Mnika, den Weg ohne sein Schwert zu machen. Ein anderes Mal sah einer der zwei Teita-Männer, die sich zur Rückkehr in ihre Heimath an uns angeschlossen hatten, einen Vogel von der Linken zur Rechten über den Weg fliegen, was für sie ein böses Zeichen war, und eine lange Verhandlung zwischen den Teitas und den Wanika nach sich zog, deren Resultat war, daß die Teita-Leute wieder nach Rabbai zurückkehren wollten. Als ich das erfuhr, redete ich sie also an: „Was ihr thut, ist Finsterniß: die Vögel wissen und verstehen nichts, und Gott offenbart seinen Willen nicht durch die Vögel, sondern (meine Bibel aus der Tasche ziehend) durch dieses Buch. Hier steht geschrieben, daß, wer Gott um seine Bewahrung anfleht, den wird er auch bewahren. Wenn ihr es daher lasset, auf die Vögel zu sehen, und wenn ihr Gott vertrauet, so wird es Ihm wohlgefallen.“ Diese Worte hatten sogleich den gewünschten Erfolg; sie ergriffen ihre Lasten und machten sich wieder auf den Weg. Bald nachher kamen wir an einen Wasserbach, wo wir etwas ausruhten, und wo ich dann noch weiter mit ihnen über das Vorgefallene sprach. Sie sagten: meine Worte seien Geri, d. h. Wahrheit. Einem derselben suchte ich zugleich einen Begriff vom Schreiben beizubringen, damit sie nicht so viel Verdacht hegen sollten, wenn sie mich schreiben sahen. Wir giengen noch eine kleine Strecke, bis wir nahe zu dem Wanika-Dorf Engoni des Stammes der Duruma kamen, die von den Sclaven der Portugiesen abstammen sollen. Hier hielten wir unter einem Baum im Walde unser Nachtquartier. Mit Tagesanbruch machten wir

uns wieder auf den Weg, und paſſirten nach etwa einer Viertelſtunde Engoni, das aus zwei Abtheilungen beſteht, von denen jede mit einem heckenartigen Gebüſch umgeben war, und etwa 10—15 Hütten enthielt. In der Nähe ſahen wir große Viehheerden; doch bauen dieſe Leute neben ihrer Viehzucht mehr das Land, als dieß bei den Wakamba der Fall iſt.

Hier ſah einer der Teita-Leute wieder einen Vogel über den Weg fliegen, was ſie jetzt bewog, wirklich zurückzukehren. Ich ſelbſt war ſchon eine Strecke weit vorausgegangen, ehe ich die Sache erfuhr, und wollte nun nicht mehr zurückkehren, um mit ihnen zu reden, zumal da ich dachte, ſie möchten noch irgend einen andern Grund haben, der ſie zur Rückkehr bewog. Nach einem Marſch von etwa 4 Stunden über ſteiniges, nur wenig Vegetation darbietendes und völlig unangebautes Land kamen wir nach Enduugu, welcher Name nicht ein Dorf, ſondern die ganze öſtliche Grenze einer Wüſte bezeichnet, die ſich von hier an bis nach Teita im Weſten volle 20 Stunden breit ausdehnt. Von ihrer Ausdehnung von Süden nach Norden habe ich noch keine genaue Vorſtellung; ſie muß ſich aber wenigſtens 2—3 Tagreiſen (alſo 20—30 Stunden) bis in's Galla-Land erſtrecken. Die Wüſte bildet eine große Ebene, die in ihrer öſtlichen Hälfte etwas wellenförmig iſt, während die weſtliche Hälfte eine vollkommene Plattform darbietet. Da man in Endungu einige 100 Fuß über der Wüſte ſteht, ſo hat man von hier aus eine prächtige Ausſicht über ihre ganze Ausdehnung von Oſt nach Weſt, in deren Hintergrund die Berge von Teita ſich zu einer Höhe von 4 bis 5000 Fuß emporheben.

Da man mit Endungu in die eigentliche Wüſte (oder vielmehr Wildniß) eintritt, die bis in die letzten Jahre durch die Wakuaſi und Galla ſehr unſicher gemacht worden war, ſo iſt bei dem Durchzug durch dieſelben das muhamedaniſche und heidniſche Bewußtſein des Bedürfniſſes eines höhern Schutzes der Macht des Aberglaubens auf die mannigfaltigſte Weiſe unterlegen, wovon ich jetzt ein Beiſpiel mit meinen

eigenen Leuten erlebte. Als wir den Abhang von Endunguni hinabſtiegen, fanden wir zwei Zauberſtäbe an der Seite des Weges aufgepflanzt, die etwa 2 Fuß lang und ſchwarz gebrannt, und oben mit der Rinde eines Baumes umwunden waren. Als die Leute, die vorausgiengen, ſie ſahen, blieben ſie ſtehen, um zu warten, bis der Karawanenführer, der etwas zurückgeblieben war, ſie weggenommen hätte, um ſie mit ſich auf den Weg durch die Wüſte zu nehmen. Ich hieß meine Leute weiter gehen, aber ſie wollten nicht; ſo gieng ich ſelbſt voraus und an den Stäben vorbei, und hieß ſie mir abermals nachfolgen; ſie blieben aber auf derſelben Stelle ſtehen. Ich gieng nun hin, riß die Stäbe aus und warf ſie weg, ſo weit ich konnte; aber noch wollten die Leute nicht weiter gehen, ſondern ſchickten ſich an, die Stäbe wieder zu ſuchen. Als ich dieß bemerkte, kam ich ihnen zuvor und gieng ſelbſt, die Stäbe zu ſuchen, um ſie zu zerbrechen. Als ich einen gefunden hatte, nahm ich mein Meſſer und ſchnitt oben die Rinde auf, die um ihn gewickelt war. Während ich das that, brauchten die Muhamedaner alle Macht ihrer Argumente, um mich davon abzuhalten, indem ſie ſagten, die Stäbe ſeien für den Führer gerade das, was mein Buch (ſie meinten meine Bibel) für mich ſei; ſie ſeien die Arznei gegen den Löwen, der vor ihnen fliehen werde. Ich antwortete: Glaubet ihr wirklich, daß der Löwe vor dieſen Stäben fliehen werde? Iſt es nicht Gott allein, der uns bewahren kann? Wenn aber der Löwe kommt, ſo müßt ihr eure Flinten brauchen, die ſind die rechte Arznei für den Löwen. Was mein Buch betreffe, ſo enthalte das keine Zauberei, und könne mich nicht vor äußern Gefahren bewahren; ich habe es nur mitgenommen, um unterwegs darin zu leſen. Der Führer hieß uns nun weiter gehen, während er, wie ich bald merkte, zurückblieb, um den noch übrig gebliebenen Stab zu ſuchen. Es ſchien, als wenn er auch nur Einen hätte retten können, dieß ihm für ſeinen Zweck ausgereicht hätte. Ich war aber entſchloſſen, Leuten, die jetzt in meinem Dienſt ſtanden, auf keine Weiſe zu erlauben, von

ihrem Uganga (Zauber) Gebrauch zu machen. Darum gieng ich zurück und ſagte ihm, ich werde es durchaus nicht dulden, daß er einen jener Zauberſtäbe mitnehme, worauf er von ſeinem Suchen abließ und mir folgte. Jetzt mußte aber Rath geſchafft werden; ſie ſaßen deßwegen unter einem Baum nieder, und ich mit ihnen. Hier erfuhr ich nun, daß unſer Führer alle ſeine vorherigen Reiſen durch die Wüſte vermittelſt jener Stäbe gemacht hatte, welcher Umſtand demſelben natürlich in den Augen der Muhamedaner ſowohl, als der Heiden große Glaubwürdigkeit verſchaffen mußte. Dießmal durfte er ſie aber nun nicht mit ſich nehmen; was war jetzt zu thun? Sollten ſie lieber zurückkehren, oder ungeachtet des Unglücks, das über ihren Götzen gekommen war, mit mir durch die Wüſte wandern? Ich brachte ſie bald zu einer Entſcheidung, indem ich ſie folgendermaßen anredete: „Ihr habt es ſchon lange gewußt, daß wir alles Zauberweſen für eine große Sünde vor Gott halten, die ſeinen gerechten Zorn verdient, und daß wir keinen andern Schutz begehren, als den eines allmächtigen und lebendigen Gottes, der verheißen hat, alle diejenigen zu bewahren, die auf ſeinen Wegen wandeln und Ihn um ſeine mächtige Hülfe anrufen. Sie hätten jetzt weiter nichts zu thun, als mir den Weg zu zeigen, und ihre Laſten zu tragen, und wenn ſie dazu den Muth nicht hätten, ohne ihr Uganga zu gebrauchen, ſo ſei ich bereit, wieder mit ihnen umzukehren, und andere Leute zu miethen, die von vorn herein die Bedingung einzugehen hätten, daß kein Uganga gebraucht werde. Was mich ſelbſt betreffe, ſo habe ich durchaus keine Furcht, indem ich wiſſe, daß ich im Dienſt Chriſti ſtehe, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ſei.“ Als ſie das hörten, ſagten ſie, ſie wollten den Weg mit Chriſto machen. Ich ſagte: gut; aber ihr müßt Ihn nicht für einen Mganga (Zauberer) halten. Er iſt vielmehr gekommen, die Zauberei und alle Werke des Teufels zu zerſtören, und die Menſchen die Wahrheit zu lehren. Sie ſagten: Jeder Menſch habe ſeine Weiſe (**kulla mutu una mambóge**), worauf ich erwiederte: ſie

könnten jetzt das nicht auf sich anwenden; das Wort Gottes, das in meinem Buch geschrieben stehe, gehe sie eben so an, wie mich, und sie hätten demselben, wenn es ihnen verkündigt werde, ebenso zu folgen. In Beziehung auf die Furcht, die sie äußerten, daß ich auch in Teita die Zeichen der Zauberei zerstören werde, was ihr Leben in Gefahr setzen würde, sagte ich ihnen, sie sollten unterscheiden zwischen sich selbst und den Leuten von Teita; sie seien jetzt Leute, die in meinen Diensten stehen, und die schon viele Zeugnisse von Christo gehört hätten, während die Leute von Teita die Sündhaftigkeit der Zauberei noch nicht kenneten; ich würde es deßwegen nicht zu meinem ersten Geschäft machen, ihr Uganga zu zerstören, sondern erst ihnen sagen, daß es Sünde sei und sie damit, wie mit ihren übrigen Sünden, den Zorn Gottes auf sich laden; daß jetzt die Zeit gekommen sei, in der Gott allen Menschen an allen Orten gebiete, Buße zu thun, und an Jesum Christum zu glauben, den Gott gesendet habe, der Heiland aller Menschen zu werden, nicht nur der Europäer, sondern auch der Suahili, der Wanika, der Wakamba, Wateita, ja auch der Galla und Wakuafi, welche, wenn sie das Evangelium hören und annehmen, nicht mehr die Leute wie die Thiere des Feldes hinschlachten würden.

Nun wollten sie mich auch davon abhalten, daß ich den Teita-Leuten von Christo sagte, indem sie meinten, dieselben werden nicht auf solche Worte hören, sondern sie zum Bösen wenden und feindlich gegen uns werden. Dieß sagten sie offenbar aus einem Gefühl davon, daß wer Arges thue, das Licht hasse, Joh. 3, 20. Ich erwiederte ihnen: Ich muß nothwendiger Weise dem Teita-Volke Christum verkündigen, wie auch allen andern Völkern, die ich mit meiner Botschaft erreichen kann; weil, wenn ich es ließe, am großen Gerichtstag Gott ihr Blut von mir fordern würde. Ob sie hören und glauben oder nicht, werden sie selbst zu verantworten haben, ich aber habe nur die große Botschaft des Herrn Himmels und der Erden denen zu überbringen, zu denen ich gesandt bin. Auch müßt ihr nicht glauben, daß ich für einen

andern Zweck gekommen bin; denn euer Land zu ſehen, iſt etwas Geringes für mich, und ich will es nur ſehen, um zu wiſſen, wo noch Leute ſind, die noch nichts von Chriſto gehört haben, damit wir zu ihnen kommen und ihnen dieſe große Botſchaft verkündigen können.

Sie ließen nun ab, fernere Einwendungen zu machen und gaben ſich zufrieden mit der Verſicherung, daß ich in Teita kein Uganga zerſtören wollte.

Wir brachen nun auf, ſtiegen vollends den Abhang hinunter, und traten eben damit in die Wüſte ein, die zuerſt ein wenig Gebüſch zeigte, bis wir nach einer halben Stunde zu einer friſchen Waſſerquelle kamen, die Muniuni hieß. Von da an wand ſich unſer ſchmaler Fußpfad für eine kleine Strecke durch ein ziemliches Dickicht hindurch, in welchem die Euphorbia vielfältig zu ſehen war. Im Ganzen iſt aber die Vegetation dieſer Wüſte ſehr einfach, und beſteht hauptſächlich aus Akazien mit vielen dornartigen, krüppelhaften Bäumen, von denen eine gewiſſe Gattung ein Gummi liefert, das von den Suahili Handſcha genannt und nach Vermiſchung mit andern aromatiſchen Subſtanzen als Wohlgeruch benützt wird, während es die Leute von Barawa zur Linderung des Zahnwehs gebrauchen ſollen. Bäume von anderer Gattung ſind ſelten. Es iſt merkwürdig, wie ſich die Vegetation in dieſer Wüſte gerade in einem ſolchen Maaße vorfindet, daß ſie ebenſo ſehr gegen allzu große Hitze als gegen viele ungeſunde Dünſte geſchützt iſt. Der Umſtand, daß ſie, wo auch kein Weg gemacht iſt, doch überall leicht zu paſſiren iſt, und doch ſich noch Gebüſch genug vorfindet, in dem ſich der Feind verſtecken kann, hat die Karawanenſtraße ſehr unſicher gemacht. Der Boden ſchien mir an vielen Stellen ſo günſtig für die Kultur zu ſein, daß dieſe ſchöne Landſtrecke, wenn nicht ſo viele feindliche Ueberfälle zu befürchten geweſen wären, wohl ſchwerlich eine Wüſte geblieben wäre.

Unter dem Wild, das ſehr zahlreich iſt, finden ſich beſonders Gazellen, Antilopen und Giraffen. Eine andere Thier-

art, die uns sehr oft begegnete, und welche die Eingeborenen Baschi nannten, kannte ich nicht. Die Jungen gleichen sehr den Schweinen (weßhalb die Muhamedaner sie nicht essen), während die Alten mehr die Gestalt eines Esels hatten und von grauer Farbe waren. Elephanten und Nashörner begegneten uns keine, indem die Gegend, durch die wir kamen, nicht genug Wasser für sie darbietet; indessen sahen wir häufig die Fußstapfen und Excremente der ersteren, die noch von der Regenzeit herrühren mußten. Eines Morgens hörten wir nicht weit ab vom Wege zwischen Büschen hervor ein gewisses Brummen, von dem meine Leute sagten, es sei das Brummen eines Löwen, der, wie es schien, sein Frühstück hielt, und wo also keine Gefahr zu befürchten war. Da wir ganz in der Nähe einen großen Geier auf einem Baum sitzen sahen, so vermutheten meine Leute, der Löwe möchte irgendwo in der Nähe etwas von seiner Beute liegen gelassen haben; sie legten deßwegen ihre Lasten nieder und giengen umher, um zu suchen, fanden aber nichts. Hier wurde es mir klar, daß eigentlich von Löwen in dieser Wüste wenig zu fürchten sei, da sie nie hungrig werden, indem sie Wild genug um sich haben.

Von Muniuni kamen wir am späten Abend des 16. October nach Kurundu, wo einzelne Felsblöcke theils auf dem Boden umherlagen, theils etwas aus demselben hervorragten, und in denen sich Wasser fand. Von Kurundu das etwa 3 Stunden von Muniuni entfernt war, giengen wir noch eine kleine Strecke weiter und übernachteten etwas abseits vom Wege in einem Gebüsch. Von da kamen wir am andern Tag nach Ja Endora, etwa eine Stunde von Kurundu entfernt. Hier (in Ja Endora) fanden wir einen prächtigen Brunnentrog in einem großen Felsen, der wie von Menschenhand in denselben eingehauen war, und etwa 18 Fuß Länge, 8 Fuß Breite und 4 bis 6 Fuß Tiefe hatte. Das Wasser darin war frisch und erquickte mich sehr. Von hier kamen wir nach etwa 3 Stunden nach Mundege, wo sich wieder Wasser im Felsen fand, aber nur in kleinern Aushöhlungen.

Von da giengen wir noch einige Stunden weiter bis Sonnenuntergang, als ſich meine Leute wieder ein geeignetes Plätzchen zum Nachtlager ausſahen, das immer einigermaßen von Gebüſch umgeben ſein mußte. Es war Sonntag Abend. Einige meiner Leute nannten den Namen Chriſti. Dieß gab mir Gelegenheit, ihnen noch ein Zeugniß von Ihm abzulegen. Ich erzählte ihnen ſeine Wunder und ſprach beſonders von ſeinem Verſöhnungstod. Er ſei geſtorben, um unſere Sünden zu bezahlen, die meinigen, wie die ihrigen. Am dritten Tage ſei er wieder auferſtanden, darum ſei es heute in meiner Heimath Sonntag. Wer nun an Chriſtum glaube, bekomme Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Sie müßten neue Herzen bekommen, dann werde Alles recht werden; auch ihr Land werde neu werden. Unſere Väter und ihr Land ſeien geweſen, wie ſie und ihr Land — Sumpf und Wildniß, aber ſeit ſie an Chriſtum glaubig geworden ſeien, ſei auch ihr Land in einen Garten Gottes verwandelt worden. Sie fragten mich, wer hat denn euch von Chriſto geſagt? Ich erwiederte: Leute, die aus andern Ländern zu uns kamen, wie jetzt wir zu euch; ſie haben ihnen das Buch Gottes gebracht, und unſere Väter haben es angenommen, und von da an iſt Alles anders geworden. Dieſe Nachricht macht immer einigen Eindruck auf ſie. Schon am Anfang dieſes Geſprächs hatte der Führer unſerer kleinen Karawane geſagt, ſie hätten jetzt jene Zauberſtäbe aufgegeben und möchten nun mein Buch kennen lernen. Wenn ſie die Bibel kennen lernen, erwiederte ich, werden ſie von ſelbſt einſehen, was von ihrem Zauberweſen zu halten ſei.

Am andern Morgen den 18. paſſirten wir frühe Weru wa Mſinda, wo das Waſſer ſich nicht in Felſen, ſondern in einem ſumpfartigen Teich befand, und wo wir deßwegen viele Fußtritte der Elephanten ſahen. Weru wa Mſinda iſt etwa 4 Stunden von Mundege entfernt. Um Mittag erreichten wir nach einem Marſch von 3—4 Stunden Kadimu das ſchon ein Vorſpiel der Berge von Teita iſt, indem ungeheure Felsmaſſen mehrere 100 Fuß über einander gethürmt und

faſt von aller Vegetation entblößt ſind. Hier war es insbeſondere, wo die Galla und Wakuaſi den Karawanen auflauerten und ſie plötzlich überfielen, was um ſo leichter möglich war, als die Durchgänge durch dieſe Felſenreihe ziemlich enge ſind. Am Abend kamen wir in die Nähe von Lukinga und Makaſſi, von welchen Namen der erſtere eine Hügelgruppe bezeichnet, die ſchon zu 5 bis 600 Fuß hinanreicht und mit prächtigem Pflanzenwuchs bedeckt iſt; der letztere nur eine große, etwa 20 Fuß hohe Felsmaſſe. Es zeigt ſich ſomit, daß die felſenhaften Anhöhen, die die Wüſte von Nord nach Süd und in einer Entfernung von je 4—5 Stunden von einander durchziehen, eben ſo viele Gebirgsanſätze ſind, die dann in den Bergen und Gebirgszügen von Teita eine Höhe von 4 bis 5000 Fuß erreichen. Nachdem wir bei Lukinga das letzte Mal in der Wüſte unſer Nachtlager gehabt hatten, erreichten wir am andern Morgen (den 19. October) denjenigen Theil von Teita, der Kadiaro genannt wird. Dieß iſt eine einzelſtehende Bergmaſſe, die ſich etwa 1½ Stunden von Süd nach Nord ausdehnt, und etwa in der Mitte die höchſte Spitze erreicht, die aus einer ungeheuren Felsmaſſe beſteht und großentheils völlig ſenkrecht aufſteigt. Als wir etwa eine Stunde Wegs den Berg hinan zurückgelegt hatten, wobei es einige Mal geſchah, daß wir wieder abwärts ſteigen mußten, erreichten wir das Dorf Maquaſini, das etwa 50 Hütten enthält, die zwiſchen ungeheuren, aus dem Berg hervorſtehenden Felſen und zerſtreut umherliegenden Steinen gebaut ſind. Auf einem ſolchen Felſen war es, daß ich einen der Aelteſten des Dorfes mit ſeiner großen Familie, als die erſte Verſammlung von Teita-Leuten, begrüßte. Der ruhige und mehr ernſte Charakter dieſes Bergvölkchens ließ es ihnen nicht zu, viel Weſens bei dem Empfang des erſten Europäers, den ſie in ihrer Mitte ſahen, zu machen, wie dieß bei den Wanika der Fall iſt, die immer, wenn man das erſte Mal in eines ihrer Dörfer kommt, einen Tanz und Geſang zu Ehren des Fremdlings anſtellen. Hier war nichts von allem dieſem zu ſehen. Hingegen fragten ſie

mich sogleich, ob ich gekommen sei, um eine Festung auf ihrem Berge zu bauen, welche Frage jedoch, wie es mir schien, mehr von meinen eigenen Leuten ihnen eingeflüstert worden war. Ich antwortete: ich sei allerdings gekommen, um ihnen eine Festung zu bauen, aber eine solche, in der sie dem Zorn Gottes entfliehen könnten; ich sei gekommen, ihnen Christum zu verkündigen, der alle Menschen von der Sünde Gewalt und dem Zorn Gottes erlöst habe, und unser Heiland geworden sei. Bald nachher legten sie mir dieselbe Frage noch einmal vor, als ich ihnen auf folgende Weise antwortete: Warum wollt ihr denn, daß ich euch eine Festung auf eurem Berge baue, da ja doch euer Berg selbst die beste Festung ist, die euch Gott selbst gemacht hat? Von da an ließen sie mich in Ruhe mit allen derartigen Fragen, und ich fand nun die ganze Zeit über, die ich bei ihnen war, reiche Gelegenheit, ihnen das Evangelium von Jesu Christo, dem Sohne Gottes, zu verkündigen.

Einmal fragte mich ein junger Mann, ob es Christo nicht angenehm wäre, wenn sie ihm eine Ziege schlachteten? Worauf ich ihm zur Antwort gab: Nein, Christus verlangt keine Ziege; alle Ziegen, Schafe und Kühe sind zum Voraus Sein; Er verlangt dein Herz, um dasselbe zu seiner Verherrlichung neu zu schaffen. Ein Anderer fragte mich, ob ich ihm aus meinem Buche nicht sagen könne, wann sie Regen bekommen werden? Ich sagte ihm: Nein; mein Buch enthält keine irdischen, sondern geistliche Dinge. Doch sagt es uns auch, daß unsere Sünden oft die Ursache sind, warum Gott Regen und andere irdische Segnungen uns vorenthält; daß wir daher, wenn wir Buße thun und seinem Willen gemäß leben, oft auch seiner irdischen Segnungen theilhaftig werden. Wir sollten aber mehr nach geistlichen Segnungen trachten, daß unsere Herzen erneuert und himmlischer Dinge theilhaftig würden, da wir ja alles Irdische bald verlassen müßten, wo wir dann unvergänglicher Güter bedürfen. Auf diese und andere Weise suchte ich den Samen des göttlichen Wortes in ihre Herzen zu streuen, und die Art und Weise,

wie ſie Alles anhörten, ließ mich glauben, daß ich nicht ganz vergeblich gearbeitet hatte.

In Maquaſini ſah ich auch 2 Männer von dem Pare-Stamm, der 2 Tagreiſen ſüdweſtlich von Teita liegt. Sie waren in Häute gekleidet, und hatten ganz regelmäßige Tabakspfeifen, die ſie ſelbſt verfertigen. Die Köpfe beſtanden aus Thon, und die Röhren aus einer Bambusart, und waren mit Meſſing verziert. Von einem derſelben ſammelte ich eine Anzahl Wörter, die mir zeigten, daß auch ihre Sprache, wie die der Teita-Leute, zu der Suahili-Familie gehörte, nur daß ſie aus Mangel an Verkehr nicht ſo viel Kiniką verſtehen, wie die Teita-Leute. Ich gab einem derſelben ein kleines Stück Tuch zu einem Kleid, worüber er ſich außerordentlich freute und ſagte: Laßt uns nach Pare gehen.

Von den Teita-Leuten erfuhr ich, daß ihre Voreltern 30 Tagreiſen weit von Norden gekommen ſeien. Damit ſtimmt die Bauart ihrer Hütten ganz überein, indem ſie nach abeſſiniſcher Weiſe meiſtens eine runde, hie und da auch eine ovale Form haben, und die Dächer nicht, wie die der Wanika, auf den Boden hinunterreichen, ſondern 4 Fuß über der Erde aufhören. Die Kleidung der Männer iſt ſehr einfach, indem ſie nur ein Stück Tuch um ſich herumwerfen, und ihre Arme und Ohren mehr oder weniger mit Meſſingdrath behängen. Das weibliche Geſchlecht aber iſt durch ſeinen ſonderbaren Schmuck ganz verunſtaltet, indem ſie ganze Laſten von Glasperlen (welche die Katholiken zu ihren Roſenkränzen brauchen) um ihren Hals herumlegen, und ihre Füße damit umwinden. Außerdem tragen ſie zwei Schürzen von Leder, einen vornen und einen hinten, die ſie mit Zierath von Glasperlen um ihre Lenden gürten, und auch die Ränder derſelben damit beſetzen. Seltener geſchieht es, und hauptſächlich um der Kälte willen, wenn ſie auch um ihren Oberleib (und Brüſte, die ſie entblößt laſſen) noch ein Stück Tuch werfen. An ihren Armen tragen ſie auch, wie die Männer und faſt noch mehr als dieſe, Meſſingdrath, welcher der Schmuck aller Völker in dieſen Gegenden iſt.

Ihre Nahrung muß im Ganzen eine kümmerliche genannt werden, da der Abhang des Berges, an dem sie wohnen, nur wenig geeignetes Land zum Anbau darbietet. Es macht in der That einen sonderbaren Eindruck, wenn man hart um ihre Häuser herum und an den Fußpfaden hin das kleinste Plätzchen, das zwischen den Steinen hervorblickt, mit einem Bohnen- oder Welschkornbusch, oder mit einer Kassada besetzt sieht. Auch die Pisangbäume pflanzen sie eben so zwischen die Steine hinein, während sie am Fuß des Berges, so weit sie nicht von wilden Thieren und andern Feinden verhindert sind, hauptsächlich indisches Korn pflanzen. Das Zuckerrohr wächst in großer Menge und ist von vortrefflicher Qualität. Aus demselben bereiten sie sich ein Lieblingsgetränk. An Ziegen, Schafen und Kühen scheinen andere Dörfer des Berges, die dafür eine günstige Lage haben, eine größere Menge zu besitzen, als Maquasini, das nur wenig Waideland darbietet, und in dem ich nicht einen Tropfen Milch bekommen konnte, obschon ich in kleiner Entfernung eine ziemliche Heerde Ziegen auf der Waide gehen sah, und es auch an Kühen nicht gänzlich fehlte.

Am zweiten Tag hatte ich mir vorgenommen, die Spitze ihres Berges zu besteigen, dessen Höhe etwa noch zweimal so hoch sein mag, als das Dorf gelegen ist, so daß für dasselbe die Sonne 2 volle Stunden früher untergeht, als dieß drunten auf der Ebene der Fall ist, was einen prächtigen Anblick darbietet. Ein doppeltes Interesse war es, das mich zu dem Wunsche bestimmte, die Spitze des Berges zu besteigen; einmal darum, weil es hieß, es befinde sich ein kleiner See droben, und dann vor Allem, um die Gestalt des Landes im Westen des Berges zu überschauen, denn in dem Dorfe selbst konnte ich nichts weiter sehen, als die Wüste, durch die ich gekommen war. Einer der vornehmsten Aeltesten des Dorfes, der uns eine seiner Hütten zur Wohnung eingeräumt hatte, hatte mir schon seine Zustimmung zu meinem Wunsche gegeben, aber der republikanischen Verfassung dieser Leute gemäß mußte die Angelegenheit auch dem Rath

der Jungen zur Entſcheidung übergeben werden, und dieſe ſchienen immer noch zu fürchten, daß ich, obſchon ich nur allein war, ihren Berg auf irgend eine Weiſe für mich zu erobern, oder doch auszukundſchaften wünſche. Kurz, ſie wollten es nicht haben, daß ich ihren Berg beſteige, indem ſie vorgaben, daß das nicht möglich wäre mit meinen Schuhen an den Füßen, mit denen ich leicht herunterfallen könnte. Ich ſagte ihnen: dafür ſollten ſie mich ſorgen laſſen, ich möchte es einmal probieren; wenn ich ſehen werde, daß ich nicht hinaufſteigen könne, ſo werde ich wieder zurückkehren. Aber dieß war natürlich der Grund nicht, warum ſie mich nicht hinauf ließen. Ich muß geſtehen, daß mir dieſes Verhalten der Leute bei dem Bewußtſein, daß ich gekommen ſei, um ihre eigene zeitliche und ewige Wohlfahrt zu fördern, für einige Augenblicke faſt Thränen auspreßte. Sie erlaubten mir indeſſen, eine niedrigere Höhe des Berges zu beſteigen, von der ich eine ziemlich weite Ausſicht wenigſtens nach Nordweſten gewann, und das ganze Teita-Land überſchauen konnte. Daſſelbe bildet ein Dreieck, deſſen ſüdliche Spitze durch den ſchon beſchriebenen Kadiaro gebildet iſt. Die nördliche und nordweſtliche Spitze ſtellt ſich dar in den Gebirgszügen Endara und Bura, die ſich beide in einer Richtung von Südweſt nach Nordoſt erſtrecken, in einer Länge, die etwa 3 Tagreiſen betragen ſoll. Endara, der im Oſten von Bura liegt, iſt eine Tagreiſe (etwa 10 Stunden) und Bura zwei Tagreiſen von Kadiaro entfernt. Der Rücken dieſer beiden Gebirgszüge ſcheint ſehr ſchmal zu ſein, und in derſelben Höhe von 4—5000 Fuß auf eine weite Strecke hin zu verlaufen, ohne viel über denſelben hervorragende Gipfel darzubieten.

Mit dem Teita-Lande hatte ich eigentlich eine zweite Terraſſe an dem Hochland von Afrika zu erſteigen gehofft, ſtatt deſſen zog ſich aber dieſelbe Ebene, auf die man durch das Randgebirge, das ſich der Küſte entlang zieht und von den Wanika-Stämmen bewohnt wird, heraufſteigt, zwiſchen dem Kadiaro und den zwei nördlichen Gebirgszügen von

Teita hindurch, ſo daß man nach den Berichten der Eingeborenen, bis weit in's Innere hinein wieder auf derſelben Ebene fortzugehen hat, die ſich im Oſten der Teita-Berge ausdehnt. In der That ſcheinen alle Berge, von denen die Eingeborenen berichten, nur vereinzelte zu ſein; nirgends ſteigen ſie durch eine zweite Terraſſe auf ein weiteres Hochland hinauf, woraus ſich ergeben würde, daß man entweder ſonderbarer Weiſe ſich hier ſchon auf Hochafrika befände, oder daß eine zweite Terraſſe noch weiter im Weſten läge, als die Handels-Caravanen von dieſer Küſte aus gehen, obwohl dieſelben bis über die Mitte von dieſem Theil von Afrika hineinreichen.

Was die Bevölkerung von Teita betrifft, ſo ſollen auf dem Kadiaro, dem ſüdlichen Theile des Teita-Landes, nur 8 Dörfer ſein, die, nach dem Dorfe Maquaſini zu ſchätzen, auf eine Bevölkerung von etwa 2000 Seelen ſchließen laſſen. Der Berg Bura (der auch Kilima Kibomu, großer Berg, heißt) ſoll 500, der Endara 100 Dörfer enthalten, welche Nachricht, wenn ſie nicht übertrieben iſt, eine Seelenzahl von etwa 152,000 für das ganze Teita-Land vermuthen ließe.

Was eine Miſſion unter dieſem Volke anbelangt, ſo können wir bis jetzt nur ſagen, daß ſie möglich und ſehr wünſchenswerth iſt. Wenn ſie ausgeführt werden wird, wiſſen wir nicht. Die Thüren ſind aber aufgethan. Möge die Zeit bald kommen, wo die Friedensboten von Oſt und Weſt ihre Stimmen ertönen laſſen, bis ſie in der Mitte zuſammentreffen.

Am Morgen des dritten Tages, den ich in Teita war (22. October), trat ich den Rückweg durch die Wüſte wieder an. Das Zutrauen der Leute zu mir hatte ſich ſo vermehrt, daß ich die gute Zuverſicht habe, daß, wenn ich noch einige Tage länger unter ihnen hätte verweilen können, ſie mir erlaubt hätten, ihren ſo intereſſanten Berg zu beſteigen. Da ich aber wußte, daß mein theurer Mitarbeiter, Dr. Kr., ſehnlichſt auf meine Rückkunft wartete, ſo machte ich mich auf dem kürzeſten Weg wieder nach Hauſe. Wir paſſirten wieder

dieſelben Stationen durch die Wüſte, wie auf dem Hinwege, und erreichten nach einem tüchtigen Marſch von 3 Tagen (wobei ich mehrmals in den Strümpfen gieng, da mich meine Schuhe zu ſehr plagten) am Morgen des 25. October geſund und wohlbehalten unſere Miſſionsſtation Rabbai Mpia. Die Hitze der Sonne, obwohl ſie täglich ſenkrecht über unſerem Haupte hinweggieng, konnte ich gut ertragen, und hatte überhaupt keine andere Plage, als die mir meine Schuhe bereiteten, weßwegen ich mehrmals verſucht war, die Eingeborenen glücklich zu preiſen, die baarfuß gehen, und wenn ihnen das auf einem langen Wege zu beſchwerlich wird, oder die Dornen ſie dazu nöthigen, ganz einfache Sandalen tragen, die ſich Jeder aus einem kleinen Stück Leder ſelbſt verfertigt. Ihre Laſten hängen ſie bei einer Reiſe über den Kopf, ſtatt, wie wir, über die Achſeln. Iſt die Laſt ſchwer, ſo ſind ſie genöthigt, ſich ziemlich vorwärts zu bücken, um die Laſt ſo viel als möglich auf dem Rücken ruhen zu laſſen, wobei ſie dann eine Figur machen, gerade wie der maſſenhafte und einförmige Erdtheil von Afrika ſelbſt, deſſen Kinder ſie ſind, und der in genauer Uebereinſtimmung mit ſeiner ſchmerzensvollen Geſchichte einen großen, ungeheuren, von ſeiner Laſt niedergebeugten Sclaven darſtellt, der nach Amerika ſieht.

Zweites Kapitel.

Rebmann's erſte Reiſe nach Dſchagga.

Vom 27. April bis 10. Juni 1848.

Um Mittag den 27. April 1848, nachdem wir uns gemeinſchaftlich unſerem gnadenreichen Herrn auf Leben und Tod im Gebet empfohlen hatten, brach ich mit den 9 Männern, die wir als Träger der für eine Reiſe durch große Wüſten nothwendigen Dinge gemiethet hatten, auf, und gelangte nach einem Marſch von 7 Tagen, wobei es von dem Wanika-Land an, das wir ſchon am erſten und zweiten Tag

durchzogen, immer durch eine, mit einer geringen Ausnahme völlig ebenen Wüste gieng, in denjenigen Theil des Teita-Landes, der Bura oder Kilima Kibomu (der große Berg) heißt. Von Kadiaro an (welcher Berg auch Kisigao oder Kasigao genannt wird) reisten wir nordwestlich und kamen am 1. Mai nach Buguda, welches ein kleiner, sehr holzreicher, aber unbewohnter Berg ist. Der Weg war äußerst mühsam wegen des dornigen und dicken Dschungels, in welchem mein Führer den rechten Pfad verloren hatte. Diese Gegend war früher sehr gefährdet durch die Galla, welche hier Wasser fanden in großen felsigten Cisternen, die die Hand des Schöpfers gebildet hat. Seitdem die Wakuasi aus diesen Gegenden vertrieben worden sind, kommen die Galla selten mehr hieher, und es ist daher mehr Sicherheit des Weges entstanden, wiewohl die reisenden Teita selbst, sowie die Karawanen, die von der Küste kommen, diesen Weg fast ganz aufgegeben haben, und ich selbst werde in Zukunft wo möglich diesen dornenvollen Weg vermeiden.

Es war am 3. Mai, als ich das kleine Flüßchen Madade passirte, das am östlichen Fuß des Bura von Nord nach Süden fließt, und nachdem es die übrigen noch kleinern Gewässer des Bura in sich aufgenommen, wo es dann den Namen Gnaro bekommt, der Küste zufließt, noch einen andern kleinen Fluß, Dschimbo, in sich aufnimmt, und bei Wassin sich in's Meer ergießt. Da das eine Ufer des Madade mit hohem Rohr bedeckt ist, so fürchteten meine Leute, es möchten Büffel sich darin aufhalten. Aber mein Führer überschritt das Flüßchen ohne Furcht und hieß die Leute ihm folgen. Der Fluß war nur 3 bis 4 Ellen breit und eine Elle tief. Nachdem wir den Madade passirt hatten, waren wir im Gebiete von Bura. Wir lagerten uns an einem von Wald umgebenen Platz am Ufer des Madade, und sandten sogleich 3 Männer zu Mbosa, dem Häuptling des nächsten Dorfes Dschawia, das auf der Höhe des Berges lag, um ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen und ihn hieher zu rufen. Aber ehe diese Leute zurückkehrten, kamen

viele Teita von den benachbarten Plantagen und brachten Zuckerrohr, Bananen und Welschkorn, was sich meine Leute schmecken ließen, da ihr Proviant zu Ende war.

Da es mehrere Tage sehr regnerisch und auch einer meiner Träger unwohl geworden war, so war ich genöthigt bis zum 6. Mai in der Nähe des Dorfes Dschawia', das auf der Spitze des etwa 5000 Fuß hohen Berges lag, mich aufzuhalten, wo wir unter einem großen, überhangenden Felsen Schutz fanden. Die Bewohner von Dschawia zeigten sammt ihrem Häuptling einen so stumpfen und furchtsamen Charakter, der es mir bald klar machte, daß ich, um die Heilsbotschaft ihnen zu verkündigen, erst eine Zeit lang unter ihnen gewohnt und ihr Zutrauen gewonnen haben müßte; denn die Leute, und besonders die Weiber und Kinder, fürchteten mich so sehr, daß ich in einem andern Dorf es für nöthig fand, zu sagen: Warum fürchtet ihr mich doch, ihr seid ja Viele und seid hier zu Hause; ich fürchte mich nicht, obschon ich allein und ein Fremdling unter euch bin. Der Grund hievon ist der, daß diese armen, in der Zauberei so schrecklich gebundenen und verfinsterten Leute den Europäer noch mehr als die Muhamedaner an der Küste für Zauberer halten, wozu kommt, daß jene lügnerischen und boshaften muhamedanischen Kaufleute, mit denen die Eingeborenen bis in's Innerste von Afrika hinein vielen Verkehr haben, denselben noch mehr Furcht einjagen durch die abscheulichsten Lügen und Verläumdungen, wie z. B. daß die Europäer Menschenfresser seien. Auch der Verkehr selbst mit jenen immer nur auf List und Trug sinnenden Suahili an der Küste hat die Heiden im Innern noch mehr für geistliche und höhere Dinge abgestumpft, als sie von Natur waren, obwohl die andere Seite auch nicht zu verkennen ist, daß die ersteren durch ihre häufige Nennung des Namens Gottes, der in ihrer Sprache schon durch das Wort den Ueberweltlichen, Persönlichen und Unsichtbaren bezeichnet (Muignisimgu für Muigni esi Mungu', Besitzer der Majestät ist Gott, der Majestät oder Herrschaft besitzende Gott), das Gottesbewußt-

ſein bei den Heiden rege erhalten hat, deren Gottes-Namen zunächſt nur den Himmel oder die Sonne bezeichnen. Mungu in der Suahili-Sprache ſcheint eigentlich nur „Himmel“ zu bedeuten, obwohl ſie dafür auch das Wort mbingu haben. Die Wanika, Wakamba und Wateita gebrauchen das Wort „Mulungu“, die Dſchagga „Cruva“ und die Pare-Leute „Thuva“ für Sonne oder Himmel, Gott.

Am 6. Mai machte ich mich wieder mit meinen Leuten unter dem Felſen hervor, unter dem wir ſeit einigen Tagen gelegen, und gieng an der Seite des Berges hin gegen Weſten durch das üppigſte Gras und Geſträuch, das mit größern Bäumen abwechſelte, bis wir nach einer Stunde auf der weſtlichen Seite des Berges in ein enges Thal hinabgeſtiegen waren, wo ein klares Bächlein ſeinen Weg dahinplätſcherte. Hier ſaßen wir ein wenig nieder und kauten Zuckerrohr, das mir ſehr gut ſchmeckte. Es kamen einige Teita's, die mich aber, ihrem ſchon beſchriebenen ſtumpfen Charakter gemäß, kaum anſahen. Wie ganz anders verhalten ſich die Wakamba, die, wenn ſie einen Europäer ſehen, von allen Seiten herbeiſpringen und auch das Kleinſte an ihm anſtaunen! Der Teita, der auf hohen Bergen wohnt, iſt überhaupt mehr in ſich gekehrt, ſtill und ruhig, der Emkamba führt ein mehr bewegliches Leben, und bereist als Nomade und Kaufmann zugleich alle Länder Oſtafrikas bis faſt in die Mitte dieſes Welttheils, und iſt daher für Alles Aug und Ohr. Auch die Sprache des Letztern iſt ganz die Sprache der Ebene, in der es ſchwer iſt für den Fremdling, den Unterſchied der Laute zu vernehmen.

Von jenem Thälchen ſtiegen wir wieder auf und hatten eine herrliche Ausſicht, beſonders nach Süd und Südweſt, wo mein Führer die Pare- und Ugono-Berge noch von den Nebelwolken, die Alles umhüllten, unterſcheiden konnte, was ich mit meinen ſchwachen Augen, obgleich bewaffnet, nicht vermochte. Wie prächtig iſt doch die ganze Landſchaft in ihrer reichen Mannigfaltigkeit von Bergen, Hügeln und Thälern mit dem üppigſten Pflanzenwuchs! Ich glaubte, in den

Jura-Bergen im Basel-Gebiet oder in der Gegend um Cannstatt in meinem Vaterland zu wandern, so schön war das Land, so lieblich das Klima. Ich wanderte über Berg und Thal so leicht und froh, wie dort. Es war freilich kühles Wetter, neblicht und regnerisch, keine Sonne schien, aber obgleich es in den Thälern bedeutend heißer sein muß, wenn die Sonne scheint, als in der Heimath, so ist es auf den Bergen doch immer ziemlich kühl. Ungeachtet der Nässe des Grases und Gebüsches von unten und des Nebels von oben spürte ich doch gar nichts von Fieber. Das Klima kann nicht anders als gesund sein, besonders auf den Berggipfeln, auf denen die Teita's ihre Dörfer gebaut haben, um vor den Galla und Wakuasi, diesen bösen Feinden aller mehr friedlichen Stämme Ostafrikas, sicher zu sein.

Nachdem wir noch einmal ein Rinnsal überschritten, kamen wir auf eine Höhe, von der wir in ein etwas breiteres Thal im Westen hinabschauten, das, wie fast alle der von Süd nach Nord einander parallel laufenden Bergketten des Bura, mit Pisang-Bäumen und Zuckerrohr bepflanzt war. Wir stiegen auf einem Seitenhügel in das Thal hinab, und kamen durch Pflanzungen von Welschkorn und Bohnen hindurch, die zusammen mit der Pisang-Frucht (Bananen) und ihrem Vieh, das jedoch nicht sehr zahlreich ist, obwohl sie die größten Viehheerden halten könnten, ihre Hauptnahrung ausmachen. Das Welschkorn hatte schon begonnen, in Kolben zu schießen. Wie Schade ist es doch für den herrlichen Reichthum von Gras, daß es jährlich unbenützt verderben muß. Unermeßlich viel des schönsten Landes steht hier der Kirche Christi offen. Die Sanftmüthigen werden das Erdreich besitzen. Die Bestimmung dieser herrlichen Länderstrecken muß ja doch noch eine große werden.

Wir machten Halt in der Nähe des Dorfes Muasagnombe, wo ich wieder 2 Häuptlingen, durch deren Land ich gegangen war und noch zu gehen hatte, einige Geschenke in amerikanischem Baumwollenzeug und Glasperlen (beads) zu geben hatte. Hier fand ich die Leute etwas neugieriger und

fragſamer, ſo daß ich dem Häuptling Maina und ſeinem Bruder Lugo, ſammt einigen andern Leuten den Zweck meines Kommens ordentlich auseinanderſetzen konnte.

Mai 7. Sonntag. Ein lieblicher Morgen. Es war mir, als ob die Natur mit mir den Sonntag feierte. Die hochanſtrebenden Berge mit ihrer üppigen Vegetation und der mannigfaltige ſchöne Geſang der Vögel prieſen mit mir ihren Schöpfer. Die Natur feiert eigentlich hier faſt beſtändig, da ſie nur wenig von Menſchen gebraucht und darum auch nicht viel mißbraucht wird. Der tiefe Abfall des Menſchen von Gott zeigt ſich in dieſen Ländern namentlich auch darin, daß die Natur über ihn herrſcht, ſtatt er über die Natur. Wenn man ſo über die prächtigen Gefilde dahinwandelt, wie wenig, wie faſt gar nichts ſieht man von der Spur des Menſchen! Wie unzählige Mal gebieten ſogar die Dornen und allerlei üppiges Geſträuch und Bäume dem armen Wanderer, ſich vor ihnen zu bücken, wenn ſie ihm den Durchgang geſtatten ſollen! Aber das iſt die gerechte Strafe für den, der ſeine hohe Beſtimmung, zu herrſchen über die Natur, ſo ſchmählich verlaſſen hat, wie dieſe Afrikaner, die auf gar nichts Höheres und Beſſeres, auch nur in irdiſcher Beziehung denken, ſondern eben Tag für Tag ſich zufrieden geben, wenn nur die einfachſten natürlichen Bedürfniſſe und ihre fleiſchlichen Lüſte befriedigt ſind. Sogar das körperliche Gedeihen iſt bei den Bewohnern von Teita, beſonders denen im Bura-Gebirge, dadurch offenbar gehemmt, daß ihre Hütten für Licht und Luft unzugänglicher ſind, als die der meiſten Stämme um ſie her. Auch habe ich bei keinem andern Stamm ſo durch den Schmutz, der ſie bedeckt, verkümmerte Kinder geſehen, wie in Teita. Sie ſind daher des Evangeliums am bedürftigſten.

Am Morgen hatte ich wieder Gelegenheit, einigen Leuten den großen Zweck meiner Reiſe auseinander zu ſetzen. Ich thue dieß gewöhnlich, indem ich ihnen meine Bibel zeige und ihnen ſage, daß dieß das Buch Gottes ſei, das uns den Weg zum Himmel weiſe. Dieß Buch möchte ich in ihre

Sprache überſetzen und nach und nach Alte und Junge mit ſeinem Inhalt bekannt machen. Unſere Väter ſeien durch dieſes Buch glücklich geworden. Ich beabſichtige, jetzt nicht bei den Teitas zu bleiben, aber nach einiger Zeit hoffe ich oder einer meiner Freunde, bei ihnen bleibend zu wohnen, um ſie das Wort Gottes zu lehren. Wenn ſie ſo viel über meine Reiſe gehört haben, iſt es ihnen genügend, und wenn ich weiter mit ihnen reden will, um tiefer in den Liebesrathſchluß Gottes zur Seligkeit des Menſchen mit ihnen einzugehen, finde ich keine Aufmerkſamkeit mehr. Sie ſehen dann nach meinen Sachen, oder fangen an, mit meinen Leuten über weltliche Dinge zu reden, von denen ſie allein ein wenig wiſſen. Auf kurzen Beſuchen iſt bei dieſen Leuten wenig auszurichten, man kann ſie nur im Allgemeinen mit den Abſichten der Miſſion bekannt machen, was aber auch das Unternehmen einer ſolchen Reiſe hinlänglich rechtfertigt. Will man ſie eigentlich mit dem Evangelium bekannt machen, ſo muß man nothwendig unter ihnen wohnen.

Mai 8. Da ich einige Tage bei Maina, dem Häuptling von Muaſagnombe, bleiben mußte, ſo hatte ich Zeit genug eine benachbarte Bergſpitze zu beſteigen, wo ich hoffte, den großen Berg Kilimandſcharo in Dſchagga, das 5 Tagreiſen weſtlich von Teita liegt, zu ſehen. Aber meine Begleiter fürchteten ſich, die Höhe hinanzuſteigen. Ich ſah jedoch abermals die Pare-Gebirge im Süden und die von Ugono im Südweſten. Faki, einer meiner Leute, ſah den See Jbe am Fuß des Ugono den ich bei meiner Kurzſichtigkeit ohne Brille nicht erblicken konnte. Nachdem ich von meinem kurzen Ausflug zurückgekehrt war, fand ich den Häuptling Maina mit einem andern Teita-Mann unter einem Baum ſitzend. Er fragte, ob ich wiſſe, wenn ich ſterben werde. Ich ſagte, das wiſſe der Mſungu (Europäer, eigentlich der Geſcheidte, Wiſſenſchaftliche, wie die Eingeborenen den weißen Mann von den Portugieſen her nennen) ebenſo wenig, als ſie; Gott habe das dem Menſchen nicht geoffenbart. Hingegen lehre uns das Buch, das ich bei mir habe, wie wir

freudig ſterben können, worauf ich ihm die Hauptwahrheiten unſeres Glaubens auseinanderſetzte. Da er mich nicht völlig verſtand, ſo ſagte ihm ein Mnika, der bei mir war, alles in der ihnen eigenthümlichen Ausdrucksweiſe, die ſich der Miſſionar nur nach und nach anzueignen vermag. Als ich noch weiter mit ihm über religiöſe Dinge reden wollte, verließ er auf einmal dieſen Gegenſtand dadurch, daß er mich fragte, ob ich nicht einen Brunnen in ſeinem Dorfe graben könne. Die Eingeborenen wiſſen nämlich, daß die Portugieſen in früherer Zeit an der Küſte Brunnen gegraben haben. Ich ſagte ihm, daß das ein Geſchäft ſei, das viele Arbeiter erfordere und viele große Inſtrumente, wie ich ſie nicht bei mir habe. Mit dieſer Antwort ſchien er zufrieden zu ſein. Er brach nun auf und kehrte in ſeine Wohnung zurück. Der ernſtere Charakter der Teitas zeigte ſich darin, daß Maina nicht lachte, als er von der Auferſtehung hörte, wie gewöhnlich die Wanika thun.

Am 9. Mai, als ich mich von Maina verabſchieden wollte, um meine Reiſe nach Dſchagga fortzuſetzen, beſchenkte er mich erſt mit Dſchoſi, einem Getränk, das aus Zuckerrohr bereitet wird, und der Hälfte eines Rindes, das noch geſchlachtet werden ſollte. Hiebei wurden eigenthümliche, mir ganz neue Ceremonien beobachtet. Ehe er mir nämlich den Dſchoſi überreichte, füllte er ſeinen Mund dreimal mit demſelben, und ſpie es ebenſo oft auf die Erde. Hierauf hatte ich mit ihm ein anderes kleineres Gefäß, das mit demſelben Getränk gefüllt war, zu ergreifen. Als ich aber die Libationen ſah, die nun geſchahen, und die Worte, die dabei geſprochen wurden, nicht verſtand, zog ich meine Hände wieder zurück. Mein Führer, ſowie der Häuptling waren zwar unwillig über mein Betragen, und verſicherten mich, es ſei kein Zauber (Uganga), aber ich konnte doch nicht anders, als es für heidniſches Treiben anſehen, das am Ende dem Licht des Evangeliums weichen müſſe. Mein Führer Bana Cheri, ein Muhamedaner, vollendete die Sache mit dem Häuptling anſtatt meiner. An den Ceremonien, die bei der Schlachtung

des Rindes beobachtet wurden, ſollte ich wieder Theil nehmen, weil ja die ganze Sache mir galt. Aber ich verweigerte es, indem ich ſagte, daß ich dieſe Dinge nicht liebe, und auch die Worte, die ſie dabei ſprechen, nicht verſtehe, ich könne nichts thun als zuſehen. Als nun das Rind gebunden und auf den Boden geworfen war, nahmen mein Führer und Maina Gras in die Hand und ſprachen wie auf liturgiſche oder reſponſive Weiſe verſchiedene Wünſche aus, die, wie ich nachher erfuhr, ſie zu Gott und den Seelen der Verſtorbenen beten hießen. Die dabei geſprochenen Worte, wie mein Führer nachher ſie mir diktirte, waren dieſe:

Mgeni hu atoka kuao adscha kuangu
Fremde dieſer gieng aus von den Seinigen, er kam zu mir,
Maina, tugore tupatane mimi nai
Maina laßt uns ſprechen, laßt uns einig werden! ich mit ihm,
tuseme tukizeka. Tu ſoye Mulungu
laßt uns reden als Lachende (Freuende), Laßt uns bitten Gott
pamenga, nti ipoe. (Es war gerade eine Krank-
mit einander, das Land heile! heit in Bura herrſchend.)
ukongo uſume muzi wangu; mgeni hu
Krankheit weiche von meinem Dorf; Fremde dieſer
huko aenendako asione kindu endiani
da wo er hingeht, er ſehe nicht ein Ding auf dem Weg,
asikomoe na miba, asikomoe
er werde nicht aufgehalten mit Dornen, er werde nicht aufgehalten
na kisiki,
mit Grasbuſch,
asionane na enzoſu, asionane
er treffe nicht zuſammen mit Elephanten, er treffe nicht zuſammen
na mbéa,
mit Nashörnern,
asionane na Emmessa
er treffe nicht zuſammen mit einem Maſai (feindlicher Stamm),
Akiſika kirima
wenn er ankommt in Dſchagga,

Wakirima wa-m-zeke. Mimi natereva
ſo ſollen die Dſchagga-Leute ihn erfreuen. Ich bitte
koma
die Seele (Abgeſchiedener)
endeowangu na sa mayowangu m-fischeni
des Vaters mein, und der Mutter mein, ihn machet anlangen
mundu hu,
Menſchen dieſen,
tudsche, tuonane mimi nai,
wir mögen kommen, wir mögen zuſammentreffen, ich mit ihm,
tuzeke,
wir wollen uns freuen,
koma tuzekao. Afike kua salama,
wie wir jetzt Freuende ſind. Er lange an im Frieden,
asiangamike endiani, na kindu hiki ni-mu-padscho,
er nicht verirre im Weg, und Ding dieſes, welches ich ihm gebe,
ale engolo akwe ikae kidscha;
er eſſe es ſelbſt (Seele ſein), es ſei gut;
muili, u-si-mu-ume!
der Leib, er nicht ihm thue wehe!

Dieſes Gebet kann wenigſtens das zeigen, wie mein theurer Mitarbeiter Dr. Krapf bemerkt hat, daß dieſe Heiden, wenn ſie einmal bekehrt ſind, recht einfältig und auf alles Einzelne eingehend beten werden. Hinſichtlich der Sprache dieſes Gebets iſt zu bemerken, daß es weder rein Kiteita, noch rein Kiſuahili iſt, da mein Führer, ſelbſt ein Suahili, alle verwandten Dialekte, die im Innern geſprochen werden, mit ſeiner eigenen Sprache, die in der That der Schlüſſel zu jenen iſt, durch einander miſcht.

Das Gras, das ſie während des Gebets in der Hand gehalten hatten, wurde nach demſelben dem Rind zu freſſen gegeben; das dann von den Muhamedanern geſchlachtet wurde. Nachdem meine Leute das Fleiſch von dem Rinde durch Räuchern auf den Weg bereitet hatten, brachen wir, begleitet von 6 Teita's, die des Handels wegen nach Dſchagga giengen, etwa um 4 Uhr Nachmittags auf, um noch an das

Flüßchen Gnaro zu gehen, wo wir übernachten und am andern Morgen früh unſern Weg durch die Wüſte fortſetzen wollten. Wir kamen durch dichtes Dſchungel mit vielen Euphorbien, und dann durch bald dichtere, bald lichtere, höhere Waldung, bis wir etwas nach Sonnenuntergang bei unſerem Nachtlager, wozu ein großer Baum auserſehen war, ankamen. Hier blickte mich mein Führer mit Erſtaunen an, indem er mir ſagte: Du biſt hier mit nichts als einem Regenſchirm, und früher brauchten wir 500 Flinten, ſo gefährlich war der Ort, auf dem wir ſtehen; denn hier war es, wo die raubluſtigen Wakuaſi einen ihrer Hauptlagerplätze hatten. Ich erwiederte: das hat Gott gethan; Er hat Bahn gemacht für Sein Evangelium.

Da meine Leute viel Fleiſch bei ſich hatten, hörten wir in der Nacht mehrere Hyänen ganz in unſerer Nähe.

Wir brachen am 10. Mai mit Tagesanbruch vom Gnaro auf und zogen durch eine Wildniß ohne Fußpfad, weil mein Führer, der mit dem König von Dafeta entzweit war, ſich fürchtete, durch ſein Land zu gehen, obgleich Dafeta den gewöhnlichen und einzig betretenen Weg zwiſchen Teita und Dſchagga darbietet. Dieſer Umſtand vermehrte die Mühen meiner Reiſe bedeutend, nicht ſowohl wegen der Dornen und Diſteln, deren in dieſer Wüſte nicht ſo viele waren, wie in der Wildniß öſtlich von Teita, als vielmehr wegen einer Grasart, welche den Boden bedeckte und voll Nadeln und Kletten war, welche meine Füße ſehr verwundeten, da ich keine Stiefel, ſondern nur Schuhe trug.

Nachdem wir einige Stunden gereist waren, kamen wir an einen Ort, wo die Teita's viele Gruben bereitet hatten, um darin Elephanten, Büffel und jede Art von Wildpret zu fangen. Die Wildniß zwiſchen Teita und Dſchagga ſcheint reicher an Elephanten zu ſein, als die öſtlich von Teita, wo dieſe Thiere meiſt verſchwunden ſind, oder vielmehr ſich in's Innere zurückgezogen haben. Im Lauf des Tages ſahen wir viele Heerden Giraffen und Zebra's und Abends auch ein Rhinozeros.

Gegen Mittag paſſirten wir einige Hügel, Mkinga genannt, die wir zu unſerer Rechten ließen. Bald verlor ſich die Waldung der Wüſte, wie wir ſie vom Wanika-Land an wahrgenommen hatten, immer mehr, bis dieſelbe faſt ganz den Charakter einer bloßen Heide annahm. Wie einförmig großartig iſt der Charakter dieſes Landes, im Kleinen und Einzelnen immer wieder das Ganze darſtellend! Große Ebenen, dann wieder plötzlich große, plumpe Bergmaſſen.

Mai 11. Inmitten einer großen Wüſte, die voll iſt von wilden Thieren, wie namentlich Nashörnern, Büffeln und Elephanten, ſchliefen wir unter Dornbüſchen ſicher und ruhig unter Gottes gnädigem Schutz. Als wir heute wieder etwa eine halbe Stunde gezogen waren, ſahen wir zu unſerer Rechten 2 Menſchen, die bei unſerem Anblick flohen. Mein Führer wollte die Flinte losſchießen, die Teita's aber, die vermutheten, daß die Flüchtlinge ihre Landsleute waren, wehrten es ihm und giengen ihnen nach, ohne ſie jedoch einholen zu können. Sie waren wahrſcheinlich in Furcht, weil ſie ſahen, daß unſere Zahl viel größer war, als die ihrige. Dieſer Umſtand zeigte mir deutlich die bisherige Unſicherheit dieſer Wüſte.

Gegen Nordoſt ſahen wir in einer Entfernung von etwa 2 Tagreiſen den Berg Ongolia, der ſchon zum Wakamba-Land gehört, und ungefähr ſo hoch iſt, wie der Bura. Wieder eine halbe Stunde weiter, und wir traten in eine Wüſte ein, die wieder mehr mit Gras bewachſen und wo es daher auch beſchwerlicher zu gehen war, zumal da wir nicht den geringſten gebahnten Fußpfad hatten. Der gewöhnliche gebahnte Weg, d. h. ein ſchmaler Fußpfad, denn andere Wege gibt es in dieſen Ländern nicht, geht, wie ſchon erwähnt, über Dafeta.

Wir ſahen dieſen Morgen die Berge von Dſchagga immer deutlicher, bis ich gegen 10 Uhr den Gipfel von einem derſelben, mit einer auffallend weißen Wolke bedeckt, zu ſehen glaubte. Mein Führer hieß das Weiße, das ich ſah, ſchlechtweg „Kälte“ (beredi); es wurde mir aber eben ſo klar als

gewiß, daß das nichts anderes ſein könne, als Schnee, welchen Namen ich meinen Leuten ſogleich nannte und die Sache zu erklären ſuchte; ſie wollten mir aber nicht recht glauben, ausgenommen mein Führer, der, wie ich nachher erfuhr, auf ſeiner letzten Reiſe nach Dſchagga, wo er ſchon wußte, daß wir beabſichtigten, auch dorthin zu gehen, und daher für das „Silber" in jenem Lande fürchtete, die Sache unterſuchen ließ, indem er gegen eine geringe Belohnung einige Dſchagga-Leute den Berg hinaufſchickte, die ihm des Silbers ſo viel als möglich bringen ſollten, aber dem ſpeculirenden Suahili nichts als Waſſer zurückbrachten. Alle die ſonderbaren Geſchichten von einem unzugänglichen, weil von böſen Geiſtern bewohnten Gold- und Silberberg im Innern, die ich mit Dr. Krapf ſeit meiner Ankunft an der Küſte oftmals gehört hatte, waren mir nun auf einmal klar geworden. Natürlich, daß die ungewohnte Kälte die halb nackten Beſucher des Schneegebirges bald zur Rückkehr nöthigte, oder wenn ſie aus Befehl der despotiſchen Dſchagga-Könige genöthigt waren, weiter zu gehen, ſo lange ihr Körper nicht gänzlich erſtarrt war, ſie wirklich tödtete, was dann Alles in der Unwiſſenheit der Eingeborenen den böſen Geiſtern zugeſchrieben wurde. Der Schnee fällt natürlich ſehr ferne von den Wohnungen.

Als ich bald nachher unter einem Baum etwas ausruhte, las ich den 111. Pſalm in der engliſchen Bibel, an den ich gerade der Ordnung nach kam. Er machte einen doppelten Eindruck auf mich im Angeſicht des herrlichen Schneebergs, beſonders der 6. Vers, der ſo herrlich und klar ausdrückte, was ich nur leiſe ahnte und fühlte. Gegen Nordweſten ſahen wir jetzt wieder einen andern großen Berg in der Nähe von Kikumbuliu, der ſich etwa 10 Stunden von Oſt nach Weſt erſtreckt, und die ſüdliche Grenze des Wakamba-Landes bildet.

Um Mittag ſahen einige meiner Leute, wie ſchon geſtern, einige Nashörner. Mein kurzes Geſicht veranlaßte dabei ein großes Geſchrei, weil, um ſie zu ſehen, ich weiter vorwärts zieng, während meine Leute mich ſtille ſtehen hießen. Sie

ſchienen ſehr für mich beſorgt zu ſein, damit mir nichts Uebels widerfahre. Sie gehen immer ſogleich auf Bäume zu, wenn ſie jene Thiere ſehen, vor denen ſie ſich ſehr fürchten. Bald nachher ließen ſich auch mehrere Elephanten mit ihren Jungen ganz in unſerer Nähe ſehen. Mein Führer ſchoß die Flinte los, um ſie fliehen zu machen, ſie hatten ſich aber ſchon vorher, obwohl mit ſehr langſamen Schritten aufgemacht, um uns ehrerbietigſt aus dem Wege zu gehen. Die Wüſte, die hier wieder ſehr den Charakter einer bloßen Steppe hat, ſenkt ſich ſeit einer Stunde allmählig gegen Dſchagga im Weſten hin, um dann im Kilimandſcharo, dem ſchneegekrönten Berghaupt, nur wieder deſto ſchneller bis hoch über die Wolken emporzuſteigen.

Die ganze Gegend umher in der Mitte zwiſchen Teita und Dſchagga hatte etwas Großartiges: — weſtlich war der hohe Kilimandſcharo mit ſeinem ewigen Schnee, ſüdweſtlich lag der einförmige und plumpe Ugono-Berg, nordweſtlich der ausgedehnte Bergzug von Kikumbuliu, und öſtlich die Ketten der Teita-Berge mit ihrer höchſten Spitze, Veruga genannt, welche (den Kilimandſcharo ausgenommen) 4000 bis 6000 Fuß über die ſie umgebende Ebene emporragen. Im Verlauf des Tages konnte ich auch einen ſchwachen Blick nach Kaptei (oder Kaftei) thun, wie man das eigentliche Land der Wakuaſi heißt, welches nördlich von Dſchagga liegt.

Mai 12. Da wir hofften, den Fluß Lumi oder Lomi noch geſtern zu erreichen, reisten wir geſtern Abend ohne Unterbrechung in großer Eile bis eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang. Wir erreichten zwar das Flußwaſſer nicht, dafür aber fanden wir durſtige Reiſende dieſes köſtliche Element in der Höhlung eines großen Felſens. Von dem Gnaro bis Engavune, in der Nachbarſchaft des Lumi-Fluſſes, etwa zwei volle Tagreiſen weit, hatte die Wüſte kein friſches Waſſer dargeboten, weßhalb wir daſſelbe von Gnaro an die ganze Zeit über tragen mußten. In dieſer vom Schöpfer bereiteten Felſencisterne badete ich meine wunden Füße, und wurde dann von meinem Führer und von Lugo, einem Teita-Mann,

die mich ſorgfältig bei der Hand nahmen, über die ſteilen und ſchlüpferigen Felſen in unſer Nachtlager geleitet, das wir unter einem großen überhangenden Felſen fanden.

Als wir dieſen Morgen nicht mehr weit von dem Fluß Lumi entfernt waren, ſtellten auf einmal meine Träger aus Furcht ihre Laſten nieder. Lugo fieng an, ſeine Zuflucht zu Zaubermitteln zu nehmen gegen wilde Thiere, die in dem Gebüſch, das uns nicht mehr weit umherſehen ließ, verborgen ſein möchten. Ich beſtrafte ihn darüber, indem ich ſagte, daß ich auf meiner Reiſe keine Zauberei zulaſſe. Hier ſollen einſt viele Teita-Leute in einer Schlacht von den Wakuaſi erſchlagen worden ſein, welche an den Ufern des Lumi wohnten und von dem mächtigen König Embarre Kiſungo beherrſcht wurden.

Da ich ſah, daß ſich die Leute fürchteten, weiter zu gehen, gieng ich ſelbſt ein Stück weit voran. Bald waren wir vollends am Fluß, und wir paſſirten ihn etwa um 7 Uhr Morgens. Er fließt von Norden nach Süden; er war nur einen Fuß tief und etwa 10 oder 12 Fuß breit. Nach der Nachricht der Eingeborenen iſt dieſer Fluß der Arm von einem größern, deſſen anderer Arm in den Oſi gehen ſoll. Wahrſcheinlich iſt damit der Fluß Zawo gemeint, der in's Galla-Land geht. Wo die Quelle des noch ungetheilten Fluſſes iſt, konnte ich nicht erfahren. Der Lumi geht in den Pangani, der ſich nördlich von Sanſibar in's Indiſche Meer ergießt. Die Furth über den Lumi heißt Ragnata bei Embarre Kiſungo, dem mächtigen Wakuaſi-König, der ſeinen Sitz an der Seite eines ſchönen, kuppelförmigen Hügels am weſtlichen Ufer des Fluſſes hatte. Je mehr wir uns von dem Fluſſe an den Dſchagga-Bergen näherten, deſto reichere Vegetation fanden wir wieder; hie und da große und prächtige Bäume, wie ich ſie von der Küſte an noch nirgends geſehen hatte. Endlich traten wir in ein herrliches Wieſenthal ein, das dick mit Gras bewachſen war, welches uns bis an die Hüften reichte. Reiches Futter für Tauſende von Kühen! O Chriſten, welch herrliches Land hat euch Gott zum Erbe aufbe-

halten, aber ihr müßt erſt ſelbſt auch dazu helfen, daß dieſe Heiden Chriſti Erbe werden!

In dem Wieſenthal waren wir auch auf einen ordentlichen Fußpfad getroffen, der aber bald ſteinigt wurde und ſehr durch's Gebüſch hindurchführte, bis wir etwa zwiſchen 4 und 5 Uhr Nachmittags an dem ſchönen, friſchen Gona-Fluß anlangten, deſſen Quelle das Schneehaupt des Kilimandſcharo iſt. Er war 3 Fuß tief, bei 30 bis 40 Fuß Breite, und toste gewaltig ſchnell über ſein Felſenbett dahin. Ein großer Baum diente als höchſt unvollkommene Brücke über denſelben. Am andern Ufer angelangt, genoß ich ein erfriſchendes Bad. Sein kaltes Waſſer bewieß deutlich ſeine Quelle, welche nur aus dem Schneeberg kommen konnte. Der letzte Theil der Reiſe bis an den Fluß war ſehr ſteinig und voll Dſchungel geweſen.

Mai 13. Nachdem wir am Ufer des Gona übernachtet hatten, brachen wir um 8 Uhr dieſen Morgen auf, und erreichten nach einem mehrſtündigen und ſehr mühſamen Marſch durch dicken Dſchungel den erſten Schanzgraben, der das kleine Königreich Kilema umgibt. Eine ziemliche Anzahl Dſchagga-Leute hatte uns auf dem Weg dahin eingeholt, von denen Männer und Knaben vor uns allen einhergiengen, ohne auch nur im Mindeſten ihre Scham zu bedecken, obſchon ein Jeder ein Stück Kleid entweder bloß über die Hüften gewunden, oder über die Schultern geworfen hatte, oder endlich auf dem Kopfe trug, wie die Wakamba gewöhnlich zu thun pflegen. Wäre es nicht wegen der Kälte und in Folge eines ſonderbaren Verlangens nach Zierrath, ſo würden die ſchamloſen Afrikaner alle und jede Bedeckung abwerfen. Aber um dieſer Urſachen willen ſind ſie ſehr nach Kleidern verlangend. Man kann daher wohl ſagen, die nackten Hamiten ſuchen Kleider, während die Japhetiten nach Weisheit und die Semiten nach Wundern und Zeichen fragen.

Die Brücke über den Graben, den die Soldaten von Kilema gemacht haben, beſtand nur aus einem dünnen Baumſtamm, auf den man nur je Einen Fuß ſetzen konnte, und

auch das Geländer war ſo ſchwach und ſo ſchlecht befeſtigt, daß wenn man das Gleichgewicht des Körpers verlöre, und ſich ſomit ganz an dem Geländer halten müßte, man unfehlbar in den Graben hinabſtürzen würde, der tief genug iſt, um beim Fall Hals und Bein zu brechen; die Breite war etwa 12 Fuß, die Tiefe 8 bis 10 Fuß. Ich zog meine Schuhe aus, ging ſo mit aller Vorſicht hinüber, und paſſirte die Brücke glücklich. Jetzt waren wir wieder auf Wieſengrund und freiem Boden angekommen, wo wir die Pflanzungen von Kilema, nicht aber ihre Wohnungen, die darin verſteckt waren, ſehen konnten. Wir giengen etwa noch 15 Minuten weiter, als viele Soldaten von Maſaki, dem König von Kilema uns begegneten, welche die gefranzten Thierhäute, die ihre ganze Kleidung ausmachten, ſo nachläſſig um ſich hiengen, daß, was zuerſt hätte bedeckt ſein ſollen, gewöhnlich nicht bedeckt war. Mein Führer ſchickte einen Soldaten an Maſaki, um ihm meine Ankunft anzuzeigen.

Einſtweilen ſaßen wir unter dem Schatten eines großen Baumes nieder, wo wir über eine Stunde lang zu warten hatten. Ich betrachtete das ſchöne Land, das von Fruchtbarkeit zu ſtrotzen ſchien und die größten Gegenſätze in verhältnißmäßig kleinem Umfang darbot. In meiner nächſten Nähe der ſchöne Gona-Fluß, und an ſeinen Ufern ſowie an dem Fuß der Berge umher der reichſte Pflanzenwuchs, ganz ſchwarz-grün, — ewiger Sommer; — und wenn ich die Augen aufhob, erblickte ich, ſcheinbar nur wenige Stunden entfernt, in Wirklichkeit aber 1 bis 2 Tagreiſen, den mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Kilimandſcharo.

Zu Maſaki gerufen, hatte ich bald eine niedrige Thüre von lauter Hölzern, die kreuzweiſe in den Boden geſteckt waren, und wieder eine ähnliche Brücke wie die vorige zu paſſiren. Hierauf gab mir mein Führer etwas Gras in die Hand, nach der Sitte des Landes, um ſo den König zu grüßen, der ebenfalls etwas Gras ergriffen hatte. Ich gab ihm und ſeinen Miniſtern die Hand, wie es die Sitte erfordert. Er hatte keine beſondere Auszeichnung, während ſeine Großen

theilweiſe Kappen (aus Häuten verfertigt) trugen und lange Kleider über ſich geworfen hatten. Nach der Begrüßung wurde ſogleich ein Schaf geſchlachtet, um mir das Kiſchogno, Zeichen der Freundſchaft, zu geben, das aus einem kleinen Stück Haut von der Stirne des Thieres beſtand, das der König mir und ich dem Könige an den mittleren Finger der rechten Hand wie einen Ring zu befeſtigen hatte.

Nachdem ich das Kiſchogno erhalten hatte, erklärte mich mein Führer für den Sohn von Maſaki. Auch nachher wurde ich von des Königs Leuten auf das Kiſchogno an meinem Finger, als auf das gewiſſeſte Zeichen von der Freundſchaft des ſouveränen Herrſchers, hingewieſen.

In einer kleinen Hütte, die in einem ganzen Wald von Piſang-Bäumen ſtand, und mich nirgends hinausſehen ließ, übergab ich nachher dem jungen König das Geſchenk, das ich für ihn gebracht hatte, und das, den Sitten des Landes angemeſſen, hauptſächlich in baumwollenem Tuch und Glasperlen, einem Meſſer, Gabel, Scheere, Nadeln und Faden und einigen andern Kleinigkeiten (im Ganzen im Werth von 10 bis 12 Conventions-Thalern) beſtand, wogegen ich eine Kuh und mehrere Schafe und Ziegen als Speiſe für mich und meine kleine Karawane erhielt. Auch Elfenbein und Sklaven hätte er mir gegeben, aber damit hat ein Bote Chriſti nichts zu ſchaffen, ſondern hat vielmehr hier eine ſchöne Gelegenheit, ſeine Uneigennützigkeit als Lehrer des Wortes Gottes an den Tag zu legen. Und dieß iſt zugleich der Grund, warum in dieſen Ländern der Miſſionar am ſicherſten reiſen kann. Denn er liefert mit der Bibel in der Hand ſtets den Beweis, daß er nicht die Länder und ihre Schätze, ſondern Seelen ſucht, denen er den Weg zum Leben zeigen will. Nicht als ob die Leute, mit denen er zuſammentrifft, auf einmal dieſe Ueberzeugung von ihm erhielten und keinen Gedanken, wie daß er, um das Land zu ſehen, ein Spion ſei, Gold und Silber ſuche, mehr in ſich aufkommen ließen; aber er thut nichts, das ſie in dieſen Gedanken beſtärkt, ſondern ſie vielmehr widerlegt.

Als ich in Dschagga ankam, waren meine Füße mit Wunden (von den schlechten Wegen) wie überdeckt, so daß ich bis zum 20. Mai die einsam stehende Hütte, die mir und meinen Leuten zur Wohnung angewiesen war, nicht verlassen konnte. Der Wessier des Königs und andere Großen des Landes besuchten mich fast jeden Tag mehrmals. Auch der König selbst, der schon längst zuvor durch meinen Führer auf seiner letzten Reise nach Dschagga mit unserer Absicht, jenes Land auch zu besuchen, bekannt gemacht worden war, und demgemäß uns dazu eingeladen hatte, machte Besuche. Am 14. wurde ich von einigen Ministern des Königs gefragt, im Gebrauch welcher Waffen ich hieher gekommen sei, worauf mein Führer ihnen zuerst sagte, ich habe nichts bei mir gehabt, als meinen Regenschirm. Ich aber sagte, zum Himmel weisend, ich habe allein auf Cruwa vertraut. Sie: Bloß auf Cruwa? Ich: Ja, denn er ist höher als Alles, und böse Thiere sowohl, als böse Menschen sind in seiner Hand. Sie konnten es kaum glauben, viel weniger begreifen, wie man ohne Spieß und Schild (wie sie haben), oder ohne tüchtige Zaubermittel eine so weite Reise machen könne. Weiter fragten sie mich, ob es wahr sei, daß Leute bei uns seien, welche durch ihre Riesengröße die Sonne ergreifen könnten; ob sich auch Pisangbäume, Welschkorn oder auch Gras bei uns finde, was ich ihnen Alles der Wahrheit gemäß beantwortete. Solche Fragen machen diese Völker, weil die Suahili an der Küste ihnen die seltsamsten Lügen vorschwatzen und namentlich auch sagen, daß bei uns kein trockenes Land, sondern lauter Wasser sei.

Am 16. besuchte mich der König selbst, begleitet von seinem Wessier und Schwager, und beschenkte mich mit einer Kalabasche von „Mawari" (einem Getränk, das in Dschagga aus der Pisangfrucht oder Bananas bereitet wird). Es macht den Leuten aller dieser Länder immer Freude, zu wissen, daß der Musungu (Europäer), von dem sie gleich merken, daß er weit über den muhamedanischen Suahilis steht, ihre Getränke nicht verachte, sondern genieße, während jene stolzen Muha-

medaner ſie für „Haram“, unerlaubt erklären. Daſſelbe iſt der Fall in Beziehung auf das Fleiſch ſolcher Thiere, die von ihnen ſelbſt geſchlachtet worden ſind.

Alles, was ich an und bei mir hatte, zog des Königs Aufmerkſamkeit an ſich, ſogar die Knöpfe an meinen Hoſen. Als ſeine Neugierde etwas befriedigt war, nahm ich meine Bibel in die Hand und ſagte ihm, dieſem Buche haben wir Europäer Alles zu verdanken, was er jetzt geſehen habe. Sein Land zu ſehen ſei für mich etwas Geringes, aber ihn und ſein Volk den Inhalt dieſes Buches zu lehren, das ſei es, was ich wünſche. Unſere Väter haben einſt eben ſo unwiſſend dahin gelebt, wie die Völker alle in dieſen Ländern, bis ſie dieſes Buch bekommen hätten. Maſaki nahm hierauf meine Bibel ungeſcheut in ſeine Hände, und vergnügte ſich, darin zu blättern. Er iſt ein lebhafter, junger Mann, und hat ein verſtändiges, eines Königs würdiges Ausſehen, durch das er ſich, ohne eine beſondere äußere Auszeichnung zu tragen, beſtimmt von ſeinem Volke unterſcheidet.

So lange ich in Dſchagga war, fiel der Regen faſt jede Nacht in Strömen herab, weßhalb die Sonne dieſen Leuten willkommen und ihr Gott iſt; — Cruwa = Sonne, Himmel, Gott.

Mai 18. Rehani, der Weſſier des Königs, fragte mich heute unter Anderem, ob ich den Platz wiſſe, wo die Sonne auf- und untergehe. Ich ſuchte ihm und einem Teita-Mann, der gerade auch da war, die Sache dadurch deutlich zu machen, daß ich ein Licht anzündete, das die Sonne vorſtellte, wozu meine finſtere Hütte auch am Mittag recht gut geeignet war. Eine Kalabaſſe (Kürbisflaſche) ſtellte ſehr gut die Erdkugel vor. Ich zeigte ihnen nun, wie Tag und Nacht entſtehe, ohne daß die Sonne im geringſten von ihrem Platze weiche. Es kam mir aber vor, als ob meine unwiſſenden Schüler durch dieſe Erklärung nicht befriedigt worden wären, ſondern eher meinten, das ſei thörichter, als ihre Frage. Ich nahm mir daher vor, in Zukunft eine ſolche Frage einfach dem Augenſchein gemäß zu beantworten. Als Rehani mein Schiffs-

brod (Zwieback) sah, fragte er, ob das Zaubereimittel seien. Mein Führer und ich gaben ihm die beste Antwort dadurch, daß wir von dem Brod in seiner Gegenwart aßen.

Am 19. besuchte mich der König wieder für einige Augenblicke. Er hatte die Gabel, die ich ihm sammt einem Messer zum Geschenk gemacht hatte, als Schmuck in sein Haar gesteckt! Ich sagte ihm den Gebrauch derselben; er lachte und schien die Sache nicht zu begreifen. Nachher kam sein Bruder Emkindara und bettelte um Nadeln und ein Kleid, um seinen Kopf zu umwickeln. Letzteres konnte ich ihm nicht geben. Ich frug ihn und seine Begleiter um die Benennungen für die verschiedenen Theile des Körpers in ihrer Sprache, und sagte sie ihnen auch im Englischen, um ihr Zutrauen zu gewinnen. Ich kann nicht viel mit diesen Leuten machen, ehe ich mich etwas in ihrer eigenen Sprache ausdrücken kann, da sie die Suaheli- und Kinika-Sprache, mit denen das Kidschagga mit noch vielen andern Dialekten, wie sie von den verschiedenen Völkerstämmen Ostafrikas gesprochen werden, nur Eine Familie bildet, gewöhnlich nur soweit verstehen, als es den Handel betrifft.

Mai 23. Bis heute war ich noch nicht fähig gewesen, meine einsame Hütte zu verlassen, wegen meiner wunden Füße. Ich nähte mir heute Schuhe zusammen aus Leinwand, mit Sohlen von der Haut der Kuh, welche gestern geschlachtet worden war, da ich meine Lederschuhe um meiner wunden Füße willen noch nicht anziehen konnte. Der König zog aus mit seinen Soldaten, um einen Schanzgraben auszubessern. Am Abend sah ich sie im Schritt heimmarschiren, worauf sie auf einem freien Wiesengrund eine Art Exercitium hatten. Die Hauptübung schien im bloßen Springen, Angriff auf den Feind und Rückzug vor demselben, zu bestehen. Am Abend des folgenden Tages erfuhr ich, daß Tamerita, der Mangi (König) von Uru, einem andern westlich gelegenen kleinen Königreich von Dschagga, einen Boten geschickt habe, mit dem Auftrag, den Europäer gewißlich zu ihm zu bringen, um ihn auch sehen zu können. Er wurde aber ohne mein

Wissen damit abgefertigt, daß ich böse Füße habe und somit nicht gehen könne.

Mai 24. Der König besuchte mich wieder mit einigen Großen. Sie wurden noch einmal ernstlich davon versichert, daß ich durchaus kein anderes Geschäft habe, als das Wort Gottes zu lehren, wie es in meinem Buch geschrieben stehe. Dieses Buch haben unsere Väter verständig und weise gemacht, da es den Weg zu Gott zeige. Ich sei nicht in meinem eigenen Namen, auch nicht in dem meines Königs gekommen, sondern im Namen des größten Mangi im Himmel, der Christus heiße, und der Sohn Gottes sei. Ich selbst sei sein Mſoro, welches Wort in Kidschagga Soldat und Sclave zugleich bezeichnet, dem Verhältniß gemäß, in welchem alle männlichen Dschaggas zu ihren verschiedenen Mangis stehen. Dieses Alles übersetzte ihnen mein Führer Bana Cheri sehr gut, so daß sie mich recht verstanden. Jedes Wort war ihnen groß und neu und zog ihre Verwunderung nach sich. Ich wollte weiter sprechen, aber wie es diese Leute immer machen, wenn sie etwas verstanden haben, begnügen sie sich damit und hören nicht weiter. Sie giengen aus der kleinen Hütte hinaus und hielten Rath mit meinem Führer, der großes Ansehen bei ihnen hat, und der mir dann sagte, daß der König mich oder meinen Bruder als Lehrer aufnehmen werde, und daß wir in kein anderes Land gehen sollten. In Beziehung auf meine Rückkehr nach der Küste wurde ich angewiesen, noch 3 Tage zu warten. Dagegen erhielt ich volle Erlaubniß, Ausgänge zu machen, wann und wohin ich wolle, was das beste Zeichen von des Königs Zutrauen gegen mich war.

Mai 25. Ich bestieg heute mit meinem Führer einen etwa 2000 Fuß hohen Berg, von dem aus ich die ausgedehnteste Aussicht fast nach allen Richtungen hin hatte. Am nächsten lag mir im Süd-Süd-Osten das massenhafte, 5 bis 6000 Fuß hohe Ugono- und Usange-Gebirge, nur eine kleine Tagreise entfernt. Etwas weiterhin in derselben Richtung erblickte ich das etwas niederere Bergland von Kisungo, am Fuße dessen und des Ugono Gebirges der große See Jbe

ſich ausbreitet, der in der Sprache der Wakuaſi Ariaro genannt wird, und ſich mit einem großen Winkel nach Süden, zwei Tagreiſen von Oſt nach Weſt, ausbreitet.

Auf Schiffen ließe ſich die Reiſe nach Dſchagga und Ugono eine gute Strecke weit zu Waſſer machen, allein die Schiffahrt iſt noch nicht eingeführt. Der See ſoll voll von Krokodilen und Nilpferden ſein. Gegen Süd-Oſten war die Ausſicht ſogar bis nahe an die Meeresküſte hin geöffnet, indem ich den Gipfel des hohen Berges Jombo im Wanika-Land in der Nähe von Waſſin noch deutlich unterſcheiden konnte, auf welchem Berge man, wie mir mein Führer ſagte, nach der Inſel Sanſibar und dem Schneeberg Kilimandſcharo zugleich ſehen könne. Gewiß eine intereſſante geographiſche Thatſache. Ungefähr in der Hälfte der Entfernung vom Berg Jombo, aber etwas mehr öſtlich, ſtreckte der mir längſt bekannte Kadiaro kühn ſein Haupt aus der ihn weit umgebenden Ebene empor. Nordweſtlich von ihm ſtellte ſich ſein größerer Bruder, der Bura, mit dem er und dem weiter gegen Oſten gelegenen Berg Endara, der von dem Bura bedeckt war, das Teita-Land ausmacht, in ſeiner ganzen Ausdehnung von Süd nach Nord (3 Tagreiſen weit) bis an die Grenze des Galla- und Wakamba-Landes, meinem erſtaunten Blicke dar. Gegen Norden und Weſten waren es die Dſchagga-Berge ſelbſt, die in der nächſten Nähe das Auge beſchäftigten. Der Kilimandſcharo war in Wolken gehüllt, ſonſt hätte ich ihn auch ſammt ſeiner Silberkrone ſehen können, durch die ihn der Schöpfer des Weltalls zum König der Berge Oſtafrikas erklärt hat. Im Südweſten ſah ich in einer Entfernung von 2 bis 3 Tagreiſen den zerriſſenen Berg der Wandurobo, ein von allen Nachbarſtämmen und Völkern verachtetes und mit Füßen getretenes Völkchen, das aber Chriſtus und ſeine Kirche nicht verachten, ſondern mit dem Evangelium ehren und retten wird. Etwa 6 Tagreiſen in der Nähe des Uſambara-Landes erblickte ich ebenfalls einen auf weiter Ebene einſam ſtehenden Berg, von dem mir mein Führer ſagte, daß eine zerfallene Feſtung ſammt einer

zerbrochenen Kanone von den Portugieſen her darauf zu ſehen ſei. Auch in Dſchagga ſelbſt ſcheinen die Portugieſen Fuß gefaßt zu haben, indem mein Führer mir ſagte, daß er auf ſeinem Weg nach Uſeri (ein nordweſtlich gelegenes kleines Königreich von Dſchagga) ein Bruſtwerk für Kanonen geſehen habe, was ich aber bezweifle. Auch ſoll der Dſchagga-Stamm Madſchame, der unter dem König Mamkinga ſteht, noch im Beſitz der Tradition über die Portugieſen ſein. Zwiſchen allen dieſen Bergen breitet ſich als ihre gemeinſame Baſis, deren Höhe über dem Niveau des Meeres nur etwa 1500 Fuß beträgt, auf die man durch das Küſtengebirge der Wanika hinaufſteigt, wie ein Ocean die große Ebene aus, die bis vor kurzer Zeit von den wilden und nomadiſirenden Wakuaſi bewohnt geweſen, jetzt aber mit Ausnahme der kleinen Landſchaft Daſeta, am nördlichen Ufer des Jbe-Sees, gänzlich den wilden Thieren überlaſſen iſt. Welcher Beſtimmung harren dieſe eigenthümlich geſtalteten Ländermaſſen entgegen? Gewiß einer herrlichen. Wie leicht iſt es hier, Eiſenbahnen u. ſ. w. zu bauen, wozu Dſchagga und Ugono Eiſen genug zu enthalten ſcheinen. Wie leicht wird es dann für alle Stämme bis in's Innerſte dieſes Erdtheils ſein, Repräſentanten auf die Miſſionsfeſte in Jeruſalem zu ſchicken. Zwiſchen Ugono und Dſchagga fließt der Lumi, in den ſich der größere Gona nach kurzem Lauf von dem Schneeberg her ergießt, und mit ihm in den Pangani und ſo in das Meer geht. Ehe ich von dem ſchönen Berge herunter gieng, auf dem ich eine ſo großartige Ausſicht genoſſen hatte, betete ich aus der Tiefe meines Herzens für alle Völker umher: „dein Reich komme“. Auf dem Rückweg in meine finſtere Hütte beſuchten wir mehrere Wohnungen des Königs, die aber auch nichts weiter waren, als die gewöhnlichen, für Licht und Luft unzugänglichen, mit dürrem Gras bedeckten Hütten der Afrikaner. Den Mangi ſelbſt ſahen wir nicht, er ſchickte mir aber ein Gefäß mit Honig, da er hörte, daß ich bei ſeiner Wohnung geweſen ſei, ohne Speiſe bekommen zu haben. Auf dem Hinweg hatten wir auch ſeine Geheimräthe (Wandſchama)

auf dem Exerzierplatz beisammen sitzen gesehen. Die Vornehmsten trugen Kopfbedeckungen von schwarzen Thierhäuten. Es sind sehr alte Männer darunter, wie Emkilema, der ein Mſoro (Soldat) von Sivia, dem Großvater von Masaki, war. Ihre Angesichter drücken oft viel Ernsthaftes und Nachdenken aus.

Mai 26. Rehani kam frühe zu mir, um mich wieder über allerlei zu fragen, z. B. ob ich nicht den Regen verhindern oder hervorbringen könne, ob ich nicht machen könne, daß die Löwen die bösen Leute von Marango fressen, mit denen Masaki in Feindschaft stehe? Ich antwortete ihm, daß diese Dinge alle nur in der Hand Gottes stehen; wer vorgebe, so etwas machen zu können, sei ein Betrüger. Da ihn der Regen bei mir zurückhielt, so hatte ich Zeit, ihm die Hauptstücke unseres Glaubens vorzulegen. So wurde der Name Christi in jenem Lande wenigstens genannt und die Leute wissen, daß ich sein Diener bin, der keinen Handel treibt, auch nicht mit Zauberei, Lüge u. s. w. umgeht. Gestern Abend vernahm ich, daß die Dschagga-Leute auch zu den Seelen der Verstorbenen beten, die sie Warumu heißen. Anstatt Reis und Palmwein, wie die Wanika, setzen sie Milch auf die Gräber. Diese Sitte ist sehr weit in Ostafrika verbreitet und bezeugt eine starke Ahnung der Unsterblichkeit.

Zwei Männer von Dafeta, von denen einer der Sohn des Königs von Dafeta war, der Mana Kasara heißt, kamen, mich zu sehen. Sie trugen Kleider wie die Teita-Leute, welche ihre Kleider an zwei Enden zusammenbinden und sie so über die Schultern hängen. Sie waren auch ganz mit Röthel beschmiert, wie es bei den Wakamba- und andern Stämmen Sitte ist.

Am 28. Mai hatte ich einen bedeutenden Fieberanfall in Folge des Genusses von einem Stückchen Fleisch, in das schon Würmer gekommen waren. Auch hatte ich schon viele Nächte auf dem Boden geschlafen, der hier sehr feucht ist, weil es so viel regnet. Ein gutes Brechmittel brachte jedoch meinen Körper unter dem Segen Gottes bald wieder in

Ordnung. Am Abend kam Rehani und des Königs Bruder Mambo, um ſich nach meinem Befinden zu erkundigen. Rehani ſagte: Gott wird dich wieder geſund machen. So ſpricht ein Heide.

Am Mittag des 29. kamen Rehani, Enga Kui, des Königs Onkel und einer ſeiner Brüder, um mich im Namen des Mangi zu verabſchieden, da er ſelbſt, wie es hieß, nicht kommen konnte um eines kranken Kindes willen. Sie brachten eine Ziege zur Speiſe auf den dreitägigen Marſch durch die Wüſte bis Teita, wo wir wieder Speiſe kaufen konnten. Mein Beruf wurde ihnen noch einmal vorgelegt und ich fügte dießmal hinzu, daß in meinem Lande viele Leute ſeien, die das Buch Gottes allen Menſchen ſenden wollen und zwar umſonſt, worauf ſie mich baten, bald in ihr Land zurück zu kehren, um bei ihnen zu wohnen, und daß ich ja in kein anderes Land gehen ſolle.

Am Abend dieſes Tages trat ich nun endlich meine Rückreiſe an. Wir giengen nun bis zu dem ſchönen Gona-Fluß, an deſſen Ufern wir im dicken Wald wieder übernachteten. Meine Träger hatten großes Geſchrei, bis jeder wieder ſeine Laſt hatte, denn ich ſelbſt gieng den ganzen Tag zu Fuß. Den Europäer zu tragen, wie in Indien oder Weſtafrika, davon weiß man in Oſtafrika nichts. Am erſten Tag that mir die Reiſe wieder ſehr wehe, beſonders da meine Füße noch nicht ganz geheilt und der Weg ſo ſchlecht war. In der That ſcheint das ganze Pflanzenreich dieſer Wüſte ſich zu vereinigen, um dem armen Wanderer ſeinen Weg zu erſchweren. In einem europäiſchen Wald würde es auch ohne Weg zehnmal leichter zu gehen ſein, als in der oſtafrikaniſchen Wildniß, die faſt aus lauter Dornen zuſammengeſetzt iſt. Der Afrikaner zeigt aber gar nichts von der Herrſchaft des Menſchen über die Natur, darum herrſcht dieſelbe auch ganz über ihn. Meine Rückreiſe durch die Wüſte bis zum Bura gieng wiederum in drei ſtarken Tagmärſchen glücklich von ſtatten. Unterwegs fanden wir eine ſchöne Antilope in einer der Gruben, welche die Teitas zum Fang der Elephanten und

anderer Thiere gegraben haben. Meine Leute beanſpruchten die Antilope als niama ya Mungu (Fleiſch Gottes), wegen der unerwarteten Weiſe, in der ſie zu dieſer Mahlzeit gekommen waren. Von dem Flüßchen Gnaro giengen wir nach Muaſagnombe, wo wir den Häuptling Maina grüßten. Er erklärte ſich für bereitwillig, Lehrer in ſein Land aufzunehmen; und in der That, die Teitas ſcheinen das Evangelium noch mehr zu bedürfen als die Dſchaggas, welche geſündere und reinlichere Leute ſind und viel Sinn für Induſtrie und Kunſt haben (die Frauen haben einen Anfang gemacht in der Stickerei mit Glasperlen), während die Teitas, beſonders die Leute von Bura, ſchmutzige und zum Theil ſchwächliche und kränkliche Leute ſind. In Bura verweilten wir einige Tage und giengen dann am 6. und 7. Juni auf den Kadiaro zu. Da ich den Weg von Kadiaro nach Rabbai jetzt ſchon dreimal gezogen war, ſo ſchlug ich den Weg über Schimba nach Mombas ein. Schimba iſt die ſüdliche Fortſetzung des von den Wanika bewohnten Küſtengebirgs, eine Tagreiſe von Rabbai entfernt. Vom Kadiaro an brauchte ich 2½ Tag mit ſehr ſtarkem Marſch, bis ich in Schimba ankam. Unmittelbar weſtlich von demſelben ſah ich die prächtigſten Landſtrecken von vielen Waſſerbächen durchzogen und die Zeugen der Fruchtbarkeit auf der Stirne tragend, faſt gänzlich unbenützt daliegen. Land genug für Tauſende von Familien, während das geräumige und hohe Plateau des Schimba-Berges die ſchönſte und geſundeſte Lage mit einer weiten Ausſicht über den nahen indiſchen Ocean und dem beſtändigen Genuſſe der friſchen Seeluft für chriſtliche Niederlaſſungen darbietet. Am 10. Juni hatte ich gehofft, in Mombas anzukommen, kam aber nur eine kleine Strecke über den Schimba hinaus, wo ich in einer Wanika-Hütte mein letztes Nachtlager auf der Reiſe fand, bis der folgende Tag, der 11. Junius, unter Gottes Schutz und Segen mein 1½ Monat langes Wanderleben glücklich beendigte.

Einige allgemeine Bemerkungen über Dſchagga.

Was die Dſchagga am meiſten von den Wateita, Wakamba und Wanika unterſcheidet, iſt ihre Regierungsform. Die auffallendſten Gegenſätze, die in der Landſchaft zwiſchen den ausgedehnteſten und einförmigſten Ebenen und den maſſenhafteſten und höchſten Bergformen, die plötzlich aus derſelben bis über die Schneelinien emporſteigen, ſtattfinden, laſſen ſich eben ſo wiederum in den geſellſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſen der Bewohner jener unter ſich ſo ſehr getrennten Regionen erkennen, während die lockerſten Formen von Republiken bei den zuletzt genannten Völkern, ſowie auch einem Theil der Pares ſich finden, ſo daß z. B. bei den Wakamba kaum irgend ein Individuum mit einigem Grad von Autorität und Herrſchaft bekleidet iſt, in dem ein ſolcher Grad nur von dem größern oder geringern Beſitz in Viehheerden abhängt, wodurch alſo die ununterbrochendſte Ebene in der Landſchaft dargeſtellt iſt — gehen die Dſchaggas zum andern Extrem, indem ſie Ein Individuum in eine ſolche politiſche Höhe über ſich hinaufſtellen, daß ſie mit Ausnahme der Wandſchama (Geheimräthe) nichts mehr weiter ſind, als Sklaven.

Die Freude des Mangi iſt die Geburt eines Mſoro. Alle männlichen Kinder werden, ſobald ſie die Pflege der Mutter entbehren können, genöthigt, beiſammen zu wohnen, um frühe ſchon für den Dienſt des Königs (durch Wachtſtehen u. ſ. w.) und des Landes (in Bildung von Waſſerleitungen und Bewahrung der Schanzgräben u. ſ. w.) erzogen zu werden. Die gleiche Regierungsform ſoll ſich auch in dem nahe gelegenen Bergland von Ugono finden. Wie es ſich in Kiſungo verhält, konnte ich nicht erfahren. Die politiſchen Verhältniſſe jener Länder ſind alſo das treue Abbild der phyſiſchen Geſtalt derſelben, wo der ſchneegekrönte Kilimandſcharo ſein Haupt ſo hoch über die Wolken erhebt, daß alle niederern Bergformen um ihn her ihre Bedeutung faſt gänzlich verlieren. Auch über die Weiber hat der Mangi

die unumſchränkteſte Gewalt, ſo daß keine Hochzeit ohne ſeinen Willen und ſeine Sanktion ſtattfinden kann. Der Mſoro iſt, wenn er ſich mit einer Frauensperſon verlobt, gehalten, die Sache dem Mangi anzuzeigen. Wenn dieſer die Heirath genehmigt, ſo giebt er (nicht der Bräutigam) der Braut einen Ring an den Finger und erklärt ſie öffentlich als das Weib des in Frage ſtehenden Mſoro, deſſen Namen der Mangi nennt.

Nachdem dieß geſchehen, bereitet wiederum der Mangi, und nicht der Bräutigam, noch irgend einer der nächſten Verwandten, eine gute Qualität Mawari, um das Hochzeitsfeſt zu feiern.

Der größte Theil nicht allein des häuslichen, ſondern auch des Ackerbau-Geſchäftes fällt auf das weibliche Geſchlecht, deren Arbeit überdieß noch durch die gute Sitte der Stallfütterung bedeutend vermehrt iſt. Die Waſoro arbeiten nur wenig, ihr Geſchäft iſt, den König (Mangi) und das Land zu bewachen, wozu ſie faſt beſtändig Spieß und Schild (aus Elephanten- und Büffelshäuten ſchön gearbeitet) bei ſich tragen. Trotz des Reichthums des Bodens ſind die Bewohner doch äußerſt arm, weil ſie denſelben nicht zu gebrauchen wiſſen. Das iſt Gottes Gericht über ſie, damit ſie in ihrem üppigen Lande nicht auch in ein üppiges Leben gerathen und ſo für die Zukunft des Reiches Gottes verloren gehen möchten. Sie theilen ihre Wohnungen mit ihrem Vieh und gebrauchen ihre bloßen Hände, um den Miſt zu entfernen, wie ich mit eigenen Augen geſehen habe. Doch dürfen ſie deßwegen nicht der Unreinlichkeit beſchuldigt werden, da ſie ſich fleißig waſchen und baden. Die Dſchaggas ſind ein ſehr geſunder und kräftiger Volksſtamm, was einerſeits dem geſunden Klima, andererſeits aber und vielleicht hauptſächlich dem edlen Umſtand zuzuſchreiben iſt, daß bei ihnen keine Heirath ſtattfindet, ehe die phyſiſche Reife dazu vollkommen vorhanden iſt.

Es gibt keine kompacten Dörfer und Städte in Dſchagga, ſondern nur einzelne durch Zwiſchenräume von ungefähr 5—6 Minuten, die immer mit Piſangbäumen bedeckt ſind, von einander getrennte Höfe, die je eine Familie, aber

mehrere Hütten enthalten, und theils mit künſtlichen, theils mit lebendigen Zäunen von wachſendem Gebüſch gegen die wilden Thiere, beſonders Hyänen, geſchützt ſind. Indem ſo jede Familie auf kleine Zwiſchenräume hin getrennt von der andern lebt, ſtellen die Dſchagga wiederum im Kleinen dar, was die von einander getrennten, ſich faſt nirgends unmittelbar berührenden Stämme Oſtafrikas im Großen darbieten. Wie indeſſen wiederum der Handel (beſonders durch die Bedürfniſſe nach Kleidern hervorgebracht, denn die Webekunſt iſt bei ihnen gänzlich unbekannt) viele und große Stämme in häufige Berührung mit einander bringt, ſo ſieht man die Dſchaggas, ſowie ihre nächſten Nachbarn, die Dafetas, die Ugono- und Kahe-Leute häufig auf ihren Sangaras (Marktplätzen) zuſammentreffen, was für den Miſſionar eine gute Gelegenheit zur Predigt des Evangeliums ſein wird. Ein eigenthümlicher Handelsartikel iſt bei ihnen das Emballa, das im Kahe-Land, ſüdlich von Dſchagga, gefunden wird. Es iſt eine Erdart, die ſie im Waſſer auflöſen, um letzteres anſtatt des Salzes, das ſich nicht bei ihnen findet, mit ihren Speiſen zu vermiſchen. Der Geſchmack dieſes Waſſers erinnerte mich ſogleich an das Balinger Mineralwaſſer. Sie geben ſolches Waſſer auch dem kranken Vieh zu trinken. Die Bitterkeit ſcheint der Geſundheit förderlich zu ſein.

Einen nicht geringen Grad von Kunſt- und Gewerbeſinn beweiſen die Dſchaggas in der Verfertigung der nöthigſten Werkzeuge für den Krieg ſowohl, als für die häusliche Arbeit. Die Weiber wiſſen ſogar etwas von Stickarbeit, indem ſie ihre ledernen Gewänder ſehr niedlich mit kleinen Glasperlen beſetzen.

Was die Sclaven-Ausfuhr betrifft (denn Sclaven ſind alle Dſchaggas in ihrem eigenen Land), ſo trifft dieſes Loos mehr die Weiber als die Männer, in Folge der Feindſchaft, welche hie und da zwiſchen den verſchiedenen von einander völlig unabhängigen kleinen Königen von Dſchagga entſteht. Der Sieger freut ſich, die Zahl ſeiner Krieger durch männliche Gefangene vermehren zu können, die er mehr ehrt als

ſeine eigene Leute, um ſie von der Rückkehr in ihr Land abzuhalten. Da nun die gefangenen Frauen nicht ſo geehrt werden, wie die Männer, ſo verſuchen ſie die Flucht in ihr Vaterland. Um dieſe zu verhindern, halten die Mangis es für das Beſte, die Weiber nach der Meeresküſte hin zu verkaufen.

Zum Schluſſe mag eine eigenthümliche Erzählung hier ſtehen von dem verſtorbenen, ſehr mächtig geweſenen Rungua, König von Madſchame, Vater des jetzigen Mamkinga, der einſt eine große Geſandtſchaft von ſeinen eigenen Leuten abgeſchickt haben ſoll, um das Weſen des ſonderbaren, ihnen ganz fremden weißen Gaſtes, den wir Schnee heißen, zu unterſuchen, in der Hoffnung, es ſei Silber oder deß etwas. Nur ein Mann aber ſoll übrig geblieben ſein, um mit erfrorenen Händen und Füßen Seiner Majeſtät dem Könige (der alle kleinen Dſchagga-Königreiche unter ſich gebracht hatte) das traurige Schickſal ſeiner Begleiter anzuzeigen, die nicht blos durch Kälte, ſondern auch durch Furcht und Schrecken, indem ſie in ihrer Unwiſſenheit die Wirkung der Kälte dem Einfluß böſer Geiſter zuſchrieben und daher in ungeſtümer Eile über Hals und Kopf die Flucht ergriffen, ihren Untergang fanden. Kibaya, ſo hieß jener Mann, der allein von jener unglücklichen Geſandtſchaft wieder zurückkam, ſoll bis zu einer offenſtehenden Thüre von der Art, wie die an der Feſtung zu Mombas (die mit großen eiſernen Nägeln beſetzt iſt) gekommen ſein, von wo er, ohne hineinzugehen, wieder zurückkehrte. Mein Führer ſagte mir, er habe den armen Mann mit ſeinen gänzlich erfrorenen, von der Kälte eingebogenen Händen und Füßen noch mit ſeinen eigenen Augen geſehen, und ſeine Abenteuer aus ſeinem Munde erzählen hören. Wie ſonderbar, wenn die Portugieſen ſogar in den Schneeregionen von Dſchagga eine Feſtung erbaut hätten! Ich bin aber nicht geneigt, der Angabe von Kibaya in Beziehung auf jene Thüre, vollen Glauben zu ſchenken, bis die Sache durch einen Europäer unterſucht und beſtätigt iſt. Daß die Portugieſen wirklich in Dſchagga geweſen ſind,

ſcheint zwar die portugieſiſche Inſchrift vom Jahre 1635, die ſich über dem Eingang der Feſtung von Mombas befindet, zu beſtätigen, wo es heißt, daß der Inſchriftſteller neben den Königen, die in den Gegenden von Patta, Lamu und dem Oſifluſſe herrſchten, auch den eines Landes „Jaca" tributpflichtig gemacht habe. Da es aber ein Jaca (Dſchaka) in der Gegend vom Oſi gibt, ſo iſt es wahrſcheinlicher, daß dieſes gemeint ſei, und nicht das Dſchagga-Land im Innern, das 100 Stunden von Mombas entfernt iſt.

Weitere Bemerkungen in Beziehung auf eine Miſſionsſtation in Dſchagga und die Art und Weiſe überhaupt, wie in Zukunft das Miſſions-Werk in Oſtafrika betrieben werden ſollte.

Die nächſte und größte Schwierigkeit, die ſich der Gründung einer Miſſion in Dſchagga für jetzt entgegenſetzen würde, iſt der furchtbar ſchlechte Weg, der dorthin führt. Aber im Lande angekommen, wird der Miſſionar ſolche Erleichterungen genießen dürfen, wie er ſie bei den Wanika, Wakamba und Wateita vergeblich ſucht. Wie ſchnell werden die Dſchaggas dem Miſſionar eine Wohnung aufrichten, und alle übrigen Geſchäfte, die mit der erſten Gründung einer Miſſion zuſammenhängen, beſorgen, ſobald derſelbe nur den König zu ſeinem Freunde hat. Dieſelben Erleichterungen mögen ihm in Beziehung auf eine Schule und die Verſammlung der Leute zur Predigt des Evangeliums zu Theil werden, obſchon auf der andern Seite die Lage und Stellung eines Miſſionars unter einem despotiſchen Herrſcher ſehr erſchwert werden möchte, ſobald derſelbe durch irgend einen Umſtand die Ungnade des letzteren auf ſich zöge. Um ſich dagegen zu ſchützen, ſollte er von vorn herein, oder doch ſobald als möglich, von einem tüchtigen Arzt und einigen andern nützlichen Handwerkern umgeben ſein, deren Anweſenheit in des Königs eigenem Intereſſe läge, und die mit dem Miſſionar ſtehen

und fallen ſollten. Aber auch ohne dieſe Rückſicht ſollte ein Arzt und einige Handwerker, oder auch einfache Bauersleute den Miſſionar zu den verſchiedenen Völkerſtämmen Oſtafrikas begleiten, oder demſelben bald nachfolgen, und zwar nicht bloß unverheirathete, ſondern — ich ſage es mit Bedacht — verheirathete Leute und Familien. Denn dieſe von aller Habe, von allen Erleichterungen des Lebens ſo gänzlich entblößten, auf nichts, das über ihren engen Geſichtskreis hinausliegt, denkenden, und dabei doch ſo ſinnlichen Völker bedürfen, daß das Chriſtenthum ihnen nicht bloß geiſtlich in Predigt und Lehre, ſondern ganz leibhaftig, d. h. mit ſeinen beſeligenden Wirkungen auf das ganze Leibes- und Erdenleben, beſonders in der Ehe und in der Kinderzucht, dargeſtellt werde. Was zwar bloße Handarbeit, als der Predigt des Evangeliums zur Seite gehend, betrifft, ſo könnte dieß bei dieſer Art von Heiden Alles durch Einen Mann geſchehen, indem dieſelben einen Lehrer, der zu einer Stunde ihnen das Evangelium predigt, während er in der vorhergehenden die niedrigſten und gemeinſten Geſchäfte verrichtet hat, durchaus nicht geringer anſehen, oder ihn deßhalb verachten, wie es in Indien geſchieht. Ja es kommt uns oft wie ein Vorwurf von unſern Wanika entgegen, daß wir nicht auch das Land bauen, und oft haben wir uns darüber zu rechtfertigen und die Sache ihnen zu erklären. Die bloße Erklärung genügt aber bei dieſen Leuten nicht, die nichts davon wiſſen, daß es Leute gibt, die die Wahrheit reden, weil ſie Wahrheit iſt und die Lüge haſſen, weil ſie Lüge iſt, ſondern die beides nur nach Nutzen oder Schaden abmeſſen. Die Leute glauben uns daher nicht, oder wenigſtens nicht recht, wenn wir ihnen ſagen, daß man in unſerem Lande den Ackerbau noch weit mehr betreibe, als bei ihnen, ſo ſehr, daß das Ihrige wie nichts dagegen ſei. Und wenn wir ihnen vollends ſagen, daß man bei uns Ochſen und Kühe zum Ackerbau braucht, ſo wiſſen ſie gar nicht, wie ſie ſich das auch nur denken ſollen. Es hilft nichts, ſie müſſen ſehen, wie die Leute, die dem „Chriſtus“ folgen, den wir ihnen

verkündigen, wirklich auch das Land beſſer anzubauen verſtehen, als ſie und dabei noch vieles Andere thun können, das für ſie nicht weniger wünſchenswerth iſt.

Der Miſſionar allein kann alles unmöglich; denn wie könnte Ein Mann in die Länge die Arbeit eines Predigers, Schullehrers, Schriftſtellers (Sprachlehren, Wörterbücher, und Bibelüberſetzungen auszuarbeiten), Ackerbauers, Zimmermanns, Maurers, Schreiners u. ſ. w. verſehen, der vielen kleinen häuslichen Geſchäfte, die, wo weder eine Frau, noch ein tüchtiger Knecht iſt, ebenfalls dem Miſſionar ſelbſt zufallen, nicht zu gedenken. Er wird Alles das thun für den Anfang der Miſſion, ſo gut er kann, aber bald muß er mit den Apoſteln ſagen: „Es taugt nicht, daß wir das Wort Gottes unterlaſſen und zu Tiſche dienen.“ Apoſtelgeſch. 6, 2.

Eine kräftige, die Bedürfniſſe auch des ganzen Leibes- und Erdenlebens berückſichtigende Miſſionsarbeit, wie ſie Ham's nicht nur an Geiſt und Seele, ſondern auch am Leib entblößte Nachkommen bedürfen, kann alſo nur dann ſtattfinden, wenn nicht bloß die Geiſtes- und Seelenkräfte, ſondern auch die Leibeskräfte ſeines Bruders Japhet in Thätigkeit geſetzt und für ihn aufgeopfert werden, nur dann — um es kurz zu ſagen — wenn die Miſſion auch Sclavendienſte für Ham verrichtet. Und wer will läugnen, wer kann läugnen, daß Japhet dieß im Geiſt der Freiheit der Kinder Gottes wirklich zu thun ſchuldig iſt?

Familien, Familien, chriſtliche Familien, wirklich bekehrte Väter und Mütter, mit wohl erzogenen Kindern, das ſind die Werkzeuge, die wir hauptſächlich brauchen zu dem Miſſionswerk in Oſtafrika. Unſer Fleiſch und Blut alſo, geſchweige Hab und Gut, müſſen wir darbringen, um unſern armen Bruder Ham von ſeiner tauſendjährigen harten Knechtſchaft, die wir noch ärger und grauſamer als unſer Bruder Sem ihm angethan haben, zu befreien, und ihm ſobald als möglich zu der leiblichen nicht nur, ſondern zu der geiſtlichen herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu verhelfen. Und wie leicht ſollte uns das werden mit dem Reichthum von

Mitteln, die den Europäern zu Gebot ſtehen. Wenn man auch jetzt noch wie zur Zeit der erſten Ausbreitung des Chriſtenthums durch die Apoſtel Wunder für nöthig halten ſollte, ſo iſt wahrhaftig die Kirche Chriſti reichlicher als je für die unzähligen Völkerſtämme dieſes Erdtheils mit denſelben ausgerüſtet. Die Juden fragten nach Zeichen und die Griechen nach Weisheit — und iſt Beiden ihr Begehren nicht reichlich befriedigt worden? Die nackten Kinder Ham's fragen nur nach einem Stück Kleid, — ſollte dieſe kleine Bitte unerhört bleiben? So mußte es in der That unſern armen Wüſtenbewohnern (dieß iſt die Bedeutung von Wanika) ſeit unſerem Wohnen unter ihnen dem größten Theile nach erſcheinen; denn unter den Vielen, die mit jener Bitte zu uns kamen, befriedigten wir, ſogar auf die Gefahr hin, als geizig zu erſcheinen, gewöhnlich nur ſolche, die durch Krankheit oder ſonſtige Noth oder durch einen uns erwieſenen Dienſt einigen Anſpruch an uns machen konnten. Obwohl wir nun auch bei reichlichern Mitteln zum Geben daſſelbe doch immerhin in weiſen Schranken gehalten wiſſen wollten, ſo ſollte in Zukunft jene Bitte um ein Kleid als Beweis der Liebe zu unſerem nackten Bruder etwas reichlicher als unterdeſſen befriedigt werden. Am beſten wird dieß allerdings geſchehen, wenn ſie ſelber gelehrt werden, am Webſtuhl ihre eigenen Kleider zu verfertigen, damit der fleiſchliche Ham in der Thätigkeit erhalten werde; bis dieſe Einrichtungen in befriedigendem Maaße getroffen werden können, müſſen wir Unterſtützung von den Schätzen Europa's haben. Wäre es da nicht beſſer, wenn auch nur ein kleiner Theil der überflüſſigen Kleiderlager in Europa, die ohnehin bald zerſtört werden könnten, zu den armen nackten Afrikanern auswandern würde, denen man in der That keine größere Freude als die mit einem Stück Kleid bereiten kann. Aber auch an allen übrigen Erleichterungen des Erdenlebens müſſen die Afrikaner Theil bekommen, was aber nur dann recht geſchehen kann, wenn chriſtliche Familien, wahrhaft bekehrte Hausväter und Hausmütter mit gut gezogenen Kindern aus Europa unter ihnen und für ſie

leben und ſie auf anſchauliche Weiſe in kurzer Zeit lehren würden, was wir jetzt nur mit der größten Mühe und dann doch nie auf die lebendige Weiſe, wie ſie die Anſchauung gewährt, ihnen begreiflich machen können — nämlich, — was wir eigentlich von ihnen wollen, warum wir ſie in ihrer behaglichen Ruhe ſtören und ihnen von einem neuen Herzen und Leben ſagen, und die Kinder leſen und ſchreiben lernen ſollten. Sie werden dann bald nicht mehr denken können, was ſie bis heute dem größten Theile nach noch von uns denken, nämlich daß wir in ihr Land gekommen ſeien, um eben auf irgend eine ihnen unbekannte Weiſe unſern eigenen Vortheil zu ſuchen, oder ſogar eine Art Spionen ſeien, daß wir, wenn wir die Länder ausgeforſcht, nach Europa zurückkehren werden, um dann verſtärkt wieder in ihr Land zu kommen, die Feſtung von Mombas erobern und dann dort wohnen werden wie einſt die Portugieſen, daß wir gekommen ſeien, um Gold und Silber zu ſuchen, und bei Nacht Geld prägen. In Beziehung auf die Kinder, die wir unterrichten wollten, wurden und werden heute noch die wunderlichſten Befürchtungen gehegt, wie, daß wir die Namen der Kinder aufſchreiben, um ſie ſpäter zu Soldaten für unſern König zu machen, daß unſere Freunde in der Heimath, wenn ſie die Namen der Kinder wiſſen, auf zauberiſche Weiſe machen könnten, daß dieſelben zu ihnen kommen, und beſonders — was uns bis heute noch die größten Schwierigkeiten macht — daß, wenn ſie ſich von uns unterrichten laſſen, ſie eben ſo gewiß wie unſere Knechte Lohn zu erwarten haben. Wiederum meinen ſie, wir hätten eben unſere Sitten, wie ſie die ihrigen, wir ſollten uns nicht in die ihrigen, und ſie wollten ſich nicht in die unſrigen miſchen.

Zu dieſem allem kommt noch viel Verwirrung von den lügneriſchen und boshaften Muhamedanern an der Küſte, mit denen ſie täglich Verkehr haben. Sind wir aber einmal von einigen Familien umgeben, die mit uns das Chriſtenthum im Leben und Sterben, im Arbeiten und Ruhen, in der Ehe und in der Kinderzucht, in den ſchönen Gottesdienſten, in herzerhebenden

Geſang, in andächtiger Anhörung des Wortes Gottes, anſchaulich darſtellen und mit ſelbſtaufopfernder Liebe ſie umfaſſen, ſo wird es unſern armen und ſorgloſen Wanika leicht und bald klar werden, zu welchem geſegneten Stande aus ihrer jetzigen Blöße, zu welchem Leben aus ihrem Tode, zu welchem Licht aus ihrer Finſterniß, zu welcher Freude im heiligen Geiſt aus ihrer jetzigen Furcht vor den böſen Geiſtern, zu welcher Liebe aus ihrer Selbſtſucht, zu welchem wahrhaftigen Frieden aus ihrer fleiſchlichen Sicherheit wir ihnen verhelfen, und ſie mit uns an den geiſtlichen und leiblichen Segnungen einer Gemeinde Chriſti Theil nehmen laſſen wollen. Nicht daß wir glaubten, daß die Heiden alle auf einmal ſich bekehren werden, ſondern vielmehr nur, daß das Chriſtenthum auf eine Weiſe vor ihre Augen und Herzen hingeſtellt werde, wie es ihre eigenthümlichen, ihr ganzes Daſein umfaſſenden Bedürfniſſe erfordern, und damit ſo die Bekehrung ihnen als wünſchenswerth, ja als ein für ihr wahres Wohl in Zeit und Ewigkeit unabweisbares Bedürfniß erſcheine und ſo viel als möglich erleichtert werde.

Die Aufgabe ſolcher chriſtlichen Kolonien müßte aber ſein, ſobald als möglich nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch den Miſſionar in Beziehung auf äußerliche Unterſtützung von der heimathlichen Geſellſchaft ſo viel als möglich unabhängig zu machen, wozu ſie auch zur Aufopferung von Hab und Gut bereit ſein ſollten; denn im Dienſte Chriſti ſoll man mit Nahrung und Kleidung zufrieden ſein.

Anmerkung.

So ſehr ich im Allgemeinen mit den von meinem lieben Mitarbeiter Rebmann hier geäußerten Anſichten einverſtanden bin, ſo kann ich mir doch auch die Gefahren nicht verbergen, welche mit den Coloniſirungs-Planen verbunden ſind, ſowohl für den Miſſionar, als für die Coloniſten, und ſelbſt für die Eingeborenen. Die Predigt des Wortes vom Kreuz Chriſti muß unter allen Heiden die Hauptſache bleiben, und ſie muß die Heiden bekehren, nicht die ſecondären Beſtrebungen, die ſo leicht den Miſſionar von der Hauptſache ablenken, und ſelbſt die Bekehrung der Heiden oft eher aufhalten, als fördern,

und auch dazu dienen können, die ausgewanderten europäiſchen Chriſten zu verweltlichen und heidniſch zu machen. Bedenkliche Erfahrungen der neuern Zeit gebieten in dieſem Punkt die größte Vorſicht. „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas unter euch wüßte, ohne allein Jeſum Chriſtum, den Gekreuzigten," 1 Cor. 2, 2. Von dieſem Miſſionsaxiom muß kein evangeliſcher Miſſionar weichen, und ſollte er auch 10 bis 20 Jahre ſcheinbar vergeblich arbeiten. Jeſum, den Gekreuzigten, den Heiden vor die Augen malen, oder ihnen verklären, — iſt doch unendlich mehr, als Coloniſiren und Experimentiren, das wir übrigens ebenſo wenig unterſchätzen wollen, als es häufig überſchätzt worden iſt.

Drittes Kapitel.

Rebmann's zweite Reiſe nach Dſchagga.

Vom 14. Nov. 1848 bis 16. Febr. 1849.

Nachdem ich den Muhamedaner Bana Cheri abermal zum Führer erwählt und 15 andere Suahili als Gepäckträger gemiethet hatte, reiste ich am 14. Nov. 1848 von Mombas ab, und ging unter Begleitung dieſer Leute, die theils mit Flinten, theils mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren, über Schimba, Kilabaſſi, Kadiaro und Bura, wo ich am 26. Nov. ankam. In Folge der Bettelei der Häuptlinge von Kadiaro und Bura und in Folge der großen Ausgaben, welche ich zum Ankauf von Speiſe in Teita machen mußte, verminderten ſich meine Reiſemittel beträchtlich, ehe ich noch Dſchagga erreichte. Auch war mir klar, daß die Suahili-Träger nicht die Leute waren, die man auf eine Reiſe nach Kikuyu und Mbelete brauchen kann. Daher gab ich meinen Plan in Beziehung auf den Beſuch dieſer Länder auf und beſchränkte mich auf eine Reiſe nach Kilema und Madſchame in Dſchagga, ſo gerne ich auch die im Norden und Nordweſten von Dſchagga gelegenen Länder beſucht hätte und auf dem Dana-Fluß zurückgekehrt wäre.

Am 4. Dez. ſetzte ich meine Reiſe nach Dſchagga fort, begleitet von 80 Teita-Leuten, welche in Dſchagga Röthel holen wollten, mit dem ſie ſich gerne einreiben, wie die Wakamba zu thun pflegen. Nach 3 Tagmärſchen durch die

Wüſte (etwa 80 engliſche Meilen) kam ich glücklich in Kilema an, wo Maſaki mich freundlich aufnahm und anfänglich meiner Reiſe nach Madſchame ſich nicht widerſetzte. Erſt als er ſah, daß es mir mit dem Beſuch des Königs von Madſchame Ernſt war, legte er mir Schwierigkeiten in den Weg. Er fragte mich, was er mir denn Böſes gethan habe, daß ich ihn verlaſſen und zu einem andern König ziehen, einen andern als ihn zum Freund machen wolle; das komme ihm gerade vor, als wenn ein Mann eine Frau heirathe, ſie dann aber bald nachher verlaſſe und eine andere aufſuche. Und wenn es ein großer König ſei, den ich zum Freund haben wolle, ob er denn nicht auch ein ſolcher ſei.

Mamkinga, der König von Madſchame, iſt nämlich wirklich der größte unter den Dſchagga-Königen und gleichſam ihr Kaiſer. Dieſe Rede Maſaki's hatte natürlich zunächſt nur Habſucht zum Grund; er ſah es nicht gerne, daß die Güter in Tuch und Glasperlen, die ich für die Weiterreiſe bei mir hatte, zu Jemand anders wandern ſollten, indem er ſie gerne allein gehabt hätte. Dazu kam die Schlauheit und Habſucht meines Führers Bana Cheri, in deſſen Intereſſe es war, Maſaki ein recht großes Geſchenk zukommen zu laſſen, indem er dann deſto dreiſter Elfenbein von ihm betteln konnte. Hiezu wandte er alle mögliche Liſt an. Hatte er irgendwo Auskunft über mich zu geben, ſo ſuchte er immer ſein wahres Verhältniß zu mir zu verbergen und namentlich den Umſtand, daß er für ſeine Führersdienſte von mir bezahlt werde, ſo daß es herauskam, als hätte er den Europäer in ſeiner Gewalt, faſt wie jene Leute in Europa ihre Kameele, Affen und Bären, die ſie zur Schau umherführen. Er wollte es von den Dſchagga als ſein Verdienſt betrachtet wiſſen, daß er mich zu ihnen gebracht, wofür ſie ihn alſo zu belohnen hätten. Hätte ich die Sprache nicht verſtanden, ſo hätte er leichtes Spiel gehabt. Wahrſcheinlich wäre es mir nicht gelungen, von Kilema weſtlich nach Madſchame vorzudringen, wenn nicht glücklicher Weiſe gerade einige Soldaten des Königs Mamkinga bei Maſaki geweſen wären. Dieſen ſagte

ich meinen Plan und Maſaki konnte, ſo ſehr er es auch verſuchte, ihn nicht verhindern, da er ſonſt die Ungnade Mamkinga's auf ſich gezogen hätte, von dem er bei aller Unabhängigkeit, die er behaupten will, eben doch abhängig iſt. Die Soldaten Mamkinga's hatten mir geſagt, daß ihr Meiſter mich gut aufnehmen würde, da er vor einiger Zeit habe einen Suahili mit Soldaten nach der Küſte ſenden wollen, um einen Europäer zu holen, der als Zauberer (dergleichen Leute der König ſehr liebt) bei ihm bleiben ſollte.

Nach vielem Hin- und Herreden ſchickte Maſaki endlich Boten an Mamkinga ab, die denſelben mit meinem Wunſch, zu ihm zu kommen, bekannt machen und, im Fall er meine Ankunft wünſchte, mit einer Anzahl ſeiner Leute zurückkommen ſollten, um mich abzuholen. Mamkinga ſchickte wirklich eine kleine Truppe von Soldaten mit ihrem Oberſten Kilewo, dem Bruder Mamkinga's, ab, mit denen ich am 4. Januar 1849 meine Reiſe nach Madſchame antrat. Die unverſchämte Bettelei von Maſaki, ſeinem Onkel Ngakui und ſeiner Brüder hatte meine Reiſemittel ſo vermindert, daß nur noch etwas Weniges für Mamkinga übriggeblieben war und ich alſo an die Fortſetzung meiner Reiſe bis nach Kikuyu gar nicht mehr denken durfte. Ich mußte froh ſein, nur nach Madſchame zu kommen. Am Tag unſers Aufbruchs gingen wir über ein oft wellenförmig, immer höher hinanſteigendes Land, nur 2—3 Stunden in nordweſtlicher Richtung gerade dem Kilimandſcharo zu, dem wir nun ſo nahe waren, daß ich ſein herrliches Schneehaupt ſogar bei Nacht im Mondſchein ganz deutlich ſehen konnte. Dieſer Nähe entſprechend war die empfindliche Kälte, die den Berg herunter kam, eine Kälte, wie bei uns im November. Wie froh war ich, mit allen meinen Leuten in einer durch ein tüchtiges Feuer erwärmten Hütte ſchlafen zu können, denn draußen wäre ich halb erfroren. Weiter hinauf iſt das Land unbewohnt, und für Leute, die keine europäiſchen Einrichtungen haben, auch unbewohnbar. Der Piſangbaum, die Hauptnahrungsquelle der Dſchagga, läßt ſich dort nicht mehr anpflanzen.

Am 5. Januar verfolgten wir mit Sonnenaufgang unſern Weg noch einige Stunden in nordweſtlicher Richtung. Bald kamen wir in einen dichten Wald mit hohen, mir aber unbekannten Bäumen; was mir bekannt war, war das Farnkraut, das ſich in reicher Menge fand. Unſer ſchmaler Fußpfad führte uns in dem Walde noch einige tauſend Fuß höher hinauf, als wir waren an dem Ort, wo wir geſchlafen hatten, und über mehrere tiefe Schluchten und Rinnſale, bis wir nach 4 oder 5 Stunden wieder zur Region der Piſangbäume herabgeſtiegen waren, wo das Land wieder bewohnt war. Um Mittag machten wir Halt bei dem jungen Fürſten Mawiſche, der einen Theil von dem Landſtrich Uru unter ſich hat. Er ſchickte mir Bananen und Honig, ohne ſich ſehen zu laſſen, was nicht geſchehen kann ohne das Kiſchogno (Zeichen der Freundſchaft), das nicht gemacht wurde, weil ich dem Fürſten nichts dafür geben konnte. Am nächſten Tag ſetzten wir um 8 Uhr unſern Weg in weſtlicher Richtung weiter fort und kamen zuerſt über einige ſehr tiefe Thäler (1500 bis 2000 Fuß tief) mit Flüſſen von 15 bis 20 Fuß breit und ½ Fuß tief, die immer Waſſer haben, auch in der trockenſten Jahrszeit, in der ich ſie paſſirte. Wir ſtiegen nun immer mehr gegen Madſchame hinab, wo die weitern Flüſſe, die faſt alle von der erwähnten Größe waren, keine ſo tiefen Thäler mehr hatten. Wir paſſirten zwiſchen Kilema und Madſchame in 1½ Tagen etwa 12 ſolcher Flüſſe. Von Uru aus hatte ich eine gute Ausſicht weſtwärts nach Madſchame, welches beträchtlich niedriger liegt und ſich zwiſchen dem ſüdweſtlichen Fuß des Kilimandſcharo und dem nordöſtlichen Fuß des Berges Shira ausbreitet, welcher bisweilen auch beſchneit wird. Im Weſten, Süden und Südoſten des hohen Berges Shira haben die nomadiſirenden Maſai (ein Brudervolk der Wakuaſi) die große Ebene eingenommen, welche ſich ſüdlich und ſüdweſtlich von Dſchagga ausdehnt und reichlich bewäſſert iſt durch Flüſſe, welche von Dſchagga kommen und in den Pangani fließen. Etwa zehn engliſche Meilen ſüdlich von Uru ſah ich einen kleineren Berg als der Shira, aber

wie dieſer, ebenfalls getrennt von der Dſchagga-Bergmaſſe. Er heißt Ufuma wa Maſai, weil die Maſai bisweilen dorthin gehen, um Weidegrund zu finden. Er dehnt ſich von Südoſt nach Nordweſt etwa 18 engliſche Meilen weit aus. Am 6. Januar führte uns der Weg zuerſt hinab in ein tiefes Thal, in welchem ein kleiner Fluß, 5 oder 6 Schritte breit und ½ Fuß tief, dahinfloß. Von dieſem Thale an hatten wir etwa 10 Minuten lang ſehr ſteil hinaufzuſteigen, wo wir oben einige Plateaux antrafen. Nach einem Marſch von 20 Minuten mußten wir wieder in ein noch tieferes Thal hinabſteigen, in welchem ein größerer Fluß war. Nachdem wir auf der andern Seite des Thals aufwärts geſtiegen waren, kamen wir auf ein großes Plateau, das von Oſt nach Weſt etwa 3 oder 4 Meilen ſich ausdehnte. Hier gelangten wir an einen Fluß, der Uru von dem Gebiet Lambongo trennt. Auf der andern Seite des Fluſſes legten die Dſchagga-Begleiter ſowohl als die Suahilis ihre Zaubermittel nieder, um ſich, wie ſie in ihrem Aberglauben wähnten, dem Feind in Lambongo unſichtbar zu machen. Jeder von uns wurde aufgefordert, etwas Gras auszureißen und es auf den Zauberhaufen zu werfen. Ich als Chriſt, der unter dem Schutz des lebendigen Gottes ſtand, verweigerte natürlich meine Theilnahme an dieſer thörichten und abergläubiſchen Ceremonie, ohne meine Begleiter durch mein Betragen zu erzürnen. Die Leute reisten ſehr vorſichtig und ſtill von dem Fluß (Ngomberre genannt) an mehrere Stunden lang. Die Urſache war, weil Kaſchenge, der greiſe Herrſcher von Lambongo, vor vielen Jahren eine Karawane von 200 Suahili und Arabern aus Mombas, die von Madſchame nach der Küſte reiſen wollte, faſt ganz vernichtet hatte aus Neid gegen ſeinen Nachbar Rungua, den Vater des Mamkinga, und aus Haß gegen die Suahili, weil ſie nicht zu ihm kamen in Handelsgeſchäften, ſondern an ihm vorbeigingen nach Madſchame, dem Reich des Rungua, der für die Karawane große Sorge trug. Den Beweis ſeiner Sorgfalt für die Reiſenden legte Rungua dadurch an den Tag,

daß er ſeinen tapfern Sohn Mamkinga (Rungua ſelbſt war gerade krank) mit einer Armee ausſandte, welche den Kaſchenge ſchlug und ſein Gebiet Lambongo ſchrecklich verwüſtete. Da Kaſchenge den Rungua um Verzeihung bat, wurde ihm zwar das Leben geſchenkt, aber er durfte mit dem Ueberbleibſel ſeines Volkes nur den obern Theil ſeines Landes beſetzen, während das Niederland verlaſſen und die Hütten zerſtört werden mußten. Piſangbäume bedecken jetzt noch den Boden wie ein dicker Wald, und die Früchte verfaulen, da ſie Niemand holt. In der That fand ich da eine ſolche Maſſe von faulen Stoffen, daß die Luft wie verpeſtet war und ſie hinreichte, Fieber zu erzeugen. Wir konnten von den reifen Früchten ſoviel nehmen, als wir wollten. Da ich keine andere Speiſe hatte und ich ſehr hungrig war, ſo ließ ich ſie mir tüchtig ſchmecken, obgleich ich ſeit meiner Fieberkrankheit in Mombas mich dieſer Frucht gänzlich enthalten hatte.

Nachdem wir zwei andere Flüſſe paſſirt hatten, führte uns der Weg hinab in die Ebene, welche ſich im Süden von Dſchagga ausbreitet, durch eine Gegend, welche, wie es ſchien, nie angebaut worden und mit undurchdringlichem Dſchungel bedeckt war. Hier fand ich Himbeeren, von denen ich aß.

Nachdem wir die Piſangbäume verlaſſen und in die Wildniß eingetreten waren, brachen die Eingebornen und meine Suahilis das Stillſchweigen, da ſie ſich außer dem Bereich der Feinde für ſicher hielten. Wir reisten nun etwa 4 oder 6 engliſche Meilen weiter, paſſirten mehrere Flüſſe (welche in dieſer Jahreszeit gewiß vertrocknet geweſen wären, wenn ſie nicht ihre Quelle in der Region des beſtändigen Schnees hätten), und erreichten das kleine Land Kindi, welches von einem kleinen Mangi oder Herzog, Namens Mdſch'au beherrſcht wird. Kindi iſt im Oſten begrenzt von dem Fluß Wumbo, und im Weſten von einem kleinen Fluß und dem Diſtrikt Kombo, welcher gegenwärtig unbewohnt iſt. Die Piſang-Bäume, welche in keinem Land von Dſchagga fehlen, ſind dem Spiel der Elephanten überlaſſen. Von

Kombo (wo Dſcheguo, der Vater des Maſaki nach ſeiner Vertreibung aus Kilema durch den Mangi von Marango (ein kleines Land öſtlich von Kilema) eine Zufluchtsſtätte gefunden hatte, bis er nachher von Rungua in Kilema wieder eingeſetzt wurde) hatten wir noch ungefähr 3 engliſche Meilen über eine ſchöne Ebene zu gehen, die jetzt nicht bewohnt iſt, ſondern nur hie und da von Mamkinga als Weideplatz benützt wird. Um 4 Uhr Nachmittags kamen wir endlich an den ſchönen Fluß Weriweri, der wie alle andern Flüſſe, die ich paſſirt hatte, über ein ſteinigtes Bett fließt in einem Thal von etwa 150 Fuß Tiefe. Der Fluß iſt 20—30 Fuß breit und war 1½ Fuß tief. Dieſer ſchöne Fluß, der als eine Schanze gegen jeden Feind dient, bildet die öſtliche Grenze von der Landſchaft Madſchame, die wir jetzt erreicht hatten und die ganz eben (die ſie durchfurchenden Thäler abgerechnet) am ſüdlichen und ſüdweſtlichen Fuß des Kilimandſcharo liegt. Die Dſchaggabergmaſſe ſteigt hier ſehr plötzlich aus einer Ebene empor, während ſie in Kilema ſehr ſanft und allmählig ſich empor hebt, ſo daß, wäre ein Weg über die oft wiederkehrenden Schluchten gebahnt, 2 Kühe ſehr gut einen Wagen bis zur Schneeregion hinaufziehen könnten, was eine ausgebreitete Baſis anzeigt.

Am Weriwerifluß mußte ich mit meinen 9 Leuten (7 waren nach Mombas zurückgekehrt, ehe ich Kilema verließ) warten, bis eine Ziege gebracht und das Kiſchogno gemacht war, ohne das kein Fremder das Dſchaggaland betreten kann. Da das Thal dem Schneeberg Kilimandſcharo ganz offen lag, der im Mondlicht prächtig auf daſſelbe herab ſchien, ſo fühlte ich ſehr kalt, und mußte mich in meinen Teppich einhüllen, während meine Leute mit zwei Soldaten von Maſaki ein Feuer anzündeten, um ſich zu wärmen.

Nachdem das Kiſchogno gemacht war, führte mich Kilewo in eine ſeiner Hütten, welche in Dſchagga nie ein Dorf bilden, ſondern von einander durch dazwiſchen liegende Grundſtücke getrennt und von Piſangbäumen bedeckt ſind.

Am folgenden Morgen (den 7. Januar 1849) hörte ich,

daß der König ſeinen Leuten bei Todesſtrafe verboten habe, mich zu beſuchen, damit mich Niemand mit Betteleien beläſtigen möchte. Dieß zeigt die despotiſche Gewalt, welche dieſer mächtige afrikaniſche Fürſt beſitzt.

Muigni Weſſiri — von den Dſchagga-Leuten Naſiri genannt — ein Suahili von Pangani, der ſeit ſechs Jahren in Dſchagga lebt und von Mamkinga als Arzt und Zauberer (was in dieſen Ländern ein und daſſelbe iſt) angeſtellt iſt, beſuchte mich im Auftrage des Königs, um das Geſchenk, das ich Sr. Majeſtät geben wollte, zu beſehen. Der König hätte vernommen, daß durch meinen langen Aufenthalt in Kilema beinahe alle meine Habe abhanden gekommen, ſo daß nur weniges für ihn übrig ſei; aber er würde deſſenungeachtet mich als ſeinen Gaſt empfangen, da er nicht meine Habe, ſondern mich ſelbſt haben wolle. Muigni Weſſiri, der das Zutrauen des Königs in hohem Grade genießt, iſt durch ſeinen langen Aufenthalt in Dſchagga eher ein Heide geworden, als ein Muhamedaner. Er trägt ſeine Kleider wie die Dſchagga-Leute und ißt Fleiſch, das die Moslem für „haram“ d. h. unerlaubt halten. Ueberhaupt hat der Muhamedanismus wenig Macht über die Gemüther der Heiden an der Oſtküſte erlangt, ſelbſt ganz in der Nähe derſelben. Einerſeits ſind die Muhamedaner an dieſer Küſte nicht ſo bigot, wie in andern Ländern, daher ſie auch alles Beten und ſonſtige Gebräuche aufgeben, ſobald ſie ins Innere reiſen, und andererſeits ſind die Heiden durch ein complicirtes Syſtem von alten Sitten, Zeremonien und Feſtlichkeiten ſo gebunden und zuſammengehalten, daß ſie dem Muhamedanismus widerſtehen können. Obwohl z. B. die Wanika keinen König haben, ſo werden ſie doch von ihrer Ada (Sitte) ſo beherrſcht, daß ihre politiſche, religiöſe und ſociale Exiſtenz dadurch regulirt wird. Selbſt ihre Feldarbeit wird durch die Ada geordnet, ſo daß Niemand ſeinen Samen nach Belieben ſäen kann.

Ein ſchlagendes Beiſpiel, wie die Muhamedaner, welche im Innern zu wohnen gekommen ſind, ſelber Heiden werden,

anſtatt dieſe zu ihrer falſchen Lehre zu bekehren, liefert die Geſchichte des Muigni Mkoma, welcher vor 150 Jahren vom Pangani-Fluß nach Dſchagga kam, dort großen Einfluß gewann und der Stifter einer neuen Dynaſtie wurde. Er war nämlich der Urgroßvater Maſaki's, des gegenwärtigen Herrſchers von Kilema. Maſaki's Vater hieß Dſcheguo, deſſen Vater hieß Kombo und Kombo's Vater war Muigui Mkoma, den die Dſchagga-Leute Rongoma nannten.

Gegenwärtig iſt keine Spur von Muhamedanismus unter den weit verbreiteten Nachkommen des Rongoma zu erkennen, ausgenommen die ſchöne weiß-braune Farbe, durch welche ſie ſich leicht von den Dſchagga-Leuten unterſcheiden, deren Farbe eine tiefe Schwärze hat. Muigni Mkoma's Geſchichte hängt auch einigermaßen mit dem Wanika-Stamm von Rabbai zuſammen, welcher, wie wir oft gehört haben, von Rombo in Dſchagga abzuſtammen behauptet. Die Dſchaggas nämlich, unter denen Muigni Mkoma wohnte, (im Stamm Marango und Kilema) ſollen einſt eine Kuh geſchlachtet haben, bei deren Vertheilung Muigni Mkoma die beſten Theile verlangte, weil er in ſeinem Lande ein großer König ſei. Die Hälfte der Leute erkannte ſeinen Anſpruch an und gewährte ſein Verlangen, die andere Hälfte aber verweigerte es. Die letztere Partei trennte ſich und zog nach dem benachbarten Diſtrict Rombo, wo ein neuer Streit entſtand, welcher viele Leute bewog, eine andere, entferntere Heimath zu ſuchen, welche ſie endlich an der Seeküſte in Rabbai fanden. Die zwei Hauptanführer, welche Brüder waren, ſollen Mfumo und Ndikao geheißen haben.

Am 8. Januar ſandte mir der König, ehe er ſelbſt kommen wollte, eine Kuh, durch welche er beinahe das Geſchenk zum Voraus bezahlte, das ich ihm zu geben hatte. Abends kam Muigni Weſſiri, um mich um mehrere Arzneien, hauptſächlich gegen den Teufel, zu bitten. Ich nahm Veranlaſſung, ihn über die Arzneien im Allgemeinen zu belehren und ihm zu ſagen, was mein eigentlicher Beruf in Afrika ſei. Ich ſuchte die irrigen Begriffe zu korrigiren, welche die

Leute von den Europäern haben, die als die größten Zauberer betrachtet werden, die z. B. ein menſchliches Weſen in irgend Etwas nach Belieben verwandeln können. Muigni Weſſiri ſagte mir dann, daß der König Leute, wie wir ſind, in ſeinem Lande haben möchte.

In Beziehung auf eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem König mußte ich warten bis zum 12. Januar. Die Zauberer waren Schuld an dieſer Verzögerung. Man ſagte mir, daß bei der Ankunft eines Fremden eine Arznei von einer gewiſſen Pflanze oder einem Baum aus weiter Ferne geholt, und mit dem Blut des Schafes oder der Ziege, von der der König ſelbſt ſeinem Gaſt das Kiſchogno macht, vermiſcht werden müſſe. Und was wird mit dieſer Mixtur gethan? Der Fremde wird damit beſchmiert oder beſprengt, ehe er vor den König kommen darf. So geſchah es, als am Abend jenes Tages der König mit einem großen Gefolge erſchien. Anſtatt daß ich jetzt auf einmal die lang gewünſchte Audienz erhielt, wurde mir befohlen, in meiner finſtern Hütte zu verweilen, während außerhalb derſelben das Schlachtopfer erdroſſelt wurde, um die erwähnte Mixtur zu bereiten, welche jedoch nicht mir allein galt, ſondern auch zur Hervorbringung von Regen dienen ſollte. Und ſo geſchah es auch, daß der Zauberer kaum ſeine Ceremonie verrichtet hatte, als der Regen (unter Donnern) in Strömen herabfiel, und die betrogenen Zuſchauer bewog, dem glücklichen Zauberer mit den Worten zu gratuliren — „Hei muanga wa Mangi! hei muanga wa Wangi!“ wohl gethan, o Zauberer des Königs! Muanga (Zauberer) iſt ſogar ein Ehrentitel in Dſchagga. Daß der Regen gerade im rechten Augenblick kam, war ohne Zweifel berechnet von dem verſchlagenen und gewandten Zauberer, welcher gewöhnlich Kenntniß der Natur mit ſeiner betrüglichen Kunſt verbindet. In keinem Land iſt es leichter als in Dſchagga, den Regen vorher zu wiſſen, wo man täglich den ganzen Proceß, wie die Wolken entſtehen, wahrnehmen kann; denn ſobald die Sonne anfängt, ein wenig heiß zu werden, ſieht man dünne Dünſte über dem Schnee hin und

her ſchweben, welche ſich nach und nach zu dünnen Wolken bilden, ſo daß man um Mittag etwas Donner hört. Mit ein wenig Uebung in täglicher Beobachtung, und mit dem Studium der Jahreszeiten wird man bald im Stande ſein, den Regen beinahe auf eine Stunde vorherzuſagen. Als der Regen zu fallen anfieng, wurde ich aufgefordert, aus meiner Hütte herauszugehen; und während ich unter der niedrigen Oeffnung derſelben ſtand, ſpritzte mir der Zauberer, ohne mich um Erlaubniß zu fragen, ſeine ſchmutzige Arznei mit einem Kuhwedel ins Angeſicht und über den Vordertheil meines Körpers. Mein Führer Bana Cheri mußte ſich derſelben Beſprengung unterwerfen; ja gar wie ich ſpäter erfuhr, eine Flaſche, welche ich dem König gegeben hatte, durfte des Zauberers Arznei nicht entgehen. Es war gut, daß man mich nicht um Erlaubniß fragte, denn ſonſt würde ich mich hartnäckig geweigert haben. Nachdem der Regen vorüber war wurde ich zum König gerufen, da er mir in Perſon das Kiſchogno machen wollte. Hierauf mußte ich wieder in meine Hütte zurückkehren, wohin der König und ſeine Großen mir folgten, um ſein Geſchenk zu empfangen, und zu hören, was ich zu ſagen hätte. Er bekümmerte ſich ſichtbarlich mehr um meine Perſon als um mein Geſchenk. Ich ſtreckte meine Bibel gegen ihn aus, und ſagte ihm, meine Beſchäftigung beziehe ſich nur allein auf dieſes Buch, welches das Wort Gottes enthalte, und welches wir alle Völker lehren wollten. Die Abſicht meiner Reiſe ſei nicht, Elfenbein und Sclaven zu kaufen, ſondern Freundſchaft mit ihm zu machen, und ihn zu fragen, ob er auch für ſein Land Leute verlange, wie wir ſind. Wenn dieß der Fall ſei, ſo würde ich ſeinen Wunſch denen ſchreiben, die mich geſandt haben und die dafür ſorgen würden, daß ſein Wunſch erfüllt werde; nur könnte ich nicht ſagen, wie lange es anſtehen werde, weil unſer Land ſehr ferne ſei.

Der König war ſehr vergnügt und ſagte: „Wie kann ich dieſes Mannes Begehren verweigern?“ Sodann unterſuchte er die wenigen Sachen, die ich ihm noch zu geben hatte,

worunter eine gewiſſe Glasperlen-Art und eine weiße Flaſche ihm beſonders zu gefallen ſchien. Nachdem er dann mir befohlen hatte, daß ich während meines Aufenthalts in Madſchame bei Muigni Weſſiri wohnen ſollte, welcher dem König näher ſtand als Kilewo, ſo zog er ſich in ſeine Wohnung zurück. Am folgenden Tag (13. Jan.) ſchenkte er mir ein Schaf und verſprach, mir zu meiner baldigen Rückkehr zu verhelfen.

Madſchame iſt von Norden nach Süden etwa 12 engliſche Meilen breit, und wird im Norden und Nordoſten begrenzt vom Kilimandſcharo, von deſſen Fuß ich nur eine Stunde entfernt war; im Oſten hat Madſchame den Weriweri-Fluß, im Süden die Maſai, und im Weſten Uru zur Grenze. Das Land Uru, ſowie das von ihm weſtlich gelegene Land Meru ſcheint noch zu Dſchagga zu gehören. Der König oder Herzog (Mangi) von Uru heißt Loagati, und der von Meru wird Muigni Malaki genannt. Von Meru geht man weſtlich oder nordweſtlich nach Aruſſa, Mloſo und Dſchodſcho. Von Dſchodſcho kommt man 3 Tage durch eine Wildniß, worauf man zu dem großen See Ro gelangt, welcher während der Regenzeit ſehr groß ſein und hohe Wellen haben, aber in der heißen Zeit vertrocknen und eine Salzkruſte zurücklaſſen ſoll, von der die Nachbarſtämme Gebrauch machen, aber, wie es ſcheint, keinen Handel damit treiben. Der See Ro liegt in oder nahe bei dem Land Itandu, wo man den Kilimandſcharo noch ſehen kann. Von Itandu geht man durch Ramba und Ukimba nach Uniameſi, ein Name, der ein ſehr großes Ländergebiet im Innerafrika zu bezeichnen ſcheint. Ein anderer beträchtlicher See liegt in der Nähe von Madſchame, am nordweſtlichen Fuß des Kilimandſcharo, wo das Schneewaſſer nicht ſogleich nach der Küſte hin abfließt, wie dieß auf der Südſeite der großen Bergmaſſe der Fall iſt, ſondern es ſammelt ſich in einer Niederung und bildet dort den See Luaya, an deſſen Ufern ſich viele Elephanten aufhalten, wie ſich erwarten läßt. Nicht weit von dieſem See, gegen Norden und Nordweſten, ſollen die Wabi-

likimo wohnen, eine pigmäenartige Menſchenraſſe, welche von den Dſchagga-Leuten Wakoningo genannt wird. Der Ausdruck „Wabilikimo“ bedeutet wörtlich die „Zweimaßigen“, d. h. Menſchen, welche nur zweimal die Länge des Vorderarmes meſſen, vom Ellenbogen bis zur Spitze des Mittelfingers, was natürlich eine Uebertreibung iſt.

Eine Tagreiſe ſüdweſtlich von Madſchame ſind die Wandurobo, worauf man, 7 Tage durch eine Wildniß reiſend, in's Land Uniemi kommt, das von einem König beherrſcht iſt, der noch mächtiger als Mamkinga ſein ſoll. Von Uniemi geht man in 3 Tagen nach dem Land Ugogo, welches nahe bei Uniamesi iſt. Zwiſchen Uniemi und Ugogo iſt das Land Magaſſi, welches von der Königin Mbalamba regiert wird. Ein anderes Land in der Nachbarſchaft von Uniemi und dem See Ro heißt Urangi.

Am 16. Jan. beſuchte mich der König abermals und ſagte mir, als ich ihn um Erlaubniß zur Abreiſe bat, daß er erſt den Weg für mich ſäubern müßte. Dieß bezog ſich auf das feindliche Betragen des Herzogs Mdſchau von Kindi, welcher auf dem Herweg mich zu tödten drohte, weil ihm mein Begleiter Kilewo die Kiſchogno-Ceremonie verweigert hatte, wodurch er einige Ellen Tuch bekommen hätte. Kilewo hatte ihm geſagt, daß ich der Gaſt Mamkinga's ſei und nur noch wenige Habe für dieſen bei mir hätte, worauf Mdſchau ergrimmte und einen Mordplan gegen mich faßte. Mamkinga verhielt ſich auf dieſe Nachricht zuerſt ganz ruhig, bis ihn Mdſchau noch ſchwerer beleidigte dadurch, daß er ihm eine Anzahl Kühe ſtahl. Jetzt beſchloß Mamkinga, den Herzog zu bekriegen und forderte den tapfern Kilewo, (zu unterſcheiden von Kilewo, meinem Begleiter) den Sohn des Kaſchenga, des Herrſchers von Lambongo zur Hülfe auf, wodurch der Herrſcher von Lambongo wieder mit dem von Madſchame ausgeſöhnt wurde, weßhalb ich nachher auch auf meiner Rückkehr nach Kilema ohne Furcht durch Lambongo reiſen konnte, und nicht mehr durch den unbewohnten Theil jenes Landes ziehen mußte. Am folgenden Morgen wurde Mdſchau

von Mamkinga wirklich ſchwer gezüchtigt, welcher ihm mehrere hundert Kühe abnahm und 20 Mann tödtete. Aber während der König im Nordoſten ſeines Landes beſchäftigt war, brachen die Maſai im Südweſten herein und trieben eine Heerde Vieh hinweg, wofür Mamkinga die Maſai nach meiner Abreiſe züchtigen wollte.

Bei der Audienz, die mir der König am 16. Jan. gab, erwähnte ich auch unſer Verlangen, nach Uniameſi zu reiſen, ſei es, daß ich ſelbſt, oder mein Bruder, Dr. Krapf, dieſe Reiſe unternehme. Ich bat ihn um Schutz gegen die Maſai und Wakuaſi, durch deren Gebiet die Reiſe führen würde. Der König verſprach bereitwillig, uns zu ſchützen, aber ob man ſich auf ſein Wort verlaſſen kann, iſt eine andere Frage, weil dieſe Leute gewöhnlich etwas ſagen, was dem Fremden im Augenblick gefallen mag. Da wir aber unſere Reiſe nach Uniameſi nicht machen wollen ohne die Ueberzeugung, daß es des Herrn Wille iſt, ſo hoffen und glauben wir auch, daß, obgleich Mamkinga ſein Wort brechen ſollte, doch uns der Herr den Weg in's Innere bahnen kann, nicht ſowohl um unſere geographiſche Neugierde zu befriedigen, ſondern um dem Verlangen ſeiner Kinder, welche das Evangelium aller Kreatur predigen möchten, entgegen zu kommen. Es muß in der That dem Herrn, der ſein Leben für die Europäer wie für die Afrikaner hingegeben hat, ſehr mißfällig ſein, wenn die Chriſten ſich mehr um die Wohnplätze als um die Bewohner Afrikas bekümmern; wenn ſie mehr darum bemüht ſind, daß ſie wiſſen, wo Flüſſe entſtehen und wohin ſie gehen, wie die Länder geſtaltet ſind, hingegen es unterlaſſen, die Bewohner zu dem Waſſer des Lebens zu weiſen und ihnen das himmliſche Kanaan zu zeigen, deſſen Kenntniß die Afrikaner ebenſo wie die Europäer allein wahrhaft glücklich macht. Hätten die europäiſchen Chriſten dieſen Durſt geſtillt, und die Afrikaner in die rechte Stellung zur Ewigkeit und auf den Weg des Lebens gebracht, ſo würde die geographiſche Lage der Nilquellen und der große See im Innern von Afrika ſchon lange und zwar genau bekannt geworden ſein. Freilich, wer

ſelbſt von dem Waſſer des Lebens nicht trinkt und das Brod des Lebens nicht genießt und nicht im rechten Verhältniß zu der unſichtbaren Welt ſteht, der wird dieſe Sprache nicht recht verſtehen können, und wird ſein Geld lieber für vergängliche Dinge verwenden, als für das Eine, was Noth thut; er wird nicht einſehen, daß Gottſeligkeit zu allen Dingen nütze iſt, auch zur Kenntniß der Erd- und Völkerkunde.

Da Mamkinga die Gewohnheit hat, Fremde ſehr lange bei ſich hinzuhalten und darauf ausging, ſich recht an mich, als ſo einer ganz neuen und fremden Erſcheinung in ſeinem Land zu gewöhnen, ſo konnte ich, ſo ſehr ich auch eine baldige Rückkehr wünſchte, bis zum 29. Januar nicht von Madſchame wegkommen, und obwohl der König in ſeiner Erwartung, in mir einen tüchtigen Zauberer zu finden, völlig getäuſcht war, ſo wurde ich doch mehrmals auf's beſtimmteſte von ſeiner großen Zuneigung zu mir verſichert, weßwegen er, hätte ich nicht ſo dringend um meine Rückkehr angehalten, mich noch viel länger bei ſich behalten haben würde; — ja es wäre ihm recht geweſen, wenn ich geradezu auf einmal meine Wohnung bei ihm aufgeſchlagen hätte, in welchem Fall er mir gleich ſeinen eigenen Sohn würde in den Unterricht gegeben haben.

Vor meiner Abreiſe ſprach ich noch einmal von meiner Reiſe nach Uniameſi und erhielt wiederholt das Verſprechen des Königs, daß er ſie fördern wolle. Auch gab er mir ohne mein Geſuch einen Mann mit an die Küſte, der an Ort und Stelle unterſuchen ſollte, was wir für Leute ſeien, und der hauptſächlich erforſchen ſollte, in welchem Verhältniß ich zu meinem Führer Bana Cheri ſtehe, der, ſo arm er auch in Mombas iſt, ſich ſelbſt in dieſen Ländern ſo wichtig machte und die Leute glauben ließ, daß ich nur mit ſeiner Erlaubniß dieſe Reiſe gemacht hätte.

Auf meiner Rückkehr nach Kilema paſſirte ich den Fluß Weriweri und die Landſchaften Kindi und Lambongo eine Stunde mehr gegen Norden, ſo daß ich noch näher an den Fuß des Kilimandſcharo kam, welcher hier ſehr jählings von

der Ebene von Madſchame und Kindi ſich erhebt; aber von Lambongo nach Kilema und Uſeri iſt die Erhebung ſehr allmählig. Ich ſchlief wieder in Uru bei Mawiſche, welcher mir noch 15 Soldaten weiter zur Beſchützung mitgab, weil der Weg von hier nach Kilema, durch einen Wald führend, ſeit meiner Abreiſe von Kilema gefährdet worden war von Kirume, dem Sohn des alten Muamino, des Herzogs von Kiruwa, ein kleines Fürſtenthum, das an Kilema grenzt. In Kiruwa hatte nämlich der junge Prinz Kirume ſchon ſeit längerer Zeit gegen ſeinen alten Vater Muamino rebellirt. Da es nun Maſaki mit Muamino hielt, ſo bekam er natürlich Kirume zu ſeinem Feind, und dieſe Feindſchaft dehnte Kirume auch auf mich und meine Leute als den Gäſten Maſaki's aus; er ſuchte uns alſo bei unſerer Rückkehr von Madſchame nach Kilema zu ermorden. In einem tiefen Thal, Namens Mſonga (nicht weit von einem ſchönen Waſſerfall von etwa 150 Fuß Höhe), von wo an der Weg in den gefährdeten Wald führte, ſtreuten die Soldaten und meine Suahilis eine gewiſſe Arznei auf ihre Stirnen, einen andern Theil der Tabak ähnlichen Arznei bliesen ſie von der Hand weg gegen die gefährliche Gegend, um ſich gegen die Feinde zu ſchützen. Ihre Furcht war nicht ungegründet; denn ungefähr in der Mitte des Waldes, auf der Spitze eines Berges, hatte Kirume, unterſtützt von ſeinen Freunden, den Leuten von Modſchi (weſtlich von Kiruwa) verſucht, uns den Weg zu verrammeln, aber erſchreckt durch den Umſtand, daß unſere Anzahl bedeutend größer war als die ſeinige, den Ausriß genommen. So gelangten wir durch Gottes ſchützende Hand am Nachmittag den 30. Jan. glücklich nach Kilema. Am 1. Februar brach dann Kirume Morgens früh in Kilema ein, wurde aber von Maſaki zurückgeſchlagen, wobei 45, Andere ſagten 60, von Kirume's Leuten fielen. Ich ſah mit meinen eigenen Augen, wie die Sieger in wildem Triumphgeſang die Kleider der Erſchlagenen (meiſtens Häute) auf ihren Spießen umhertrugen und ſie dann an Bäumen aufhängten. Der Anblick preßte mir faſt Thränen aus, um ſo mehr, da mich meine

Reiſe in den letzten Tagen in eine ſo nahe und gefahrvolle Beziehung zu den Beſiegten gebracht hatte.

Auf dieſer Reiſe, die, wie ſchon erwähnt, in der heißen Jahreszeit gemacht wurde, wo die Berge nicht wie in der Regenzeit, faſt beſtändig in Wolken eingehüllt ſind, konnte ich erſt deutlich die himmelhohen Gipfel der Dſchagga-Bergmaſſe in ihrer beſondern Abgrenzung gegeneinander ſehen. Es ſind zwei Hauptgipfel, die ſich auf der gemeinſamen, etwa 10 Stunden langen und eben ſo breiten Baſis ſo lagern, daß zwiſchen denſelben ein Sattel gelaſſen iſt, der ſich von Oſt nach Weſt 3—4 Stunden ausdehnt. Der öſtliche Berggipfel iſt niedriger und von ſpitzigen Formen, während der weſtliche höhere eine prächtige Kuppe darſtellt, die auch in der heißen Jahreszeit, wo der weſtliche, niedrige Nachbar ſeine weiße Decke nicht mehr halten kann, mit einer Maſſe von Schnee bedeckt bleibt. Die Landſchaft Kilema iſt ſo gelegen, daß, wenn man von ihr aus geradenwegs nördlich gienge, man den Sattel zwiſchen beiden Bergen gerade in der Mitte durchſchneiden würde. Der Schnee des Kilimandſcharo iſt nicht nur eine beſtändige Quelle vieler von ihm ausgehender Flüſſe (wenigſtens 20), ſondern auch ſelbſt in der heißen Jahreszeit und in dieſer beſonders, ein beſtändiger Erzeuger von Regen, wie man dieß täglich mit Augen ſehen kann. Die Nacht über iſt da der Berg gewöhnlich frei von jedem Gewölk, aber ſobald die Sonne heiß zu ſcheinen anfängt, ſieht man einen dünnen Nebel ſich bilden, der ſich immer mehr verdichtet, ſo daß bis zum Mittag eine mächtige Wolkenmaſſe den Berg mit ſeinem Schnee gänzlich umhüllt. Es fängt dann an zu donnern, worauf aber nicht immer Regen folgt, ſondern nur in Zwiſchenräumen von im Durchſchnitt 4—5 Tagen. Ohne Zweifel merken ſich dieß die Zauberer und Regenmacher von Dſchagga, und da der Schneeberg ihrer betrügeriſchen Kunſt ſo ſehr zu Hülfe kommt, ſo verſchaffen ſich jene Leute das größte Anſehen, wie ſie es in den umliegenden Ländern nicht haben, indem es eine Ehre für ſie iſt, geradezu als

Muanga (Zauberer, Arzt) angeredet zu werden. In der Suahili-Sprache bedeutet dieſes Wort „Licht, Helle.“

Die Suahilis an der Küſte heißen den Schneeberg Kilimandſcharo (Berg der Größe),*) die Dſchaggas aber nennen ihn Kibo, was zugleich den Schnee ſelbſt bezeichnet. Auf der erſten Reiſe hatte mich mein Führer falſch berichtet, wenn er ſagte, die Leute haben gar kein Wort für Schnee, noch wiſſen ſie, was jenes weiße Ding eigentlich ſei. Jetzt fragte ich die Dſchaggas ſelbſt, und ihre verſchiedenen Erzählungen, die ſie machten, z. B. wie der Kibo, wenn man ihn in das Feuer bringe, zu Waſſer werde, gaben mir den Beweis, daß ſie ſehr wohl um die Sache wiſſen. Auch darin gaben ſie mir Recht, daß ich ihnen erklärte, der Fluß, der da vorüber fließe, habe ſeine Quelle im Kibo. Den Suahilis zeigte ich, daß das weiße Ding kein Silber ſein könne, indem ſie ja mit ihren eigenen Augen ſehen, wie das Ding auf dem einen Berge den Jahrszeiten gemäß gehe und verſchwinde, und auf dem andern ab- und zunehme, was doch, wenn es Silber wäre, nicht der Fall ſein könnte. Auch auf die vielen Flüſſe, die von jenem Berg herunter kommen, wies ich ſie hin zum Zeugniß dafür, daß jenes weiße Ding nur eine andere Form von Waſſer ſei. Mein Führer wurde völlig überzeugt und ſagte, daß die Dſchaggas den Suahilis ihre bleiernen Armringe, die ſie als Schmuck tragen, gewiß nicht abkaufen würden, wenn ſie eine ſolche Maſſe Silber in ihrem Bereich hätten. So viel iſt bekannt, daß Leute zu Zeiten hinaufſteigen und wieder glücklich herabkommen, wozu ſie nur die rechte Zeit zu wählen brauchen, (wobei ſie freilich unwiſſend ſind), weßwegen auch ſchon viele Leute umkamen.

Am 6. Februar brach ich von Kilema auf und kam über Bura und Kadiaro in 10 Tagen nach Rabbai, wo ich am 16. Febr. glücklich ankam.

*) Kilimandſcharo kann in der Suahiliſprache auch heißen „Berg der Karawane“ (Kilima-Berg, Dſcharo Karawane), weil die Karawanen ihn von weitem und überall ſehen können.

Viertes Kapitel.

Rebmann's dritte Reise nach Dschagga.

Nach der Rückkehr von meiner zweiten Reise nach Dschagga war es Gegenstand unserer ernsten Berathung, ob wir nun nicht eine Reise noch weiter hinein bis in die Mitte Afrika's, ja wenn es möglich wäre, bis an die Westküste versuchen sollten. Der König von Madschame hatte uns zur Weiterreise von seinem Lande aus behülflich zu sein versprochen und mir einen Mann mitgegeben, mit dem ich wieder zu ihm zurückkehren sollte. Wir hatten freilich zu fürchten, daß er, wie es die Art dieser Leute ist, sein Wort ändere, und mir alle die Güter, die ich für die Weiterreise nach Uniamesi mitzunehmen hatte, abnehmen könnte (wie es denn wirklich geschah); aber wir wollten einmal das Unsrige thun, und den Versuch machen, von Dschagga aus nach Uniamesi vorzudringen, anstatt vom Pangani aus, wie die Suahili zu thun pflegen, oder von Kikuyu aus, von wo die Wakamba- und Kikuyu-Leute nach jenem großen Binnenland gehen sollen. Wir hielten es für unsere Pflicht, die unbekannten Länder von Inner-Afrika zur Kenntniß der Christen in der Heimath zu bringen, damit sie angetrieben würden, diesem Welttheil mehr als bisher das Evangelium zuzuwenden. In jedem Fall wollten wir die Evangelisirung Ostafrikas dadurch anbahnen, daß wir uns mit den unbekannten Ländern, ihren Sitten, Vorstellungen, Sprachen, Fürsten u. s. w. bekannt machten und den Namen Christi wenigstens da nenneten, wo er noch nie genannt wurde, und daß wir den Leuten im Allgemeinen unsern Zweck auseinandersetzten. Dieß hielten wir mitunter für eine wichtige Aufgabe der Missionsstation an der Küste, die so leicht die Kunde Afrikas befördern konnte und sollte.

Nachdem wir die nöthigen Güter (baumwollene und farbige Kleider, verschiedene Arten von Glasperlen, Messer, Spiegel, Nadeln u. s. w.) in Sansibar und Mombas gekauft hatten, mietheten wir bei 30 Männer, hauptsächlich Wanika-

als Träger (denn für die weite Reiſe nach Uniameſi bedurfte ich vieler Güter und Träger derſelben), und ich machte mich am 6. April 1849 wieder auf den Weg.

Dr. Krapf begleitete mich bis Kadiaro, von wo an ich meinen Weg allein fortzuſetzen hatte. Meine Abſicht war, die Wildniſſe zwiſchen Teita und Dſchagga in gerader Richtung zu durchziehen, ohne nach Bura zu gehen oder demſelben nur nahe zu kommen, und meine Leute verfolgten auch am erſten Tag dieſe Richtung; aber am zweiten Tag (nach unſerer Abreiſe von Kadiaro), nachdem wir den Madade-Fluß überſchritten hatten, reisten ſie gegen meinen Willen der Bura Bergreihe entlang, welche ſich eine Tagreiſe weit ſüdlich erſtreckt und völlig unbewohnt iſt. Meine Leute fürchteten ſich, die Wildniß in zu großer Entfernung vom gewöhnlichen Weg zu durchſchneiden in einer Richtung, die Keiner von ihnen vorher gegangen war. So kam es, daß wir nahe an Bura vorbeizogen und den Weg betraten, den ich auf meinen beiden frühern Reiſen gemacht hatte.

Da jetzt die Regenzeit völlig eingetreten war, ſo wurde meine Reiſe von Kadiaro bis Dſchagga ſehr beſchwerlich. Mehrmals regnete es die ganze Nacht hindurch, während ich, wie meine Leute, im Freien lag, ohne irgend einen Schutz zu haben, den mir mein Regenſchirm gewährte. Der Regen verurſacht auch bei Nacht eine ſolche Kälte, daß ich, meiner beſſeren Kleidung ungeachtet, meine Zuflucht zu dem Feuer nehmen mußte, das meine halbnackten Begleiter anzündeten. Eine andere Schwierigkeit erhob ſich durch das Anſchwellen der Dſchagga-Flüſſe. Am 19. April paſſirten wir den Lumi-Fluß, in deſſen Nähe wir uns auf einmal nur 10—15 Schritte weit von einem Nashorn, das hinter dem Gebüſch verborgen geweſen war, befanden. Nur Einer meiner Leute war vor mir, die übrigen alle hinter mir und während die Letzteren alle ihre Laſten niederwarfen und flohen, zog ſich auch der Erſtere hinter mich zurück. Ich wollte nun das Thier, da ich ſo nahe war, auch recht deutlich ſehen, und zog mich daher nur langſam einige Schritte zurück. Das mächtige Thier

ſchien daſſelbe thun zu wollen, indem es ungefähr eine Minute lang unbewegt daſtand und auf uns hinſtarrte. Auf einmal ſchien es aber vor der Menge der Leute in Furcht zu gerathen und ſprang in ſchnellem Trabe davon. Meine Träger glaubten in ihrem Aberglauben, daß das Buch, (die Bibel) das ich in der Taſche trug, die Flucht des Thieres bewirkt habe, und hielten dieß für einen Beweis, daß mein Buch ein gewaltiges Zaubermittel ſei. Sie meinten (obwohl Manche darüber ſchon oft belehrt worden ſind), daß ich mein Buch bei mir trage als Schutz gegen körperliche Gefahren, wie ſie ihre Pingu (Zaubermittel), in Bockshörnchen geſteckt, bei ſich haben.

Am 20. kamen wir um Mittag an den Fluß Gona, der ſo angeſchwollen war, daß keiner meiner Leute es wagen wollte, hindurch zu waten, bis ich ſelber den Anfang gemacht hatte. Das Waſſer gieng mir bis über die Lenden und ſein Lauf war ſo reißend, daß ich alle Kraft anwenden mußte vermittelſt eines Stockes, um nicht fortgeriſſen zu werden. Der erſte, welcher den Fluß nach mir zu paſſiren wagte, war ein Suahili, welcher auch die Laſten der 30 Männer über den Fluß trug, da ſie ſich ſogar fürchteten, ihn ohne Laſt zu paſſiren. Erſt nach ein paar Stunden hatte die ganze Geſellſchaft den Fluß paſſirt. Von dem Fluß an hatten wir noch 3 Stunden zu gehen, bis wir unter einem heftigen Regen in das Gebiet von Kilema eintraten. Wie froh war ich, die Regennacht in einer, wenn auch noch ſo engen, finſtern, rauchigen und elenden Hütte zuzubringen.

Gerne hätte ich dießmal Kilema vermieden und wäre geradezu nach Madſchame gereist, wenn nicht Mangel an Speiſevorrath und der beſtändige Regen mich genöthigt hätten, Kilema zu berühren, obwohl mir nicht verborgen war, daß Maſaki einen großen Theil meiner Güter verlangen werde. Auch war Bana Cheri, den ich wegen ſeines habſüchtigen, zänkiſchen und ſtolzen Charakters dießmal nicht zum Führer wählte, in Kilema anweſend. Es war mir klar, daß er gegen mich intriguiren werde, beſonders da ich Wanika zu

meinen Begleitern hatte, von denen er fürchten mußte, daß ſie den Handel mit Dſchagga an ſich ziehen könnten, wenn ſie einmal den Weg wüßten und die Fürſten kenneten. Aber aller dieſer ſchwierigen Umſtände ungeachtet mußte ich eben Kilema beſuchen, der Speiſe und des Regens wegen.

Bana Cheri indeſſen betrug ſich äußerlich gut gegen mich, da er meiner Hülfe bedurfte, nachdem er ſeine Mittel während ſeines langen Aufenthalts erſchöpft hatte. Aber im Verborgenen wandte er Alles an, um den Maſaki zu beſtimmen, mich nicht weiter ziehen zu laſſen, wenigſtens nicht ohne reiche Geſchenke von meiner Seite. Auch ſuchte er die Wanika in Furcht zu ſetzen, indem er ihnen ſagte, ſie würden auf dem Weg nach Madſchame getödtet werden. Auch die Dſchagga-Frauen gaben Träume vor, wornach meine Träger getödtet werden würden. Alles dieſes ſetzte dieſe ſo in Schrecken, daß die Hälfte den Muth verlor und in Eile nach Rabbai zurückkehren wollte, ſelbſt auf die Gefahr hin, ihren Lohn zu verlieren, womit ich ihnen drohte. Maſaki beruhigte ſie jedoch und machte ihnen das Kiſchogno, und ſpie ein wenig auf ſie, indem er ſagte: „Geht im Frieden und kommt im Frieden.“ Er konnte trotz aller Verhinderung und Verzögerung meine Reiſe nach Madſchame nicht ganz vereiteln, weil er ſonſt den Zorn Mamkingas, ſeines Kaiſers, auf ſich geladen hätte, deſſen Soldaten gerade in Kilema waren, und die gewiß ihren Herrn von der Ankunft und den Hinderniſſen des Europäers benachrichtigt hätten.

Hier liegen die großen Schwierigkeiten eines oſtafrikaniſchen Reiſenden. Jeder Herrſcher betrachtet den Reiſenden, der zu ihm kommt, als ſeinen Gaſt, und verlangt von ihm, daß er ſeine Güter gegen Elfenbein umtauſche; oder, wenn er ihn in ein anderes Land ziehen läßt, hält er ſich für berechtigt, einen großen Theil ſeiner Habe anzuſprechen, mehr als der Reiſende freiwillig zu geben bereit iſt. Die Folge iſt, daß der Reiſende ſeine Mittel bald erſchöpft und genöthigt iſt, umzukehren, da er ſich und ſeine Leute nicht länger ernähren kann. Es iſt jedoch möglich, daß die Könige von

Dschagga dem Missionar erlauben werden, andere Länder zu besuchen, wenn einmal ihre Habsucht, ihr Verlangen nach Kleidern und Glasperlen etwas befriedigt ist, und sie den Zweck des Missionars mehr begriffen haben.

Am 12. Mai endlich konnte ich mit meinen 30 Mann von Kilema nach Madschame abreisen. Bei der Abreise ließ Masaki seine ganze Armee (etwa 4 bis 500 Mann) an mir vorüber ziehen, ohne Zweifel um mich zu überzeugen, daß er auch ein großer König sei. Nachdem wir am Tag der Abreise etwas über zwei Stunden immer aufwärts steigend gereist hatten, kamen wir an die Grenze des bewohnbaren Landes. Wir waren da der Schneeregion so nahe, daß, wären keine Abgründe dazwischen gelegen, wir nach 3 oder 4 Stunden den Schnee erreicht hätten. Der Morgen des 13. Mai war so regnerisch und nebelig, daß wir unsern Marsch erst um Mittag fortsetzen konnten. Nachdem wir in den (früher erwähnten) dicken Wald eingetreten waren, hatten wir den kleinen Fluß Mu zu passiren, welcher durch Kiruwa fließt und wahrscheinlich in den Gona geht.

Kleine Bäche und Rinnsale durchschnitten in dem Wald unsern Weg, bis wir wieder nach Uru kamen, das wir aber jetzt weiter unten als auf der früheren Reise passirten, um die furchtbar tiefen Thäler nicht wieder durchwandern zu müssen, wie dazumal. Der Weg war so voll Wasser und Koth, daß meine Schuhe bald zu Grunde gingen und ich genöthigt war, in den Strümpfen zu gehen, zumal ich nur ein einziges Paar Schuhe übrig hatte. Gegen Sonnenuntergang kamen wir im Distrikt Kinamfua, der zum Fürstenthum Uru gehört, an, wo mir der junge und verständig aussehende Fürst Kisenga, den Mamkinga erst neulich eingesetzt hatte (vor seiner Investitur hieß er Tamrita), eine schöne Kuh verehrte, die mir und meinen Leuten sehr gut kam, da wir schon geraume Zeit nur von Pisang-Früchten gelebt hatten. Er machte mir auch das Kischogno. Als Gegengeschenk gab ich ihm 12 Ellen baumwollenes Tuch, wie es in Amerika gemacht und in Sansibar verkauft wird, nebst einer kleinen Quantität

Glasperlen, womit er im Bewußtſein ſeiner völligen Abhängigkeit von Mamkinga, zufrieden war. Die kleinen Herrſcher in der Nähe von Madſchame verhindern den Durchzug der Fremden nicht, verlangen auch nicht zu viele Geſchenke von ihnen, aus Furcht vor Mamkinga, ihrem Kaiſer; Maſaki dagegen iſt ſchon entfernter von Madſchame und hält ſich für unabhängiger von ihm, obgleich ſein Vater Dſcheguo dem Rungua (Vater des Mamkinga) ſein Fürſtenthum zu verdanken hat.

Am 15. Mai hatten wir von Kinamfua zuerſt in die tiefen Thäler hinabzuſteigen, durch welche die Flüſſe Muare und Rau fließen. Von letzterem an hatten wir wieder aufzuſteigen und über ebenes Land zu paſſiren, durch den Theil von Uru, der unbewohnt war. Wir paſſirten dann die Flüſſe Kanerre, Ngomberre, Mſo, Karanga, Niſie, Niama, Wumbo, welcher letztere die öſtliche Grenze der kleinen Landſchaft Kindi bildet. Alle dieſe Flüſſe, deren Namen ich von dem mich begleitenden Dſchagga-Mann erfuhr, haben im Durchſchnitt 15 Fuß Breite und 2½ Fuß Tiefe während der Regenzeit. Vom Wumbo an kamen wir zuerſt über einige Bäche und dann über den kleinen Fluß Seri, von wo an wir nur noch eine kleine Strecke weiter gehen konnten, indem die Nacht über uns hereinbrach. Wir hofften an dieſem Tage Madſchame zu erreichen, aber der ſchlüpfrige Weg und die vielen Flüſſe hielten uns auf, obwohl wir nur etwas mehr als eine Stunde von Madſchame noch entfernt waren. Hier hatte ich noch einmal eine rechte Regennacht durchzumachen, obwohl unter den uns begleitenden Dſchaggas ein Regenmacher war, der zugleich auch ein Regenverhinderer ſein wollte. Von dieſem war es beſtimmt behauptet worden, daß er während unſerer Reiſe den Regen binden werde, aber der arme Mann wurde völlig zu Schanden. Die Dſchaggas errichteten in der Eile eine Hütte von Piſangblättern, die aber nur 10 Leute in ſich aufnehmen konnte, während ich mit den Uebrigen im Regen zubrachte, mit einem Regenſchirm mich etwas ſchützend.

Bei Tagesanbruch wollte ich ſogleich weiter gehen, da ich wußte, daß wir nach einer Stunde in den Hütten von Madſchame den beſten Schutz gegen den Regen finden würden; allein meine Dſchagga-Begleiter, die in der Hütte waren, wollten warten, bis der Regen vorüber wäre. Da dieſer aber immer mehr zu-, ſtatt abnahm, und meine Leute ungeachtet meiner wiederholten Aufforderung nicht aufbrechen wollten, ſondern ihren wilden Geſang fortſetzten, wußte ich nichts Beſſeres zu thun, als ihre Hütte einzureißen, um ſie gehen zu machen. Dieß that ich nun auch, und anſtatt böſe zu werden, lachten ſie nur, indem ſie wohl wußten, daß ich mit meinem Wunſch, aufzubrechen, Recht hatte. Sie brachen nun wirklich auf und nach ungefähr einer Stunde Wegs durch viele Pfützen und Teiche kamen wir an den ſchönen Weriweri-Fluß, der ſo groß war, als der Gona in Kilema, aber wegen ſeines breiteren Bettes leichter zu paſſiren war. Wir waren jetzt in Madſchame, wo uns ſogleich Hütten für unſern Aufenthalt angeboten wurden.

Am 18. ſandte der König eine Kuh für mich und meine Leute, und verlangte dann eine Probe von den Kleidern und Glasperlen, die ich als Geſchenke mitgebracht hatte, aber erſt am 25. Mai kam der König, um mich zu ſehen und ſein Geſchenk in Empfang zu nehmen. Der König, in Verbindung mit ſeinem Zauberer Muigni Weſſiri, entfaltete jetzt einen ſehr betrügeriſchen Charakter, indem er mir Hoffnung zu meiner Reiſe nach Uniameſi machte, um ſo ein möglichſt großes Geſchenk verlangen zu können, während er von Anfang an beſchloſſen hatte, meine Weiterreiſe zu verhindern. Er verlangte zuerſt nur ſo viel, als ich ihm bereitwillig geben wollte; aber nachdem er dieſes Geſchenk erhalten hatte, vertheilte er den größern Theil deſſelben unter ſeine Verwandten und Begleiter, und machte dann dieß zum Grund weiterer Forderungen, indem er mir ſagte, der Reſt ſei zu wenig für ihn. Ich gab ihm mehr; aber er erneuerte ſein Begehren nach und nach, indem er bald 10, bald 5 Ellen fordern ließ. Der König, oder vielmehr ſein Zauberer,

welcher im Namen des Königs ſprach, gieng in der Lüge ſoweit, daß er ſogar Kleider für diejenigen Soldaten verlangte, welche der König mir zum Schutz auf dem Weg nach Uniameſi geben wollte, während er doch ſchon entſchieden war, mich nicht dorthin gehen zu laſſen. Zuletzt verlangte er die Hälfte meiner für Uniameſi beſtimmten Güter, mit der andern Hälfte ſollte ich die Reiſe machen, für welche er noch ſeine Hülfe verſprach, was jedoch abermals eine Lüge war.

Am 26. Mai gieng der König noch weiter in ſeinem Beraubungswerk. Muigni Weſſiri befahl mir im Namen Sr. Majeſtät, mit eigenen Händen die Kleiderſtücke von dem Hauptſtück abzureißen. Ein Hauptſtück, wie es aus Amerika kommt, beſteht gewöhnlich aus 30 oder 32 Ellen. Ein Stück, das ein Eingeborener zu einem Kleid braucht, hat gewöhnlich 2 engliſche Ellen, oder 4 Vorderarmlängen nach dem Maß der Eingeborenen. Als ich nun ſo Stück für Stück abreißen mußte, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten. Der König bemerkte es und fragte nach der Urſache meines Weinens. Muigni Weſſiri ſagte ihm, daß es in dem Verluſt meiner Habe ſeinen Grund habe. Ich bemerkte hierauf, daß ich nicht geweint habe wegen des Eigenthums, ſondern darüber, daß daſſelbe mir in der Heimath von guten Leuten gegeben worden ſei, welche das Buch Gottes allen Afrikanern ſenden möchten, für welchen Zweck ich die Reiſe gemacht habe, während ich jetzt meiner Güter beraubt ſei, und die gute Abſicht jener Leute vereitelt werde. Der König erwiederte, er beraube mich nicht, da er mir ja Elfenbein geben werde, was natürlich kein Troſt für mich war. Er erzählte dann Geſchichten von Karawanen, welche gegen ſeine Warnung über ſein Land hinausgegangen, und von den Maſai und Wakuaſi ohne Erbarmen getödtet worden ſeien. Er hätte mir allerdings bei meiner erſten Reiſe ſeine Hülfe verſprochen, aber ſeit jener Zeit ſei er im Krieg mit den feindlichen Stämmen, welche ihn ſeiner Freunde unter ihnen beraubt hätten. Dieß erzählte er vor meinen Leuten, denen er dadurch den Muth zur Weiterreiſe raubte. Der Anbruch der

Nacht verhinderte den König, sich nicht nur die Hälfte, sondern auch das Ganze meiner Habe anzueignen, was, wie mir Muigni Wessiri jetzt offen sagte, seine Absicht sei. Ich sei das erstemal mit leerer Hand gekommen, und müßte jetzt das zweitemal (wo ich viele Güter brachte) des Königs Herz erfreuen. Wenn ich dann mit neuen Gütern für Uniamesi zurückkehren würde, so werde der König mich ohne irgend eine neue Forderung weiter ziehen lassen, während er unterdessen sich Freunde unter den Wakuasi erwerben würde. Aber wer wird diesen Afrikanern glauben, welche ihre Zungen, wie Bogen, zu Lügen beugen? (Jerem. 9, 3.). Es war ungefähr der dritte Theil der Güter noch übrig, die der König am 26. vollends zu nehmen beabsichtigte. Da ich aber am Sonntag keine Arbeit zu verrichten erklärte, wurde die Sache auf den Montag verschoben, wo aber, zu meinem Leidwesen, der König nicht selbst kam, sondern nur Muigni Wessiri und Kilewo sandte, die ihn ganz schamlos betrogen.

Nicht nur mein Gemüth litt unter diesen Umständen, sondern auch mein Körper ward angegriffen durch das nasse und kalte Wetter, durch die elende und rauchige Hütte, auf welche ich beschränkt war. Ich war schon vorher fieberkrank gewesen und hatte jetzt einen heftigen Husten und Dysenterie. Es war daher natürlich, daß ich wünschen mußte, schnell nach der Küste zurückzukehren, und dieser Wunsch war auch der meiner Gepäckträger, wozu sie in der That Ursache hatten. Am 30. Mai kam nämlich ein Zauberer (dergleichen Leute der König viele hat), angeblich vom König abgesandt, um Denjenigen ausfindig zu machen, der den König, der krank sei, bezaubert habe. Sei der Verbrecher ein Mnika, einer von meinen Trägern, so müsse er sterben, sei er aber ein Dschagga-Mann, so müsse er auch sterben. Aber ehe er seine Untersuchung anstellte, verlangte er ein Stück Tuch und Glasperlen von mir. Der Betrug war offenbar, und ich schlug ihm daher sein Begehren rund weg ab; doch um des Friedens willen gab ich ihm das Tuch, aber nicht die Glasperlen, denn ich hatte nichts mehr übrig, außer was ich

brauchte, um Speiſe für mich und meine Leute zu kaufen. Der Zauberer, der ſich in einiger Entfernung hielt und den Muigni Weſſiri zum Dollmetſcher machte, war äußerſt zäh in ſeinem Begehren, aber ich war ganz entſchloſſen, ihn abzuweiſen und erklärte vor allen Anweſenden, der Muanga (Zauberer) ſei ein Lügner (Muongo), und ſei nicht vom König geſandt worden, ſondern habe eine Lügengeſchichte erfunden, um mich zu erſchrecken und zur Befriedigung ſeiner Bettelei zu bewegen. Als die Wanika meine Weigerung ſahen, gaben ſie der Befürchtung Raum, die Dſchaggas ſuchten Urſache, ſie zu tödten, und gaben daher in ihrer Furcht dem Zauberer ein Stück Tuch aus eigenen Mitteln.

Am Abend ſagte mir Kilewo, daß der König den Zauberer nicht geſandt habe, und ſomit war ich gerechtfertigt in der Erklärung, daß der Muanga (Zauberer) ein Muongo (Lügner) ſei.

Sein Betragen mußte freilich in meinen Leuten das Verlangen nach ſchneller Rückkehr an die Küſte vermehren; allein wir konnten eben nicht abreiſen, ehe wir förmlich vom König oder ſeinem Stellvertreter verabſchiedet waren. Der Abſchied wurde von Tag zu Tag verſprochen, aber immer wieder hinausgeſchoben.

Viel Lügen und Betrug mußte ich auch in Beziehung auf das Elfenbein erfahren, das mir der König bei meinem Abſchied zu geben verheißen hatte. Man ſagte mir im Anfang, der König werde mir drei große Elephantenzähne geben, welche in Mombas ungefähr 120 Thaler werth geweſen wären und welche mir die Auslagen der Geſchenke, die ich dem König geben mußte, erſetzt hätten; allein, als ich endlich am 6. Juni vom König verabſchiedet wurde, erklärte mir ſein Bruder, der von Muigni Weſſiri begleitet war, „daß ich als Manabſchuoni, d. h. Sohn des Buches oder Lehrer des Wortes Gottes keinen Wunſch nach Elfenbein haben ſolle.“ Ferner wurde mir beim Abſchied geſagt, der König wünſche ſehr, ſeine Kinder unterrichten zu laſſen, und ich würde ihm daher zu jeder Zeit willkommen ſein; würde ich Elfenbein

(wovon der König in Menge hätte) verlangen, ſo ſollte ich wieder kommen und neue Güter bringen zum Ankauf deſſelben. Ein alter verdorbener Zahn wurde mir jedoch gegeben, damit ich unterwegs Speiſe kaufen könnte. Ich erwiederte: „Es iſt jetzt Alles recht, ich habe keinen andern Wunſch, als den der Rückkehr.“

Ihre Habſucht offenbarte ſich bis zur Stunde unſeres Abſchieds, welcher der Sitte gemäß damit gegeben wird, daß der Verabſchiedende ein wenig Speichel gegen den Fremden ausſpeit und die Worte hinzuſetzt: „Gehe im Frieden.“

Für dieſen Speichel, welcher zuerſt auf die Wanika, dann auf die Suahili und endlich auf mich ſelbſt geworfen wurde, verlangte man eine beſondere Bezahlung von jeder Parthie. Meine Wanika hatten nichts als eine Handvoll Glasperlen, welche ich ihnen gegeben hatte, um ihre tägliche Nahrung zu kaufen. Aber einer der Suahilis trug ein beſſeres Kleid (wie die Muhamedaner es gewohnt ſind), welches auf die rohſte Weiſe ihm abgefordert wurde. Er mußte es von dem Leibe weggeben, um für den Friedens-Speichel Zahlung zu leiſten.

Nach dem Abſchied ließen ſich meine Wanika nicht mehr zurückhalten und wollten auch nicht auf die Dſchagga-Soldaten warten, welche uns nach Kilema zurückbegleiten ſollten, wie ich gewünſcht hatte.

Die Wanika brachen in Eile auf (am 7. Juni), und ich mußte ihnen folgen; und in der That, ich war froh, die Wildniß gegen den Umgang mit ſo habſüchtigen Leuten auszutauſchen. Da ich Urſache hatte, zu fürchten, Maſaki möchte mich ſeinen Zorn fühlen laſſen, weil ich nach Madſchame gegangen war, ohne ihm mehr von meinen Gütern zu geben, ſo hielt ich es mit meinen Leuten für gut, alle Berührung mit ihm auf meinem Heimweg zu vermeiden, und deßwegen beſchloſſen wir, durch die im Süden von Dſchagga ausgebreitete Wildniß zurückzukehren. Nach Ueberſchreitung des Weriweri-Fluſſes zeigte uns ein Eingeborener einen Fußpfad (in der Richtung, die wir einſchlagen wollten), der uns bald in den dicken Dſchungel brachte, welcher die Wildniß

bedeckt. Wir verfolgten dieſen Pfad mehrere Stunden lang, aber wir kamen nicht weit des Dickichts wegen. Da dieſer Pfad uns eher nach Dſchagga zu bringen ſchien, ſo verließen wir ihn, und die Wanika entſchloßen ſich, einen Weg mit ihren Händen und Aexten durch den Dſchungel zu hauen. Dieß wurde auf folgende Weiſe begonnen und einige Tage lang fortgeſetzt. 5 bis 6 Mann — ſo viele, als Aexte hatten — giengen einige Stunden voraus und ſäuberten den Weg für die zurückbleibende Parthie. Die Richtung erforſchten ſie dadurch, daß ſie hohe Bäume, welche hie und da aus dem Walde ſich erhoben, erkletterten, während der größere Theil der Karawane ſich niederſetzte und auf diejenigen abwechslungsweiſe wartete, welche den Weg zu ſäubern hatten. Es war kein geringes Unternehmen für Afrikaner, welche ſelbſterwählte Arbeit und Anſtrengung im Allgemeinen ſehr wenig kennen. Das Geſchäft wurde jedoch erleichtert durch die Abweſenheit von Dornen, indem der Wald meiſt aus kleinem Gehölz und Buſchwerk beſtand. Wäre ihnen die Arbeit befohlen worden, ſo hätten ſie ſchwerlich dieſelbe verrichtet; aber da es ihr eigener Wille und Wunſch war, ſo arbeiteten ſie mit aller Munterkeit.

Die erſte Nacht in dem Walde war finſter und regneriſch, wozu noch kam, daß die armen Leute kein Feuer machen, ſich nicht wärmen und keine Speiſe bereiten konnten, wozu es ihnen auch an Waſſer fehlte, da die Waſſerträger, in der Hoffnung, bald an einen Fluß zu kommen, kein Waſſer mitgenommen hatten. Erſt in der folgenden Nacht erreichten wir einen Bach, an deſſen Ufer wir die Bohnen kochten, von denen wir einen guten Vorrath von Madſchame mitgenommen hatten. In Folge des regneriſchen und kalten Wetters war nicht Durſt, ſondern Hunger unſere Plage. Während der Nacht wurde mein Bett und meine Kleidung faſt ganz durchnäßt. Da am Morgen des 9. Juni in Folge eines großen Nebels die aufgehende Sonne nicht geſehen werden konnte, ſo verloren wir unſere Richtung. Zwar fanden wir einen betretenen Pfad, aber dieſer ſchien uns nach Dſchagga zu

führen, und deßwegen verließen wir ihn wieder. Die Wanika kamen nun in große Verwirrung und ſtritten ſich über die Richtung, in welcher die Sonne aufgegangen war. Ich zeigte ihnen die Richtung nach dem Kompaß, aber ſie wollten in dieſen kein Vertrauen ſetzen, ſondern erkletterten wieder einige Bäume, um nach den Gegenden zu ſehen, die ihnen bekannt waren, obwohl der Nebel noch immer ein großes Hinderniß war. Abends paſſirten wir den dritten Fluß, ſeitdem wir den Weriweri überſchritten hatten. Am Abend des 10. Juni kamen wir an einen Fluß, der größer war, als alle, welche wir bisher paſſirt hatten. Glücklicher Weiſe fanden wir am Ufer einen paſſenden Baum, den wir umhieben und in den Fluß warfen an einer Stelle, wo große Felſen waren, welche ihn nicht fortſchwimmen ließen. Obwohl aber der Baum etwa 30 Fuß lang war, erreichte er das jenſeitige Ufer nicht. Es mußten daher 15 Fuß lange Stangen an ſein Ende und an die aus dem Waſſer hervorragenden Felſen gebunden werden. Am folgenden Morgen paſſirten wir dieſe Brücke, auf der ich das Gleichgewicht verlor und daher in den Strom fiel, welcher mich fortgeriſſen und erſäuft haben würde, wenn ich nicht mit meinen Händen die Stangen gefaßt hätte. Aber ſo groß war die Gewalt des Stromes, deſſen Waſſer mir bis unter die Arme reichte, daß ich die Stangen kaum feſthalten konnte, während ich mich gegen das andere Ufer hin bewegte und an einen Stein hin arbeitete, wo mir einer meiner Leute zu Hülfe kam und mich aus dem Waſſer zog. Im Lauf des Tages paſſirten wir noch drei andere Flüſſe, von denen einer ſo groß war, daß wir es nicht wagen konnten, ihn zu durchwaten. Glücklicher Weiſe fanden wir in kurzer Entfernung einen Baum über den Fluß gelegt, der 10—12 Fuß hohe Ufer hatte. Aus Furcht, das Gleichgewicht wieder zu verlieren, in welchem Fall ich der hohen Ufer wegen unfehlbar verloren geweſen wäre, gieng ich nicht auf dem Baum, wie meine Wanika thaten, ſondern zog es vor, unſere Baumbrücke in reitender Stellung zu paſſiren. Gegen Abend hatten wir eine halbe Stunde

lang durch einen Sumpf zu gehen. Der Dschungel, welcher zuerst mit Waldung und hohem Grase abwechselte, hörte jetzt allmählig ganz auf.

Nachdem wir noch vier andere Flüsse, unter denen auch der Gona war, passirt hatten, kamen wir endlich am 13. Juni an den Lumi-Fluß, welchen wir von Madschame an in 7 Tagen erreichten, den wir bei gutem Wege in 3 Tagen hätten erreichen können.

Von hier an wird die Wüste zu einer fast dürren Einöde, weil nach dieser Richtung hin keine Flüsse gehen. Am ersten Tag unserer Wüstenreise fanden wir wilden Honig und viele Nester mit jungen Vögeln, welche meine Wanika sich recht schmecken ließen. Viele Bäume waren beinahe ganz mit Nestern bedeckt, welche sehr nachlässig und doch sicher an den kleinsten Zweigen hiengen. Ich dankte Gott für diese Speise, da unser Vorrath von Bohnen in Folge der langen Reise beinahe erschöpft war, und wir noch 2 oder 3 Tage durch die Wüste vor uns zu reisen hatten.

In der Nacht vom 15. Juni hatten wir kein Wasser, um unsere Bohnen zu sieden, weßhalb wir sie bloß rösteten. Als ich unter den Dornen der Wildniß mein Gebet verrichtete, schmolz mein Herz in mir und Thränen flossen aus meinen Augen bei der Erinnerung der Erfahrungen, welche ich auf dieser Reise gemacht hatte, welche mich nicht nur die Verkehrtheit dieser afrikanischen Heiden, sondern auch die meines eigenen Herzens mehr kennen lehrte. Obgleich ich alle Bequemlichkeiten dieses Lebens entbehrte, fühlte ich mich doch so selig in meinem Herzen, wie selten zuvor.

Am 16. hatten wir nichts zu essen noch zu trinken, bis wir Nachmittags um 4 Uhr den Bach Gnaro erreichten, welcher beinahe ausgetrocknet war. Am Morgen des 17. Juni betraten wir das Gebiet des Häuptlings Maina in Bura, wo wir bis zum 19. ausruhten. Einer meiner Wanika hatte am Gnaro-Fluß erklärt, nicht nach Bura zu gehen, da Maina ihnen das Elfenbein, das meine Leute mit eigenen Mitteln in Dschagga gekauft hatten, entreißen könnte. Da man diesen

eigensinnigen Mnika auf den Mangel an Speise aufmerksam machte und ihm die Nothwendigkeit, zu Maina zu gehen, zeigte, sagte er: „Auf den Befehl Gottes werden wir Kadiaro erreichen ohne neuen Speise-Vorrath.“ So sind die Heiden. Sie wollen Glauben an Gott haben, wo sie ihre Vernunft brauchen sollten, und wollen nach ihrer Vernunft handeln, wo sie glauben sollten. Der Mnika aber gab endlich nach, als er seinen Vorrath erschöpft sah und wollte lieber sein Elfenbein verlieren, als körperlichen Mangel leiden. Der Häuptling Maina beunruhigte sie auch nicht des Elfenbeins wegen.

Am 19. Juni passirten wir über die Bura-Berge und lagerten uns Abends am Madade-Fluß. Um Mittag den 21. erreichten wir Kadiaro. Hier ruhten wir aus und kauften Bohnen und Welschkorn zu unserer Nahrung.

Am 23. brachen wir auf, um den letzten Theil unserer beschwerlichen Reise zu vollenden. Aus Mangel an gehöriger Nahrung fieng mein Körper an, unter den fortgesetzten Strapatzen zu erliegen. Ich schrieb daher am 26. an Dr. Krapf, mir eine Flasche Wein und etwas Zwieback zu senden und befahl dem größern Theil meiner Leute, ihre Schritte zu verdoppeln, um vor mir nach Rabbai zu kommen, während ich langsam nachkommen wollte mit ein paar Begleitern. Gegen meine Erwartung aber erreichte ich noch an demselben Tag das Ende der Wildniß und gelangte in das Duruma-Gebiet, wo ich die Nacht in dem Dorf Ngoni zubrachte. Mein Hauswirth versah mich mit besserer Speise, als ich seit langer Zeit genossen hatte, und so fühlte ich mich am nächsten Tag stark genug, die Reise fortzusetzen, ohne auf die Erfrischungen zu warten, die mir mein theurer Mitarbeiter von Rabbai senden sollte. In kurzer Zeit jedoch begegnete ich unserem Knecht Amri, welchen Dr. Krapf mit Erfrischungen mir entgegengesandt hatte. Nach einem weitern Marsch von 3 oder 4 Stunden erreichte ich glücklich unsere Hütte in Rabbai, wo ich unsere Missionsfamilie mit zwei Gliedern vermehrt fand, nämlich mit Missionar Erhardt und

Johannes Wagner, welche ein paar Wochen zuvor aus Europa angekommen und ſogleich bei ihrer Ankunft am Fieber erkrankt waren, welches bei Wagner einen entzündlichen Charakter annahm, und am 1. Auguſt mit ſeinem Tode endete.

Dieſe Reiſe lehrt uns, zu welcher Zeit wir nicht in Afrika reiſen ſollen, und daß wir noch Geduld haben müſſen für die weitere Entdeckung des Innern von Afrika. Wenn des Herrn Stunde gekommen iſt, ſo wird kein König mehr den eindringenden Miſſionar aufhalten können. Wie lange es aber noch anſtehen wird, bis durch Süd-Afrika eine Miſſionskette, von der mein theurer Mitarbeiter Dr. Krapf ſpricht, gebildet iſt, wiſſen wir nicht.

Fünftes Kapitel.

Meine erſte Reiſe nach dem Königreich Uſambara.

Nachdem ich die von meinem werthen Mitarbeiter Rebmann in's Innere gemachten Reiſen mitgetheilt habe, will ich nun auch meine Unternehmungen und Erlebniſſe im Innern erzählen, und zwar zuerſt:

Meine Reiſe durch die Wakuaſi-Wildniß nach Udigoni, Uſchinſini und Uſambara.

Vom 12. Juli bis 1. Sept. 1848.

Als Rebmann von ſeiner erſten Reiſe nach Dſchagga (etwa 100 Stunden im Innern) zurückgekehrt war, wurde unter uns beſchloſſen, daß ich die Länder im Süden und Südweſten von Mombas beſuchen ſollte, um auch in jener, der Inſel Sanſibar ſo nahe gelegenen Region, das Evangelium zu verkündigen und die Verhältniſſe und Wege zu erforſchen, unter und auf welchen in künftiger Zeit eine Miſſion dort unternommen werden könnte. Schon im Jahr 1844, als ich in Waſſin, Tanga und am Pangani-Fluß das hohe Bergland von Uſambara in einer Entfernung von 10—20 Stunden erblickte, hätte ich gerne den mächtigen Herrſcher (wie man ihn mir ſchilderte) deſſelben beſucht, allein damals verſtand ich die Sprache und die Verhältniſſe

der Küſtenbewohner noch nicht, und ich wäre in der That nicht im Stande geweſen, dem liſtigen, betrügeriſchen, habſüchtigen Weſen der muhamedaniſchen Suahili zu widerſtehen und eine Reiſe von der Küſte aus, wenigſtens nicht ohne großen Verluſt von Habe, durchzuſetzen. Nachdem aber unſere Miſſionsſtation in Rabbai-Mpia gegründet, die Hauptſchwierigkeit der Sprache u. ſ. w. überwunden war, ſo konnte ich, in Abſicht auf die Suahili, als den unmittelbaren Küſtenbewohnern, freier handeln. Und da ich wußte, daß man nach Uſambara von Rabbai aus gelangen kann, ohne die Suahili-Küſte zu berühren, ſo hatte ich mich um die Suahili gar nichts zu bekümmern, welche es nur gar nicht gerne ſehen, wenn die Eingeborenen im Innern in unmittelbare Berührung mit den Europäern kommen, weil ſie fürchten, ihren verderblichen Einfluß und ihr Handels-Monopol im Innern zu verlieren. Was den König Kmeri (oder Kimeri) von Uſambara betrifft, ſo wußte ich wohl, daß er nur einen Europäer zu ſehen brauchte, um ihn zu lieben und ihm zu geſtatten, ſich in ſeinem Lande aufzuhalten, und daß er an der Küſte von Tanga und vom Pangani, welche zu ſeinem Gebiet gehörte, ſolche Anordnung treffen würde, daß ein Europäer ohne Hinderniß von Seiten der Suahili Zugang zu ihm und ſeinem Reiche in Zukunft haben werde. Es war mir klar, daß man die Plane der Suahili, welche den Europäer nicht in's Innere reiſen laſſen wollen, nur dadurch zu Schanden machen könne, wenn man von innen heraus auf einmal nach der Küſte komme und ſie überraſche, ehe ſie Zeit gewinnen, ihre Intriguen gegen den Fremden ſpielen zu laſſen.

Nachdem ich Bana Cheri, Rebmann's Führer nach Dſchagga, gegen die Summe von 15 Thalern als Führer für meine Reiſe nach Uſambara und 7 Suahilis als Gepäckträger für 5 Thaler pr. Mann gemiethet, auch die nöthigen Artikel, (z. B. Kleider, Glasperlen, Meſſer u. ſ. w.) zu Geſchenken und zum Ankauf unſerer Speiſe auf den Weg in Mombas gekauft hatte, verließ ich letztern Ort am 12. Juli 1848 mit meinem theuren Mitarbeiter Rebmann, welcher mich bis Kuale, dem Hauptort

des Wanika-Stammes Schimba, etwa 8 bis 10 Stunden südwestlich von Mombas, begleiten wollte. Rebmann hatte auf seiner Rückkehr von Dschagga das Dorf und dessen freundlichen Häuptling Mualuahu kennen gelernt. Ich hätte zwar direct von Rabbai aus meine Reise beginnen können, aber in diesem Falle hätte ich durch das Gebiet der Wanika vom Duruma-Stamm ziehen müssen, dessen Häuptlinge ein bedeutendes Geschenk von mir verlangt haben würden, während Mualuahu mit Wenigem zufrieden war und auch Muigni Mku, der muhamedanische Scheich von Schimba, der sich in Mombas aufhielt, keine großen Ansprüche machte, nachdem der Gouverneur von Mombas sich meiner Reise nach Usambara nicht widersetzt hatte.

Wir verließen um 9 Uhr Vormittags (am 12. Juli) den Hafen von Mombas und liefen gegen Mittag in die südlich von Mombas gelegene Bucht von Mtongue ein, wo wir bei dem muhamedanischen Dorf Dschembo landeten und jetzt zu Land aufwärts stiegen, bis wir den Weiler Lumguma erreichten, welcher von dem Lungo-Stamme bewohnt ist, der zu den Wadigo-Stämmen der Wanika gehört. Die südlich von Mombas wohnenden Wanika heißen, wie schon früher erwähnt wurde, Wadigo (ihr Land Udigo), die nordwestlichen und nordöstlichen heißen Walupangu.

Obwohl der Weg bergaufwärts ein sehr betretener war, so gaben mir doch die Stacheln der Akazien schon einen Wink, welchen Respekt und Tribut ich auf meiner weitern Reise „dem Dornbusch, als dem unbarmherzigen König der Wildniß" zu geben hätte. Im Nordwesten von Lungo sah ich das Gebiet des Stammes Mtawe, der zwischen Schimba und Duruma seine Wohnsitze hat. Der Berggürtel, der sich um die Insel Mombas auf dem festen Land herumzieht, bildet zwischen Schimba und Mtawe einen sonderbaren Einschnitt, als wäre dort ein Thor, das aus dem Innern in die Bucht von Makupa führt, in welche ein Fluß (der aber in der heißen Zeit vertrocknet) fällt, der durch jenen Einschnitt fließt

und der die öſtlichen, weſtlichen und ſüdlichen Waſſer aufnimmt in der Regenzeit.

Muadſche Kuku, der Häuptling von Lunguma, den Rebmann kannte, nahm uns freundlich auf und beſchenkte uns mit friſchen Kokosnüſſen, deren angenehmes Waſſer mich ſehr erquickte. Die Hauptorte des Stammes Lungo ſind Lunguma, Fuga und Kirimani. Eine kurze Bekanntſchaft mit den Wadigo-Wanika reichte hin, um mir den Unterſchied derſelben von den Walupangu in Sprache, Sitte u. ſ. w. klar zu machen, obwohl ich ſchon vorher mit dieſem Unterſchied bekannt war. Die Wadigo bewohnen theils die unmittelbare Seeküſte (wo jedoch auch viele Suahilis anzutreffen ſind), theils die höheren Regionen ſüdlich von Mombas, bis hinab zur Inſel Waſſin, zu den Waſegedſchu- und Waſchinſi-Stämmen und weſtlich bis Uſambara und zur großen Wildniß, durch welche ich jetzt reiſen wollte. Die Wadigo treiben Ackerbau, zum Theil auch Fiſchfang und Handel und haben viel Umgang mit Mombas und den Suahilis an der Küſte. Der Boden ihres Landes iſt meiſt vortrefflich zum Landbau geeignet. Im Uebrigen ſcheinen ſie kriegeriſcher und abergläubiſcher zu ſein als die Walupangu.

13. Juli. Nachdem wir dem Häuptling von Lunguma 20 Ellen Americano (d. h. Baumwollenzeug, das in Lowell, im Staat Maſſachuſetts in Nord-Amerika, verfertigt wird) für ſeine Gaſtfreundſchaft und Nachtherberge geſchenkt hatten, ſetzten wir unſern Weg weiter fort, allmälig bergan ſteigend.

Nach etwa einer halben Stunde paſſirten wir ein Dſchete, d. h. einen Marktplatz, wo viele Wadigo-Frauen die Produkte ihres Landes, z. B. Reis, getrocknete Kaſſada, Kokosnüſſe u. ſ. w. gegen Kleider, irdenes Geſchirr u. ſ. w. austauſchten. In dieſer Beziehung ſtehen die Wadigo über den Walupangu-Wanika, welche keine öffentlichen Märkte haben, die ich ſpäter auch bei den Waſchinſi und Waſambara wahrnahm.

Unſer Weg wurde jetzt ſteiler und ſchwieriger für den Eſel, den ich von Mombas auf meine Reiſe mitgenommen hatte. Nach etwa 3 Stunden Wegs erreichten wir die ſchöne

Ebene von Schimba, wo ich so kalt fühlte, daß ich mich nach einer wärmeren Kleidung sehnte. Die Aussicht nach dem Niederland, nach Mombas und seinen Buchten, nach dem Meere zu und nach der nördlichen Bergreihe des Wanika-Landes war großartig. Auf dem Plateau von Schimba ist Raum genug für Städte und Dörfer, für Ackerbau und Viehzucht, wiewohl der Boden hie und da etwas sandig und daher weniger fruchtbar ist. Nach einem Marsch von 2 Stunden auf der Ebene kamen wir in einen Dschungel, in welchem das Dorf Kuale liegt. Der Häuptling Mualuahu empfieng uns sehr freundlich und ohne den Spektakel von Tanz und kriegerischem Aufzug, mit welchem wir früher von den nördlichen Wanika empfangen wurden. Das Dorf hat etwa 70 Hütten, von denen aber die wenigsten bewohnt sind, da die Leute auf ihren Plantagen sich aufhalten. Der Vater von Mualuahu soll ein einflußreicher Mann in Kuale gewesen sein, als die Bewohner dieses Dorfes noch eine compacte Masse bildeten, wozu sie durch die Einfälle der Wakuafi, die im Schimba-Gebiet in der Wildniß herumstreiften, genöthigt waren. Als aber die wilden Wakuafi in's Innere zurückgedrängt wurden, und als zu gleicher Zeit eine große Hungersnoth die Wanika heimsuchte und die Masrue-Herrschaft in Mombas durch den Imam von Maskal gestürzt war, so giengen bei den Wadigo, wie bei den Walupangu die politischen und socialen Verhältnisse einer Auflösung entgegen; die großen Häuptlinge verloren ihren Einfluß, Jedermann that, was ihm recht dünkte und schlug seine Hütte auf, wo er wollte, indem von der Wüste aus keine Gefahr mehr war und von der Küste her die neue arabische Herrschaft keine Macht über die Wanika hatte und die Hungersnoth und Cholera die Leute vollends zerstreute.*) Durch diese Auflösung aller Verhältnisse unter

*) Auch verloren die Wanika seit jener Zeit ihren Handel im Innern. Vorher bekamen sie von den Suahili Güter, für welche sie im Innern Elfenbein kauften. Dieß hörte auf, als die Suahili selbst in's Innere reisten, aber auch bald erschlafften, und keine großen Caravanen mehr sandten, seitdem Mombas unter des Imam's Herrschaft kam.

Muhamedanern und Heiden hatte aber die göttliche Vorsehung die Einführung eines neuen Elements vorbereitet, ja nothwendig gemacht. Es muß das Christenthum und christliche Civilisation kommen, wenn den Ostafrikanern geholfen werden soll.

In Kuale war ich nicht wenig erstaunt, Männer und Weiber, alte und junge Leute Tabak rauchen zu sehen, wobei sie sich einer Pfeife bedienen, welche der europäischen nicht unähnlich ist. Der Kopf ist aus Thon niedlich verfertigt und erhält ein Rohr von einigen Fuß Länge. Die Wadigo pflanzen viel Tabak, kaufen ihn auch zum Theil in Usambara in der Form von kleinen, runden, getrockneten Kuchen, die sie in Kiriama und Emberria absetzen, um an die Galla verhandelt zu werden. In Beziehung auf Religion scheinen die Wadigo eben so gleichgiltig und stumpf zu sein, wie die Walupangu, wozu der Umgang mit den betrügerischen Muhamedanern viel beigetragen hat. Doch hatte ich einige Mal interessante Unterredungen mit Wadigo-Leuten, welche mich zuerst für einen Muhamedaner hielten.

Im Lauf des Tages (13. Juli) suchte und erhielt ich die Erlaubniß des Häuptlings Mualuahu zu meiner Reise nach Usambara, wofür wir ihm 30 Ellen Tuch (im Werth von 1½ Thaler) zum Geschenk machten, womit er ganz zufrieden war. Wir waren ihm schon deßwegen etwas schuldig, weil er Rebmann bei seiner Rückkehr von Dschagga so freundlich behandelt hatte und dieser ihm damals nicht viel geben konnte.

In einer Unterhaltung mit meinem Führer Bana Cheri erzählte dieser, daß er einmal von Puge (ein Land in Uniamesi) 50 Tage weit nordwestlich gereist und in das Land Udschambarra gekommen sei, von wo er auf einem Fluß gleichen Namens 6 Tage lang westlich segelte. Vom Fieber ergriffen konnte er nicht weiter gehen, seine Begleiter aber seien bis an die Westküste gegangen, wo Wasungu (Europäer) gewesen seien.

14. Juli. Ich nahm herzlichen Abschied von meinem

theuren Mitarbeiter Rebmann, welcher auf unſere Miſſionsſtation in Rabbai zurückkehrte, während ich meinen Weg nach der Wildniß fortſetzte. Die Worte 1. Petri 3, 22.: „Jeſus Chriſtus, welcher iſt zur Rechten Gottes in den Himmel gefahren und ſind ihm unterthan die Engel und die Gewaltigen und die Kräfte," gaben mir reichen Troſt und Stärkung auf meinen unbekannten und beſchwerlichen Weg.

Meine Richtung war zuerſt ſüdweſtlich. Nach etwa einer halben Stunde Wegs von Kuale begannen wir in dem Diſtrict Pemba in die Wakuaſi-Wildniß hinabzuſteigen, welche von der Küſte von Waſſin und Tanga, ſowie vom Wanika-Land an als eine unermeßliche Ebene bis in's Innere des afrikaniſchen Continentes ſich ausbreitet, aus welcher ſich nur hie und da ein iſolirter Berg oder eine Bergmaſſe erhebt, wo menſchliche Bewohner angetroffen werden, denen das Evangelium noch verkündigt werden ſoll. Es iſt in den Reiſeberichten Rebmann's angedeutet worden, wie leicht es wäre, in dieſer ungeheuren Ebene Eiſenbahnen zu errichten (in Ermanglung ſchiffbarer Flüſſe), wenigſtens bis Uniameſi, wo ſich ein großer See befinden ſoll, von deſſen weſtlichem Ufer es nicht weit bis an den Kongo-Fluß ſein kann, der weithin ſchiffbar iſt. Das wird wohl auch geſchehen, wenn einmal auf den in dieſer Ebene ſich erhebenden Bergen das Panier des Friedensfürſten (Jeſ. 18, 3.) aufgerichtet und dem Herrn Zebaoth Geſchenke zum Berge Zion gebracht werden werden, wozu eben durch unſere Miſſions-Unternehmungen der Anfang gemacht werden ſoll.

Mit dieſen und ähnlichen Betrachtungen betrat ich den Diſtrict Bundini, der zum Schimba-Stamm gehört und der letzte Ort iſt, wo noch Menſchen wohnen, ehe man in die Wildniß eintritt.

Die Landſchaft umher ſieht ſehr ſchön aus und könnte ohne viele Mühe viele tauſend Bewohner nähren; aber es ſcheint, Gott läßt dieſe und ſo manche afrikaniſchen Gegenden einen Sabbath feiern, bis das Evangelium und die chriſtliche Civiliſation kommen und die Greuel zerſtreuen wird, wodurch

die Bewohner, wenn welche vorhanden wären, dieſe ſchönen Länder nur entweihen würden, wie man an den Wakuaſi, Maſai und Galla ſehen kann, welche dieſe Wildniß früher und zum Theil jetzt noch durchſtreifen, um ſich gegenſeitig zu vertilgen.

Um 10 Uhr paſſirten wir den kleinen Mto wa Pemba (Fluß von Pemba), welcher durch den oben erwähnten Einſchnitt zwiſchen den Bergen von Schimba und Mtawe in die Bucht von Makupa fließt. Um Mittag ſahen wir deutlich die Berge Kadiaro und Kilibaſſi. Die Bedeutung des Letztern ſoll nach Bana Cheri von den Suahili-Wörtern „Kilima baſſi" abzuleiten ſein, womit gemeint iſt: „Nur Berg, Berg allein, ohne Einwohner," weil der Kilibaſſi nicht bewohnt iſt.

Um 1 Uhr Nachmittags erreichten wir das Dorf Bundini, deſſen Häuptling (Namens Guedden) uns freundlich aufnahm und ſogleich einen meiner Flintenmänner aufforderte, ſeine Flinte loszuſchießen, um die böſen Geiſter aus dem Dorfe zu vertreiben. Ich ſprach gegen dieſen Aberglauben, indem ich ihnen den rechten Weg zeigte, auf dem die böſen Geiſter aus dem Herzen des Menſchen vertrieben werden müßten, nämlich nicht durch Anwendung von Pulver und Blei, ſondern durch wahre Reue über die Sünde und durch den Glauben an den Herrn Jeſum, den dieſes Buch (die Bibel, die ich in der Hand hielt) verkündigt.

Der Aberglaube dieſer Heiden iſt ſehr groß und wird noch durch die Muhamedaner um Gewinnes willen befördert; denn der Suahili-Musketier verlangte nachher ein Geſchenk von dem Häuptling für die angebliche Vertreibung der böſen Geiſter.

Ein Eingeborner von Bundini bat mich um Emfudſche, eine Art Moſchus, der von Indien gebracht und von den Suahilis als eine Arznei gegen böſe Geiſter und alle Arten von Krankheit verkauft wird. Der Mann wollte mir zwei Meßchen Reis geben, wenn ich ihm den Emfudſche verſchaffen würde. Ich ſagte, ich würde ihm daſſelbe ſchon deßwegen nicht geben (auch wenn ich es hätte), weil ich ihn in einem

thörichten Aberglauben beſtärken würde, den mein Buch verdamme.

Als ich dem Häuptling erzählte, daß wir in Rabbai junge Leute nach unſerem Buch unterrichten, ſagte er: „da nimm dieſe Knaben," deren 5 oder 6 neben ihm ſaßen, „und unterrichte ſie." Ich ſchrieb ſogleich ein Alphabet in Kinika auf ein Stückchen Papier und fieng an, ihnen die Buchſtaben einzeln zu zeigen. Die Knaben ſchienen gar nicht ſtumpf und unempfänglich zu ſein.

15. Juli. Der ſtarke Thau hatte heute Nacht mein Bett ganz naß gemacht. Ich ſchlief nämlich im Freien. Das Dorf Bundini hat etwa 15 oder 18 Hütten. Die Thore des Dorfs ſind ſo eng und niedrig, daß mein Eſel faſt nicht durchpaſſiren konnte. Die einfältigen Leute bücken ſich lieber tauſend Mal, als daß ſie ſich die Mühe nehmen, die Thore höher und weiter zu machen. Sie fragten mich häufig, ob ich der Europäer ſei, der in Wagga (ſo heißen die Wadigo das Land Dſchagga) geweſen wäre? Sie meinten damit meinen Mitarbeiter Rebmann.

Meine Leute bereiteten ſich dieſen Morgen aus der Haut eines Schakals Sandalen für die dornige Wüſtenreiſe. Nachdem ſie auch noch die nöthige Nahrung für den Weg gekauft hatten, brachen wir um 10 Uhr von Bundini auf, begleitet von dem Häuptling, der uns den Weg zeigte, da mein Führer Bana Cheri noch nie in dieſer Richtung den Weg nach Uſambara gemacht hatte. Die rechte Richtung wäre gegen Süden bei Oſt geweſen, wo wir Uſambara in der Nähe von Daluni erreicht haben würden; aber anſtatt deſſen giengen wir faſt immer öſtlich, nach der Küſte von Waſſin und Tanga, wodurch wir einen großen Umweg machten. In der Nähe von Schimba ſuchten wir ſo viel als möglich die Sclaven-Kolonie Muaſagnombe zu umgehen. Der Stifter dieſer ſich ſelbſt emancipirenden Sclaven-Republik war ein gewiſſer Mnika, Namens Muaſagnombe oder Muagnombe (für mana wa gnombe, Sohn der Kuh), welcher mit ſeinem Bruder Mua Kikonga auf dem hohen Berg Jombo (oder Dſchombo, wie

ihn Andere ausſprechen, gelebt hatte, bis ein Streit zwiſch
beiden Brüdern entſtand, welcher den Muaſagnombe bewog, ſ
von ſeinem Bruder zu trennen und auf einem andern B
bei Schimba ſich niederzulaſſen, wo er, um ſeine Macht
ſtärken, alle Sclaven aufnahm, welche von ihren Herren
Mombas und der Umgegend wegliefen. Hier nun verein
ten ſich Heiden und Muhamedaner unter einem Oberhau
das nach und nach eine numeriſche Stärke erlangte und lei
den Weg nach Uſambara und dem Innern gefährden konn
weßhalb ſein Gebiet umgangen werden mußte. Der geg
wärtige Häuptling ſoll Muamboge heißen, und, wie ich ſp
ter erfuhr, ſich dem Vorſchlag ſeiner Leute widerſetzt hab
mich unterwegs zu berauben oder umzubringen.

Die Gegend, die wir heute durchzogen, war meiſt eb
und mit Gras, Akazien und andern Bäumen und Gebüſch
bedeckt. Ich fühlte mich bald wieder in der Wildniß zu Hau
wo ich ſo gerne reiſe, weil da kein habſüchtiger und zänkiſch
Bettel-König oder Häuptling mir begegnet, weil die L
dort ſo geſund und ſtärkend iſt, weil die Stille und Ru
bei Nacht neben einem mächtigen Feuer äußerſt wohl thu
und weil ich unterwegs ungeſtört mich meinem Nachdenk
über geiſtliche und geographiſche Gegenſtände überlaſſen konn
und unter jedem Baum oder Buſch ein Bethel gefunden we
den kann. Auch iſt die Erfahrung des göttlichen Schut
gegen wilde Thiere und wilde Menſchen ſehr ſtärkend. Kur
ich habe mich ſchon oft in der Wildniß trotz aller Beſchwerde
von Hunger und Durſt, von Müdigkeit, von dem Grim
der Dornen, die meine Kleider zerfetzten, und trotz der Ge
fahren von Räubern, innerlich und äußerlich, ſo glücklich ge
fühlt, wie kaum ein König oder Kaiſer in aller Herrlichkei
und Bequemlichkeit ſich fühlen kann. Der große Nachtheil
beſteht nur darin, daß es außer den eigenen Begleitern in
der Wüſte keine Seele gibt, der man ſich mittheilen und de
man das Wort Gottes verkündigen kann, was für einen
Miſſionar keineswegs erwünſcht iſt.

16. Juli. In vergangener Nacht hatten wir ein ſtarke

Feuer mit trockenem Ebenholz unterhalten, deſſen es viel in dieſer Wildniß giebt. Wir verbrannten große Baumſtämme, die in Europa ſehr werthvoll geweſen wären. Die Eingebornen gebrauchen das Ebenholz ſehr gerne zur Feuerung, da das Feuer ſtark und anhaltend wird und nicht ſehr flackert. Von wilden Thieren waren wir nicht beläſtigt, obgleich wir uns an einem Sumpfwaſſer gelagert hatten, wo die Thiere in dieſer waſſerarmen Wildniß trinken mußten, wenn es überhaupt wilde Thiere hier gibt, wo das bewohnte Land noch nahe iſt und folglich die wilden Thiere beſtändig gejagt und ins Innere der Wildniß hineingetrieben werden. Erſt im Laufe des Tages fanden wir viele Gruben von 8—10 Fuß Tiefe, welche die Wadigo zum Einfangen der wilden Thiere gegraben haben. Ein Reiſender würde bei Nacht ohne Zweifel in die Gruben fallen, da ſie ſo täuſchend mit Gras und Holz bedeckt ſind, daß man ſie ſogar bei Tag nicht immer recht unterſcheiden kann. Wir fanden in einer der Gruben eine todte Hyäne, welche einen abſcheulichen Geruch verbreitete. In der Luft flogen große Geier, welche nur auf unſern Abzug warteten, um ſich ihrer erwünſchten Beute bemächtigen zu können. Die Oſtafrikaner ſuchen gerne die wilden Thiere in Gruben zu erlegen; viele gebrauchen vergiftete Pfeile oder große, mit eiſernen Nägeln verſehene Baumſtämme, welche die Thiere erdrücken, wenn ſie unten durchpaſſiren; Andere, wie die Suahili, tödten Elephanten gewöhnlich mit Flintenkugeln. Mein Eſel fürchtete ſich immer ſehr, wenn er Miſt von Büffeln, Nashörnern und Elephanten wahrnahm.

Meine Leute hatten bisweilen Furcht, ſie möchten mit Wakuaſi zuſammentreffen, von denen ein kleiner Reſt ſich in Sogorotto bei Lewa und Daluni niedergelaſſen hatte, der, wie man glaubte, mit dem Hauptſtamm (der in Kaptei im Nordweſten von Dſchagga wohnt) in geheimer Verbindung ſteht. Ueberhaupt ſollen (wie einer meiner Suahili, der in Kikuyu war, erzählte,) die Wakuaſi die Abſicht haben, ihre alten Weideplätze gegen die Küſte hin wieder einzunehmen,

wodurch das Reisen ins Innere wieder gefährdet würde.

Um Mittag passirten wir das trockene Bett des Flusses Ramis, welcher in der Regenzeit nach Gassi, einem bedeutenden Suahili-Dorf an der Küste geht, wo die Haupt-Wadigo-Stämme Muasagnombe, Yombo, Gondscha, Monga und Lewa sind.

Da wir gegen Abend Wasser fanden, so lagerten wir uns daselbst für die Nacht. Wir sahen dort frische Spuren von Büffeln und Elephanten. Die Gegend war oft so holzreich, daß wir keine Berge, sondern nur den Himmel über uns sehen konnten. Die Aussicht nach den Bergen Lewa und Daluni war gänzlich verschlossen; auch hatten wir keinen betretenen Pfad vor uns, sondern wir reisten bald aufs Gerathewohl, bald nach dem Kompaß.

17. Juli. Bei Tagesanbruch wurden wir vom Regen belästigt. Gute, lange Stiefel, ein wasserdichter Mantel und Bett sollten nicht fehlen auf solchen Reisen. Meine Leute machten in der Eile eine Hütte, d. h. es wurden 4 Stäbe in den Boden gesteckt, einige Stangen daran gebunden und diese mit Buschwerk und Gras bedeckt.

Die Gegend, die wir heute durchzogen, war (wie schon gestern) eben, bald etwas sinkend, bald sich erhebend, bald offen, (was die Suahili Miania, d. h. Lichtungen nennen) bald mit hohem Gras und dickem Wald bedeckt. An manchen Orten waren Sümpfe, zum Vergnügen der Elephanten. Bisweilen hatte der Boden, über den wir zogen, großen rothen Sand und Kieselsteine. Dieß ist der allgemeine Charakter der Wildniß, die wir durchreisten. Das hohe Gras und der dicke Wald nahmen zu, je weiter wir kamen. Der Boden war feuchter und daher der Kultur fähiger. Ich zweifle nicht, daß ein Botaniker, der die Flora der Wakuafi-Wildniß untersuchte, reichlich belohnt werden und manches Neue entdecken würde. Auf unserem Weg fanden wir das Skelett eines Büffels, dessen Hörner noch im Kopfe steckten. Einer meiner Leute, der den Fund zuerst sah, beanspruchte die Hörner für sich; allein Bana Cheri, als Führer, erklärte sie für sein

Eigenthum. Sie mußten jedoch den Schatz liegen laſſen, da ſie die Hörner nicht ablöſen konnten, und ich nicht zu lange warten wollte.

Nachmittags hatten wir eine gute Ausſicht auf die Berge Lewa und Daluni. Da aber Bana Cheri den Weg nicht kannte, ſchlug er vor, die Richtung dahin aufzugeben und nach der Küſte zu gehen, um genaue Nachricht über den Weg nach Uſambara einzuziehen. Ich ſah, daß er ganz rathlos war, deßhalb wollte ich nicht einſchreiten, zumal da ich hörte, daß die Wadigo von Lewa böſe Leute ſeien, die uns ein tüchtiges Geſchenk abfordern würden. Bana Cheri hatte nie in dieſer Gegend gereist, ſondern war von Pangani aus durch das Waſegua-Land nach Uſambara gezogen, daher ſeine jetzige Verlegenheit. Außerdem fürchtete er die Wakuaſi in Sogorotto, und den Bruder Kmeris, der auf dem Berg Mſihi wohnt und uns wahrſcheinlich verhindern würde, zu Kmeri zu gehen, mit dem er in Feindſchaft lebt. Aus dieſen Gründen ließ ich Bana Cheri ſelbſt die Richtung des Weges wählen, aber auch die Verantwortlichkeit übernehmen. Da er die Schwierigkeiten vorausſah, in die wir an der Küſte verwickelt werden könnten, meinte er, wir ſollten Sanſibar als Ziel der Reiſe angeben; allein ich erklärte, bei einer ſolchen Lüge könne kein Segen unſere Reiſe begleiten, und ich würde lieber nach Mombas zurückkehren. Er verſprach mir daher, bei der Wahrheit zu bleiben und Uſambara als unſer Reiſeziel anzugeben, wenn er darüber gefragt würde. Wir nahmen nun eine faſt ganz öſtliche Richtung. Der Weg wurde jetzt von der Euphorbia (Kolqual in Abeſſinien) und der wilden Aloe ſo verſperrt, daß ich meinen Eſel nicht reiten konnte. Da wir vor Einbruch der Nacht nicht aus dieſem Dickicht herauskommen konnten, ſo hieben wir das Gehölz hinweg und bereiteten unſer Nachtlager. Wir zündeten ein großes Feuer an, um uns gegen die wilden Thiere zu ſchützen, deren Spuren (beſonders des Nashorns) wir in dem dicken Dſchungel bemerkt hatten. Das Nashorn beſonders liebt die Plätze, welche mit Euphorbien, Aloen und Akazien bedeckt und un-

wegſam gemacht ſind, während der Elephant mehr moraſtige Gegend wählt, wo viel hohes Gras und ein naher Wald iſt, in den er ſich zurückziehen kann. Der Büffel liebt mehr offenen Grund, wo er zartes Gras zum Futter und dünnes Akaziengebüſch findet, hinter welchem er ſich verbirgt. So hat jedes Thier ſeine ihm angemeſſene Oertlichkeit, und ich konnte von der Natur und Art der Gegend meinen Leuten immer vorherſagen, mit welcher Art von wilden Thieren wir wahrſcheinlich zuſammentreffen würden, und umgekehrt konnte ich von der Art der Thiere auf die Beſchaffenheit der Gegend ſchließen. So iſt die Wildniß äußerſt lehrreich und unterhaltend für einen nachdenkenden Reiſenden. In ſolchen dicken Dſchungels iſt es ſehr gefährlich, Nashörner zu jagen, da der Jäger nirgends ausweichen kann, weil es keine Wege giebt, außer ſolche, welche das Thier ſelbſt gemacht hat, das ſich weder vor Dornen, noch Menſchen fürchtet.

18. Juli. Unter dem bewahrenden Schutz Gottes wurde die Nacht glücklich zurückgelegt, und wir ſetzten nun mit Tagesanbruch unſere Reiſe weiter fort durch den dicken Dſchungel, in welchem wir uns drehen und wenden mußten wegen der Euphorbia und Aloe, die uns nicht nur die Kleider zerfetzten, ſondern auch mit ihren unbarmherzigen Stacheln den Körper verletzten, ſo daß Mancher von uns laut aufſchrie vor Schmerzen. Auf einmal hörten wir einen ſonderbaren Schrei, und plötzlich warfen die Vordermänner unſerer kleinen Karawane ihre Laſten auf den Boden, ſprangen theils zurück zu mir, der ich nur etwa 15 Schritte hinter ihnen war, theils ſuchten ſie Bäume zu erſteigen, oder in das Dickicht zu fliehen, das ihnen aber den Eingang verwehrte, da man weder rechts, noch links ausweichen konnte. Im Augenblick wußte ich nicht, was die Urſache der Verwirrung war, bis ich vernahm, der Vordermann habe im Wege ein großes Nashorn (Kufaro in Suahili, Pera in Kinika) geſehen. Ich ergriff meine Flinte und ſtellte mich zu ſeinem Empfang bereit. Während ich auf die geringſte Bewegung des Gebüſches achtete, von woher ich des Thieres Angriff vermuthete, feuerte Bana Cheri ſeine

Flinte auf's Geradewohl ab, wodurch mein Esel, dessen Wärter bereits entflohen war, scheu wurde und mit Sattel, Steigbügel und Zaum im Maul den Reißaus nahm. Die Verwirrung wurde nun noch größer. Glücklicher Weise floh das Nashorn in der Richtung nach vornen, statt nach hinten, in welch letzterem Fall es die Meisten von uns hätte niedertreten können, da wir in dem engen Weg Alle hinter einander giengen und nirgendshin ausweichen konnten. Der Esel floh auf dem Weg, den wir gekommen waren. Nachdem das Nashorn sich entfernt hatte, forderte ich meine Leute auf, den Esel zu suchen, allein diese hatten nicht den Muth, weit zu gehen. Ich gieng daher selbst mit zwei Mann, allein wir geriethen bald auf Nebenwege, welche von wilden Thieren gemacht waren. Endlich fand ich, daß wir in Gefahr waren, uns ganz von unseren zurückgelassenen Leuten zu entfernen; deßwegen mußte ich den Esel seinem Schicksal überlassen und für unsere eigene Sicherheit sorgen. Wir erreichten unsere Leute glücklich wieder. Es that mir sehr leid, mein so nützliches Thier durch die dumme Furcht meiner Leute verloren zu haben, denen ich schon oft befohlen hatte, in kritischen Augenblicken ruhig zu sein und ihren Verstand nicht zu verlieren; aber alle Warnung ist vergebens bei diesen Afrikanern, wenn sie in Verlegenheit gerathen, in der ihnen alle Besinnung verschwindet. Uebrigens hatte ich Ursache, Gott zu danken, daß kein Menschenleben bei dieser gefährlichen Gelegenheit zu Grunde gegangen war.

Nachdem wir etwa eine halbe Stunde weiter durch den Dschungel gezogen waren, gelangten wir in das trockene Bett eines Flusses, in dem jedoch noch hie und da etwas Wasser zu finden war. Wir lagerten uns und bereiteten unser Morgenbrod. Nachdem wir uns wieder in Bewegung gesetzt hatten und eine Strecke weit gegangen waren, kamen wir aus dem Dschungel ganz heraus auf einen Wiesengrund mit einzelnen Bäumen. Hier sahen wir Giraffen (Tia oder Tiga in Suahili) in kleinen Heerden von 8—10 Thieren. Sie ließen uns aber kaum auf 300 Schritte nahe kommen, als

ſie mit Windesſchnelle davonflohen. Da wir den ganzen Tag ohne Unterbrechung marſchirten, ſo fühlte ich mich ſehr ermüdet, und ich wäre jetzt froh an meinem Eſel geweſen. Aber ich ſollte eben die Mühen der Wildniß perſönlich erleben und nicht bloß auf dem Rücken eines Thieres.

Abends kamen wir in eine Gegend, welche ſehr eiſenhaltig war. Bana Cheri deutete auf das Eiſenerz mit den Worten: „Dergleichen giebt es im Ueberfluß in dem Land Ugono bei Dſchagga, wo es auch Rebmann geſehen hat.“ Somit wäre ſchon ſo nahe an der Küſte das Material vorhanden, das zur Errichtung von Eiſenbahnen ſo erforderlich iſt.

19. Juli. Das vom Thau naß gewordene Gras beläſtigte mich nicht wenig. Wir ſahen wieder Giraffen in der Nähe eines Platzes, wo die Wadigo-Jäger Gruben für ſie und andere wilde Thiere bereitet haben. Als ich nach einer Giraffe gerade ſchießen wollte, ſtand ich am Rande einer Grube, die ich nicht bemerkte, da ich meinen Blick auf das Thier richtete. Noch zu rechter Zeit machte mich Bana Cheri auf die Gefahr des Hinunterfallens aufmerkſam, wodurch mir aber das Thier entgieng. Dieſer Umſtand wurde mir ſehr lehrreich in Beziehung auf das Leben eines Chriſten. Wie oft lieben wir etwas vom Weſen dieſer Welt, und ſehen den Abgrund nicht, in den wir fallen könnten und müßten, wenn uns nicht der treue Heiland durch ſein Wort und ſeinen Geiſt auf die Gefahr aufmerkſam machen würde!

19. Juli. Da unſere Richtung beſtändig gegen Südoſt und Oſten war, ſo wurde mir unſer Weg immer mehr verdächtig, zumal da ich bemerkte, daß wir von den hohen Bergen, die wir im Süden geſehen hatten, uns mehr entfernten, als ihnen nahe kamen. Als ich meinem Führer meine Bedenken mittheilte und nach dem Kompaß die Lage von Uſambara ganz anders darſtellte, als ſie unſerem Weg gemäß ſein mußte, ſo befahl er einigen Leuten, auf die Bäume zu ſteigen. Sie konnten aber nichts als dicken Wald erblicken. Einen Berg ſahen wir zwar zu unſerer Linken, aber wir

wußten nicht, ob es der Jombo oder der Gelle im Waſchinſi-Land war. Zuletzt ſahen wir gar keinen Weg mehr, nicht einmal einen Thierweg. Nun riethen Einige, wir ſollten nach Wanga gehen zu dem Häuptling Emfulanguo, den Kmeri zum Diwani oder Gouverneur der Gegend von Tanga eingeſetzt hatte. Während wir ſo ziellos dahinzogen, kamen wir zu einer Waſſergrube und einem betretenen Weg, der ſüdlich gieng, und offenbar nach Uſambara führen mußte. Ich ſtellte dieß meinem Führer vor, allein er beſtand auf der Richtung nach dem Meere hin, alſo nach Oſten. Endlich wurde er ſelbſt zweifelhaft und ließ daher wieder einige Leute auf Bäume ſteigen. Einer glaubte eine Meeresbucht zu ſehen, während der Andere eine abſchreckende Beſchreibung von dem dicken Wald gab, dem wir entgegengiengen. Jetzt trat ich in's Mittel und verlangte die Rückkehr nach jenem betretenen Weg und die Verfolgung deſſelben bis an ſein Ende, da ich überzeugt war, daß er zu menſchlichen Wohnungen führen müſſe. Bana Cheri gab nach und folgte meinem Rath. Um Mittag kamen wir zu dem Fluß Leni, wo wir unſer Mittagsmahl kochten. Ich ſchnitt ein großes Kreuz und die Jahreszahl in einen Baum, der am Ufer des Fluſſes ſtand.

Bana Cheri war indeſſen immer noch ſehr bedenklich, weil er fürchtete, mit den Waſegedſchu zuſammenzutreffen, die wilder und feindlicher als die Wadigo ſein ſollen. Sie beſtehen aus zwei Stämmen, Muagnombe und Muakammedi. Die Hauptorte des erſtern ſind Empungue, Dſchimbo und Dſchongoleani. Muakammedi hat Bomani zum Mittelpunkt. Dieſe Stämme bewohnen die Küſte von Wanga und Tanga. Ihre urſprüngliche Heimath ſoll die Stadt Schungaya oder Schiras geweſen ſein, die früher der Inſel Patta gegenüber lag, jetzt aber zerſtört iſt.

Von den Galla und Suahilis aus Schungaya vertrieben, flohen die Waſegedſchu an den Oſi, dann nach der Bucht von Kileſi und endlich nach Tanga, wo ſie die Wadigo öfters beunruhigen. Ihre Sprache iſt die der Pokomo-Stämme am Dana-Fluß, deren erſtes Dorf (in der Nähe der Küſte)

Tſcharra heißen ſoll, wo der Häuptling Gawina herrſcht, eine Tagreiſe von Kau oder Kow, wie der Name auf engliſchen Karten geſchrieben iſt.

Nachdem wir den Fluß Leni (oder Mekindini in Kinika) verlaſſen hatten, kamen wir bald an eine Stelle, wo wir menſchliche Stimmen hörten. Da wir nicht wußten, was es für Leute waren, gebot Bana Cheri äußerſte Stille und Vorſicht. Wir ſahen dann einige Hütten und eine Anzahl Weiber und Kinder, die wir ſogleich als Wadigo erkannten. Da Bana Cheri den Namen des Ortes nicht kannte, ließ er ihn auf eine liſtige Weiſe durch einen ſeiner Leute von den Weibern erfragen. Obwohl wir Waſſer bei uns hatten und Jeder von uns trinken konnte, ſo bat doch Einer die Wadigo-Frauen um Waſſer, bei welcher Gelegenheit er ſie nach dem Namen des Ortes auf indirecte Weiſe fragte. Auf ſo feine Weiſe ſpioniren die Eingeborenen das Land aus. Kein Wunder, daß ſie ſogleich Verdacht haben bei der Erſcheinung eines Fremden, vollends eines weißen Mannes. Ein Eingeborener begleitete uns nun für den Lohn von einigen Glasperlen zu dem Häuptling von Gondſcha, ein Wadigo-Dorf am Fluß Umba, wo Bana Cheri ſeinem Bruder Gemali aus Wanga begegnete, der mit 10 Flintenmännern auf dem Weg nach der Wildniß von Daſeta war, um Elephanten zu jagen.

20. Juli. Ich ſchlief im Freien, mußte mich aber um Mitternacht in eine Hütte begeben, da Regen kam. Im Zimmer fürchteten ſich meine Leute vor der Paſi, einer gräulichen Wanze, deren Biß nach dem Bericht der Eingeborenen Fieber verurſachen ſoll. Die Paſi ſoll ſich am Dſchub-Fluß, auf den Inſeln Tula, Kiama, Patta und andern Orten der Küſte, ſowie auch in Teita, Uſambara und Uſchinſini finden. Die gebiſſene Perſon fühlt ein Brennen an der Stelle des Körpers, wo ſie gebiſſen wird, dann folgt Froſt und andere Fieber-Symptome. Die Eingeborenen kennen übrigens ein ſpezifiſches Mittel gegen den Paſi-Biß, welches mir aber nicht genannt wurde. Wer einmal von der Paſi gebiſſen

war und das Fieber überſtanden hat, ſoll bei einem zweiten und folgenden Biß keine Folgen mehr empfinden.

Mua Muiri, der Häuptling von Gondſcha, ließ ſich für ein Doti (d. h. 8 Ellen amerikaniſchen Baumwollenzeug) beſtimmen, uns nach dem großen Dorf Nugniri zu begleiten, wo eine Tochter Kmeris einen Theil des Waſchinſi-Landes beherrſcht. Der Boden von Gondſcha iſt ſehr fruchtbar. Die Leute pflanzen Welſchkorn, Reis, Kaſſada, Bohnen u. ſ. w. Der Fluß Umba kommt aus den nordöſtlichen Bergen von Uſambara und fließt in die Bucht von Wanga. Er ſoll nie vertrocknen. Alles Land umher ſoll früher von den Wakuaſi durchſtreift worden ſein. Bana Cheri erzählte, daß, als er einmal mit dem Karawanen-Führer Kaſimu und mehreren hundert Suahili die Wakuaſi bei Daſeta des Elfenbeinhandels wegen beſuchte, dieſe Barbaren den Plan faßten, die Suahili alle zu ermorden. Da dieſer Plan aber von einem Mkuaſi verrathen wurde, griffen die Suahili zu den Waffen und tödteten mit 32 Flinten viele Wakuaſi, nahmen 300 Weiber und Kinder und 700 Schafe und Kühe gefangen, worauf ſich die Wakuaſi beugten und von den verſöhnten Suahili ihre Familien und ihr Vieh wieder erhielten, und von da an immer freundlich gegen die Suahili ſich betrugen.

21. Juli. Ehe ich dieſen Morgen Gondſcha verließ, fragte mich ein Eingeborener im Ernſt, ob die Europäer Menſchenfreſſer ſeien, die Suahili hätten ihnen dieß geſagt. Ich gab ihm natürlich die nöthige Erklärung. So dienen unſere Reiſen dazu, die Vorurtheile der Eingebornen, und die Verläumdungen der Muhamedaner zu zerſtreuen.

Der Fluß Umba war da, wo wir ihn paſſirten, 25 bis 30 Schritt breit, und 1½ Fuß tief. Die Ufer ſind 10 bis 15 Fuß hoch. Es war hier weder Waldung noch Gehölz au dem Ufer des ſchönen Fluſſes, der mich vielfach an den Hawaſch im Adel-Land erinnerte.

Nachdem wir Gondſcha verlaſſen hatten, fanden wir überall Waſſer, woher es kommt, daß dieſes Land auch überall zum Anbau benützt wird. Das Alpenland von Uſambara

zieht den Regen an ſich und ſendet das ganze Jahr hindurch eine Maſſe Waſſer nach den Niederlanden. Von Gondſcha bis an den Pangani iſt das Land bewohnt und bebaut. Nachdem der Umba paſſirt war, kamen wir bald an den Bach Dſchubba. Auf dem Weg fragte mich ein Mnika unter Anderem, ob wir auch Sclaven hätten. Als ich ihm ſagte, daß wir Chriſten keine Sclaven halten, ſie weder kaufen noch verkaufen, ſo wandte er ſich zu den Suahilis und ſagte: „Warum macht denn ihr Sclaven?“ Es gefiel ihm ſehr, daß die Europäer die Sclaverei abgeſchafft haben. Der freundliche Mann gab uns eine gute Portion geſottener Kaſſada, welche wir während des heftigen Regens uns ſchmecken ließen.

Nachmittags kamen wir an den Hügel Kilulu, an deſſen weſtlichem Fuß einige kleine Seen liegen, wo die Eingebornen in dem Sumpfboden viel Reis pflanzen. Als es Abend wurde, und ich ſehr müde war, beſchloſſen wir, unſer Nachtquartier in einem Dorfe zu nehmen, das am Fuß des Hügels Kilulu liegt. Glücklicher Weiſe kamen wir in das Haus eines Mannes, der meinem Führer bekannt, und in ſeinem geräumigen Haus gut eingerichtet war. Er gab uns unſere Speiſe auf Porzellan-Platten von Sanſibar. Leider betheiligt ſich dieſer Mann, der gegen uns ſo höflich und freundlich war, am Sclavenhandel. Er hatte mehrere ſchöne Sclavinnen von Kahe, ein Land, das in der Nähe von Dſchagga liegt, wohin er früher mit Bana Cheri Handelsreiſen gemacht hatte.

22. Juli. Nachdem wir mehrere Bäche und Dörfer paſſirt hatten, kamen wir um Mittag in das große Dorf Kuſe, wo der Wadigo-Häuptling Muhenſano mich freundlich empfing, mir ein Schaf ſchenkte, wofür ich ihm einen Thaler gab. Kaum hatte ich mich unter einen Baum geſetzt, ſo verſammelte ſich eine Schaar junger und alter Wadigo um mich her, die ſich ſehr anſtändig und ehrfurchtsvoll benahmen, auch nichts bettelten. Ich erzählte ihnen den Fall Adam's und die Erlöſung durch Jeſum Chriſtum, den Sohn Gottes.

Als ſie mich fragten, ob wir das Fleiſch der Thiere eſſen, welche die Wanika geſchlachtet haben, und ob wir auch

Schweinefleiſch genießen, ſo mußte ich dieſe Frage bejahend beantworten, worüber aber Bana Cheri ſo aufgebracht wurde, daß er mich einen Mkaffiri (Ungläubigen) nannte, wie die Wanika. Ich gab ihm wegen ſeines hochfahrenden Benehmens gegen die Wanika einen Verweis und bemerkte, daß die Suahilis in vieler Beziehung ſchlimmer ſeien, als die Heiden; ſodann zeigte ich ihm, daß Muhamed ein Betrüger geweſen ſei, der, was er Gutes im Koran lehre, von der Bibel der Chriſten geſtohlen, und ſeine Religion durch das Schwert verbreitet habe.

Die Wanika, die dem Streit zuhörten, freuten ſich, daß ich den ſtolzen Muhamedaner ſo in die Enge getrieben hatte.

23. Juli. Wir paſſirten auf unſerem Weg zwei große Dörfer, Bamba Emtende und Mua Karanga. Später paſſirten wir die Dörfer Manigni, Kadſchendu, Pande, Sidſchi und Muheſa. Auf dem Weg ſagte mir Bana Cheri, der große Suahili-Häuptling wohne in Wanga und heiße Mana wa Dſchambi. Er ſei ein Diwani (einflußreicher Mann), deſſen Einfluß ſich vom Pangani bis an den Oſi erſtrecke. Seine Würde ſei erblich, obwohl abhängig von Kmeri.

Um 3 Uhr Nachmittags paſſirten wir den Fluß Emgambo, der in Uſambara, wo er entſpringt Sidſchi genannt wird. Er war da, wo wir ihn durchwateten, 60 bis 70 Fuß breit. Sein Bett iſt voll Felſen, daher ſein Geräuſch in weiter Ferne gehört wird. Das Waſſer war ſehr kühl und erfriſchend. Er fließt in die Bucht von Tanga an der Küſte und iſt zwar nicht ſchiffbar, aber die langen und dicken Bäume in Uſambara, die ſich für Schiffsbau und alle Arten von Schreinerwerk eignen, könnten vielleicht in Flößen auf dieſem Strom an die Küſte gebracht werden. Wie Vieles enthält Afrika, was für Europa noch nützlich werden kann!

Wir übernachteten in dem Dorfe Muheſa bei dem Bruder unſeres Führers Mua Muiri.

Die Bewohner von Muheſa waren ſehr höflich, wahrſcheinlich aus Furcht vor Kmeri, deſſen Gebiet an Muheſa grenzt. Die Wadigo fürchteten ſich gerade gegenwärtig ſehr

vor Mkirangoſſo, dem Sohne Kmeri's, welcher eine Famili
die der Zauberei angeklagt worden war, tödten wollte. D
Mann mit ſeinem Kind wurde ergriffen und getödtet, ab
die Frau entfloh zu den Wadigo, denen Mkirangoſſo m
Krieg drohte, wenn ſie die Zauberin nicht ausliefern würde
Wie viele tauſend Menſchen werden in Afrika jährlich de
Aberglauben aufgeopfert!

24. Juli. Bana Cheri benahm ſich vor unſerer Abrei
vor Muheſa noch ſehr herrſchſüchtig, weil die Leute die B
reitung unſers Morgenbrodes verzögerten. Er iſt ein ſtolze
lügneriſcher, habſüchtiger und liſtiger Mann, der mich m
meiner Habe nur als Mittel gebrauchen will, um ſich b
den Leuten wichtig zu machen, und ſich den Weg zu ſeine
Handels-Unternehmungen zu bahnen. Und doch iſt er fü
einen Reiſenden ſehr nützlich, da er Muth hat, und mi
Feſtigkeit und gewandter Zunge den Betteleien der Leute ent
gegentritt, und ſo dem Reiſenden wieder manche Ausgabe
erſpart, die ein furchtſamer Führer verurſachen würde. Auc
behauptet er eine Auctorität über die Gepäckträger, die of
ſehr anmaßend und widerſpenſtig ſind. Ich wüßte keine
beſſern Führer nach Uniameſi, ja ſogar nach Weſtafrika,
wohin er mich oder Rebmann begleiten will. In dem Dor
Fumoni betraten wir das Gebiet des Königs von Uſambara.
In dieſem Dorf wird alle Wochen ein Markt gehalten. Nach
dem wir noch einige Dörfer der Waſchinſi paſſirt hatten,
kamen wir vor die Thore des großen Dorfes Rugniri, wo
eine Tochter des großen Kmeris ihren Sitz hat, von dem
aus ſie ihren Diſtrikt beherrſcht. Nach langem Warten vor
den feſten Thoren des Dorfes, das mit einem undurchdring-
lichen Gebüſch umgeben iſt, kam ihr Verwalter heraus und
fragte nach dem Zweck meines Kommens. Es ſchien, daß
er mich für einen Zauberer des weißen Volkes hielt und ſich
deßhalb fürchtete, mir nahe zu kommen. Er ſprach ſo zurück-
haltend, daß ich innerlich etwas unruhig wurde. Endlich
wurden wir durch die Thore eingelaſſen und in ein Haus in
der Nähe der königlichen Frau geführt, wohin ihre Sclaven

uns Waſſer, Holz und Nahrungsmittel brachten. Die Dame ſelbſt mit ihrem Ehemann Bana Emſangaſi kam erſt Abends ſpät, um uns zu grüßen. Bana Cheri machte ihr Vorwürfe, daß ſie uns ſo lange auf ſich habe warten laſſen. Die hohe Frau ſcheint ſich wenig von den übrigen Waſchinſi-Weibern zu unterſcheiden. Sie arbeitet mit eigener Hand, bereitet Speiſe für ihre Familie, obgleich ſie viele Sclavinnen um ſich hat. Sie, und nicht ihr Mann, hat die Zügel der Regierung über ihre Unterthanen in der Hand. Sie ſcheint nicht mit jener Grauſamkeit zu herrſchen, deren ſich einige von Kmeris hundert Kindern ſchuldig gemacht haben.

Die Ruhe und Achtung, mit welcher die Leute mir begegneten (von denen auch nicht Einer etwas bettelte), zeigte mir bald, daß im Reiche des Königs Kmeri Ordnung herrſchen muß, die man in den republikaniſchen Staaten der Wanika und Wakamba vergeblich ſucht.

25. Juli. Die königliche Tochter begab ſich dieſen Morgen zu ihrem Bruder Mkirangoſſo, um ihn zu bewegen, ſich gegen die Wadigo friedlich zu betragen.

Das Klima in Nugniri iſt vortrefflich, da meiſtens eine kühle Luftſtrömung von den hohen Bergen Pambire, Mabanduka und Lewa kommt. Der Ort liegt in einem dicken Dſchungel, der als Feſtung dient. Zwei niedere und enge Thore, die von Soldaten bewacht ſind, führen in das Dorf, deſſen Bewohner zum Waſchinſi-Stamm gehören. Das Wort „Waſchinſi“ bezeichnet eigentlich „Ueberwundene, Beſiegte.“ Kmeri betrachtet dieſe Leute als ſeine Sclaven. Sie bewohnen das ganze Niederland bis an die Küſte, wo ſie mit den Muhamedanern zuſammenleben, deren Sitten und Gebräuche ſie zum Theil angenommen haben. Ihre Voreltern ſollen vom Südweſten des Pangani-Fluſſes gekommen ſein, wo heute noch ein Ueberreſt von Waſchinſi iſt, 3 Tage von der Küſte entfernt. Der Häuptling jener Waſchinſi, durch deren Land der Weg nach Uniameſi führt, war es, der im Jahr 1847 den Franzoſen Maiſan getödtet haben ſoll, und

zwar, wie man ſagt, auf Anſtiften der Araber in Sanſibar, welche es nur gar nicht gerne ſehen, daß ein Europäer das Innere beſuche, und in eine direkte Verbindung mit den Eingeborenen komme. Herr Maiſau hatte viele Handelsgüter bei ſich, da er neue Wege für den europäiſchen Handel eröffnen wollte.

Die Waſchinſi ſind durch ihre braune Farbe leicht von den Suahili und Wanika zu unterſcheiden, die viel dunkler ſind. Als Ackerbauer pflanzen ſie Reis, Welſchkorn, Hirſe, Kaſſada u. ſ. w. Da ſie keine Kokos-Bäume haben, können ſie ſich nicht dem Trunk ergeben, wie die Wanika. Sie bereiten jedoch auch ein Getränk aus Zuckerrohr, das in einem großen hölzernen Mörſer geſtoßen wird, um den Saft zu gewinnen, den man dann mit Waſſer vermiſcht und gähren läßt. Das Getränk iſt nicht ſo berauſchend wie der Kokos-Tembo der Wanika, welche durch ihre Trunkſucht dem chriſtlichen Miſſionar ſo große Hinderniſſe entgegenſtellen. Wenn Trunkſucht unter einem heidniſchen Volk herrſcht, ſo hat es der Miſſionar um 10 Procent ſchwerer, zumal wenn die trunkſüchtigen Heiden Republikaner ſind, und nach Belieben ſchalten und walten können. Der Despotismus des Königs von Uſchinſi und Uſambara hat ſeine großen Nachtheile, aber auch ſeine Vortheile weil die Leute an Ordnung und Thätigkeit ſich gewöhnen müſſen. Zauberei und anderer Aberglaube herrſcht furchtbar unter den Waſchinſi und Waſambara; weßhalb ich mich ſehr in Acht nahm, vor den Leuten zu ſchreiben, oder ſie Vieles auf direkte Weiſe zu fragen. Dieſe Vorſicht iſt im Anfang nothwendig, bis die Leute den Fremden näher kennen gelernt haben, wo ſie dann gewöhnlich ſehr zutraulich werden. Ein Miſſionar hat einen Vortheil über den Fremden, der blos der Wiſſenſchaft wegen reist, weil er von Dingen redet, welche keinen politiſchen Verdacht erregen können, denn die Leute merken bald, daß er nicht von irdiſchen Dingen ſpricht. Auch braucht der Miſſionar nicht ſehr zu eilen, die Dinge, welche für die Wiſſenſchaft wichtig ſind, zu erfragen. Er kann ſie gelegentlich und ungeſucht, und daher mit um ſo größerer Genauigkeit erforſchen.

Die Leute von Nugniri wurden nach und nach so zutraulich, daß sie mich öfters aus meiner Hütte herausriefen, um mich mit ihnen zu unterhalten, und wenn ich wieder hinein gieng, sagten sie: „O! er geht schon wieder hinein!“ Wie schon erwähnt, fand ich keine bettelhaften Leute unter ihnen, aber ob die Bettler bei längerem Aufenthalt ferne von mir geblieben wären, ist eine andere Frage. Doch glaube ich, daß der Missionar in einem despotischen Land weniger von Bettlern zu leiden hat, als in einem republikanischen, vorausgesetzt, daß die großen Bettler, die Könige und Gouverneure, vorher in Etwas befriedigt sind. Die Bettelei der Heiden betrachte ich immer als eines der größten Hindernisse des Missionars, gegen welches ich noch kein Mittel gefunden habe, und welches ich mehr fürchte, als alle Gefahren zu Wasser und zu Land; es ist das crux Missionarii.

Das Tabakrauchen ist allgemein verbreitet unter den Waschinsi und Wasambara. Die kühle und feuchte Luft der Hochländer mag dieses Narkoticum nothwendig gemacht haben, das in diesen Ländern reichlich angepflanzt und in Kuchen (100 Stücke für ¼ Thaler) an andere Stämme verkauft wird. Die Kleidung der Waschinsi unterscheidet sich nicht wesentlich von der der Wanika und anderer Stämme. Ein Stück Baumwollenzeug von 2 oder 2½ Ellen wird über den Leib geworfen. Ein kleineres Stück reicht von den Lenden bis auf die Kniee und dient als eine Art Beinkleider, die mit einem Gürtel befestigt sind, in dem ein Messer steckt; die Frauen lieben die Glasperlen und andere Schmucksachen.

Die Waschinsi haben vergiftete Pfeile, wie die Wanika und andere ostafrikanische Stämme. Viele gebrauchen Flinten, seitdem der europäische Handel die Feuerwaffen in großer Menge nach der Insel Sansibar gebracht hat. Die Wasegua-Stämme gebrauchten sie zuerst mit großem Vortheil über ihre Nachbarn, die Wasambara, welche genöthigt wurden, sich auch Feuerwaffen anzuschaffen zur Vertheidigung ihres Landes gegen ihre südlichen Feinde.

Die Hauptnahrung der Waschinsi und Wasambara besteht im Genuß der Pisang-Frucht, des Zuckerrohrs (das sie aussaugen), und des Welschkorns, woraus sie Sima oder Ugalli machen, das heißt, einen dicken Brei, dessen Mehl bloß im Wasser gesotten und mit etwas Schmalz vermischt wird. Die Pisangfrucht oder Banane wird im Mörser gestoßen und gebacken und so eine Art Brod daraus bereitet. Vieh giebt es wenig in den niedern Gegenden, dagegen hat das Bergland Ueberfluß an Schafen und Kühen. Man kauft eine gute Kuh in Usambara für 4 oder 5 Doti Tuch, was den Werth von 2 oder 2½ Conventionsthalern hat.

Die Ackergeräthe bestehen hauptsächlich in der kleinen Haue (Dschembe genannt), die eine dreieckige Gestalt hat. Getreide wird mit dem Pischi (Meßchen) gemessen. Die Küchengeräthe sind von Thon, wovon es eine sehr gute Qualität in Usambara giebt. Davon werden auch die Pfeifenköpfe der Raucher gemacht. Die Gestalt der Hütten ist rund, wie bei den Wanika. Die Thüröffnungen sind meistens noch niedriger und enger, als bei den Wanika. Die Wasambara pflegen ihren Holzvorrath zu trocknen und zu spalten und dann aufzubewahren, weil auf den Bergen das Holz oft sehr rar ist und in der Regenzeit nicht gesammelt werden kann. Auch Kuhmist wird an manchen Orten zur Feuerung gebraucht.

Die Zahl der dem König Kmeri unterworfenen Waschinsi mag sich in der Ebene auf 30,000, in den Gebirgen auf 60,000 Seelen belaufen und sein ganzes Reich umfaßt wenigstens eine halbe Million Einwohner, von der Küste bis zu den Pare-Bergen, 6 bis 8 starke Tagreisen von Ost nach West. Im Süden bildet der Pangani-Fluß, im Norden die Wakuafi-Wildniß und das Wadigo-Land die Grenze von Usambara. Das schöne Thal Kerenge, von dem später die Rede sein wird, trennt die gebirgigen Provinzen von Uschinsi und Usambara. Was westlich von jenem Thal liegt, heißt Usambara im eigentlichen Sinn, was dagegen östlich liegt, heißt Bundei, wovon Uschinsi, d. h. das Gebiet der Waschinsi, den Haupttheil ausmacht. Da die Wasambara dem König Kmeri

urſprünglich angehörten, die Waſchinſi hingegen durch Eroberungen zu dem Reich hinzugefügt wurden, ſo iſt es natürlich, daß die Waſambara ſich allein für freie Leute halten und die Waſchinſi als Sclaven verachten und hart behandeln. Der König hat aber in der neuern Zeit von ſeiner Härte nachlaſſen müſſen, damit die Waſchinſi nicht verſucht würden, ſich an die Waſegua-Stämme anzuſchließen, die mit Hülfe der Feuerwaffen von Sanſibar den König von Uſambara immer mehr beſchränken und in's Gedränge bringen, ſo ſehr, daß in der neueſten Zeit der Sultan von Sanſibar das Reich Uſambara geradezu als ſich angehörig betrachtet hat, obgleich es ihm ſchwer werden müßte, es eigentlich zu erobern.

26. Juli. Heute übergab ich der königlichen Prinzeſſin und ihrem Gemahl meine Geſchenke in Kleidern und Glasperlen, die etwa 2 Thaler ausmachten. Sie und ihr Gemahl verſteckten mein Geſchenk ſehr vorſichtig unter ihrem Gewand, damit es Niemand ſehen und dem König berichten könnte, was ſie von mir empfangen haben, indem ſie ſonſt, wie ſie ſagten, ihren Kopf verlieren würden, weil alles dem König gehört. Ehe ſie, wie Diebe, mit ihren Schätzen aus meiner Hütte traten, verſicherten ſie mich wiederholt und in ſtarken Ausdrücken ihrer Freundſchaft und ihres Schutzes und daß jetzt die Thüre zum Land, d. h. der Weg, den König zu ſehen, mir offen ſtehe. Von dieſer Zeit an hörte aller Verdacht auf. Die Prinzeſſin und ihr Gemahl beſuchten mich öfters und ſandten mir Speiſe für meine aus 7 Mann beſtehende Karawane. Ich erhielt ſogleich nach der Uebergabe des Geſchenks ein Schaf, und ſo wurde mir meine Gabe reichlich erſetzt, indem ich keine Speiſe mehr kaufen durfte. Später kam auch der Verwalter und empfieng von mir, ebenfalls verſtohlenerweiſe, ſein Geſchenk im Werth von einem halben Thaler.

27. Juli. Als ich die Prinzeſſin um Erlaubniß bat, von Rugniri aufbrechen und zu Kmeri reiſen zu dürfen, wurde mir geſagt, daß ich warten müßte, bis der Bote, der gleich bei meiner Ankunft in Rugniri zum König abgeſandt wurde,

zurückgekehrt sei, da kein Fremder (wie in Schoa in Abessinien) das Innere des Landes betreten dürfe ohne die specielle Erlaubniß des Zumbe (König). Diese Erklärung erheiterte mein Gemüth, denn ich hatte bereits Verdacht geschöpft, daß ich hier beraubt werden könnte, wie mir bei Adara Bille im Wollo-Galla-Land begegnet ist. Es war mir nämlich sonderbar, daß Soldaten mich überall begleiteten, wo ich hingieng, und daß mir nicht erlaubt wurde, meine Reise fortzusetzen, hauptsächlich aber, daß Bana Cheri immer stolzer und gleichgiltiger gegen mich wurde, so daß ich ihn im Verdacht einer Verschwörung gegen mich hatte. Die Ermordung des Franzosen Maisan unter den südlichen Waschinsi bestärkte mich in diesem Verdacht, den ich jetzt fahren ließ, als ich die Sitte des Landes kennen lernte.

Abends wohnte ich der Ceremonie eines Kischinsi-Zauberers und Doktors bei, welcher einige Kranke heilen wollte. Er hatte in seiner Hand ein Glöckchen, das an ein kleines Stück Holz gebunden war, mit dem er dasselbe in Bewegung setzte. Die Kranken saßen auf dem Boden vor dem Zauberer, der in einem singenden Ton beständig die Worte wiederholte: „Dabre," worauf die Kranken antworteten: „eh". Zwischen den Kranken und dem Zauberer stand eine Kaffeeschaale auf einem kleinen Stuhl, welchen 4 Kuhwedel, die an 4 Stück Holz gebunden waren, umgaben. In der Kaffeeschaale war etwas Wasser und einige Beeren eines mir unbekannten Baumes, welche sich beständig nach dem Mittelpunkt des Wassers hinbewegten. Wie dieß bewerkstelligt wurde, kann ich nicht sagen, aber die Beeren bewegten sich im Wasser hin und her, ohne daß Jemand die Schaale oder das Wasser berührte. Ich versuchte den Zauberer anzureden, aber er wollte mich nicht einmal ansehen, so sehr war er in sein Zauberwesen vertieft, das mich einen Blick in den Aberglauben dieser Leute thun ließ.

28. Juli. Da gestern Abend der Bote von Fuga, der Residenz des Königs, mit der Nachricht zurückgekommen war, daß der Mfungu (Europäer) eilends kommen und daß Scheich

Ibrahim, wie Bana Emſangaſa, der Gemahl der königlichen Tochter, auch genannt wird, ihn begleiten ſolle, ſo konnte ich dieſen Morgen meine Reiſe in's Innere des Landes antreten. Während meine Leute unſer Gepäck bauden und ordneten, hatte ich noch Zeit, mich über religiöſe und weltliche Gegenſtände mit den vielen Leuten, die um mich her ſaßen, zu unterhalten. Von ihnen erfuhr ich, daß jeder Ackerbauer, der Reis, Welſchkorn u. ſ. w. pflanzt, von 10 Meßchen Ertrag ein Meßchen in die königliche Schatzkammer liefern muß. Jetzt wunderte ich mich nicht mehr, woher das viele Getreide kommt, das jährlich von Tanga, Taugata und den Paugani-Dörfern nach Sanſibar und andern Theilen der Küſte, auch ſogar nach Arabien ausgeführt wird. Das königliche Getreide wird theils verkauft, theils für den Unterhalt der Soldaten verwendet. Wenn Jemand einen Elephanten tödtet, ſo darf er nur einen Zahn für ſich behalten, den andern muß er dem König geben. Auch die Viehbeſitzer haben jährliche Abgaben zu geben. Verbrecher werden mit Weib und Kindern als Sclaven verkauft. Gar grobe Verbrecher werden über Felſen in einen Abgrund hinabgeworfen. Doch ſoll Kmeri ſelten dieſe ſchreckliche Strafe anwenden. Er zieht es vor, den Verbrecher an die Muhamedaner der Küſte zu verkaufen und ſein Eigenthum zu confiſciren. Ueberhaupt wird Confiſcation des Eigenthums in vielen Fällen angewendet, wie dieß auch in Schoa der Fall iſt, deſſen deſpotiſche Regierungsweiſe überhaupt mit der in Uſambara am meiſten Aehnlichkeit hat.

Nachdem endlich eine kleine Karawane, mit des Königs Schwager an der Spitze, ſich in Bewegung geſetzt hatte, brachen wir auf und reisten einige Stunden lang über ebenes Land bis an den Fuß des Berges Pambire, der über 2000 Fuß ſich über das Meer erhebt. Der Gipfel des Pambire beſteht aus einem ungeheuren Felsblock, welcher den Berg weithin kenntlich macht. Dieſen Berg würde ich für die erſte Miſſions-Station in Uſchinſi und Uſambara empfehlen. Seine Entfernung von der Küſte beträgt 15 bis 17 Stunden.

Um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir das Dorf Mitahaia, westlich von Pambire, wo wir die Luft ziemlich kalt fühlten. Ich war bei meiner Ankunft etwas fieberisch.

29. Juli. Da Scheich Ibrahim, unser Quartiermeister, vom Berg Pambire, wo er den Gouverneur, welcher der Bruder Kmeri's sein soll, besuchte, nicht zurückgekehrt war, so konnten wir nicht abreisen. Ich suchte mit den Dorfbewohnern zu reden, fand sie aber sehr scheu und unzugänglich. Ich sah hier wieder einen Zauberer, welcher ein krankes Weib und ein Kind, die sehr demüthig und ehrfurchtsvoll vor ihm auf dem Boden saßen, heilen wollte. Er hatte 6 oder 8 Holzstückchen roth bemalt, auch hie und da rothe Punkte auf dem Körper der Kranken angebracht. Nachdem er ein paar Worte etwa 20mal wiederholt hatte (welche von den Kranken nachgesprochen wurden), warf er ein Holzstückchen auf den Boden. Die Worte wurden wiederholt, bis alle Holzstückchen auf dem Boden lagen.

Viel vernünftiger und wirksamer war die Methode meines Führers, welcher mir rieth, meine Füße, welche durch das hohe Gras auf dem Weg sehr gelitten hatten, mit warmem Wasser zu waschen und mit Butter einzureiben und auf meinen geschwollenen Finger, der unterwegs durch die Dornen verletzt worden war und mich sehr schmerzte, Salz zu legen. Dieses einfache Mittel linderte den Schmerz in kurzer Zeit.

30. Juli. Da Scheich Ibrahim heute wieder nicht erschien, so wählten wir seinen Diener zu unserem Wegweiser und brachen von Mitahaia auf. Unsere Richtung war westlich mit einiger Neigung gegen Süden. Wir mußten von jetzt an Hügel und Berge auf- und absteigen, was mich sehr ermüdete. Selbst in Abessinien hatte mich das Bergsteigen nie so ermüdet. Auf den Uschinsi- und Usambara-Bergen gibt es keine Plateaux wie in Abessinien. Kaum hatten wir die Spitze eines Berges erreicht, als wir schon wieder auf der andern Seite eben so tief hinabsteigen mußten, um in der Tiefe einen Wasserbach oder eine Schlucht zu passiren. So folgt in diesem ostafrikanischen Alpenland Berg auf Berg,

Bach auf Bach und Schlucht auf Schlucht. Die Pfützen am Fuß der Berge werden zu Reispflanzungen benützt. Die Hügel sind mit vortrefflichem Zuckerrohr und Pisangbäumen besetzt, und die Wälder enthalten sehr schönes Bauholz. Das wird einmal ein herrliches Land sein, wenn christliche Kultur in ihm blühen wird. Wir passirten den Fluß Emgambo oder Sidschi, welcher hier 30—40 Fuß breit und 1 Fuß tief ist. Er kommt aus den südöstlichen Gebirgen von Bundei, und läuft durch ein sehr enges Thal. Nachdem wir ihn passirt hatten, mußten wir auf einmal etwa 800 Fuß aufsteigen. Oben angekommen fanden wir ein Dorf, das Hamsune heißt und in einem Dschungel liegt. Wir waren kaum eine Minute über ebenen Boden gezogen, als wir schon wieder in ein tiefes Thal hinabsteigen mußten, das ein paar 100 Schritte breit war. Von diesem Thal aus führte uns der Weg sogleich den Berg Makueri hinan, der wenigstens 3000 Fuß hoch ist. Das Aufsteigen war sehr ermüdend für mich und meine Gepäckträger. Während wir am Fuß des Makueri ausruhten und dann den Berg hinaufstiegen, erzählte mir Bana Cheri von seinen afrikanischen Reisen. Er versicherte mich, daß er in Useri (ein Stamm von Dschagga) die kleinen Leute, die man Wabilikimo nennt, gesehen haben. Sie seien nur 3½ bis 4 Fuß hoch und haben lange, auf die Schultern herabhängende Haare. Ihr Land liege im Nordwesten von Useri und habe viel Eisen, das sie in Dschagga für Glasperlen austauschen. Je höher wir aufstiegen, je kühler und angenehmer wurde die Luft. Das kühle Wasser, das aus den Granitfelsen rieselte, die kleinen Weiler, die über die Dachstuhlartige Gestalt des Berges hervorragen; die vielen Stellen, die mit Welschkorn, Reis, Bananas und Zuckerrohr angepflanzt sind, die zahlreichen Wasserfälle, das Geräusch des Flusses Engambo, die Bergmassen, die ich in der Ferne sah: alle diese Dinge hätten mein Gemüth sehr erheben können, wenn ich Kirchen und Schulhäuser gesehen hätte. Aber wie kann durch die Schönheit der Natur ein Verkündiger des Evangeliums ent-

zückt werden, so lange Jesus Christus, der Sohn Gottes, der Schönste unter den Menschenkindern, den Leuten noch unbekannt ist? Auf der Höhe von Makueri fanden wir ein Dorf gleichen Namens, wo wir übernachteten.

31. Juli. Wir konnten heute nicht weiter reisen, da Scheich Ibrahim immer noch nicht erschienen war, und zwei von meinen Leuten das Fieber hatten in Folge des Bisses der Pasi, die im Niederland eine große Plage sind.

Die Häuser der Waschinsi-Hütten in Makueri sind meist mit Pisangblättern bedeckt. Manche Leute waren in Ziegenfelle gekleidet, andere trugen eine Art Hosen aus Reisstroh, das sie um die Lenden binden. Kälte und Armuth macht sie erfinderisch. Die kleinen Kinder, in Ziegenfelle gehüllt, werden auf den Schultern der Mutter getragen.

Wir sahen viele Hunde von rother und weißer Farbe (von dem Schakal-Geschlecht), welche von den Wasambara gegessen werden.

Als wir uns gelagert hatten, erzählte mir Bana Cheri wieder von seinen Reisen im Innern. Er sei von Pangani aus durch das Land der Wasegua nach Engu, Fudschu, Karague, Kimalomegera, Usagarra und Kuiwa gekommen. Von Dschagga gehe man über Ufuma, Kahe, Aruscha, Donio Nerok, Koyo, Dschadschuru, Itandu, Ramba, Ukimbu nach Yogga, wo der Anfang von Uniamesi sei. Er habe dann den See von Uniamesi in 8 Tagen auf einem Boot durchsegelt, das jeden Tag an einer Insel gelandet hätte. Auf der Westseite des Sees sei er in's Land Usambiro gekommen, wo der mächtige König Lebue herrsche. In Koyo, auf dem Weg nach Uniamesi, gebe es vortreffliche Esel und viel Eisen.

1. August. Ehe wir abreisten, übergab ich meine zwei Kranken dem Gouverneur des Ortes nebst den Mitteln für ihren Unterhalt und befahl ihnen, in Nugniri auf meine Rückkehr zu warten.

Die Muhamedaner meiner kleinen Karawane begannen heute ihren Fastenmonat (Ramadan). Sie aßen ihre Speise lange vor Tagesanbruch; zwei von ihnen fasteten aber nicht.

Ich ſprach mit ihnen über den Irrthum ihrer Religionsgenoſſen, welche den Himmel durch Faſten, Almoſen, Gebete, Enthaltung von Schweinefleiſch, Pilgerfahrten nach Mecca u. ſ. w. kaufen wollen, da ſie doch durch wahre Buße und Glauben an Jeſum Chriſtum, den Heiland der Welt, die wahre Gerechtigkeit und den Eingang in's Himmelreich umſonſt haben könnten. Bana Cheri widerſprach mir und ſagte, die Chriſten ſollten eben dem Beiſpiel Iſa's (Jeſus) folgen, welcher kein Schweinefleiſch gegeſſen habe, was er aus einem Legendenbuch des Propheten Jusuf zu beweiſen ſuchte.

Nachdem wir auf der weſtlichen Seite des Makueri hinabgeſtiegen waren, hatten wir mehrere Stunden durch einen großen Wald zu reiſen, der wegen ſeiner hohen, geraden und dicken Bäume, die ſich beſonders zum Schiffbau eignen, Millionen werth wäre. Am Ende des Waldes zündeten wir ein Feuer an und röſteten eine gute Anzahl Bananen unter einem Baum, den Bana Cheri Emkani nannte, deſſen Frucht eine gute Arznei gegen Lendenſchmerzen enthalten ſoll. Die Eingeborenen ſollen dieſe Frucht nach Sanſibar verkaufen, wo man die Salbe zu bereiten wiſſe.

Nachdem diejenigen meiner Leute, die nicht faſteten, die geröſteten Bananen verzehrt hatten, ſetzten wir unſere Reiſe weiter fort über manche Bäche und Schluchten. Wir ſtiegen wieder auf und ab, und glitten mühſam und gleichſam kriechend die Abhänge hinab. Wahrhaftig, dieß iſt Uſambara oder Uſambala, „das Land des Kriechens", wie das Wort Tamba oder Tambala (kriechen) anzudeuten ſcheint. Die Suahili heißen es Uſamba oder Uſchamba; die Wanika ſprechen Uſambara aus, und die Wakamba, Waſchinſi und Waſambara nennen es Uſambala.

Ich wollte oft ungeduldig werden, wenn ich, auf der Höhe der Berge angekommen, ebenes Land anzutreffen hoffte, und nun ſogleich wieder auf einem abſchüſſigen Dachſtuhl hinabſteigen mußte. Ich war jetzt froh, daß ich keinen Eſel bei mir hatte, weil er mir nur Mühe verurſacht hätte, indem es ſchwer geweſen wäre, ihn über die Felſen und ſteilen

Paſſagen, ſo wie über die großen Baumſtämme, die im Wege lagen und verfaulten, hinwegzubringen.

Nachdem wir den ſchönen Wald zurückgelegt hatten, kamen wir bald an den Fuß der Bergreihe von Handei, die wir mühſam hinanſtiegen. Ich ſah dort Sandſtein in großer Menge. Auf der Spitze des Berges war es ſehr kalt. Wir mußten abermals hinab und wieder wenigſtens 3000 Fuß auf einen neuen Berg hinaufſteigen, auf deſſen Höhe wir in das große Thal von Kerenge hinabſchauten, das Bundei von Uſambara trennt. Vom Rand des Berges zieht ſich eine beinahe ſenkrechte Felſenwand bis in das Thal hinab, von dem aus keine Kanonenkugel die Höhe erreichen wird. Das Thal iſt offen gegen Nordoſt und Südweſt, und hat darum eine ſehr wichtige ſtrategiſche Bedeutung. Der Feind, der dieſes Thal erobern kann, iſt in das Herz des Uſambara-Reiches eingedrungen, aus dem er ſchwer wieder zu vertreiben wäre. Dieſes Thal war mit der Erlaubniß Kmeris lange Zeit von Wakamba bewohnt worden, welche es aber vor einigen Jahren verließen, weil ſie von den im Süden eindringenden Waſegua beunruhigt wurden. Die Wakamba zogen ſich daher in die Nähe von Nabbai zurück. Früher drangen die Wakuaſi von Nordoſten her in das herrliche Thal ein und tödteten viele Waſambara, weßhalb es jetzt nur am Fuß der öſtlichen und weſtlichen Berge hie und da bewohnt wird. Auf dem Berg, von dem ich in das Thal Kerenge hinabſehen konnte, hatte ich auch eine großartige Ausſicht auf die ausgedehnte ebene Wildniß, durch welche der Pangani fließt, welcher Fluß von den Waſambara „Luffu" genannt wird, und welcher einen großen Theil der Dſchagga-Flüſſe in ſich aufnimmt. Zwei Tagreiſen von der Küſte ſoll in dem Fluß eine Inſel ſein, die Kiſungu genannt wird. Auf dieſer Inſel, die früher den Portugieſen gehört haben ſoll, hat Kmeri einen ſeiner Söhne ſtationirt, um ſein Land gegen die Einfälle der Waſegua zu ſchützen.

Da mich der heutige Marſch ſehr ermüdet hatte, ſo war ich froh, meine müden Glieder in dem Weiler Kongei zur

Nachtruhe niederlegen zu können. In Kongei verlangten meine Leute mit Ungeſtüm die Erhöhung ihres Lohnes von 5 auf 7 Thaler, indem ſie bemerkten, daß der Weg nach Fuga weiter und anſtrengender ſei, als der nach Dſchagga, bis wohin Rebmann 7 Thaler bezahlt habe. Ich konnte nicht anders, als die Gerechtigkeit ihrer Forderung anerkennen und verſprach ihnen daher die verlangte Summe, indem ich ſagte, ich hätte in Mombas die Entfernung und Beſchaffenheit des Weges nicht gewußt, und daher nur 5 Thaler feſtgeſetzt. Sie waren jetzt ſehr mit mir zufrieden.

2. Auguſt. Wir brachen von Kongei auf und ſtiegen mit großer Schwierigkeit den Abhang hinab in das Thal Kerenge. Wir mußten uns oft an Gras und Geſträuch feſthalten, um nicht in den Abgrund zu ſtürzen. Ein Träger ließ ſeine Laſt fallen, welche ſogleich in eine Seitenſchlucht hinabrollte. Auf dieſem abſchüſſigen Weg verrenkte ich meinen rechten Fuß, der mir nachher noch lange weh that. Nach einer ermüdenden Anſtrengung von 4 Stunden erreichten wir die Ebene, wo das Gras ſo hoch war, daß wir einander nicht mehr ſehen konnten, und uns der Weg mehrmals verloren gieng, bis wir nach Verfluß von einer halben Stunde an den Fluß Engerea kamen, welcher tief und ſtill von Oſten nach Süden fließt, und, das Thal in der Mitte durchſchneidend, ſich in den Luffu ergießt. Er entſpringt in den nordöſtlichen Bergen des Landes. Wir paſſirten ihn auf einem Baumſtamm, der über ſeine Ufer gelegt war. Die Eingeborenen fürchten die Nilpferde ſehr, welche darin ſein ſollen.

Der ſtille, geräuſchloſe und tiefe Fluß, der einen großen Contraſt gegen den geräuſchvollen Emgambo bildet, ſchien mir ein ſchönes Abbild zu ſein von dem verſchiedenen Charakter chriſtlicher Gemeinſchaften, Lehrer und einzelner Chriſten auf ihrem Weg durch dieſe Erdenwildniß zu der ſeligen Ewigkeit. Manche machen ein großes Geräuſch durch ihre Gaben, ihr Lehren und ihre Wirkſamkeit, während Andere mehr ſtill und verborgen ihren Gang dahin gehen. Doch was ſchadet es, wenn ſie nur lebendige Ströme ſind, welche auf dem himm-

lischen Berg ihren Ursprung haben, und Lebenswasser in ihrem Bette dahin tragen, wo sie Gott zum Wirken hingestellt hat, und wenn nur Alle einst am crystallenen Meer der Ewigkeit angelangen!

Wir lagerten uns in dem Dorfe Kerenge, das durch Dornbüsche und Gehölz sehr gut befestigt ist, und das am westlichen Ende des Thales liegt. Der Unterschied der Temperatur war sehr groß in Beziehung auf die Kälte in Kongei, und jetzt die Wärme in Kerenge. Wir kauften einige gute Fische, welche die Eingebornen im Fluß Engerea gefangen hatten. Wie Schade ist es doch, daß dieses schöne Thal, das mehrere Stunden breit ist, wüste gelassen wird!

3. August. Wir passirten den Fluß Kole, welcher sich in den Engerea ergießt. Später passirten wir den Bach Embira, welcher in den Kole geht. Nachmittags stiegen wir einen sehr hohen Berg hinan, wobei ich so erschöpft wurde, daß ich von Zeit zu Zeit ausruhen mußte. Auf der Spitze fanden wir das Dorf Tamotta, wo wir übernachteten. Scheich Ibrahim sprach mit dem Schulzen über unsere Herberge, worauf derselbe sagen ließ, wir sollten irgend ein Haus, das uns gefalle, in Besitz nehmen. Das ließen sich meine Suahili nicht zweimal sagen. Das nächste beste Haus wurde ausgesucht und die Thüre erbrochen. Später kam der Hausbesitzer, welcher sich ganz demüthig neben Bana Cheri hinsetzte, seinen Hausrath entfernte und uns sein Haus überließ. Ich gab ihm jedoch eine Belohnung, um ihm zu zeigen, daß ein Europäer nicht wie ein Suahili handelt, der alles umsonst haben will. Hätte der Eigenthümer das Haus verweigert, so wäre er von Kmeri bestraft worden.

4. August. Es war sehr kalt in Tamotta, da der Wind von den tiefen Thälern und engen Gebirgspässen herauf mit Macht über diese Gegend herstürmte. Auf der Höhe von Tamotta sahen wir im Westen die Berge von Bumburri, welche noch höher sind, als die bisher überstiegenen. In Bumburri residirt der Sebuke, oder Kronprinz, um den Westen des Reichs gegen Pare, und gegen die Feinde, die von der

Wildniß her eindringen könnten, zu vertheidigen. Die Bewohner von Pare waren früher von Uſambara abhängig; gegenwärtig aber haben ſie ſich losgemacht, weil der alte Kmeri die Zügel der Regierung nicht mehr mit ſtarker Hand leitet, wie in ſeiner Jugend. Abends nahmen wir unſer Nachtquartier in dem Dorf Emlola, wo wir warten mußten, bis Befehle vom König in Beziehung auf unſere Weiterreiſe kamen.

5. Auguſt. Ich fühlte ſehr kalt in Emlola. Die Sonne war faſt beſtändig hinter den Wolken. Doch gedeiht der Piſangbaum in dieſem kalten Land. Das Vieh, das ich ſah, war ſehr ſchön. Die Kühe hatten aber meiſt Hörner und keine Höcker, wie die im Niederland. Die Bergbewohner führen ein ſtilles, einfaches, aber trauriges Leben. Das kalte Klima macht ſie ernſt und melancholiſch. Wie glücklich würden ſie ſein, wenn ſie den Frieden des Evangeliums kenneten und im Herzen hätten! Bei Tag ſorgen die Männer für das Vieh oder befinden ſich in ihren Plantagen, während die Frauen Holz ſuchen, das hier ſehr rar iſt, oder Welſchkorn in Mörſern ſtoßen und Sima machen, oder Brod aus Piſangfrüchten bereiten, welche ſie mit ſaurer Milch vermiſchen. Die Kinder hüten das Vieh, das ſie Abends heimtreiben. Das junge Vieh wird in die rauchigen und heißen Hütten gebracht, wo Menſchen und Thiere beiſammen ſchlafen. Das ſtärkere Vieh muß unter dem freien Himmel in einem umzäuten Hof übernachten, das Wetter mag beſchaffen ſein, wie es will. Morgens 9 oder 10 Uhr wird es dann wieder auf die Weide getrieben, nachdem die Sonne den bethauten Boden getrocknet hat. Die Kinder machen dann den Hausſtall ſehr reinlich mit ihren Händen oder mit groben Häuten. Mein Gemüth war in Embola oft ſehr traurig, wenn ich dieſe verfinſterten Bergbewohner ſo ohne Gott, ohne einen Heiland und ohne eine Hoffnung des ewigen Lebens dahingehen ſah, und oftmals begab ich mich unter einen großen Baum, der in der Nähe des Dorfes ſtand und bat Gott um die Rettung dieſes unglücklichen Volkes, von dem ich für die Kirche Chriſti im

Geiſte Beſitz nahm, wie einſt Abraham vom Lande Kanaan. Ich bin es überzeugt, daß in den Augenblicken, wo der erſte Miſſionar, der in ein Heidenland kommt, ſein ganzes Herz zu einem Volke hingezogen fühlt, und er für daſſelbe herzlich beten kann, gleichſam die Empfängniß der chriſtlichen Kirche jenes Landes Statt findet, obwohl es dann noch lange anſtehen kann, bis die Bekehrung dieſes Landes wirklich erfolgt.

6. Auguſt. Da Scheich Ibrahim den Befehl von Kmeri brachte, daß ich unverzüglich kommen ſollte, ſo brachen wir von Emlola auf und erreichten Nachmittags den Fuß des Berges, auf welchem Fuga, die erſte Hauptſtadt des Königs, liegt. Die Stadt beſteht aus einer großen Anzahl Hütten, zu welchen aber kein Fremder Zugang hat. Auch die Suahili werden nicht zugelaſſen. Der uns begleitende Soldat wollte uns kaum erlauben, mit unſern Stöcken den Boden zu berühren, damit die Geiſter von Fuga nicht beunruhigt würden. Kmeri ſoll die Muhamedaner auch deßwegen fürchten, weil ein Suahili-Zauberer Morgens an den Pangani gegangen und Abends wieder nach Fuga auf magiſche Weiſe zurückgekehrt ſei!! Wir wurden in einer Hütte, die nach der Art und dem Geſchmack der Suahili eingerichtet iſt, und die am Fuß des Berges von Fuga liegt, einquartiert, aber von Niemand beſucht, ehe der Vizekönig (denn Kmeri war in Salla, ſeiner zweiten Hauptſtadt) uns geſehen hatte, und ſeine Geſinnung gegen uns bekannt war. Er erſchien bald in unſerer Hütte, benahm ſich aber ſehr zurückhaltend und gravitätiſch.

7. Auguſt. Dieſen Morgen wiederholte der Vizekönig ſeinen Beſuch mit einigen ſeiner Räthe, um mich über die Abſicht meiner Reiſe zu verhören. Er wollte einen Bericht an den König ſenden, ehe ich letztern ſehen durfte.

Zuerſt wurden Matten auf den Boden vor unſerer Hütte ausgebreitet. Die Unterſuchungs-Commiſſion ſetzte ſich beſonders, während ich, mein Führer und Scheich Ibrahim ihr gegenüber ſaßen. Nun wurde Bana Cheri gefragt, was meine Abſicht ſei? Er ſagte, ich ſeie ein Buchmann, treibe keinen Handel, ich ſei kein Zauberer, lebe in Rabbai bei Mombas.

Mein Bruder Rebmann ſei in Dſchagga geweſen und habe von dem dortigen König die Erlaubniß erhalten, Kinder zu unterrichten. Ich ſei jetzt hieher gekommen, um das Wort Gottes zu reden, daß man nicht lügen, nicht betrügen und nicht gewaltthätig handeln ſoll. Als ich dann aufgefordert wurde, zu reden, wollte ich die Hauptpunkte der Schrift, den Fall des Menſchen und die Erlöſung in Chriſto auseinanderſetzen, aber Bana Cheri unterbrach mich, ſobald ich den Namen des Sohnes Gottes nannte. Die Examinatoren faßten nun nach Bana Cheri's Rede die Abſicht meiner Reiſe in drei Punkten zuſammen: „1) daß die Waſambara nicht lügen; 2) daß ſie ſich nicht berauſchen; und 3) daß ſie Niemand betrügen, noch unterdrücken ſollten.“ Ich ſagte, das ſei freilich auch in meinem Buch enthalten, aber ich möchte ihnen zuerſt andere Punkte aus demſelben vorlegen, und begann dann wieder von Chriſto, dem Heiland der Welt, zu reden, ohne den wir das Böſe nicht ablegen könnten. Allein Bana Cheri unterbrach mich wieder.

Die Räthe erklärten, meine Abſicht ſei gut, ſie wünſchten aber jetzt meine Geſchenke, die ich dem König geben wolle, zu ſehen. Ich zeigte ſie ihnen, worauf ſie bemerkten, der König werde ſie mit Wohlgefallen aufnehmen. Sie verlangten dann eine Quantität Glasperlen, die ich ihnen gab, im Werth von ¼ Thaler. Zuletzt fragten ſie angelegentlich, ob ich keine Arznei wüßte, durch welche die Waſegua, welche mit Kmeri Krieg führen, getödtet werden könnten. Ich ſagte, wenn die Waſegua und die Waſambara die Worte meines Buches annehmen und befolgen würden, ſo würden ſie einander nicht mehr bekriegen, ſondern als Brüder lieben.

Der Vicekönig mit ſeinen Räthen zog dann ab und ſandte mir ſogleich ein gutes Schaf, worauf ich ihm ein farbiges Tuch im Werth von einem halben Thaler zum Geſchenk gab. Jetzt wurde er ſehr freundlich, brachte Speiſe und Pombe, d. h. ein Getränk, das aus dem Zuckerrohr bereitet wird. Von den Leuten, welche das Pombe trugen, erfuhr ich nachher, daß vor ein paar Jahren ein Europäer

den König Kmeri habe beſuchen wollen, daß aber der Gouverneur des Sultans von Sanſibar demſelben den Eingang in's Innere verwehrt und ihn nach Sanſibar zurückgeſandt habe, obgleich Kmeri ſehr gewünſcht hätte, den weißen Mann zu ſehen.

9. Auguſt. Wir erreichten heute Salla, das ich mit ſchwerem Herzen betrat, da ich nicht wußte, wie der Simba wa Muene (der ſelbſtſtändige Löwe, oder der Löwe iſt er allein, wie Kmeri von ſeinen Unterthanen genannt wird) mich aufnehmen werde. Wird er mich für einen Spion und Zauberer halten, ſo wird mein Leben in Gefahr ſtehen. Doch ich habe ja am Anfang der Reiſe die Worte 1. Petri 3, 22. zur Stärkung erhalten, was ſoll ich mich fürchten?

10. Auguſt. Der König ließ mich heute zu ſich rufen, um die Abſicht meines Kommens zu vernehmen und mein Geſchenk zu empfangen. Ich mußte von der Hütte aus, die mir bei meiner Ankunft geſtern angewieſen wurde, zuerſt durch ein Gehege gehen, bis ich zur Wohnung des Königs gelangte, welche von Soldaten bewacht wird. Als ich in das Audienzzimmer trat, erhob er ſich ein wenig von der Bettſtätte, auf der er lag, und vor der ein Feuer brannte, um welches ſeine Räthe herumſaßen. Ich wurde auf eine Bettſtätte, dem König gegenüber, geſetzt.

Ich erzählte ihm zuerſt, daß ich in Abeſſinien und bei den Galla geweſen ſei, um ſie mein Buch, welches das Wort Gottes enthalte, zu lehren. Später ſei ich nach Rabbai gekommen, habe dort ein Haus gebaut und angefangen, die Wanika im Worte Gottes zu unterrichten. Mein Bruder Rebmann ſei in gleicher Abſicht in Dſchagga geweſen und die dortigen Könige hätten ihn gut aufgenommen und ihn eingeladen, in ihrem Land zu bleiben und ihre Leute zu unterrichten. In dieſer Abſicht ſei auch ich nach Uſambara gekommen, um den König zu fragen, ob er Lehrer des Wortes Gottes verlange; im Falle er ſie wünſche, werde ich oder einer meiner Freunde kommen und in ſeinem Lande bleiben. Der König drückte vorläufig ſein Verlangen nach Lehrern

aus und bemerkte, er werde nachher noch mit mir über dieſe Sache reden. Er wünſchte dann die Geſchenke zu empfangen. Nachdem er ſie alle angeſehen hatte, ſandte er ſie in ſein Magazin. Es wäre ihm lieb geweſen, wenn ich ihm mehr Glasperlen und Kleider, auch mehr Schreibpapier (zur Ausfertigung von Depeſchen) gegeben hätte. Er kann nicht ſelbſt ſchreiben, aber er hat immer Suahilis um ſich, welche ſeine Briefe beſorgen. Auch hat er zwei Söhne, welche Muhamedaner geworden ſind und Leſen und Schreiben gelernt haben. Ihr Vater hat ihnen nichts in den Weg gelegt, als ſie das Heidenthum verließen.

Im Lauf des Tages kam ein Muhamedaner im Auftrag des Königs in meine Hütte, um mich zu fragen, ob ich Elfenbein, Sclaven und Vieh annehmen würde für die Geſchenke, welche ich dem König gegeben hätte. Ich erwiederte, daß ich nicht wegen zeitlicher Güter gekommen ſei, am allerwenigſten würde ich Sclaven annehmen; wenn mir aber der König einige Knaben nach Rabbai mitgeben würde, ſo würde ich ſie dort unterrichten und nachher in ſein Land zurückbringen, wo er dann ſehen könnte, was mein Geſchäft iſt. Der Muhamedaner, ehe er noch dem König meine Antwort überbrachte, ſagte, es gebe keine jungen Leute im Land, die mit mir gehen würden. Daraus ſah ich ſogleich, daß er mein Werk nicht liebte. Ueberhaupt ſah er es nicht gern, daß ich im Lande war. Als er hörte, daß ich über Daluni von der Wüſte her hatte reiſen wollen, ſagte er, „Du haſt wohl gethan, daß du nicht jenen Weg gekommen biſt, denn es hat dort große Schlangen.“ Er meinte, ich hätte ſollen vom Pangani ausgehen und durch ihn hieher geleitet werden.

Ich hätte es gerne geſehen, wenn mir der König eine Anzahl freier Knaben (denn Sclaven konnte ich nicht annehmen) gegeben hätte, weil es unſer Plan war, in Rabbai eine Anſtalt zu gründen, in welcher Knaben oder Jünglinge aus allen möglichen Stämmen Afrikas unterrichtet würden, in der Abſicht, ſie ſpäter als Katechiſten in ihre Heimath mit

einem Miſſionar und einigen europäiſchen Handwerksleuten zurückzuſchicken.

Als die Leute in Salla jetzt ſahen, daß der König mich gut aufgenommen habe, kamen ſie, mich zu beſuchen. Vorher wollte ſich Niemand mir nahen oder mit mir reden. Auch die königlichen Weiber, deren Kmeri mehrere hundert haben ſoll, ſchauten jetzt hinter ihren Umzäunungen hervor, um den fremden Mann zu ſehen. Jede Frau hat ihre Hütte, ihre Plantage und ihre Sclavinnen. Die Frauen bewohnen einen Hügel, den Niemand betreten darf. Sie ſind verſchleiert, wie die Muhamedanerinnen. Dieſes große Harem des Königs verſchlingt einen großen Theil ſeiner Einkünfte.

In Salla ſah ich auch den neuen Gouverneur der Pangani-Dörfer. Er hatte ſeine Würde von Kmeri erkauft für 10 Kortſcha Tuch (eine Kortſcha oder Bündel enthält 20 Kleider aus einem groben baumwollenen Zeug, der in Barawa verfertigt wird), 5 Flinten, 10 Fäßchen Pulver, und einige andere Artikel. Auf gleiche Weiſe erkaufen ſich auch die Gouverneure von Tanga und Tangata ihre Stellen.

Etwa 100 Schritte von des Königs Wohnung entfernt fließt zwiſchen zwei Hügeln ein ſchöner Fluß, der in den Luffu geht und der zu Mühl- und andern Werken benützt werden könnte. Das Holz iſt ſehr rar in Salla und muß aus weiter Ferne gebracht werden.

11. Auguſt. Da ich den Wunſch ausgedrückt hatte, ſo ſchnell als möglich nach Rabbai zurückzukehren, ſo ließ mich der König rufen, um Abſchied von mir zu nehmen. Ich theilte ihm noch einmal die Abſicht mit, die mich zu ihm geführt hatte und ſuchte die Hauptſachen der heil. Schrift ihm nahe zu legen, indem ich den Fall des Menſchen beſchrieb, und dann die Erlöſung durch Jeſum Chriſtum, den Sohn Gottes, hervorhob. Als mich die Muhamedaner unterbrechen wollten, ſagte der König: „Ich ſehe, was ſeine Worte ſind; es ſind Worte des Buches.“

Er fragte dann, ob ich Elfenbein, Sclaven und Vieh

annehmen würde, da er mir ſonſt nichts anderes geben könnte. Ich bemerkte, daß er mir freie Knaben geben möchte, die ich in Rabbai unterrichten wollte. Hierauf erwiederte er, daß ſeine Leute dieſe Sache nicht verſtehen und daß die Eltern glauben würden, ihre Kinder werden zu Sclaven gemacht und verkauft werden; wenn ich aber in ſein Land zurückkehren würde, ſo wollte er mir junge Leute geben, aber in's Ausland könne er ſie nicht ſenden. Auch wünſche er Künſtler und hauptſächlich einen guten Arzt. Dann fragte er wiederholt, ob ich in drei oder vier Monaten zurückkehren könnte. Dieſe Frage konnte ich ihm nicht beſtimmt beantworten, da ich mich mit meinem Bruder in Rabbai zuvor berathen und an meine Freunde in Europa ſchreiben müßte, was lange Zeit erfordern werde. Er ſagte mir auch, ich ſolle künftig vom Pangani aus die Reiſe zu ihm machen, und befahl dem Muhamedaner, der geſtern bei mir geweſen war, daß er mich begleiten ſollte. Endlich gab er mir fünf Ziegen als Speiſe auf den Weg, weil ich weder Elfenbein noch Sclaven annehmen wolle.

Ich hatte Urſache, im Allgemeinen mit dem König ſehr zufrieden zu ſein, zumal wenn ich bedachte, wie ſehr die Muhamedaner es ſich angelegen ſein ließen, mich bei ihm zu verdächtigen. Sie ſollen ihm gerathen haben, mich gar nicht vor ſich kommen zu laſſen, ſondern ohne weiteres an die Küſte zurückzuſchicken, worauf er geantwortet haben ſoll, ich ſei ſein Fremder, den er ſchützen werde. Offenbar iſt es ſein Wunſch, mit Europäern in nähere Verbindung zu treten. Wenn er ſie einmal kennen gelernt haben wird, ſo werden die intriguirenden Suahilis von ſelbſt zu Schanden werden.

13. Auguſt. Bei meinem Abſchied fragte mich der König abermals, wie bald ich zurückkehren würde. Er gab mir dann noch zwei Soldaten, die mich bis an den Pangani begleiten und ſchützen ſollten. Am Schluß ſagte er: „Kua heri, Baba", (Lebe wohl mein Vater). Bana Cheri jedoch war nicht zufrieden, ſondern bettelte um Elfenbein, das ihm der König nicht genährte, ihm übrigens in Nugniri Speiſe reichen ließ,

die bis Mombas genügen konnte. Der Muhamedaner, den mich der König bei meiner Rückkehr empfohlen hatte, reiste nach Seri im Südoſten von Uſambara, wo er die Suahili ſammeln wollte, welche aus dem Wakuaſi-Land entflohen waren, weil eine Karawane faſt ganz vernichtet worden war.

Auf dem Rückweg ging ich über Bumburri, um einen kürzern und weniger gebirgigen Weg einzuſchlagen. Auf dem Hügel von Salla hatte ich eine herrliche Ausſicht auf die große Ebene, durch welche der Fluß Luffu fließt; auch ſahe ich den Berg Kaſita, welcher von Waſegua bewohnt wird. Mein Fuß, den ich beim Hinabſteigen in's Kerenge-Thal verrenkt hatte, machte mir die Wanderung zu einer Schmerzens-Tour.

Abends den 13. Auguſt übernachteten wir in dem Dorf Killei in der Nähe des Dorfes Mango, das kein Fremder betreten darf. *) Vier Plätze, nämlich Fuga, Manga, Kirrei und Schierri dürfen nicht von Fremden betreten werden. Dort leben die großen Zauberer des Reichs. Selbſt die Weiber ſollen in Manga kein Getraide mahlen, um die Geiſter nicht zu beunruhigen. In dem Hofe des Hauſes, das wir bewohnen ſollten, ſahen wir das Gerippe eines Hundes an einer Stange aufgehängt. Der Hund war bei einem matanga (Leichenbegängniß) geſchlachtet und verzehrt worden. Meine muhamedaniſchen Begleiter wurden ſehr zornig beim Anblick des Skeletts, weil ſie den Hund für ein ſehr unreines Thier halten, das ſie nicht einmal nahe kommen laſſen.

Das Auf- und Abſteigen war jetzt nicht mehr ſo langwierig und ſteil, wie auf der Herreiſe, aber auch unſere

*) Ein Mörder, der in dieſe Dörfer flieht, iſt ſicher vor dem Verfolger. Ebenſo iſt ein Mörder ſicher, ſobald er des Königs Perſon berührt hat. Ein entfliehender Sclave iſt ſicher, ſobald er in das Haus einer Frau oder eines Kindes des Königs eingegangen iſt, aber die Kaufſumme des Sclaven muß dem Käufer von dem Verkäufer zurückgegeben werden. Dieſe Sitte verleiht dem königlichen Haus einen gewiſſen heiligen Charakter, der die Unterthanen mit Ehrfurcht erfüllt.

Aufnahme bei den Leuten war nicht mehr so freundlich und gastlich, wie vorher, wohl darum, weil wir nicht zu, sondern von dem König kamen und also keine Klage führen konnten; zweitens, weil dieser Weg gewöhnlich von den Muhamedanern betreten und also die Gastfreundschaft der Leute beständig in Anspruch genommen wird; drittens, weil die Leute sahen, daß wir Ziegen, also Lebensmittel bei uns hatten.

14. August. Wir machten einen kurzen Marsch, wegen der Schmerzen meines verrenkten Fußes. Wir übernachteten in dem Dorf Kitunda, wo es sehr kalt war. An einem Bach, den wir passirten, sahen wir sehr dickes und langes Bambusrohr, woraus die Eingeborenen ihre Bettstätte machen. In Kitunda hatten wir eine schöne Aussicht auf den hohen Berg Mſihi, wo einer der Brüder Kmeri's eine unabhängige Herrschaft gegründet hat. Kmeri hat den Berg schon oft erobern wollen, allein seine Armee wurde stets zurückgeschlagen von den Feinden, welche große Steine vom Berg rollen ließen. Es eröffnete sich uns auch eine weite Aussicht in die Wakuafi-Wildniß, die wir von Schimba aus durchzogen hatten. Auf dem Weg sahen wir mehrere Frauen, welche eine weite Oeffnung durch ihre Ohrläppchen gemacht und mehrere Pfund grüne und blaue Glasperlen der dicksten Art darin befestigt hatten. Ueberdieß hatten sie noch mehrere Pfund solcher Perlen um den Hals gehängt.

15. August. Wir passirten das Kerenge-Thal und übernachteten in dem Dorf Kiserui, wo ich sogleich meine Kleider wechselte und meine Sachen trocknete, welche durch den Regen durchnäßt worden waren.

16. August. Von Kiserui an hatten wir etwa 3000 Fuß hoch aufzusteigen. Auf der Spitze des Berges hatten wir eine gute Aussicht nach Nordost auf den hohen Berg Mabanduka. Von der Höhe, die wir erstiegen hatten, mußten wir jedoch sogleich wieder hinabsteigen in das tiefe Thal des Flusses Emgambo, von wo an wir nur kleinere Hügel zu ersteigen und wieder hinab zu gehen hatten. Wir übernach-

teten im Dorfe Mabanda, wo die Leute einen Todten begruben mit Geschrei und Trommeln, wobei sie die Worte oft wiederholten: „O Gott, warum müssen wir sterben?“

17. August. Wir hatten jetzt einen mehr ebenen Weg. Nachmittags trennte ich mich von Bana Cheri, welcher nach Rugniri gieng, um von dort aus nach Mombas zu gelangen, während ich mit 3 Mann nach der Pangani-Küste reisen und über Sansibar zur See nach Mombas zurückkehren wollte. Abends erreichten wir das große Dorf Dschumbi, wo uns die Leute zwar Wohnung, aber keine Speise geben wollten, obgleich zwei Soldaten von Kmeri bei mir waren.

18. August. Etwa 500 Schritte von Dschumbi passirten wir den Fluß Emkulumusi, welcher von den Bergen von Pambire kommt und bei Tangata in die See fließt. Um Mittag passirten wir das Waschinsi-Dorf Muasagnombe, und zogen dann 4—5 Stunden durch eine völlige Wildniß, die mit hohem Gras und Gebüsch bedeckt ist. Abends erreichten wir das Dorf Emlola Diwani, wo wir übernachteten. Es ist von Heiden und Muhamedanern bewohnt. Der ganze District dieser Gegend heißt Madanga, der zwar dem König Kmeri gehört, aber sich ihm nicht gründlich unterwerfen will. Ich war sehr müde und erschöpft, freute mich daher in der Hoffnung, meine Reise bald beendigen zu können.

19. August. Wir reisten Anfangs durch eine Gegend, die wieder mit hohem Gras und Gebüsch bedeckt war, kamen aber bald zu den Plantagen der Suahili, und erreichten glücklich das Pangani-Dorf, wo mich ein Baniane, dem ich empfohlen war, freundlich aufnahm. Die Suahilis waren ganz erstaunt, als sie hörten, daß ich von Mombas aus zu Land nach Usambara gelangt sei. Sie konnten nichts machen, da meine Reise ein fait accompli war. Ich suchte einen einsamen Ort auf, um ungestört meinem Gott und Heiland herzlich zu danken für alle Bewahrung und Hülfe, die er mir so reichlich auf dieser mühevollen Reise hatte angedeihen lassen.

Am 20. August entließ ich meine Wasambara-Begleiter

und ſegelte nach der Inſel Sanſibar, wo ich des geringen Windes wegen erſt am 22. ankam, und vom engliſchen Conſul, Major Hamerton, freundlich aufgenommen und gaſtlich beherbergt wurde. Am 24. hatte ich das Vergnügen, den Sultan von Sanſibar zu ſehen und ihm zu danken für die Freundlichkeit, welche er bisher mir und meinem theuren Mitarbeiter Rebmann erzeigt hatte. Er fragte mich Manches über den Berg Kilimandſcharo, den Rebmann zuerſt geſehen hatte. Ich ſagte ihm, daß die weiße Materie, welche die Suahilis für Silber hielten, nichts als Schnee, und die böſen Geiſter, vor denen ſie ſich fürchten, nur die Kälte ſei, die vom Schneeberg komme. Der Sultan war ſo freundlich, mir einen Platz auf dem Schiff ſeines Sohnes Said Chalid, das nach Mombas ſegelte, anzubieten. Ich nahm daher Abſchied von meinen gütigen Freunden in Sanſibar, reiste am 29. von dort ab, und gelangte ſchon am 30. nach Mombas, von wo ich mich am 1. September mit meinem theuren Mitarbeiter Rebmann in Rabbai wieder vereinigte. Wir ermunterten einander aufs Neue, für die Rettung von Oſtafrika zu beten und zu arbeiten, da an ſo vielen Orten die Thüren zu geſegneter Wirkſamkeit für uns offen ſtünden.

Sechstes Kapitel.

Meine erſte Reiſe nach Ukambani.

Im November und Dezember 1849.

Seit der Gründung unſerer Miſſionsſtation in Rabbai Mpia war es unſer Wunſch geweſen, die Wakambaſtämme im Innern zu beſuchen, aber theils unſere Arbeit an der Küſte, theils die Reiſen in andere Gegenden ließen uns nicht zur Erfüllung unſeres Verlangens kommen, ſo ſehr wir auch überzeugt waren, daß die Wakamba, die einen großen Theil von Oſtafrika in Handelszwecken durchreiſen, vor vielen andern Stämmen Anſpruch auf den Miſſionar haben. Zwar konnten wir uns nicht verbergen, daß es ſchwer ſein müſſe,

mit dieſem ungeordneten, ungeſtümen, wankelmüthigen und bettelhaften Volke (wie wir es wenigſtens an der Küſte kennen lernten) zu verkehren; aber dieſe Beobachtung gab uns keinen hinreichenden Grund, dieſem Volk das Evangelium vorzuenthalten. Es fragte ſich nur, gibt es einen Weg zu ihrem Lande, und wenn das der Fall iſt, ſo hat der Bote Chriſti dort ein Arbeitsfeld, auf dem er ſein Amt ausrichten muß.

Es war daher nach Rebmann's dritter Reiſe nach Dſchagga und nach Erhardt's Ankunft aus Europa unſer einſtimmiger Beſchluß, daß ich die Wakamba im Innern (über 100 Stunden von Rabbai) beſuchen, den Namen Chriſti auch dort bekannt machen und erforſchen ſollte, ob es von Ukambani aus keinen Weg nach Uniameſi, zu den Nilquellen und zu den chriſtlichen Ueberreſten am Aequator, von denen ich in Schoa gehört hatte, geben möchte.

Nachdem ich dieſe Aufgabe mir klar gemacht und mich von ihrer Ausführbarkeit überzeugt hatte, miethete ich eine Anzahl Wanika und einige Suahili als Begleiter und Gepäckträger für dieſe weite und, wie ich vorausſehen konnte, gefährliche Reiſe, welche zunächſt nur bis Kitui zu dem Wakambahäuptling Kiwoi, den wir im Juli 1848 in Rabbai kennen gelernt hatten, ſich erſtrecken und von dort mit Kiwoi's Hülfe bis an den Dana-Fluß reichen ſollte. Ich verſprach jedem Träger 8 Thaler bis Kitui und 2 weitere Thaler bis an den Dana, welcher, wie ich bereits wußte, Ukambani im Norden und Oſten von andern Stämmen im Innern trennt. Wie gewöhnlich gab es uns auch jetzt wieder große Unruhe, bis der Vertrag mit den lärmenden und habſüchtigen Wanika und Suahili abgeſchloſſen und von den Häuptlingen in Rabbai, die 4 Thaler als Geſchenk beanſpruchten, beſtätigt war. Kaum war aber dieſe Unruhe vorüber, als die Häuptlinge von Duruma, durch deren Gebiet ich reiſen mußte, kamen und von mir verlangten, daß ich die Hälfte der Träger von Rabbai und die andere Hälfte von Duruma nehmen ſollte, was ich in ſoweit eingieng, daß ich zwei Männer von Duruma annahm.

Nachdem wir einander der Gnade und dem Schutz Gottes im Gebet empfohlen hatten, brach ich mit 11 Trägern von Rabbai am 1. Nov. 1849 auf. Rebmann begleitete mich etwa eine Stunde weit bis zu der Plantage des Mnika Mana Zahu, den ich zum Führer meiner kleinen Karawane erwählt hatte. Abends kamen die Häuptlinge von Nzokara, (eine Abtheilung des Duruma-Stammes, der den Süden und Westen des Rabbai-Gebietes begrenzt) und verlangten die Summe von 5 Thalern Durchzugs-Gebühr. Ich wollte ihnen anfänglich nur 3 Thaler geben, aber sie waren unbeweglich. Endlich willigte ich ein, unter der Bedingung, daß die übrigen Häuptlinge der Durumas keine weitere Forderung machen sollten, womit sie einverstanden waren.

2. Nov. Bruder Rebmann kehrte Morgens früh nach Rabbai zurück, während ich meinen Weg in westlicher Richtung weiter fortsetzte. Nach dem Abschied von dem geliebten Bruder war es mir mehrere Stunden lang in meinem Gemüth sehr schwer, bis mich der 91. Psalm: „Der Herr ist meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe" erquickte, und ich jetzt mit Freudigkeit meinen Weg gehen konnte. An dem Flusse Muadsche, welcher das Gebiet Rabbai von dem der Durumas trennt, machten meine Leute Halt, um Vogelschau zu halten. Ich sprach aber entschieden gegen diesen sündlichen und thörichten Aberglauben und forderte sie auf, sogleich weiter zu gehen. Vom Muadsche an ist das Duruma-Gebiet wenig anbaubar und daher auch nicht bewohnt. Der Boden ist sandig und felsigt, und meist mit Akazien überwachsen. Abends erreichten wir das kleine Dorf Abbe Gomes (eines Häuptlings von Duruma Ku, Groß Duruma), wo wir übernachteten. Ich war sehr müde und etwas unwohl, wie es bei mir gewöhnlich in den ersten Tagen der Fall ist, bis ich wieder an die Beschwerden der Fußreise gewöhnt bin; denn ein Reisender muß sich in diesen Ländern auf seine Füße verlassen, da er Thiere zum Reiten nur mit Schwierigkeit mit sich nehmen kann.

3. Nov. Am frühen Morgen erschienen die Häuptlinge

von Groß-Duruma und verlangten ein Geschenk. Ich verweigerte dieß mit dem Bemerken, daß ich den Häuptlingen von Nzokara 5 Thaler für den ganzen Stamm gegeben habe; allein sie wollten davon nichts wissen, und so mußte ich den lärmenden und hartnäckigen Bettlern nachgeben und noch 2 Thaler zu jener Summe hinzufügen. Ich bekam dann Ruhe von Außen, und konnte mit einigen Leuten über geistliche Dinge mich unterhalten. Wir blieben den Tag über bei Abbe Gome.

4. Nov. Ich erwachte diesen Morgen in einem etwas fieberischen Zustand, hoffte aber, er werde sich durch das Reisen verlieren, und befahl daher meinen Leuten, sogleich aufzubrechen. Allein sie verlangten vorher eine Kuh mit Ungestüm, auf das ich jedoch nicht achtete. Sie reisten endlich zwar ab, aber machten schon im nächsten Dorf wieder Halt und erneuerten ihr Verlangen nach einer Kuh, dem ich endlich nachgeben mußte. Als die Kuh geschlachtet, zum Theil verschenkt, zum Theil gegessen und zum Theil für die Wüstenreise zubereitet war, hörten wir auf einmal den Schall eines Kriegshornes, und 25 bis 30 Kerls marschirten im Kriegs-Aufzug auf uns los, blieben aber etwa 100 Schritte von uns entfernt stehen. Ich konnte zuerst nicht erfahren, was die Sache war, bis ich sah, daß meine Leute ihre Bogen und Flinten ergriffen und sich kampffertig machten, woraus ich schloß, daß es etwas Wichtiges sein müßte. Da ich die Feigheit der Wanika kannte, blieb ich eine Zeitlang ruhig auf dem Boden sitzen und schaute ihrem Manöver zu. Mein Führer gieng ihnen entgegen und redete mit ihnen. Das Geschrei war so heftig und durcheinander schwirrend, daß ich den Inhalt der wilden Unterhaltung nicht verstehen, jedoch so viel merken konnte, daß es auf ein Heschima, d. h. ein Geschenk abgesehen war. Da mein Führer nichts ausrichtete, so begab ich mich selbst allein und ohne Waffen zu ihnen und bemerkte ganz ruhig, daß ich im Frieden durch ihr Land zu reisen wünsche, daß ich den Häuptlingen in Nzokara 5 Thaler und denen in Groß-Rabbai 2 Thaler bezahlt und

von ihnen die Erlaubniß des ungeſtörten Durchzugs erhalten habe. Sie wurden jetzt etwas ruhiger, verlangten aber doch noch ein Geſchenk. Ich erklärte daher, nach Nabbai zurückkehren und die Reiſe aufgeben zu wollen, und befahl meinen Trägern, ihre Laſten aufzunehmen und zurückzukehren. Als die Durumas dieß ſahen, hielten ſie einen Rath. Zu gleicher Zeit baten mich die Dorfleute, nicht umzukehren, ſondern zu warten, bis die Häupter des Ortes, die abweſend waren, erſcheinen würden. Endlich kam einer von der feindlichen Parthei zu uns und erklärte, daß ſie mit einem Stück Tuch im Werth von einem halben Thaler zufrieden wären und uns ziehen laſſen wollten. Ich willfahrte ihrem Verlangen und nun wurden ſie freundlich und ließen uns im Frieden. Es iſt Schade, daß die Häuptlinge von Nabbai vor 15 Jahren den Wanika von Duruma und Kiriama denjenigen Theil ihres Gebietes, der direkt in die Wildniß und in's Innere führt, überlaſſen und dadurch denſelben den Schlüſſel nach Teita, Dſchagga und Ukambani übergeben haben, ſo daß ſie jetzt die Nabbai-Leute ausſchließen können, ſo oft ſie wollen.

Nachdem wir durch den Diſtrikt Ngoni etwas über eine Stunde gezogen waren, nahmen wir unſer Nachtquartier in dem Wald von Kumbulu, von wo wir dann bald in die Wildniß eintreten mußten. Ehe die Eingeborenen die Wildniß erreichen, machen ſie nur kurze Tagmärſche, weil ſie da noch im bewohnten Land ſind und ſich für die Wüſtenreiſe durch Speiſe und Ruhe ſtärken wollen. Sind ſie aber einmal in der Wildniß, ſo reiſen ſie den ganzen Tag und legen 10 bis 14 Stunden zurück.

6. Nov. Mit Tagesanbruch wurden meine Leute ſehr geſchwätzig, lärmend und ſingend. Als ich nach der Urſache fragte, ſagten ſie, jetzt in Kumbulu dürften ſie noch ſchreien, weil hier keine Gefahr wäre, aber in der Wüſte müßten ſie ſchweigen, der Feinde wegen, die es hören könnten. Der Führer einer kleinen Wakamba-Karawane, die ſich an uns angeſchloſſen hatte, ſang Lieder zu Ehren ſeiner Landsleute im Innern, und bat den Mulungu (Gott) um Schutz für ſeine

Person, für seine Glasperlen und andere Habe, die er
sich hatte. Die Wakamba sollen jeden Morgen vor dem A
bruch singen, beten und die Vogelschau anstellen, was d
Galla oft Gelegenheit giebt, sie plötzlich zu überfallen.

Beim Aufbruch verlangten meine Leute, die Waka
sollten vor uns her marschiren, weil, wenn die Waka
hinter den Wanika wären, diese krank würden von der Sal
welche jene um ihre Füße gewunden hätten. Da ich d
abergläubischen Betrug, der in ihrer Furcht seinen Gru
hatte, merkte, gieng ich mit meinem Regenschirm in der Ha
vor Allen her und befahl meinen Leuten, mir zu folgen. U
8 Uhr machten wir Halt auf dem etwa 150 Fuß hoh
Hügel Ndunguni, welcher im Süden des Wadigo-Landes b
ginnt und sich um das Wanika-Land wie ein Gürtel herum
zieht, um die Wildniß von demselben zu trennen. Von Ndu
guni aus hatten wir eine schöne Aussicht auf die Wildn
und die in ihr zerstreuten einzelnen Hügel und Berge. Nor
westlich lag der Berg Daru, welchen die Wakamba Toal
heißen, der von den Ariangulo bewohnt wird, welche, wie di
Dahalo, in einem gewissen Abhängigkeits-Verhältniß vo
den Galla stehen, denen sie die Ankunft der Karawanen me
den müssen, damit sie sie im Innern auf dem Weg überfalle
können.

Um Mittag erreichten wir die Station Engoronga s
Milala, wo wir Wasser zu finden hofften. Da wir keines
fanden, marschirten wir weiter bis Nsekano, wo Wasser ge-
nug war in felsigten Trögen, die von der Natur gemacht
worden sind. Wir hatten bis hieher einen guten, ebenen
Fußweg, der auf beiden Seiten mit Wald bedeckt war.

7. Nov. Heute reisten wir oft durch Zakka, d. h. durch
einen Wald von Akazien, Euphorbien, und anderer Bäume,
deren Aeste den Weg verschließen und dem Reisenden die
Kleider zerreißen, der sich oft in gebückter Stellung durch
das Dickicht hindurch winden muß. Ein Lastthier würde
hier ganz unnütz sein. Abends lagerten wir uns in Kin-
goni, wo wir zwar Wasser fanden, aber solches, das mit

dem Geruch von Pflanzen, die im Waſſer wachſen, ſtark ſaturirt iſt.

8. Nov. Wir erreichten um Mittag die Ebene von Kadidza, vor welcher ſich die Reiſenden immer fürchten, da die Galla ihnen im Walde auflauern, ohne geſehen zu werden. Die Ebene iſt etwa eine Stunde lang und ebenſo breit, iſt ſandig und nur hie und da mit kurzem Gras und kleinen Dornbäumen bedeckt. Große Bäume hat ſie gar nicht. Der Weg führt mitten durch dieſe offene Ebene, auf der die Galla von der ſie umgebenden Waldung aus die Karawanen leicht ſehen, dieſe aber die Galla nicht erblicken können. Die ganze umliegende Gegend heißt Mdigno, von der Kadidza das Ende bildet. Wir ſahen eine große Heerde wilder Eſel in dieſer Ebene. Sie waren ſehr ſchnell und flüchtig. Nachdem wir die Ebene paſſirt hatten, traten wir wieder in einen Wald ein, wo wir bald Spuren von Elephanten ſahen. Abends lagerten wir uns an einer Stelle, welche Muangeni heißt. Ich war ſehr müde, denn ich hatte wenigſtens 11 Stunden in der heißen Sonne marſchirt. Das Reiſen in dieſem Theil von Afrika iſt keine Kleinigkeit. Das wenige und ſchlechte Waſſer, die Hitze, der dornige und waldige Weg, die Furcht vor Feinden, noch dazu lärmende und doch ſo feige, habſüchtige und bundbrüchige Leute, wie die Wanika und Suahilis, — das alles und noch manches Andere hat der Reiſende zu überwinden.

9. Nov. Wir wurden in der Nacht von Elephanten beunruhigt, welche ganz in unſerer Nähe Aeſte von den Bäumen riſſen. Ein Flintenſchuß entfernte ſie ſogleich. Nachdem wir von Muangeni aufgebrochen waren, kreuzten wir bald einen guten und breiten Weg, welchen die Galla und Wakuaſi auf ihren gegenſeitigen Raub- und Zerſtörungszügen gemacht haben. Wir hatten kaum dieſen Weg (der von Norden nach Süd oder Südweſt geht) paſſirt, ſo trafen wir mit einigen Wakamba zuſammen, welche uns die unerquickliche Nachricht gaben, daß die Maſai vor 3 Tagen am Fluß

Zawo gesehen worden seien, daß sie mehrere Wakamba getödtet und einen Einfall in's Galla-Land gemacht hätten.

Etwa um 10 Uhr Vormittags erreichten wir den Fuß des Berges Maungu, wo wir uns Wasser und Speise verschaffen wollten. Seit wir das Duruma-Gebiet verlassen haben, hatten wir keine Bewohner mehr gesehen, bis wir nach Maungu kamen, wo einige Wakamba- und Ndara-Familien sich niedergelassen haben. Auf der Spitze des Berges hat es felsigte Tröge, in welchen das Wasser nach der Regenzeit stehen bleibt. Auch hat es auf dem Berg guten Boden, auf dem die Leute Welschkorn, Bohnen und andere Dinge anpflanzen, welche sie an die Karawanen verkaufen. Sie haben auch Schafe und Ziegen, aber keine Kühe. Ich hatte eine großartige Aussicht auf dem Maungu. Im Osten sah ich das Galla-Land, im Nordwesten und Westen die Berge Endara und Bura, im Südosten Kadiaro und die Berge von Pare. Die Richtung unserer Reise war Nord bei West.

Die Hauptperson auf Maungu ist ein Emkamba, Namens Endenge, der von Ukambani auswanderte und sich auf dem Berg niederließ. Er schenkte mir Bohnen, Welschkorn und eine Henne, wofür ich ihm ein Gegengeschenk machte, das ihn freute. Der Weg, der den Berg hinaufführt, ist an einigen Orten sehr steil. Maungu ist ein wichtiger Punkt für Reisende, weil man (den Berg Ndara ausgenommen) zwischen Ukambani und der Küste sonst nirgends Speise kaufen kann. Daher war mir an der Freundschaft des Endenge viel gelegen.

10. Nov. Ehe meine Träger weiter giengen, verlangten sie größern Lohn, als in Rabbai bestimmt worden war. Ich brachte sie dadurch zum Schweigen, daß ich sagte, sie sollten nach Rabbai zurückkehren, wenn ihnen der Lohn nicht gefalle.

Morgens hatte ich eine schöne Aussicht auf den Schneeberg Kilimandscharo in Dschagga. Der Schneeberg ragte über den Ndara und Bura hervor. Sogar in dieser weiten Entfernung konnte ich wahrnehmen, daß die weiße Materie

die ich ſah, Schnee ſein müſſe. Als der Himmel gegen 10 Uhr umwölkt wurde, entzog ſich die weiße Materie meinem Blick und verlor ſich in den Wolken von röthlicher Farbe. Dieß iſt es, was ich und alle meine Leute geſehen haben, und was jeder nachfolgende Reiſende ſehen wird, vorausgeſetzt, daß es klar Wetter iſt, und der Beobachter nördlich vom Berg Maungu ſeinen Standpunkt hat. Alle Theorien, die z. B. ein Herr Cooley in England gegen das Vorhandenſein eines Schneebergs und gegen den Bericht Rebmanns aufgeſtellt hat, verſchwinden in ihr Nichts, wenn ein Reiſender klare Thatſachen vor ſich hat. Sie ſind auch kaum einer Widerlegung werth.

Wir brachen Nachmittags 2 Uhr von Maungu auf und lagerten uns nach einer Stunde am Fuß des Hügels Wa, wo wir im Felſen Waſſer fanden und auf die Wakamba-Karawane warteten, welche zurückgeblieben war, um einen entflohenen Träger zu ſuchen.

11. Nov. Wir brachen früh von Wa auf und kamen ſogleich in einen Wald, wo einer meiner Leute mich verſicherte, aus den Fußſtapfen, die wir ſahen, ſchließen zu können, daß die Wakamba uns vorangegangen ſeien. Wirklich fanden wir die Leute, die auf einem andern Weg von Maungu gezogen und unſern Weg erreicht hatten. Dieß erinnerte mich an die Beduinen in Arabien und an die Indianer in Amerika, welche bekanntlich aus den Fußſtapfen Feinde und Freunde unterſcheiden können. Unſer Weg war ganz eben und führte uns über rothen Sandboden. Zu unſerer Linken hatten wir den hohen Berg Ndara, der von Teitaſtämmen bewohnt iſt. Die Hauptorte, die einer meiner Rabbai-Wanika beſucht hatte, ſind: Kadſchire, Gnonda, Dſchimba, Dambidſchora, Derri, Mikuguai, Talio. Der fruchtbare Boden am Fuß des Berges wird nicht angebaut, aus Furcht vor den Galla, Maſai und Wakuaſi, welche oft zwiſchen Maungu und Ndara hin- und herziehen, ohne daß die Ndara-Leute es wagten, ſie anzugreifen. Die Teitas bleiben auf ihrem Berg, wo ſie Waſſer und ihre Plantagen haben.

Um 10 Uhr kamen wir zu dem Hügel Kamlingo, wo wir uns entſcheiden mußten, ob wir uns dem Berg Ndara nähern oder ob wir einen mehr öſtlichen, waldigten Umweg machen wollten, nahe am Galla-Land hinziehend. Da wir Wakamba bei uns hatten, welche mit den Teitas in Feindſchaft waren, ſo beſchloß mein Führer, Ndara zu umgehen. Wir betraten nun einen großen Dſchungel, wo wir bald den Weg verloren und auf Nebenwege geriethen, welche von den wilden Thieren gemacht worden ſind, die überhaupt die einzigen Wegbereiter und Weg-Inſpectoren der afrikaniſchen Wildniß ſind. Die armen Wakamba-Mütter, welche neben ihren Laſten noch ihre kleinen Kinder auf dem Rücken trugen, wurden ſehr beunruhigt durch das Geſchrei ihrer Kleinen, welche bald Hunger und Durſt litten. Ihr Geſchrei und Weinen war uns ſehr unangenehm wegen der Galla, welche oft den Karawanen in dieſer Wildniß auflauern. Gegen Abend fanden wir zwar den Weg wieder, aber wir hatten keinen bequemen Lagerplatz und mußten daher erſt das Gebüſch wegräumen, ehe wir von den Strapatzen des Tages ausruhen konnten.

Der Führer der Wakamba-Karawane in ſeiner großen Furcht, die Galla möchten unſern Lagerplatz ausfindig machen, warf eine Miſchung von zerpulverter Rinde in's Feuer, damit die Feinde an unſerem Nachtquartier vorbeiziehen ſollten, ohne es zu bemerken. Ich verwies ihm ſeinen Aberglauben und ſuchte ſein Gemüth auf den Schöpfer Himmels und der Erde hinzulenken, auf den der Menſch vertrauen muß. In Stunden der Noth kann der Miſſionar das Herz der Heiden am beſten kennen lernen und ſehen, wie ſie auf elende Dinge ihr ganzes Vertrauen ſetzen.

12. Nov. Die Wakamba-Kinder, die bald wieder ſehr durſtig wurden, verurſachten uns viele Noth. Ich gab ihnen dann und wann einen Schluck von meinem Waſſerkrug, worüber aber mein Waſſerträger ſehr ärgerlich wurde, indem er mir zu verſtehen gab, daß er kein Waſſer für Andere tragen wolle, die ihn nicht dafür bezahlen werden. Um 9 Uhr er

reichten wir die Ufer des Woi-Fluſſes, der in der Regenzeit die Waſſer von Bura und Ndara aufnimmt. In der heißen Jahreszeit hat er nur an einzelnen Stellen Waſſer, das unter dem Sand verdeckt iſt. Da, wo wir ihn überſchritten, war ſehr hohes Gras und viele Vertiefungen, in denen die Galla die Reiſenden überfallen können, ohne daß ſie bemerkt werden. Die Ufer ſind gegen 15 Fuß hoch und 20 bis 25 Fuß breit. Nachdem wir ihn paſſirt hatten, kamen wir in einen Wald von hohen und geraden Bäumen, unter deren Schatten wir uns niederſetzten, während eine Parthie unſerer Leute dem Fluß entlang gieng, um Waſſer zu ſuchen. Nach einigen Stunden fanden ſie zwar das koſtbare Element, aber auf der Rückkehr verloren ſie den Weg. Sie hatten jedoch den Einfall, einige Flintenſchüſſe abzufeuern, welche wir ſogleich erwiederten. Wie freudig wurden wir, als wir ſie mit dem koſtbaren Waſſerſchatz zurückkommen ſahen! Das Weinen der Kinder hatte ſogleich ein Ende. Nachdem wir uns mit Speiſe und Trank erquickt hatten, ſetzten wir unſere Reiſe fort, verwickelten uns aber im Dickicht ſo ſehr, daß wir wie begraben ſchienen. Nach einigem Umherirren jedoch fanden wir den rechten Pfad wieder, den wir jetzt verfolgten, bis die Nacht einbrach und uns nöthigte, einen Lagerplatz zu ſuchen.

13. Nov. Als wir abreiſen wollten, erklärten die Wakamba, daß ſie vorher am Woi-Fluß Waſſer holen müßten. Da wir nicht ſo lange warten wollten, brachen wir ohne ſie auf, nahmen aber einen Umweg durch einen dornenvollen Dſchungel, um dem öſtlichen Fuß des Bura-Berges nicht zu nahe zu kommen, wo es ſehr gefährliche Räuber giebt, die Aendi heißen, und die ſchon manche Karawane vernichtet haben. Wir reisten den ganzen Tag, ſo ſchnell wir konnten, um auf dem Hügel Kangongo Abends Waſſer zu finden und dort zu lagern. Ehe wir den Hügel erreichten, paſſirten wir den trockenen Bach Mbululo, der in der Regenzeit ſein Waſſer von den Bura-Bergen erhält. Nachdem wir uns am Fuß des Hügels in einem Dickicht gelagert hatten, ſtieg eine Par-

thie denſelben hinan, um Waſſer zu holen, während ich mit 5 Mann das Lager bewachte. Da die Waſſerträger nicht zurückkamen, waren wir in großer Verlegenheit, bis wir den Knall der Flintenſchüſſe hörten.

14. Nov. Die Waſſerträger kamen mit Sonnenaufgang zurück, brachten aber keinen Tropfen Waſſer, da die Gruben oder Tröge ausgetrocknet waren. Jetzt war unſere Verlegenheit groß, da unſer geſtriger Waſſer-Vorrath beinahe ganz erſchöpft war, und wir bis zum Fluß Zawo wenigſtens noch 14 Stunden zu reiſen hatten. Wir brachen daher in Eile auf und reiſten ſo ſchnell wir konnten. Die Sonne wurde bald brennend heiß. Unſer Weg führte uns über rothen Sand, Kieſelſteine und oft über Felſen. Die Vegetation war gering. Nur kleine Akazienbäume waren am Weg zu ſehen. Die ganze Gegend war offenbar vor ſehr langer Zeit vulkaniſchen Wirkungen ausgeſetzt geweſen.

Während wir um Mittag im Schatten eines Baumes ein wenig ausruhten, wurde einer meiner muhamedaniſchen Träger ſo ärgerlich über die Strapatzen des Weges, daß er im Zorn ausrief: „Soll ich nur 8 Thaler für dieſe Reiſe erhalten? Er wurde ſo böſe, daß er ſein Gewehr auf die Wanika richtete, welche ihn beruhigen wollten.

Gegen 2 Uhr Nachmittags war die Hitze faſt unerträglich und doch hatten wir kein Waſſer mehr, waren auch noch weit von dem Fluß Zawo. Jener Muhamedaner war wieder der erſte, der ſich wider mich empörte und erklärte, er ſei nicht im Stand, die Reiſe fortzuſetzen. Ich ermahnte nun die Andern, alle Kraft aufzubieten, um noch vor Nacht den Fluß zu erreichen. Da ſie zögerten, forderte ich die Freiwilligen auf, ſich an mich anzuſchließen. Sechs Mann waren bereit zu dem anſtrengungsvollen Unternehmen. Ich war äußerſt müde und durſtig, jedoch war der Fluß noch in weiter Ferne. Die Sonne war gerade am Untergehen, als wir einige große Bäume vom Palmengeſchlecht (mikoma in der Wanika-Sprache) wahrnahmen. Ich verdoppelte daher meine Schritte in der gewiſſen Ueberzeugung, daß die erblickten

Bäume am Ufer des Zawo ſtehen müſſen. Und ſo war es auch. Nach kurzer Zeit ſtanden wir am Ufer des ſchönen Fluſſes, und erquickten uns an ſeinem kühlen Waſſer.

Nachdem ich meinen Durſt geſtillt hatte, beſichtigte ich ein wenig die Oertlichkeit des Fluſſes. Der Zawo iſt 20—25 Fuß breit, die Ufer ſind 15 — 18 Fuß hoch. Das kühle Waſſer läuft mit großer Schnelligkeit über feinen, rothen Sand, und war 2½ Fuß tief in dieſer heißen Jahrszeit. Felſen waren nicht in dem Fluß, der daher gar kein Geräuſch macht. Nur die hohen Palmbäume verkündigen von der Ferne dem Reiſenden ſein Daſein. Er fließt von Nord nach Oſt. Ich ſah dieſe Palmbäume (mikoma) in der Bucht vor Malindi, wo der Fluß unter dem Namen Sabaki wahrſcheinlich ſeine Mündung hat. Er entſpringt in Dſchagga, und iſt offenbar der öſtliche Ausfluß des Schneewaſſers von dem Berg Kilimandſcharo (während der Gona und Lumi nach Südweſten gehen), daher der Zawo auch nicht vertrocknet. Nachdem er eine Reihe rother Hügel durchbrochen hat, geht er ins Land der Galla, wo er den oben genannten Woi-Fluß aufnimmt, und wahrſcheinlich auch den Adi, von dem ſpäter die Rede ſein wird.

An den Ufern des Zawo ſahen wir die friſchen Fußſtapfen von Menſchen und Ziegen, und auch einige Feuerſtellen. Meine Leute hielten dieß für Spuren der wilden Maſai, welche kurz vor unſerer Ankunft am Fluß geweſen waren. Die Verzögerung, die jener flüchtige Mkamba am Berg Maungu veranlaßt hatte, war wohl in der Hand der Vorſehung das Mittel, uns vor dem Zuſammentreffen mit den wilden Maſai zu bewahren. Ich nahm aus dieſem geringen Umſtand die wichtige Lehre: „Sei geduldig in jedem Verhältniß, das du nicht ändern kannſt; denn Gott kann es zu deiner Rettung ſo geordnet haben, ohne daß du im Augenblick ſeinen Weg verſtehſt.“ Ich war damals ſehr unzufrieden und ungeduldig, und wäre gerne früher von Maungu aufgebrochen, wenn mir meine Leute gefolgt wären. Jetzt erkannte ich meine Thorheit.

Nachdem meine Leute im Zawo getrunken und ſich gebadet, und 2 Mann mit Waſſer für unſere zurückgebliebenen Reiſegefährten abgeſandt hatten, entfernten wir uns ein paar 100 Schritte vom Ufer des Fluſſes, und errichteten unſer Nachtlager hinter einigen Felſen am Weg. Die Eingebornen ſchlafen nicht gern nahe an Waſſerplätzen, aus Furcht vor wilden Thieren und lauernden Feinden. Ich legte mich mit dankbarem Herzen gegen Gott auf mein hartes Lager nieder und ſchlief bald ein, erwachte aber bisweilen mit einem großen Verlangen nach dem kühlen Waſſer, das mir beſſer ſchmeckte, als der köſtlichſte Wein der Gewaltigen dieſer Erde. Ich muß übrigens bekennen, daß es mir in dieſer gefährlichen Stelle oft ſehr unheimlich zu Muth war, und ich mich nach dem Anbruch des Tages ſehnte.

15. November. Um 9 Uhr erreichte unſere zurückgebliebene Parthie den Zawo in einem erſchöpften Zuſtand, da die Waſſerträger, welche ich geſtern Abend abgeſandt hatte, ſie nicht erreichten, indem ſie im Walde irre giengen. Von den Wakamba konnte ich nichts erfahren. Ich verſprach Jedem 2 Thaler, der ihnen Waſſer entgegenbringen würde; allein meine Leute erklärten, ſie würden nicht um 10 Thaler den gefährlichen Weg machen. Nachdem ſie ſich mit Speiſe und Trank erquickt hatten, brachen wir auf und marſchirten ohne Unterbrechung, bis die Nacht einbrach. Meine Leute hieben große Aeſte von den Bäumen, und machten ein ſtarkes Gehege um unſer Lager, zum Schutz gegen wilde Thiere und Menſchen.

Nachdem wir das Weichbild des Zawo verlaſſen hatten, eröffnete ſich uns eine ſchöne Ausſicht auf den Berg Theuka, welcher ſehr hoch iſt und auf der Weſtſeite des Zawo liegt. Das nördliche Ende deſſelben bildet der Berg Engolia, der von Wakamba bewohnt iſt. Der Theuka war früher auch von Wakamba bewohnt, aber vor 15 Jahren von ihnen verlaſſen worden. Die Bewohner ſollen nämlich damals ein unterirdiſches Geräuſch gehört haben, das ſie bei ihrem großen Aberglauben auf den Gedanken brachte, die Europäer

seien von der Küste her auf einem unterirdischen Gang im Anzug mit Kanonen, deren Knall sie zu hören glaubten. Die Wakamba verließen daher den Berg in Eile und kehrten nie wieder zurück. Hungersnoth, Krieg und Erdbeben scheint in dem für Ostafrika so merkwürdigen Jahr (1836) auch in diesen Gegenden gewüthet zu haben.

16. November. Wir brachen frühe auf. Als der Himmel klar wurde, konnte ich die ganze Ostseite des Dschaggalandes und seiner ungeheuren Bergmasse recht deutlich sehen. Ich sah ganz klar die transparente weiße Materie auf dem domartigen Gipfel des Kilimandscharo. Südlich von ihm sah ich einen etwas niedrigeren Berg, der sich allmählich zuspitzt. Zwischen ihm und dem Kilimandscharo ist eine sattelähnliche Vertiefung, welche auf den Kilimandscharo hinaufführt, auf dem ich den Schnee (Kibo) ganz deutlich wahrnahm. An einigen Orten bemerkte ich tiefe und breite Schluchten oder Einschnitte. An andern Orten sah ich ganz perpendikuläre Felsen-Mauern, welche fast bis auf des Berges Spitze hinaufreichten. An diesen Bergwänden war natürlich kein Schnee, weil er sich da nicht halten kann. Nachdem wir das nördliche Ende des Engolia umzogen hatten, konnten wir den Berg Dschulu, der höher ist als der Theuka, im Westen sehen. Der Dschulu ist von Wakamba bewohnt, welche ihr Wasser von dem Frost und Thau, der beständig auf dem hohen Berg fällt, erhalten sollen. Der Dschulu schützt das Wakambaland gegen die Wakuafi, welche in der großen Ebene zwischen dem Kilimandscharo und der Südseite des Dschulu sich aufhalten. Wäre nicht der Dschulu eine mächtige Schutzmauer, so wären die Wakamba in Kikumbuliu, welche östlich und nördlich vom Dschulu wohnen, längst von den Barbaren aufgerieben worden. Nordöstlich von Dschulu ist der Berg Noka, der ebenfalls von Wakamba bewohnt ist, die keinen guten Ruf bei ihren Landsleuten haben. Die Gegend, welche wir heute durchzogen, war früher auch von Wakuafi besetzt gewesen, weßhalb damals die Karawanen entweder numerisch sehr stark sein, oder einen mehr östlichen

Weg in der Nähe der Galla-Wildniß einschlagen mußten, wenn sie nach Kikumbuliu reisen wollten. Die Wakamba haben viel Geschick und Ausdauer, neue Wege zu machen, weil sie an das Nomaden- und Jägerleben gewöhnt sind. Die Hinwegräumung der Wakuafi auf diesem Wege ist gewiß ein Zeichen, daß Gott Gedanken des Friedens über Innerafrika hat; sie ist wohl der macedonische Ruf für Missionarien nach Central-Afrika.

Wir begegneten Vormittags einer kleinen Karawane von Wakamba, welche nach der Küste von Mombas gieng. Ich gab ihnen ein Schreiben mit an meine Freunde in Rabbai.

Um Mittag kamen wir nach Mdido wa Andei, wo wir trinkbares Wasser im Bette eines trockenen Flusses fanden. Wir bereiteten unser Mittagsmahl im Schatten großer Bäume und marschirten dann weiter, bis es Abend wurde, wo wir in einem dicken Dschungel, der nach Kikumbuliu führt, unser Nachtlager errichteten. Nach dem Nachtessen erneuerten meine Leute ihre Forderung um Vermehrung des Lohnes mit Ungestüm. Ich beruhigte sie endlich mit der Erklärung, daß ich ihnen weiter zahlen wolle, wenn wir in Ukambani angekommen seien wo ich erst die ganze Länge des Wegs berechnen könnte.

17. Nov. Da unser Speise-Vorrath zu Ende war, marschirten wir, so schnell wir konnten, um Kikumbuliu zu erreichen. Um 8 Uhr kamen wir in einen schönen Wald, der mit hohen und sehr geraden Weißdorn-Bäumen bedeckt ist. Eine Strecke weit zogen wir über ein Lager von schwarzen und porösen Steinen (Lawa), welche die Wakamba Kiwudi heißen. Bald nachher begegneten wir einer Anzahl Wakamba-Weiber und Kinder von Kikumbuliu, welche den Wald säuberten, um den Boden zur Anpflanzung von Welschkorn und andern Dingen zu benützen. Der fette Boden sah ganz schwarz aus. Die Wakamba umringten mich bald, und schauten auf mich, als wäre ich ein Wesen von einer andern Welt her. Haar, Hut, Schuhe und Regenschirm erregte ihre größte Aufmerksamkeit, und wie Kinder hüpften sie um mich

herum. Sie fragten mich oft, wenn der Regen kommen werde und ob ich ihn nicht machen könnte, da ich ein mundu wa manſi manene, d. h. ein Mann des großen Waſſers (der Meeresküſte) ſei und ein „niumba ya mbua," d. h. ein Regenhaus (Schirm) bei mir habe.

Da wir gerade in der heißeſten Zeit nach Kikumbuliu kamen, ſo fanden wir es ſchwer, an den Brunnen der Eingeborenen Waſſer zu finden. In Idumuo waren mehrere Gruben, wo die Leute Stunden lang auf das nur ſpärlich fließende Waſſer warteten. Der Boden war kalkartig, daher der eigenthümliche Geſchmack und die weißliche Farbe des Waſſers. Die Männer waren zahlreich verſammelt zum Schutz der Frauen, welche ihre großen Kalabaſchen nur langſam füllen konnten. Da wir Fremde waren, mußten wir bis Mitternacht warten, bis wir Waſſer ſchöpfen durften, nachdem die Eingeborenen fort waren. Mehrere meiner Leute wurden krank, wahrſcheinlich in Folge dieſes unangenehmen Waſſers.

18. November. Da wir heute an den Waſſergruben in Idumuo Raſttag hielten, ſo kamen viele Wanika, mich zu ſehen. Ich war von Morgens bis Abends von ihnen umringt. Jeder wünſchte mit mir zu reden, und meine Kleider zu berühren. Andere wünſchten ku toledſcha mſinga, d. h. wir ſollten unſere Gewehre abfeuern.

Ich erzählte ihnen bibliſche Geſchichten, beſonders die Geſchichte Jeſu Chriſti. Auch erzählte ich ihnen Manches über die Sitten meines Landes. Während wir bei Idumuo ausruhten, kam die kleine Wakamba-Karawane an, die wir unterwegs verlaſſen hatten. Sie verbreiteten die Nachricht, daß es wegen mir nicht regnen würde, es ſei denn, daß ein Schaf geſchlachtet und ſein Blut auf den Weg geſprengt werde, auf dem der weiße Mann gekommen ſei. Die Wakamba heißen dieß „Ku piga dana," d. h. den Weg glücklich oder ſicher machen. Ich hatte vorher ein Schaf für meine Karawane gekauft. Dieß ſollte nun geſchlachtet und das Blut auf den Weg gegoſſen werden. Ich ſprach natür-

lich gegen diesen Aberglauben, konnte ihn aber nicht verhindern.

Nachmittags führten die Wakamba-Jünglinge einen Tanz auf, wobei sie melodischer sangen und weniger Wildheit und Aufgeregtheit zeigten, als die Wanika bei ihren Landes-Tänzen.

19. Nov. Während wir bei Idumuo ausruhten, sah einer meiner Wanika eine ziemlich große Schlange, welche er ohne Weiteres mit der Hand hinter dem Kopf ergriff. Nachdem er das Gift herausgenommen, und die Schlange beim Schwanz gefaßt hatte, unter dem Hermurmeln einiger unverständlicher Worte, gehorchte das Thier seinem Befehl augenblicklich und machte alle Bewegungen, die er von ihm haben wollte. Da ich sah, daß er sich in den Augen der Wakamba, welche ihn anstaunten, wichtig machen wollte, so befahl ich ihm, die Schlange zu tödten; aber er erklärte, er könne das nicht thun, weil er Bruderschaft mit der Schlange gemacht habe; es würde ihm, wenn er eine Schlange tödtete, großes Unglück begegnen, und andere Schlangen würden ihm nicht mehr gehorchen. Ich nahm nun meine Flinte und schoß sie todt, worauf er sie wegnahm, um sie in einiger Entfernung im Verborgenen zu begraben. Ich nahm aus diesem Umstand eine Veranlassung, den Leuten die Geschichte des Sündenfalles, welchen der Teufel, die alte Schlange, verursacht hat, zu erzählen.

20. November. Der erste Regen fiel heute in Kikumbuliu, was mich bei den Wakamba in große Gunst setzte, wiewohl ich ihrem Aberglauben entgegenzuwirken und alle Ehre Gott zu geben suchte. Meine Leute hätten gerne die Wakamba glauben gemacht, daß sie einen europäischen Regenmacher in's Land gebracht hätten; sie hofften dadurch ein Schaf oder einen Elephanten-Zahn von den Leuten zu erhalten.

Durch eine Wakamba-Karawane, welche mit Elfenbein nach der Küste gieng, schrieb ich wieder ein paar Zeilen an meine Freunde in Rabbai.

Nachdem wir von Idumuo aufgebrochen und etwa eine Stunde gegangen waren, kamen wir an das Flüßchen Madschidschio ma Anduku, das im Wakuasi-Land entspringen und in den Adi-Fluß gehen soll. Abends lagerten wir uns in Maweni, wo wir wieder eine Karawane trafen, die nach der Küste reiste.

21. November. Ich hatte eine sehr unruhige Nacht in Folge des Regens. Mein Regenschirm war meine einzige Bedeckung. Meine Leute deckten die Kuhhäute über sich her, auf denen sie geschlafen hatten. Leider wurde auch unser Feuer durch den Regen ausgelöscht. Ein Reisender sollte einen guten Regenmantel und lederne Säcke bei sich haben, die er verschließen kann. Auf diese Weise würde er sein Gepäck gegen Regen und seine Träger, welche gerne mausen, sowie gegen die weißen Ameisen sichern können. Ich hatte Säcke, welche bloß aus groben Matten gemacht waren, und daher keinen Schutz gegen Regen, Ameisen und Diebe gewähren konnten.

Mit Tagesanbruch brachen wir auf und marschirten etwa 6 Stunden (meist durch Waldung), bis wir sanft in das Bette des schönen Flusses Adi hinabstiegen, welcher das eigentliche Ukambani gegen Südwesten begränzt. Die Ufer des Flusses, welche etwa 20—25 Fuß Höhe haben, sind mit hohen Bäumen geziert. Das Wasser lauft sehr langsam in dem weiten Bett, das gegen 170 Fuß breit ist. Das eigentliche Bett, das Wasser hatte, war etwa 60 Fuß breit und 1½ Fuß tief zu dieser Jahrszeit. In der Regenzeit ist der Adi ein mächtiger Strom, den die Eingebornen nicht passiren können. Er soll seine Quelle in Ambaloilu in Kikuyu haben, und seine Zuflüsse von den hohen Bergen Kilungo, Iweti, Mukamku und Nsao Wi erhalten. Letztern Berg sah ich in Kikumbuliu. Mein Führer versicherte mich, daß ein Theil des Adi vom Kilimandscharo komme; und es ist sehr wahrscheinlich, daß der nördliche Theil des Schneebergs etwas von seinem Wasser nach Ukambani sendet. Ob der Adi in den Dana-Fluß geht, oder sich mit dem Zawo vereinigt und

den Sabaki bildet, der bei Malindi in's Meer geht, kann ich nicht bestimmen.

Nachdem wir auf der östlichen Seite des Adi uns mit Speise und Trank erquickt hatten, fiengen wir an, die Bergreihe (oder Gürtel) langsam aufzusteigen, welche von Endunguni an dem Galla-Land entlang sich bis Ukambani, ja bis Kikuyu hinzieht, nur daß dieser Berg-Gürtel hier gegen 1800 Fuß hoch ist. Wir begegneten bald einigen Leuten, welche den Dschungel in der Nähe des Flusses säuberten, um den Boden anzupflanzen, was sie bisher aus Furcht vor den Galla und Wakuafi unterlassen hatten. Auf der Höhe angekommen (der ganze Distrikt heißt Yata), hatten wir eine herrliche Aussicht nach allen Seiten. Im Westen und Nordwesten sahen wir den Schlangenlauf des Adi-Flusses, die Hügel und Ebenen der Wakuafi, im Süden und Südwesten die Berge Dschulu, Engolia, Theuka, im Osten die Berge von Mudumoni, welche die Galla von Ukambani trennen. So sehr mich aber diese geographischen Entdeckungen freuten, so sehr mußte mich der Gedanke betrüben, daß hier Myriaden unsterblicher Seelen wohnen, welche von der Gnade Gottes in Christo Jesu noch nichts gehört und erfahren haben.

Wir bezogen unser Nachtquartier in einem der vielen kleinen Dörfer der Wakamba, die sehr freundlich gegen uns waren und uns Fleisch von Giraffen und Elephanten, auch Hühner zum Kaufen anboten. Das Giraffen-Fleisch schmeckte mir sehr, aber das des Elephanten fand ich zu hart; auch hatte es, obwohl es geröstet war, einen eigenthümlichen Geschmack, den jedoch ein guter Appetit nicht sehr achtete. Meine Muhamedaner wurden gewaltig aufgebracht gegen dieses Fleisch der „Ungläubigen", wie sie es nannten, und verlangten Glasperlen zum Ankauf von Hühnern, die ich ihnen des Friedens wegen nicht verweigerte.

22. Nov. Da es in Yata ziemlich kalt war, freuten wir uns über den Aufgang der Sonne, mit der wir unsere Reise fortsetzten. Zuerst reisten wir eine Stunde lang über die Ebene von Yata, und stiegen dann in die ausgedehnte

Wildniß von Tangai hinab, welche unbewohnt iſt, und welche ſich bis an die Mudumoni-Berge und das Galla-Land im Oſten und Südoſten erſtreckt.

Früher war ein direkter Weg von Tangai an die Küſte, ſo daß man den Umweg über Kikumbuliu nicht zu machen brauchte; allein die Galla, welche ſeit der Wegräumung der Wakuaſi mehr ſüdlich gezogen ſind, gefährden die Karawanen-Straße. Da die Wakuaſi und Galla durch das Vorhandenſein von Kühheerden geködert und bewogen werden, Einfälle in das Gebiet der oſtafrikaniſchen Stämme zu machen, ſo halten die Leute von Yata abſichtlich keine Kühe und Ochſen, ſondern bloß Schafe und Ziegen, um ihre barbariſchen Nachbarn nicht zu Angriffen auf ihr Gebiet zu veranlaſſen. Nachdem wir die Tangai-Wildniß glücklich paſſirt hatten, ſahen wir wieder mehrere zerſtreute Wakamba-Dörflein. Bei dem klaren Wetter und wolkenloſen Himmel konnte ich das Schneehaupt des Kilimandſcharo ſehr deutlich ſehen, welcher Berg über alle ſeine Nachbarn hervorragt, wie ein Rieſe über kleine Kinder. Der Dſchulu iſt 5000 — 6000 Fuß hoch und doch ragt der Kilimandſcharo weit über ihn hervor, ja er ſcheint auf ihm zu ruhen. Natürlich kann man am Fuß dieſer kleinern Berge den Rieſen nicht ſehen, ſondern erſt wenn man eine gewiſſe Höhe derſelben erreicht hat.

Unſer Weg im eigentlichen Ukambani, in dem wir jetzt angelangt waren, war nicht mit den dicken Dſchungeln bedeckt, welche wir zwiſchen der Küſte und Kikumbuliu paſſirt hatten. In manchen Theilen des Wakamba-Landes iſt das Holz ſogar ſehr rar, aber deſto geeigneter iſt das Land für Ackerbau und Waideplätze. Nirgends ſah ich einen Fruchtbaum außer dem dicken Mbuyu, aus deſſen Stamm die Suahilis an der Küſte große Boote machen. Etwa um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir den Fluß Tiwa, welcher in Ulu, der nordweſtlichen Provinz von Ukambani, entſpringen ſoll. Er vertrocknet in der heißen Jahrszeit. Nur hie und da findet man gutes Waſſer unter dem Sand verborgen. Er vereinigt ſich mit dem Adi.

23. Nov. Um 10 Uhr ruhten wir aus auf der Waſſerſtation Mbo, nachdem wir über rothen und bisweilen ſchwarzen Boden gezogen waren. Der Boden wechſelte überhaupt in kurzen Entfernungen. Er war bald ſandig, bald thonartig. Bäume und Gebüſche waren ſelten. Um 4 Uhr lagerten wir uns in Mbandi unter einem großen Baum. Ich ſah heute den Kilimandſcharo mehrmals. Ueberhaupt verfolgte uns der Schneeberg an jedem Ort, der etwas erhöht war und eine Ausſicht in die Ferne geſtattete.

24. Nov. Einer meiner Wanika, der von Dſchagga durch die Wakuaſi-Wildniß nach Kikuyu gekommen war, erzählte mir von einem ſehr breiten Fluß Namens Malawa, den er überſchritten habe und von wo er in das Land Muhama gekommen ſei, wo die Leute den getrockneten Miſt des Viehes zur Feuerung gebrauchen, aus Mangel an Holz. Es gebe dort ſehr viel Elfenbein, das die Leute von Kikuyu kaufen und an die Wakamba wieder verkaufen, die es an die Küſte bringen. Mein Berichterſtatter konnte mir aber nicht ſagen, wo der Fluß entſpringt und wohin er geht. Welche Entdeckungen wird es noch im Innern von Afrika geben! Wie leicht und einfach werden die Verbindungswege gefunden werden! Sie ſind gewiß nicht ſchwieriger als in Europa, Aſien und Amerika, denn Gott hat die Geſtalt der Länder ſo gebildet, daß ſie zur Ausführung ſeiner erhabenen Abſichten bei der Aufrichtung ſeines Reiches auf Erden auf eine ſchnelle Weiſe dienen muß, wenn ſeine Stunde gekommen iſt. Der Niger wird die Friedensboten zu den verſchiedenen Ländern von Nigritien führen, während ſein großer Zufluß, der Tſchadda zuſammen mit dem Congo die Miſſionarien nach dem weſtlichen Mittelpunkte von Afrika, nämlich nach Uniameſi bringen wird. Die verſchiedenen Zweige des Nils werden von Norden her das Evangelium nach den Aequator-Gegenden tragen, während der Dſchub und Dana einen Waſſerweg ins öſtliche Central-Afrika abgeben werden, und der Kilimani oder Sambeſi endlich wird vom Südoſten her ins Innere eine Hochſtraße bilden. Die Quellen aller dieſer großen Flüſſe

liegen nicht so weit von einander entfernt, als unsere jetzige geographische Kenntniß uns möchte glauben lassen. Alle diese Quellen scheinen sich um den Aequator und das große Binnenland Uniamesi herum zu concentriren; daher man sich nicht wundern darf, wenn die Araber alle diese Flüsse aus Einer Quelle *) entspringen lassen, was nur richtig verstanden werden muß, nämlich so, daß um den Aequator herum sich die Wasserscheiden bilden, aus denen jene Flüsse nach Norden, Osten, Westen und Südosten ihre Richtung nehmen. Von Uniamesi (Besitz oder Land des Mondes), sagen die Suahilis, könne man nach 4 Enden der Erde gelangen. Wie der Mond in verschiedenen Gestalten sich zur Erde stellt und verhält, so stelle und verhalte sich jenes große Binnenland zu der afrikanischen Halbinsel, indem man von dort aus nach 4 Seiten hin wandern könne. Diese merkwürdige Idee gründet sich wahrscheinlich auf eine geschichtliche Thatsache, von der wir freilich keine Kunde haben, — auf die Thatsache nämlich, daß die frühern Araber — sei es in ihrer Periode des Heiden- oder des Muhamedanerthums — Afrika besser gekannt und durchreist haben, als in der Gegenwart, in der sie nur theilweise Afrika bereisen und kennen lernen. Aus jener Zeit haben sie wohl auch noch die Tradition behalten, daß die großen afrikanischen Flüsse aus Einer Quelle entspringen, wodurch zugleich angedeutet ist, daß man aus dem Einen in den Andern, also aus dem Nil in den Kilimani, Kongo und Dana kommen kann, natürlich so, daß immerhin noch eine bedeutende Landreise zwischen den Flüssen liegen mag, zumal da sie jedenfalls nicht gleich an ihrer Quelle schiffbar sein werden. Wenn sich nun diese Wasserstraßen so verhalten, so ist klar, daß sie der Christianisirung Afrika's sehr förderlich sein werden.

Nachmittags machten wir Halt in Nsou, wo wir in steinernen Vertiefungen Wasser fanden. Wir kauften auch frische Lebensmittel. Ein Mkamba bot einem meiner Mus-

*) Die Araber sagen eine Wahrheit, aber nicht die Wahrheit.

ketiere etwas Welſchkorn an, wenn er ſeine Flinte abfeure. Die Wakamba lieben die Feuerwaffen und Einzelne haben ſich Flinten an der Küſte gekauft. Es iſt zu wünſchen, daß die Stämme im Innern ſich nicht mit dieſer Waffe bekannt machen, da die Erfahrung bei den Waſegua- und Waſambara-Stämmen in der Nähe von Sanſibar gezeigt hat, daß die Afrikaner die Feuerwaffe nur zur Unterdrückung ihrer Nachbarn, die ſie zu Sclaven machen, gebrauchen werden.

Abends lagerten wir uns in Jlangilo, wo wir in Gruben gutes Waſſer fanden, das aber eine weißliche Farbe hatte (wie Tembo, Palmwein) von dem thonartigen Boden, aus dem es kommt. Die ganze Gegend von Jlangilo iſt ſchöner, baum- und grasreicher, als wir bisher auf unſerem Weg wahrgenommen hatten. Wir waren jetzt im eigentlichen Ukambani, das ich oft an der Küſte als ein ſchönes Land hatte beſchreiben hören.

25. Nov. Ich hatte eine ſchwere Nacht verlebt. Da meine Leute wußten, daß wir heute zu Kiwoi kommen und unſere Reiſe zu Ende geht, ſo verlangten ſie mit größter Frechheit die Erhöhung ihres Lohnes. Sie verlangten jetzt 13 ſtatt 8 Thalern, die in Rabbai beſtimmt worden waren. Sie ſagten, 3 Thaler ſeien ſchon von ihren Weibern und Kindern gegeſſen, d. h. im Voraus vor der Abreiſe von Rabbai empfangen worden und jetzt müßten ſie noch 10 Thaler erhalten. Ueberdieß verlangten ſie alles Elfenbein, das mir Kiwoi als Gegengeſchenk geben würde. Würde ich dieſe Forderung verweigern, ſo würden ſie mich augenblicklich verlaſſen. Sie waren dabei ſo ergrimmt, daß, hätte ich nur das geringſte beleidigende Wort erwiedert, ſie mich unfehlbar auf der Stelle erſchlagen haben würden. Ich war deßhalb ganz ſtill die Nacht hindurch und ließ ſie ſchreien und lärmen.

Uebrigens verſprach ich ihnen 10 Thaler ohne Weiteres; auch die 13 Thaler war ich bereit zu geben, wenn die Behörden an der Küſte dieſe Forderung für gerecht anerkennen würden, denn hier in der Wildniß ſei kein rechtes Gericht.

Dieſe Erklärung beruhigte ſie endlich, ſo daß ſie von Jlangilo aufbrachen, um das Dorf Kiwois vollends zu erreichen.

26. Nov. Wir zogen durch viele Wakamba-Dörflein, denn wir waren jetzt in einem ſehr bewohnten Theil des Landes angelangt, der guten Boden und viel Gras hat. Als wir an den Felſenhügel Njambani kamen, wurde unſere Richtung geradezu nördlich, während wir mehrere Tage lang nordöſtlich gezogen waren. Dieſer Hügel, der aus einem einzigen Stück Felſen beſteht und ſich aus der Ebene erhebt, dient als Markſtein, der weithin geſehen wird. Hier beginnt das Gebiet des Stammes Kitui, deſſen Haupt Kiwoi iſt, der bereits von meiner Ankunft in Ukambani gehört hatte. Nachdem wir ſeinen Wohnort erreicht hatten, ſetzten wir uns unter einen Baum und warteten, bis er uns entgegen kam. Meine Wanika hielten ſich aber einige hundert Schritte fern von mir und meinem Gepäck, da ſie, wie ich nachher erfuhr, Kiwoi als einen großen Zauberer fürchteten, deſſen Zauberei ihnen ſchaden könnte. Er kam endlich aus ſeinem Dörflein heraus, begleitet von ſeiner Hauptfrau, welche in ihrer Hand einen Zauberſtab trug, der ſchwarz gefärbt war. Der Häuptling grüßte mich freundlich und ſagte, daß, als ich mit ihm in Rabbai von einer Reiſe nach Ukambani geſprochen hatte, er dieß für eine Lüge gehalten, indem er gedacht habe, ich werde nie eine ſo weite Reiſe machen; aber er habe jetzt geſehen, daß ich Wahrheit geredet habe und ich ſei ihm ganz willkommen in ſeinem Lande. Er ließ mir ſodann eine Wohnung zubereiten in einer der Hütten ſeiner Frauen, welche die Hütte verlaſſen mußte. Die Wakamba liefen in Maſſe zuſammen, den Muſungu (Europäer) zu ſehen und zu bewundern.

Nachdem ich in meiner Wohnung etwas eingerichtet war, beſuchte ich den Häuptling und ſprach mit ihm über den Zweck meiner Reiſe, nämlich zu erfahren, ob die Wakamba chriſtliche Lehrer aufnehmen würden, welche ſie den Weg zum wahren Glück durch die Erkenntniß Gottes und ſeines Sohnes Jeſu Chriſti lehren würden? Weiter ſagte ich ihm, daß ich

wünſchte, meine Reiſe bis an den Dana-Fluß auszudehnen und deßwegen ihn um Begleiter zur Ausführung meines Planes bitten möchte; ich verlange kein Elfenbein von ihm für mein Geſchenk, überhaupt verlange ich nichts als meinen täglichen Unterhalt, ſo lange ich bei ihm ſei. Der Häuptling erwiederte: „Ich verſtehe deine Abſicht und du ſollſt alles erlangen, was du wünſcheſt. Du bleibſt bei mir bis nächſten Monat, wo ich nach Muea (ein Ort im Wanduroboland) und auch nach Kikuyu gehe, um dort Elfenbein zu holen; du gehſt mit mir nach allen dieſen Gegenden. Nach meiner Rückkehr werde ich eine Reiſe an die Küſte machen, mein Elfenbein zu verkaufen, nach 4 oder 5 Monaten, wo du dann mit mir gehen kannſt; aber deine Wanika mußt du entlaſſen, denn ich habe ſie nicht gerne, da ſie mir mein Elfenbein entreißen, wenn ich durch ihr Land ziehe.“ Hierauf holte er eine Kuh, welche von meinen Muhamedanern geſchlachtet und zwiſchen mir und Kiwois Familie getheilt wurde. Den Wanika wollte er nichts geben, beſonders als er hörte, daß ſie mich in Jlangilo mißhandelt hätten.

In meiner zweiten Unterredung mit Kiwoi erwähnte ich den Schneeberg Kilimandſcharo in Dſchagga. Kiwoi ſagte, er habe die meiſten Gegenden in Dſchagga geſehen und kenne den Berg ſehr wohl, aber es ſei ein zweiter, noch größerer Kiima dſcha dſcheu (Berg der Weiße, weißer Berg) zwiſchen den Ländern Kikuyu, Mbe und Uimbu, von welchem Weißberg der Danafluß ſeinen Urſprung habe. Er ſagte dann weiter: „du wirſt beide Berge (den Kilimandſcharo und den Kenia oder Kegnia) in einer kleinen Entfernung von meinem Dorfe ſehen können, wenn es helles Wetter iſt. Es iſt 10 Tagreiſen von hier bis zum Kilimandſcharo in Dſchagga, aber nur 6 Tage bis zum Kegnia in Kikuyu.“ Den Kilimandſcharo ſah ich bald nachher ſüdweſtlich vom Dorfe Kiwois, aber den Kegnia konnte ich nicht ſehen, da es gegen Norden und Nordweſten nicht hell war, indem der Regen bereits von jener Richtung her zu fallen angefangen hatte. Wären wir

nur einige Wochen bälder gekommen, ſo wäre der nördliche Himmel noch klar geweſen.

In einer andern Unterredung drückte Kiwoi den Wunſch aus, daß der Gouverneur von Mombas den Dana-Fluß herauf Boote ſenden möchte, um ſein (Kiwois) Elfenbein zu Waſſer zu holen, indem es ſehr mühſam ſei, das Elfenbein zu Land nach Mombas zu bringen. Der Fluß habe keine Felſen, reiche in der heißen Jahrszeit bis an den Hals, während er in der Regenzeit gar nicht zu paſſiren ſei. Seine Breite ſei mehrere hundert Schritte, die Leute von Mbe geleiten Fremde von einem Ufer zum andern. Dieſe Mittheilung gefiel mir ſehr wohl, da ich längſt gern die Waſſerfahrt auf dem ſogenannten Fluß Quilimancy (was wohl Kilimanſi oder Kilima dſcha manſi Berg des Waſſers oder Waſſerberg heißen ſoll) ausgeführt wiſſen wollte. Dieſer Quilimancy iſt alſo kein anderer als der Dana-Fluß, der von dem Schneewaſſer des Kegnia gebildet wird und in ſeinem weitern Lauf viele Flüſſe aufnimmt, wie z. B. den Dida, Kingadſchi, Ludi. Kiwoi that auch Erwähnung eines Bahari oder eines Sees, welcher im Norden von Kikuyu liegen ſoll; er habe ihn nicht perſönlich geſehen, aber von ihm gehört durch die Wakamba, welche in der Nähe des Sees Elephanten jagen. Ich konnte nicht recht klar werden, was er mit dieſem See meinte, ob es wirklich ein See, oder ein großer Fluß, oder ein Arm des Meeres iſt.

27. Nov. Dieſen Morgen führte mich Kiwoi bei ſeinen Großen und Verwandten ein. Er benützte meine Anweſenheit, um ſich in den Augen der Seinigen groß zu machen. Er ſagte: „Habe ich euch nicht früher geſagt, daß ich euch einen Muſungu (Europäer) bringen werde? Jetzt iſt er gekommen, bin ich nicht ein großer Mann, da ein Muſungu zu mir in mein Land gekommen iſt?“ Sie riefen alle einſtimmig aus: „Wahrlich, Kiwoi iſt ein großer Mann und hat uns Wahrheit geſagt.“ Sie ſahen mich dann ſehr wohlgefällig an und wünſchten meine Schuhe, Haar, Hut, Kleider und beſonders meinen Regenſchirm zu ſehen, der oft auf- und

zugemacht wurde. Dann fiengen sie an Uki zu trinken, d. h. ein Getränk, aus Zuckerrohr bereitet. Kiwoi wiederholte sein früheres Versprechen, mich überall hin zu begleiten, wohin ich wünschte, wiewohl ich schon beschlossen hatte, nach der Küste zurückzukehren,

1) weil ich nicht recht wohl war, seit ich von Kikumbuliu an keine ordentliche Speise mehr hatte;
2) weil der Regen meine Reise an den Dana jetzt verhinderte;
3) weil, wenn ich meine Wanika entließ, ich ganz von Kiwoi und den Wakamba abhängig gewesen wäre in Beziehung auf meine Rückkehr nach Rabbai. Ich hatte Ursache, den Wakamba noch weniger zu trauen, als den Wanika;
4) die zwei Suahilis, die bei mir blieben, hätten sehr große pecuniäre Forderungen gemacht, wenn sie hätten einige Monate hier bleiben müssen;
5) wie elend würde ich daran sein, wenn ich, nachdem Kiwoi alle meine Sachen erhalten hat, nicht mehr die Mittel hätte, für mich selbst zu sorgen;
6) mein Plan, im nächsten März die Seeküste bis Kiloa und dann im April Europa zu besuchen, könnte nicht ausgeführt werden.

Nachdem ich eine Zeitlang bei den Wakamba-Häuptlingen, die völlig nackt auf ihren kleinen Stühlen saßen, zugebracht hatte, zog ich mich in meine Hütte zurück, wo sich wieder eine Menge Leute versammelte, denen ich das Wort Gottes nur in sehr unvollkommener Weise verkündigen konnte, weil ich der Wakamba-Sprache noch nicht Meister war.

Nachher kam Kiwoi und verlangte von mir die Geschenke, die ich für ihn mitgebracht hatte. Ich wollte ihm für jetzt nur einen Theil geben, aber er wollte Alles haben, weil er mich bis zu meiner Abreise nähren und mir zwei Elephantenzähne geben wolle, die mir natürlich gleichgiltig waren, da ich wohl wußte, daß meine Träger sie ansprechen, oder im

Fall der Verweigerung ſie mir auf dem Rückweg mit Gewalt nehmen würden.

28. Nov. Dieſen Morgen ſprach Kiwoi von einem Feuerberg, der in der Nähe des Waſſerberges Kegnia liege. Der Feuerberg ſei nordweſtlich vom Kegnia. Die Jäger fürchten ſich, ihm nahe zu kommen, weil der Boden in der Umgebung ſehr gefährlich ſei.

In Kiwoi's Dörflein hatte ich Gelegenheit, einige Leute aus Kikuyu kennen zu lernen, die gegen meinen Willen mir zu Ehren einen curioſen Tanz nach der Sitte ihres Landes aufführten. Sie ſprangen mit aller Macht ſo hoch auf, als ſie konnten, ſtampften dann wieder mit den Füßen auf den Boden und riefen beſtändig „Yolle, Yolle", deſſen Bedeutung ich nicht verſtand. Sie bewegten ſich aus kurzer Entfernung gegen einander, bis ſie in einem Kreis zuſammentrafen, worauf ſie ein wenig ausruhten, um wieder friſch und mit aller Macht zu tanzen.

Die Phyſiognomie der Kikuyu-Leute war nicht häßlich, ſondern eher ſchöner, als die der Küſtenbewohner. Ihre Sprache ſcheint ein Gemiſch von Kikamba und Kikuaſi zu ſein, was auch in Beziehung auf die Sprache der Stämme von Mbe und Uimbu der Fall ſein ſoll, welche in der Nähe des Kegnia wohnen. Tabak und Elfenbein ſind die Hauptartikel, welche die Leute jener Stämme nach Ukambani bringen. Die Kikuyu-Leute wollten mich mitnehmen in ihr Land.

Im Verlauf des Tages erzählte mir Kiwoi, daß er ſeit 13 Jahren die öſtlichen Länder von Ukambani (wo die Stämme Mumoni, Kauma, Udeizu und andere wohnen) nicht mehr beſucht habe, da ihm die Bewohner jener Gegend nicht erlaubten, mit den Stämmen Mbellete und Udaka, welche am nördlichen Ufer des Dana-Fluſſes liegen, Handel zu treiben. Wegen dieſer Verweigerung habe er ſeinen Gegnern verboten, in Kikuyu, Mbe, Uimbu und bei den Wandurobo zu jagen und zu handeln. Beide Rivalen hätten zuletzt einen Vertrag gemacht, daß ſie einander in den betreffenden Gegenden nicht ſtören wollten. Kiwoi ſollte nicht nach Mbellete und Udaka

und jene nicht nach Kikuyu u. ſ. w. gehen. Auch verſtändigten ſie ſich über den Weg nach Mombas. Kiwoi ſollte in der großen Regenzeit nach der Küſte reiſen, während die Andern in der zweiten Regenzeit ihre Reiſe machen wollten. Würden ſich beide Parthien unterwegs begegnen, ſo würden ſie vor einander fliehen aus Furcht vor Uzai, d. h. Zauberei, indem jeder ſich fürchtet, von dem andern bezaubert zu werden. Aus dieſer Erzählung ſchloß ich, daß Kiwoi nicht im Stande wäre, einen Reiſenden nach Mbellete, Udaka und den öſtlichen und nordöſtlichen Gegenden von Ukambani zu führen. Ob der Name Udaka das Land „Andak" bezeichnet, das ſich auf M'Queens Karte von Afrika findet, will ich nicht beſtimmen, vermuthe es aber.

29. Nov. Ich hatte Fieber letzte Nacht und nahm Arznei, welche unter dem Segen Gottes mir Erleichterung verſchaffte.

30. Nov. Es regnete viel in vergangener Nacht. Kiwoi ließ noch in der finſtern Nacht und während des Regens durch meine muhamedaniſchen Träger eine Kuh*) ſchlachten, welche er zwiſchen mir und ſeiner Familie theilte. Er wollte ſie nicht bei Tage ſchlachten laſſen, damit die Wakamba nicht kommen und um Fleiſch ſbetteln könnten. Auch verbot er uns, den Wanika Fleiſch zu geben, was mir ſehr mißfiel. Ich gab deſſenungeachtet jedem Mnika eine Portion, was ihnen Freude machte. Ein Mann aus Kikuyu gab mir die Namen mehrerer Stämme, Berge und Ortſchaften ſeines Landes. Die größten Berge ſind: Kirikata, Kirimonge, Kawumbu, Dſchambiſcho, Kiangei, Gniſſi, Kiturre, Tomodomu, Dalaſau. Die Hauptſtämme und Ortſchaften ſind: Kirugami, Tuku, Gnalua, Molodoi, Maringo, Dirinſa, Udigiriri, Rdololi, Kawundu, Natu, Loidoto, Zirarei, Maramara, Ngaramara, Tawatu, Kiringidſchu, Kabudei.

1. Dec. Das kindiſche Geſchwätz, der beſtändige Lärm

*) Eine Kuh koſtet in Ukambani 3 Doti oder 1½ Thaler, in Kikuyu ſoll ſie nur 2 Doti, alſo einen Thaler koſten.

der Wakamba, noch mehr aber die ſchmutzige Unterhaltung meiner Wanika und Wakamba war mir ſehr zur Laſt, und meine Seele dürſtete nach dem lebendigen Gott, den der Heide weder kennt, noch fürchtet.

Nach Kiwoi ſoll ein Reiſender, der den Schneeberg Kegnia beſuchen will, von Kitui aus am erſten Tag nach Muakini, am zweiten nach Mambidſchi, am dritten an den Dana-Fluß, am vierten nach Muea, am fünften nach Uimbu und am ſechsten an den Kegnia gelangen, von welchem das Waſſer mit großem Geräuſch in den Dana fließt, was auf Schneelawinen ſchließen läßt, die unten ſchmelzen.

2. Dec. Sonntag. Da eine große Menge von Menſchen im Hofe Kiwois verſammelt war, ſuchte ich von der Liebe Gottes gegen die Menſchen in Sendung ſeines Sohnes zur Rettung derſelben zu reden. Ich ſprach zuerſt über den Sündenfall des Menſchen, dann von der Erlöſung durch Chriſtum, und bat ſie drittens, ihren von Gott entfremdeten Zuſtand zu erkennen, und in Chriſto, dem einzigen Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, die Rettung vom zukünftigen Gericht anzunehmen.

3. Dec. Die Weiber des Häuptlings bereiteten Mehl für unſere Reiſe nach der Küſte. Er vertheilte eine Quantität Welſchkorn unter ſeine Frauen und befahl ihnen, es in Eile zu mahlen. Sie gebrauchten beim Reinigen des Getreides kein Sieb, ſondern ließen es aus einem Korb auf die Erde fallen, wo der Wind dann den Staub und Unrath wegblies. Die Wakamba wollen den Gebrauch des Siebes, das an der Küſte angewendet wird, nicht geſtatten, aus der abergläubiſchen Furcht, der Regen möchte aufhören. Aus demſelben Grund gebrauchen ſie keine Ackergeräthe von Eiſen. Der Aberglaube hindert ſie, die väterliche Sitte zu verlaſſen und etwas Beſſeres einzuführen.

Blauer Vitriol (Murdutu) iſt ſehr geſucht in Ukambani und wird gegen Geſchwüre und die Pocken angewendet. Röthel und Luahu (ein indiſches Produkt) wird auch von den Wakamba ſehr geſucht. Ein Reiſender ſollte ſich mit dieſen wohl-

feilen Dingen gut verſehen, da er damit Lebensmittel kaufen kann. Der Luahu (eine Getreideart) wird gemahlen, mit Röthel vermiſcht und in den Körper eingerieben, ſo daß die Wakamba ganz roth ausſehen. Man kann daher ebenſowohl von rothen Afrikanern, als rothen Indianern oder Amerikanern reden.

Nachmittags nahmen wir Abſchied von Kiwoi, der folgende lange Anrede an mich, an meine und ſeine Leute hielt: „Ich hatte gewünſcht, daß der Mſungu bei mir bleibe und im nächſten Monat mit mir nach Kikuyu gehe, wo der Dana-Fluß paſſirt werden kann; aber der Europäer will nach der Küſte zurückkehren. Er kann gehen, wenn er will, ich verhindere ihn nicht. Ich habe ihm einen Elephantenzahn von 4 Fuß Länge und einen andern von 3½ Fuß ſchenken wollen, — denn ſeine Habe iſt mein, und meine Habe iſt ſein; aber ich habe jetzt kein Elfenbein: es iſt in Kikuyu. Ich werde gehen und es holen, und dann werde ich nach der Küſte reiſen, und zwei Elephantenzähne für den Mſungu mitbringen; und wenn ſein Bruder in Rabbai mit mir nach Ukambani gehen will, ſo mag er mit mir gehen, aber Elfenbein habe ich jetzt keines. Ich werde nach Kikuyu gehen und zu den Andulobbo, und es im nächſten Monat holen. Ich bin ein großer Mann, ich mache nicht viele Worte; aber ich werde bei meinen Worten bleiben. Und ihr, Wanika, höret mich, ich habe euch auch ein Wort zu ſagen: Ihr ſollt dem Mſungu auf dem Weg keine Mühe machen, denn er iſt mein Freund. Ihr ſollt ihn ſicher in ſein Haus nach Rabbai bringen, damit ich nicht zornig über euch werde.

Und nun, hier ſind 170 Strängelchen Glasperlen und ein Doti Amerikano; dieß wird genügen, um in Kikumbuliu Speiſe zu kaufen und die Küſte zu erreichen. Bis Kikumbuliu wird auch mein Mehl und Welſchkorn reichen. Und nun habe ich euch mein ganzes Herz geſagt. Grüßet Tangai, den Gouverneur der Feſtung von Mombas.“

Tangai war dem Häuptling perſönlich bekannt, da er ſein (Kiwois) Elfenbein zu kaufen pflegt, wenn Kiwoi nach

Mombas kommt. Nach dieſer Anrede brachen wir auf, begleitet von Kiwoi, der ein paar 100 Schritte mit uns gieng. Nach etwa einer Stunde erreichten wir einen etwas erhöhten Ort, von wo aus ich den Schneeberg Kegnia deutlich ſehen konnte, da die Luft rein und klar war. Der Berg erſtreckte ſich von Oſt nach Nordweſt bei Weſt. Er erſchien mir wie eine ungeheure Mauer, auf deſſen Spitze ich zwei große Thürme oder Hörner erblickte, welche nicht weit von einander ſtehen, und welche dem Berg ein impoſantes Anſehen gaben. Der Kilimandſcharo hat einen kuppelähnlichen Gipfel, der Kegnia dagegen iſt mehr dachſtuhlartig. Die Säulen oder Hörner werden ohne Zweifel von den nördlichen Bewohnern weithin geſehen werden, weßhalb ich mich nicht wundere, daß ſchon Bruce berichten konnte, der weiße Fluß entſtehe von Schnee, nur daß er dieſen nach Kaffa verſetzt, wo es keine Schneeberge giebt, wo man aber wohl von den Schneebergen im Süden hören mag.

An dem erhöhten Ort, von dem aus ich den Kegnia ſah, erblickte ich auch mehrere Hügel des Wakuaſi-Landes gegen Weſten, deren Namen ich aber nicht erfahren konnte.

Abends lagerten wir uns in dem Dorfe eines Verwandten von Kiwoi, der mich nach Rabbai begleiten ſollte, um mich gegen die unruhigen Wanika zu ſchützen. Endenge (ſo hieß ſein Name) war aber krank, weßwegen ich ohne ihn zu gehen beſchloß.

4. Dec. Wir errichteten unſer Nachtlager am Fuß des hohen Felſen Nſambani, wo wir einige zurückgebliebene Träger erwarteten.

5. Dec. Der Regen ließ mich in verfloſſener Nacht nicht viel ſchlafen. Wir lagerten uns Abends in Jlangilo, wo die Eingebornen uns im Verdacht hatten, als ob wir von Kiwoi weggejagt worden ſeien, weil wir ſo ſchnell wieder umkehrten und weil wir kein Elfenbein bei uns trugen. Wenn ein Mkamba von einem Fremden ein Geſchenk erhält, ſo macht er ihm ein Gegengeſchenk in Elfenbein, das der Fremde überall zur Schau trägt.

6. Dec. Nach Mitternacht wurde ich, während alle meine Leute ſchliefen, plötzlich durch ein Kriegsgeſchrei und durch das Pfeifen des Kriegshorns aufgeweckt. Ich glaubte, die Wakamba wollten einen Angriff auf uns machen, um uns zu berauben. Ich erfuhr aber Morgens, daß einige Ochſen den Wakamba entflohen ſeien, und daß die Leute glaubten, die Wakuaſi hätten einen Einfall gemacht, weßhalb das Kriegshorn geblaſen wurde. Ehe wir von Jlangilo aufbrachen, verlangten die Wakamba von uns ein Schaf, das ſie opfern und deſſen Blut ſie auf den Weg gießen wollten, damit wir den Regen nicht wegnehmen möchten. Ich kämpfte vergeblich gegen ihren thörichten Aberglauben, und mußte ein Kitambi, d. h. zwei Ellen Tuch hergeben, womit ein Schaf gekauft wurde. Wir gaben ihnen das Tuch, das uns Kiwoi zum Ankauf von Speiſe in Kikumbuliu geſchenkt hatte. Abends lagerten wir uns in Nſou.

7. Dec. Wieder Regen in vergangener Nacht. Morgens ſahen wir die Berge Nimi, Kaluka, Unguani und Mdomoni, öſtlich und ſüdöſtlich von Ukambani. Unſer Nachtquartier errichteten wir in Mbo unter einem großen Akazienbaum.

8. Dec. Um Mittag erreichten wir den Fluß Tiwa und übernachteten dann im nächſten Dorf Kipopue, wo wir Speiſe kauften.

9. Dec. Abermals Regen in verfloſſener Nacht, wo ich im Freien ſchlief, mit meinem Regenſchirm über mir. Die Leute von Kipopue freuten ſich über den großen Regen, der gefallen war. Sie waren im Begriff geweſen, einem Regenmacher Elfenbein zu geben, um Regen zu erhalten. Da meine Leute dieß erfuhren, ſuchten ſie die Wakamba glauben zu machen, daß ich den Regen bewirkt habe, und daß ſie mir das Elfenbein geben ſollten. Ich beſtrafte ſie ſcharf über ihr betrügeriſches Weſen und darüber, daß ſie nicht Gott, der Himmel und Erde geſchaffen hat und Alles nach ſeinem Willen leitet, die Ehre gaben. Natürlich wollten ſie dann das Elfenbein für ſich behalten, da ſie von Kiwoi keines erhalten hatten. Bei unſerer Abreiſe begleiteten uns die Leute des Orts eine

halbe Stunde weit, ungeachtet der Weg durch den Regen ſehr ſchmutzig geworden war. Sie tanzten wie fröhliche Kinder um mich herum, betrugen ſich aber ſehr freundlich und ehrfurchtsvoll. Als wir um 1 Uhr Yata erreichten, wollten meine Leute daſelbſt übernachten; ich bewog ſie aber, die Reiſe fortzuſetzen und jenſeits des Fluſſes Adi zu lagern. Der Fluß war jetzt tiefer geworden in Folge des Regens in Ulu und Kikuyu. Um uns gegen den Regen zu ſichern, errichteten wir kleine Hütten, indem wir Pfähle in die Erde ſteckten und Stangen und Gras darüber legten.

10. Dec. Wir wurden dieſe Nacht von einem Leoparden beunruhigt, den die Schaf- und Ziegenheerde, welche eine mit uns reiſende Wakamba-Karawane bei ſich führte, herbeigelockt hatte. Unterwegs wurde einer meiner Träger krank, weßhalb ich Halt machen und ihm einen warmen Trank von Waſſer, Pfeffer und Mehl bereiten ließ. Abends erreichten wir Engiloni, den erſten Ort von Kikumbuliu. Wir trafen dort eine große Karawane, die von der Küſte kam, und die in Kikuyu Elfenbein holen wollte.

11. Dec. Wir kauften Speiſe für unſere Reiſe nach der Küſte, und verließen Kikumbuliu am 13. Dec. Auf unſerer Heimreiſe erfuhren wir nichts Beſonderes, als daß wir öfters mit Waſſermangel und Furcht vor Feinden beunruhigt wurden. Am 20. Dec. erreichten wir den Hügel Ndunguni, von wo ich noch einmal auf die große Wildniß zurückblickte, durch die wir gezogen waren. Ich dachte an die Mühſeligkeiten, Nöthen und Gefahren, die ich in den vergangenen Tagen durchlebt hatte. Dieſe Nöthen waren jetzt vorüber, aber die vielen Beweiſe der ſchützenden Macht, Gnade und Barmherzigkeit meines Gottes möchte ich nie vergeſſen, ſondern mir einen ſteten Antrieb ſein laſſen zur Dankbarkeit und zum Eifer im Gebet und in der Arbeit für die Förderung ſeines Reiches in den finſtern Regionen, die ich kennen gelernt hatte. Der Rückblick in die Wildniß vom Hügel Ndunguni aus erinnerte mich auch an das Bild eines ſterbenden Chriſten, wenn er, auf dem Todeshügel ſtehend, das letzte Mal auf die Wildniß

dieſer Welt zurückblickt, wenn er hinſieht auf ſeine Kämpfe mit Sünde, Welt und Teufel, und wenn er jetzt, nach wohl beſtandenem Kampf mit unausſprechlicher Freude der ewigen Heimath immer näher kommt, und zuletzt eingehen darf in die Ruhe, die ihm ſein Gott und Heiland im Himmel aus Gnaden bereitet hat. Geſtärkt durch dieſe Betrachtung trat ich meinen Marſch noch einmal an, und reiste den ganzen Tag, bis ich Abends die Wohnung meines Führers Mann Zahu erreichte, wo ich (nur eine Stunde von Rabbai Mpia entfernt) übernachtete, und wo ſeine Frau Speiſe und Trank im Ueberfluß herbeibrachte. Am Morgen des 21. hatte ich dann die Freude, mich mit meinen theuren Mitarbeitern Rebmann und Erhardt wieder zu vereinigen und ihnen zu erzählen, was ich in den verfloſſenen 51 Tagen geſehen und gehört, und was der Gott aller Gnade an mir gethan hatte.

Siebentes Kapitel.

Meine Seereiſe von Mombas nach Kap Delgado, der Südgrenze der afrikaniſchen Beſitzungen des Sultans von Sanſibar, der gewöhnlich „Imam von Maskat" genannt wird.

Vom 4. Febr. bis 23. März 1850.

Ehe ich nach Europa zu gehen und mein Vaterland wiederzuſehen (das ich ſeit 1837 nicht mehr ſah) beſchloß, war es mein Wunſch, die ganze Südküſte von Mombas bis zu den Portugieſiſchen Beſitzungen von Moſambik hinab perſönlich kennen zu lernen. Von Mombas bis Sanſibar war ſie mir längſt bekannt, aber von jener Inſel an bis Kilwa und Kap Delgado, oder Tungue, wo die arabiſche Herrſchaft aufhört und die von Portugal beginnt, war ſie mir noch perſönlich unbekannt. Und doch war es von großer Wichtigkeit, daß die Freunde der Miſſion, welche jetzt Afrika von allen Seiten umzingeln und dieſen Continent für das Reich

ottes zu erobern trachten, auch von dieſem noch ſo wenig
kannten Theil der oſtafrikaniſchen Küſte einige Kunde erhal-
n, und mit den Wegen beſſer bekannt werden möchten, auf
lchen die Boten des Evangeliums nach einem gemeinſamen
ittelpunkt vordringen könnten, — welcher Mittelpunkt nach
iner Anſicht das große Binnenland Uniameſi iſt, dem die
, weſt- und ſüdafrikaniſchen Miſſionarien ſich zuwenden
ſſen, weil ſie von dort aus zu Waſſer die zahlloſen
ämme von Inner-Afrika nach allen Richtungen hin wer-
n erreichen können.

Hätten es meine Verhältniſſe in Rabbai Mpia geſtattet,
hätte ich gerne von Kap Delgado meine Nachforſchungen
ch weiter ſüdlich bis Moſambik und bis zum Kilimani-Fluß
nter dem 19. Breitengrad ſüdlich) ausgedehnt, da ich
ngſt überzeugt war, daß dieſer Fluß früher oder ſpäter
Beſtimmung haben werde, die Friedensboten ins Innere
s in die Nähe von Uniameſi zu tragen, und da ich ſeit
r Aufhebung der Madagaskar-Miſſion es immer bedauert
tte, daß die von der grauſamen Madagaſſen-Königin Rana-
alona vertriebenen engliſchen Miſſionarien nicht ein Arbeitsfeld
der Nähe des Kilimani geſucht hatten, von wo aus ſie der
nſel Madagaskar ſo nahe geblieben wären, welche nach
einer feſten Ueberzeugung noch das Miſſions-Seminar für
ſtafrika werden muß. Ein Miſſionar muß, wie ein Gene-
l, nach ſtrategiſchen Grundſätzen auch im Reich Gottes
rfahren; er muß ſich gleich von Anfang an den Ort aus-
ſehen, auf den er ſich zurückziehen und an dem er ſein
Werk fortſetzen kann, wenn er aus ſeiner Stellung vertrieben
rd. Eben darum iſt es ſo wichtig und nothwendig, daß er
ch mit dem ihn umgebenden Länder-Areal, deſſen Verhält-
ſſen, Sitten und Sprachen, ſo weithin und ſo genau als
öglich perſönlich bekannt mache, damit er und Andere, wenn
s noth thut, von ſeinen Nachforſchungen Gebrauch machen
önnen, und das heilige Werk der evangeliſchen Welterober-
ng keinen Stillſtand erleide. Ein rechter Miſſionar muß,
ie der Apoſtel Paulus, in der That die Geſinnung eines

Marſchalls „Vorwärts“ in ſich aufgenommen haben, den keine Schwierigkeit, keine Gefahr der Feinde oder des Klimas, keine Entfernung in ſeinem Laufe hemmen kann.

Nachdem ich am 2. Februar 1850 in Mombas mit dem Eigenthümer eines kleinen Suahili-Bootes für die Summe von 55 Conventions-Thalern übereingekommen war, mich und meinen theuren Mitarbeiter J. Erhardt in alle wichtige Seehäfen und Städte oder Dörfer ſüdlich von Mombas bis zum Fluß Lufuma und Tungue (oder Kap Delgado) zu führen, ſegelte ich in Begleitung meines Mitarbeiters, der von dieſer Seereiſe eine Stärkung ſeiner noch vom Fieber geſchwächten Geſundheit erwartete, am 4. Febr. mit gutem Winde aus dem Hafen von Mombas. Ich hatte bei Schließung des Contractes es ausdrücklich feſtgeſetzt, daß unſer Suahili-Kapitän ſo nahe als möglich dem feſten Lande entlang ſegeln müßte, um die Küſte möglichſt genau ſehen zu können. Um 11 Uhr Vormittags, nachdem wir einen Theil der Holz-, Gebüſch- und Palmen-reichen Küſte des Wadigo-Landes entlang geſegelt hatten, kamen wir in Sicht des Kinika-Dorfes Niali, das in einem Hain von Kokosbäumen faſt ganz verborgen liegt. Ich ließ nicht anlegen, weil ich beſchloſſen hatte, in dem Hafen von Tiwi zu übernachten, den wir freilich ſelbſt für kleine Schiffe (größere können gar nicht anlegen) ſehr unbequem fanden, indem das Rollen des Schiffes äußerſt läſtig und auch das Geſtade wegen der heftigen Brandungen ſchwer zu erreichen war. Da ich am Ufer viele Wanika (vom Wadigo-Stamm) mit dem Fiſchfang beſchäftigt ſah, den ſie theils mit Netzen, theils mit langen und breiten Kleidern, die ſie an den 4 Enden ſchnell im Waſſer zuſammenzogen, betrieben, ſo befahl ich unſerem Kapitain, den ausgehöhlten Baumſtamm, der als unſer Kahn diente und höchſtens 3 Perſonen aufnehmen konnte, in's Meer hinabzulaſſen, und mich zu den Leuten hinzuführen, während Erhardt auf dem Schiff zurückblieb. Ich gelangte mit einiger Schwierigkeit auf dem ſchwankenden Kahn (in den ich mich rücklings legen mußte, während ein in ihm ſitzender Suahili-Matroſe

ihn ruderte) an's Land, wo die Wanika mich bald umgaben, und meiner Rede einige Minuten lang zuhörten. Ich bat ſie dann, mich zu ihrem Häuptling in's Dorf zu führen, das eine halbe Stunde weit weſtlich vom Ufer liegt. Einer der Anweſenden fragte, was für Geſchenke ich dem Häuptling geben, und welchen Lohn der Führer bekommen würde? worauf ich erwiederte, daß ich der Träger von himmliſchen Schätzen für den Häuptling und ſein Volk ſei, indem ich auf meine Bibel hindeutete, welche ich in der Hand hatte.

Dieſe Erklärung hatte die Wirkung, daß Einige von den Leuten wegliefen, Andere weiter zuhörten, und noch Andere geradezu bemerkten, es ſei jetzt Zeit zum Tembo- (Palmwein-) trinken, ſie müßten nach Hauſe kehren. Dieſe Gleichgültigkeit gegen unſichtbare Güter that mir ſehr weh. Da ſie mich nicht in ihr Dorf führen wollten, und da bereits die Fluth herankam, wo die Lagune, welche zum Dorf führt, nicht mehr paſſirt werden kann, ſo beſchloß ich auf mein Schiff zurückzukehren; allein der Wind und die Strömung war dagegen, und als wir ſchon nahe am Schiff waren, wurden wir wieder an's Ufer getrieben, in deſſen Nähe das Boot umſchlug und ich rücklings in die See fiel. Zum Glück war die Stelle nicht ſehr tief, ſonſt wäre ich, menſchlich zu reden, verloren geweſen, da ich nicht ſchwimmen konnte. Nachher verſuchten wir es noch einmal zu dem Schiff zu gelangen, allein abermals vergeblich, der Wind und die Wellen trieben das kleine Boot, das nur ein Mann regieren konnte, immer wieder an das Ufer. Nun war kein anderer Rath, als zu warten bis Mitternacht, wo der Wind gewöhnlich nachläßt. In der Nähe des Ufers lag ein großes Boot, in das wir uns flüchteten, um gegen die Abendkälte, die mir in meinen naſſen Kleidern noch beſonders empfindlich war, geſchützt zu ſein. Erhardt jedoch, der ſehr um mich beſorgt war, bewog den Kapitän, mir ein größeres Boot, das Abends in den Hafen eingelaufen war, nach Einbruch der finſtern Nacht entgegen zu ſchicken. Ich ſtieg ſogleich in daſſelbe und

erreichte glücklich unſer Schiff, wo Erhardt meiner harrte und ich Gott dann danken konnte für meine Errettung.

Am Morgen des 5. Februar ſegelten wir weiter, ſo nahe am Lande hin als möglich. Die Küſte iſt hier ſehr niedrig und holzreich, aber auch ſehr zerriſſen von der See. An manchen Stellen ſahen wir losgeriſſene Felſen, die einer Blumenvaſe vollkommen ähnlich waren. Das Meer hat überhaupt an der oſtafrikaniſchen Küſte ſüdlich vom Aequator große Verheerungen angerichtet; daher die vielen Inſelchen und Korallenriffe, welche zwar für die Küſtenſchiffahrt ſehr bequem, aber auch gefährlich ſind. Nachmittags liefen wir in die Bai von Waſſin ein, wo wir die Berge Kirugu, Mrima und Jombo deutlich ſahen. Alle dieſe Berge ſind von Wadigo Wanika bewohnt. Wir dachten im Stillen an die Zeit, wo auch auf dieſen Bergen die Trompete des Evangeliums geblaſen werden und Gott ſein Reich daſelbſt aufrichten wird. Das große Dorf Pongue bietet den Weg von der Küſte zu dem Berg Jombo. Abends ankerten wir in der kleinen Bucht von Wanga und Magugu, zwei muhamedaniſche Dörfer, die nur wenige Fuß über das Niveau des Meeres erhaben ſind. Bei Magugu iſt eine kleine Bucht, in welche der Fluß Umba fällt, den ich auf meinem Weg nach Uſambara paſſirt habe. Es ſcheint aber, daß der Fluß in der trockenen Jahrszeit beinahe vertrocknet, ehe er die See erreicht.

Am Morgen des 6. Februars beſuchten wir die Dörfer. In Magugu trafen wir einige Verwandte des Bana Cheri, der früher mein Wegweiſer geweſen war, und der auch meinen theuren Mitarbeiter Rebmann mehrmals nach Dſchagga begleitet hatte. Die Verwandten hatten längſt gehört, daß Bana Cheri auf ſeiner letzten Reiſe von Dſchagga erſchlagen worden war.

Ich ſuchte mit den Leuten in Magugu eine religiöſe Unterredung anzuknüpfen, aber es gieng mir, wie es immer geht mit den Muhamedanern. Sobald man auf die Gottheit Chriſti zu ſprechen kommt, ſo fangen ſie an zu zanken

und zu ſagen, Gott hat keinen Sohn, er iſt nicht gezeugt, noch zeugt er. In der Nähe von Wanga wohnen Waſegedſchu, welche meiſt mit den Wadigo-Wanika im Krieg leben. Die Leute von Wanga haben viel Verkehr mit dem Innern, mit den Wanika, Waſegedſchu, Waſchinſi, Waſambara und ſelbſt nach Daſeta und Dſchagga gehen ſie des Handels und der Jagd wegen. Inſofern würde Wanga auch einen Ausgangspunkt für's Innere bilden; aber die niedere Lage des Orts ſcheint ihn ſehr ungeſund zu machen.

Am 7. Februar lichteten wir in aller Frühe den Anker, verließen Wanga und paſſirten nach einigen Stunden die Bucht von Moa, ſodann das Inſelchen Kuale, auf welches in Kriegszeiten die Waſegedſchu ihre Habe flüchten. Der Inſel gegenüber liegt ein großes Suahili-Dorf, das wir aber nicht beſuchten. Weiter im Innern iſt das Dorf Mkumbi, wo ein Diwani, d. h. ein großer Häuptling, wohnen ſoll. Auch das große Dorf Dſchongoleani beſuchten wir nicht, wo Waſegedſchu und Suahili leben. Um Mittag erreichten wir die ſchöne Bucht von Tanga, wo wir an's Land ſtiegen. Ich hatte eigenthümliche Gedanken und Gefühle, als ich dieſe Gegend wieder betrat. Im Jahre 1844, als ich dieſe Küſte und die hohen Berge von Uſambara, die Vormauer des oſtafrikaniſchen Heidenthums, das erſtemal ſah, lag Alles dunkel und unbekannt vor meinen Augen, aber jetzt ſegelte ich mit andern Blicken an dieſer Gegend vorüber. Das Bewußtſein, daß meine Füße daſelbſt gewandelt, daß mein Herz auf den Höhen von Uſambara im Gebet Gott geſucht und die ganze Heidenwelt umher ſeiner Barmherzigkeit anbefohlen, daß meine Zunge da und dort die Botſchaft des Friedens verkündigt hatte, dieſes Bewußtſein hob und ſtärkte mich. So ſchreitet doch das Werk Gottes ſtill und verborgen vorwärts, und wenn wir nach einer Reihe von Jahren wieder auf ſolche Gegenden hinblicken, ſo ſtärkt uns der Gedanke, daß wir doch nicht vergeblich in Oſtafrika geweſen ſind.

Ehe wir an's Ufer ſtiegen, beſuchte uns ein Suahili-Matroſe, der in England geweſen war und daher etwas

Engliſch reden konnte. Er war auf einem Handelsſchiff des Sultans von Sanſibar nach London gekommen, dort zwei Jahre krank geweſen und lange Zeit in dem Aſyl für Seeleute verpflegt worden, bis ihn ein Engländer nach Bombay brachte, von wo er wieder nach Afrika zurückkehrte. Während wir mit ihm redeten, hörten wir ein Jauchzen und Schießen in den Dörfern Kiumbageni und Mkokoani, das uns anfangs befremdete und erſchreckte. Wir vernahmen aber bald, daß eine Karawane von Handelsleuten aus dem Land der Maſai im Innern angekommen ſei. Die Händler hatten Uſambara öſtlich, nördlich und weſtlich umzogen, waren nach Daſeta und von dort nach dem Berg Mlozo gereist, der von den Maſai beſetzt iſt, und in deſſen Nähe es viele Elephanten geben ſoll.

In den Dörfern Mkokoani und Kiumbageni ſahen wir viele Waſagedſchu, denen wir den Zweck unſerer Reiſe erklärten. Einige, die vom Dorfe Mandſchianni waren, fragten, ob wir nicht Frieden zwiſchen ihnen und den Wanika machen könnten. Ich ſagte, wir ſeien Boten des Friedens und würden gerne Frieden ſtiften. Sie dürften nur die Worte unſeres Buches hören und annehmen, ſo würde bald Friede werden zuerſt in ihrem Herzen und dann auch in ihrem Lande und deſſen Umgebung. Die guten Leute aber meinten, wir könnten und ſollten ihre Feinde bezaubern, daß ſie geſchlagen würden und Friede machen müßten. Am Ende baten ſie nur, daß wir ſie auch in ihrem Dorf beſuchen möchten. In der Nähe deſſelben ſind die Waſegedſchu-Dörfer Amboni und Kaongue. Von dem in England geweſenen Suahili-Matroſen erfuhren wir, daß die Tanga-Leute den Elfenbeinträgern, die nach Mlozo giengen, 10 Thaler für ihre Dienſte geben, für welchen Lohn die Träger ſchwere Laſten (1 ½ Faraſala, alſo 54 Pfd.) hin- und hertragen und oft über ein halbes Jahr abweſend ſein müſſen. In Tanga erfuhr ich auch, daß der König Kmeri mich ſehnlichſt erwartet in ſeinem Land. Erhardt erkannte mit mir, daß Tanga ein ſchätzenswerther Vor-

poſten für die Uſambara-Miſſion ſein dürfte, was mir ſchon im Jahr 1844 klar geweſen war.

Am 9. Februar ſegelten wir nach Tangata (oder Tagnata, wie Manche ausſprechen) wo wir zwar einen geräumigen aber keinen guten Seehafen fanden, da er gegen den Nord- und Oſtwind nicht geſchützt iſt. Tangata gegenüber liegt das Inſelchen Karange. Zwiſchen Tanga und Tangata hatten wir die Inſel Yambe paſſirt, wo die Suahilis und die Waſegedſchu Plantagen haben. Die Küſte von Tangata iſt mit den 4 Dörfern Tamba, Kiſiſi, Marongo, und Eſterehe beſetzt, welche den Hafen umgeben. Früher ſollen die Bewohner dieſer Dörfer in Einer großen Stadt zuſammengewohnt, aber aus Bürgerzwiſtigkeiten ſich getrennt und verſchiedene Dorfſchaften angelegt haben. Unter großem Schaukeln landete ich in meinem kleinen Kahn, mußte aber noch weit durch das Waſſer waten, bis ich das Ufer erreichte, wo der Hafenmeiſter, ein Baniane, mich freundlich empfieng und ſogleich die Diwani verſammelte, welche ſich ehrerbietig gegen mich benahmen. Diwani (Mann des Diwans) iſt der Titel eines Häuptlings oder Gouverneurs, den Kmeri, der König von Uſambara, eingeſetzt hat, um ſeinen königlichen Einfluß unter den Suahili an der Küſte, die er als ſich unterworfen betrachtet, geltend zu machen. Wer ein Diwani werden will, muß dem König ein angemeſſenes Geſchenk geben und dann noch obendrein von dem Sultan in Sanſibar anerkannt und beſtätigt werden, der dem Candidaten ein Geſchenk giebt, damit er auch ſeine Intereſſen vertheidige, dem König von Uſambara gegenüber. Der Diwani muß alſo die Geſtattung des Land- und Seekönigs erhalten. Erſt dann darf er eine eigenthümliche Art von Sandalen und einen Staats-Umbrella tragen und Muſikanten vor ſich herziehen laſſen, was ſonſt Niemanden geſtattet iſt. Der Diwani von Mkumbi ſoll der einflußreichſte, und ſogar von Kmeri wegen ſeiner Zaubermacht gefürchtet ſein. In Tangata wurde ich wieder gefragt, wann ich zu Kmeri zurückkehren werde, eine Frage, die mich in große Verlegenheit brachte.

In Tangata erfuhren wir, daß die Elfenbeinhändler von jedem Faraſala (36 Pfd.) Elfenbein, das aus dem Wadigo-land kommt, 2 Thaler Abgaben zahlen müſſen. Kommt es aus Dſchagga und Uſambara, ſo beträgt die Gebühr 4 Thaler; iſt es aus Uniameſi, ſo müſſen 12 Thaler bezahlt werden. In Mombas werden 3 Thaler für die Faraſala bezahlt. Dieſe Abgaben bekommt der Sultan von Sanſibar, der ſich überhaupt um dieſe Küſte nur des Handels wegen bekümmert.

Am 10. Februar verließen wir Tangata und erreichten die Mündung des Pangani-Fluſſes um 4 Uhr Nachmittags. Auch hier wurde ich ſogleich gefragt, wann ich zu Kmeri zurückkehren würde, und welche Antwort ich dem König nach Fuga ſenden wolle in Beziehung auf mein Kommen? Ich ließ ihn grüßen und ihm ſagen, daß ich jetzt nach Mgau und nachher nach Europa reiſen, aber nach meiner Rückkehr aus der Heimath an ihn denken werde.

In dem ſüdlich vom Pangani gelegenen Dorf Buyeni beſuchte ich den Gouverneur, der unter Anderem fragte, warum die Engländer den Sclavenhandel überall zu verbieten ſuchen? Ich antwortete, das Verbot habe in dem Befehl Gottes: „Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt!“ ſeinen Grund. Wer ſeinen Nächſten wahrhaft lieb habe, werde ihn weder kaufen noch verkäufen können. Ferner, wenn wir bedenken, wie Gott in Jeſu Chriſto, ſeinem Sohn, ſeine große Barmherzigkeit geoffenbart habe, indem er Ihn, den Unſchuldigen, für die ſündigen Menſchen in den Opfertod dahingab, ſo werden wir nicht mehr hart und unbarmherzig gegen unſere Mitmenſchen ſein, und ſie wie das Vieh oder irgend eine andere irdiſche Habe behandeln können. Des Menſchen Würde und erhabene Beſtimmung ſpreche entſchieden gegen alles Sclavenweſen.

Der Gouverneur fragte dann, ob der engliſche Conſul in Sanſibar nur Serkali-Leute (d. h. Leute ſeiner Regierung) oder auch Privat-Leute zu ſchützen habe? Ich antwortete, jeder Conſul habe alle Unterthanen ſeines Königs, jeden Menſchen ſeiner Nation zu ſchützen; weßhalb der engliſche

Conſul auch die Banianen zu ſchützen habe, weil ſie Unterthanen des engliſchen Reiches ſeien. Dieſe Antwort gefiel dem Banian, der neben dem Gouverneur ſaß, ſehr wohl.

Am 11. Februar ſegelten wir von der Pangani-Mündung ab, von der aus ich mit Sehnſucht nach den nahen Uſambara-Bergen hinblickte. Wie hätte ich mir im Jahr 1844, wo ich dieſe Gegend das erſte Mal beſuchte, denken können, daß ſchon nach 4 Jahren ein Bote des Friedens bis an die Quellen dieſes ſchönen Fluſſes vorgedrungen ſein würde? Rebmann beſuchte Dſchagga, wo er entſpringt, im Jahr 1848, und ich Uſambara in demſelben Jahr. Gewiß, Gott wird eilend Sein Werk ausrichten, wann ſeine Stunde gekommen iſt. Jetzt leben wir noch in Tagen geringer Dinge, aber wie dieſer Fluß aus kleinen Bächen von Schneewaſſer immer höher anſchwillt und am Ende ſeine reichen Gaben in's große Meer bringt, ſo werden dieſe geringen Tage der Vorbereitung immer wichtiger werden, bis das ganze Meer der Gnade Gottes dieſe Heidenländer überfluthen wird; dann werden unſere Gebete und Arbeiten erſt offenbar werden. O wie klein und unbekannt, ja verachtet, wandert der Bote Chriſti oft an ganzen Völkermaſſen vorüber. Sie achten ihn kaum und doch iſt ſeine Erſcheinung das erſte Morgenroth des Reiches Gottes, das über ihnen aufgeht.

Von der Pangani-Mündung an war mir die oſtafrikaniſche Küſte noch unbekannt, denn den Pangani und die Inſel Sanſibar, die ich dießmal nicht berührte, hatte ich ſchon öfters geſehen. Der neue Theil des Küſtenſtriches, der jetzt vor mir lag, iſt von folgenden Stämmen bewohnt. Zuerſt kommen die heidniſchen Waſegua-Stämme, welche an dem ſüdlichen Ufer des Pangani beginnen und bei dem Suahili-Dorf Sadan, welches Sanſibar gegenüber liegt, aufhören. Sie zerfallen in mehrere Unter-Abtheilungen. Zweitens, ſüdlich von den Waſegua ſind die Wadoie, welche Menſchenfreſſer ſein ſollen, was ich aber noch nicht recht glauben kann. Drittens, ſüdlich von den Wadoie folgen die Waſeramu, dann viertens die Wakatoa, fünftens die Watumbi, ſechstens die Wag-

nindo, siebentens die Wamuera bei Kiloa Kibendsche, achtens die Makonde und neuntens die Makua, worauf die den Portugiesen angehörende Seeküste beginnt. Mit allen diesen Stämmen haben die Suahili, welche die unmittelbare Seeküste bewohnen, friedliche Verbindungen und in soferne stehen diese Stämme wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar und indirect unter der Herrschaft des Sultans von Sansibar. Heiden und Muhamedaner finden es ihren Interessen des Handels und der Politik angemessen, sich friedlich gegen einander zu verhalten. Die Wasegua-Küste ist sehr niedrig und hat keinen einzigen guten Seehafen. Unter diesen Stämmen ist bis jetzt der Sclavenhandel am Aergsten getrieben worden, wozu die Araber in Sansibar die Veranlassung gaben. Wir hätten gerne in den Dörfern Kipumbui, Kisikimtu, Mafui, Buyuni, Sadan, Uinde, Bagamoia gelandet, aber der starke Wind trieb unser Schifflein mit solcher Macht vorwärts, daß wir uns der Küste, an der die Brandungen sehr stark sind, nicht zu sehr nähern konnten. Vom Pangani an konnten wir keine hohe Berge im Innern erblicken, außer dem Berg Gendagenda, welcher das Ende eines Hügelzuges bildet, der sich vom Pangani an durch das Wasegua-Land bis Kipumbui hinzieht. Abends ankerten wir im Hafen von Msasani bei dem Inselchen Dschongoe.

12. Febr. Wegen des starken Nordwindes mußten wir im Hafen von Msasani den ganzen Tag über verweilen. Unser Kapitän, der vom Wamuera-Stamm bei Kiloa gebürtig ist, erzählte, daß er vor vielen Jahren von Kiloa aus in's Land der Wahiau am Niassa-See mit einer Karawane gereist sei. Der Weg in's Innere sei gut und eben. Von Kiloa kam er nach Lingabura, dann nach Kiturika (Ortschaften im Stamm der Wamuera), sodann nach Dschipera, Mbuemkurro, Mkura, Mkarre, Ludschanda (ein Fluß), zuletzt nach Keringo und Ripeta, wo die Karawane Sclaven und Elfenbein holte, welch letzteres die Waniassa-Leute von der Westseite des Sees bringen. Die Waniassa machen leichte aber wasserdichte Boote von Rinde, auf denen sie über den See

gehen, um Elfenbein bei den Mawiſa-Stämmen zu kaufen. Sie machen auch Kleider von dem Baſt eines Baumes. Der Lufuma- oder Rufuma-Fluß ſoll im Niaſſa-See ſeinen Urſprung haben, was wohl heißen ſoll, in der öſtlichen Waſſerſcheide des Sees.

13. Febr. Wir paſſirten die Dörfer Forokania, Eſterehe und Ngani. Um 4 Uhr Nachmittags ankerten wir im Hafen des Dorfes Mtotana, wo ich eine große Karawane vom Stamm Ukimbu in Uniameſi antraf. Die Leute, welche mit Weibern und Kindern aus dem Innern kamen, und in kleinen Hütten am Meeresufer wohnten, ſagten mir, daß ſie 3 Monate auf der Reiſe zugebracht hätten. Sie brachten Sclaven und Elfenbein. Ihre Geſichtszüge waren gar nicht häßlich. Viele waren von hoher Statur. Von ihrer Sprache konnte ich vieles verſtehen, was beweist, daß ſie zu der großen ſüdafrikaniſchen Sprachfamilie gehört. Einer von ihnen erzählte, daß er in Sofala geweſen und dort Kupfer geholt habe. Auch die Weſtküſte von Afrika ſcheinen ſie zu kennen. Der große See (oder Fluß?) in Uniameſi habe Ebbe und Fluth, was mir merkwürdig iſt. Das Land Taturu (was wohl Dſchadſchuru ſein ſoll) ſei der Anfang von Uniameſi. Das Land Dſchagga hießen ſie Humba. Sie fragten mich, ob es wahr ſei, was die Suahili ihnen im Innern geſagt haben, nämlich, daß die Europäer Menſchenfreſſer ſeien? Ich zeigte ihnen, daß die Suahili die Europäer deßwegen bei den Leuten im Innern verläumden, damit dieſe keinen unmittelbaren Verkehr mit ihnen haben ſollten, weil ſonſt die Suahili ihr Handels-Monopol verlieren würden. Es lag mir daran, den Uniameſi-Leuten einen richtigen Begriff vom Chriſtenthum und von den Europäern beizubringen; ich ſagte ihnen auch, daß ich einmal Uniameſi beſuchen werde. Sie meinten, ich ſolle nur kommen, man werde mich gut behandeln.

In Mtotana ſah ich einen Suahili, der früher im Dienſt des Franzoſen Maiſan geweſen war, welcher im Jahr 1847 auf der Reiſe nach Uniameſi von den Waſchinſi (3 Tage von der Küſte entfernt) getödtet worden war. Maiſan

reiste von Buyuni aus ins Innere. Als er zu dem Häuptling der Waſchinſi kam, wurde dieſer lüſtern nach den Kiſten des Reiſenden, die er mit Thalern angefüllt glaubte. Der Häuptling umzingelte bei Nacht das Haus, in dem Maiſan wohnte, und machte zuerſt einen Angriff auf die Knechte. Maiſan, aufgeſchreckt durch das Geſchrei der Sterbenden, ſchoß ſein Gewehr auf die Angreifer ab, wurde aber in demſelben Augenblick von ihren Spießen durchbohrt. Jetzt zündete der Häuptling das Haus an, worauf die noch lebenden Knechte die Flucht ergriffen. Als der Sultan von Sanſibar von der Ermordung des Reiſenden hörte, ſandte er 200 Soldaten, um den Häuptling gefangen zu nehmen. Dieſer ſoll aber entkommen, und einer ſeiner Verwandten an ſeiner Stelle ergriffen und nach Sanſibar gebracht worden ſein.

14. Februar. Wegen Mangel an Wind kamen wir heute bloß bis zu dem Inſelchen Sinda, welches dem Küſtendorf Buromadſch (in Suahili Mboamadſch genannt) gegenüber liegt. Wir trafen hier wieder viele Handelsleute aus Uniameſi, die an der Küſte kleine Hütten bauen und bewohnen, bis ſie in ihre Heimath zurückkehren. Die Uniameſi-Karawanen beſtehen meiſt aus 3—4000 Menſchen, damit ſie ſich gegen die Angriffe feindlicher Stämme unterwegs vertheidigen können. Sie waren ſeit einigen Monaten hier. Sie verlaſſen Uniameſi im September und kommen im December an der Küſte an. Im März und April kehren ſie in ihre Heimath zurück.

15. Februar. Nachdem wir von Mtotana abgereist waren, hatten wir zuerſt durch den felſenreichen Ort Dege hindurchzuſteuern. Im Lauf des Tages paſſirten wir Kimbiki (wo viele Fächerpalmen ſind), Puna, Mamba, lauter Dorfſchaften, welche an der niedrigen Küſte liegen. Mittags ſteuerten wir weſtlich von den Inſelchen Dſchoſi und Sikuti. Auf letzterer Inſel iſt nur ein einziger Baum zu ſehen, welcher als Seezeichen dient in dieſem Felſen-Meer. Um 4 Uhr Nachmittags ſteuerten wir weſtlich von der Inſel Kuale, und ankerten dann bei der niedrigen Inſel Koma, welche von

Suahilis bewohnt wird. Wir ſahen in einer ziemlichen Entfernung einen Hügel, welchen unſer Kapitän Kikunia nannte. Ein Theil des Fluſſes Luſidſchi ſoll an ſeinem ſüdlichen Fuß vorbeifließen und dann in's Meer gehen.

16. Februar. Als wir abfahren wollten, konnten die Matroſen den zwiſchen Steine eingerammten Anker lange nicht herausbringen. Wir paſſirten nachher bald die 3 Inſelchen Shungimbili und Niororo, welche wahrſcheinlich die auf den Karten verzeichneten Latham's-Inſeln ſind, die Guano enthalten. Der Kapitän ſagte uns, daß viel Vogeldung, der aber durch den Regen ſehr verderbt wird, auf dieſen Inſelchen gefunden werde. Die gegenüberliegende Seeküſte iſt ſehr niedrig, aber fruchtbar; daher ein Matroſe ſang: „Hindi Bustani Belad ya Baniani," d. h. Indien iſt ein Garten und das Land der Banianen.

Um 4 Uhr Nachmittags ſegelten wir öſtlich von der Inſel Buidſchu und gelangten dann nach der Inſel Mafia, auf den Karten fälſchlich Monfia genannt. Wir ankerten bei Kiſiman Mafia, wo eine Quelle mit gutem Trinkwaſſer zu finden iſt. Früher ſoll eine Stadt hier geſtanden haben, von der noch Mauerüberreſte zu ſehen ſind. Der Brunnen iſt ausgemauert nach arabiſcher Weiſe, etwa 20 Fuß tief, und befindet ſich in einem dicken Wald. Die Bewohner der Stadt ſollen früher oft krank geworden und Viele davon geſtorben ſein. Dieſer Umſtand bewog die Ueberlebenden, den Ort, wo ein böſer Teufel wohne (dem die Ungeſundheit des Platzes zugeſchrieben wurde) zu verlaſſen und ſich an einer andern Stelle der großen und ſchönen Inſel Mafia anzuſiedeln.

17. Februar. Im Hafen von Kisman Mafia war ein Schiff aus Kiloa mit 30 Sclaven, die nach Sanſibar geführt wurden. Der Kapitän des Schiffes wollte Reis von uns kaufen, da ſeine Sclaven nichts mehr zu eſſen hatten, aber wir waren in derſelben Lage und freuten uns, die herrliche Inſel Dſchole zu erreichen, wo Waſſer-Melonen, Kaſſada, Reis, Welſchkorn, Kokosnüſſe und viele andere Dinge zu haben waren. Südlich von Dſchole ſahen wir die Inſeln

Kibando und Utende. Ein bedeutendes Dorf, deſſen Ruinen wir ſahen, ſoll vor 30 Jahren von den Sagalawa zerſtört worden ſein, welche als Seeräuber und Sclavenjäger von Madagaskar kamen und die oſtafrikaniſche Küſte ſehr gefährdeten, bis ſie in Kiloa von den Eingeborenen erſchlagen wurden. In Dſchole iſt neuerlich ein bedeutender Handel mit Kauris, deren es an dieſer Küſte in Menge gibt, entſtanden. Kaufleute aus Sanſibar kaufen hier dieſe kleine Muſcheln und verhandeln ſie an Europäer in Sanſibar, welche ſie nach der Weſtküſte von Afrika bringen, wo ſie bekanntlich als Münze gelten. Wir vernahmen, daß zwei Meßchen Kauris für ein Meßchen Reis gegeben werden. Die früheren Bewohner von Dſchole ſollen gräuliche Sodomiten geweſen ſein. Der große äußere Segen, den ihr Inſelchen genießt, machte die Bewohner gottesvergeſſen und fleiſchlich, daher das Gericht durch die Seeräuber.

18. Febr. Wir hatten wenig Wind bis Nachmittag. Als er kam, ſegelten wir der Sandbank Kibudia entlang nach dem Inſelchen Ukuſa, wo wir ankerten.

19. Febr. Wir hatten wieder, wie geſtern, lange Windſtille. Am Mittag paſſirten wir die Inſeln Songoſongo und Pumbaſu. In unſerer Rechten in der Nähe des feſten Landes hatten wir die Inſel Smaia, wo die Hauptmaſſe des Fluſſes Luſidſchi ins Meer geht. Wir bemerkten im Innern eine Oeffnung der Hügel, durch welche der Fluß heraus kommt und dem Meer zugeht. Einige laſſen ihn im Niaſſa-See, Andere in Uniameſi entſpringen. Da die Uniameſi-Karawanen ihn an ſeinem oberen Lauf paſſiren, ſo iſt letztere Anſicht die wahrſcheinlichere. In der Nähe der Inſeln Songoſongo und Pumbaſu paſſirten wir die Sandbank Fungu ya Baniani (Banians-Sandbank), weil ein Baniane dort umgekommen ſei, den ein arabiſches Schiff dort abſetzte und nicht wieder an Bord nahm. Der Baniane ſtieg nämlich auf der Sandbank ab, um ſein Eſſen zu bereiten, da der Zubereitung der Speiſe der Banianen Niemand zuſehen darf, der nicht zu ihrer Kaſte gehört. Der Schiffskapitän

ſegelte während der Zubereitung ab und überließ den armen Banianen ſeinem Schickſal.

Um 4 Uhr Nachmittags kamen wir in den Hafen von Kiloa Kibendſche, einer Küſtenſtadt, welche zwiſchen Moſambik und Sanſibar die wichtigſte iſt. Die Eingebornen heißen ſie den Kitoſu, oder Nabel der Suahili-Küſte, weil ſie den Mittelpunkt des Handels in jener Gegend bildet und der Reichthum des Südens und Nordens in ihr zuſammenfließt. Nur Schade, daß der Hafen gegen den Nord- und Oſtwind nicht geſichert iſt, und die Schiffe in großer Entfernung von dem niedrigen Ufer ankern müſſen. Die Stadt, deren ungeſundes Klima bekannt iſt, liegt dem Ufer entlang, an dem ſie ſich weithin ausbreitet, obwohl ſie nur etwa 12 bis 15,000 Einwohner haben mag. Nicht weit weſtlich von der Stadt iſt der Hügel Segino, der etwa 300 Fuß hoch iſt. Dort haben die Leute viel Plantagen. Ein Kokoswald gibt der Stadt ein ſchönes Anſehen, wenn man ſie von der Seeſeite her betrachtet. Die Häuſer ſind aus Holz gebaut und mit Kokosblättern bedeckt, die Mauern mit Koth beworfen. Jedes Haus hat eine Veranda vor der Thüre. Ueber die Mauer, welche das Parterre-Zimmer umſchließt, werden kleine Balken oder Stangen gelegt, ſo daß ein Oberſtock oder Oberzimmer angebracht werden kann. Der Baniane, welcher die Abgaben einnimmt und zugleich der Hafenmeiſter iſt, hat ein gutes Haus aus Stein erbauen laſſen; auch einige andere, weniger bequeme Steinhäuſer ſind vorhanden. Etwa 100 Schritte von dem Hauſe des Hafenmeiſters iſt ein kleines Fort, das von einer kleinen Anzahl Beludſchen bewacht wird, welche im Dienſt des Sultans von Sanſibar ſtehen. Es ſollen etwa 60 oder 70 Banianen in Kiloa ſein, welche dort Handel treiben. Der äußerſt höfliche Hafenmeiſter ſchenkte uns viele Lebensmittel. Ebenſo höflich war der Gouverneur Muhamed Ben Muſa, welcher mich auf ſeinen Stuhl ſetzte, während er ſich gegen meinen Willen auf einer kleinen Erhöhung des Bodens niederließ. Er hat große Hochachtung vor den Engländern, beſonders vor dem engliſchen Conſul in Sanſibar.

Einige Theile der Stadt ſind ſehr ſumpfig, woher ſich die Ungeſundheit des Platzes erklären läßt.

Kiloa hat einen beträchtlichen Handel in Elfenbein, Reis, Kopal, Tabak und beſonders in Sclaven, welche von Uniamesi und von der Gegend des Niaſſa-Sees gebracht werden. 10 bis 12,000 Sclaven ſollen jährlich durch Kiloa paſſiren nach den verſchiedenen Häfen der Suahili-Küſte und nach Arabien. Ich ſah Partieen von 6 bis 10 Sclaven, welche, an einander gekettet, hinter einander herliefen, und noch Laſten auf dem Kopf tragen mußten. In dieſem Lande iſt ein Menſchenleben eine geringe Sache. Ich habe mich oft gewundert, warum doch das Erbarmen Gottes ſolchen Gräueln und ſolcher Verletzung der Menſchenwürde keine Schranken ſetzt; aber wenn ich dann wieder bedachte, welche andere Gräuel dieſe Sclaven in ihrem Lande begehen würden, ſo konnte ich die Gerechtigkeit Gottes wieder rechtfertigen. Was das Sclavenweſen betrifft, ſo werden gewiß große Geheimniſſe Gottes in der andern Welt offenbar werden; auch werden die Gegenden, wo jetzt die Sclaverei ſo fürchterlich waltet, noch ein beſonderer Schauplatz der Gnade und des Lobes Gottes werden. Damit ſoll der Sclaverei nicht das Wort geredet werden, vielmehr iſt es eine Anklage und Schmach für die Chriſten, beſonders für die chriſtlichen Regierungen, daß ſie den muhamedaniſchen und heidniſchen Völkern den Menſchenhandel noch geſtatten.

Die Wahiau, die nach Kiloa kommen, ſollen einander oft verrätheriſcher Weiſe an die Suahili verkaufen, indem z. B. ein Verwandter ſeinen Bekannten in das Haus eines Suahili ſendet, als ſollte er dort etwas holen. Der Suahili, mit dem die Verabredung bereits getroffen iſt, ſchließt die Thüre hinter dem geſendeten Menſchen zu und feſſelt ihn, bis ſich eine Gelegenheit zeigt, ihn nach Sanſibar oder Arabien zu verkaufen. Obwohl der Sultan von Sanſibar den Sclavenhandel nach Arabien verboten hat, ſo gehen doch jährlich viele Sclavenſchiffe dahin, indem ſie von Kiloa aus Sanſibar oſtwärts umſegeln, um der Polizei des Sultans zu entgehen.

Viele Sclaven werden nach Arabien dadurch eingeſchmuggelt, daß die Kapitaine erklären, die auf dem Schiff befindlichen Sclaven ſeien ihre Matroſen. Manche Wahiau und Waniaſſa, welche von Kiloa in ihr Land zurückkehren, werden von den Wamuera-Stämmen unterwegs bei Nacht mit Stricken gefangen, welche die Wamuera auf den Weg legen, um die Nachtwanderer darin zu verwickeln. Den Gefangenen wird ein gabelartiges Holz um den Hals gelegt, die Hände gebunden, und die armen Leute ſo nach Kiloa gebracht. Die Waniaſſa werden mit gebundenen Händen auf die Schiffe gebracht, wo ſie nicht aufgelöst werden, bis das Schiff auf der hohen See und weit vom Ufer entfernt iſt, weil die Niaſſa durch Schwimmen, das ſie in ihrer Heimath in dem See gelernt haben, aus der Sclaverei zu entrinnen ſuchen. Die Karawanen reiſen im März von Kiloa ab nach den Niaſſa-Gegenden, wo der Sclavenhandel noch ſeinen Hauptſitz in Oſtafrika hat, und kehren dann im November zurück. Sie müſſen aber ſtark genug ſein, um ſich unterwegs gegen die verſchiedenen Häuptlinge und Stämme vertheidigen zu können.

Von Kiloa aus ſoll man in 15 bis 20 Tagen*) an den Niaſſa-See, der auf den Karten gewöhnlich Morawi heißt, gelangen können. Möge Gott es den Miſſionsfreunden bald gelingen laſſen, in den furchtbar finſtern Gegenden am Niaſſa-See das Evangelium zu verkündigen und eine Miſſionsſtation um die andere zu errichten! Von jenem Mittelpunkt aus könnte dann das Evangelium nach Süden, Weſten und Norden weiter dringen, wozu die Schiffahrt auf dem See Wege bahnen würde. Es muß den Chriſten in der Heimath nicht genug ſein, daß der Sclavenhandel in den afrikaniſchen Ländern abgeſchafft, ſondern daß auch die geiſtige Sclaverei, das Leben in der Sünde und der Entfremdung von Gott, abgethan, und die armen Afrikaner neue Kreaturen werden durch das Evangelium von der Gnade Gottes in Chriſto Jeſu. Dieß iſt wohl auch der Grund, warum es Gott den Abolitioniſten nicht ganz hat gelingen laſſen, durch äußere

*) Nach Andern in 10 Tagen.

Gewaltmittel das Ungeheuer des Sclavenhandels zu vernichten, damit das Uebel tiefer aufgesucht und geheilt werde. Gesetzt, der Sclavenhandel würde in der ganzen Welt durch Anwendung äußerer Gewaltmittel überwunden, würden nicht sehr Viele, die dabei mitgewirkt haben, sich beruhigen und auf ihren Lorbeeren ausruhen, ohne sich weiter um die Christianisirung der aus der äußern Sclaverei befreiten Menschen zu bekümmern? Es muß daher die Bekehrung der Afrikaner mit der Sclavenhandel-Abschaffungs-Sache Hand in Hand gehen. Wären freilich die Portugiesen in Süd-Afrika von Anfang an ein Licht und ein Salz der Erde gewesen, so hätte jene geistige Wildniß des Heidenthums längst dem Evangelium weichen müssen; aber sie haben diese Wildniß durch ihren Fanatismus und ihre Sclavenjägerei nur noch heulender und schrecklicher gemacht. Ueberhaupt wird es mir immer klarer, daß die zwei Höllenriegel des Unglaubens und des Aberglaubens in Europa erst überwunden sein müssen, ehe das Evangelium völlig zu den Ostafrikanern und überhaupt zu den Heidenvölkern gelangen kann, gerade wie der Un- und Aberglaube der Juden durch die Zerstörung Jerusalems gerichtet werden mußte, ehe das Christenthum der ersten Zeit in Kleinasien und anderwärts durchdringen konnte. Einstweilen muß man freilich vorbereiten und wirken, was und wo man kann, bis die volle Ernte kommen wird. Eine einzige Seele, die gründlich zu Christo bekehrt wird, ist ja mehr werth, als alle Schätze und Herrlichkeiten dieser Erde.

Am 21. Februar verließen wir Kiloa Kibendsche, das, wie schon erwähnt, auf dem festen Lande liegt, und segelten nach Kiloa Kisiwani (oder Insel-Kiloa), das einen guten, stillen Hafen hat, aus dem sich ein Meeresarm 3 oder 4 Stunden in's feste Land hineinzieht bis an den Fuß des Berges Ingabura, auf welchem Heiden wohnen. Die Insel Kiloa (oder Kiroa, wie Manche aussprechen) ist nicht viel über dem Meer erhaben, welches der Insel immer mehr Boden abzuringen scheint. Wir bemerkten, daß ein Theil der kleinen Festung durch das um sich greifende Meer eingestürzt ist, und

ein weiterer Einſturz eines Thurmes wird nicht mehr lange auf ſich warten laſſen. Als die Feſtung gebaut wurde, muß das Meer noch weit von dem Fundament entfernt geweſen ſein; aber jetzt wird die Mauer 4—5 Fuß hoch vom Waſſer beſpült. Auch in Sanſibar bemerkt man des Zunehmen des Meeres und das Verſchwinden des trockenen Landes. Ueberhaupt iſt der ganze phyſiſche und ſociale Zuſtand der oſtafrikaniſchen Küſte in einem Zuſtand des Verfalles. Es muß ein neues Element kommen, das neues Leben ſchafft und die alten morſchen Zuſtände verdrängt.

Ich beſuchte den Commandanten des Forts, einen alten, ehrwürdigen Beludſchen, der ſich ſehr höflich gegen mich benahm und ſich angelegentlich erkundigte, ob die Engländer die Siks geſchlagen und den Pendſchab dem indiſchen Reich einverleibt hätten. Die Feſtung iſt von einer kleinen Anzahl Beludſchen vertheidigt, welche im Dienſt des Sultans von Sanſibar ſtehen, der dieſe Inſel beanſprucht, die früher den Portugieſen gehörte. Im Jahr 1505 landete der portugieſiſche Admiral Francisco D'Almeyda mit 700 Mann, eroberte und verbrannte die Stadt auf der Inſel. Nachher wurde ein Fort von den Portugieſen gebaut, aber nicht lange behauptet, weil das ungeſunde Klima viele Portugieſen wegraffte. Nach dem Abzug der Portugieſen hatten die Kiloaner ihre eigene Regenten, bis die Imame von Maskat dieſe verdrängten und Beſitz von der Inſel nahmen im vorigen Jahrhundert, als die Franzoſen Kiloa zu einem Sclaven-Depot machen wollten.

Das Fort iſt ein gutes viereckiges Gebäude von Stein, hat einen Thurm auf jeder Ecke und kann eine bedeutende Beſatzung in ſich aufnehmen.

Ich wandelte ein wenig in der zerſtörten Stadt umher, in welcher mich beſonders die Ruinen einer alten, großen Moſchee anzogen, welche nach egyptiſchem Styl erbaut war. Die Inſel ſoll in der Zeit ihrer Blüthe 300 Moſcheen gehabt haben, was eine große Bevölkerung vorausſetzt. Jetzt hat die Stadt nur eine Anzahl von Hütten, welche von Suahilis bewohnt ſind. Das iſt übrig geblieben von dem Ki-

loat el muluk (Kiloa, der Herrſcherin), wie die Araber ſie nennen. Ohne Zweifel war ſie früher (wie jetzt Kiloa Kibendſche) der Hauptſitz des Sclavenhandels, iſt aber nun ſelbſt eine Sclavin, ein armer Ort geworden, deſſen frühere Herrlichkeit verſchwunden iſt. Es macht immer einen wehmüthigen Eindruck auf meine Seele, wenn ich unter den Ruinen zerſtörter Städte umherwandle, und die Worte, „ach daß du bedächteſt, was zu dieſer deiner Zeit zu deinem Frieden dient", dringen mir immer in die Ohren und in's Herz. So war es mir auch, als ich auf den Ruinen von Malindi ſtand. Wie wahr iſt doch das Wort der Propheten geworden, wenn ſie den Untergang von Städten und Ländern weiſſagten! Wie wahr wird alles Wort Gottes werden, das noch nicht erfüllt iſt!

Der beſte Gebrauch, der von der Inſel Kiloa gemacht werden könnte, wäre der, wenn eine Kolonie wie Sierra Leone auf ihr errichtet würde. Dort könnten Sclaven, welche zur See von den Engländern aufgefangen werden, abgeſetzt, unterrichtet und für Oſtafrika brauchbar gemacht werden.

Am 22. Febr. verließen wir die Inſel Kiloa und ſteuerten zuerſt nach Songo Mnara, wo wir aber nicht ankerten. Wir ſahen dort einen großen Wald von Kokosbäumen, welche dem reichen Gouverneur von Kiloa Kibendſche gehören ſollen. Um 4 Uhr Nachmittags liefen wir in die Bai von Kiſueri ein,*) an deren weſtlichem Ende ein Berg von beträchtlicher Höhe liegt. Zwei oder drei Tage weſtlich von Kiſueri ſoll ein großer See ſein, der Mkoe heißt, und den man ſieht, wenn man von Kiloa Kibendſche zu Land nach Muania geht. Die Heiden, welche das höhere Land bewohnen, gehören zu dem Stamm Makonde, der ſüdlich von dem Fluß Lufuma von den Makua begrenzt wird. Die Bai von Kiſueri iſt ſehr ſchön und groß, und hat guten Ankergrund. Die ganze Umgegend würde ſich für eine Kolonie eignen; ſie iſt waldreich und der Boden ergiebig. Die Waldung an den Ufern

*) Die Eingeborenen heißen die Gegend von Kiſueri bis Tungue „Mgau".

ſcheint ſich weit in's Innere hinein auszudehnen. In der Mitte der weſtlichen Bai iſt ein weißer Felſen, der einem Fort gleicht. Gegen Weſten erhebt ſich das Land 1000 bis 1200 Fuß über die See.

Abends hatten wir ziemlich Regen, der an dieſem Theil der Küſte früher beginnt als in Mombas.

23. Februar. Von Kiſueri ſegelten wir heute nach der Bucht von Lindi, welche noch größer und romantiſcher iſt, als die Bucht von Kiſueri, welche eine ganze Flotte beherbergen könnte. Ueberhaupt wird die Küſte von Inſel-Kiloa an ſehr intereſſant. Wir ankerten vor dem Dorfe Muitinge, welches vor einem Jahre auf Befehl des Imam verbrannt wurde, weil die Bewohner gegen das Geſetz von 1847 ſich mit einem portugieſiſchen Sclavenſchiff eingelaſſen hatten. Der Gouverneur von Kiloa wurde beauftragt, mit einer Land- und Seemacht das Dorf zu zerſtören. Ueberhaupt ſcheinen dieſe Meeresbuchten wie gemacht für Sclavenſchiffe und ſie müſſen hier früher ihr Gräuelgeſchäft ungeſtört und ungeſehen getrieben haben. Aber jetzt iſt ihnen ihr Handwerk durch den Einfluß der Engländer niedergelegt, wenigſtens was europäiſche Sclavenhändler betrifft. Die Suahili dürfen den Sclavenhandel ungeſtört fortſetzen, nur ſollen ſie ihn weder ſüdlich noch nördlich über das Gebiet des Sultans von Sanſibar hinaus und nicht mit Europäern oder Amerikanern, ſondern bloß unter Afrikanern betreiben. So hat anno 1847 die arabiſche Diplomatie über die engliſche geſiegt.

Am 24. Februar ſegelten wir nach der Bucht Muania, wo wir viele Leute antrafen. Einige fragten uns ſogleich, ob wir nicht nach dem See Niaſſa reiſen wollten, da ſie uns das Geleit geben würden. Andere fragten, ob wir keine Kauris kauften. Der Gouverneur von Muania ſagte: Bleibt hier, baut ein Haus und thut was ihr wollt, ihr werdet mir willkommen ſein. Ich ſagte ihm nämlich, daß wir umherreiſen, um den Leuten das Wort Gottes zu verkündigen, wie wir in Rabbai thun. Die Leute hatten ſchon von uns gehört, wie man überhaupt an der ganzen Küſte von unſe-

rem Aufenthalt in Mombas weiß. Daher wir auch keine Empfehlungsschreiben an die Küstengouverneure brauchten.

Merkwürdig und wehmüthig war es, an allen diesen Orten, den üblen Einfluß wahrzunehmen, den der europäische Handel von Sansibar aus auf diese Küste auszuüben begonnen hat. Ueberall verlangten die Leute Branntwein, selbst die Gouverneure und ihre Soldaten. Die Branntweinlust hat sich sehr unter diesen Muhamedanern verbreitet. Vielleicht muß diese Branntwein-Mission eine Bresche in den Muhamedanismus schießen, damit er sich desto schneller auflöse. Es ist hauptsächlich französischer Branntwein, der hier eingeführt wird. Auf der andern Seite hat der europäische Handel dieser Küste auch manche Wohlthaten gebracht, indem mehr Leben und Bewegung unter die Suahili gekommen ist, die es am Ende einsehen müssen, daß sie durch den rechtmäßigen Handel mehr gewinnen können, als durch den Sclavenhandel.

Am 25. Febr. erreichten wir die große Bucht Mkindani, welche auf beiden Seiten von Dörfern umgeben ist. Auf der nördlichen Seite liegen die Dörfer Nawumba, Manambo, Omwita, Rehemu, Pemba; südlich liegen Mitengo, Mirumba und einige Andere. Wir ankerten bei dem Dorfe Pemba, welches sich kaum über das Niveau des Meeres erhebt. Die Leute versammelten sich bald in großer Anzahl um uns her. Ich hatte eine religiöse Unterhaltung mit ihnen. Die Leute von Mkindani reisen öfters an den See Niassa, und sie erklärten sich bereit, uns dorthin zu begleiten, wenn wir ihnen Branntwein geben würden. Uebrigens waren diese Leute nicht so bettelhaft, wie die von Muania.

Am 26. Febr. passirten wir die Insel Musimbati, welche sehr holzreich, aber nicht von Menschen bewohnt ist. Abends erreichten wir die Bucht, in welche der Fluß Lufuma sich ergießt. Die Küste um die Mündung herum ist sehr niedrig und im Eingang des Flusses scheinen Felsen zu liegen. Da der Wind gerade nachließ, konnten wir nicht näher kommen und in die Mündung einlaufen. Bewohner sind keine in der

Nähe, was darauf hindeutet, daß der Fluß an seiner Mündung keine große Wichtigkeit haben muß. Er soll in der trockenen Jahreszeit einige Fuß tief und in der Regenzeit gar nicht zu passiren sein. Unser Kapitain versicherte mich wiederholt, daß dieser Fluß im Niassa-See seinen Ursprung habe. Es wäre wichtig, wenn der Lufuma durch ein kleines Dampfschiff untersucht würde, so weit er befahren werden kann. Südlich von dem Fluß ist das Kap Delgado, das die Suahili Suabu zu nennen scheinen. Es liegt in lat. 10° 41′ 2″ südlich und long. 40° 34′ 6″ östlich. In der Nähe liegt das Dorf Tongue, das noch zum Gebiet des Sultans von Sansibar gehört; was weiter südlich liegt, gehört der Portugiesischen Herrschaft in Mosambik. Somit hatten wir unsere Reise vollendet, worüber wir recht froh waren, da wir von Tag zu Tag mehr die Beschwerden unseres Seelebens in dem engen Schiffe fühlten, unsere Nahrungsmittel spärlich und armselig waren und der zunehmende Regen uns immer lästiger wurde.

Möchte dieser erste Besuch von Friedensboten, die da und dort ein Wort des Lebens verkündigen durften, das Morgenroth eines hellern Tages werden, so daß diese Länder nicht nur geographisch bekannter, sondern mit dem Evangelium mehr und mehr erleuchtet werden. Wir wollen das hoffen, — denn das Evangelium muß ja gepredigt werden allen Völkern, ehe das Ende kommt.

Wir hatten nun im Sinn, auf unserer Rückreise, die wir am 27. Febr. antraten, geradezu auf Sansibar loszusteuern; allein da wir Gegenwind hatten, mußten wir an der Küste hinsegeln, und wieder in unsern frühern Stationen ankern, was sehr ermüdend für uns war. Wir erreichten am 28. Febr. Mgau Muanio, wo unser Capitän einige Tage verweilen wollte, weil seine Frau von dort her war; allein wir nöthigten ihn am nächsten Tage, abzufahren. Mgau scheint ein allgemeiner Ausdruck zu sein zur Bezeichnung der ganzen Küstengegend von Kisueri oder Kiloa an bis zum Fluß Lufuma hinab. Viele Schiffe von Lamu, Mombas, Sansibar

u. ſ. w. gehen jährlich nach Mgau, um Sclaven und Getreide (Reis und Welſchkorn) zu holen, deſſen es dort im Ueberfluß gibt.

In Kiſueri ſahen wir zwei Schiffe, welche mit Menſchen angefüllt waren. Man ſagte uns, es ſeien nur Matroſen, aber es war klar, daß es Sclaven geweſen ſind, die unter dieſem Vorwand nach Moſambik gebracht werden ſollten. Ein anderes arabiſches Schiff hatte 40 Kiſten mit Branntwein an Bord, die an der Küſte verkauft, oder nach Moſambik geführt wurden.*)

Am 5. März kamen wir wieder nach Kiloa Kibendſche, wo uns der Gouverneur, der ſich uns auf alle Arten gefällig zu machen ſuchte, ein herrliches Mittageſſen nach arabiſcher Weiſe gab. Er ſagte, wenn wir bei Nacht kämen, ſo würden uns die Stadtthore offen ſtehen, denn die Engländer und der Sultan von Sanſibar ſeien aufs Innigſte vereinigt. Er erzählte auch von einem Suahili, der von Kiloa aus nach dem Niaſſa-See und von dort aus nach Loango an der Weſtküſte von Afrika gereist ſei.

Von Kiloa Kibendſche bis Sanſibar gieng unſere Reiſe ſehr mühſam und langſam, weil wir theils wenig Wind, theils nur Gegenwind hatten. Am 12. März gelangten wir glücklich nach dem Inſelchen Tungumoa bei Sanſibar. Als wir aber am 13. Morgens abſegeln wollten, konnten unſere Matroſen den Anker nicht heraufbringen. Nach langer vergeblicher Anſtrengung brach das Ankerſeil und der Anker blieb in der Tiefe des Meeres. Um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir Sanſibar, wo uns der engliſche Conſul, Major Hamerton, mit gewohnter Gaſtfreundſchaft aufnahm. Am 16. März verließen wir Sanſibar und waren am 20. in Mombas und am 23. in Rabbai, wo unſer theurer Mitarbeiter Rebmann an Fußwunden litt, die ihm durch die Unvorſichtigkeit eines Mnika verurſacht worden waren, der ſiedendes Waſſer auf ſeine Füße gegoſſen hatte. Ich bereitete mich dann auf meine

*) In Moſambik ſollen manchmal Sclaven, in Kiſten gepackt, auf die Schiffe gebracht werden, um der Hafenpolizei zu entgehen.

Reiſe nach Europa vor, welche ich am 10. April antrat. Ich verließ Mombas auf einem Schiffe, das einem Araber aus Mahara an der Südküſte Arabiens gehörte. Beim Auslaufen aus dem Hafen von Mombas wurde das Schiff durch den Oſtwind wieder zurückgetrieben und mußte im Hafen übernachten. Um Mitternacht, während Alles auf dem Schiffe ſchlief, riß die Ankerkette los und die Strömung trieb das Schiff gegen die Felſen hin. Ich erwachte gerade noch zu rechter Zeit, um den Kapitän auf die Gefahr aufmerkſam zu machen. Am 11. reisten wir weiter, landeten aber nirgends als in Mukdiſcha an der Somalenküſte, wo ich etwa 20 Schiffe ſah, die Sclaven nach Arabien einſchmuggeln wollten. Am 28. April kam ich glücklich in Aden an, wo ich bei Kapitän Haines, dem Commandanten von Aden, abermals eine gute Aufnahme fand. Am 10. Juni landete ich im Hafen von Trieſt.

Achtes Kapitel.

Meine zweite Reiſe nach Ukambani.

Vom 11. Juli bis 30. September 1851.

Meine zweite Reiſe nach Ukambani hatte zunächſt den Zweck, dem Beſchluß meiner Comitee gemäß eine Miſſionsſtation in Ukambani zu gründen, und ſo mit der Miſſions-Kette durch Afrika hindurch einen wirklichen Anfang zu machen. Es war im Fall des Gelingens der Ukambani-Miſſion zu hoffen, daß in kurzer Zeit eine weitere Station in der Nähe des Schneeberges Kegnia errichtet werden könnte. Leider war mir durch den Tod meines theuren Mitarbeiters Pfefferle eine große Hülfe bei dieſem wichtigen Unternehmen entzogen worden; allein nichts deſto weniger konnte ich mich für berechtigt halten, die Ausführung des Comitee-Beſchluſſes zu unterlaſſen oder auch nur aufzuſchieben. Im Gegentheil war mir der frühe Tod dieſes wackern Miſſionars eine ernſte Mahnung zur Eile in meinem Werk. Die Station in Ukambani ſollte auf der Höhe von Yata, etwa 110 Stunden von Rabbai entfernt, angelegt werden, in dem

Dorfe eines Emkamba, Namens Mtangi wa Nſuki, der in dem Diſtrikt Yata großen Einfluß hatte, und deſſen Dorf von allen Karawanen, die entweder von Ukambani nach der Meresküſte, oder von dieſer nach Ukambani reiſen, beſucht wird, ſo daß der dort ſtationirte Miſſionar häufig Gelegenheit hat, mit ſeinen Brüdern in Rabbai zu correſpondiren. Das Dorf liegt auf einer Ebene, die wenigſtens 2000 Fuß über das Meer ſich erhebt, und die nach allen Seiten hin eine herrliche Ausſicht darbietet, und mit vielen Wakamba-Dörflein beſetzt iſt. Da das eigentliche Wakamba-Land bei Yata beginnt, ſo könnte ein dort wohnender Miſſionar nach allen Seiten hin Ausflüge machen, um das Evangelium zu verkündigen; auch könnte er ſich an die Wakamba, die weit über ihre Grenzen hinaus nach Oſten, Norden, Weſten und Süden des Handels wegen reiſen, anſchließen, um noch unbekannte und ferne Nationen zu erreichen, und ſo die Fortſetzung der Miſſions-Kette anzubahnen.

Zudem waren viele Wakamba von Yata bei Rabbai Mpia an der Küſte anſäſſig und ſtanden mit ihren Freunden und Verwandten im Innern in beſtändigem Verkehr, ſo daß die Yata-Leute ſich in Acht nehmen mußten, den Fremden zu beleidigen, weil die Regierung an der Küſte, der afrikaniſchen Sitte gemäß, ſich an den Ausgewanderten rächen konnte, im Fall die Wakamba im Innern dem Europäer Schaden thun oder ſein Leben gefährden würden.

Da ich Alles, was ich zu meiner Haushaltung, zu meinem Unterhalt, ſowie zu meinen Reiſen in Ukambani auf lange Zeit hinaus brauchte, mit mir nehmen mußte, ſo engagirte ich theils vom Stamme Rabbai, theils von Duruma 30 Wanika zum Tragen meines Gepäckes und als Eskort auf dem gefährlichen Wege. Der Führer dieſer kleinen Karawane, an die ſich unterwegs gegen 100 in ihre Heimath zurückkehrende Wakamba anſchloſſen, war Mana Zahu. Die Abreiſe von Rabbai fand am 11. Juli Statt, nachdem ich manches Verdrießliche von Seiten der Träger erfahren hatte. Einige von ihnen traten zurück, weil ſie, wie ſie ſagten, von

träumen oder Vögeln erſchreckt und abgemahnt worden ien, dieſe gefährliche Reiſe zu unternehmen. Es mußten aher neue Leute gemiethet werden, ungeachtet jene drei Thaler zum Voraus empfangen hatten. Auch in Duruma ab es wieder Aufenthalt in Folge der Habgier der Häupt- nge, welche zuſammen 6 Thaler begehrten für den Durch- ug durch ihr Gebiet. Die Unordnung, das tolle Geſchwätz, wie die Trunk- und Freßſucht und der Ungehorſam mei- er Leute war groß und verurſachte mir vielen Schmerz, bis ir am 14. Juli das bewohnte Land hinter uns hatten und ei Ndunguni die große Wildniß erreichten, wo die Wanika uhig und ſtille werden mußten. Ich hatte eigenthümliche efühle, als ich während des Regens unter einem Baume uf dem Hügel Ndunguni ſaß, der, wie ich auf dieſer Reiſe nd, ſich bis Ukambani und Kikuyu, ja wohl bis an den Schneeberg Kegnia oder Ndurkenia hinzieht. Wäre auf dieſem ügelzug eine Eiſenbahn geweſen, wie bald und wie leicht ätte ich Yata erreichen müſſen! Wer weiß, was nach Jahr- underten, ich will nicht ſagen, nach Jahrzehnten geſchehen ann, ob nicht dieſer an den Küſten beginnende Hügelzug mit ſeinem Plateau benützt wird, um eine Eiſenbahn quer urch Afrika zu bauen? Da dieſer Hügelgürtel in etwa 200 Stunden die Reiſenden an den Kegnia und alſo in die Nähe der Nilquellen bringt, ſo könnten dieſe auf einer Eiſenbahn in ein paar Tagen erreicht werden. In jener Zeit wird dieſer Hügelzug von Städten und Dörfern beſetzt ſein, und kein wilder Galla oder Maſai und Emkuaſi wird dieſe Ge- gend mehr gefährden. Am Nachmittag des 14. Juli erreich- ten wir die Waſſerſtation Nguruma ſa Milala, in deren Nähe die Durumas angefangen haben, das Land anzubauen. Der Mnika Kemadu erzeigte mir einige Freundſchaft und bot mir Speiſe an.

Nachdem wir am 15. Juli unſere Weiterreiſe angetreten und die Wildniß von Milala erreicht hatten, entfloh uns eine Ziege, die ich für meine Leute gekauft hatte. Während wir auf die ſie ſuchenden Leute warteten, begegnete uns eine Kara-

wane von Wakamba, die aus dem Innern kamen und Elfenbein nach der Küſte trugen. Einigen Wakamba, die ſich ſogleich neben mich auf den Boden ſetzten, erzählte ich den Zweck meiner Reiſe nach ihrem Vaterland, welcher darin beſtehe, daß ich den Wakamba das Wort Gottes verkündigen und ſie in demſelben unterrichten wolle, damit ſie jetzt und nach dem Tod wahrhaft glücklich würden. Nach dieſer Unterhaltung erzählte mir ein Mkamba, er ſei in ſeiner Jugend nach Mbellete gereist, habe den Fluß Kiloluma überſchritten und ſei dann in's Land der Wabilikimo, d. h. der kurzen Leute gekommen. Die Entfernung von Ukambani nach Ubilikimoni ſei größer als die nach Mombas. Die Wabilikimo hätten lange Füße, aber einen kurzen Oberleib, und auf dem Rücken hätten ſie eine Art Höcker. Ihre Sprache verſtehe Niemand. Die Wakamba machen dadurch mit ihnen Freundſchaft, daß ſie ihnen einen kupfernen Ring anbieten, wofür die Wabilikimo einen Schlauch Honig zum Gegengeſchenk darbringen. Sie ſeien gute, unſchädliche Leute, in deren Land es viele Elephanten gebe. Mein Berichterſtatter erzählte mir auch von einem Volksſtamm, der im Weſten von Dſchagga wohnt, und der die Sitte hat, den After mit Kuhſchwänzen zu zieren. Daraus ſei die Sage entſtanden, daß es bei Dſchagga geſchwänzte Leute gebe, was aber nicht wahr ſei. Das Schwänzetragen ſei bloß Schmuckſache.

Da wir Abends die Station Nſekano nicht erreichten, ſo lagerten wir uns an einer andern Stelle, an der wir Waſſer fanden, und ſchlachteten die Ziege, die zwiſchen den Wanika und Wakamba viel Streit verurſachte, indem die letztern behaupteten, ſie müßten auch ihren Antheil am Fleiſch haben, weil ſie unterwegs hatten lange warten müſſen, bis das Thier wiedergefunden worden ſei. Ein Mkamba hielt dann eine lange Rede, in welcher er die Leute ermahnte, von jetzt an Stille und Ruhe zu beobachten und ſich auf dem Marſch nicht von der Karawane zu trennen, da der Weg gefährlich ſei.

Am 16. Juli, Morgens, reisten wir über eine Gegend,

wo mir das Gebüſch und die Dornen oft den Hut abrißen und auf den Boden warfen. Auch meine Kleider wurden von den Dornen unbarmherzig behandelt. Da wir hörten, daß in Kinagoni kein Waſſer zu finden ſei, ſo füllten wir unſere Kalabaſchen in Nſekano, von wo es noch 18—20 Stunden bis zum Berg Maungu iſt. Bei Nſekano kamen wir dem Berg Daru oder Toadi, der von Ariangulo bewohnt iſt, ſo nahe, daß wir in 2 oder 3 Stunden den Fuß deſſelben hätten erreichen können.

Die Wanika von Ndunguni haben neulich Freundſchaft mit den Ariangulo gemacht, damit dieſe ihnen bei ihren Galla-Herren, zu denen die Ariangulo im Sclavenverhältniß ſtehen, keine Ungelegenheiten bereiten, und ſie auf den Plantagen, welche die Durumas bis in die große Wildniß ausgedehnt haben, nicht beläſtigen oder tödten möchten.

Da wir von Kinagoni aus noch gegen 14 Stunden bis Maungu zu reiſen hatten, ſo brachen wir am 17. Juli um 2 Uhr Morgens auf und reisten beim Mondſchein, wo freilich die Dornen mich noch unbarmherziger behandelten, als am hellen Tag. Um 9 Uhr paſſirten wir die lichte Ebene von Kadiza, wo die Sonne bereits ſehr heiß brannte. Das viele Waſſertrinken, das die Hitze und die Anſtrengung der Reiſe nothwendig machte, verurſachte mir eine Störung im Unterleib, die mir große Beſorgniſſe einflößte. Ein wenig vor Einbruch der Nacht erreichten wir den Fuß des Berges Maungu, wo ich bei meinem erſchöpften Zuſtand hoffte, ſogleich der Ruhe pflegen zu können; allein dieſe wurde mir nicht zu Theil, indem an unſerem Lagerplatz eine Menge Wanika vom Stamm Kiriama, welche auf die aus Ukambani kommende Elfenbein-Karawane warteten, verſammelt war. Die Kiriamas plagten mich lange mit Fragen und Betteleien, welche mir in der Wildniß beſonders unerquicklich waren. Die Wanika gehen oft viele Tagreiſen weit den aus dem Innern kommenden Karawanen entgegen, um die Beſitzer des Elfenbeins zu bewegen, es ihnen kaufsweiſe zu geben, oder in ihr Dorf an der Küſte zu kommen und ihre Hütten ſo

lange zu miethen, bis das Elfenbein an die Suahilis verkauft iſt, wodurch die Wanika großen Profit machen, indem ſie ſich nicht nur für das Unterhändler-Geſchäft, ſondern auch für die Miethe ihrer Hütten und die Verproviantirung der Wakamba gut bezahlen laſſen.

Die Wanika von Kiriama gaben uns die unwillkommene Nachricht, daß geſtern eine große Schaar Galla in der Nähe von Kadiza geſehen worden ſei, offenbar in der Abſicht, die Elfenbein-Karawane der Wakamba, die ſie erwarteten, anzugreifen und zu berauben.

Am 18. Juli beſchloſſen wir, in Maungu auszuruhen. Die Kiriama-Leute umringten mich faſt den ganzen Tag und machten Fragen oder wollten meine Sachen ſehen, die ich nach Ukambani mitgenommen hatte. Mit einigen Kiriamas hatte ich eine geſegnete Unterhaltung über religiöſe Dinge. Sie fragten, wer Jeſus Chriſtus ſei, und was er gethan habe.

Zu meinem großen Leidweſen erfuhr ich, daß mein alter Freund Endenge von dem Berg Maungu vertrieben worden und der Berg gegenwärtig unbewohnt ſei. Nach der Erzählung einiger Wanika ſollen die Wateita, die auf dem Berg Ndara wohnen, ihn vertrieben haben, weil er die Wakamba gegen die Ndara aufgehetzt habe; nach einer andern Erzählung ſollen die Wakamba ihn vertrieben haben, weil er von ihren Karawanen Bezahlung für das Waſſer, das doch Gott auf dem Berg geſchaffen habe, verlangt hätte.

Die Führer der Wakamba-Karawane ließen heute ihre Leute ſchwören, daß ſie im Fall eines Angriffs von den Galla oder Maſai nicht davon laufen, ſondern ſich vertheidigen wollten. Auch mein Führer mußte bei dieſem Schwur zugegen ſein. Ich nahm keine Notiz von der Sache, aber im Verlauf dieſer Reiſe erkannte ich erſt, daß die Vorſichtsmaßregeln der Führer nicht umſonſt geweſen waren. Ein Europäer ſollte ſich überhaupt nicht ganz über die Nachrichten und Beſorgniſſe der Eingebornen hinwegſetzen. Weil mi die Leute früher ſo vieles von den Gefahren der Reiſe nach Ukambani vorſchwätzten und ich auf meiner letzten Reiſe

glücklich durchkam, so hielt ich ihre Erzählungen und Befürchtungen für Phantasie-Gebilde; aber ich mußte später doch erfahren, daß die Eingebornen wirklichen Grund zu ihren Besorgnissen und Vorsichtsmaßregeln hatten.

Ich war sehr froh, am Morgen des 19. Juli abreisen zu können, da mir die empfindliche Nachtkälte, welche der Wind von den Bura- und Ndara-Bergen herüber nach Maungu trieb, noch mehr aber das lärmende Wesen der Wanika und Wakamba sehr zuwider war. Wenn die Leute nichts zu thun haben und in Sicherheit sind, so schwätzen und lachen sie, und verüben alle möglichen Tollheiten, daß es ein Europäer bei ihnen fast nicht aushalten kann.

Unsere Richtung war jetzt mehr nördlich und unser Weg eben und sandig. Wir kamen dem Berg Ndara sehr nahe, ließen ihn aber links liegen, und marschirten etwa 6 Stunden seinem nordöstlichen Fuß entlang, bis wir den Fluß Woi erreichten, wo wir uns lagerten. Auf der nordwestlichen Seite des Flusses liegt ein kleiner Hügel, der Mata heißt und der den Karawanen als Wegweiser dient. Es sind noch einige andere isolirte Hügel in der Nähe von Mata, wo die Räuber von Kilima Kibomu den Karawanen aufzulauern pflegen. Ueberhaupt ist die Gegend um den Woi-Fluß herum sehr gefährdet, theils von Seiten der Galla, theils von den Wateita vom östlichen Bura-Gebirge.

Am 20. in aller Frühe überschritten wir den Woi-Fluß, der dießmal fließendes Wasser hatte in Folge des neulichen Regens auf den Bergen von Ndara und Bura. Am Ufer erblickten wir die frischen Spuren von Elephanten, welche in dem großen Wald und dem hohen Gras am Ufer sich gerne aufhalten. Als wir um 9 Uhr Vormittags die herrliche, wald- und dornlose Ebene, in welche sich der östliche Bura verläuft, erreicht hatten, genoßen wir eine köstliche Luft, welche von dem Berge her wehte. Die Sonne war mit Wolken bedeckt, und der Weg war so gut, daß wir ihn nicht hätten besser wünschen können. Hie und da sahen wir ein schüchternes Zebra, oder eine Giraffe, die meine Leute vergebens zu jagen

ſuchten. Als wir von dem Fuß des Berges nur etwa eine Stunde entfernt waren, machten wir Halt und hielten Rath, ob wir nicht die Wateita beſuchen und Speiſe von ihnen kaufen ſollten. Ich war gleich zu dem Beſuch bereit, da ich die Gelegenheit benützen wollte, die Wateita im Norden und Weſten kennen zu lernen, die mein theurer Mitarbeiter Rebmann im Süden und Oſten beſucht hatte. Das ganze Gebirge heißt in ihrer Sprache Kilima Kibomu, d. h. großer Berg, während Bura nur einen hervorſtechenden Theil des Gebirges bezeichnen ſoll. Da die Wakamba ſich nicht getrauten, einen Beſuch bei den Leuten zu machen, welche ſchon ſo manche Wakamba-Karawane vernichtet haben, ſo mußte ich nachgeben und die Reiſe mit ihnen fortſetzen. Um Mittag erreichten wir Kangongo, fanden aber, wie vor zwei Jahren, kein Waſſer daſelbſt; weßhalb wir nicht lange dort verweilten, ſondern unſern Weg fortſetzten, um am nächſten Tag bei Zeit den Fluß Zawo zu erreichen. Abends lagerten wir uns im Wald, in der Nähe unſeres Weges. Wir machten ein ſtarkes Gehege von Dornen und Gebüſchen um unſer Lager her, um uns gegen Feinde und wilde Thiere zu ſchützen. Sehr ermüdet von dem langen Tagmarſch legte ich mich auf mein Luftbett nieder, das ich in London bei Mr. Deane gekauft hatte, und das ich jedem Fußreiſenden in Afrika empfehlen möchte. Wenn ich Abends noch ſo müde war, ſo fühlte ich mich Morgens wieder geſtärkt, wozu dieſes Bett viel beitrug. Man liegt darauf ſehr angenehm, und kann, wenn man die Luft herausgelaſſen hat, es ganz klein zuſammenlegen und bequem tragen. Nur muß man es vor Dornen u. ſ. w. verwahren, damit es kein Loch bekommt und die eingeblaſene Luft nicht herausſtrömt. Am beſten thut man, wenn man es auf eine Matte oder eine Haut legt, die man auf den Boden ausbreitet.

Am 21. Juli brachen wir vor der Morgendämmerung auf, um den Zawo bald zu erreichen, da unſer Waſſer-Vorrath zu Ende gieng. Der Weg führte uns einige Stunden durch eine waldige Gegend. Als wir dieſe verließen, zogen

wir über rothen und ſteinigten Boden, was ein Zeichen war, daß wir uns der öden Gegend um den Zawo näherten. Etwa um 9 Uhr marſchirten wir langſam einen kleinen Hügel hinauf und ſetzten uns dann in der Nähe eines dichten Gehölzes. Wie wenig dachte ich daran, daß wir von lauernden Feinden umgeben und beobachtet ſein würden! Während des Marſches hatte ich über die verſchiedenen Bitten des Vaterunſers nachgedacht und faſt jedes Wort war mir zum Eindruck und Segen geworden. Bis jetzt war die Wakamba-Karawane, die mit uns reiste, auf dem ganzen Weg vor uns hergegangen, aber als wir uns wieder in Marſch ſetzten, blieb ſie hinter meinen Leuten. Ich weiß ſelbſt nicht, wie dieß kam. Als ich mit meinen Wanika in ein großes Dickicht eingetreten war, wo es ſchwer war, Rechts und Links auszuweichen, ſo vernahmen wir plötzlich ein heftiges Geſchrei, das von den Wakamba, die den Nachtrab bildeten, erhoben wurde. Sie riefen: „Aendi, Aendi, Aendi," d. h. wir ſind von den Räubern angefallen. Jetzt entſtand eine fürchterliche Verwirrung unter meinen Leuten. Sie warfen ihre Laſten ab und ſuchten ſich in den Wald zu flüchten, fanden es aber ſchwierig, durch die Dornen durchzudringen, Der Eine ſchrie dieß, der Andere jenes. Mehrere riefen: „Feuert die Flinten ab, feuert die Flinten ab." Ich wollte es ſogleich thun; aber der Mann, der meine Doppelflinte trug, war im Fliehen begriffen, und ſo war ich ganz waffenlos. Ich holte ihn indeſſen bald ein und feuerte ſogleich in die Luft, worauf die Wanika ein entſetzliches Feldgeſchrei erhoben. Die andern Flintenträger feuerten dann auch 3 oder 4 Schüſſe hinter einander. Während dieſes Feuern in unſerem Vortrab ſtattfand, ſchoßen die Wakamba ihre Giftpfeile auf die Aendi ab, welche von jenem Hügel aus die Wakamba zuerſt mit ihren Pfeilen angegriffen hätten. Die hinterſten Wakamba warfen beim Anblick der Feinde ihr Gepäck ab, ließen die Räuber herankommen und die Laſten auf ihre Schultern nehmen, worauf ſie auf dieſelben feuerten und drei von ihnen auf einmal tödteten. Ein Mkamba wurde

jedoch auch verwundet. Als die Feinde ſahen, daß die Wakamba ſtand hielten, und als ſie unſer Schießen hörten, ſo zogen ſie ſich in ihr Verſteck zurück. Meine Wanika ſammelten ſich indeſſen wieder, faßten Muth und vereinigten ſich mit den Wakamba, welche der größten Gefahr ausgeſetzt geweſen waren. Hätte der Kampf länger fortgedauert, ſo wäre ich in die ſchwerſte Noth gekommen. In der Verwirrung verlor ich mein Pulverhorn; einem Andern meiner Leute zerſprang der Flintenlauf, da er zu ſtark geladen war; einem Dritten zerbrach der Ladſtock, indem ein Mnika in der Verwirrung über den Mann hinfiel, als dieſer gerade ſeine Flinte laden wollte; einem Vierten verſagte das Gewehr, weil die Kapſel nicht recht auf das Zündloch gelegt war. Ich ſah deutlich, daß uns Gott bewahrte, und nicht unſer Schwert und Bogen. Nachdem die Nachhut der Wakamba zu uns geſtoßen war, eilten wir, aus dem unheimlichen Dickicht heraus zu kommen. Kaum waren wir eine Strecke weiter gegangen, ſo riefen die Vorderſten abermals: „Aendi, Aendi, die Räuber, die Räuber.“ Wir feuerten ſogleich wieder in die Luft. Der Irrthum wurde jedoch bald bemerkt, und wir kamen mit dem bloßen Schrecken davon. Es war nämlich die in Maungu erwartete Karawane von 300—400 Wakamba, welche mit vielen Elephanten-Zähnen aus dem Innern kam, und welche unſer Vortrab für Räuber hielt. Glücklicher Weiſe erkannten die Reiſenden unſere Wanika ſogleich und riefen uns zu: „Feuert nicht, wir ſind Handelsleute!“ Einige Wakamba kamen von der Seite her durch das Gebüſch. Da ich ſie noch für Räuber hielt, ſo richtete ich mein Gewehr auf ſie, wartete jedoch noch einen Augenblick, bis ſie ſelbſt den Angriff machen würden. Zum Glück riefen die Wanika mir zu: „Schieße nicht, ſie ſind unſere Freunde.“ So entſtand plötzliche Freude aus der mißverſtandenen Bedrängniß. Offenbar wollten die Räuber eigentlich die erwartete Karawane angreifen, fanden aber für beſſer, das Gewiße für das Ungewiße hinzunehmen und uns zu berauben, da wir zuerſt des Weges kamen. So kam es, daß

wir der großen Karawane den Weg bahnten. Es war ein Glück für mich, daß der erſte Angriff auf die Wakamba gemacht wurde, weil ſie ihr Eigenthum vertheidigten, während meine Leute weder um mich noch um mein Gepäck, ſondern einzig um ihr Leben beſorgt waren. Der Name „Aendi“ bezeichnet eigentlich „Jäger“ und bezieht ſich auf die Bewohner der niedern Gegenden von Kilima Kibomu, welche in der nahe liegenden Wildniß umherziehen, um Elephanten und anderes Wild zu jagen. Das Jägerleben hat ſie zum Räuberleben geführt, indem ſie es für profitabler fanden, den Karawanen ihr Elfenbein abzunehmen, als ſich ſelbſt den Zufällen und Mühen der Jagd zu unterziehen. Ein Nimrod, ein Ismael und Eſau waren wohl zuerſt einfache Jäger, bis es dieſen Helden der Wildniß einfiel, auch auf Menſchen Jagd zu machen, entweder um ſie zu tödten, oder zu Sclaven zu machen und ihr Eigenthum zu plündern. Es iſt ein Glück für die Wakamba-Karawanen, daß es öſtlich und nördlich von Kilima Kibomu große Wälder gibt, durch welche ſie auf Umwegen die Reiſe machen können, ſonſt wäre es ſchwer, wo nicht unmöglich für kleine Karawanen, nach Ukambani zu reiſen, da einerſeits die Aendi und anderſeits die Galla die Straße gefährden. Weil nun die Waldgegend ſehr ausgedehnt iſt, ſo kann man beiden Feinden ausweichen dadurch, daß man den betretenen Pfad verläßt und ſich durch das Dickicht hindurchwindet, bis man den Zawo paſſirt hat, wo der betretene Weg wieder beginnt, wiewohl auch dann noch Feinde, (die Maſai und Wakuaſi) zu fürchten ſind.

Nachdem wir uns von der nach der Küſte reiſenden Karawane verabſchiedet hatten, reisten wir ſo eilig als möglich, theils um Waſſer am Zawo zu erhalten, theils aus Furcht, noch einmal mit den Aendi zuſammenzutreffen. Der Fluß war dießmal (im Juli) weniger tief als vor zwei Jahren, wo ich ihn im November und December paſſirte. Meine Leute behaupteten, er ſei bei Nacht tiefer als bei Tag, was wohl möglich iſt, wenn man annimmt, daß der Schnee bei Tag auf dem Kilimandſcharo ſchmilzt und das Waſſer erſt

bei Nacht die Gegend erreicht, wo die nach Ukambani reisenden Karawanen ihn passiren müssen, während natürlich bei Nacht weniger Wasser vom Kilimandscharo herabströmt, und also bei Tag auch ein kleineres Quantum desselben die Furt der Karawanen erreichen kann. Eine solche Ebbe und Fluth soll auch im Dana-Fluß stattfinden, der vom Kegnia kommt. Nachdem wir uns am Zawo erfrischt hatten, reisten wir noch beinahe zwei Stunden weiter und bauten dann für die Nacht ein Lager, wo noch bei Tag gekocht, gegessen und dann das Feuer ausgelöscht wurde, damit es nicht in der Ferne von den Feinden gesehen und gerochen werden möchte. Ich legte mich mit einem dankbaren Herzen zur Ruhe nieder, denn Gottes Gnade, Schutz und Hülfe hatte heute sichtbarlich über meinem Leben gewaltet. Sein Stecken und Stab war nicht gebrochen, sein Köcher war nicht verloren, und seine Waffe hatte ihm nicht versagt, mich zu schützen, wenn auch meine Waffen versagen und sich als unzulänglich erweisen mußten.

Am 22. setzten wir unsere Reise weiter fort. Wir begegneten abermals einer starken Wakamba-Karawane, die von Mumoni (am Dana-Fluß) kam und Elfenbein nach der Küste trug. Ich schrieb ein paar Zeilen an meine Mitarbeiter in Rabbai. Um Mittag kamen wir in die Nähe des Berges Ngolia, der von Wakamba bewohnt ist, welche die Reisenden manchmal berauben sollen. In meinem frühern Journal habe ich nur des kleinen Ngolia Erwähnung gethan, welcher isolirt steht und gleichsam nur ein Anfang vom großen Ngolia ist, welcher von Süd nach Nord sich erstreckt. Oestlich vom Ngolia ist der Hügel Kawu, an dem der Weg vorbeiführt. Hitze, Hunger, Durst und Ermüdung, ferner Befürchtungen wegen der Räuber, und Belästigungen von Seiten der Dornen hätten mich heute ganz unlittig und unwillig gemacht, wenn nicht die Betrachtung der Güte und Liebe Gottes mich gestärkt und gelehrt hätte, auch unter den schwierigsten Umständen geduldig auszuharren.

Nachdem wir an dem Ngolia vorüber waren, hatte ich

durch ein weites offenes Thal eine herrliche Aussicht auf das Schneehaupt des Berges Kilimandscharo. Der Schnee reichte übrigens in dieser Jahreszeit nicht so weit herab, als ich ihn auf meiner ersten Reise gesehen hatte. Dieß war wohl auch mitunter der Grund, warum der Zawo etwas weniger Wasser hatte, dessen Kühle und Schnelligkeit mir dießmal eben so bemerklich war, wie auf der frühern Reise.

Am 23. erreichten wir Morgens die Wasserstation Mdido wa Andei und Nachmittags die Plantagen von Kikumbuliu wo wir übernachteten. Ich war äußerst erschöpft.

Am 24. hielten wir Rasttag in Kikumbuliu. Es war mir anders zu Muth als bei meiner ersten Reise. Damals war ich bloß als ein Pionier in Ukambani, jetzt aber sollte ich Missionar sein. Bei der Wasserstation Idumuo waren dießmal die Wakamba weniger kindisch als früher, dagegen waren sie aber auch jetzt viel habsüchtiger als vormals, wie es meistens bei diesen Völkern der Fall ist, wenn man das zweite Mal zu ihnen kommt, nachdem sie ihre anfängliche Neugierde an dem Fremden befriedigt haben. Die Wakamba-Häuptlinge verlangten zuerst ein Doti (4 Ellen Tuch), um ein Opferschaf zu kaufen, dessen Blut und Eingeweide auf den Weg gestreut wurden, damit der Fremde den Regen nicht verhindere. Nachdem das Opfer vorüber war, verlangten sie ein anderes Doti für sich selbst. Es war vergebens, gegen diese willkürlichen Forderungen zu protestiren.

25. Juli. Ehe wir das letzte Dorf in Kikumbuliu verließen, kamen mehrere Wakamba zu mir und sagten, sie hätten gehört, ich wolle in Nata ein Haus bauen und dort wohnen, warum ich denn nicht bei ihnen bleiben und die Leute von Kikumbuliu unterrichten wolle, wenn das der Zweck meines Kommens sei? Ich erwiederte, daß ich dieß in Rabbai nicht gedacht, sondern den Entschluß gefaßt hätte, mich in Nata niederzulassen. Wenn ich dort einmal eingerichtet sei, so würde ich auch Kikumbuliu besuchen. Sie versprachen, zu mir nach Nata zu kommen.

Um Mittag erreichten wir die Wasserstation Madschid-

ſchio ma Ndugu, wo wir Halt machten und uns lagerten. Die wörtliche Bedeutung dieſes Namens ſoll heißen, „das Unterſuchen des Kupferdrahts," weil erſt hier die Wakamba ſich für ſicher halten und daher ſich Zeit und Muße nehmen, ihre von der Küſte mitgebrachten Waaren auseinander zu legen und zu unterſuchen. Auch meine Wanika fühlten ſich jetzt wieder ganz ſicher und fiengen an zu ſchwätzen und zu lärmen. Mein Knecht Makame mußte ſeinen Kameraden ein Schaf zum Beſten geben, weil er das erſte Mal nach Ukambani gekommen war. Dieſe Sitte haben die Wanika auf ihren Ukambani-Reiſen eingeführt. Jeder neue Wanderer muß ſeinen Reiſegenoſſen ein Schaf oder eine Ziege geben. Sie halten ſtreng auf dieſer Sitte, die ihrem Gelüſte nach Fleiſch zu Hilfe kommt.

26. Juli. Nachdem wir von Madſchidſchio ma Ndugu aufgebrochen waren, reisten wir eine Zeit lang durch einen Zakka, d. h. dicken Dſchungel. Auch kamen wir wieder über ſchwarze Kiwudi, d. h. verbrannte Lavaſteine, wie am Eingang von Kikumbuliu. Um 3 Uhr Nachmittags paſſirten wir den Fluß Adi, welcher dießmal mehr Waſſer hatte, als vor zwei Jahren. Es hatte nämlich neulich viel geregnet in Kikuyu, wo der Fluß entſpringen ſoll. Einer meiner Leute, der ſeine Laſt auf dem Kopf über den Fluß trug, ließ ſie ins Waſſer fallen, wodurch ſie ganz durchnäßt wurde. Nachdem wir den ſchönen Fluß paſſirt hatten, fiengen wir an, die Höhe von Yata hinaufzuſteigen. Ich flehte unterwegs ernſtlich in meinem Herzen, daß doch der Gott aller Gnade meine Sache leiten und mir helfen wolle, den Anfang des Miſſionswerkes in dieſem Lande zu machen. Wir brauchten mehrere Stunden, bis wir die Höhe des Berges, der, wie ſchon erwähnt, eine Fortſetzung des Ndunguni-Hügel-Gürtels iſt, erreichten. In der Ebene oben angekommen, begaben wir uns in das nächſte Dorf und fragten nach dem Mkamba Muilu wa Kiwui, bei dem ich zuerſt wohnen ſollte. Wir erfuhren bald, daß er das Dorf verlaſſen habe in Folge der Hungersnoth, welche das Land aus Mangel an Regen

drückte. Wir begaben uns dann zu Mtangi wa Nſuki, einem andern Wakamba-Häuptling, der uns freundlich in ſeinen Hof aufnahm. Bald verſammelten ſich auch die andern Häuptlinge, denen ich den Zweck meines Kommens auseinanderſetzte. Sie erklärten, daß ſie mir gerne erlauben wollten, unter ihnen zu wohnen, eine Hütte zu bauen und zu thun, was mir beliebte, ſie würden mich ſchützen u. ſ. w. Nach dieſer Erklärung übergab ich ihnen mein Geſchenk, das in 8 Ellen Baumwollentuch und in etwa 4 Pfund Glasperlen beſtand, wofür ſie mir eine Ziege zum Gegengeſchenk machten. Dem Mtangi wa Nſuki machte ich noch ein beſonderes Geſchenk, weil ich auf ſeinem Grund und Boden meine Hütte errichten durfte und weil er mir ſeine beſondere Hülfe anbot. So wurde Alles zu meiner Befriedigung eingeleitet, daß ich Muth faßte und Gott dankte für ſeine mächtige Bewahrung und Durchhilfe.

27. Juli. Ich hatte in verfloſſener Nacht im Freien geſchlafen, wo es empfindlich kalt war. Es wehte nämlich ein kalter Wind von den Kilimandſcharo- und den Dſchulu-Bergen herüber, welche ſüdlich von Yata liegen. Der Unterſchied der Temperatur in Kikumbuliu und Yata iſt ſehr beträchtlich. Mein Thermometer ſtand in Yata des Morgens auf 68 Grad Fahrenheit, und des Mittags auf 72°. Um 10 Uhr Morgens hatte ich eine prächtige Ausſicht auf den Kilimandſcharo, der auf dem Dſchulu-Berg zu ruhen ſchien. Ich würde in der That den Dſchulu für die Unterlage des Kilimandſcharo gehalten haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß eine Ebene von 20 bis 25 Stunden zwiſchen dem Dſchulu und Kilimandſcharo ſich ausbreitet. Die beſte Zeit zur Beobachtung des Kilimandſcharo iſt zwiſchen 8 und 11 Uhr Vormittags, indem der Berg die übrige Zeit des Tages in Wolken eingehüllt iſt.

Im Verlauf des Tages beſuchten mich viele Wakamba, welche mich und mein Gepäck ſehen wollten, das ich im Freien liegen laſſen mußte, aus Mangel an einer zweckmäßigen Wohnung. Ich ſelbſt mußte im Freien kampiren,

ohne irgend eine Bedeckung, als die mir mein Regenschirm gegen die Sonne gewährte. Es war für mich peinlich, keine, wenn auch noch so geringe Wohnung zu haben, in der ich von den Strapatzen der Reise und dem Tumult der Wanika und Wakamba ausruhen konnte. Dieser schwierige Umstand machte mich ganz melancholisch und erfüllte mein Gemüth mit düstern Gedanken in Beziehung auf die Zukunft. Ich wundere mich daher gar nicht, wenn mancher Missionar durch die Macht der ersten übeln Eindrücke, welche der anfängliche Aufenthalt in einem neuen Land in ihm hervorruft, abgeschreckt und aus dem rechten Geleise gebracht wird, zumal da die Macht der Finsterniß, die er angreifen soll, nicht unthätig ist, und ihn alles im schwärzesten Licht erblicken läßt, um ihn muthlos zu machen und zum Rückzug zu bewegen. Ein Missionar steht in solchen Augenblicken zwischen zwei unsichtbaren Welten, die ihm zusehen und sein Verhalten genau beobachten. Das Reich des Lichts und der seligen Geister spricht ihm Muth ein, während das Höllenreich ihn verzagt machen will. Kein Wunder, warum die Patriarchen Abraham, Isak und Jakob an jedem neuen Ort es ihr Erstes sein ließen, dem Herrn einen Altar zu bauen und den starken Gott anzurufen, um der Macht der Finsterniß Widerstand leisten zu können. Ich möchte daher einem angehenden Missionar dringend empfehlen, im Anfang einer neuen Mission standhaften Muth zu behalten und den ersten übeln Eindrücken und Besorgnissen mit aller Macht zu widerstehen, weil so viel von seiner Beharrlichkeit im Anfang abhängt. Gott hat die Schicksale eines ganzen Landes gleichsam in seine Hand gelegt. Gott spricht, daß durch ihn, d. h. durch seine Verkündigung des Evangeliums Licht werde in dem Land, das bisher im Dunkel und Schatten des Todes gesessen ist. Wenn nun da der Missionar zurückweicht, so kann einem solchen Lande Jahrzehnte oder Jahrhunderte das Licht des Evangeliums verschlossen bleiben; aber welche Verantwortung wird dann auf ihm haften? Auf der andern Seite welche Seligkeit wird ihn erwarten, wenn er ausgeharrt hat,

und muthig an's Werk gegangen iſt, mag es auch ſeinen äußern Menſchen noch ſo viele Selbſtverläugnung koſten. Möge es doch kein Miſſionar vergeſſen, daß es in ſeiner Wahl ſteht, Millionen von Seelen das Licht und Leben zu bringen, aber auch ſie in der Finſterniß und im Tode zu laſſen, wenn er aus ihrem Lande weicht und ſie ſich ſelbſt überläßt.

Meine melancholiſche Stimmung des Gemüths wurde noch vermehrt durch die Erklärung meiner Wanika, daß ſie am nächſten Tage nach Rabbai zurückkehren wollten mit einer Wakamba-Karawane, welche nach der Küſte reiste. Sie fürchteten ſich allein zu gehen, weil ſie wieder von den Aendi überfallen werden könnten. Ich erinnerte ſie jetzt an den Vertrag, den ich in Rabbai mit ihnen gemacht hatte, daß ſie mir erſt eine Wohnung bauen müßten, ehe ſie nach der Küſte zurückkehren dürften. Sie läugneten dieß nicht und machten ſich ſogleich an's Werk. Einige reinigten den Boden, auf dem die Hütte errichtet werden ſollte, während 5 oder 6 Mann in den Wald giengen, um Stäbe und Stangen zu holen. Zwei Stützen von etwa 6 Fuß Höhe werden in den Boden befeſtigt, eine Stange oben über dieſelben gelegt und auf den Seiten Stäbe angebracht, welche dann mit Gras bedeckt werden ſollten. In ein paar Stunden war Alles fertig, die Grasdecke ausgenommen, in Beziehung auf welche die Wanika erklärten, mir nicht willfahren zu wollen, da ſie nicht wüßten, wo es dürres Gras gebe, und da ſie heute noch Speiſe zur Rückkehr nach Rabbai kaufen müßten und alſo keine Zeit hätten, ſich weiter um mich zu bekümmern. Die Bedeckung der Hütte ſei eine Sache, die ich durch die Wakamba beſorgen laſſen müſſe. Das war nun freilich gegen den urſprünglichen Vertrag, der eine vollſtändige Wohnung verlangte; allein was konnte ich machen, ich mußte mit dieſem Hühnerſtall, der kaum 6 Fuß hoch, 6 Fuß lang und breit war, zufrieden ſein, nur damit mein Gepäck nicht im Freien bleiben durfte, und ich bei Tag gegen die Sonne, und des Nachts gegen die Kälte geſchützt war, welche in

ſcharfen Windſtößen von den ſüdlichen Bergen herüber wehte.

28. Juli. Meine Wanika reisten dieſen Morgen ab, ohne die Hütte zu vollenden. Zu gleicher Zeit verließ mich der einzige Knecht, den ich von Rabbai mitgebracht und dem ich 16 Thaler im Voraus bezahlt hatte. Sein ſchmähliches Betragen betrübte mich ſehr, da ich großes Vertrauen in ihn geſetzt, und ihn ſtets mit beſonderer Liebe und Schonung behandelt hatte. Er lief davon, ohne mir ein Wort zu ſagen, wie ich nachher erfuhr, aus Furcht, allein in Ukambani verweilen zu müſſen. Ich hatte ihn auf ein Jahr engagirt mit Wiſſen und Willen ſeiner Eltern und Verwandten in Rabbai. Ich war im Augenblick ganz confus und wußte nicht, was ich thun ſollte. Auf die Wakamba konnte ich mich nicht verlaſſen, und einen Sclaven zu kaufen, verbot mir mein Gewiſſen, und doch mußte ich Jemand haben, der meine Sachen beſorgte und dem ich meine Hütte anvertrauen konnte. In dieſer ſchwierigen Lage erbot ſich ein Verwandter des Entflohenen nebſt einem andern Mnika, zwei Monate bei mir auszuhalten gegen reiche Entſchädigung. Nach dieſer Zeit wollten ſie nach Rabbai zurückkehren, und ich ſollte dann mit ihnen gehen, oder ganz allein in Yata zurückbleiben. Nun war guter Rath theuer. Ich ſah ein, daß ich erſt beſſere Dienſtboten und eine beſſere Wohnung haben müßte, ehe ich mich bleibend in Yata niederlaſſen könnte. In meinem Hühnerſtall konnte ich weder leſen, noch ſchreiben, noch ſchlafen, noch ſonſt etwas thun, und war noch dazu beſtändig von Wakamba belagert, die mir überall nachfolgten, ſelbſt wenn ich für einen Augenblick des Nothwendigen wegen in's Freie gehen mußte. Mein Bett hatte ich über meine Effekten her ausgebreitet. Die Hütte hatte nicht einmal eine nothdürftige Thüre, ſo daß ich ſie nicht ſchließen konnte und des Nachts nicht vor wilden Thieren und noch weniger vor Dieben und Feuersbrunſt ſicher war.

29. Juli. Ich fühlte mich ſehr unheimlich in meiner Hütte, welche die Frauen des Nſuki mit dürrem Gras be-

deckt hatten. Bei der Vollendung des Daches machten ſie einen Wakamba-Tanz und Geſang, um ein Geſchenk zu erhalten. Der Geruch des Graſes war ſehr unangenehm, und doch konnte ich ihn nicht mit Feuer vertreiben, weil ich fürchten mußte, die enge Hütte in Brand zu ſtecken. Bei Tag, ja ſchon vor Tagesanbruch ließen mich die Wakamba nicht einen Augenblick allein. Wenn ich leſen wollte, ſo fragten ſie, ob ich ihnen ins Herz ſehen, oder ob ich nach Regen ſchauen und Krankheiten erforſchen wolle. Wenn ich ſchrieb, wollten ſie wiſſen, was ich geſchrieben hätte, und ob das Geſchriebene Zauberei enthalte. Jede meiner Bewegungen wurde genau beobachtet. Viele kamen, um dieß und jenes zu betteln, oder um neue Dinge zu ſehen, oder um Gegenſtände zu kaufen, weil ſie mich für einen Kaufmann hielten. Andere brachten ein paar Eier, oder etwas Mehl und verlangten dann zwei und dreimal mehr, als die Sachen werth waren. Wieder Andere wollten blos Unterhaltung. Am läſtigſten waren mir die Trunkenbolde, welche ſich in meine Hütte hinein ſetzten, lachten und lärmten, und ſich nicht ſchämten, wie Thiere ſich zu betragen, und meine Hütte zu verunreinigen.

30. Juli. Als ich dieſen Morgen über meine ſchwierige Lage nachdachte, erkannte ich einerſeits, daß ich Yata nicht verlaſſen ſollte, da die Leute im Allgemeinen freundlich waren, auch zum Theil aufmerkſam zuhörten, wenn ich ihnen das Wort Gottes verkündigte; anderſeits war mir klar, daß ich nicht bleiben könnte, wenn mich meine beiden Wanika jetzt, oder nach 2 Monaten verlaſſen würden. Ich entſchloß mich daher, die Zwiſchenzeit zu benützen, um das Innere von Ukambani bis an den Dana-Fluß zu beſuchen, und mich vorerſt zu meinem alten Freund Kiwoi zu begeben, mit deſſen Hilfe ich meinen Zweck zu erreichen hoffte. Sollte ich dann Ukambani verlaſſen müſſen, ſo hätte ich doch meine Kenntniß des Landes bereichert und hie und da das Evangelium in dieſem Land bekannt gemacht. Nachdem ich meinen Entſchluß, zu Kiwoi im Stamme Kitui zu reiſen, gefaßt hatte, bat ich den Mtangi wa Nſuki um einige Begleiter, welche

er mir bereitwillig verschaffte, mir übrigens zu verstehen gab, daß ich zu ihm zurückkehren und bei ihm bleiben möchte.

31. Juli. Diesen Morgen kamen einige Aelteste im Auftrag der Häuptlinge von Yata, um mir zu sagen, daß sie den einstimmigen Beschluß gefaßt hätten, jedem betrunkenen Mkamba den Eintritt in meine Hütte bei Strafe einer Ziege zu verbieten. Diese zarte Rücksicht der Aeltesten gefiel mir wohl. Sie hatten nämlich bemerkt, daß ich durch einige betrunkene Leute belästigt worden war, und daß ich mich sehr stark gegen das Laster der Trunkenheit erklärt hatte.

1. August. Ich erwachte diesen Morgen in einem fieberhaften Zustand, der theils durch die empfindliche Nachtkälte, theils durch die ungesunde Luft in meiner Strohhütte hervorgerufen worden war. Dennoch unternahm ich die Reise zu Kiwoi mit 4 Wakamba und meinem Mnika-Diener, während ich den andern Mnika zum Schutz meiner Effekten zurückließ. Die Wakamba reisten so schnell, daß ich nicht gleichen Schritt mit ihnen halten konnte. Es war mehr ein Springen als Gehen. Ich ermahnte sie wiederholt, sich nicht von mir zu entfernen, aber im Augenblick waren sie wieder weit von mir und meinem Diener voraus. Ich sah bald, daß ein großer Unterschied zwischen Wakamba und Wanika-Trägern stattfindet. Die Wakamba sind zwar rüstiger und beherzter als die Wanika, aber sie sind auch ungebundener und lassen sich nicht leicht zum Gehorsam und zur Ordnung weisen, und wollen nur leichte Lasten tragen. In den Dörfern, durch die wir zogen, mußte ich oft Halt machen und mich, wie Affen oder Bären in Europa, von den Wakamba begaffen lassen. Abends erreichten wir den Fluß Tiwa, der nur hie und da Wasser unter dem Sand hatte. Er entspringt im Westen, da wo sich die Wasserscheide nach Ost und West gestaltet; die westlichen Wasser gehen in den Dana, die östlichen in den Adi.

2. August. Ich war beim Erwachen so unwohl, daß

ich nach Yata zurückgekehrt wäre, wenn mein Knecht *) und meine Wakamba es geſtattet hätten. Sie liefen wieder ſo ſchnell, daß ich ihnen nicht folgen konnte. Wir reisten über unbewohntes und unkultivirtes Land. Um 10 Uhr erreichten wir die Station Mbo, fanden aber kein Waſſer daſelbſt. Wir zogen dann durch eine Wildniß, welche viel Gras und Akazienbäume hatte. Die Wakuaſi ziehen gewöhnlich durch dieſe Wildniß, wenn ſie Einfälle in Ukambani machen wollen. Nachmittags war ich ſo unwohl, daß ich auf der Station Nſou erklärte, nicht weiter gehen zu wollen. So mußten die Wakamba ſich zu einem Nachtlager in dem dicken Dſchungel anſchicken. Das Waſſer mußte ſehr weit her geholt werden.

3. Auguſt. Dieſen Morgen wollte einer der Wakamba entfliehen. Er warf ſeine Laſt auf den Boden, nahm ſein Kleid und ſeine Waffen und wollte ſich davon machen. Weder ich noch ſeine Kameraden konnten ihn beſtimmen, ſeine Laſt wieder aufzunehmen, daher ſie mein Knecht tragen mußte. Wenn die Wakamba einmal einen Unwillen oder Zorn gefaßt haben, ſo iſt es ſchwer, ſie wieder gut zu ſtimmen.

Um 10 Uhr erreichten wir Ilangilo, wo wir von den auf das ſehr langſam fließende Waſſer wartenden Frauen dieſes köſtliche Fluidum kaufen wollten; aber keine wollte es uns verkaufen. Sie müſſen Stunden lang harren, bis ſie ihre Kalabaſchen mit dem aus einem kalkartigen Boden tröpfelnden Waſſer füllen können.

Abends übernachteten wir bei dem Felſen Muanſau, wo mich die Leute bis ſpät in die Nacht umgaben, um mich zu betrachten und mein „ndeto“, Wort zu hören.

4. Auguſt. Von Muanſau an verloren wir häufig unſern Weg, da es ſo viele Nebenwege hat, welche in die Wakamba-Dörflein führen. Im allgemeinen war das Land

*) Mein Knecht hoffte ein Stück Elfenbein von Kiwoi zu erhalten, das war der Grund, warum er nicht nach Yata zurückkehren wollte.

von Ilangilo an eben, mit geringen Erhebungen und Vertiefungen, welche mit isolirtem Gebüsch oder Bäumen bedeckt sind; gegen Osten und Südosten isolirte hohe Berge, gegen Norden sahen wir einzelne Bergreihen.

Um Mittag erreichten wir das Dorf des Häuptlings Kiwoi, der abwesend war. Als er nach Hause kam, grüßte er mich freundlich und bemerkte, er würde es mir sehr übel genommen haben, wenn ich nicht zu ihm gekommen wäre. Er erzählte mir dann, daß er im letzten Jahr im Nordwesten von Dschagga gewesen sei, um Elephanten zu jagen im Gebiet der Stämme Butilu, Matemi und Kelikota; er habe einen Mann verloren, der von einem gereizten Büffel auf die Hörner genommen, in die Luft geschleudert, und dem der Leib aufgerissen worden sei. Ferner erzählte Kiwoi, er sei gegenwärtig im Streit mit dem Wakamba-Stamm Atua, welcher das Haus seines Verwandten Ngumbau zerstört habe, weil dessen Frau, die für eine Hexe gehalten werde, das Vieh der Atua bezaubert haben soll. Die Wakamba haben eine große Furcht vor Zauberei, und wenn irgendwo eine Viehseuche entsteht, so muß dieser und jener Mann oder Frau die armen Thiere bezaubert haben und den angeblichen Frevel mit dem Tod büßen. Ueberhaupt, je weiter der Reisende in's Innere eindringt, je mehr Aberglauben und damit verbundene Grausamkeit entdeckt er.

5. August. Kiwoi machte mich heute mit Kumu wa Kikandi, einem Eingeborenen aus dem Stamm Uembu bekannt, dessen Gebiet 5 oder 6 Tagreisen weit von Kitui nordwestlich liegt, ganz in der Nähe des Schneebergs Kirenia oder Ndurkenia, wie die Kikuyu- und Uembu-Leute den Schneeberg in ihrer Sprache heißen. Kumu wa Kikandi erzählte mir, daß er öfters an dem Berg gewesen, ihn aber nicht erstiegen habe, weil er Kirira habe, d. h. eine weiße Materie, welche eine sehr große Kälte verursache. Was die Dschagga-Leute „Kibo" heißen (nämlich Schnee), das heißen die Eingeborenen von Uembu „Kirira", was an das äthiopische Wort „Kur oder Kuir" (Kälte) erinnert. Die weiße Materie verursache beständig eine Menge Wasser, welches den Berg herabkomme

und ſich dann in einen Jjaru, d. h. in einem See von beträchtlichem Umfang ſammle, der im Nordoſten des Berges ſich befinde, wo dieſer zwei Hörner oder Säulen habe. Aus dem See entſpringe der Dana-Fluß, welcher Kikuyu umfließe, ſich mit mehreren Strömen vereinige und dann nach Ukangani, d. h. in das Salzmeer gehe, worunter entweder der indiſche Ozean, oder der Salzwaſſer-See Baringu verſtanden iſt. Ein anderer Fluß, Nſarraddi genannt, entſpringe aus demſelben See. Dieſer Fluß nehme viel Waſſer auf von Kikuyu, Mudambi und andern Ländern und gehe dann nach Baringu oder Faringu, welches ein See oder Meer ſei, deſſen entgegengeſetztes Ufer man nicht erreiche, auch wenn man 100 Tage reiſe. Wo der Fluß hingeht, wenn er den Baringu verläßt, konnte mir Rumu wa Kikandi nicht ſagen. Er habe, bemerkte er, nur gehört, daß man jenſeits des Baringu in's Land der Europäer gehe, was wohl ſo viel heißen ſoll, als „in's Land Rum", d. h. in's Land der Türken, welche in Oſtafrika zu den Europäern gerechnet werden. Ein Mann aus Barawa ſagte mir einmal, daß man auf dem baher-el-Nil (dem weißen Fluß) das Land des Sultan-el-Rum, d. h. des türkiſchen Kaiſers erreichen könne. Rumu wa Kikandi erzählte ferner, daß ein anderer Fluß, der Tumbiri heiße, ebenfalls aus dem See am Kirenia entſpringe und nach Ukangani gehe. Ob dieß der Oſi oder Dſchubfluß ſein ſoll, wage ich nicht zu beſtimmen. *)

6. Auguſt. Rumu wa Kikandi aus Matiru in Uembu beſuchte mich heute wieder und erzählte, daß die Waſſer von Mididiti, Tigerei und Kaputei in den Baringu-See fließen, welcher in 9 Tagen vom Ndurkenia an erreicht werden könne. Auf einer gewiſſen Höhe des Ndurkenia könne man den Baringu-See ſehen, wohin die Uembu-Leute Reiſen machen, um für Kleider, Glasperlen und Kupferdraht Elfenbein zu kaufen. Er erzählte auch, daß vor nicht langer Zeit weiße Leute mit großen Bärten einen Angriff auf Kikuyu gemacht und viel Vieh weggetrieben hätten. Wer dieſe weißen Leute

*) Wahrſcheinlich iſt es der Tubiri (weiße Fluß).

waren, oder woher sie kamen, konnte er mir nicht sagen. Mir ist es aber wahrscheinlich, daß eine Karawane von Suahilis und Arabern, welche durch das Wakuasi-Land öfters an Kikuyu vorbei reisen, wenn sie von Sansibar und Tanga aus ins Innere gehen, gemeint sei. Von einem Mkamba, der weit ins Innere in nordwestlicher Richtung gereist war, hörte ich einmal, daß er Schiffe der Wasungu (Europäer) gesehen habe, was sich entweder auf die egyptische Expedition bezieht, welche unter Muhamed Ali Pascha den obern Lauf des weißen Flusses erforschte, oder auf die Schiffe der römischen Missionarien, welche im Bari-Land 4 Grade nördlich vom Aequator eine Missionsstation haben, und mit eigenen Schiffen den weißen Fluß befahren, der dort Tubiri heißen, und der im Lande Anian entspringen soll, 30 Tagreisen südlich von der Insel Tschanker im Bari-Land. Es wäre wohl möglich, daß die Wakamba so weit nördlich reisen, in jedem Fall gehen sie in die Gegenden nördlich vom Aequator.

Aus der Sprache des Rumu wa Kikandi ersah ich, daß die Sprachen von Kikuyu, Mbe und Uembu noch zu der großen südafrikanischen Sprachfamilie, die ich die Orphne-Hamitische nenne, gehören, jedoch mit einer starken Hinneigung zu der Sprache der Wakuasi. Ob der Baringu-See mit dem von Uniamesi zusammenhängt, wage ich nicht zu bestimmen. Wäre es wirklich der Fall, so würde die Wasser-Verbindung mit der ostafrikanischen Küste durch den Dana-Fluß im Bereich der Möglichkeit liegen, vorausgesetzt, daß dieser Fluß bis zu seinem Ursprung, dem See vom Kirenia, und ferner vorausgesetzt, daß der Nsarraddi, welcher von dem gleichen See nach Baringu gehen soll, schiffbar wären. Und wenn vollends der weiße Fluß aus dem See vom Kirenia oder aus dem Baringu seinen Ursprung hätte, wie leicht wäre dann die Verbindung mit Innerafrika!

Es lag mir viel daran, den Mann von Uembu mit den Hauptlehren des Evangeliums bekannt zu machen, weil ich hoffte, daß durch ihn einige Kenntniß von der christlichen Religion und von dem Zweck der Missionarien in Rabbai

in die Länder, die am Kirenia liegen, gebracht werden möchte. Ueberhaupt ließ ich in Abeſſinien und in Rabbai es mir immer ſehr angelegen ſein, Leute, die aus fernen Gegenden kamen, ſo viel als möglich im Worte Gottes zu unterrichten.

7. Auguſt. Kiwoi erwähnte heute eines Sees, der in der Kikuaſi-Sprache Zawa heiße, und der an der Nordoſt-Seite des Kilimandſcharo ſich befinde und auf dem Berg Dſchulu geſehen werden könne. Die Flüſſe Zawo und Pangani entſpringen aus dieſem See. Es iſt möglich, daß die Flüſſe Gona und Lumi, welche den Pangani bilden, in dem Zawa-See entſtehen, der wohl identiſch iſt mit dem Luaya, deſſen Rebmann in ſeinem Journal Erwähnung gethan hat. Luaya iſt unſtreitig ſein Name in der Sprache von Dſchagga, wie denn überhaupt die geographiſchen Punkte in Oſtafrika von den verſchiedenen Stämmen verſchieden benannt werden, was einen Reiſenden leicht irre führen kann. Nach dem Zeugniß des Rumu wa Kikandi iſt der Kegnia oder Kirenia der größte Berg, den er geſehen und von dem er gehört hat. Der Berg Gundadi, welcher weſtlich vom Kirenia liegt, ſei zwar auch ſehr hoch, aber komme dem Schneeberg nicht gleich, habe auch keine weiße Materie auf ſeinem Haupt. Von den Pigmäen oder kleinen Leuten, welche Kiwoi Wakolongo nannte, wußte Rumu nichts. Dagegen kannte er den „Kirima dſcha Dſchioki", d. h. den Rauchberg oder Vulkan, von dem mir Kiwoi ſchon auf der frühern Reiſe erzählt hatte. Es ſei viel Waſſer und Moraſtboden um den Berg her; weßwegen die Elephantenjäger ſich fürchten, dorthin zu gehen. Ob dieß flüſſige Lava iſt, wage ich nicht zu beſtimmen. Auf der öſtlichen Seite des Baringu-Sees ſei das Land der Wamau-Stämme, welche viel Landbau und Viehzucht treiben. Dieſe Leute haben ſo viele Kühe, daß ſie mit dem Melken derſelben erſt um Mittag fertig werden. Sie ſeien gegen Fremde gut geſinnt, und die Uembu-Leute gehen oft dorthin, um Elfenbein zu holen. Weſtlich von dem Wamau-Land könne man nicht reiſen wegen der Moräſte und des Baringu-Sees. Vielleicht iſt dieß die Moraſtgegend, von der die Suahilis ſagen,

daß die Sonne gegen Westen sich im Morast verliere oder begraben werde, woher das Suahili-Wort „Usiku“ (Nacht) komme, das eigentlich Begräbniß der Sonne bedeutet. Die Sprache der Wamau soll die der Wakuafi sein. Auch die Stämme der Ndigiriri und Tigerei und Kibia sollen Kikuafi sprechen. Die Kibia sollen Esel und Kameele haben, und von den Somalis und Suahilis in Barawa öfters besucht werden, weßhalb ich glaube, daß die Länder, die am Kirenia liegen, am leichtesten von Barawa aus zu erreichen sind, und daß überhaupt ein Reisender, der von Osten her die Nilquellen entdecken will, den Weg über Barawa einschlagen muß, was ich gethan haben würde, wenn ich länger an der Suahili-Küste geblieben wäre.

In Kiwois Hütte sah ich eine Quantität Magaddi, eine trockene Erdart (von weißlicher Farbe), welche einen etwas aromatischen Geruch hat, und in Dschagga, sowie in Udeizu im nordöstlichen Wakamba-Land gefunden, von den Wakamba und Wanika zerpulvert und in den Schnupftabak gethan wird, den die Ostafrikaner leidenschaftlich lieben.

Nachmittags machte ich mich, begleitet von einem Sclaven Kiwois, auf den Weg nach dem Berg Kidimui, der einige Stunden von Kiwois Dorf entfernt ist, auf dessen Spitze, wie ich hörte, man eine großartige Aussicht habe. Ich reiste in nordwestlicher Richtung. Nahe bei Kiwois Dorf passirte ich einen Wasserbach, der niemals vertrocknen soll. Er hat hohe Ufer und führt in der Regenzeit eine große Wassermasse in den oben genannten Fluß Tiwa. Die Wakamba haben in der Nähe des Baches schöne Plantagen und viel Grasboden für ihre Viehheerden. Das Land erhebt sich allmählich, wie überhaupt von Jlangilo an, wiewohl immer wieder einzelne Vertiefungen vorkommen. Bäume und Gebüsch hat es hier sehr wenig, daher das Holz sehr rar ist. Bisweilen marschirte ich über Boden, der rothen Sand hatte, oder mit weißen Feuersteinen bedeckt war. Je mehr ich mich dem Berg Kidimui näherte, desto mehr hob sich das Land, und am Fuß des Berges hatte ich eine schöne Aussicht auf die

Höhe von Yata, welche, wie oben erwähnt wurde, eine Fortsetzung des Ndunguni-Hügels ist, welcher sich bis Yata, Ulu und Kikuyu erstreckt. Ein großes Dorf liegt am Fuß des Kidimui, das von Kiteto, dem Bruder des Kiwoi, beherrscht wird, der mich auf den Berg begleiten sollte. Viel Welschkorn und Zuckerrohr wird an diesem Berg gepflanzt. Unterwegs mußte ich oft stehen bleiben, bis mich die Wakamba mit kindischer Freude begafft hatten. Um mich aufzuhalten, bis die betrachtende Menge versammelt war, brauchte ein Mkamba eine sonderbare List. Er brachte eine große Quantität Milch, süße Kartoffeln, einen Brei von gesottenem Welschkornmehl und eine Kalabasche Uzo, d. h. eine dünne Brühe von Wasser und ein wenig Welschkornmehl, welche mit dem Blut einer Kuh, der eine Halsader geöffnet wird, vermischt war. Ich ließ mir diese Mahlzeit (mit Ausnahme des Uzo) recht schmecken, und bekümmerte mich wenig um die begaffende Menge, bis ich fertig war und von ernstern Dingen zu reden anfieng.

8. Aug. Kiteto wollte diesen Morgen eine Kuh schlachten, um mich zu ehren, ich lehnte aber die Ehre ab und verlangte lieber seine Begleitung bei Ersteigung des Berges Kidimui. Er willfahrte meinem Begehren sogleich, indem er mich durch seine Leute begleiten ließ. Auf der Spitze des Berges, der manchmal etwas steil war, hatte ich eine weite Aussicht auf ganz Ukambani. Gegen Osten sah ich das Gebiet der Wakamba-Stämme Mdido, Kauma, Mumoni und Udeizu; gegen Südost sah ich Nimi, Lamba und den hohen Berg Muda, wo das Galla-Gebiet anfängt. Gegen Norden lag die Region des Dana-Flusses mit dem Berg Data, welcher aus einer unermeßlichen Ebene hervorragt; nordwestlich sah ich die Berge von Ulu und Kikuyu. Zwischen den Bergen von Nimi und Muda lagen ausgedehnte Thäler. Manche von den Bergspitzen schienen gebrochen und umgestürzt. Die nackten Felsen sahen hervor. Ich sah deutlich, wie sich das Land von Ilangilo an bis Kitui und noch weiter bis zum Berg Data erhebt. Die Luft auf dem Kidimui, der etwa 1200

Fuß über ſeine Baſis hervorragt, war ſehr kühl. Leider war der Himmel gegen Norden umwölkt, weßhalb ich den Mburkenia nicht genau ſehen konnte, welcher bei hellem Wetter deutlich auf dem Kidimui geſehen werden ſoll. Mein Teleskop war mir nützlich bei dieſer Gelegenheit, brachte mich aber auch oft in große Verlegenheit, da die abergläubiſchen Wakamba meinten, ich wolle damit das Land bezaubern. Einige glaubten, ich wolle nach den Atua, den Feinden Kiwois, ſehen.

9. Auguſt. Kiwoi ließ heute viel Uki bereiten für das Gaſtmahl, das er ſeinem Stamm geben wollte, um ihn geneigt zu machen, mit ihm gegen die Atua anszuziehen, wenn keine Verſöhnung mit ihnen möglich wäre. Das Getränk, das die Wakambi Uki heißen, wird aus dem Zuckerrohr bereitet. Die Rinde des Rohrs wurde zuerſt weggeſchnitten, dann wurde das Rohr in kleine Stücke gehauen und in einen hölzernen Mörſer gethan, welcher in der Erde befeſtigt iſt. Nachdem es zu einem Brei geſtoßen war, wurde es in eine Vertiefung oder Grube gelegt, über welche eine Kuhhaut gelegt war, in welcher die Breimaſſe ausgedrückt wurde. Der ausgedrückte flüſſige Saft, der ſehr ſüß war, wurde in Kalabaſchen gegoſſen, und dieſe in die Nähe eines Feuers geſetzt, um erhitzt zu werden. Sobald dieſer Prozeß vorüber war, konnte das Getränk gebraucht werden.

Eine Frau brachte mir eine Quantität Zuckerrohr, um ein kleines Stück Tuch zu erhalten, und um, wie ſie ſagte, ihre geheimen Körpertheile zu bedecken. Ich ſah viel Zuckerrohr an dem Bach Kalundo, den ich bei meiner Rückkehr von Kidimui paſſirte. Dieſer Bach geht in den Fluß Adi. In der Gegend von Kidimui iſt eine Waſſerſcheide. Die nördlichen Waſſer gehen in den Dana, die öſtlichen in den Adi. Der Kalundo geht zunächſt in den Tiwa, und dieſer in den Adi. Gegen Nordweſten erhebt ſich das Land immer mehr, ſo daß ich glaube, die Baſis von Kegnia ſei 5 bis 6000 Fuß über der Meeresfläche, und die relative Höhe desſelben betrage 12 bis 13,000 Fuß, alſo die abſolute Höhe 18 bis

19000 Fuß. Das Schneewaſſer hat wohl auch die Beſtimmung, den Flüſſen, Seen und Moräſten unter dem Aequator immer friſches Waſſer zuzuführen, welche ſonſt in der heißen Zeit vertrocknen würden.

10. Aug. Als ich Kiwoi um Leute bat, die mich an den Dana-Fluß begleiten ſollten, ſagte er, ſeine Leute könnten nicht ohne ihn reiſen, da ſie die Räuber fürchteten, welche ſich am Fluß aufhalten. Ich ſolle nur noch einige Zeit warten, bis er ſeine Affaire mit den Atua beendigt habe. Die Stämme weſtlich vom Dana-Fluß ſind Mbe, Uembu, Tſchuka, Mimidi, Meru, Kideroni und Uembe.

11. Auguſt. Kiwoi mußte heute wieder eine kranke Kuh ſchlachten. Sein Vieh ſtirbt faſt alles dahin aus Mangel an gutem Futter und Pflege. Bei Nacht muß es im Freien in der Kälte und in der feuchten Luft zubringen.

Ich war ſehr betrübt wegen Kiwois Sohn, der auf eine ſchamloſe Weiſe mitten in meiner Wohnung ſtehen blieb und ſein Waſſer machte, wie ein Ochſe. Ich habe oft geſehen, daß junge und alte Leute ſich nicht die Mühe nehmen, bei dieſem Geſchäft aus dem Zimmer zu gehen. Höchſtens decken ſie die Sache mit Erde oder Sand zu.

13. Aug. Viele Wakamba waren heute hier. Sie ſaßen gruppenweiſe im Hofe Kiwois, wo ich Gelegenheit hatte, viele kennen zu lernen, und mit ihnen über das Heil ihrer Seele zu reden.

14. Aug. Heute erſchienen etwa 200 Mann in Kiwois Dorf. Sie kamen ſingend, tanzend und pfeifend, und ſetzten ſich in einem Halbkreis auf den Boden außerhalb des Dorfes. Kiwoi verlangte, daß ich ihn begleiten ſollte, mit meinem Fernglas in der Hand. Ich folgte ihm. Als Alles ſtill und ruhig geworden war, marſchirte Kiwoi in dem Halbkreis auf und ab und hielt eine lange Anrede. Er trug auf dem Kopf eine Art Hut, mit Straußenfedern verziert, in der Hand eine Keule, und an der Seite hatte er ſein Schwert und Pulverhorn hangen. Sein Körper war vollkommen nackt mit Ausnahme eines kleinen Stückes Tuch, das er vornen über die

Schamtheile gebunden hatte. Hinten hatte er rein nichts zur Bedeckung angebracht. Er erwähnte in seiner Anrede, daß er das geraubte Vieh seines Verwandten von den Atua zurückerobern wolle; wenn sie (die Soldaten) ihm nicht beistehen, so werde er auswandern, und dann würden sie keinen Fremden mehr sehen, wie mich. Nachdem die Leute Gehorsam und Beistand versprochen hatten, reisten sie ab, mit dem Häuptling Kiwoi an ihrer Spitze.

Das Dorf war jetzt nur noch von Weibern bewohnt, und kein einziger Mann war mehr da außer mir, meinem Knecht und Ngumbau, dessen Frau das Vieh der Atua bezaubert und getödtet haben sollte. Die Leute waren in großer Angst vor einem nächtlichen Ueberfall der Atua, welche das Dorf hätten ganz leicht einnehmen und verbrennen können. Ngumbau kam in der Nacht zitternd in meine Hütte und bat mich, mit meinem Fernglas zu sehen, ob Feinde oder Freunde im Anzug seien. Auch mein Knecht war in großer Angst und verlangte sogleich nach Yata und der Seeküste zurückzukehren. Ich empfahl mich dem Schutz des allmächtigen Gottes und legte mich ruhig auf mein Lager nieder.

15. und 16. Aug. Kiwoi kehrte nicht zurück, was in seinem Dorfe theils Furcht, theils Hoffnung erregte. Wie tief liegt doch dieses Land in der Gewalt der finstern Mächte! Mordthaten kommen häufig vor, weil kein König und keine kräftige Obrigkeit vorhanden ist. Jeder muß sich selbst helfen mit seinem eigenen Schwert. Der Aberglaube, die Zauberei, die Trunksucht und der Betrug erzeugen immer neuen Stoff zu Steitigkeiten und feindlichen Kämpfen in diesem unglücklichen Lande, das nur durch das Evangelium gerettet werden kann.

17. Aug. Kiwoi kehrte zurück, nachdem er seinen Streit mit den Atua friedlich beigelegt hatte. Die Atua versprachen, das geraubte Vieh zurückzugeben. Beide Parteien hatten ein Thier geschlachtet, gewisse Theile desselben gegessen und geschworen, daß sie den Friedens-Vertrag halten wollten. Ich

ſprach mit Kiwoi über den wahren Frieden, der nur in Jeſu Chriſto, dem Sohne Gottes zu finden iſt.

Abends kam die Nachricht, daß die Aendi bei Kilima Kibomu eine Karawane angegriffen, 3 Wakamba getödtet, eine Frau gefangen und viele Kühe erbeutet hätten. Zwei Leute von Kiwoi waren mit der Karawane geweſen. Sie entrannen glücklich und retteten ihr Gepäck.

18. Aug. Als ich heute dem Häuptling erklärte, daß ich nach Yata zurückkehren wolle, ſagte er, ich ſolle es nicht thun, da er mich in kurzer Zeit an den Dana-Fluß und bis nach Mbe begleiten wolle; er wolle in Mbe ein Paar Sclaven kaufen, dieſe wolle er mir zu meiner Bedienung geben. Später werde er mit mir nach Mombas gehen, dort ſolle ich einige Suahilis miethen, welche mir in Ukambani ein feſtes Haus bauen möchten; er werde mir dann helfen, alle Länder um Ukambani herum zu beſuchen, überhaupt könne ich bei ihm machen, was ich wolle. Ich hatte keinen Zweifel, daß Kiwoi alle dieſe Gedanken ausführen könne und würde, aber ich fürchtete ſeine große Habſucht, die an mir profitiren wollte. Er kannte die Europäer, Suahili und Araber ſehr wohl, er hatte auch viel Einfluß an der Küſte und im Innern; aber ich hatte keine innere Freudigkeit, mich ganz in ſeine Arme zu werfen und in ſeine Plane einzugehen. Ich war noch immer der Anſicht, daß eine Miſſionsſtation am beſten in Yata placirt wäre.

19. Auguſt. Das ganze Dorf Kiwoi's jubelte und tanzte in Folge des hergeſtellten Friedens. Der Häuptling ließ viel Uki (ein Getränk aus dem Zuckerrohr bereitet) machen für die bevorſtehende Reiſe an den Dana-Fluß. Schon am frühen Morgen ſpazierte er in ſeinem Hof auf und ab und gab jeder ſeiner Sclavinnen eine Quantität Welſchkorn zum mahlen.

20. Auguſt. Eine kleine Karawane kam heute von Mbe mit Tabak, den die Mbe-Leute in Ukambani verkaufen wollten.

21. Auguſt. Rumu wa Kikandi, der ſich ſehr nach der Rückkehr in ſein Vaterland ſehnt und mich mitnehmen will, erzählte mir heute, daß der Tumbiri-Fluß auf ſeinem

Lauf 15 Ströme in ſich aufnimmt; er iſt viel größer als der Dana. Es ſchien mir heute, als ob Rumu meinte, der Tumbiri gehe nach Norden und nicht nach Oſten. Wäre das wirklich der Fall, ſo möchte der Fluß Tubiri, von dem Herr Werne in ſeiner Entdeckungsreiſe der obern Nilgegenden ſpricht, mit dem Tumbiri identiſch, alſo der wirkliche Bahr-el-Abiad ſein. Nur ſagt Werne nicht, daß der Tubiri aus einem See komme, was aber bei der großen nördlichen Entfernung, in der Werne ſeine Nachrichten ſammelte, nicht befremden darf.

Als die 15 Leute von Mbe (oder Mberre, wie ſie ſelbſt den Namen ihres Stammes ausſprechen) heute mich beſuchten, waren ſie anfangs ſehr ſchüchtern und wollten nicht mit mir reden. Sie waren nackt, wie die Wakamba. Ihre Ohrläppchen hatten ſie ganz durchlöchert und mit Glasperlen geziert. Sie ſcheinen ſich aber nicht mit Röthelſtein zu bemalen, wie die Wakamba thun. Die Mberre-Leute kaufen Glasperlen, Kupferdraht u. ſ. w. von den Wakamba und verkaufen dieſe Dinge an die Stämme, welche nördlich und weſtlich von ihnen liegen. Ich hielt anfänglich dieſes Mberre für das Land Berri, von welchem Herr Werne ſpricht, wenn er ſagt, daß von dem Land Berri Kupfer nach dem Bari-Land, deſſen König Lakono heiße, gebracht werde. Da aber Berri nach Werne 10 Tagreiſen von Bari öſtlich entfernt iſt, ſo kann nicht wohl das Land Mberre gemeint ſein, ſondern eher Mbellete, welches Rumu Mbergete nannte. Dieſes Land liegt nordöſtlich von Ukambani und wird von den Suahilis in Patta und Barawa beſucht, welche mit den Artikeln handeln, deren Herr Werne Erwähnung thut. Ueberhaupt ſcheint mir Werne's Beſchreibung jener Länder ſehr richtig und correct zu ſein. Er ſagt, das Land erhebe ſich immer mehr von dem Punkt an, wo die egyptiſche Expedition ſtehen blieb. Er ſah Berge, welche er für die erſten Terraſſen der Alpenregion hielt, die gegen Süden liegen müſſe, und er glaubt, daß die Nilquellen in einem Gebirgsſtock unter dem Aequator zu ſuchen ſeien. Dieſer Bericht trifft ſehr mit dem meinigen

zuſammen, nur daß ich nicht an die Exiſtenz von Bergterraſſen glaube, vielmehr verhält ſich die Sache, wenigſtens im Süden, ſo, daß das Land gegen Norden und Weſten von der Küſte an ſich immer mehr, aber auf ſanfte Weiſe, wenigſtens bis Ukambani, erhebt, und daß iſolirte größere und kleinere Berge aus der unermeßlichen Ebene, die man von Nduguni durchreiſen muß, emporragen. Werne war ungefähr 4 Grad nördlich vom Aequator, als er das Land ſich erheben ſah. Daſſelbe findet im Süden Statt, wenn man von Mombas ausgeht, das 4 Grade ſüdlich liegt. Es iſt ſehr zu bedauern, daß Herr Werne keine Sprachproben ſammelte, aus denen zu ſehen wäre, ob jene Völker bereits zu der großen Orphno-Hamitiſchen Völker-Familie in Südafrika gehören.

Ich reiste heute nach dem Dorfe des Häuptlings Umama (eines Verwandten von Kiwoi) in der Nähe des Berges Kidimui, wo ich den Nachtrab Kiwoi's erwarten ſollte. Weſtlich von dieſem Dorf iſt keine menſchliche Wohnung mehr, ſondern lauter Wildniß bis an den Dana-Fluß. Die Wakuaſi ſollen früher in dieſer Wildniß nomadiſch herumgezogen, aber von den Maſai und Wakamba aus ihr vertrieben worden ſein. Es iſt gegen 34 oder 36 Stunden von Kiwoi's Dorf bis an den Dana-Fluß. Ich hatte eine ſchöne Ausſicht auf die Berge von Ulu, ſah auch den hohen Berg Kandſchallo, welcher Ukambani von Kikuyu trennt.

23. Auguſt. Da ich mein Luftbett und überhaupt das Meiſte von meinen Effekten in Kiwoi's Dorf zurückgelaſſen hatte, um ſo leicht als möglich reiſen zu können, mußte ich auf dem bloßen Boden und in der Nachtkälte ſchlafen. Umama verſorgte mich nur ſpärlich mit Milch und Bohnen, verſprach aber eine Kuh zu ſchlachten bei Kiwoi's Ankunft. Da dieſer nicht kam, ſo hatte ich ſchon den Plan gefaßt, nach Yata zurückzukehren, indem ich ſeinem verzüglichen Weſen und ſeinen Verſprechungen nicht mehr glauben wollte. Er hatte die Dana-Reiſe wohl zehnmal projectirt, aber nie ausgeführt, daher ich endlich der Sache müde wurde und zur Umkehr geneigt war.

24. Auguſt. Unſere Abreiſe fand heute Nachmittag Statt. Wir zogen in nördlicher und nordweſtlicher Richtung und kamen bald an ein ſtarkes Gehege von Dornen, welches die Eingebornen zum Schutz gegen wilde Thiere und Menſchen errichtet hatten. Nachher kamen wir in ſehr ſchönes Land, das zum Ackerbau und zur Viehzucht ſehr geeignet wäre. Ich hatte eine weite Ausſicht nach Süden. Ich ſah den hohen Berg Mloſo, der im Weſten von Dſchagga liegt und über die Ulu-Berge hervorragt. Auf dem Weg erblickten wir ein Nashorn mit einem Jungen im Gras weiden. Beide Thiere liefen davon, als wir uns ihnen näherten. Abends lagerten wir uns an einem Bach, der ſehr gutes Waſſer hatte. In der offenen, graſigten Wildniß, durch die wir zogen, war hie und da ein Akazienbaum zu ſehen, im Uebrigen war es eine völlig baumloſe Gegend. Der Bach geht nach Kitui. Wir hatten immer noch allmählig aufzuſteigen, und die Waſſerſcheide dieſer Gegend war noch nicht erreicht.

25. Auguſt. Wir brachen in aller Frühe von unſerem Lager auf. Nach einem kurzen Marſch ſahen wir 4 Nashörner im Graſe waiden. Da wir ſie nicht ſtörten, blieben ſie ruhig ſtehen. Ich hatte früher große Furcht vor dieſen häßlichen und plumpen Thieren, aber nach und nach wurde ich an ſie gewöhnt. Dieſer Theil der Wildniß, den wir heute durchzogen, heißt Mbiti. Es war nicht ein einziger Baum zu ſehen, ſondern bloß Gras.*) Wir erblickten auch große Heerden von Antilopen. Zu unſerer Rechten ſahen wir den Berg Data, zu unſerer Linken den Hügel Muakini. Der Kirenia war ganz in Wolken eingehüllt, ſo daß wir ihn nicht ſehen konnten. Wir hatten auch heute allmählig aufwärts zu ſteigen. Als wir auf einmal auf dem Wege eine Maſſe Geier erblickten, welche in die Luft und dann wieder auf den Boden herab flogen, warfen die Wakamba ſogleich ihre Laſten weg und liefen auf jene Stelle zu, wo ſie zu unſerer Freude

*) Daher wohl der Name „Mbiti“, d. h. Grünes, Friſches.

ein großes Stück Fleiſch von einem Ngundi (einer großen Antilopen-Art) fanden, das gut ſchmeckte. Kiwoi zündete überall auf unſerem Weg das Gras an, was uns ſpäter zum Schaden gereichte, da das Feuer unſere Feinde von unſerm Anmarſch unterrichtete. In der Nähe des Hügels Kiwara ſahen wir 12—15 Mann unter einem Baum ſitzen, welche unſere Wakamba für Räuber hielten. Als wir Halt machten, winkten ſie uns mit ihren Kleidern, die ſie in der Luft hin und her ſchwangen, zum Zeichen, daß ſie keine Feinde ſeien. Sie waren Jäger aus Kitui und Freunde Kiwoi's. Wir paſſirten bald nachher den Bach Andilai, deſſen Waſſer ſehr ſalzig war. An den Ufern bemerkte ich eine Lage von kryſtalliſirtem Salz, das aber mit Erde vermiſcht war. Kiwoi's Frauen ſammelten eine Quantität davon zu unſerem Gebrauch auf dem Weg.

Es ſoll in Ukambani mehrere Gegenden geben, wo dieſe Salzkruſte gefunden wird. Wir kamen bald nachher an eine Stelle, wo ich viele Beine ſah. Auf meine Frage, was das zu bedeuten habe, ſagte Kiwoi, die Wakamba ſeien hier von den Wakuaſi geſchlagen worden, als dieſe Barbaren noch dieſe Ebene bewohnten. Abends lagerten wir uns auf dem Sandboden des vertrockneten Fluſſes Mkengedſchia, am Fuß des Berges Data, wo wir die Waſſerſcheide zwiſchen dem Dana-Fluß und Ukambani paſſirten. Die weſtlichen und nördlichen Waſſer des Berges gehen in der Regenzeit nach dem Dana, die öſtlichen und ſüdlichen nach Ukambani. Der Berg Data hat 800—1000 Fuß Höhe und ſeine Baſis iſt etwa 5000 Fuß über dem Meer. Hier war früher der Hauptſitz der Wakuaſi, welche in dieſer Wildniß wohnten, aus der ſie von den Maſai und Wakamba vertrieben wurden. Wir fanden etwas Waſſer unter dem Sand. Die Ufer des Fluſſes ſind ſehr tief und große Bäume bedecken dieſelben. Der Berg hat Bäume und Gebüſch, ſieht aber ſehr ſteinigt und armſelig aus.

26. Auguſt. Wir verließen unſern Lagerplatz in aller Frühe. Die kleine Karawane von Uembu-Leuten, deren

Führer mein Freund Rumu wa Kikandi war, trug eine Quantität Holz von dem Giftbaum, der in Kikumbuliu, in Mberria und Teita wächst. Die Leute trugen Stücke von 3—4 Zoll Dicke. Das Holz wird zerrieben und dann gesotten, wodurch ein schwarzer, dicker Brei gewonnen wird, mit dem man die Pfeilspitze bestreicht. Die Stärke des Gifts wird an Thieren probirt. Die Leute jenseits des Dana-Flusses kaufen dieses Holz, das sich dort nicht findet, für Tabak und Elfenbein. Ich sah in Kikumbuliu ganze Karawanen, welche schwere Lasten von diesem Holz nach Ukambani trugen. Um 8 Uhr Vormittags führte uns der Weg über einen Hügel (der eine Fortsetzung des Data war), auf dessen Spitze sich eine herrliche Aussicht nach Kikuyu und den Gegenden, welche den Dana-Fluß umgeben, darbot. Südwestlich sah ich die Berge Iweti und Nsao Wi, dann den hohen Muka Mku und dann den Kandschallo, welcher den Anfang des Berglandes Kikuyu bildet. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß der Berggürtel, welcher sich von Ndungnai bis Yata und dann bis zum Kandschallo hin erstreckt, sich zuletzt in dem Kirenia verliert.

Nördlich von unserem Standpunkt sah ich die Länder Muea und Mberre jenseits des Dana. Sie haben auch hohe Berge.

Nachdem wir den Hügel hinabgestiegen waren, machten wir Halt an einem trüben Regenbach, der von Kikuyu kam, in Folge des Regens, der neulich dort gefallen war. Während wir an diesem Bach ruhten, sahen die Wakamba wieder viele Geier auf- und abfliegen. Mein Knecht rann sogleich auf den Ort zu und fand ein großes Stück von einem Rothwild, das ein Löwe, dessen Fußtritte erkennbar waren, am Morgen zerrissen hatte. Ich war froh an diesem Braten, da mir Kiwoi versprochen hatte, mich unterwegs zu verköstigen, aber sein Wort nur wenig erfüllte. Am ersten Tag der Reise hatte er mir nichts als Bananen gegeben. Nachdem wir uns an dem herrlichen Fleisch erlabt hatten, reisten wir weiter. Unterwegs sah ich abermals den

großen Berg Muka Mku, an deſſen öſtlichem Fuß der Fluß Dika vorbeifließen und in Muea in den Dana gehen ſoll. Im Weſten des Muka Mku fließt der Dana vorbei.

27. Auguſt. Wir hatten uns dieſe Nacht in einer graſigten Wildniß gelagert. Ich fühlte große Unruhe und erwachte mehrmals. Einmal trieb der Wind das Feuer auf unſer Lager zu, ein andermal glaubte ich Leute laufen zu hören. Morgens hatten wir kein Waſſer zum Kochen, ſo daß ich nicht viel genießen konnte. Als wir den iſolirten Hügel Kenſe erreichten (welcher in der großen Ebene ſich erhebt, die zum Dana-Fluß führt), ſtießen etwa 25 Leute von Kiwoi, welche nach uns von Kitui aufgebrochen waren, zu uns, ſo daß jetzt unſere ganze Karawane aus 50—55 Perſonen beſtand. Nicht weit vom Kenſe, wo wir Halt gemacht hatten, verlor Kiwoi die Handhabe meines Regenſchirmes, den ich ihm gegeben hatte. Erſt nach etwa 1½ Stunden bemerkte er den Verluſt. Sogleich ließ er Halt machen und kehrte mit einer Schaar Leuten zurück, um die verlorene Sache zu ſuchen. Dieſer geringfügige Umſtand brachte mich ſehr auf, da ich hungrig und durſtig war, und den Fluß möglichſt ſchnell erreichen wollte. Unzufrieden mit Kiwois Handlungsweiſe, der ſich um eine ſolche Kleinigkeit, wie die einer Handhabe, bekümmerte, gieng ich allein vorwärts, in der Hoffnung, 5 bis 6 Wakamba würden mir folgen und mit mir nach dem Fluß vorauseilen. Allein Keiner ließ ſich bewegen, weil, wie ſie ſagten, Kiwoi ihnen keinen Befehl zum Aufbruch gegeben habe, und er noch weit von uns entfernt ſei. Ich mußte nun mehrere Stunden mit der Karawane warten, bis Kiwoi mit der gefundenen Handhabe zurückkehrte. Sobald er gekommen war, brachen wir auf und reisten weiter. Nach kurzem Marſch fand eine von Kiwois Frauen im Graſe eine Quantität Straußenfedern. Kiwoi ließ wieder Halt machen, um noch mehr Federn zu ſuchen. Er ſetzte ſich auf den Boden und ließ ſich alle Federn, die gefunden wurden, geben, ohne Jemand einen Antheil daran nehmen zu laſſen. Dieß war der letzte Act ſeines habſüchtigen und ſtolzen Weſens,

das mich sehr ärgerte. Als wir uns wieder in Bewegung gesetzt hatten und noch etwa eine starke Stunde vom Dana-Fluß entfernt waren, deuteten auf einmal die Sclaven Kiwois nach dem Wald hin, auf den wir von der grasigten und baumlosen Ebene aus losmarschirten. Ich lief neben Kiwoi her und sah sogleich eine Parthie von etwa 10 Mann aus dem Wald hervorkommen. Bald nachher kamen andere größere Parthieen von einer andern Seite her, offenbar in der Absicht, uns zu umzingeln. Unsere ganze Karawane gerieth in Allarm, und das Geschrei „Meida," d. h. es sind Räuber, lief durch unsere Reihen. Kiwoi feuerte seine Flinte ab und hieß mich dasselbe thun. Nachdem wir drei Mal gefeuert hatten, fiengen die Räuber an, langsam zu gehen, wahrscheinlich weil sie das Pfeifen unserer Kugeln in der Luft gehört hatten. In der Verwirrung und bei dem schnellen Laden hatte ich den Ladstock in dem Flintenlauf stecken lassen und abgefeuert, so daß er in die Luft flog, und ich jetzt nicht mehr laden konnte. Auch konnte ich an meiner Doppelflinte nur einen Lauf benützen, weil mir in Kiwois Dorf eine Nadel in dem Zündloch abgebrochen war, und ich dieselbe nicht entfernen konnte, da ich die nöthigen Instrumente in Yata gelassen hatte. Während wir feuerten und unsere Karawane sich zum Kampf anschickte, befahl Kiwoi einer seiner Frauen, meinen Regenschirm aufzumachen. Sogleich giengen die Räuber langsamer. Auch hinderte sie das Gras, das Kiwoi in Brand gesteckt hatte, um durch den Wind ihnen das Feuer in's Gesicht zu treiben. Als sie endlich auf Bogenschußweite uns nahe kamen, rief ihnen Kiwoi entgegen zu halten und uns nicht zu nahe zu kommen. Er lief ihnen dann entgegen und forderte sie zu einer Unterredung auf. Sie rannten auf und ab, schwangen ihre Schwerter und erhoben ein Jubelgeschrei. Nach ein paar Minuten gelang es Kiwoi, 3 Mann zu bewegen, in unser Lager zu kommen. Wir hatten uns nämlich in Reih und Glied auf den Boden gesetzt. Auch die Feinde setzten sich. Kiwoi hielt jetzt eine Rede, und erzählte ihnen, wer er sei und wohin er gehe.

Nachdem er die Rede geendet hatte, lachte der Sprecher der feindlichen Parthei und ſagte, ihr braucht euch nicht zu fürchten, wir haben keine feindliche Abſicht, wir haben den Grasbrand geſehen und nur wiſſen wollen, wer die Reiſenden ſind, die ihn veranlaßt haben; ihr könnt jetzt an den Fluß gehen, wir werden ſogleich nachfolgen und dort unſere Sache mit euch abmachen. Die Räuber blieben dann ſitzen und berathſchlagten ſich, während wir die Reiſe fortſetzten. Kiwoi war unterwegs ſehr bekümmert und ſagte, die Unterredung ſei unbefriedigend geweſen, und die Leute ſeien Räuber. Wir traten endlich in den Wald ein, wo rechts und links von unſerem Fußweg Bäume und Gebüſche waren. Die Räuber folgten uns jetzt von der Ebene her, während unſere Karawane etwas ausruhte, ein Umſtand, den ich benützte, um mir in der Eile einen Ladſtock im Gebüſch abzuſchneiden und mein Gewehr zu laden. Während dieſer Zeit kamen etwa 5 Räuber auf uns zu und ſagten: „hier iſt der Weg zum Fluß, folgt uns nach.“ Wir folgten ihnen. Ich marſchirte mit den Vorderſten unſerer Karawane, mit den Uembu-Leuten, während Kiwoi hinten blieb. Plötzlich kehrten die vorderſten Räuber um, erhoben ein Kriegsgeſchrei und fiengen an, ihre Pfeile auf uns abzuſchießen. Die hinterſten Räuber umringten Kiwoi. Jetzt entſtand eine große Verwirrung; unſere Leute warfen ihre Laſten weg, und ſchoſſen ihre Pfeile auf die Feinde. Sie baten mich dringend zu ſchießen, ſo ſchnell, als ich konnte. Ich feuerte zweimal in die Luft, denn ich konnte es nicht über mich bringen, Menſchenblut zu vergießen. Während ich meine Flinte wieder lud, ſprang ein Mkamba an mir vorbei, welcher in den Lenden verwundet war, ſo daß ein Blutſtrom an ihm hinabrollte. Die Pfeile fielen rechts und links zu meinen Füßen nieder, ohne mich zu treffen. Da meine Leute ſahen, daß ſie dem etwa 130 Mann ſtarken Feind nicht gewachſen waren, nahmen ſie die Flucht. Rumu wa Kikandi und ſeine Leute liefen davon und ließen mich ganz allein ſtehen. Jetzt hielt ich es für hohe Zeit, auf die Flucht zu denken, zumal da ich in der Verwirrung zwiſchen Feind

und Freund nicht unterſcheiden konnte. Ich rann daher dem Rumu und ſeinen Leuten nach. Aber kaum war ich etwa 60 Schritte weit gekommen, als ich zu einem etwa 10 Fuß tiefen und 4 bis 5 Fuß breiten Graben, oder vielmehr trockenen Bett eines Baches kam. Die Uembu-Leute hatten ihre Laſt in denſelben hineingeworfen und waren über den Graben geſprungen. Als ich dieß auch verſuchte, fiel ich hinein, brach den Kolben meiner Flinte und verletzte meine Lenden im Fallen. Da ich die ſteilen Ufer des Baches nicht erklettern konnte, ſo lief ich in dem Bett fort, bis ich an eine Stelle kam, wo ich herauskommen konnte. Nachdem ich das Ufer erreicht hatte, lief ich ſo ſchnell als möglich den flüchtigen Uembu-Leuten nach, verfolgt von den Pfeilen der Räuber, welche bis an den Bach kamen. Da ich aber den Uembu-Leuten nicht nachkommen konnte, weil mich meine Flinte und die ſchwere Munition, die ich in der Taſche trug, am Laufen hinderten, ſo blieb ich ganz allein im Wald zurück, alle meine Leute verſchwanden mir aus dem Geſicht, ſo daß ich keinen einzigen mehr erblickte. Als ich anfieng, zu fliehen, und ehe ich an den Graben kam, hörte ich einen ſchweren Fall auf den Boden, und ſogleich durchlief mich der Gedanke, Kiwoi müſſe gefallen ſein, was wirklich der Fall war, wie ich nachher erfuhr. Ich lief jetzt, ſo ſchnell ich konnte, dem Bach entlang in den Wald hinein. Auf einmal kam ich an eine lichte Stelle, wo ich, etwa 300 Schritte von mir entfernt, einen Haufen Menſchen ſah. Da ich dachte, es ſeien meine Leute, die ſich vom Schrecken erholt und wieder geſammelt hätten, ſo gieng ich an einer guten Fuhrt über den Bach hinüber, um zu den Leuten zu ſtoßen. Plötzlich kam mir aber der Gedanke, es könnten die Räuber ſein. Ich nahm deßhalb mein Perſpektiv, ſah nach und entdeckte zu meinem Schrecken die Räuber, welche die geraubten Laſten unſerer Karawane davontrugen. Ich bemerkte namentlich einen Mann mit Straußenfedern auf dem Kopf, wie ich ihn in der Ebene beim erſten Zuſammentreffen geſehen hatte. Jetzt gieng ich ſogleich wieder über den Bach zurück, ohne daß mich die

Räuber bemerkten, wiewohl ich ſie mit dem bloßen Auge ſehen konnte. Als ich wieder in den Wald hineintreten wollte, kamen zwei große Nashörner mir entgegen. Sie blieben etwa 15 bis 20 Schritte vor mir ſtehen, traten dann bald auf die Seite und liefen in den Wald hinein. Ich lief dann noch 8 bis 10 Minuten weiter, bis ich dachte, daß ich aus dem Bereich der Räuber ſei, und bis ich wieder in eine offene und baumloſe Ebene kam, wo ich mich unter einem Baum niederſetzte und zuerſt dem barmherzigen Gott dankte, der mich aus ſo großer Gefahr gerettet hatte. Sodann dachte ich über meine bedenkliche Lage und über meine Rückkehr zu Kiwoi's Dorf nach. Manchmal dachte ich, ich ſollte nach Mberre gehen und dort Leute aufſuchen, die mich zurückbegleiten könnten; aber womit konnte ich die Leute bezahlen und womit Speiſe kaufen, da mein Knecht alle meine Sachen weggeworfen hatte und nach dem Wakamba-Land geflohen war? Zudem war ich nicht gewiß, ob ich nicht noch einmal mit den Räubern zuſammentreffen, oder ob die Mberre-Leute mich nicht tödten würden, da ein Theil der Räuber aus Mberre geweſen war. Ueberdieß war ich ganz allein und konnte den Mberre-Dialekt nur wenig verſtehen. Auf der andern Seite, — wie ſollte ich ohne Führer, ohne Nahrung und ohne die Waſſerſtationen zu kennen, 35—36 Stunden bis zu Kiwoi's Dorf zurückkehren können? In dieſer Noth fiel mir ein, daß mir ja Gott geſtern durch einen Löwen Speiſe gegeben habe, ich ſei jetzt ein armer Gottes, den Er verſorgen könne und werde, der Menſchen Verlegenheit ſei Gottes Gelegenheit zur Hülfe. Am meiſten ſtärkte mich aber, wie geſagt, die geſtrige Erfahrung vom Löwen, der uns hatte verſorgen müſſen in der Wildniß. Was mir jetzt zunächſt wichtig war, betraf das Waſſer. Ich war ſehr durſtig und hatte heute noch nicht getrunken. Ich wußte, daß der Dana-Fluß nahe war. Da ich in einiger Entfernung ſehr hohe Bäume ſah, ſo vermuthete ich dort das Bett des Fluſſes. Auch ſahe ich den Berg, an deſſen Fuß der Fluß vorbeifließt, wie mir Kiwoi geſtern geſagt hatte. Ich ent-

ſchloß mich daher vorwärts zu gehen, um den Fluß zu erreichen, an den mich jetzt nicht wiſſenſchaftliche Neugierde, ſondern großer Durſt hintrieb. Da die Gegend, über welche ich zog, Baum- und Gebüſchlos war, ſo fürchtete ich von den Räubern bemerkt zu werden. Aber ich mußte an den Fluß gelangen, koſte es, was es wolle. Nach einem kurzen Marſch kam ich in einen betretenen Fußweg, dem ich folgte. Bald ſah ich die Oberfläche des Fluſſes aus den Bäumen und dem Gebüſch ſeiner Ufer hervorragen. Der Fußweg führte mich über das hohe Ufer hinab bis an den Rand des Waſſers. Gott Lob und Dank, rief ich aus, jetzt kann ich doch meinen Durſt ſtillen und etwas Waſſer mitnehmen für die Rückreiſe. Das Waſſer war kühl und angenehm. Die Ufer waren ſteil und tief. Da wo ich an den Fluß hinabſtieg, war eine Sumpfmaſſe, welche mich glauben ließ, daß der Fluß eine Fluth und Ebbe hat. Nachdem ich tüchtig getrunken hatte, füllte ich aus Mangel an Gefäßen das lederne Futteral meines Perſpektivs, ſowie die Läufe meiner Flinte, die mir jetzt doch nichts mehr nützen konnte. Die Läufe verſtopfte ich mit Gras und etwas Tuch, das ich von meinen Beinkleidern abſchnitt. Im Herweg hatte ich eine Kalabaſche gehabt, in der mein Knecht das Waſſer trug. Dieſe hatte er, wie ich nachher hörte, weggeworfen, um mit 10 Wakamba zu fliehen und zwar rückwärts nach Ukambani, während ich vorwärts nach Norden geflohen war. Beim Berg Kenſe wurde die kleine Schaar noch am nächſten Tag von den Räubern verfolgt. Nachdem ich die Waſſer-Angelegenheit beſorgt hatte, unterſuchte ich den Fluß ein wenig. Er war da, wo ich ihn ſah, etwa 150 Fuß breit und 6 bis 7 Fuß tief. Dieß kann aber nicht ſeine natürliche Tiefe ſein während der heißen Jahreszeit, denn Kiwoi und Rumu wa Kikandi hatten mir beſtimmt geſagt, daß der Fluß in der heißen Zeit nur bis an den Hals eines Menſchen reiche. Das war auch der Grund, warum Kiwoi zu dieſer Jahreszeit die Reiſe machte, um den Dana-Fluß noch bei niedrigem Waſſerſtand paſſiren zu können. Zur Regenzeit paſſiren die Wakamba den Fluß auf Flößen. In dem

Bett des Fluſſes bemerkte ich viele Felſen, welche übrigens nicht ſo eng beiſammen waren, daß ein Boot nicht hätte bequem zwiſchen ihnen hindurchſchiffen können. Das Waſſer läuft mit großer Schnelligkeit durch dieſe Felſen. Im Uebrigen iſt der Fluß ſehr ruhig, wie der Fluß Zawo, ſo daß man auch nicht das geringſte Geräuſch in der Ferne hört. Ich bemerkte viel Quarz in der Nähe des Fluſſes. Der Lauf iſt, ſo weit ich ſehen konnte, ſich ſchlängelnd, und geht oſtwärts. Ich zweifle nicht, daß der Fluß große Umwege macht, bis er den Indiſchen Ocean erreicht. Wenn ſeine Quelle (in dem See am Kirenia) 6000 Fuß über dem Meer liegt, ſo muß er allerdings große Bogen machen, oder wir müſſen annehmen, daß er hohe Waſſerfälle habe, bis er das Niveau des Meeres erreicht. Es wäre wichtig, wenn die Europäer dieſen Fluß näher unterſuchen und ſehen würden, ob und wie weit er ſchiffbar iſt.

Auf der andern Seite des Fluſſes, im Mberre-Land, ſah ich einen hohen Berg. Da ich ſeinen Namen nicht kannte, ſo nannte ich ihn Albertino, zur Erinnerung an die Audienz, welche mir Prinz Albert im Jahr 1850 in Windſor gegeben hatte.

Nachdem ich mich am Dana mit Waſſer erquickt hatte, dachte ich an meine Rückreiſe. Da es aber noch Tag war, ſo ſchien es mir nicht rathſam, weiter zu gehen. Ich verbarg mich deßhalb hinter dem Gebüſch und wartete, bis die finſtere Nacht einbrach. In der Finſterniß konnte ich freilich den Weg nicht erkennen, allein ich folgte, ſo viel möglich, dem Zug des Windes. Da wir dieſen im Herweg auf dem Rücken hatten, ſo ſchloß ich richtig, daß ich auf dem Hinweg ihn ſtets im Geſicht haben müſſe. Ich marſchirte durch Dick und Dünn, fiel manchmal in kleine Gruben, oder über Steine und Baumſtämme; am meiſten hemmten mich die Dornen und das hohe Gras. Auch ängſtigte mich der Gedanke an die vielen wilden Thiere, die es am Dana-Fluß gibt. Einmal hemmte und ermüdete mich das hohe Gras ſo ſehr, daß ich beſchloß, mich niederzulegen und zu ſchlafen

auch keinen Verſuch, ſie zu ſtören. Ueberhaupt hatte ich jetzt gar keine Furcht vor wilden Thieren; der einzige Gedanke, der mich beſchäftigte, war, ſo ſchnell als möglich nach Kitui zu gelangen. Als ich zu einer Sandgrube kam, die eine etwas feuchte Oberfläche hatte, ſo vermuthete ich das Vorhandenſein von Waſſer und grub daher den Sand auf, fand aber das gewünſchte Fluidum nicht. Ich nahm den feuchten Sand in den Mund, aber dieß vermehrte nur meinen Durſt. Um 10 Uhr Vormittags verlor ich die Dana-Gegend ganz aus dem Geſichte und fieng an den Berg hinabzuſteigen in ein tiefes Thal, welches ich um Mittag erreichte. Da ich ſehr müde war, ſetzte ich mich oft hinter dem Gebüſch nieder und ruhte etwas aus. In dem Thal kam ich in das trockene und ſandige Bett des Fluſſes, den wir vor einigen Tagen mehr ſüdweſtlich paſſirt haben mußten. Kaum war ich in das Bett des Fluſſes eingetreten, ſo hörte ich das Geſchrei von Affen, das mir große Freude machte, weil ich wußte, daß, wo die Affen um Mittag in einer Niederung erſcheinen, da Waſſer ſein muß. Ich folgte dem Lauf des Fluſſes und kam bald an eine Grube, welche die Affen im Sand gegraben hatten, worin ich köſtliches Waſſer fand. Ich dankte Gott für dieſe große Gabe, trank ſoviel ich konnte, und füllte dann mein Pulverhorn (das Pulver band ich in mein Sacktuch), mein Perſpektiv-Futteral und meine Flintenläufe mit Waſſer. Zur Stillung des Hungers nahm ich eine Hand voll Pulver und aß junge Schößlinge von einem Baum, der in der Nähe des Waſſers war. Dieſe Schößlinge waren aber ſo bitter, daß ich bald Leibſchmerzen fühlte. Als ich eine Strecke weit den Berg hinauf geſtiegen war, bemerkte ich auf einmal einen Mann, der auf einem Vorſprung des Berges ſtand. Ich ſuchte mich ſogleich hinter einen Buſch zu verſtecken, allein der Mann hatte mich erblickt und kam mir entgegen. Neben ihm bemerkte ich eine Frau. Ich nahm mein Fernglas und entdeckte ſogleich, daß die Leute Wakamba waren. Sie nannten meinen Namen und jetzt kam ich hinter meinem Verſteck hervor und gieng ihnen ent-

gegen. Es war Ngumbau und ſeine Frau, die der Hexerei von den Atua beſchuldigt, den Tod erleiden ſollte. Beide Eheleute hatten ſich gefürchtet, während Kiwois Abweſenheit zu bleiben und waren deßhalb mit uns an den Dana gezogen. Bei dem Angriff der Räuber waren ſie geflohen und die Nacht hindurch gereist, wie ich auch. Wir freuten uns an einander. Sie fragten ängſtlich nach Kiwoi und unſerer Karawane, aber ich konnte ihnen nur meine eigenen Schickſale erzählen, da ich ganz allein geblieben war. Die Frau, die wohl ſah, daß ich ſehr hungrig war, gab mir ein wenig getrocknete Kaſſada, etwa in der Größe von einem Daumen. Ich verzehrte ſogleich die Hälfte, das Uebrige ſparte ich auf die Weiterreiſe. Als wir den mehr offenen und holzloſen Theil des Berges erreichten, begegneten wir 3 Nashörnern, vor denen ſich die Wakamba ſehr fürchteten, während ich alle Furcht vor ihnen verloren hatte, indem ich dieſe Thiere bei weitem nicht ſo furchtbar und menſchenfeindlich fand, als ſie in Büchern beſchrieben werden. Auf der Spitze des Berges angekommen, erblickten wir öſtlich den Berg Data, und jetzt waren wir unſers Wegs gewiß. Wir reisten ſo viel möglich durch gebüſch- und baumreiche Gegenden, um nicht bemerkt zu werden. Um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir den Fuß des Data, wo wir uns im Gebüſch bis Einbruch der Nacht verſteckten, um die baumloſe Ebene nicht bei Tag zu paſſiren. Ich fiel bald in Schlaf. Als ich erwachte, wollten die Wakamba abreiſen, allein ich hielt es noch für zu früh; auch wollte ich in dem Sand-Bett des Fluſſes vorher Waſſer ſuchen. Mit einbrechender Finſterniß begaben wir uns in das tiefe und enge Bett des Fluſſes hinab, in dem ſich die Wakamba ſehr fürchteten, weil ſie beſorgten, wir könnten wilden Thieren begegnen, denen man in dem engen Flußbett nicht ausweichen könnte. Als wir nach etwa einer halben Stunde kein Waſſer fanden, ſo verließen wir den Fluß und ſetzten unſern Weg in der Ebene fort. Aber auch jetzt wieder waren die Anſichten der Wakamba den meinigen ſehr entgegen geſetzt, ſo daß ich oft wünſchte, lieber allein zu

ſein, um nach eigenem Urtheil handeln zu können. Ich wollte weiter ſüdlich gehen, während ſie eine öſtliche Richtung nahmen. Sie wollten bei Nacht ſchlafen und bei Tag reiſen, während ich gerade das Gegentheil vorſchlug. Als wir bis Mitternacht gereist waren, fühlte ich mich ſo ermattet, daß ich die Wakamba inſtändig bat, ein wenig auszuruhen. Wir ſchliefen einige Stunden, aber da ich aufbrechen wollte, meinten die Wakamba, der Wind ſei ſo kalt, daß ſie ihn nicht ertragen könnten. Ich bat ſie, mich alleiu zu laſſen, und nach eigenem Ermeſſen zu handeln, allein ſie wollten ſich nicht von mir trennen. Um 8 Uhr Morgens erblickten wir in der weiten baum- und gebüſchloſen Ebene einige Leute in ſüdöſtlicher Richtung. Da wir ſie für Räuber hielten, legten wir uns auf den Boden und verſteckten uns im Gras. Aber da wir ſahen, daß ſie ſich uns nicht näherten, reisten wir weiter. In dieſer Wildniß kann ein Menſch nicht leicht entrinnen, der nicht ſchnelle Füße hat. Ich wandelte buchſtäblich in der Angſt, aber durfte auch die Hülfe des Gottes Iſrael erfahren. Meine Wakamba liefen ſo ſchnell, daß ich ihnen nicht nachkommen konnte. Ich war ſo ermüdet, daß ich alle zweihundert Schritte mich hinſetzen und etwas ausruhen mußte. Dabei plagte mich Hunger und Durſt. Die Zunge klebte mir am Gaumen, ſo daß ich nicht mehr laut reden konnte. Endlich, um Mittag kamen wir an einen Bach, wo wir köſtlich kühles Waſſer fanden. Ich gab Rath, uns im Gras zu verbergen und einige Stunden auszuruhen, aber die Wakamba wollten weiter gehen. Nach ein paar Stunden kamen wir an den Bach, an deſſen Ufer wir am erſten Tag unſerer Reiſe (vom Berg Kidimui her) gelagert hatten. Jetzt erſt lebten wir auf und hielten uns für geſichert. Nach kurzem Marſch begegneten wir zwei Männern aus Ulu, welche uns die Nachricht gaben, daß ſie gehört hätten, Kiwoi und der Europäer (worunter ich verſtanden war) ſeien getödtet worden. Abends erreichten wir die Plantagen der Wakamba, und mit Einbruch der Nacht gelangten wir in das Dorf des Umama, eines Verwandten von Kiwoi. Ich war jetzt ſo

müde, daß ich, nachdem ich ein paar Bananen gegeſſen hatte, ſogleich in Schlaf fiel, trotz der Kälte, welche hier durchdringender als in der Wildniß war. Zur Bedeckung hatte ich nichts als die Kleider, die ich am Leibe trug. Von Umama vernahmen wir, daß viele Flüchlinge bereits zurückgekommen, daß aber vier Wakamba nebſt Kiwoi und einer ſeiner Frauen erſchlagen worden ſeien. Auch hörte ich, mein Mnika-Knecht ſei glücklich zurückgekehrt.

30. Auguſt. Die Wakamba waren äußerſt gleichgiltig gegen mich. Ein paar Bananen und eine kleine Quantität Bohnen war alles, was ſie mir zum Frühſtück gaben, obgleich ich ſehr hungrig war. Viele Wakamba beſuchten Umama und ſagten offen: der Mſungu iſt ein Mundu Muduku, d. h. der Europäer iſt ein böſer Mann, weil er den Kiwoi und ſeine Karawane nicht geſchützt hat. Manche meinten, man ſollte mich deßwegen tödten. Da ich den abergläubiſchen und unbeſtändigen Charakter dieſer Leute kannte, ſo ſetzte ich wenig Zweifel in dieſen Mordanſchlag und beſchloß daher, in der nächſten Nacht zu entweichen.

31. Auguſt. Nachmittags erſchienen zwei Wakamba, welche mich in das Dorf des Kitetu (von dem oben die Rede war) abholten. Unterwegs mußte ich in einem Dorf Halt machen, weil mich Jedermann begaffen wollte. Als ich bei Kitetu ankam, war das ganze Dorf in Aufruhr in Folge eines Streites, den die Leute unter ſich hatten. Sein Sohn ſtand vollkommen nackt vor ihm (Kitetu) und ſchimpfte ihn auf eine erſchreckende Weiſe. Abends ſchlachtete Kitetu eine Kuh zur Unterhaltung der Dorfbewohner. Zuerſt wurden die Füße, dann der Mund des Thieres gebunden, die Naſenlöcher verſtopft, und ſo wurde das arme Thier erſtickt. Ich wußte nicht, daß dieß die gewöhnliche Weiſe iſt, in welcher die Wakamba ihre Schlachtthiere tödten. Die Leute warteten ungefähr eine Viertelſtunde, bis ſie den Hals aufſchnitten und das Blut ſammelten in eine große Kalabaſche, in der ſie es beſtändig umrührten.

1. Sept. Die Leute kamen den ganzen Tag hindurch,

um mich zu ſehen. Mein kleines engliſches neues Teſtament, mein Papier, Bleiſtift, Fernglas, — alles wurde für Zauberei gehalten. Die unverſchämten Leute machten ihr Waſſer vor mir im Zimmer. Da ich vernahm, daß mein Mnika-Knecht in der Nähe ſei, ſo ließ ich ihn rufen, er wollte aber nicht kommen, weil er fürchtete, die Wakamba werden ihn und mich tödten.

2. Sept. Kitetu wollte mich weder nach Yata, noch nach Kiwois Dorf ziehen laſſen. Ich erfuhr von einigen Wakamba, daß Kiwois Verwandte mich tödten wollen, indem ſie ſagen, warum ich an den Dana-Fluß gegangen ſei, wenn ich als Zauberer (wofür ſie mich hielten) wußte, daß Räuber dort vorhanden ſeien. Jedenfalls hätte ich mit Kiwoi ſterben ſollen. Jetzt war es mir klar, warum Kitetu mich ſo lange in ſeinem Hauſe hinhielt.

4. September. Da ich mich geſtern von den böſen Abſichten, welche Kiwoi's Verwandte gegen mich hegten, überzeugt hatte, ſo entſchloß ich mich, bei Nacht aus Kitetu's Haus zu entfliehen. Ich hatte geſtern auch vernommen, daß die 15 Handelsleute, welche vor unſerer Abreiſe in Kiwoi's Dorf ankamen, von den Verwandten getödtet worden ſeien, bloß deßwegen, weil ſie von Mbe waren, aus welchem Land unſere Räuber gekommen ſein ſollen. Auf ähnliche Weiſe ſoll vor ein paar Jahren eine Karawane von Kikuyu-Leuten in Ukambani umgebracht worden ſein, weil einige Wakamba in Kikuyu ermordet wurden. Sobald die Nachricht nach Ukambani kam, wurden die Kikuyu-Leute aufgeſucht und umgebracht. So wird die Blutrache in Innerafrika geübt.

Da ich mich erinnerte, daß ich die beſte Zeit zur Flucht vorbeigehen ließ, als ich im Jahre 1842 von Adara Bille, dem Wollogalla-Häuptling von Tag zu Tag hingehalten wurde, ſo entſchloß ich mich, keinen Augenblick länger zu ſäumen. In der Abſicht, in dieſer Nacht zu entfliehen, legte ich mir etwas Speiſe und eine Kalabaſche mit Waſſer bereit, ehe ich mich Abends zum Schlafen niederlegte. Nach Mitternacht (etwa um 2 Uhr) erhob ich mich von meinem har-

ten Lager, band mein Fernrohr, meine Speiſe und Flinte auf den Rücken und öffnete mit einigem Herzklopfen die Thüre der Hütte, welche mit ſchweren Hölzern belegt war, weil die Wakamba keine regelmäßigen Thürflügel haben, ſondern nur über einander gelegte Holzſtücke in die Oeffnung des Hauſes legen. Kitetu und ſeine Familie hörten das Geräuſch nicht, das nothwendig, mit der Beſeitigung der Holzblöcke verbunden war. Nachdem ich dieſe ſo weit entfernt hatte, daß ich hinauskriechen konnte, und nachdem die Außenſeite erreicht war, bedeckte ich das Thor mit der Kuhhaut, auf der ich geſchlafen hatte, damit der kalte Wind nicht in die Hütte wehen und die Einwohner nicht zu frühe aufwecken möchte. Glücklicherweiſe waren keine Hunde im Hof. Als ich Kitetu's Hütte verlaſſen hatte, mußte ich an einer andern Hütte vorbei, wo eine Frau ein Feuer brennen hatte und ihr Kind ſäugte. Sie bemerkte mich nicht. Ich kam dann an zwei Gehege, über welche ich mit einiger Schwierigkeit hinausſprang. Während dieß vorgieng, verſchwand der Mond hinter den Bergen von Kikuyu. Ich richtete nun meine Schritte in ſüdweſtlicher Richtung nach einem Dorf, das ich mir Tags zuvor gemerkt hatte, denn ich hatte den Weg zur Flucht nach Yata ſchon ſeit mehreren Tagen erkundſchaftet. Als ich jenes Dorf erreicht hatte, bemerkte ich in einem Hof ein Feuer und hörte mehrere Leute reden und die Hunde fürchterlich bellen. Sogleich machte ich mich ſeitwärts auf das Feld hinaus in eine graſigte Ebene, in der ich fortlief, ſo ſchnell als ich konnte. Als es Tag geworden war, ſuchte ich einen Verbergungsort am Abhang eines Hügels, der mit Gras und Gebüſch bedeckt war. Mein Verſteck war nicht weit von einem Dorfe, denn ich hörte die Wakamba reden. Ich lag den ganzen Tag im Graſe verborgen.

5. September. Als es Abend wurde, trat ich aus meinem Verbergungsort hervor und ſetzte meinen Weg nach Yata weiter fort. Es trieb mich, ſo ſchnell als möglich dorthin zu kommen, weil ich fürchtete, meine Leute möchten meine Habe confiſciren, weil ſie gehört haben mochten, daß

ich umgekommen ſei. Das hohe Gras und die Dornen ver
hinderten meinen Marſch, ſo daß ich nicht ſo ſchnell vorwärt
kommen konnte, wie ich gewünſcht hatte. Manchmal fiel id
in der finſtern Nacht in einen Graben, oder über einen Stein
oder zerriß meine Kleider an den Dornen, den Tyrannen de
Wildniß. Da ich meinen kleinen Speiſevorrath ſchonen
wollte, pflückte ich grüne Mbellaſi, (eine Art Bohnen) al
und ſteckte ſie in meine Taſchen, während ich durch die Pflan
zungen der Wakamba wanderte. Um Mitternacht kam id
an das ſandige Bett eines Waldbaches, in dem ich Waſſe
vermuthete. Ich folgte dem Lauf des Baches und hatte di
Freude, eine Sandgrube mit Waſſer zu finden, die ohn
Zweifel von den wilden Thieren gegraben worden war
Mit Dank gegen Gottes Fürſorge trank ich in vollen Züge
und füllte dann meine Kalabaſche. Nachdem ich den Bac
verlaſſen hatte, gelangte ich wieder in eine dornigte und
graſigte Gegend, die voll Vertiefungen war, die ich aber
wegen des Graſes nicht recht ſehen konnte. Von der ange-
ſtrengten Nachtreiſe ermüdet, legte ich mich unter einen Baum
und ſchlief ungefähr eine Stunde lang. Als ich erwachte,
lief ich fort und vergaß meine Flinte mitzunehmen. Nach
einiger Zeit merkte ich den Irrthum, ich kehrte zurück, aber
konnte in der Finſterniß den Ort nicht mehr finden, wo ich
geſchlafen hatte. Ich wollte die Zeit nicht mit Suchen ver-
lieren, zumal da die Waffe zerbrochen und mir auf der Reiſe
nur eine Laſt war. Ich ließ ſie daher liegen und ſetzte mei-
nen Weg fort. Meine Waſſer- und Speiſelaſt war mir
wichtiger als die Flinte. Nach einiger Zeit kam ich in eine
Sumpfgegend, wo ich eine Maſſe Zuckerrohr bemerkte. Dieß
war mir eine willkommene Entdeckung. Ich ſchnitt ſogleich
eine Anzahl Rohre ab, ſchälte und kaute ſie. Den Reſt nahm
ich mit auf den Weg. Die Morgenröthe brach bald an und
ermahnte mich, wieder ein Verſteck aufzuſuchen. Ich bemerkte
in einiger Entfernung einen großen Baum, deſſen große
Aeſte auf den Grasboden herabreichten. Unter dieſem Baum
verbarg ich mich beim Anbruch des Tages. Als es völlig

Tag geworden war, bestieg ich ihn, um meine Richtung zu erforschen. Wie erstaunte ich aber, als ich fand, daß ich dem Berg Kidimui noch so nahe war, und doch hatte ich noch etwa 36 Stunden bis Yata zu reisen.

Um Mittag wäre ich beinahe entdeckt worden von einigen Frauen, welche nur 30 Schritte weit vor meinem Versteck Holz auflasen. Eine Frau wollte gerade dem Baum, unter dem ich lag, sich nahen, als ihr Kind, das sie etwa 60 Schritte weit vom Baum niedergelegt hatte, anfieng bitterlich zu weinen, was sie veranlaßte zurückzukehren, um es zu beruhigen. Nachdem ich bei einer Stunde zwischen Furcht und Hoffnung des Entdecktwerdens geschwebt hatte, nahmen die Frauen ihre gesammelten Holzlasten auf den Rücken und eilten ihrem Dorfe zu. Meine Flucht vom Dana bis Kidimui war sehr verschieden von der jetzigen. Dort durchreiste ich unbewohntes und ebenes Land, wo ich Tag und Nacht wandeln konnte; jetzt aber konnte ich nur bei Nacht reisen in einer Gegend voll Dornen, Vertiefungen und Dörfer, wo ich leicht entdeckt und als Zauberer getödtet oder zurückgehalten werden konnte, bis ein Lösegeld von der Küste kam.

6. Sept. Da ich den Tag über das Geschrei der Frösche gehört hatte, so vermuthete ich die Nähe eines Wassers. Mit Einbruch der Nacht machte ich mich wieder wie gestern und ehegestern auf den Weg. Bald kam ich an einen Sumpf, wo ich Wasser schöpfte und in kleiner Entfernung davon entdeckte ich wieder Zuckerrohr, das ich mir schmecken ließ. Im Verlauf des Weges aber fand ich mich so in das hohe Gras verwickelt, und von Dornen, Gruben und Mbellasi-Stauden gehemmt, daß ich anfieng, an der Erreichung meines Reiseziels zu verzweifeln. Ich verlor in der Nacht immer wieder meine Richtung, weil ich die Sümpfe und Abgründe umgehen mußte. Den Compaß konnte ich in der Finsterniß nicht gebrauchen. Um Mitternacht kam ich auf einen guten Weg, der südwestlich zu laufen schien. Ich verfolgte ihn, bis ich zu einer Schlucht kam, die ich umgehen mußte. Nachdem ich um sie herumgelaufen war, kam ich an eine große Plantage,

wo ich plötzlich ein Feuer nur einige Schritte vor mir erblickte. Sogleich gieng ich wieder rückwärts. Kaum hatte ich mich im Gebüsch verborgen, als die Wakamba ein Geschrei erhoben, wohl in der Meinung, ein wildes Schwein sei in die Plantage eingebrochen. Ich wartete nun, bis alles wieder ruhig war, worauf ich mich von der Plantage entfernte und auf einen guten Weg gelangte, den ich so schnell als möglich verfolgte, weil ich fürchtete, von den Wächtern der Plantage niedergeschossen zu werden, unter der Voraussetzung, ich sei ein Wildschwein und wolle die Kassada und andere Früchte verderben. Der Weg führte mich endlich an einen fließenden Bach, wo ich trank und meine Kalabasche füllte. Ich überschritt dann den Bach, fand aber jetzt so viele Fußwege, daß ich nicht wußte, welchen ich einschlagen sollte. Ich lief daher auf's Geradewohl. Endlich fühlte ich mich so ermüdet, daß ich mich unter einen Baum legte und bis gegen 3 Uhr Morgens schlief. Als ich erwachte und wieder weiter reiste, fand ich mich auf's Neue von Waldschungel gehemmt. Der Tag brach an und ich war über die Richtung des Weges noch ungewiß. Als ich den Felsen Nsambani etwa 3 oder 4 Stunden östlich von dem Ort, wo ich war, erblickte, erkannte ich die Unmöglichkeit, durch Nachtreisen Yata zu erreichen, denn ich hatte in 3 Nächten kaum 6 Stunden Weg zurückgelegt. Ich hielt es daher für's Beste, mich den Verwandten Kiwoi's auf Gnade und Ungnade zu übergeben. Jedoch wollte ich nicht zu Kitetu zurückkehren, sondern blos in Kiwoi's Dorf gehen, wo ich noch einige Effecten liegen hatte. Am frühen Morgen begegnete ich einem Mkamba, der schon wußte, daß ich von Kitetus Wohnung entflohen war. Ich bat ihn, mir den Weg zu Kiwoi's Dorf zu zeigen, was er sogleich that.

Als ich auf dem Weg zu Kiwois Dorf war, kam mir der Gedanke, den einflußreichen Mkamba Kaduku, dessen Sohn sich im Rabbai-Gebiet an der Küste niedergelassen hatte, zu besuchen und ihn von meinen Umständen in Kenntniß zu setzen, damit, wenn Kiwois Verwandte mich tödten

würden, doch wenigſtens die Kunde nach Rabbai gelangen möchte, ich ſei von den Räubern am Dana-Fluß nicht erſchlagen worden, ſondern glücklich nach Ukambani zurückgekehrt und hier erſt von den Verwandten Kiwois umgebracht worden.

Kaduku war freundlich gegen mich und ſagte mir, daß mein Knecht Muambawa in einem Nachbarort angekommen ſei und mit einer kleinen Karawane von Wanika nach Rabbai reiſen wolle. Dieſe Nachricht war mir ſehr angenehm. Die Frau des Kaduku gab mir etwas zu eſſen, worauf ich mit einem Mkamba nach dem Dorf abreiste, in welchem mein Knecht ſich aufhalten ſollte. Unterwegs trat mir ein Mkamba in den Weg und wollte mich nicht weiter ziehen laſſen, weil ich, wie er ſagte, aus dem Lande fliehen wolle. Mein Begleiter verwendete ſich aber ernſtlich für mich, worauf ich weiter ziehen durfte. Als wir in das Dorf kamen, erfuhren wir, daß der Knecht und die Wanika abgereist ſeien. Ich wollte wieder zu Kaduku zurückkehren, aber die Wakamba ließen es nicht zu, und ſo war kein anderer Ausweg, als nach dem Dorfe Kiwois, das ganz nahe war, zu gehen. Vor dem Thor mußte ich warten, bis Kiwoi's Bruder von mir Nachricht hatte. Er kam mir bald entgegen mit Kiwoi's Hauptfrau, welche, ſowie die übrigen Frauen alle, jetzt ihm gehörten. Er bezeugte anſcheinend ſein Mitleid wegen des mir am Dana zugeſtoßenen Unglücks. Ich erzählte dann die ganze Geſchichte von Anfang an und erwähnte auch meine Flucht aus Kitetu's Haus, die ich deßwegen verſucht hätte, weil er mich verhindert habe, geradezu in Kiwoi's Dorf zu gehen. Ich bemerkte auch, daß ich gehört hätte, die Verwandten wollen mich tödten; wenn ſie das thun wollten, ſo ſei ich jetzt in ihren Händen, ſie könnten mit mir nach Belieben handeln; aber ſie müßten dann auch die Folgen tragen, die ihren ganzen Stamm treffen würden; denn der Gouverneur an der Küſte werde meinen Tod rächen. Wenn ſie aber in Freundſchaft mit mir bleiben und mich im Frieden nach Yata begleiten würden, ſo würde ich ihnen einen

Theil von der Habe geben, die ich in Yata gelaſſen hätte. Muinda, der älteſte Bruder des Kiwoi, ſagte, ſie hätten nicht im Sinn gehabt, mich zu tödten, Kitetu habe mich willkürlich zurückgehalten, um ſich mein Eigenthum in Yata allein anzueignen. Da ich ſah, daß ſie geneigt waren, mich nach Yata ziehen zu laſſen, ſo ſchwieg ich ſtille. Ich war ganz fieberiſch, und daher ſehr froh, eine Kuhhaut zu bekommen, auf die ich mich niederlegen konnte, um einige Stunden auszuruhen, wiewohl die gefühlloſen Wakamba mir keine Ruhe ließen, ſondern mich bald umringten und mit ihrer Neugierde plagten. Doch war die Hauptfrau Kiwoi's ſo gut, mir ein wenig Milch zu geben, die mich ſo erfriſchte, daß ich in Schlaf und Schweiß gerieth und fieberfrei erwachte. Ich war freilich jetzt in einer elenden Lage und ſo zu ſagen ein Auswürfling der Menſchen, der froh ſein mußte, mit dem Leben davon zu kommen. Niemand wollte mir Nahrung verſchaffen, oder auch nur Waſſer holen und ein Feuer anzünden. Ich mußte um alles bitten, wie ein Bettler. Als ich nach den Sachen fragte, welche ich vor meiner Reiſe nach dem Dana zurückgelaſſen hatte, wurden mir bloß meine Schuhe, mein Luftbett und etwas Reis zurückgegeben, die wichtigeren Artikel wurden zurückbehalten. Und als ich nach dem Dieb fragte, ließen mir Kiwois Frauen ſagen, daß, im Fall ich auf der Entdeckung des Diebſtahls beharre, ſie mich tödten laſſen würden. Ich hielt es daher für's Beſte, davon zu ſchweigen.

7. Sept. Ich war wieder fieberhaft dieſen Morgen. Auch ſchmerzte mich mein linker Fuß, den ich durch einen Fall über einen Baumſtamm bei meiner Nachtreiſe verletzt hatte. Ebenſo ſchmerzte mich der Mittelfinger meiner rechten Hand, der durch Dornen in der Dunkelheit faſt zerriſſen worden war. Die Wakamba beobachteten alle meine Bewegungen, was in mir wieder neuen Verdacht erregte.

8. Sept. Ich fühlte mich ſehr ſchwach in Folge meiner letzten Reiſe und noch mehr aus Mangel an gehöriger Nahrung. Ich bat daher Muinda ſehr dringend um Begleiter

nach Yata, und drohte ihm mit heimlicher Flucht, wenn er mich nicht ziehen ließe. Er ſagte, Morgen würden er und Kitetu mit mir gehen nebſt einigen Leuten, welche meine, dem Kiwoi verſprochene Habe, holen ſollten. Es war jetzt klar, daß die Verwandten den Mordplan aufgegeben, dagegen den Entſchluß gefaßt hatten, von meinem Eigenthum in Yata ſo viel als möglich herauszupreſſen.

9. Sept. Da Kitetu erſchienen war, konnte ich abreiſen. Muinda ſelbſt gieng aber nicht mit, ſondern ſandte einige ſeiner Leute, welche aber nur wenig Speiſe-Vorrath mit auf den Weg nahmen.

10. und 11. Sept. Ich litt viel vom Durſt, da die Wakamba zu träge waren, Waſſer in ihren Kalabaſchen nachzutragen, und an mehreren Stationen die Waſſergruben vertrocknet waren. Zum Eſſen gab mir Kitetu nichts als harte Welſchkornkörner, welche ich nicht zerbeißen konnte. Als ich mich beklagte, lachten mich die Wakamba nur aus und ſprachen von meiner Habe in Yata, wo ich ſelber Speiſe kaufen könne. Die Leute, denen wir unterwegs begegneten, wunderten ſich, mich noch am Leben zu ſehen, da man mich für todt gehalten hatte.

13. Sept. Wir erreichten Yata glücklich. Das ganze Dorf kam in Bewegung und wollte mich ſehen und begrüßen, denn einige Wakamba, die von Kitui gekommen waren, hatten die Nachricht verbreitet, daß ich nebſt Kiwoi erſchlagen worden ſei.

Ich freute mich, die Wanika, von denen ich gehört hatte, in Yata zu treffen, mußte aber ſogleich von ihnen die betrübende Nachricht vernehmen, daß die Wakamba von Mudumoni ſie ihres Elfenbeins und ihrer Ziegen, die ſie bei ſich führten, ja ſogar ihrer Waſſergefäße beraubt hätten. In Ukambani muß nämlich das Elfenbein mit Ziegen, Schafen und Kühen erkauft werden. Die Handelsleute müſſen erſt die Waaren (Kleider, Glasperlen, Kupferdraht u. ſ. w.), die ſie von der Küſte mitbringen, in Vieh verwandeln, mit dem ſie dann das Elfenbein kaufen können.

Als ich in meine Hütte eintrat, fand ich meinen Knec
Muambawa mit dem Oeffnen eines Sackes beſchäftigt,
welchem Glasperlen enthalten waren. Dieſe wollte er ne
men, um Speiſe für ſich und die 11 Wanika, die beran
worden waren, damit zu kaufen. Er ſchien über meine glü
liche Rückkehr nach Yata nicht ſehr erfreut zu ſein, weil
ſich ſchon für den Erben meiner Güter betrachtet u
geglaubt hatte, ich ſei umgekommen. Kitetu ſah jetzt ei
daß ich nicht ohne Grund auf ſchnelle Rückkehr nach Ya
gedrungen hatte, um der Confiscation meiner Sachen zuvo
zukommen.

14. Sept. Ich übergab heute den Verwandten Kiwoi
einen Theil meiner Habe zum Lohn für ihre Begleitung na
Yata. Sie waren aber nicht ganz mit dem Antheil zufri
den, da ſie gerne das Ganze gehabt hätten. Sie mußte
aber abziehen, weil ſie auf fremdem Gebiet nichts mit Ge
walt durchſetzen konnten. Es verbreitete ſich heute die Sage
Kiwoi lebe noch, da die Räuber ihn vom Dana nach Kikuyu
geſchleppt hätten, wo die Leute ſich fürchteten, den berühmten
Zauberer zu tödten, weil er ſonſt den Regen ihrem Lande
entziehen würde. Kiwoi ſoll den Räubern geſagt haben, ſie
ſollten ihn und ſeine Leute nehmen, aber mich ſchonen. Die
Kikuyuaner hätten jetzt verſprochen, dem Kiwoi Elfenbein zu
ſchenken und ihn in ſein Land zurückzuſchicken, damit er ihnen
nicht fluche. Ich erkannte ſogleich, daß dieſe Sage abſicht
lich von Kiwois Anhängern verbreitet wurde, damit ſeine
Feinde es nicht wagen ſollten, über das Haus des Häupt
lings herzufallen. Auch wollten ſie mich durch dieſe Sage
beſtimmen, ihnen meine ganze Habe zu ſchenken.

16. Sept. Da meine beiden Knechte mit den Wanika
nach Rabbai zurückkehren wollten, und ich auf die Wakamba,
ſowohl was Knechtsarbeit, als was das Reiſen betrifft, nicht
trauen konnte, ſo blieb mir keine Wahl übrig, als mit den
Wanika auch zurückzukehren, oder mich ganz in die Hände
der wankelmüthigen Wakamba zu ergeben. Kiwoi, der ein
zige einflußreiche Mkamba, der mein Freund war, war todt,

Mtangi wa Nſuki in Yata war noch nicht erprobt, den Wakamba-Dialekt verſtand ich nur mangelhaft, in der Strohhütte konnte ich nicht mehr wohnen, ohne meine Geſundheit in kurzer Zeit zu untergraben, und was ſollte in kranken Tagen aus mir werden ohne einen treuen Diener? Wird man es mißbilligen, wenn ich für jetzt auf die Ukambani-Miſſion verzichtete und nach der Küſte zurückkehrte, ſo lange mir noch eine Gelegenheit offen ſtand? Die Wanika brauchten meine Hülfe zu ihrem Unterhalt auf dem Wege, und ich brauchte ihren Beiſtand zur Begleitung und Transportation meiner Effekten nach der Küſte. Sie waren froh, dieſelben für die Summe von 4 Thalern tragen zu dürfen. Die Wakamba zahlen gewöhnlich einen Nſao, d. h. jungen Ochſen für eine Laſt, die nach der Küſte getragen wird. Ein Nſao hat den Werth von 3 Thalern. Wenn ein Mkamba eine Laſt nach der Küſte und von dieſer nach Ukambani trägt, ſo bekommt er gewöhnlich einen Ndamba, d. h. einen ausgewachſenen Ochſen, der an der Küſte 6 bis 8 Thaler werth iſt.

Die Leute von Yata und beſonders Mtangi wa Nſuki hatten zuerſt Einwendungen gegen meine Rückreiſe gemacht, indem ſie gewünſcht hatten, daß ich länger unter ihnen verweilen möchte; doch gaben ſie endlich nach und ließen mich mit Ehren ziehen, indem die Häuptlinge von Yata mir eine Ziege ſchenkten als Ausdruck ihrer freundlichen Geſinnung. Auch von Mtangi und ſeiner Familie ſchied ich in Freundſchaft und Frieden. Sie verſprachen, die zurückgelaſſenen Effekten bis zu meiner Rückkehr wohl zu verwahren. Beim Abſchied nahmen die Häuptlinge etwas Waſſer in den Mund und ſprengten es gen Himmel mit den Worten: Wir wünſchen dir Glück auf den Weg, möge Gott (Mulungu) dich bewahren, und möge bald Regen auf unſer Land fallen! Mein Knecht Muambawa, ohne von mir beauftragt zu ſein, nahm auch Waſſer in den Mund, ſprengte es gegen die Aelteſten und wünſchte ihnen Glück und Wohlergehen. Ich gab ihnen und dem Mtangi mein Abſchiedsgeſchenk, und ſo ſtand der Abreiſe nichts mehr im Wege.

17. Sept. Ich ſchied von Yata mit eigenthümlichen Gefühlen. Es ſchmerzte mich, daß es mir nicht vergönnt war, einen längern Miſſions-Verſuch in Ukambani zu machen. Ich konnte nicht gerade ſagen, daß eine Miſſion in dieſem Land unmöglich ſei, denn die Yata-Leute waren freundlich gegen mich; aber ſo, wie meine Verhältniſſe waren, war es für mich eine Unmöglichkeit, zu bleiben. Ich hatte jedoch ſo viel erreicht, daß ich jetzt wußte, wie man es angreifen muß, um eine Miſſion in dieſem Land zu beginnen. Im Miſſions-Leben kommt es oft vor, daß der Anfang einer Station mit theuren Erfahrungen erkauft werden muß. Eine Station, die weit im Innern liegt, muß nie von einem einzelnen Miſſionar angefangen werden, ſondern wo möglich von Miſſionarien, welche treue Knechte, wo möglich Chriſten von den Küſtenſtämmen, zu Begleitern haben. Es muß daher die Miſſion an der Küſte erſt Früchte getragen haben, welche für das Innere benützt werden können. Wie wahr dieſer Satz iſt, ſieht man in der Geſchichte der Miſſionen in Weſt- und Südafrika. Sierra Leone liefert die Werkzeuge zur geiſtigen Eroberung der Stämme im Innern. Die Basler Miſſion thut daher ſehr wohl daran, wenn ſie nicht ſo ſehr eilt, die fernen Stämme im Innern zu erreichen, ſondern es ſich angelegen ſein läßt, an der Küſte eine feſte Baſis zu gewinnen. Es hat eben in der Miſſion, wie in allen Dingen, Alles ſeine Zeit und ſeine Entwicklung. Das Innere von Afrika iſt freilich unſer Ziel, aber die Küſte iſt der Weg zur Erreichung deſſelben. Sie muß den Punkt bilden, von dem aus das Innere aus den Angeln gehoben werden ſoll. Unter der Küſte verſtehe ich aber nicht gerade die unmittelbaren Küſtenorte, ſondern eine Ausdehnung von 30 bis 40 Stunden.

Als ich den Adi-Fluß (am Fuß von Yata) paſſirte, fand ich den Waſſerſtand weit geringer, als im Juli, weil jetzt weder in Kikuyu, noch in Ukambani Regenzeit war.

19. Sept. Wir lagerten uns im Hofe von Nduuda, eines Häuptlings in Kikumbuliu, in deſſen Dorfe wir Speiſevorrath für unſere Reiſe kauften. Die Leute fragten mich

beſtändig, ob ich nicht wiſſe, wann es regnen werde, und ob ich keinen Regen machen könne. Ich antwortete, wenn ich das könnte, ſo würde ich keine Kalabaſchen kaufen, um das Waſſer unterwegs in dieſen Gefäßen nachtragen zu laſſen. Die Frage gab mir Anlaß, von dem Schöpfer aller Dinge zu reden, der uns in ſeinem Sohne Jeſu Chriſto die beſte Gabe für Zeit und Ewigkeit geben wolle.

20. Sept. Wir verließen heute Kikumbuliu. Auf dem Weg begegneten wir einigen Kindern vom Berge Ngolia, welche Fleiſch von Giraffen trugen, die ihre Eltern gejagt hatten. Wir kauften eine Quantität Fleiſch für Salz, das in Ukambani einen Werth hat. Die Kinder hielten uns zuerſt für Räuber und wollten vor uns fliehen, nachdem ſie ihre Laſten weggeworfen hatten. Ich ſchenkte ihnen etwas Salz, um ihnen Muth zu machen. Abends lagerten wir uns in Mdido wa Andei.

21. September. Wir reisten mehrere Stunden über eine holzreiche Gegend. Als wir um Mittag unter einem Baum ausruhten, ſtießen 3 Wakamba zu uns, die einen großen Elephantenzahn trugen. Sie erreichten uns gerade zur rechten Zeit, denn wir beſchloßen, den Weg durch die Waldgegend einzuſchlagen, um den Räubern (Aendi) von Kilima Kibomu zu entgehen. Da meine Leute den Weg nicht recht wußten, ſo dienten uns die Wakamba als Wegweiſer. Ich dankte Gott für dieſe gute Fügung ſeiner Vaterhand. Wie wahr iſt doch das engliſche Sprüchwort: „Man's extremity is God's opportunity," des Menſchen Verlegenheit iſt Gottes Gelegenheit.

Es iſt freilich keine Vergnügungs-Reiſe, durch einen afrikaniſchen Zakka, d. h. Dornenwald zu wandern oder vielmehr zu kriechen, wo noch überdieß Hunger und Durſt, Gefahr vor wilden Thieren und wilden Menſchen dem Reiſenden drohen, der Ermüdung durch das Fußreißen nicht zu gedenken.

22. September. Wir ſetzten unſere Reiſe fort in dem dornenvollen, dicken Wald. Da unſer Waſſervorrath zu

Ende war, und die große Hitze uns sehr durstig gemacht hatte, so strengten wir alle Kräfte an, um den Fluß Zawo zu erreichen. Wir kamen um Mittag an die rothen Hügel, welche das Galla-Land von der Wildniß trennen und welche eine Fortsetzung der Ndunguni-Hügel sind. Ich passirte dießmal den schönen Fluß weit östlicher als früher, und zwar an einer Stelle, wo die Ufer nicht sehr hoch waren. Ich überschritt ihn jetzt in einer Zeit, wo es weder in Dschagga noch in der Umgegend regnete, und doch fand ich den Fluß eben so tief als früher. Ich könnte mir diese Erscheinung nicht erklären, wenn ich nicht wüßte, daß der ewige Schnee des Kilimandscharo die Quelle dieses Stromes ist. Nachdem wir den Zawo passirt hatten, traten wir in einen noch größern Wald hinein, wo meine Leute die Richtung ganz verloren hätten, wenn sie sich nicht dadurch zu helfen gewußt hätten, daß sie hohe Bäume erkletterten, um nach den Spitzen des Kilima Kibomu und des Ndara-Berges zu sehen.

23. September. Als wir diesen Morgen durch einen etwas offenen Wald marschirten, warfen meine Leute auf einmal ihre Lasten weg, und flohen nach allen Richtungen, ohne mir den Grund der eiligen Flucht anzugeben. Ich rannte ihnen nach, in der Meinung, sie hätten Räuber gesehen, denn ich konnte mir nicht denken, daß sie vor wilden Thieren fliehen würden. Nachdem sie etwa 300 Schritte weit sich entfernt hatten, stand ein Mnika stille und sagte, es ist genug, nun werden sie fort sein. Als ich fragte, „wer wird fort sein?“ antwortete er: „die Elephanten.“ O ihr Dummköpfe, sagte ich, warum fliehet ihr vor diesen? wenn ich dieß gewußt hätte, so hätte ich mir nicht die Mühe genommen, euch nachzurennen.

Im Rennen verlor ich meine Flintenkugeln und mein Sackmesser, mein Wasserkrug fiel mir aus der Hand, und die Kalabasche meines Knechts Muambawa zerbrach. Die Kugeln fand ich wieder, aber das Messer blieb verloren. Am meisten aber bedauerte ich den Verlust des Wassers. Die Wakamba waren viel beherzter als die feigen

Wanika. Sie giengen blos auf die Seite und ließen die Thiere vorüber ziehen. Ich sah sie gar nicht. Im Rennen drang ein spitziges Stück Holz durch die Sohlen meiner Schuhe und gieng mir in den Fuß, so daß ich große Schmerzen fühlte und jetzt nur hinkend reisen konnte. Abends machten wir ein Dorngehege um unser Lager, kochten unser Abendessen und löschten dann das Feuer aus, um nicht von Räubern bemerkt zu werden. Wir hielten uns in einer Entfernung von etwa 5 Stunden von Kilima Kibomu, waren aber dem Galla-Land sehr nahe.

24. September. Wir reisten diesen Morgen über schwarzen, fetten Boden, welcher nur wenig mit Bäumen und Gebüsch bedeckt war, und wo die Räuber uns leicht hätten bemerken können, weßhalb wir in größter Eile marschirten. Um 10 Uhr kamen wir in den großen Wald, der den Woifluß umgibt. Wir liefen lange im Kreis herum, bis wir einen Ausweg fanden. Meine Leute stiegen wieder auf Bäume, um nach den Bergen zu schauen. Da wir kein Wasser in dem sandigen Bett des Woi fanden, so beschloßen wir, eine Partie von uns nach Mbuyuni zu senden (eine Stelle am Fuß des Berges Ndara), wo es das ganze Jahr hindurch Wasser hat. Ehe meine Leute aber nach dem Wasserort gehen konnten, war es nöthig, daß wir die Hochstraße (wenn man so sagen will) nach Ukambani erreicht hätten. Um dahin zu gelangen, reisten wir durch einen Wald, der wirklich für Menschen undurchdringlich wäre, wenn nicht die Elephanten und Nashörner Bahn gemacht hätten. O wie nützlich sind diese Thiere in solchen Waldgegenden, und man muß es beklagen, wenn sie hinweggeräumt werden, weil sie die Bereiter der Wege und Straßen in diesen Wildnissen sind. Gewiß, wenn manche Europäer in diesen afrikanischen Wildnissen reisen müßten, so würden sie mehr danken für die guten Wege und Straßen, für das gute Wasser, die guten Wohnungen und Kleider, den Schutz der Obrigkeiten und Gesetze, überhaupt für die vielen Wohlthaten des bürgerlichen Lebens. Nachdem wir den Weg gefunden und Wasser ge-

ſchöpft hatten, ſetzten wir unſere Reiſe auf einem betretenen Weg fort, in der Hoffnung, noch vor Abend den Hügel Kamlingo zu erreichen, was aber nicht geſchehen konnte. Gegen 4 Uhr Nachmittags umhüllte ſich der Himmel mit ſchwarzen Wolken und bald nachher kam ein ſtarker Regen, der uns nöthigte, ein Nachtlager zu beziehen. Glücklicher Weiſe fanden wir ein großes Dſchengo, d. h. ein Dorngehege, das eine Karawane neulich gemacht haben mußte. Es durfte uns jetzt um Waſſer nicht mehr bange ſein, wohl aber um Feuer, das wir nicht anzünden konnten, weil alles Holz und Gras naß war. Doch fanden wir noch trockenen Elephanten-Miſt, mit deſſen Hülfe wir im Stande waren, ein Feuer anzuzünden.

25. September. Ich ſchlief heute Nacht ſehr wenig, in Folge der kalten und feuchten Luft. Nach einigen Stunden erreichten wir die Waſſerſtation Wa, wo wir, in Folge des geſtrigen Regens, die Gruben mit Waſſer gefüllt fanden. Von dem hohen Hügel Wa hatte ich eine ſchöne Ausſicht auf die Wildniß, die wir in den letzten 5 Tagen durchzogen hatten. Ich ſah auch die zerſtreuten und iſolirten Hügel im Oſten von Kilimo Kibomu, welche die Verbergungs-Plätze der Räuber ſind. Der Hügel Ziombeti iſt nahe am Woi-Fluß. Wir waren in großer Furcht, als wir an ihm vorbei kamen und in den Woi hinabſtiegen.

Da ich in meinen Füßen ſehr leidend war, ſo wünſchte ich von Wa ſogleich aufzubrechen, um den Berg Maungu ſobald als möglich zu erreichen, und dort einen Tag auszuruhen, weil wir dort keine Gefahr zu beſorgen hatten. Einige meiner Leute beſtiegen den Berg, in der Hoffnung, einen kleinen Speiſevorrath kaufen zu können, allein ſie fanden nur zwei Familien von Ndara, welche nichts zu verkaufen hatten.

26. September. Wir verließen frühe unſer Lager, das durch Dornen und Bäume befeſtigt war. Um 10 Uhr erreichten wir die Ebene Kadiza oder Munda wa Wali, wie die Wanika dieſelbe nennen. Kadiza iſt der Kikamba-Name. Wir ſahen einige Straußen daſelbſt, die aber ſehr flüchtig waren. Abends lagerten wir uns in Kinagoni.

27. September. Hunger und Durſt trieb uns in aller Frühe weiter zu gehen. Als es Tag geworden war, ſahen meine Leute einen Büffel, der ſie ſo erſchreckte, daß ſie eilends die Laſten abwarfen und auf Bäume ſtiegen. Ich ließ mich dießmal nicht von ihrer dummen Furcht hinreißen, ſondern gieng bloß auf die Seite des Weges. Nachdem der Büffel längſt verſchwunden war, waren die Leute noch auf den Bäumen, von denen ſie nicht herabſteigen wollten, bis ich ganz allein weiter gieng, worauf ſie mir folgten. Es iſt erſtaunlich, wie feige die Wanika bei plötzlichen Zufällen ſich benehmen. Um 11 Uhr erreichten wir die Waſſerſtation Niekano, wo wir unſer Mittagsmahl, das aus einer Art Bohnen beſtand, kochten. Die Umgegend von Nſekano war ganz grün, da es vor einiger Zeit hier geregnet hatte. Die Regen verbreiten ſich von der Küſte bis Nſekano, höchſtens bis Maungu und Ndara. Daher kann dieſe Gegend grün ſein, während es weiter nach dem Innern hin ganz trocken und dürr iſt. Dagegen kann es im Innern ganz ſchön ſein, während Dürre an der Küſte herrſcht. Die zweite Regenzeit (die aber ſehr unregelmäßig iſt) iſt an der Küſte im September und October, während ſie im Innern im November und December ſtattfindet. Die erſte oder große Regenzeit beginnt in Mombas gewöhnlich im April, im Innern aber im Mai oder Juni.

Abends erreichten wir Ndunguni, wo wir übernachteten. Ich war jetzt ſo abgemattet und elend in Folge der forcirten Märſche, daß ich in der That hätte unterliegen müſſen, wenn die Reiſe einige Tage fortgedauert hätte. Die Wakamba verließen uns hier, da ſie fürchteten, ihres Elephanten-Zahnes beraubt zu werden, wenn ſie offen durch das Duruma-Gebiet reiſen würden. Meine Wanika würden ſie in der That beraubt haben, wenn ſie nicht in meinem Dienſt geſtanden wären, und zwar darum, weil die Wakamba in Mudumoni die Wanika, wie oben erwähnt, beraubt hatten. Jedes Vergehen, das ſich die Wakamba im Innern erlauben, wird an der Küſte gerächt, und umgekehrt rächen ſich die Wakamba

im Innern an den Wanika, wenn dieſe ihre Landsleute an der Küſte beleidigen.

28. Sept. Wir brachen frühe von Ndunguni auf und reisten öſtlich durch eine Gegend im Duruma-Gebiet, die bisher keiner der Miſſionarien geſehen hatte. Es war ein herrlicher Landſtrich, den früher die Duruma-Leute angebaut, aber ſpäter verlaſſen hatten. Wir paſſirten einen Bach, deſſen Waſſer ſo ſalzig war wie Meereswaſſer. Ich hatte nie vorher von dieſem merkwürdigen Bach gehört, wo die Wanika ihr Salz bereiten könnten, ſo daß ſie nicht nöthig hätten, es von den Arabern zu kaufen. Um 10 Uhr erreichten wir Mafumba, das erſte bewohnte Dorf, das wir ſahen, ſeitdem wir Kikumbuliu verlaſſen hatten. Es wird von den Wanika des Duruma-Stammes bewohnt. Der Häuptling des Orts gab mir eine große Kalabaſche Milch und einen Brei (Sima), welcher aus Waſſer und Welſchkornmehl bereitet wird. Ich ließ mir dieſe Delikateſſen zu viel ſchmecken, daher ich Leibweh bekam. Von Mafumba kamen wir nach dem zerſtörten Dorf Fuga, das früher der Mittelpunkt der Durumas geweſen war. Nach kurzem Marſch paſſirten wir den Fluß Muadſche, welcher ſein Waſſer von dem Ndunguni-Hügel erhält und das Duruma- und Rabbai-Gebiet von einander ſcheidet. Die Rabbai-Häuptlinge haben hier einen Theil ihres Gebiets den Wakamba gegeben, welche viele Dörflein angelegt haben und Viehzucht, Ackerbau und Handel treiben.

Abends erreichte ich müde und matt meine Hütte in Rabbai Mpia, wo ich meine Freunde wohl antraf, außer Kaiſer und Metzler, welche noch fieberkrank waren, wie ich ſie im Juli verlaſſen hatte. Da man mich an der Küſte ſchon für todt ausgegeben hatte, ſo war die Freude bei meinen Freunden, ſowie bei den Wanika groß, als ſie mich wohlbehalten ankommen ſahen.

Das Reſultat, welches ſich in Folge dieſer Reiſe nach Ukambani für die Miſſionarien herausſtellte, iſt folgendes:

1) Da der Weg nach Ukambani bedeutend gefährdet iſt,

theils durch die Galla, theils und hauptſächlich durch die Aendi von Kilima Kibomu,

2) da der finſtere Aberglaube, hauptſächlich aber die Geſetz- und Ordnungsloſigkeit, die Treuloſigkeit, der Wankelmuth, die Habſucht der Wakamba ſehr groß, folglich ein bleibender Aufenthalt unter ihnen ſehr unſicher und zweifelhaft iſt,

3) da die Entfernung von der Küſte bis Yata wenigſtens 110 Stunden beträgt, alſo die Verbindung mit Rabbai ohne Zwiſchenſtation ziemlich ſchwierig iſt, ſo ſcheint, daß zuerſt eine Zwiſchenſtation in Kadiaro, oder in Ndara, oder auf dem Bura errichtet werden ſollte, ehe die Ukambani-Miſſion in Angriff genommen wird. Dieſe Miſſion darf wohl aufgeſchoben (wenigſtens ſo lange nicht mehr Miſſions-Arbeiter in Rabbai vorhanden ſind), aber nicht aufgehoben werden, weil die Wakamba mit ſo vielen Stämmen im Innern in Verbindung ſtehen, welche nur durch Ukambani erreicht werden können. Zwar bietet ſich von Ukambani aus kein Weg nach Uniameſi dar, wie ich früher vermuthet hatte, aber ein Weg zu vielen andern Stämmen und, wie es ſcheint, gerade zu denjenigen Stämmen, welche die Gegend der Nilquellen bewohnen. Auch liegt es immerhin im Bereich der Möglichkeit, daß von Ukambani aus die Südländer Abeſſiniens, alſo Suſa und Kaffa u. ſ. w., erreicht werden können. Auch ſcheint die Möglichkeit gegeben zu ſein, in Kikuyu, wohin der Weg durch Ukambani führt, mit den Wakuaſi in Berührung zu kommen, weil dort an vielen Orten die Kikuyuaner mit den Wakuaſi zuſammenleben ſollen. Daß freilich die Reiſe nach Ukambani und noch mehr der Aufenthalt in dieſem Lande ſchwierig und ungewöhnliche Selbſtverläugnung von Seiten des Miſſionars verlangt, das darf nicht verſchwiegen werden. Aber was wagen nicht die Wakamba ſelbſt, welchen Gefahren ſetzen ſie ſich nicht aus auf ihren Jagden und Reiſen, blos um irdiſchen Gewinnes willen; ſollte ſich der Miſſionar von ihnen beſchämen laſſen, der ewige Schätze zu bringen und zu gewinnen hat? Doch Eines wäre ſehr wünſchens-

werth, daß er von der Küste aus treue Diener und wo möglich einige eingeborene christliche Katechisten mit in's Innere nehme. Könnten diese in Rabbai gefunden werden, so wäre es desto besser. Müßten sie aber erst in Bombay oder auf der Insel Mauritius unter den vielen Ostafrikanern, die dort sich aufhalten, gebildet werden, so müßte man sich eben zu diesem Mittel bequemen, wenn kein anderer Ausweg gefunden werden kann.

Ehe ich meinen Reisebericht nach Ukambani beschließe, will ich noch das Wichtigste in Beziehung auf die Sitten und Gebräuche der Wakamba und der oft erwähnten Wakuafi und Masai zusammenstellen.

A. Wakamba.

1) Was den Ursprung der Wakamba (welche von den Suahilis Warimangao genannt werden) betrifft, so sollen sie von Südosten aus der Nachbarschaft von Dschagga gekommen sein. Wahrscheinlich wurden sie durch das Vordringen der Wakuafi und Masai nach Norden und Osten getrieben, wo ihnen mehr gebirgiges Land offen stand, das jenen Barbaren bis jetzt gleichgiltig gewesen ist, da sie nur grasreiche Ebenen für ihre großen Viehheerden aufsuchen und daher schwächere Stämme immer aus solchen verdrängen. Zuerst waren es kleine Parthien von Wakamba, welche das Land, das sie jetzt bewohnen, in Besitz nahmen. Nach und nach kamen größere Züge. Da die Wakamba nicht ausschließlich von der Viehzucht leben konnten, so fiengen sie an, das Land zu bauen. Aber obgleich sie ihr Wanderleben aufgeben mußten und sie sich an feste Wohnsitze gewöhnt hatten, so gaben sie doch den Verkehr mit den Stämmen, mit denen sie vor ihrer Vertreibung auf freundlichem Fuß gestanden hatten, nicht auf, sondern besuchten sie von Zeit zu Zeit und brachten solche Handelsartikel, die ihnen angenehm waren. Sie suchten überhaupt mit allen Stämmen, die nicht so wild wie die Masai und Galla waren, zu verkehren. Zuletzt fanden sie Zugang

zu der Küste von Mombas, wo sie sich in dem Gebiet der Wanika niederließen, Ackerbau und Viehzucht, hauptsächlich aber Handel trieben, mit der Küste sowohl, als mit dem Innern, wodurch sie sich großen Reichthum erwarben, da der Elfenbeinhandel hauptsächlich in ihren Händen ist. Ihre Kühe, Schafe, Ziegen und ihr Schmalz wurden von den Suahilis und Wanika gekauft. Die letztern Stämme hatten die Wakamba gerne, und ebenso erkannten die Wakamba ihren Vortheil an der Küste. Die Suahili verkaufen an die Wakamba Baumwollenzeug (Amerikano), blauen Kaliko, Glasperlen, Kupfer- und Messingdrath, Röthel, schwarzen Pfeffer, Salz, Luahu, blauen Vitriol (Zink) u. s. w. und erhalten dagegen Vieh und Elfenbein.

2) Die Wakamba haben gerade keine häßlichen Gesichtszüge, und in keinem Fall gehören sie zum Negergeschlecht. Die Lippen sind etwas aufgeworfen, die Augen ziemlich groß, das Kinn etwas spitzig, der Bart schwach oder ganz fehlend, die Zähne weiß und künstlich gespitzt, die Haut glatt und schwärzlich, meist aber roth gefärbt mit Röthel; die männlichen und weiblichen Gestalten sind schlank, das Haar entweder rasirt oder drathartig in Locken frisirt.

Die Wakamba gehen fast ganz nackt. Sie haben zwar Kleider, aber bedecken sich nicht damit. Gewöhnlich haben sie nur einen Lumpen um die Schamtheile gewunden. Die Weiber binden um die Schamtheile kleine Felle, welche mit Glasperlen sehr verziert sind, während die Brust, überhaupt der Oberleib und die Füße ganz bloß gelassen werden. Die Wakamba beschmieren ihren Leib mit Butter und Röthel, wodurch ihre natürliche Farbe entstellt wird. In den Haaren, welche sie wie kleine Schnüre zwirnen, haben sie oft eine Masse weißer Glasperlen hängen. Am Nacken, an den Lenden und den Fußknöcheln tragen sie kupferne Kettchen oder Schnüre von Glasperlen von verschiedener Farbe. Diese Kettchen sind sehr klein und niedlich gemacht von Wakamba-Schmieden. Ueberhaupt hängen sie Alles, was ihnen gefällt, an ihren Körper; sogar Thaler durchstechen sie, um sie anzu-

hängen. Die Liebe zum Schmuck findet ſich bei allen afrikaniſchen Völkern, die ich geſehen habe.

3) Die Wakamba heirathen erſt, wenn die Jünglinge und Jungfrauen mannbar ſind. Der Bräutigam muß den Eltern der Braut eine Anzahl Kühe geben, und muß dann erſt noch die Braut, ſo zu ſagen, mit Gewalt oder mit Liſt rauben, indem die Eltern und Verwandte ſie ihm nicht ohne Kampf überlaſſen. Oft muß er der Braut auf dem Feld oder am Brunnen auflauern. Die Wakamba heirathen nach Vermögen mehrere Frauen. Diejenige Frau, welche ſich durch Schönheit, Fruchtbarkeit, Verſtand, Erfahrung und Anhänglichkeit an ihren Mann auszeichnet, wird als die Hauptfrau angeſehen. Die Frauen haben Mehl zu mahlen, Holz zu holen, das Land zu bauen u. ſ. w.

Die Wakamba ſind ſehr geſchwätzig, lärmend, unzuverläſſig und habſüchtig. An der Küſte ſind ſie als Diebe verſchrieen. Jedenfalls ſind ſie große Bettler und große Lügner. Sie können oft auch großmüthig handeln. Auf der Jagd und auf den Reiſen ſind ſie muthig und unternehmend und können große Beſchwerden ertragen. Im Allgemeinen ſind ſie ſehr lebhaft, begaffen einen Fremden und tanzen wie Kinder um ihn herum. Aber obgleich ſie harmlos erſcheinen, ſind ſie doch leicht reizbar und laſſen ſich ſchnell zum Zweikampf und ſogar zum Mord und Todſchlag hinreißen. Das Bewußtſein ihres Reichthums und ihrer Unabhängigkeit macht ſie ſtolz und aufbrauſend und läßt ſie andere Stämme, die ärmer ſind als ſie, leicht verachten.

4) Die Wakamba, deren Zahl ſich auf 70,000 Seelen belaufen mag, haben keinen König oder Häuptling, der von der ganzen Nation anerkannt wäre. Auch haben ſie keine Geſetze, die allgemein bindend ſind. Jedes Familien- und Dorf-Oberhaupt regiert in Verbindung mit den Aelteſten des Orts die ihm angehörigen Leute nach den alten Sitten und Gebräuchen des Landes. Reichthum, Macht der Rede, eine imponirende Perſönlichkeit und vorzüglich der Ruf der Zauberei und Regenmacherei bilden die Bedingungen, unter wel-

chen ein Mkamba zu Macht und Anſehen gelangen und ſich den Gehorſam ſeiner Landsleute erwerben kann. Kiwoi beſaß alle dieſe Eigenſchaften in hohem Grade; daher ſein großer Einfluß in Ukambani.

5) Der große Aberglaube der Wakamba offenbart ſich hauptſächlich in der Zauberei, wodurch Einer dem Andern zu ſchaden, d. h. ſein Vieh und anderes Eigenthum, oder ſeine Geſundheit verderben zu können und zu wollen vorgiebt; in der Regenmacherei, wodurch der Regenkünſtler Macht über Wind und Wolken ſich anmaßt; in dem Tragen von Bockshörnern (Kilito), worin ſeltene und geheime Arzneien verborgen ſein ſollen, welche gegen Feinde auf der Reiſe ſchützen; in der Vogelſchau, womit Unternehmungen begonnen oder unterlaſſen werden; endlich in der Furcht vor böſen Geiſtern, denen ſie Opfer bringen. Wie die übrigen oſtafrikaniſchen Stämme, ſo haben auch die Wakamba eine ſchwache Idee von einem höchſten Weſen, das ſie Mulungu nennen. Sie haben, wie auch die andern Stämme, keine Idole, haben es alſo noch nicht bis zum Fetiſchismus gebracht. Da die Wakamba keine religiöſen Bedürfniſſe haben, ſondern ganz in den Materialismus verſunken ſind, ſo haben ſie auch wenig religiöſe Vorſtellungen. Die weſtafrikaniſchen Völker ſind hierin, wie in ſo vielen andern Rückſichten, den oſtafrikaniſchen weit überlegen. Daß die oſtafrikaniſchen Heiden nicht vollends ihren ſchwachen Begriff von einem höchſten Weſen, dem Mulungu, verloren haben, haben ſie vielleicht dem Muhamedanismus zu verdanken, mit dem ſie durch den Handelsverkehr ſeit Jahrhunderten in Berührung gekommen ſind.

6) Die Nahrung der Wakamba beſteht hauptſächlich in Milch und Fleiſch und einem dicken Brei, den ſie aus Welſchkornmehl durch Kochen im Waſſer bereiten. Ihr Getränk bereiten ſie theils aus dem Saft des Zuckerrohrs, theils aus Hirſe. Während die Weiber die Haus- und Feldgeſchäfte beſorgen, ſitzen die Männer in kleinen Haufen beiſammen, trinken, lachen und unterhalten ſich mit einander.

7) Die Häuſer oder Hütten der Wakamba ſind aus Holz

erbaut. Kurze Stangen werden in den Boden gesteckt, und so eine runde Mauer gebildet, über welche ein rundes Dach aus Stäben angebracht ist, das mit Gras bedeckt und durch einen dicken Pfosten in der Mitte befestigt wird. Die Thüre der Hütte ist sehr niedrig und eng, so daß man fast hineinkriechen muß. In dieser Hütte haben sie ihre wenigen Geräthschaften, z. B. Töpfe von Thon, Kalabaschen für das Wasser, ihr Getraide, das sie zwischen zwei Steinen mahlen, ihren Feuerplatz zwischen drei Steinen, auf welche der Topf gesetzt wird, ihre Bettstätte, die aus Bambus oder Stäben von Holz besteht, welche auf zwei Pfosten unten und oben ruhen; ihre kleinen Stühle zum Sitzen, welche sie überallhin mit sich nehmen; ihre Säcke, welche sie aus den Fasern einer Rinde bereiten; ihre Beile oder Aexte, welche sie zum Holzhauen gebrauchen, und welche sie aus hartem Eisen verfertigen; ihre Messer und langen Schwerter, die sie selbst schmieden, und ihre Tabakspfeifen und ihren Tabak, sowie ihre Stäbe aus hartem Holz, womit sie den Boden aufbrechen, ehe sie demselben das Saatkorn übergeben; endlich ihre Bogen und vergifteten Pfeile, ihre Trommeln und Kriegshörner, welche sie zum Zusammenrufen der Kriegsmannschaft gebrauchen.

8) Das Sclavenwesen hat in der neuern Zeit viel Eingang bei den Wakamba gefunden. Im Innern kaufen sie Sclaven in Mbe, und an der Küste von den Suahili, welche für Kühe, Ziegen, Elfenbein u. s. w. Sclaven verkaufen. Die Sclaven im Innern sind meist Kriegsgefangene.

Es ist sehr zu fürchten, daß der zunehmende Wohlstand der Wakamba die Sclaverei vermehren wird. Die Suahilis können die Sclaven wohlfeil geben, weil sie sie nicht mehr nach Arabien senden dürfen.

9) Edle Metalle sind in Ukambani noch nicht gefunden worden, aber viel Eisen gibt es, das sehr gut ist, und das von den Eingebornen in Mombas dem Eisen, das aus Indien kommt, vorgezogen wird. Sie stellen es dem Suci-Eisen, das wahrscheinlich schwedisches Eisen bezeichnen soll,

n die Seite, und in der That, es gibt ihm an Härte wohl enig nach.

B. Die Wakuaſi und Maſaiſtämme.

Die Wakuaſi und Maſaiſtämme, die ſich ſelbſt Orloikob der Loikob, loigob (singular orloikobani) d. h. Beſitzer es Landes, Eingeborne, Ureinwohner nennen, bewohnen ein flachland von 4 bis 6 Breitengraden im Innern von Oſtfrika. Sie erſtrecken ſich etwa 2 Grade über den Aequator nd 4 Grade ſüdlich von demſelben. Die Namen „Wakuaſi nd Maſai" werden ihnen von den Küſtenſtämmen gegeben. hre Sprache iſt von dem großen ſüdafrikaniſchen Sprachamm (den ich den Orphno-Hamitiſchen nenne) ganz verſchieden, at dagegen in lexicographiſcher Beziehung einige Verwandtſchaft mit einem ſehr alten Arabiſch, das ich das Kuſchitiſcharabiſche nenne. Ihre Lebensweiſe iſt nomadiſch. Wo ſie Waſſer und Gras finden, da lagern ſie ſich oft mehrere Monate. Sie leben blos von Milch, Butter, Honig, und Fleiſch von Kühen, Ziegen, Schafen und Wildpret, das ſie erjagen. Gegen Ackerbau haben ſie eine große Abneigung, da ſie meinen, er Genuß von Getreide mache die Leute ſchwächlich und aſſe nur für die verachteten Volksſtämme auf den Bergen, während der Genuß von Fleiſch und Milch ſtark und tapfer nache. Wenn es ihnen an Vieh fehlt, ſo unternehmen ſie Raubzüge gegen die Stämme, von denen ſie wiſſen, daß ſie m Beſitz von Viehheerden ſind. Sie ſagen, der Engai (Himmel, Gott) habe ihnen alles Vieh gegeben, keine andere Nation ürfe ſolches beſitzen. Wo ſich eine Viehheerde befinde, da ſeien ie Wakuaſi und Maſai berufen, ſie mit Gewalt zu holen. Dieſem Grundſatz gemäß ziehen ſie hunderte von Stunden weit, um ihren Zweck zu erreichen. Sie machen Einfälle in as Gebiet der Wakamba, der Galla, der Wadſchagga und elbſt der Wanika an der Seeküſte. Da ſie gefürchtete Krieger ind, die alles mit Feuer und Schwert vertilgen, ſo wagen s die ſchwächern Stämme nicht, ihnen im offenen Feld zu

widerſtehen, ſondern überlaſſen ihnen ihre Heerden und ſuchen nur ſich ſelbſt durch die eiligſte Flucht zu retten.

Die Waffen der Maſai und Wakuaſi ſind: Spieße, große lange Schilde und ein Knüttel oder Klub (der oben dick und rund iſt, mit dem ſie 50—70 Schritte weit, mit der größten Genauigkeit werfend, dem Feind die Hirnſchale einſchlagen können. Dieſe Waffe iſt es vorzüglich, vor der ſich die Oſtafrikaner und ſelbſt die Suahili-Flintenmänner fürchten. Die Wakuaſi verbergen ſich hinter ihren langen Schilden, bis ſie dem Feind ſo nahe kommen, daß ſie guten Gebrauch von ihren Keulen machen können. Sie wollen ſiegen oder ſterben, denn ſie fürchten den Tod nicht.

Was den Urſprung dieſer ſchrecklichen Barbaren betrifft, ſo haben ſie die Sage, daß der Engai (Himmel, Gott) in der Urzeit einen Mann Namens Neiterkob oder Neiterukob auf den Orldoinio eibor (Weißberg, Schneeberg, der bei den Wakamba Kegnia heißt) geſetzt habe. Dieſer Mann war eine Art Halbgott, denn er war über die Menſchen erhaben und doch auch nicht der Engai. Die Nachricht von dieſem außerordentlichen Weſen, das auf dem weißen Berg wohnte, erreichte einen Mann Namens Ndſchemaſi Enauner, der mit ſeinem Weibe Sambu auf dem hohen Berg Sambu wohnte, welcher ſüdweſtlich vom Orldoinio eibor liegt, aber keinen ewigen Schnee hat. Durch die Fürbitte des Neiterkob wurde das Weib Sambu ſchwanger und gebar eine Anzahl von Kindern, welche die Stammväter der Wakuaſi und Maſai wurden. Neiterkob lehrte den Ndſchemaſi Enauer unter Anderm auch die Bezähmung der wilden Kühe und Büffel, welche am Fuß des weißen Berges in Unzahl herumſtreiften. Dadurch wurde den Wakuaſi die Sitte des Hirten- und Nomadenlebens eingepflanzt, die ſie bis auf den heutigen Tag beibehalten haben. Als Neiterkob auf dem weißen Berg plötzlich verſchwunden war, kehrte Ndſchemaſi auf den Berg Sambu zurück, welcher von da an der Hauptſitz der Maſai wurde, während die Wakuaſi, die Brüder der Maſai, den weißen Berg als ihre urſprüngliche Heimath betrachten und ſich heute

noch aus weiter Ferne dahin begeben, wenn ſie dem Engai Opfer bringen und ihn um Regen, Geſundheit, Vieh u. ſ. w. bitten wollen. Das weite grasreiche Flachland, das ſich ſüdöſtlich vom weißen Berg ausbreitet, heißt Kaptei oder Kaputei, wo ſich die Urſtämme der Wakuaſi aufhalten. Sie haben alſo gerade das Land in Beſitz, das ſich zwiſchen den Schneebergen Kilimandſcharo und Kegnia befindet, und ſie ſitzen an den Quellen des weißen Fluſſes, wie ſich die wilden Agaus in Abeſſinien an den Quellen des blauen Fluſſes herumtreiben. Uebrigens haſſen ſich die beiden Bruderſtämme (Wakuaſi und Maſai) auf's Tödtlichſte, was jedoch ein Glück für die ſchwächern afrikaniſchen Stämme iſt; denn wären ſie vereinigt und von Einem Oberhaupt regiert, ſo wäre es um die Exiſtenz der oſtafrikaniſchen Stämme geſchehen, die ihnen nicht widerſtehen könnten, ſelbſt die wilden Galla nicht ausgenommen, die vor den Wakuaſi und Maſai fliehen und höchſtens durch Liſt, aber nie in offener Feldſchlacht ihnen gefährlich werden.

Was die phyſiſche Beſchaffenheit der Maſai und Wakuaſi betrifft, ſo ſind ſie große und ſchlanke Geſtalten mit ſchönen Geſichtszügen von etwas heller Farbe. Sie haben die meiſte Aehnlichkeit mit den Somali, welche man für Muhamedaniſirte Galla hält, die vom Dſchub-Fluß (unter dem Aequator) an bis zur Bai von Tadſchurra, in viele Stämme getheilt, die Oſtküſte von Afrika bewohnen. Wegen ihrer ſchönen Geſtalt ſind die Maſai und Wakuaſi-Sclaven, beſonders die Mädchen, von den Suahilis und Arabern an der Küſte ſehr geſucht. Sie ſind auch an ihre muhamedaniſchen Herren ſehr anhänglich, vorausgeſetzt, daß dieſe keine Arbeiten (z. B. Ackerbau), welche ihrem Geſchmack und ihrer Gewohnheit widerſtreben, von ihnen verlangen.

Da die Wakuaſi und Maſai ſich für die ausſchließlichen Beſitzer der Ebenen und Wildniſſe, und der Quellen und Flüſſe in denſelben, ihrer Viehheerden wegen, betrachten, ſo greifen ſie die Bergbewohner nicht an, wenn dieſe ſich auf ihre Berge beſchränken und nicht in das Flachland herab-

ſteigen und daſſelbe anpflanzen und abweiden wollen, wiewohl ſie in neueſter Zeit mehrmals den Entſchluß gefaßt haben ſollen, ſich in den Beſitz des Berges Kadiaro zu ſetzen, um von da aus ihre Raubzüge gegen die Galla, Wanika und Suahili leichter bewerkſtelligen und dieſe Küſtenvölker von den Zugängen ins Innere ausſchließen zu können.

Da wo die Maſai und Wakuaſi ſich auf längere Zeit aufhalten, bauen ſie eine große Stadt Orlmaniara (eine kleinere Stadt heißt Engang und eine Niederlaſſung, welche anfängt, wichtig und groß zu werden, wird Enganaſſa genannt), in der ſie Hütten errichten, welche mit Ochſenhäuten oder Gras bedeckt und mit einem Gehege von Dornen und Gruben umgeben werden, um einen plötzlichen Ueberfall der Feinde abzuwehren. Die Stadt wird bewacht von den Elmoran, d. h. den jungen Leuten von 20 bis 25 Jahren, welche ſo zu ſagen eine ſtehende Armee bilden, die immer in Bereitſchaft iſt, um feindliche Angriffe abzuſchlagen und Einfälle in das Gebiet fremder Stämme zu machen. An ihrer Spitze ſteht der Orlkibroni oder Häuptling, der durch Weisheit, Beredtſamkeit, Tapferkeit und Reichthum an Vieh u. ſ. w. ſich auszeichnen muß. Er leitet in Verbindung mit dem Orleibon (Zauberer, Arzt, Regenmacher, Wahrſager und Schauer der Eingeweide) die Angelegenheiten der Wakuaſi- und Maſai-Republiken. Seine Würde iſt nicht erblich, denn er kann abgeſetzt, ja getödtet werden, wenn er mehrere Male von den Feinden geſchlagen wird.

Die Altersſtufen ſcheinen bei den Wakuaſi und Maſai noch mehr als bei den Wanika und andern Stämmen abgetheilt zu ſein. Die Kinder (Engera) verweilen bei den Müttern und alten Leuten, welche die Heerden weiden und die Hausgeſchäfte beſorgen; die Knaben (Leiok) von 14 bis 20 Jahren gehen den Spielen und der Jagd nach; die Jünglinge (Elmoran) von 20 bis 25 Jahren (welche bei den Wanika die Geſellſchaft der Kambe bilden) ſind die Krieger; die älteren Männer, welche verheirathet ſind und Eldei heißen, gehen theils in den Krieg, theils jagen ſie Elephan-

ten, Büffel u. ſ. w. Die ganz alten Männer, die elkidſcharo oder elkimiriſcho heißen, bleiben zu Hauſe und leiten die übrigen Altersſtufen durch ihre Weisheit und Erfahrung. Die Jungen haben großen Reſpekt vor ihnen. Die Jungfrauen heirathen erſt, wenn ſie völlig mannbar ſind. Das weibliche Geſchlecht bedeckt ſich mit ledernen Röcken, welche bis über die Knie reichen. Die Wakuaſi und Maſai heirathen mehrere Frauen, welche von dem Bräutigam durch eine Anzahl Kühe, welche den Eltern gegeben werden müſſen, erkauft werden. Jede Familie erkennt ihre Kuhheerde durch beſondere Zeichen, welche den Thieren eingebrannt werden.

Wie alle Oſtafrikaner lieben die Wakuaſi und Maſai den Tabak leidenſchaftlich, gebrauchen ihn aber mehr zum Schnupfen als zum Rauchen. Sie beziehen ihn hauptſächlich aus Kikuyu, Dſchagga und Uſambara, mit welchen Ländern ſie einige Verbindung haben. Auch erhalten ſie ihn, ſowie Kleider, Glasperlen, Kupferdraht u. ſ. w. von den Suahili-Händlern, welche in Karawanen von 600—1000 Mann (die größtentheils mit Flinten bewaffnet ſind) ſtark in die Wakuaſi- und Maſai-Länder gehen, um Elfenbein zu holen, manchmal aber faſt alle getödtet werden.

Als Getränk dient den Wakuaſi und Maſai das Olmarua oder Honigwaſſer, denn Honig haben ſie im Ueberfluß. Ihr Hausrath beſteht hauptſächlich in Kalabaſchen, Lederſäcken, Körben und Töpfen. Dieſe Dinge werden von den Frauen, oder auf Eſeln weiter getragen, wenn die Wakuaſi in eine andere Gegend wandern.

Löwen, Elephanten, Büffel, Nashörner, Leoparden, Hyänen, Wildſchweine, Giraffen, Schakale, Zebras, Affen, viele Arten von Antilopen, Krokodile, Nilpferde giebt es in Menge in den Maſai- und Wakuaſi-Ländern.

Gegen Bettler, Blinde und Fremde (d. h. von ihrer Nation) ſollen die Wakuaſi ſehr freigebig und gütig ſein, aber gegen die Olmagnati, d. h. Leute von andern Stämmen, haben ſie gleich Verdacht und treten ihnen feindlich entgegen; daher die Suahili-Händler ſich mit großer Vorſicht und mit

überlegener Zahl ihnen nahen müſſen. Sclaven machen die Wakuaſi und Maſai nicht, verkaufen auch keine Menſchen. Im Krieg tödten ſie Männer und Weiber, höchſtens laſſen ſie kleine Mädchen leben. Die Wakuaſi, welche an die Küſte verkauft werden, ſind von den Nachbarſtämmen heimlich, oder bei plötzlichen Ueberfällen geraubt.

Es giebt jedoch einzelne Stämme im Innern, z. B. die Wandurobo, Elkonono und Wamau, welche in einem Sclavenverhältniß zu den Maſai und Wakuaſi ſtehen, wie die Dahalo zu den Galla an der Küſte von Malindi. Dieſe Leute müſſen für die Maſai und Wakuaſi Elephanten jagen und ſonſtige Geſchäfte verrichten, z. B. Spieße, Schwerter und Meſſer machen.

Bei Begräbniſſen ſcheinen die Maſai und Wakuaſi nicht das Geheul, den Lärm und Tanz zu veranſtalten, der bei den Ackerbau treibenden Stämmen des öſtlichen Afrikas ſo gewöhnlich und entſetzlich iſt.

Auch ſollen ſie keine beſondere Ruhetage haben, wie z. B. die Wanika, welche je am vierten Tag nicht arbeiten, ſondern freſſen und ſaufen.

Beſchneidung ſoll unter den Wakuaſi und Maſai ſtattfinden, wie unter den übrigen Völkern von Oſtafrika, wo ſie (wahrſcheinlich aus phyſiſchen Gründen) allgemein geworden iſt, und ein unbeſchnittener Mann für etwas Abſcheuliches gehalten wird. Werden ja doch in Abeſſinien Mädchen beſchnitten und in einem gewiſſen Alter ihre Genitalien faſt ganz zugenäht, damit ſie ihre Jungfrauſchaft nicht vor der Zeit verlieren ſollen, und wer möchte die abſcheulichen Sitten alle erzählen, welche die fleiſchlichen Hamiten in Afrika eingeführt haben?

Was die religiöſen Vorſtellungen der Maſai und Wakuaſi betrifft, ſo ſcheinen ſie, wie die übrigen Oſtafrikaner, ebenfalls eine ſchwache Idee von einem höchſten Weſen zu haben, das ſie Engai nennen, was zunächſt „Regen, Himmel“ bezeichnet. Dieſes höchſte Weſen wohnt auf dem weißen Berg, woher das Waſſer oder der Regen kommt, der für ihre

Wieſen und Kuhheerden ſo unentbehrlich iſt. Der Engai wird aber nach der Vorſtellung der Wakuaſi vermittelt durch den Reiterkob, welcher gleichſam der Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen iſt, daher die Wakuaſi ſich zuerſt an ihn wenden, um von dem Engai erhört zu werden, wenn ſie, wie bereits erwähnt, um Regen, Geſundheit, Sieg und Vieh beten. Welche Vorſtellungen ſie von den böſen Geiſtern haben, und wie weit ſich die Geiſterfurcht ihrer Gemüther bemächtigt hat, habe ich nicht erfahren können. Sie werden aber auch in dieſem Punkt nicht ſo ſehr von den übrigen Afrikanern verſchieden ſein — denn Furcht vor böſen Geiſtern iſt das unverlierbare Eigenthum des gefallenen Menſchen, ſolange er nicht in Chriſto Jeſu einen verſöhnten Gott und Vater kennen gelernt und erfahren hat. Der Menſch muß den böſen Geiſt, den Teufel fürchten und ihm dienen, ſolange er ſich nicht dem heiligen Geiſt unterworfen hat und in ihm lebt. Möchte es der evangeliſchen Kirche bald gelingen, Miſſionarien zu den Millionen Wakuaſi und Maſai zu ſenden und ihnen das Wort kund zu thun, das die Verſöhnung predigt, damit dieſe Aergſten unter den Heiden, das Volk, das zerriſſen und gräulich iſt von jeher (Jeſ. 18.), dem Herrn Zebaoth zum Geſchenk gebracht werde zum Berge Zion, wo ſie den wahren Reiterkob (Glanz oder Gabe des Landes), den wahren Mittler zwiſchen Gott und Menſchen kennen lernen, lieben und ehren, und nicht mehr Menſchen morden und vertilgen werden. Am leichteſten und ſchnellſten wird der Miſſionar die Wakuaſi erreichen können von Uſambara aus, wo ſie in der Gegend von Maſinde mit den Küſtenſtämmen zuſammenkommen. Wer mehr über die Maſai und Wakuaſi leſen will, kann eine eingehendere Beſchreibung derſelben in meinem Aufſatz finden, den ich 1857 im „Ausland“ mitgetheilt habe. Hier habe ich nur das Nöthigſte zuſammengeſtellt, ſo weit es der Zuſammenhang meines Werkes über Oſtafrika erforderte.

Neuntes Kapitel.

Meine zweite Reise nach Usambara.

Vom 10. Februar bis 14. April 1852.

Nachdem ich nach meiner Rückkehr von Ukambani ein paar Monate in Rabbai Mpia verweilt hatte, entschloß ich mich zu meiner zweiten Reise nach Usambara, um von dem König dieses Landes die schon im Jahre 1848 gegebene Erlaubniß zu einer Missions-Niederlassung erneuern und bestätigen zu lassen. Meine letzte Reise nach Ukambani hatte mich ja gelehrt, daß der Weg nach Uniamesi nicht über Ukambani, auch nicht über Dschagga führt, sondern über Usambara und die südlich davon gelegenen Länder. Wenn also eine Kette von Missionen durch Südafrika errichtet, und diese Kette in Uniamesi zusammentreffen sollte, so mußte Usambara das Land sein, in welchem die erste Station zu gründen war. Da ich beschlossen hatte, dießmal von der Mündung des Pangani-Flusses aus (nicht wie früher, durch die Wakuafi-Wildniß) nach Usambara vorzudringen, so miethete ich in Mombas ein kleines Boot, das am 10. Februar 1852 den Hafen von Mombas verließ, und mit günstigem Wind mich in einem Tag nach Tanga brachte. Missionar Erhardt blieb auf der Station Rabbai Mpia zurück, da Rebmann mit seiner Frau noch nicht von Egypten zurückgekommen war. Am 11. Februar landete ich in Tanga, um den Gouverneur Deluasch, einen Beludschen, der neulich als Agent des Imam von Mascat in Tanga ernannt worden war, zu besuchen und ihn zu bitten, zwei meiner Leute nach Fuga, der Hauptstadt von Usambara zu senden, um den König Kmeri von meiner Reise in Kenntniß zu setzen. Der Gouverneur weigerte sich, meiner Bitte zu entsprechen, unter dem Vorwand, daß ich ihm kein Schreiben von dem Sultan in Sansibar vorgezeigt hätte. Ohne ein solches Schreiben werde er weder meine Leute noch mich nach Usambara abreisen lassen. Es war offenbar auf ein Geschenk abgesehen.

Hätte ich ihm dieß gegeben, so würde er sich wenig um das Schreiben bekümmert haben. Ohne weiter ein Wort zu verlieren, kehrte ich auf mein Boot zurück und befahl meinem Kapitän, sogleich nach dem Pangani-Fluß zu fahren. Als wir dort noch am Abend des 11. ankamen, begab ich mich ohne Verzug an's Land, um meinen Freund Mindschie Mindschie aufzusuchen. Nachdem ich ihn aufgefunden hatte, ersuchte ich ihn, meine Boten mit einem arabischen Brief, worin ich die Absicht meiner Reise auseinandersetzte, nach Fuga zu befördern. Mindschie Mindschie war selbst im Begriff, zum König zu reisen, und er nahm daher meine Leute gerne mit sich. In der Zwischenzeit wollte ich nach Sansibar gehen und in etwa 10 oder 12 Tagen nach dem Pangani zurückkehren, wo indessen die Eilboten eintreffen konnten. Am 13. erreichte ich Sansibar. Da Major Hamerton mit dem Sultan Said-Said nach Mascat (wo politische Streitigkeiten zu schlichten waren) abgereist war, so war ich in einiger Verlegenheit in Beziehung auf Wohnung u. s. w. Aus dieser Verlegenheit wurde ich aber bald durch den Hafenmeister Dscheram befreit, der mir die Schlüssel zum britischen Consulathaus überreichte. Auch bot mir der französische Consul De Belligny, eine Wohnung im französischen Consulathause an. Ueberhaupt war dieser Herr nebst seiner Frau Gemahlin, und Herrn Kuhlmann, Sekretär des Consulats, äußerst freundlich und zuvorkommend gegen mich. In Herrn Kuhlmann fand ich einen Mann, der sich die Geographie und Geschichte, kurz die Wissenschaft von Ostafrika, eifrig angelegen sein ließ, ein Streben, das bei dem britischen Consul, Major Hamerton, weniger hervortrat. Dieser war nicht sowohl ein Freund der Wissenschaft, als der Politik und Diplomatie. Sein Streben ging eher dahin, die Kunde von Ostafrika zu verbergen, während Herr De Belligny und sein forschender Herr Sekretär gerade das Gegentheil anstrebten. Hamerton war der Erforschung von Ostafrika so sehr abgeneigt, daß er, als Dr. Bialoblotzky von der Ostküste aus in's Innere vordringen wollte, einmal in meiner Gegenwart die

Worte fallen ließ: „Ich werde Sorge tragen, daß der Doctor keine Reden in der Exeter-Halle über Oſtafrika halten kann.“ Da Hamerton zu der alten Militärſchule der oſtindiſchen Compagnie gehörte, ſo muß man ihm dieſen Fehler verzeihen. War er doch überhaupt eine Zuſammenſetzung von guten und böſen Eigenſchaften, wie man ſie ſelten bei einem Manne finden wird.

Da ich bis zu meiner Abreiſe nach dem Pangani-Fluß nicht ausſchließlich in Sanſibar verweilen wollte, ſo unternahm ich eine kleine Tour zur See nach dem Dorfe Kipumbui im Waſegua-Land, das der Inſel Sanſibar gegenüberliegt. Bei Kipumbui zieht ſich ein Meeresarm in's feſte Land hinein bis zu dem Berg Gendagenda, der von Waſegua bewohnt wird, und der ſich zu einer Miſſionsſtation in dieſem Land eignen dürfte.

Am 20. Februar kehrte ich wieder nach dem Pangani Fluß zurück und hatte ſogleich die Freude, meine Boten, die am Ufer meiner harrten, begrüßen zu dürfen. Sie erzählten, daß ſie auf ihrem Wege nach Fuga am 13. Februar in dem Dorf Dſchumbi von dem Gouverneur Muigni Hattibu an der Fortſetzung ihrer Reiſe verhindert worden ſeien, indem dieſer Mann ihnen erklärt habe, er werde in Verbindung mit dem Mdoe, d. h. dem Weſir des Königs, und dem Mbaki, d. h. dem Obergeneral, ſelbſt nach dem Pangani-Dorf kommen, um den Boko, d. h. den Tribut einzuſammeln, und den Europäer, der zu Kmeri reiſen wolle, perſönlich nach Fuga zu geleiten. Mindſchie Mindſchie, der auf mein Schiff kam, beſtätigte dieſe Nachricht. Da es ſchon dunkel war, wollte ich nicht mehr an's Land gehen, ſandte aber meinen Gruß an den Mdoe, ſowie an Muigni Hattibu und Abdalla, den Gouverneur von Daſa. Die beiden letztern Herren ſind Söhne von Kmeri, welche die muhamedaniſche Religion angenommen haben, ohne daß ſie ihr königlicher Vater verhindert hätte.

21. Febr. Als ich, von Mindſchie Mindſchie begleitet, in's Zimmer der oben erwähnten 3 Herren eintrat, waren ſie

äußerſt freundlich, und der Mdoe erklärte mir ſogleich, daß er mich zu Kmeri nach Fuga bringen werde. Noch nie war mir eine Reiſe ſo erleichtert worden, denn in 5 Minuten war die ganze Sache abgemacht. Ich brauchte mich weder um die Häuptlinge im Pangani-Dorf, noch um Gepäckträger zu bekümmern, da der Mdoe verſprach, mein Gepäck durch ſeine Soldaten tragen zu laſſen. Ich erkannte ſogleich, daß ich in einem Land war, wo beſſere Ordnung herrſcht, als in den geſetzloſen Republiken der Wanika und Wakamba. Nur im Königreich Schoa hatte ich etwas Aehnliches wahrgenommen, wie denn überhaupt Schoa in phyſiſcher und politiſcher Beziehung manche Vergleichungspunkte für Uſambara darbietet. In beiden Ländern iſt der König der alleinige Herr des Landes und ſeiner Bewohner, und ein Fremder, der ſeine Gunſt beſitzt, darf nie über die Mittel zur Transportirung ſeiner Effekten verlegen ſein. In beiden Ländern darf ſich der Fremde nur nach dem Willen des Königs bewegen, darf weder in's Land hinein-, noch hinausgehen ohne allerhöchſte Erlaubniß. In beiden Ländern wird der Fremde auf Koſten des Königs verpflegt, und die Gouverneure auf dem Weg müſſen für ſeine Sicherheit, Nahrung und Weiterbeförderung Sorge tragen. In beiden Ländern wird aber auch erwartet, daß der Reiſende dem König ein angemeſſenes Geſchenk mache. In Schoa ſowohl, als in Uſambara, gehört alles Eigenthum der Leute dem König (Gieta im Amhariſch, Bana in Suahili), denn er iſt die Seele des ganzen Landes. Selbſt die Frauen gehören ihm, und eine Frau muß es für eine große Gnade achten, wenn ihre Schönheit vor dem König geprieſen und er bewogen wird, ſie zu ſich kommen zu laſſen, um ſie auf den Familienweg zu ſetzen. Warum, ſagen die Afrikaner, iſt er König, wenn er nicht abſolut und eine Art Mulungu (Gott) iſt? Freilich treibt er den Deſpotismus nicht immer auf die äußerſte Spitze, wie ja auch der Löwe nicht immer auf Raub ausgeht, ſondern ſich ruhig in ſeine Höhle legt, wenn er ſatt geworden iſt. Ebenſo verhält ſich auch der uſambariſche Simba wa Muene (der Löwe iſt er ſelbſt, im

Gegensatz zu den Gouverneuren, welche als kleine Löwen auf den Bergen von Usambara wohnen); er ist oft mild gegen seine Unterthanen, aber nur darum, daß sie sich seinen Despotismus geduldiger gefallen lassen.

Doch ich bin mit meiner Vergleichung zwischen Schoa und Usambara noch nicht zu Ende. Beide Länder sind sehr gebirgig, unterscheiden sich aber in der Form der Gebirge sehr von einander. Die schoanischen Berge sind zwar viel höher, haben aber große Ebenen auf ihren Höhen. Diese Ebenen sind sehr fruchtbar an Waizen, Gerste u. s. w., während die usambarischen Berge sehr steil zu besteigen sind, eine dachstuhlartige Gestalt haben, und auf ihrer Spitze weder viele Bewohner, noch viel Kultur zulassen. Kleine Dörfer, Wälder oder Plantanen-Pflanzungen ist alles, was man auf den usambaranischen Berggipfeln findet.

In Beziehung auf Civilisation ist freilich das christliche Schoa weiter gekommen, als das heidnische Usambara, aber es fragt sich noch, ob das ein Gewinn ist für wahre, d. h. christliche Civilisation. Jedenfalls hat der Missionar einen schwierigeren Stand in Schoa, als in Usambara, so fern ihm dort eine fanatische Priesterschaft entgegentritt, während er es in Usambara bloß mit den Zauberern zu thun hat, welche als Rathgeber des Königs allerdings dem Missionar viel schaden können, namentlich wenn es Muhamedaner sind. Unter viel Trübsal wird eben auch in Usambara, wie anderwärts, das Reich Gottes errichtet werden, und die Missionarien, sowie die künftigen Christen dieses Landes werden sich diesen Weg gefallen lassen müssen. Eine Art Vorempfindung hievon hatte ich diesen Morgen, ehe ich an's Land gieng. Ich hatte von Mitternacht an wenig geschlafen, und war in einem großen innern Kampf begriffen in Betreff der Frage: „Soll ich nach Usambara gehen? Ist es Zeit zu einer Mission in diesem Lande? Sollte ich nicht anderswohin gehen?“ Erst als mir das Wort Jesu: „Des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, was verloren ist,“ durch meine Seele drang, wurde ich ruhig, faßte Muth und entschloß mich zu landen. Es gibt

im Missionsleben oft Erfahrungen, wie 1 Mos. 32, 24. und 1 Mos. 15, 12. Der Anfang einer neuen Mission wird oft in der Seele des Missionars unter großem innern Gedräng und Kampf ausgeboren.

23. Febr. Es regnete heute sehr stark, obgleich die eigentliche Regenzeit erst gegen Ende März erwartet wird. Die Leute fragten mich häufig, warum ich nach Usambara reise. Ich sagte ihnen offen, daß ich die christliche Religion in diesem Reich zu verbreiten wünsche. Die Pangani-Dörfer sind von lauter Muhamedanern bewohnt, die aber nicht fanatisch sind, erstlich weil sie von einem heidnischen Fürsten beherrscht werden, zweitens weil sie sehr unwissend sind und vom Koran wenig oder nichts verstehen, und drittens weil sie durch ihre viele Sclaven und ihren Handel ganz mit dem Heidenthum verwoben sind. Die Sclaven erhalten sie von Uniamesi, von Ngu, von den Wasegua und andern Stämmen, die im Süden vom Pangani-Fluß wohnen. Die Seelenzahl der 4 Dörfer, die an der Pangani-Mündung liegen, beläuft sich auf etwa 4000. Ihre Bewohner stehen in keinem guten Ruf wegen ihrer Wollust, ihrem Müssiggang und ihrem Hang zum Sclavenwesen. Der Pangani-Distrikt gehörte früher der Waschinsi-Dynastie, welche über die Provinz Bondei herrschte, und welche in dem Dorfe Handei auf dem höchsten Berg von Bondei ihren Sitz hatte. Als diese alte Dynastie von den Herrschern von Usambara überwunden wurde, kam Bondei und die ganze Gegend bis an die Seeküste in die Gewalt der usambarischen Könige, welche daher seit jener Zeit den Boko, d. h. den Tribut von der Seeküste zwischen Pangani und Tanga erheben. Die Pangani-Leute haben dem Fluß entlang kleine Dörfer gegründet, und den sehr fruchtbaren Boden angebaut, wodurch sie sich großen Einfluß unter den Heiden in dieser Gegend verschafft haben, so sehr, daß sie die Makafiri (Heiden) genöthigt haben, ihre Produkte (Reis, Welschkorn, Kühe, Schafe, Ziegen, Elfenbein, Sclaven u. s. w.) an die Muhamedaner zu verkaufen, und nicht direkt mit Sansibar zu verkehren, wie die Stämme im Innern gerne wün-

ſchen, an welche die Suahilis Kleider, Kupferdraht, Glasperlen, Flinten u. ſ. w. verkaufen.

Eine große Maſſe Reis und Welſchkorn wird jährlich von der Pangani-Gegend ausgeführt. Das Elfenbein, das auf den Markt gebracht wird, kommt aus dem Land der Maſai und Wakuaſi, aus Pare, Ugono, Kiſungu, Ngu und überhaupt aus den weſtlich und ſüdlich von Uſambara gelegenen Ländern.

Die Pangani-Dörfer erheben ſich nur wenig über das Waſſer des Fluſſes, ſo daß in einer ſtarken Regenzeit Ueberſchwemmung ſtattfindet und die Leute in große Noth kommen. Die ganze ebene Gegend, alſo das Niederland von der Küſte bis zum Fuß der Berge, beträgt etwa 12—18 Stunden von Oſt nach Weſt. Obgleich ſehr fruchtbar, iſt doch der größere Theil dieſes Niederlandes eine völlige Wildniß, theils in Folge der Ueberfälle der Waſegua, welche von Süden her den Fluß überſchreiten, theils in Folge der Trägheit der Bewohner. Der Berg, welcher der Küſte am nächſten und am nördlichen Ufer des Pangani liegt, iſt der Tongue, deſſen Umgegend äußerſt fruchtbar ſein ſoll. Vor 12 Jahren ſollen viele Dörfer und Plantagen an und auf dieſem Berge geweſen, aber von den Waſegua zerſtört worden ſein. Die Bewohner zogen ſich mehr nach Norden auf die Berge Mringa und Pambire zurück. Die Waſegua verſchafften ſich nämlich Feuerwaffen in Sanſibar (wo der beginnende europäiſche und amerikaniſche Handel Gewehre in Maſſe einführte), und überfielen die Waſambara, welche damals noch nicht an Feuerwaffen gewöhnt waren.

Die verlaſſene Gegend von Tongue wurde jetzt ein Wald und eine Behauſung der Elephanten und Büffel. Die früheren Bewohner haben indeſſen ihre fruchtbare Heimath noch nicht vergeſſen, und erharren nur die Zeit, wo ſie mit Sicherheit wieder auf den Tongue zurückkehren können. Ein großer Wald mit ſchönen Bäumen, auch Waſſer ſoll auf dem Berg anzutreffen ſein. Kein Wunder, daß mir Mund-

ſchie Mindſchie dieſen Berg zu einer Miſſions-Niederlaſſung empfahl, die man größtentheils zu Waſſer erreichen könnte.

23. Febr. Mit Tagesanbruch wurde das Kriegshorn geblaſen und ein Soldat lief im Dorf umher und ſchrie mit einer lauten Stimme: „Macht euch bereit, ihr Waſambara-Soldaten, die Mazumbe, d. h. die Könige (der Weſſir und die zwei Gouverneure) wollen abreiſen.“ Das ganze Dorf kam auf einmal in Bewegung, denn die Leute freuten ſich über ihre Abreiſe, weil die Soldaten ſich gewaltthätig betragen und den Leuten Hühner und andere Dinge weggenommen hatten. Der Eigenthümer meines Hauſes hatte ſeine Schätze vergraben aus Furcht vor den Soldaten. Die Abgabe, welche die Pangani-Leute dem König Kmeri dießmal gegeben hatten, war nicht gerade ſchwer und belief ſich auf 200 Amerikano, oder Baumwollenzeug aus Amerika im Werth von 50—60 Thaler. Dieſe Abgabe wird nur alle zwei oder drei Jahre erhoben, wenn der Weſſir an die Küſte kommt. Bei der Abreiſe der Mazumbe wurde mir geſagt, daß ſie jetzt nach Madanga, einem Dorfe etwa 3 Stunden von der Küſte entfernt, gehen, dort den Tribut erheben und dann übermorgen nach Fuga abreiſen wollten, daß ich daher in Madanga mit ihnen zuſammentreffen ſollte. Nach ihrer Abreiſe kamen viele Leute, mich zu beſuchen, über meine Reiſe zu fragen, über religiöſe Gegenſtände zu reden, auch zu ſtreiten und um allerlei Dinge zu betteln. Mein Mnika Abbegundſcha, der das Wort Gottes liebgewonnen hatte, war mir eine große Hülfe. Es iſt ein unſchätzbarer Segen, wenn man unter ſolchen Verhältniſſen auch nur eine Seele hat, die den Miſſionar verſteht und mit ihm ein Ziel verfolgt. Die Muhamedaner ärgerten ſich oft und wollten es nicht glauben, daß ein Mkafiri (Heide) das Engil (Evangelium) angenommen habe. Sie ſahen mich mit ihm beten und das Wort Gottes leſen und betrachten.

25. Febr. Ich hörte heute, daß eine große Karawane von Pangani- und Tanga-Leuten im Begriff ſei, von der Küſte abzureiſen und nach Nderſerreani im Maſai-Land zu gehen. Die Elfenbeinhändler umziehen Bondei und Uſambara in

östlicher und nördlicher Richtung, bis sie die Pare-Berge erreichen, von wo an sie bei Mageioni mehr westlich gehen nach Aruscha, dann nach dem Berg Mlozo, den sie jedoch rechts liegen lassen. Von dort an gehen sie wieder mehr nördlich und endlich östlich in das Wakuafi-Land Kiwia, wo sie vor einigen Jahren Kameele kauften, von denen aber nur drei die Küste von Tanga erreichten. Die Handelsleute leben 8—10 Monate lang bloß von Fleisch und Milch, da sich keine andere Speise im Wakuafi- und Masai-Land findet. Auch die Leute von Barawa besuchen das Land Kiwia, das unter dem Breitengrad von Barawa zu liegen scheint.

Kmeri, der König von Usambara, soll mit 300 Frauen nicht weniger als 400 Kinder gezeugt haben. Irgend eine schöne Frau soll die Freiheit und Erlaubniß haben, zum König zu gehen, um sich in den Zustand der Schwangerschaft versetzen zu lassen. Das Kind wird nach seiner Geburt zu dem königlichen Geschlecht gerechnet, und bei seiner Volljährigkeit mit einer Regierungsstelle betraut.

Kmeri handelt also bei seiner Vielweiberei nicht bloß aus sinnlichen, sondern zugleich auch aus politischen Gründen. Ganz anders handelt der Despot von Schoa, dem es bei seinen 500 Weibern nur um Befriedigung der Lust zu thun ist, denn die königlichen Kinder werden insgesammt eingesperrt, sobald der Nachfolger den Thron eingenommen hat. Dieß geschieht darum, damit sie sich nicht in die Politik einmischen können. In Usambara dagegen wird darauf gedrungen, daß möglichst viele Söhne und Töchter unter der Oberleitung des selbstständigen Löwen das Land beherrschen.

Ich erreichte Abends spät Madanga, wo die Mazumbe mich freundlich empfiengen und für meine Wohnung und Nahrung bestens sorgten. Gewiß, eine Monarchie ist dreimal besser, als eine Republik, sei sie eine wilde oder civilisirte.

26. Februar. Als es Tag geworden war, verkündigte das Kriegshorn die Marschorder des Mdoe, der von Madanga aufbrach. Wir reisten zuerst über eine ebene, gras- und

holzreiche Gegend. Unſer Weg war gut und ſehr betreten. Um 10 Uhr fing die Sonne an ſehr heiß zu werden. Um Mittag paſſirten wir die Dörfer Muaſagnombe, Kumburi und Daſa, welche zu dem Diſtrict des Gouverneurs Abdalla gehörten, der uns hier verließ. Um 2 Uhr wurden wir von einem Regen überfallen. Das Dorf Nugniri, das ich auf meiner erſten Reiſe kennen lernte, ließen wir Rechts liegen. Ich vernahm, daß die königliche Tochter, die ich 1848 in Nugniri ſah, unterdeſſen auf eine andere Stelle verſetzt worden ſei. Um 3 Uhr paſſirten wir den ſchönen Fluß Mkulumuſi *), welcher aus den Bergen von Bondei (die Wanika ſprechen Bondeni) entſpringt. Die Gegend um den Fluß herum iſt angebaut und ſehr fruchtbar. Man ſieht überall Dörfer der Waſchinſi. Weſtlich ſieht man den Berg Magira, auf dem eine königliche Prinzeſſin reſidirt, und noch höher erhebt ſich der Berg Mringa, den ein Bruder Kmeri's beherrſcht. Um 5 Uhr Nachmittags erreichten wir das große Dorf Dſchumbi, wo Muigni Hattibu, der Gouverneur von Pambire, reſidirt. Pambire iſt ein kleiner iſolirter Hügel und nicht zu verwechſeln mit dem Mringa, welcher den höchſten Punkt der erſten Bergreihe von Bondei bildet, und in Waſſin, Tanga und überhaupt weit von der See aus geſehen wird. Er bildet eine natürliche Feſtung, welche aus einem ungeheuren Felſen beſteht, welcher wie eine Mauer himmelan ſtrebt. Der Berg hat viel Holz und wird von Waſchinſi bewohnt.

Bei meiner Ankunft in Dſchumbi verſammelten ſich viele Leute, um mich zu ſehen; ſie betrugen ſich aber ſo höflich, beſcheiden und ſtille, daß ich mich ſehr verwunderte. Niemand beläſtigte mich mit Betteleien, noch mit Berührung meiner Kleidung, oder meines Körpers. Der Gouverneur ſchlachtete

*) Der Leni, Umba, Mgambo, Mkulumuſi und Pangani ſind die 5 Hauptflüſſe des Waſchinſi-Landes. Man könnte dieß das oſtafrikaniſche Pendſchab, d. h. Fünfſtröme-Land nennen, nur daß dieſe Flüſſe nicht ſo wichtig ſind, als die 5 Ströme in Indien.

eine Kuh für mich und den Weſſir, der noch auf dem Weg hinter uns war. Der große Unterſchied zwiſchen der Monarchie von Uſambara und der zügelloſen Republik der Wanika und Wakamba fiel ſelbſt meinen zwei Wanika-Knechten auf, und ſie konnten die Ordnung des Landes nicht genug rühmen.

27. Februar. Die großen Ameiſen plagten mich ſehr in letzter Nacht. Viele Waſchinſi kamen heute, um mich nach dem Zweck meiner Reiſe zu fragen. Abbegundſcha betete laut vor den Muhamedanern, deren es Viele in Dſchumbi giebt. Es iſt ein Glück für die Waſchinſi, daß ſie keine, oder nur wenig Kokos-Bäume haben, weßhalb ſie ſich nicht wie die Wanika betrinken können.

Im Laufe des Tages machte ich einen Ausflug an den Fluß Mkulumuſi und nach dem großen Dorf Unguaro ſüdlich von Dſchumbi. Was die Maſſe der Bevölkerung betrifft, ſo würde Dſchumbi ſich für eine Miſſionsſtation eignen, aber die Gegend iſt zu niedrig und deßhalb dem Fieber unterworfen. Muigni Hattibu wünſchte ſehr, daß ich mich bei ihm niederlaſſen möchte, aber ſein Beweggrund war nur zeitlicher und ſelbſtiſcher Art, da er von mir von Zeit zu Zeit Geſchenke zu erhalten hoffte.

28. Febr. Ich reiſte von Dſchumbi ab ohne den Vidor, der krank geworden war. Um 9 Uhr Vormittags begannen wir kleine Hügel hinanzuſteigen. Den hohen Berg Mringa ließen wir ſüdlich liegen. Nördlich von ihm paſſirten wir einen Bach, der Mruka heißt und in den Mgambo-Fluß geht. Während wir an dem Bach ſaßen, kam ein Sohn Kmeris, der eine kleine Regierungsſtelle in der Nachbarſchaft beſaß, und bat mich um einen Feuerſtein für ſeine Flinte. Da ſeine Bitte eine ſo beſcheidene war, ſo gab ich ihm zwei Steine, womit er äußerſt zufrieden war. Wie verſchieden, dachte ich, iſt dieſes Land von Abeſſinien, wo der geringſte Schulze ein Bettler iſt und ſich kaum mit 5 bis 6 Thalern zufrieden ſtellen läßt! Noch nie habe ich ſo leicht gereiſt, als in Uſambara, weil mich hier das Ungeheuer der ewigen

Bettelei in Ruhe ließ, wenigſtens ſehr beſcheiden auftrat. Und was die Sicherheit betrifft, ſo glaube ich nicht, daß es in irgend einem europäiſchen Lande ſicherer ſein kann, als in Uſambara, vorausgeſetzt, daß das Land ſich nicht im Kriegszuſtande befindet. Die Gegend um den Mruka herum iſt äußerſt romantiſch und erinnerte mich an manche Gegend der Schweiz und des Schwarzwaldes. Der Mruka fließt durch eine tiefe Felsſchlucht, auf deren beiden Seiten ein ſchöner Wald ſich ausbreitete. Nachdem wir uns mit Bananen, Fleiſch und dem kühlen Waſſer des Baches erquickt hatten, zogen wir weiter durch einen ſchönen Wald, in dem wir um Mittag etwas ausruhten. Da ich mich unvorſichtiger Weiſe auf den feuchten Boden ohne Haut oder Matte gelegt hatte und eingeſchlafen war, ſo erwachte ich mit Fieber, vertrieb es aber bald durch angeſtrengten Marſch, der mich in Schweiß brachte. Abends erreichten wir das Dorf Kadango, das auf einem Hügel liegt und von Mbikiri, einer Tochter Kmeri's, beherrſcht wird, die ſo ſehr ihrem Vater an Größe und Ausdruck ähnlich iſt, daß die Abſtammung nicht zweifelhaft ſein kann. Sie gab mir ſogleich ein Schaf und einen Brei von Welſchkorn, wofür ich ihr ein Amerikano gab, obwohl ihr ein Berſati (farbiges Kleid), im Werth von ½ Thaler, lieber geweſen wäre. Sie wird von ihren Unterthanen ſehr geliebt wegen ihrer gerechten und milden Regierungsweiſe. Sie iſt verheirathet, aber ihr Mann darf ſich nicht in die Regierung miſchen. Wie in Dſchumbi, ſo in Kadango, benahmen ſich die Leute ſehr ehrerbietig gegen mich und Keiner verſuchte, etwas von mir zu betteln. Die Leute ſprachen das reine Kiſchinſi, nur Wenige verſtanden Suahili, daher es mir ſchwer wurde, über geiſtliche Sachen mit ihnen zu reden. Kiſchinſi iſt der Hauptdialekt in Bondei, d. h. in der Gegend zwiſchen der Seeküſte und dem Kerenge-Thal im Weſten. Der Kiſchinſi-Dialekt hat die nächſte Verwandtſchaft mit der Sprache der Waſegua-Stämme, während die eigentliche Sprache von Uſambara mehr mit der in Pare und Ngu verwandt iſt. Ein Miſſionar in dieſem Land hat eine große philologiſche Auf-

gabe vor sich, er muß zuerst Kischinsi, Kisambara und Ki
gua, dann Kipare und Kingu lernen. Es ist nicht mögli
ein wahrhaft umfassendes Wörterbuch der südafrikanisch
Sprachfamilie zu schreiben, so lange man nicht die meis
Dialekte aufgefaßt hat. Ein Dialekt erklärt und erweit
den andern. Ich wußte z. B. nie, wie ich das Wort „ya
wasimu, er ist wahnsinnig," im Suahili erklären sollte, b
ich erfuhr, daß „wasimu" in Kisambara „Geister" und zw
„böse Geister" bezeichnet. Also „er hat böse Geister," d.
er ist wahnsinnig, hat den Verstand verloren.

29. Febr. Wir reisten in aller Frühe von Kadango a
und erreichten bald den Fluß Sidschi, welcher von den W
digo Mgambo genannt wird. Er war 2½ Fuß tief un
etwa 40 Ellen breit an der Stelle, wo wir ihn passirten
Nachdem wir den Fluß überschritten hatten, mußten wir durc
hohes Gras und bisweilen durch Moräste und über Bäch
wandern. Die Bäche Schelungu und Schimboe sind die wich
tigsten. Den Schimboe überschritten wir, ehe wir den 400
Fuß hohen Berg Kombora hinanstiegen. Der Kombora ist
eigentlich eine Bergkette, die sich von Nord nach Süden er
streckt. Bis jetzt hatten wir nur kleinere Hügel von 600—80
Fuß überschritten, jetzt erst stiegen wir in die Alpenregion
empor. Der Kombora ist Anfangs nicht sehr steil, erst gegen
die Mitte hin wurde der Weg äußerst schwierig und schlüpf
rig, so daß ich alle Kraft anstrengen mußte, um weiter zu
gehen. Wir kamen meist durch Wälder, Gebüsche, hohes
Gras und Bambusrohr, welches sehr lang und dick ist. Das
beständige Steigen erschöpfte zuletzt alle meine Kraft, so daß
ich alle 30 oder 40 Schritte mich auf den Boden niederlegen
und einige Minuten ausruhen mußte. Meine Brust und Füße
schmerzten mich sehr. Oft sagte ich zu mir selbst: ich will
lieber zweimal nach Dschagga und Ukambani gehen, als in
diesem steilen Gebirgsland reisen. Die Eingeborenen machen
sich freilich nichts aus dem Bergsteigen, an das sie von Kind-
heit auf gewöhnt sind. Wie Katzen klettern sie an den Fel-
sen hinauf, mit der Last auf ihren Köpfen. Sie lachen des-

halb auch über die Niederländer, welchen das Reisen auf den Höhen sehr sauer geschieht.

Wir erreichten um 6 Uhr Abends die Spitze des Kombora, wo wir eine großartige Aussicht auf die See und auf die hohen Nachbarberge und Thäler hatten, zum Lohn unserer Anstrengung. Ich war sehr froh, in dem Waschinsi-Dorf Hingo ein Nachtquartier in einer halb vollendeten Hütte zu finden, denn ich war sehr müde und hungrig. Die armen Leute hatten uns nichts zu geben als ein wenig Welschkorn und Mahuti, d. h. Bananen. Wie einfach und still doch diese Leute auf ihren hohen, kalten und melancholischen Bergen leben! Man hört kein Geschrei, keinen Streit; man sieht keinen Betrunkenen, keine Götzen. Jeder geht seinen Weg still vor sich hin, und scheint bei der Viehzucht und dem Ackerbau harmlos und glücklich zu sein. Aber wer möchte denjenigen Menschen glücklich nennen, der ohne Gott, ohne einen Heiland und Erlöser, ohne Hoffnung des ewigen Lebens dahingeht in Finsterniß und Schatten des geistigen Todes, in der Entfremdung von dem Leben, das aus Gott ist? Wenn einmal das Evangelium zu diesen Leuten kommt, alsdann wird es sich zeigen, ob sie so empfänglich für die Wahrheit sind, als ihre Einfachheit und Harmlosigkeit zu versprechen scheint. Vielleicht wird ihr Aberglaube, ihre Furcht vor bösen Geistern dem Evangelium ebenso große Hindernisse entgegen stellen, wie der ausgebildete Götzendienst anderer Völker. Freilich muß am Ende die Sonne der Gerechtigkeit Jesu Christi auch die Nebel und Schatten dieser von der übrigen Welt abgeschlossenen Bergbewohner vertreiben, wo dann der Glockenton von Berg zu Berg, von Thal zu Thal gehört werden und diese Bergleute zum Preis und zur Anbetung Gottes versammeln wird. Alsdann wird die wichtige Bestimmung und Stellung dieses wunderbaren Alpenlandes, das in mineralogischer und zoologischer Beziehung noch manche verborgene Schätze zu Tag legen wird, erst recht klar werden.

1. März. Wir verließen frühe das Dorf Hingo, das von Wasegedschu bewohnt ist. In dem Streit zwischen den Wa-

digo und den Waſegedſchu wanderte ein Theil der letztern nach dem Kerenge-Thal aus, von wo einige Familien auf den Kombora-Berg zogen und das Dorf Hingo gründeten. Ich habe immer großes Mitleiden mit den Ueberreſten zerſtreuter oder vertilgter Stämme, weil ich glaube, daß Gott, wie ſein Gericht und ſeine Gerechtigkeit, ſo auch ſeine Gnade und Güte an einem ſolchen Volk offenbaren will, wenn ſeine Stunde gekommen iſt. Die Wanika, Wakamba, Wandurobbo, Waſegedſchu und mehrere andere Stämme ſind ſolche Bruchtheile, die aus ihrer urſprünglichen Heimath vertrieben wurden.

Von Hingo aus ſtiegen wir noch höher hinauf auf einen andern Theil des Kombora, bis wir wieder durch einen Wald von Banana-Bäumen und Zuckerrohr in eine tiefe Schlucht hinabſteigen mußten, wo wir einen kühlen Bach fanden. Als wir dieſen überſchritten hatten, mußten wir wieder mehrere Stunden lang einen hohen Berg hinanſteigen, auf deſſen Spitze das Dorf Kiſara ſteht, wo wir einkehrten, und von wo aus ein Sohn Kmeris die Umgegend beherrſcht. Von dieſem Dorfe aus hatten wir eine majeſtätiſche Ausſicht in das Thal von Kerenge und auf die hohen Berge von Uſambara. Der Gouverneur von Kiſara ſagte uns, daß erſt vor einigen Tagen etwa 800 Maſai durch das Thal gezogen ſeien, um den Waſegua ihr Vieh abzunehmen. Da die Waſegua Feinde des Königs ſind, ſo hindert dieſer die Maſai nicht, durch ſein Land zu ziehen, wiewohl ich glaube, daß er den Räubern den Durchzug mehr aus Furcht, als aus Politik geſtattet, — denn den Maſai und Wakuaſi wagt kein oſtafrikaniſches Volk zu widerſtehen.

2. März. Wir verweilten heute in Kiſara, da meine Leute den kranken Mdoe erwarten wollten, der langſam uns nachzureiſen verſprochen hatte. Aus dieſem Grund hatten uns auch ſeine Soldaten durch die ſteilſten und gebirgigſten Gegenden geführt, um ihrem Herrn Zeit zur Wiedergeneſung zu laſſen, der dann auf dem beſten Weg nachkommen ſollte.

denn er wollte die Ehre haben, mich persönlich bei Kmeri einzuführen.

Mindschie Mindschie gab mir heute einige Nachricht über die Dynastie des Königs Kmeri. Dieser soll der vierte Monarch sein, seitdem das Reich Usambara besteht. Sein Urgroßvater, welcher die Herrschaft gründete, soll von den Ngu-Bergen stammen, welche 3 oder 4 Tage südwestlich von Usambara liegen, weßwegen die Waengu und Wasambara auf freundlichem Fuß mit einander stehen und einander besuchen, wiewohl es theils der Wasegua, theils der Wakuafi wegen gefährlich sein soll, die große Ebene zwischen Usambara und Ngu zu durchreisen.

Die ersten zwei Könige besaßen blos Usambara bis Bondei, welche Provinz erst von dem Vater Kmeris erobert wurde. Kmeri selbst war in seinen jüngern Jahren ein großer Krieger, der sein ganzes Gebiet bis an den Pangani bereiste. Sein Reich war früher ausgedehnter, ehe er einen Theil des Wadigo-Landes, den Berg Msihi im Nordosten und den Berg Mase im Süden, verlor. Auch im Wasegua-Land verlor er seinen Einfluß in Folge des europäischen Handels, welcher Feuergewehre nach Sansibar brachte, die sich die Wasegua zuerst aneigneten und gegen die Heere des Königs gebrauchten. Der Feuergewehr-Handel in Ostafrika wird zuletzt die Folge haben, daß es den Küstenvölkern, also namentlich den Suahilis, immer weniger möglich sein wird, in's Innere zu gehen, weil, wenn die Binnenvölker einmal Feuerwaffen haben, das Reisen viel schwieriger werden muß. Wenn aber die Suahilis kein Elfenbein mehr aus dem Innern bringen können, was wollen die Europäer in Sansibar anfangen? Alsdann werden sie zu spät erkennen, daß sie besser gethan hätten, wenn sie auf den schnellen Gewinn, den sie durch den Gewehrhandel machten, verzichtet und nur unschädliche Artikel auf den ostafrikanischen Markt gebracht hätten. Es bleibt dann nichts anderes übrig, als daß die europäischen Mächte in Ostafrika erobernd auftreten, um dem Handel die verschlossenen Kanäle wieder zu eröffnen. Wenn doch die Welt

es glauben wollte, daß jeder krumme und verkehrte Weg in der Politik, wie im Handel, im Verlauf der Zeit sein eigenes Gericht findet, und gerade mit dem gestraft wird, womit man sündigt! Aber die Kinder dieser Welt erkennen es nicht, sie wollen weiser sein, als das Wort Gottes, das in allen Dingen, also auch im Handel und in der Regierung der Völker, die richtigen Grundsätze lehren kann. Gott läßt freilich die selbstsüchtigen Menschen eine Zeit lang ihr Wesen treiben und in die Nähe gewinnen, aber Er wendet es so, daß sie in die Weite verspielen und zu Schanden werden; Er läßt sie ihre Grundsätze ausführen und auswirken, bis sie durch Schaden einsehen müssen, daß Gottes Wort allein das rechte Licht ist für Zeit und Ewigkeit. O wie wird die Weltgeschichte die göttliche Bibel noch rechtfertigen, und wie wird die Bibel des natürlichen Menschen, die auf die eigene Vernunft und die Selbstsucht des Menschen gegründet ist, zu Schanden werden! Bis dahin kann Gott wohl warten und alle die, welche auf ihn trauen. Die Geschichte wird die beste Apologie der Bibel und des wahren Christenthums sein.

Im Verlauf des Tages bemerkte ich ein Vorkommniß, das mir einen neuen Blick in den Aberglauben der Suahili gab. Mein Knecht Hussein aus Sansibar saß auf dem Boden meiner Wohnung und scharrte mit den Händen wie ein Rasender im Sand, während er zu gleicher Zeit einige unverständliche Worte aussprach. Ich ließ ihn eine Zeit lang sein Wesen treiben, endlich aber unterbrach ich ihn mit der Frage, was seine Raserei zu bedeuten habe? Er erwiederte, er wolle im Sand nach einem Stern sehen, aus dem er vorhersagen könnte, ob unsere Reise durch das Thal Kerenge glücklich von Statten gehen, oder ob wir mit den Masai zusammentreffen würden. So thun die Suahili manche Werke der Finsterniß, wodurch sie sich Einfluß und Gewinn unter den Heiden erwerben wollen.

Die Wasambara heißen die Suahili „Waunguana," d. h. freie Leute, zum Unterschied von ihnen selbst. Sie betrach-

ten nämlich ſich ſelbſt als Sclaven *) im Vergleich mit den Muhamedanern an der Küſte, die zwar auch unter der Herrſchaft Kmeri's ſtehen, aber viel mehr Freiheit haben, als die Waſchinſi und Waſambara, welche z. B. weder zu Pferd noch zu Eſel reiten, noch ein gutes Kleid tragen, noch in ferne Länder reiſen dürfen, während dieß Alles den Suahilis nicht verboten iſt. Kmeri weiß nämlich wohl, daß die Suahilis durch ihre Verbindung mit den Arabern ihm gefährlich werden könnten, wenn er ſie zu ſtreng behandeln würde. Auch hier können wir wieder Schoa mit Uſambara vergleichen, denn während der Schoaner-König den Muhamedanern ſeines Reiches erlaubt, nach der Küſte zu reiſen, verbietet er es ſeinen chriſtlichen Unterthanen ſtrenge. Auch dürfen dieſe ohne ſeine beſondere Erlaubniß weder Silber noch Gold, noch köſtliche Kleider tragen, auch nicht einmal Honigwein bereiten, was den Muhamedanern nicht verwehrt wird. Die Waſambara legen es, wie die Schoaner, nicht darauf an, große Reichthümer zu ſammeln, da ſie fürchten müſſen, die Eiferſucht und die Habgier des Königs und ſeiner Gouverneure zu reizen. Uſambara würde übrigens in einem bedenklichen ſozialen Zuſtand ſich befinden, wenn nicht die eiſerne Hand des Königs über ſeinen Bewohnern waltete. Ein jeder kleine Schulze oder König würde auf ſeinem Berg ſich empören und unabhängig ſein wollen, und ſo würde der Verkehr in und mit dieſem Lande zu einer Unmöglichkeit werden. Es wäre gut, wenn die ſtreitſüchtigen und beſoffenen republikaniſchen Wanika und Wakamba wenigſtens eine Zeit lang die Macht eines afrikaniſchen Löwenkönigs fühlen müßten.

3. März. Als wir im Begriff waren, von Kiſara abzureiſen, kam ein Eilbote von dem Weſſir, mit dem Befehl

*) Als ich einmal einen eingeborenen Mſambara fragte, ob es in ſeinem Land auch freigelaſſene Sclaven gebe, antwortete er: Bei uns kann Niemand einen Sclaven freilaſſen, denn wir ſind Alle Sclaven des Zumbe (Königs), der unſer Mulungu (Gott) iſt.

an die Soldaten, die bei mir waren, unverzüglich nach Dſchumbi zurückzukehren, da ihre Hülfe zur Züchtigung eines rebelliſchen Waſchinſi-Dorfes erforderlich ſei. Die Soldaten gehorchten und reisten ſogleich ab, denn ein ungehorſamer Soldat würde in Uſambara in die Sclaverei verkauft werden. Nach der Abreiſe der Soldaten ließ der Gouverneur von Kiſara mein Gepäck durch ſeine Bauern nach dem Dorf Utinde transportiren, wo wir auf den Weſſir warten ſollten. Wir hatten Berge auf- und abzuſteigen auf ſehr ermüdende Weiſe, ehe wir Utinde erreichten, das auf einem der höchſten Berge von Bondei liegt. Das ſteile Auf- und Abſteigen und Reiſen über Bäche und durch dickes Gehölz hätte uns faſt zur Verzweiflung bringen mögen. Meinen ohnehin ſchlechten Eſel hatte ich vom Fuß des Kombora an bis nach Utinde gar nicht gebrauchen können; ja, er verurſachte mir nur Noth, da wir Mühe hatten, ihn über die im Wege liegenden Felsblöcke und Baumſtämme und über die ſteilen und ſchlüpfrigen Abhänge hinwegzubringen. In Utinde war es ſo kalt, daß ich nicht außerhalb meiner Hütte ſchlafen konnte, wie ich im Niederland zu thun gewohnt war, um dem Rauch und der Hitze der Waſchinſi-Hütten zu entgehen.

Die Bergſpitze, auf welcher das Dorf Utinde erbaut iſt, hat eine Ebene von kaum 50 Ellen Breite, und der höchſte Punkt beſteht aus einem Granitblock, welcher wie eine ſenkrechte Mauer ſich erhebt und eine uneinnehmbare Natur-Feſtung bildet. Von dieſem Punkte aus konnte ich beinahe das ganze Reich Kmeri's überblicken, und ich konnte mich nicht erinnern, eine großartigere Ausſicht in irgend einem afrikaniſchen Lande gehabt zu haben. Ich konnte mich nie dem Rand dieſes Felſens nahen, ohne Schwindel zu bekommen und mußte mich ſchnell davon wegwenden. Ganz anders benehmen ſich die Eingebornen, welche an dieſem furchtbaren Abgrund ohne Gefahr umher laufen und daſelbſt ihre ſchwarzen Kühe, Schafe und Ziegen weiden. Ich konnte in das wenigſtens 5000′ tiefe Thal Kerenge hinabſehen und alles Land überblicken, das rückwärts und vorwärts vor mir lag, be-

ſonders den hohen Berg von Bumburri, wo der Kronprinz reſidirt. Der Diſtrict von Utinde iſt von einem Sohne Kmeri's beherrſcht, der ſeinem königlichen Vater gar nicht ähnlich iſt. Der kleine Löwe gab uns nichts zu eſſen als Bananen, weßhalb wir nicht lange bei ihm zu verweilen wünſchten.

4. März. Da uns der Gouverneur ſo ſparſam verköſtigte, ſo verließen wir Utinde, wurden aber bald von ein paar Leuten eingeholt, welche uns ſagten, daß der Weſſir heute ankommen, und daß der Gouverneur uns mit mehr Speiſe verſehen werde. Obwohl wir Urſache hatten, dieſen Bericht zu bezweifeln, entſchloßen wir uns doch, bis Morgen zu warten, und wir kehrten daher in das Dorf zurück.

Ueber die Dynaſtie des Herrſchers auf dem Berg Mſihi, den ich im Oſten des Kerenge-Thales ſah, erhielt ich folgende Nachricht. Kmeri's Vater übergab die Regierung auf dem Berg Mſihi einer ſeiner Töchter, welche einen Eingeborenen heirathete, dem ſie mehrere Söhne gebar. Als dieſe erwachſen waren, beſtimmten ſie die Mutter, ſich von dem König unabhängig zu machen. Der König, der von der Empörung Nachricht erhielt, ſandte ſogleich eine Armee, aber dieſe konnte die ſtarke Feſtung nicht erobern, indem die Feinde Steine auf die Soldaten herabwälzten. Der gegenwärtige König hielt es deßwegen für beſſer, die Unabhängigkeit der neuen Dynaſtie anzuerkennen und auf freundlichem Fuße mit derſelben zu ſtehen. Beide Herrſcher ſollen einander von Zeit zu Zeit Geſchenke ſenden. Die Hauptſtadt von Mſihi heißt Bungu. So lange die Leute von Mſihi mit Uſambara in Feindſchaft waren, war es ſehr gefährlich, das Kerenge-Thal zu paſſiren und Reiſende wurden oft getödtet. Der Herrſcher von Mſihi ſoll es gerne ſehen, wenn Suahilis zu ihm kommen und Handelsartikel bringen.

Die Dynaſtie auf Mſihi hat ſich nach den Sitten und Gebräuchen von Uſambara geſtaltet, wo der regierende König und ſein Thronfolger verſchiedene Namen führen. Wenn nemlich der regierende König Kmeri heißt, ſo heißt der Kron-

prinz oder Thronfolger Sebuke (oder Schebuke), der immer in der Provinz Bumburri reſidiren muß. Sobald der herrſchende König geſtorben iſt, ſo begiebt ſich der Nachfolger nach der Hauptſtadt Fuga, wo er zum König ernannt wird. Der erſte Sohn, der ihm nach ſeinem Einzug in Fuga, alſo nach der Königs-Krönung geboren wird, wird der künftige Thronfolger, folglich iſt es nicht immer der älteſte Sohn, der König wird, ſondern nur derjenige Sohn, der nach ſeinem Regierungs-Antritt zuerſt geboren wird. Sobald dieſer Sohn mannbar wird, geht er in ſeine Provinz Bumburri, welche nur von dem Kronprinzen beherrſcht werden darf. Dieſe Sitte der Königstitel ſoll aus dem Ngu-Land ſtammen und auch in dem kleinen Reich Mſihi eingeführt worden ſein. Der neue König entläßt dann ſogleich alle Kinder des verſtorbenen Herrſchers, und ſetzt ſeine eigenen Nachkommen zu Gouverneuren der Provinzen und Diſtrikte ein. Man muß ſich wundern, daß die Abgeſetzten nie rebellirten, außer in dem Fall von Mſihi.

5. März. Da der Weſſir nicht ankam, und wir noch ſehr über Mangel an Speiſe zu klagen hatten, ſo verließen wir Utinde, wo es bei Nacht empfindlich kalt war. Ein dicker Nebel lag auf dem Berg, als wir anfiengen, auf einem ſteilen und ſchwierigen Weg in das Kerenge-Thal hinabzuſteigen. Wir brauchten gegen 4 Stunden, bis wir unten ankamen. Das Thal iſt an dem Punkt, wo wir es durchſchnitten, völlig unbewohnt. Wir brauchten über eine Stunde, bis wir an den Fluß Ngerea oder Luengera kamen, welcher in Bumburri entſpringt und in den Lufu oder Rufu geht, der an der Küſte Pangani genannt wird. Meine Leute fürchteten ſich ſehr, die Wildniß des Thales zu durchwandern, und ich mußte mich daher an die Spitze ſtellen, um ihnen Muth einzuflößen. Als wir die Weſtſeite des Thales erreicht hatten, fingen wir an, nach und nach aufzuſteigen. Auf der Spitze des erſten Berges, den wir erſtiegen hatten, fanden wir eine große Plantage mit Zuckerrohr, das wir uns ſchmecken ließen. Wir mußten dann nach einem Gang von

etwa 100 Schritten abermals in ein tiefes Thal hinabsteigen, wo wir wieder Zuckerrohr in Fülle antrafen. Unser Weg führte dann bald wieder aufwärts. Gegen Abend erreichten wir das große Dorf Dschairi, wo wir zu unserem Erstaunen bemerkten, daß wir von Utinde aus einen weniger gebirgigen Umweg hätten machen können, daß uns aber der Soldat des Wessirs absichtlich den schlechtern Weg geführt hatte, um uns aufzuhalten, bis sein Meister nachkommen könnte. Wir durften Dschairi nicht betreten, ehe der Soldat und Mindschie Mindschie mit dem Schulzen des Orts gesprochen hatten. Die Einwohner dieses Dorfes gehören zu dem Wambugu-Stamm, welcher ursprünglich im Waseguа-Land wohnte, aber, von den Masai beunruhigt, auf die Berge von Usambara floh, wo diese Leute Ackerbau und Viehzucht treiben und ihre alten Sitten beibehalten. Die Frauen tragen eine große Masse von dicken Glasperlen um den Hals und hängen sie überdieß in die durchlöcherten Ohrläppchen. Die Masse Glasperlen beträgt oft 4—6 Pfund. Der alte Gouverneur nahm uns gastfreundlich auf, und versah uns mit Milch und einem Brei von Bananen und Welschkorn. Da wir sehr hungrig waren, ließen wir uns nicht zweimal zu dieser Mahlzeit rufen. Des Nachts mußte ich in einem Viehstall schlafen, da mir der Schulze nicht erlauben wollte, außerhalb der Hütte die Nacht zuzubringen, weil es, wie er sagte, in der Umgegend viele Löwen gebe, was ich aber nicht recht glauben wollte.

6. März. Wir hielten einen Rasttag in der Hoffnung, der Wessir werde heute ankommen. Die Ruhe war mir übrigens ganz willkommen, weil ich in Folge der vorausgegangenen Strapazen sehr an den Füßen litt. Ich benützte die Zeit zum Lesen und Betrachten des Wortes Gottes, und zum Beten mit Abbegundscha, der mir eine große Hülfe auf dieser Reise war. Ich der Nachbarschaft war heute ein Gulio, d. h. ein Markt, wo die Leute Salz, Bananen, Hühner, Schmalz, Glasperlen, Kleider u. s. w. gegen andere Artikel eintauschten.

Ein Eingeborener erzählte mir Einiges über die wilden Maſai. Sie ſollen ſich vor den Flinten der Suahili gar nicht fürchten, ſondern ihnen mit Spieß, Schild und Keule ruhig entgegen gehen, weil es ihrem Nationalſtolz entgegen ſei, ſich vor dem Tod grauen zu laſſen.

7. März. Nachdem wir Dſchairi verlaſſen und einen Bach, der in's Kerenge-Thal geht, überſchritten hatten, mußten wir wieder aufwärts ſteigen. Die Sonne, welche heiß aufgegangen war, vermehrte bedeutend unſere Anſtrengungen beim Aufſteigen des Berges. Von Tag zu Tag wurde ich dieſer erſchöpfenden Reiſe immer mehr müde, und wünſchte ihr Ende. Auch meine Leute waren ſehr unlittig wegen der beſtändigen Windungen und des Auf- und Abſteigens in dieſem ſonderbaren Land. Hier zogen wir an einem Abgrund hin, dort konnten wir nur einen Buſch oder etwas Gras ergreifen, um den ſteilen Pfad hinauf zu klettern. Im Aufſteigen ſchmerzten mich die Sehnen meiner Fußknöchel, im Herabſteigen fühlte ich Schmerzen in den Knieen und Schenkeln. Nach freiem Belieben konnten wir nicht reiſen, da wir uns nach der Entfernung und der Lage der Dörfer richten mußten, wo wir Speiſe und Wohnung finden konnten, denn in Uſambara würde ein Reiſender, der im Walde oder außer einem Dorf übernachten wollte, für einen Räuber gehalten werden. Auch würden die Kälte und andere Umſtände es nicht geſtatten. Wir paſſirten heute mehrere Bäche, Zucker- und Bananen-Pflanzungen. An einer Stelle bemerkte ich den Mkindu-Baum, der dem Dattelbaum ähnlich iſt, und eine eßbare Frucht hat. Sein Stamm iſt ſehr gerade und lang, aber nicht dick. Die Atmosphäre wurde Nachmittags ganz herbſtlich. Ein Nebel überzog die Berge, löste ſich aber bald in Regen auf.

Ich verwunderte mich oft über meine Waſambara-Gepäckträger, welche mit der größten Leichtigkeit die Berge auf- und abſtiegen. In ein paar Minuten waren ſie mir und meinen Wanika weit voraus. Sie legten ſich dann auf den Boden und warteten, bis wir ſie erreichten, worauf ſie

abermals vorauseilten und wieder Halt machten. Die Wasambara sind im Allgemeinen von mittlerer Größe, ihre Farbe ist etwas gelblich, ihr Körperbau stark genug zum Lastentragen. Sie leben auf die einfachste Weise. Geröstete oder gesottene Bananen ist alles, was sie brauchen und was sie an vielen Orten einzig und allein haben neben ihren Heerden. Die kühle Bergluft, die Einfachheit ihrer Lebensweise u. s. w. trägt, wie es scheint, hauptsächlich zu der guten Gesundheit bei, welche diese Leute genießen. Krankheiten sind unbekannt, Krätze und Rheumatismen ausgenommen.

Die gemeinen Leute haben gewöhnlich nicht mehr als Eine Frau. Nicht, daß sie nicht mehrere Frauen haben möchten, aber es fehlen ihnen die Mittel zur Anschaffung derselben, wenn ich mich so ausdrücken soll. Die Sorge für die Nahrung und Kleidung seiner Familie hält den armen Msambara-Mann ab, den fleischlichen Lüsten zu fröhnen, denen sich andere reichere Stämme ungestört hingeben. Usambara ist in Folge seiner Gebirgigkeit ein armes Land, viel ärmer als Bondei und das Niederland, das ein reiches sein könnte, wenn die Leute fleißiger wären. Aber auch selbst Usambara könnte reicher werden, wenn seine Bewohner die Schätze ihres Landes zu benützen verständen. Wie viele Mühlen und Fabriken könnten an den vielen Bächen dieses Landes errichtet werden! Freilich ist das Holz ziemlich rar, so daß an vielen Orten getrockneter Kuhdung zur Feuerung gebraucht werden muß, wie in Abessinien und in andern Ländern Afrika's.

Das Zuckerrohr, das wir heute fanden, war von besonderer Güte. Es war äußerst süß und saftig. Wir fanden es in tiefen und feuchten Schluchten, nie auf der Spitze, oder auf den dachartigen Seiten der Berge. Abends erreichten wir das Dorf Ponde, das eine Tochter Kmeri's beherrscht. Wir mußten mit einer heißen rauchigen und schmutzigen Hütte, in welcher Menschen und Thiere zusammenwohnten, zufrieden sein. Der Eingang oder die Thüre war nur für Ziegen und Kälber gemacht, und Menschen mußten buchstäblich auf den Knieen hineinkriechen.

8. März. Wir brachen von Ponde auf und reisten in großer Eile, da uns die königliche Prinzessin in Beziehung auf Nahrungsmittel sehr karg behandelte. Sie verlangte ein farbiges Kleid, das ich ihr verweigerte mit der Bemerkung, daß mein Gepäck in den Händen des Wessirs sei und daß, was ich habe, ich dem König schenken werde.

Je näher wir der Hauptstadt kamen, je mehr nahm die Rauheit der Berge ab. Wir hatten nicht mehr in tiefe Schluchten hinabzusteigen, sondern konnten über ziemlich ebenes Land marschiren, wo ich meinen Esel wieder gebrauchen konnte. Aber die Berge wurden jetzt auch kahler, gras-, gebüsch- und baumloser. Der Boden sieht ganz roth aus, daher die Wakamba sich hier nicht mit rother Erde zu bemahlen brauchen, sie dürften sich nur auf die Erde setzen, so würden ihre Kleider und ihr Körper bald eine rothe Gestalt gewinnen. Wo ich mich setzte, wurden meine Kleider und Hände sogleich roth gefärbt. Hie und da erblickte ich eine Tabak-, Bananen- und Zuckerrohr-Pflanzung, im übrigen sind diese Berge kahl, unfruchtbar und unangebaut. Sie sind dem Dotter eines zerbrochenen Eies, oder der Kuppel eines Thurmes sehr ähnlich. Auf diesen Kuppeln stehen die Hütten der Eingeborenen. Die Hauptstadt Fuga selbst steht auf einem solchen Kuppel-Berg. In dieser Beziehung sind diese Berge und Hügel den abessinischen Ambas ganz ähnlich. Und in der That die Wasambara heißen diese Art Hügel Kiambo, was auch „ein großes Dorf" bezeichnen kann, weil die Dörfer auf solchen Hügeln errichtet sind. Ich bemerkte auch einen Unterschied in der Gestalt des Viehes auf diesen Bergen. Die Ochsen sind nicht so wild wie in Bondei und in den niederen Gegenden. Ihre Haut ist meist schwarz und haarig. Sie haben Hörner, und Kühe oder Ochsen mit Höckern werden hier selten gesehen. Alles dieß entspricht ganz dem kalten und melancholischen Klima dieser Alpengegend.

Ein großer Bach fließt gegen Fuga, wo er sich südlich wendet und ins Kerenge-Thal geht. Ehe wir den Fuß des Hügels erreichten, auf dem Fuga liegt, passirten wir den

Hügel Muheſa, wo Kmeri neuerlich ein kleines Dorf anzulegen begonnen hat. Als wir den Ort paſſirten, feuerten meine Leute einen Salut zu Ehren des Königs, deſſen Musketiere die kleine Kanonade erwiederten. Auf dem Weg nach Muheſa hatte ich eine ſchöne Ausſicht auf den Berg Maſe, der in der Wildniß liegt, durch welche der Lufu oder Pangani von Weſten nach Oſten fließt. Der Maſe iſt von Waſegua bewohnt und von dem Häuptling Kifuma beherrſcht, welcher ſich vor langer Zeit von Kmeri unabhängig gemacht und dieſem viel Noth bereitet hat. In weiterer Entfernung von Maſe gegen Süden ſah ich die Berge von Ngu, welche gegenwärtig von vielen Häuptlingen und nicht mehr von einem Alleinherrſcher regiert werden.

Als wir am Fuß des Hügels der Hauptſtadt Fuga angelangt waren, kam uns eine Schaar Soldaten entgegen, welche ihre Gewehre abfeuerten, um mich zu ehren. Sie geleiteten uns dann in eine der vielen Hütten, welche zum Gebrauch der Fremden nach Suahili-Art errichtet ſind. Die Thür der Hütte war ziemlich hoch und weit, ſo daß man Licht genug im Zimmer hatte. Eine Bettſtätte wurde ſogleich herbeigeſchafft und überhaupt alles gethan, was mich bequem logiren konnte. Mbereko oder Mtuma wa Zumba (Sclave des Königs), oder Scheich Schereſo (unter dieſen 3 Namen iſt dieſer Offizier bekannt), der General der königlichen Leibgarde erſchien bald nachher mit einem Schaf und andern Lebensmitteln, die für mich und meine Leute beſtimmt waren. Er hat außer ſeinen militäriſchen Funktionen noch das Amt, die Fremden und Beſuchenden mit Speiſe und Trank zu verſehen, mag der König in Fuga gegenwärtig oder abweſend ſein. Auch hier ſehen wir wieder eine Aehnlichkeit zwiſchen Schoa und Uſambara. Nach einiger Zeit kam auch Bana Osman, ein Muhamedaner aus Sanſibar, der als des Königs Leibarzt, Erzzauberer und Hofnarr figurirt. Er wurde vor mehreren Jahren von der Inſel Kiſiwani (im Pangani-Fluß) von Kmeri berufen, um kräftige Zauberzettel gegen Kifuma, den Häuptling von Maſe, zu

ſchreiben, der damals dem Kmeri beſonders zu ſchaffen machte. Osman iſt ein verſtändiger Mann, mit dem ich mich gerne unterhielt. Er begriff den Zweck meiner Reiſe. Gewöhnlich ſind die Zauberer ſehr ſtolz und anmaßend, was ich bei Osman nicht bemerkte, ſo hoch er auch beim König in Gunſten ſteht.

9. März. Mbereko und Mindſchie Mindſchie giengen nach Muheſa, um dem König meine Ankunft anzuzeigen und um ihn zu fragen, wann ich ihn ſehen könne? Der General kam bald zurück mit der Nachricht, daß der König über meine Rückkehr nach Uſambara ſich ſehr gefreut habe, daß er mir gerne erlauben werde, mich in Tongue niederzulaſſen; der Zauberer Osman habe ſchon vor langer Zeit um den Berg Tongue angehalten, zur Anlegung eines Dorfes für Handel und Ackerbau, aber der König werde den Berg Niemand anders geben, als dem Mſungu (Europäer). Dieſe Nachricht war ſehr ermuthigend. Zugleich benachrichtigte mich Mbereko, daß ich in Fuga warten ſolle, bis der Weſſir mein Gepäck bringe, worauf er (der König) ſelbſt nach Fuga kommen wolle.

11. März. Ein neuer Zauberer kam geſtern von Buyeni, ein muhamedaniſches Dorf am Pangani-Fluß. Dieſe Betrüger lehren die Leute Zauberzettel ſchreiben, bei welcher Gelegenheit ſie die unwiſſenden Heiden zu Muhamedanern zu machen ſuchen. Manche Leute kamen zu mir mit der Bitte um Schreibpapier, worauf ſie Zauberformeln ſchreiben laſſen wollten durch die muhamedaniſchen Zauberer. Ich ſchlug ihr Begehren rund ab, und erklärte alle Zauberei für eine Beleidigung Gottes. Es iſt erſtaunlich, welchen verfinſternden Einfluß der Muhamedanismus, dieſes Meiſterſtück der Hölle, auf die Heiden Oſtafrika's ausübt.

Es war mir heute intereſſant, etwas Näheres über die als Menſchenfreſſer verſchrienen Wadoe-Stämme, die im Süden des Waſegua-Landes wohnen, zu vernehmen. Die Wadoe ſollen früher über alles Land, das ſüdlich vom Pangani-Fluß und bis zu den Ngu-Bergen im Weſten liegt,

geherrſcht haben. Damals ſollen die Wakamba in Schikiani bei Sadan, der Inſel Sanſibar gegenüber, gewohnt und beſtändige Kriege mit den Wadoe geführt haben. Als aber die Wadoe die gefangenen und ſelbſt die todten Wakamba in den Wald ſchleppten, daſelbſt kochten und verzehrten, ſo faßten die Letzteren einen ſolchen Abſcheu gegen die Wadoe, daß ſie aus ihrem Lande auswanderten und ſich eine neue Heimath in den Gegenden ſuchten, die von den Galla verlaſſen worden waren, welche jetzt noch im Innern die Nachbarn der Wakamba ſind.

Dieſe Tradition ſtimmt zuſammen mit der Nachricht, die ich in Ukambani erhielt, daß nämlich die Wakamba von Südoſten gekommen ſeien. Mein Berichterſtatter bemerkte, daß die Wadoe heute noch aus den Schädeln von Menſchen trinken, welche ſie dann und wann verzehren.

Da die Wadoe in der Blüthe ihrer Macht ſich große Greuel gegen die Muhamedaner an der Küſte erlaubten, ſo verbanden ſich alle Moslems und ſchlugen die Cannibalen in einer entſcheidenden Schlacht ſo vollkommen, daß ſie ſeither nicht mehr zur Kraft gelangen konnten. Im Krieg ſollen ſie ſo lange Schilde gebrauchen, daß 5 bis 6 Mann ſich hinter denſelben verbergen können, was ich kaum glauben kann. Der König der Wadoe ſoll den Kmeri an Macht übertroffen haben und ſeine Offiziere ſollen in gewiße Rangſtufen eingetheilt geweſen ſein. Ueberhaupt ſoll große Ordnung unter ihnen geherrſcht haben. Ich zweifle nicht, daß es früher in Oſtafrika größere Monarchien gegeben hat, als wir heutzutag finden. Wahrſcheinlich hat das äthiopiſche Reich bis an den Aequator ſich ausgedehnt und den afrikaniſchen Herrſchern das Beiſpiel der Macht und Gewalt gegeben, als dieſes Reich ſich auflöste. Einzelne hervorragende Perſönlichkeiten gründeten aus dem zertrümmerten Reich eigene Monarchien, die ſich eine Zeitlang behaupteten, bis ſie immer ſchwächer wurden und ſich in die Republiken der neuern Zeit auflösten, weil keine große Perſönlichkeit mehr auftrat. In unſern Tagen greift der Auflöſungsprozeß der oſtafrikaniſchen Völker

immer weiter um ſich, und die Oſtafrikaner geſtehen es ſelbſt ein, daß es zu ihrer Väter Zeit beſſer geſtanden ſei, daß größere Könige und Häuptlinge vorhanden geweſen ſeien, und daß ein neues Element unter ſie kommen müſſe. Die Hamiten haben ſich überlebt; daher es offenbar iſt, daß die Japhetiten die europäiſch-chriſtliche Macht, das Ruder in Oſtafrika, wie auf allen andern Kontinenten, in die Hand nehmen müſſen. Nur das Evangelium kann Afrika vom völligen Untergang retten. Das war mein Eindruck in allen Ländern, die ich beſucht habe. Was wird ſich einmal offenbaren, wenn die Geſchichte der afrikaniſchen Nationen vor aller Welt klar daliegen wird? Und offenbar wird ja Alles werden, was in der Zeit ſich geſtaltet hat; denn die Ewigkeit iſt ja, wie der große Prälat Oetinger ſagt, eine ausgewickelte Zeit, und die Zeit eine eingewickelte Ewigkeit.

Einer der frühern Könige der Wadoe ſoll die Abſicht gehabt haben, das Reich Uſambara zu erobern. Als er aber mit ſeinem Heer in die Nähe des erſten Berges dieſes Landes kam, ſoll er auf dieſem Berg einen dicken Nebel bemerkt haben, den er für den Rauch aus Tabakspfeifen hielt, woraus er ſchloß, daß die Zahl der Feinde ſo groß ſein müſſe, daß die Wagoe-Armee nichts ausrichten werde, und es daher beſſer ſei, die zahlloſen Tabakraucher auf ihren Bergen nicht zu beunruhigen.

13. März. Kmeri ſandte heute einen großen Ochſen zur Nahrung für mich und meine Leute. Ueberhaupt erhielten wir alle Tage entweder ein Schaf oder eine Ziege, ſo daß wir keinen Mangel hatten. Da der Weſſir heute ankam, ſo werde ich den König bald ſehen können. Ohne Geſchenk darf nämlich der Fremde nicht vor den Simba wa Muene kommen. Mein Hauptgepäck, worin ich die Geſchenke für den König hatte, war in Dſchumbi in den Händen des Weſſirs zurückgeblieben.

14. März. Im Lauf des Nachmittags kam Kmeri zu Fuß nach Fuga. Eine Schaar Soldaten gieng vor ihm her unter dem Losſchießen ihrer Gewehre, welche ein gewaltiges

Echo zwiſchen die Hügel hineinſandten. Ich ſtellte mich am Wege auf, um ſeine Majeſtät im Vorbeigehen zu grüßen. Sobald mich der König erblickte, ſtand er ſtille und blickte mich an, ohne etwas zu ſagen. Hierauf begab er ſich in die Hütte des Oberzauberers Osman. Er trug über ſeinem Gewand einen Boſchuti, d. h. einen dicken Mantel von ſchwarzem Tuch, der ihn gegen Regen und Kälte ſchützte. Er gieng barfuß, wie die meiſten afrikaniſchen Fürſten, die ich geſehen habe. Nachdem er auf einer Bettſtätte in der Hütte Platz genommen hatte, nahm er, ohne ein Wort zu reden, ſeine Tabakspfeife und rauchte mit einer Gravität, welche ſeine Königswürde unverkennbar kund gab.

Eine Menge Leute von Fuga und andern Orten kamen, um den König mit den Worten „Simba oder Schimba wa Muene" (der Löwe Gottes, oder wie das Wort auch überſetzt werden kann, der Löwe biſt du ſelber!) anzureden, worauf er nur den hummenden Ton „M" zur Antwort gab, und die Grüßenden ſich entfernten, um einer andern Partie Platz zu machen.*) Als dieſe Ceremonie vorüber war, und nur ein paar Höflinge nebſt dem Oberzauberer Osman ihn umgaben, erklärte ich ihm die Urſachen, welche mir nicht erlaubt hätten, mein im Jahr 1848 gegebenes Verſprechen der Rückkehr früher zu erfüllen. Ich erzählte, daß ich zweimal in Ukambani geweſen, ſodann, daß ich meine Freunde in Europa beſucht, und daß ich in Rabbai durch meine Arbeiten verhindert worden ſei, früher nach Uſambara zurückzukehren. Der König ſchien mit dieſer Entſchuldigung zufrieden zu ſein, worauf ich mich in meine Hütte zurückzog. Kmeri war ſeit 1848 viel älter geworden; doch hatte er noch das ſcharfe Auge, wie damals. Er iſt ein großer und dicker Mann, der viel Aehnlichkeit mit Kiwoi hat, deſſen ich in meinem Bericht über meine Reiſe nach Ukambani Erwähnung gethan habe.

15. März. Ich vernahm heute, daß die muhamedani-

*) Als der König huſtete, riefen ihm die Höflinge zu: „Muiſa."

ſchen Zauberer Osman und Manioka dem König gerathen hätten, mir den Aufenthalt in Uſambara zu verweigern unter dem Vorwand, daß, wo einmal ein Europäer Fuß gefaßt habe, da das ganze Land bald in ſeine Hände fallen müſſe. Ich gab dem Mittheiler dieſer Nachricht zu verſtehen, daß, wenn die Muhamedaner nicht aufhören, gegen mich bei Kmeri zu intriguiren, ich ſie bei dem engliſchen Conſul in Sanſibar verklagen und exemplariſch beſtrafen laſſen werde.

Der König ließ mich rufen, um mir zu ſagen, daß er meine Angelegenheit in's Reine bringen wolle, ſobald er den Tribut, den der Weſſir von der Küſte gebracht habe, empfangen hätte. Dieſer Tribut beſtand aus 200 Amerikano, aus einer Anzahl Ochſen und Schafen. Von den 200 Kleidern behielt der König 100 für ſich ſelbſt und ſeine Weiber, 42 gab er dem Weſſir und ſeinen Soldaten, 33 erhielten die Häuptlinge von Fuga, und 25 bekam Mbereko und ſeine Knechte. Dieß iſt die Art, wie der König ſeine Einkünfte verwendet. Er war ſehr zufrieden mit dem Weſſir, der ſeinen Willen an der Küſte erfüllt hatte. Es iſt die Pflicht des Weſſirs, im Land herumzureiſen, um den Tribut einzuziehen. Zu dieſem Zweck erhält er vom General der Banga (Soldaten) eine gehörige Anzahl Musketiere, um ihn zu ſchützen, und ſeinen Forderungen militäriſchen Nachdruck zu geben.

Nachdem der König dieſe finanzielle Angelegenheit bereinigt hatte, hielt er Gericht über die Verwandten eines Verbrechers, der in dem Dorfe Mringano bei der Steuereinnahme des Weſſirs dieſem 3 Soldaten erſchoſſen und dann das Haſenpanier ergriffen hatte und in den Wald geflohen war, wo man ihn bis jetzt noch nicht hatte entdecken können. Die Verwandten des Verbrechers wurden jedoch gefangen und vor den König gebracht, der nach Anhörung des Berichts von Seiten des Weſſirs das Urtheil ſprach: „Die Verwandten ſollten im Staats-Gefängniß verwahrt werden, bis der Verbrecher entdeckt und getödtet ſei; ſeine Kinder, die bereits ergriffen waren, ſollten als Sclaven verkauft werden!“ Nach-

dem der Simba wa Muene dieſes Urtheil ausgeſprochen hatte, flochten die Soldaten ihre Kleider wie dicke Seile zuſammen und banden damit die Gefangenen, die dann in's Staatsgefängniß abgeführt wurden. Zugleich wurden Boten an alle Gouverneure abgeſandt, daß man den Verbrecher ſuchen und nach Fuga transportiren ſolle.

16. März. Die Geſchenke, die ich dieſen Morgen dem König gab, beſtanden hauptſächlich in Meſſern, Glasperlen, Amerikano und einigem farbigem Zeug aus Maskat. Die farbigen Kappen freuten den König am meiſten. Während die Geſchenke vor dem König ausgebreitet lagen, kam ein ſtarker Regen, der durch das Dach durchſchlug und den König nöthigte, die Sachen in Eile zuſammenpacken zu laſſen. Es betrübt mich immer ſehr, wenn ich einem Heiden zeitliche Geſchenke geben muß. Wenn die Heiden nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit trachten würden, ſo würden ſie freilich kein irdiſches Geſchenk vom Miſſionar verlangen; aber ſo lange ſie nur fragen, was werden wir eſſen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? ſo lange ſie alſo keine höhere Beweggründe haben, aus denen ſie einen Miſſionar in ihr Land hereinlaſſen, ſo lange muß ſich der Miſſionar in die Umſtände fügen, bis ſie ſeine geiſtlichen Schätze kennen und werthſchätzen lernen, wo das irdiſche Geſchenk-Verlangen von ſelbſt aufhören wird. Im Anfang iſt die Hauptſache, daß der Miſſionar in's Land hereingelaſſen und aufgenommen werde, und daß er ſich unter einem Heidenvolk wohnlich niederlaſſen und ſeine geiſtliche Arbeit anfangen kann, kurz, daß er einen Standpunkt gewinne, von dem aus er das Land geiſtlicher Weiſe aus ſeinen Angeln heben kann. Aber ein ſolcher Standpunkt kann in einem unciviliſirten Land nicht anders gewonnen werden, als daß der Miſſionar zuvor Freundſchaft mit dem König oder Häuptling des Landes mache. Aber Freundſchaft kann nach der Philoſophie eines afrikaniſchen Häuptlings nicht gemacht werden, ohne daß der Freund ihm ein angemeſſenes Geſchenk gibt. Der Miſſionar hat alſo zwiſchen zwei Dingen zu

wählen: Entweder daß er ein Geſchenk gebe und alſo im Lande zugelaſſen werde, oder daß er das Geſchenk verweigere und folglich ſich vom Zugang zu dem Lande ausſchließe, womit er ſich aber den Weg zu ſeiner Thätigkeit verſchließen würde. Es gibt unter den afrikaniſchen Bettel-Fürſten und Häuptlingen keinen dritten Weg.

Es that mir im Herzen weh, wenn ich den alten König Kmeri auf ſeiner Bettſtätte liegen ſah, wie er von ſeinen Höflingen und Zauberern geehrt und wie ſehr ihm geſchmeichelt wurde, wie ſelbſtgefällig er die Geſchenke betrachtete, oder in die Hand nahm und rechts und links drehte, und wenn ich dann wahrnehmen mußte, wie gleichgiltig er ſich gegen die Botſchaft des Friedens und der himmliſchen Güter benahm, die ich ihm gerne durch Bezeugung des Worts der Verſöhnung nahe gebracht hätte! Zu ſeinen Füßen ſitzend und innerlich ſeufzend harrte ich auf den Moment, wo es möglich werden möchte, mit dem König in eine Unterredung über geiſtliche Dinge mich einzulaſſen; aber das Geſchwätz der Umgebung und des Königs Liebe zu den Dingen dieſer Welt ließen mich nie recht dazu kommen, weiter als im Allgemeinen die Hauptaufgabe eines Miſſionars auseinanderzuſetzen. Wie werden ſich doch einmal die Gewaltigen dieſer Erde ſchämen und es bereuen, daß ſie den Tag des Heils verſäumt und es verſchmäht haben, die große Gnade anzunehmen, die Gott durch ſeine geringen Knechte ihnen hat anbieten laſſen! In dem Augenblick, als ich zu den Füßen Kmeri's ſaß, hätte dieſer Fürſt mehr empfangen können, als ſein ganzes Königreich werth iſt; er hätte Worte des ewigen Lebens hören können, die den Grund zu ſeinem wahren zeitlichen und ewigen Glück gelegt haben würden. Ueberdieß hätte er das Heil vieler Millionen Seelen in ſeinem Reich und in Oſtafrika ſchaffen können.

Ich kann freilich nicht ſagen, daß Kmeri mir die Hauptſache, um die es ſich zunächſt handelte (nämlich die Niederlaſſung eines Miſſionars in ſeinem Lande) verweigerte, aber das ſchmerzte mich, daß er ſich in keine perſönliche Beziehung

zu der Wahrheit, die ich ihm als Miſſionar bezeugen wollte, einließ. Um ſo wohlthuender war es mir, als nachher viele Leute von Fuga mich beſuchten, mit denen ich offener und nachdrücklicher über das Heil der Seele reden konnte, als mit ihrem Fürſten.

Intereſſant war mir, was ich von den Ala hörte, einem zerſtreuten Völkchen, das in den Wäldern der Wildniß wohnt und von der Jagd lebt. Die Waſambara heißen dieſe Leute Waſſi, die Waknaſi nennen ſie Wandurobbo und betrachten ſie als ihre Sclaven. Eine Anzahl dieſer Ala ſoll ſich in der nähe der Wakuaſi in Maſinde (eine Ebene zwiſchen Uſambara und Pare) aufhalten. Der König von Uſambara ſteht auf gutem Fuß mit dieſen Wakuaſi in Maſinde, und die Pangani-Leute gehen beſtändig zu ihnen, um Elfenbein zu kaufen. Es ſcheint, die Ala ſind ein Ueberreſt der Ureinwohner von Oſtafrika. Man findet ſie im Innern und an der Küſte, in Schimba , im Wanikaland und bei Daluni und Bondei. Sie treiben weder Viehzucht noch Ackerbau, ſondern leben in den Wäldern von der Jagd. Wo ſie einen Elephanten oder ein anderes wildes Thier tödten, da bleiben ſie, bis es aufgezehrt iſt. Sie ſollen eine Sprache reden, welche kein anderer Oſtafrikaner verſteht. Die Araber behaupten, die Ala ſtammen von Arabien; daher ſie ſie weder als Sclaven kaufen noch verkaufen. Die Wanika vom Stamm Duruma heißen die Ala Maſaka. Sie ſollen in der theuren Zeit viele Ala verkauft haben. Es wäre intereſſant, dieſe Leute und ihre Sprache näher kennen zu lernen, und ob ſich einige Familien bewegen ließen, ſich bei den Miſſionarien niederzulaſſen, da die Geſchichte zeigt, daß verſtoßene, verachtete und arme Stämme das Evangelium eher angenommen haben, als die mächtigen und reichen.

Die größten Häuptlinge der Waſeguaſtämme ſind gegenwärtig Mabewa, Simbiri und Kiſuma. Mabewa ſoll 600 Flinten haben, während Kmeri kaum 400 hat.

17. März. Mbereko, der General der königlichen Leibgarde, benachrichtigte mich auf Befehl des Königs, daß er

(der König) meine ganze Angelegenheit in seine Hand (des Mbereko) gelegt habe, und daß ich nicht daran zweifeln soll, daß der König mir Tongue, oder Mringa, oder Pambire zu einer Missionsniederlassung geben werde. Ich dankte für die königliche Güte, bat aber zugleich, daß mir der König diese Erklärung mündlich bestätigen möchte. Mbereko erwiederte, der König werde das thun, wenn er mich verabschieden werde.

18. März. Ich begab mich diesen Morgen zum König, um Abschied zu nehmen. Ich stellte ihm vor, daß ich Eile habe, die Küste zu erreichen, ehe die Regenzeit komme, wo die Flüsse nicht mehr zu passiren und der Boden zum Gehen äußerst schlüpfrig sei. Nach kurzer Pause sagte der König: „Die Bitte des Europäers um Tongue gewähre ich ihm völlig, und ich beauftrage dich, Mbereko, meinen Willen zu vollziehen.“ Mbereko nahm des Königs rechte Hand und drückte sie gegen den Leib des Königs, was eine Art eidliche Versicherung bedeuten soll. Durch diesen Act wurde Mbereko zu meinem Mlau, d. h. Einführer und Mittler erklärt. Jeder Gouverneur, auch wenn er ein Sohn des Königs ist, muß einen Mlau am Hof zu Fuga haben, dem er alle seine Angelegenheiten mittheilt, und der sie dann vor den König bringt. Mbereko ist auch der Mlau des Pangani- und Tongue-Distrikts. Auch hier sehen wir wieder eine Verwandtschaft der Usambara-Sitte mit der in Abessinien, wo ein Fremder auch einen Baldaraba, d. h. einen Einführer und Vermittler bei dem König haben muß.

Nachdem der König meine Sache wegen Tongue vollendet hatte, befahl er dem Mbereko, mit mir an die Küste zu gehen und mir dort einen Elephantenzahn und zwei Sclaven, und für den Weg 3 Schafe zu geben. Die Schafe wollte ich annehmen, aber das Elfenbein und die Sclaven wies ich zurück.

Als ich vom König in meine Hütte zurückgekehrt war, erhielt ich einen Besuch von Simbodscha, einem verständigen Sohn Kmeri's, der die Gegend in der Nähe von Masinde, wo Wakuafi wohnen, im Namen des Königs beherrscht.

Er bat mich, mit ihm nach Masinde zu gehen und die Wakuafi zu besuchen; aber ich bemerkte ihm, daß ich die Küste vor Anbruch der Regenzeit zu erreichen wünsche und daher dießmal auf den Besuch der Wakuafi verzichten müsse. Gewiß, Masinde wäre der Ort, wo ein Missionar diese wilden Leute erreichen, und von wo aus er die Wakuafi im Innern besuchen könnte. In Masinde hätte der Missionar hinreichenden Schutz. Die Wasambara heißen in der Wakuafi-Sprache „Eldonio", d. h. Bergbewohner; die Wasegua werden in derselben Sprache „Elmeg", die Masai „Elmangati" und die Pare „Barrakanga" genannt. Welche Hochachtung die Wasambara gegen ihren König hegen, davon nur ein Beispiel. Als ich vor ein Paar Tagen die Aeltesten von Fuga ein Stück Land neben Kmeri's Residenz bearbeiten sah, fragte ich, wie es denn komme, daß solche ehrwürdige und einflußreiche Leute wie Sclaven auf dem Felde arbeiten. Auf diese Frage erhielt ich zur Antwort, daß dieß geschehe aus Achtung gegen den König, weil er in die Hauptstadt gekommen sei. Die größten Personen des Reiches sollen bisweilen zu Kmeri kommen und ihn fragen, was sie thun könnten, um ihm zu gefallen. Der König zeigt ihnen ein Stück Land mit der Bemerkung, dieses sollten sie mit eigener Hand umbrechen, was sie augenblicklich thun, wobei sie nicht ruhen, bis die Aufgabe erfüllt ist, blos um dem König Vergnügen zu machen. Auch vornehme Frauen sollen dasselbe thun. Diese Sitte zeigt, welche Macht und welchen Einfluß der König über seine Unterthanen besitzt. Nachdem ich und meine Leute uns zum Schlafen niedergelegt hatten, hörten wir den Schall der Trommeln in Fuga und erfuhren, daß die Wasegua vom Berg Mase einen Einfall in Kmeri's Gebiet gemacht hätten. Mbereko erhielt augenblicklich Befehl, mit einer Schaar Soldaten auszuziehen. In der Hauptstadt herrschte große Verwirrung.

19. März. Der König wollte mich nicht abreisen lassen vor der Rückkehr Mbereko's. Glücklicher Weise kam dieser im Lauf des Tages zurück mit der Nachricht, daß ein Grasbrand an der Grenze einen blinden Lärmen verursacht habe.

Jetzt hatte der König nichts mehr gegen meine Abreiſe einzuwenden. *)

Um ſo viel als möglich die Gebirgsgegend von Uſambara zu vermeiden, ſchlug ich auf meiner Rückreiſe einen Weg ein, den ich zuvor nicht gegangen war. Wir reisten zuerſt ſüdlich. Beim Hinabſteigen von dem Hügelland bei Fuga ſah ich deutlich die Berge von Pare und auch die Ebene von Maſinde. Auch ſah ich ganz deutlich den Berg Maſe und die Berge von Ngu, ſowie die iſolirten Berge Handei und Kiwa, welche aus der Ebene des Waſegua-Landes ſich erheben. Dieſe zwei Berge ſind die einzigen Erhebungen, die ich in dem ebenen Land der Waſegua erblicken konnte. Auch konnte ich den Lauf des Pangani-Fluſſes bis zur Meeresküſte hin mit dem Auge verfolgen. Mindſchie Mindſchie ſagte mir, daß man in 4 Tagen von Fuga aus die Pangani-Mündung erreichen könne, wenn man den ebenen und kurzen Weg durch das Waſegua-Land einſchlage, wie die Karawanen vormals immer gethan hätten. Der Weg ſei jetzt noch möglich, aber man müſſe dann den habſüchtigen Waſegua-Häuptlingen viele Geſchenke geben, was die Karawanen veranlaßt habe, lieber den beſchwerlichen Gebirgsweg über Bondei und Uſambara einzuſchlagen.

Wir brauchten 3 volle Stunden zum Hinabſteigen von den Fuga-Bergen. Eine halbe Stunde lang reisten wir durch einen Wald von Piſang- oder Bananen-Bäumen, von deren Frucht wir nehmen durften, ſo viel wir wollten. Nachdem wir die Berge hinabgeſtiegen waren, nahmen wir eine ſüdöſtliche Richtung, dem Fuß ſteiler Berge entlang, deren Spitzen aus großen Felſen beſtehen, welche wie ſenkrechte

*) Vor meiner Abreiſe verlangte der König noch ein Brechmittel, da er ſich unwohl fühlte. Ich gab ihm 27 Gran Ipecacuanha, welche eine gute Wirkung hatten. Ich entſprach ſeinem Verlangen nur ungerne, weil ich die Folgen fürchtete, wenn dem König etwas Uebles widerfahren würde. Der Häuptling Mabewa tödtete einen Arzt, welcher eine ſeiner Frauen ſo behandelte, daß ſie während der Kur den Geiſt aufgab.

Mauern gen Himmel ſtarren. Es iſt unmöglich, daß eine feindliche afrikaniſche Armee dieſe Berge erobern könnte. Eine ähnliche Beobachtung habe ich im Oſten von Abeſſinien gemacht. Eine kleine Schaar Eingeborner reicht hin, dieſe hohen Felſenmauern zu vertheidigen.

Um 3 Uhr Nachmittags paſſirten wir den Fluß Furuni, der in den Uſambara-Bergen entſpringt und in den Pangani fließt. Um 4 Uhr erreichten wir das Dorf Mombo, das von Waſegua bewohnt iſt, die dem Kmeri nicht ſo unbedingt gehorchen, wie die Waſambara. Deßwegen wagten es die königlichen Soldaten nicht, mit Gewalt Speiſe zu verlangen, wie ſie in Uſambara zu thun pflegten. Wir bezogen in Mombo unſer Nachtlager.

20. März. Ich war unwohl letzte Nacht und konnte wenig ſchlafen. Eine Art Krätze, welche die meiſten Bergbewohner plagte, entwickelte ſich an meinen Armen. Von Mombo an hatten wir wieder einen bedeutenden Berg hinaufzuſteigen. Unterwegs begegneten wir vielen Weibern, welche Zuckerrohr, Bananen, Salz u. ſ. w. auf den Markt in Mombo trugen. Als wir die Spitze des Berges erreicht hatten, fanden wir eine Menge Fußwege, welche in einen Wald führten. Wir waren lange im Ungewiſſen, welchen Weg wir einſchlagen ſollten. Wir reisten auf und ab über ſteile Hügel und tiefe Schluchten, bis wir in das Gebiet eines Häuptlings kamen, der ein Sohn Kmeri's war, und der mich in Fuga geſehen hatte. Er zeigte uns den rechten Weg, und ließ uns durch einen Soldaten in eine Bananen- und Zuckerrohr-Pflanzung führen, wo wir Früchte nehmen durften, ſo viel uns beliebte. Es war ein Glück, daß wir einen guten Vorrath mitnahmen, da wir an den folgenden Tagen unterwegs nichts erhalten konnten.

21. März. Nachdem wir eine Zeit lang einen ziemlich ebenen Weg gereist waren, erreichten wir die Spitze eines furchtbaren Berges, den wir hinabſteigen mußten. Dieß war aber auch der letzte Berg in Uſambara; denn wir waren jetzt nahe am Kerenge-Thal. Das ſteile Hinabſteigen verurſachte

mir große Schmerzen in den Füßen. Am Fuß des Berges zogen wir über einen ſehr fruchtbaren Landſtrich, der Mahe-ſangulu heißt, wo wir Dörfer nach allen Richtungen hin erblickten. Wir machten Halt an dem großen Bach Mdſchira, der in den Luengera (Ngerea) fließt. Jetzt konnte ich meinen Eſel wieder gebrauchen. Nachdem wir einen Theil des ſchönen Kerenge-Thales durchzogen hatten, kamen wir in das Dorf Guſis, eines Sohnes von Kmeri. Das Dorf iſt von einem undurchdringlichen Dornwald umgeben, durch den die Leute einen engen Weg gehauen haben. Das Thor zu dem Dorf iſt ſo eng und niedrig, daß der Ein- und Ausgehende jedesmal buchſtäblich auf die Kniee fallen und hindurchkriechen muß. Der Grund, warum die Leute ihr Dorf ſo gut befeſtigt haben, liegt in ihrer Furcht vor den Maſai und Waſegua, welche oft das Kerenge-Thal in feindlicher Abſicht durchziehen. Guſi würde ſich freuen, wenn die Wakamba nach Kerenge, wo ſie früher wohnten, zurückkehren würden. Auch die Suahilis wären froh über ihre Rückkehr, da die Wakamba viel Vieh, Butter und Elfenbein auf den Markt brachten, woraus die Suahilis großen Gewinn zogen.

22. März. Wir brachen frühe auf und überſchritten den Luengera-Fluß auf einem dicken Baumſtamm, hatten aber Mühe, den Eſel hinüberzubringen, da der Fluß zwar nicht breit, aber ziemlich tief iſt, und hohe und ſteile Ufer hat. Meine Leute hatten große Furcht vor den Maſai. Nachdem wir das Thal glücklich durchſchnitten hatten, ſtiegen wir den Handei-Berg hinan. Wir hatten beinahe die Spitze des hohen Berges erreicht, als wir an eine Felſenbarre kamen, über welche mein Eſel, der beim Aufſteigen gar nicht zu gebrauchen war, nicht hinweggehen wollte. Ich hatte mich ſchon entſchloſſen, ihn mit Sattel und Zeug zurückzulaſſen (da die ſenkrechte Felſenwand des Berges keinen Neben- und Umweg geſtattete), als wir auf den Gedanken kamen, eine Art Staffeln aus aufgehäuften Steinen, Holz und Sand zu machen. Auf dieſe Weiſe überwanden wir das Hinderniß und retteten das Thier, das ich ſonſt der Wildniß hätte überlaſſen müſſen. Während

wir an den Staffeln arbeiteten, überzog ſich der Himmel mit ſchweren Regenwolken, welche ſich endlich mit großer Heftigkeit entluden, und uns ganz durchnäßten. Unſer Weg wurde in einen Bach verwandelt. Ganz durchnäßt kamen wir in das Dorf Handei, wo wir eine Zuflucht vor dem Regen und der Kälte zu finden hofften; aber der Schulze befahl uns, nach dem nächſten Orte zu gehen. Wir ließen uns aber nicht irre machen, ſondern giengen in die nächſte offene Hütte hinein und machten darin unſer Nachtlager zurecht. Der Schulze erlaubte uns dieß endlich, aber ließ uns für unſere Nahrung ſelbſt ſorgen. Wir kauften für weiße Glasperlen eine Anzahl Bananen, welche wir röſteten und mit gutem Appetit verzehrten.

23. März. Da wir wenig Proviant hatten, reisten wir in aller Frühe von Handei ab, ungeachtet der kalten und nebeligen Luft und des ſchlüpfrigen Weges, den die Sonne noch nicht trocknen konnte. Wir ſtiegen in einen großen Wald hinab, der lauter dicke und gerade Baumſtämme von 70 bis 100 Fuß Höhe hat. Der ſchlüpfrige Grund warf mich im Gehen oft zu Boden. Um Mittag fiengen wir an, den Berg Makueri hinabzuſteigen, der eine Fortſetzung des Kombora iſt. Um 5 Uhr Abends zwang uns der Regen, unſer Nachtquartier in dem Dorfe Kimbo zu nehmen, wo wir gut aufgenommen und mit Reis bewirthet wurden.

24. März. Wir verließen Kimbo mit Sonnenaufgang und ſtiegen vollends den Berg hinab, an deſſen Fuß der Fluß Sidſchi vorbeifließt. Nachdem wir dieſen Fluß paſſirt hatten, hatten wir kleinere Berge auf- und abzuſteigen, bis wir das Dorf Kadango erreichten, wo wir auf den General Mbereko warten ſollten, der erſt nach uns von Fuga aufgebrochen war.

In Kadango verließ uns ein Handelsmann (ein Verwandter des Mindſchie Mindſchie), der eine Karawane nach Fuga geführt hatte, um über Maſinde nach Pare zu gehen, aber in Fuga erfahren hatte, daß der Weg zwiſchen Maſinde und Pare von Löwen und von den Maſai gefährdet ſei. Der

Mann wollte jetzt mit seinen Leuten nach Daluni gehen und Usambara nordöstlich umziehen, um so nach Pare auf einem andern Weg zu gelangen. Ich staunte über die schweren Lasten von Kupferdraht, Glasperlen und Amerikano, welche seine Leute über die hohen und steilen Berge hinwegtrugen. Jeder Mann trug 1½ Farasala (52 Pfund) neben seiner Flinte, Schießvorrath und Speise. Und für alle diese Mühe, welche die Träger 6 bis 8 Monate lang zu erdulden haben, empfangen sie blos 10 Thaler, eine Summe, für welche weder die Suahili, noch Wanika das Gepäck eines Europäers tragen würden, der schweren Last nicht zu gedenken.

26. März. Der General ist noch nicht angekommen; auch Mbikiri wa Mlugu, die Herrscherin von Kadango, kam nicht, daher wir wenig zu essen hatten. Der Ausdruck Mlugu bezieht sich auf den königlichen Ursprung einer Person.

27. März. Da der General nicht kam und wir keine Speise mehr hatten, so verließen wir Kadango und reisten nach Dschumbi, wo wir auf Mbereko zu warten beschloßen.

29. März. Wir entschloßen uns, ohne Mbereko abzureisen. In Dafa besuchten wir den Gouverneur Abdalla und seinen Bruder Mapemba, hielten uns aber nicht auf, sondern reisten weiter bis Muasagnombe, wo wir übernachteten. Bald nach uns kamen einige Wapuna, welche von den Dorfbewohnern einquartirt wurden. Die Wasambara-Soldaten sind in 3 Klassen eingetheilt: 1) Die Waengrese bilden die königliche Leibgarde, 2) die Waturuma gehören zur Armee des Kronprinzen in Bumburri, und 3) die Wapuna, oder die Soldaten der Gouverneure der Provinzen. Alle diese Banga oder Soldaten sind meist sehr gewaltthätig gegen die Waschinsi und Wasambara, dagegen sehr nachgiebig gegen die Wasegua, welche Gewalt mit Gewalt vertreiben.

30. März. Wir erreichten das Pangani-Dorf, wo ich in dem Stein-Hause eines Verwandten des Mindschie Mindschie meine frühere Wohnung wieder in Besitz nahm und wartete, bis Mbereko ankam, was erst am 6. April geschah. Ich hatte täglich Unterredungen mit den Eingebornen des

Orts, welche mich zahlreich beſuchten. Ich fühlte großes Mitleiden mit den Pangani-Leuten, welche den verlorenen Schafen gleichen, die keine andern Hirten haben, als die falſchen Lehrer des Korans, welcher mehr als irgend ein anderes Buch in der Welt, die Herzen von dem lebendigen Gott entfremdet. Das Hauptgeſchäft der Pangani-Leute beſteht im Schwätzen, Lachen, Trommeln, Heirathen und Hochzeitsfeſte anſtellen, im Laufen in die Moſcheen, im Sclavenmachen, Zwiſtigkeiten anrichten im Dorfe und auswärts, und im Betrügen derer, von denen ſie Geld entlehnt haben. Das iſt überhaupt das Geſchäft der meiſten Suahilis. Das Verderben der Muhamedaner dieſes Dorfes iſt ſehr groß und ich muß die Langmuth Gottes bewundern, der ein ſolches Volk exiſtiren läßt. Aber es ſcheint, Er will ſie ſo tief herabſinken laſſen, damit ſie den Betrug des Korans einſehen und ſehnſüchtig werden nach der Wahrheit in Chriſto, die ihnen jetzt durch die chriſtliche Miſſion verkündigt werden ſoll. Die Geſchichte zeigt, daß das Evangelium meiſtens erſt dann in ein Land kommt, wenn dieſes am Rand des Untergangs iſt, weßhalb die Feinde der Miſſion häufig den Ruin der Nationen den Miſſionarien zuſchreiben, weil das Princip der Sünde und des Verderbens bei ihrer Ankunft in ſeiner ganzen Wuth noch mächtig iſt, und das neue Element des Lichts die verderbte Nation nicht ſogleich durchdringen kann, ſondern Zeit erfordert, bis es ſiegreich wird.

Ein kleiner Umſtand, der ſich in meinem Hauſe zutrug, diente mir dazu, die Lehre von der Verſöhnung Jeſu Chriſti, die ich predigte, den Leuten zu veranſchaulichen. Ein Knabe, der oft zu mir kam, um zu lernen (wie er ſagte), ſtahl eine Fiſchangel, die meinem Knecht gehörte, der nun mit Bewilligung des Vaters des Knaben, dieſem die Hände an einen Pfahl band und ihn tüchtig walkte.

Eine zeitlang ließ ich den Knecht machen, da ich überzeugt war, daß der Knabe wegen ſeines diebiſchen Weſens eine rechte Züchtigung verdient hätte; endlich aber befahl ich meinem Diener, den Gezüchtigten in Freiheit zu ſetzen, indem

ich ihm die Angel aus eigenen Mitteln erſetzen wollte. Der Knabe wurde losgebunden und entlaſſen, im Beiſein vieler Muhamedaner, die umherſtanden.

Seht, ſagte ich dann, dieſer Knabe iſt in Freiheit geſetzt worden dadurch, daß ich für ihn ſprach und ſeinen angerichteten Schaden erſtattete. In einem viel höhern Sinn hat Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes, eure Ungerechtigkeit am Kreuz getragen und erſtattet. Wenn ihr an Ihn glaubet, ſo ſollt ihr vom Zorn Gottes errettet werden; aber wenn ihr in der Verwerfung des einzigen Retters, den Gott euch gegeben hat, beharrt, ſo werdet ihr in der Hölle um Erlöſung rufen, aber keinen Retter mehr finden; denn Jeſus iſt der einzige und allgenugſame Heiland, den ich euch verkündige.

Nachdem der General am 6. April am Pangani angekommen war, reiste ich mit ihm am 7. auf einem kleinen Boot ab und erreichte Sanſibar am 8., wo ich ſogleich vernahm, daß Br. Rebmann mit ſeiner Frau aus Egypten zurückgekehrt und vor 14 Tagen nach Mombas abgereist ſei, wohin ich ihm am 13. nachreiste, nachdem ich für ein Boot, das den General Mbereko nach dem Pangani zurückführen ſollte, geſorgt hatte. Er war mir ſehr dankbar für alle ihm erzeigte Freundſchaft und verſprach, ſein Möglichſtes zu thun für die Erfüllung aller meiner Wünſche. Er hat einige Elephantenzähne nach Sanſibar gebracht, die er an einen Franzoſen, Herrn Diklo, verkaufen wollte, welche aber dieſer Herr nicht annahm, weil ſie zu klein waren. Der General wollte überhaupt auf Befehl Kmeri's Verbindungen mit den europäiſchen Kaufleuten in Sanſibar anknüpfen, um die uſambaraniſchen Produkte nicht mehr, wie bisher, durch die betrügeriſchen Suahilis verkaufen laſſen zu müſſen. Da ich dem General einige europäiſche und amerikaniſche Handelshäuſer nannte, an die er ſich wenden konnte, ſo benützte dieß der Neid und die Bosheit der Suahilis, mich bei dem Sultan und dem engliſchen Conſul in Sanſibar anzuſchwärzen, als ob ich in Uſambara politiſche Beſtrebungen verfolgt hätte, eine Verläumdung, die ſie aber nicht beweiſen konnten. Ich

war den Suahilis natürlich ein Dorn im Auge, weil ich einen Mkafiri (Ungläubigen) mit nach Sanſibar genommen hatte, wo er alle Verhältniſſe aus perſönlicher Anſchauung kennen lernen und ſie ſeinem Meiſter in Fuga berichten konnte. Damit war ja auf einmal aller Betrug der Suahilis aufgedeckt, die mit aller Macht es zu verhindern ſuchen, daß die Eingebornen der Binnenländer die Verhältniſſe der Küſte, und namentlich, daß ſie die Europäer nicht perſönlich kennen lernen ſollen, weil ſie fürchten, dieſe Bekanntſchaft werde ihren Handels-Monopolen im Innern einen Stoß geben. Was mich aber am meiſten betrübte, war, daß Major Hamerton, der engliſche Conſul, den lügneriſchen Suahilis Glauben ſchenkte, worüber man ſich indeß nicht ſo ſehr verwundern darf, wenn man bedenkt, daß die oſtindiſche Compagnie und ihre Agenten überall die Eingebornen in Schutz nehmen und ihnen ſchmeicheln, um bei ihnen in Gunſt zu bleiben, — eine Politik, über deren Verkehrtheit wohl der furchtbare Sipoy-Aufſtand ihnen die Augen aufthun wird.

Das Reſultat dieſer und meiner frühern Reiſe nach Uſambara war folgendes:

1) Meine Reiſe hat gezeigt, daß der König von Uſambara jetzt noch, wie früher, geneigt iſt, Miſſionarien aufzunehmen, und daß er ſie ſelbſt den Ort wählen läßt, wo ſie ſich niederlaſſen wollen;

2) daß es in dieſem Lande viele und große Dörfer gibt, wo ein Miſſionar Maſſen von Leuten anreden kann, wenn er einmal Meiſter der Sprache iſt;

3) die Eingebornen dieſes Landes ſind an Ordnung und Gehorſam gegen ihre Obrigkeit gewöhnt. Sie ſind ruhig, nicht ohne Intellect und Verlangen nach Verbeſſerung ihrer Verhältniſſe. Die Sitte der Trunkenheit, der Bettelei und der Geſetzloſigkeit herrſcht nicht ſo ſtark unter ihnen, wie unter den republikaniſchen Stämmen.

4) In Friedenszeiten kann der Miſſionar mit Sicherheit überall in dieſem Land herumreiſen, vorausgeſetzt, daß er den König zum Freund hat.

5) Es iſt jedoch unumgänglich nöthig, daß der Miſſionar ſich mit aller Achtung gegen den König benehme, und Alles meide, was auch nur den Schein der politiſchen Einmiſchung in die Verhältniſſe des Landes haben könnte. Es iſt auch nöthig, daß er zuweilen dem König ein angemeſſenes Geſchenk als Zeichen ſeiner Achtung und ſeiner Dankbarkeit für erwieſene Wohlthaten (z. B. daß die Gouverneure ihn mit Speiſe, Wohnung, Gepäckträgern u. ſ. w. verſehen) überſende. Der Miſſionar muß nicht meinen, daß, weil er einen geiſtlichen Beruf hat und das Evangelium unentgeltlich den Eingeborenen verkündigt, er die Wohlthaten des Königs ohne Wiedervergeltung hinnehmen dürfe. Das wäre Thorheit, deren Folgen er ſpäter beklagen würde. Im Gegentheil, der Miſſionar muß für Alles, auch für das Geringſte, dankbar ſein, und dieſe Dankbarkeit gegen Hohe und Niedere durch Thatſachen zu Tag legen. Zwar ſoll er nicht um die Gunſt und Freundſchaft der Großen und Mächtigen der Erde buhlen, aber wo ihm dieſe Freundſchaft zu Theil wird, ſoll er ſie auch nicht durch Mangel an Achtung und Dankbarkeit durch ſeine Schuld verlieren. Es wird oft von Europäern der Fehler begangen, daß ſie einen eingeborenen Herrſcher nicht gehörig reſpectiren, weil er plump, bettelhaft, ſelbſtſüchtig, argwöhniſch und ungebildet ſich gegen ſie benimmt, daß es freilich ſchwer wird, ihm die gehörige Achtung zu jeder Zeit zu erweiſen; aber der Miſſionar muß es ſich zum Grundſatz machen, auch in dieſem Stück, wie in allen andern Beziehungen, ſich ſelbſt zu verläugnen um Gottes und ſeiner Sache willen. Er muß allen Aerger und harte Worte gegen einen afrikaniſchen Herrſcher, er ſei groß oder klein, entſchieden bekämpfen und unterdrücken. Und während er von den Großen und Mächtigen dieſer Welt in Beziehung auf ihr Seelenheil und in Rückſicht auf wirklichen Beiſtand zur Verbreitung des Evangeliums nicht viel erwarten muß, — denn nicht viel Weiſe und Gewaltige nach dem Fleiſch ſind berufen, 1 Cor. 1, 26. — muß er doch keine Gelegenheit verſäumen, ihnen das Evangelium nahe zu bringen zu einem Zeugniß über ſie am Tage der

großen Offenbarung. Unſer Heiland ſelbſt hatte wenig zu thun mit den Herrſchern ſeiner Zeit. Er ſah auf die Armen, die Kranken und die Sünder, die nach ihm verlangten. Daher möchte ich einem Miſſionar in Uſambara rathen, nicht viel in der Nähe des Königs zu verweilen in der Hoffnung oder Abſicht, zuerſt ihn und ſeine Umgebung bekehren zu wollen. Im Gegentheil, er muß ſich ſo fern als möglich von ihm und ſeinem Hofe halten und ſich vorzugsweiſe mit der evangeliſchen Botſchaft an das gemeine Volk wenden, es ſei denn, daß es der König ausdrücklich wünſche, daß er ihn oder ſeine Söhne im Wort Gottes unterrichte. Die Jeſuiten haben den Grundſatz, zuerſt auf den Fürſten eines Landes und durch dieſen auf die Unterthanen zu wirken. Herr Rochet hat in ſeinem Buch über Schoa dieſen Grundſatz für die römiſchen Miſſionarien angelegentlich empfohlen, aber ein evangeliſcher Miſſionar muß dieſer Anſicht entſchieden entgegenhandeln. Er muß ſich an die Herzen und Gewiſſen eines jeden Menſchen, wie er ihn findet, wenden in der Ueberzeugung, daß die ärmſten und unbedeutendſten Leute, wenn ſie wahrhaftig an Chriſtum glauben und aus Gott geboren werden, mehr werth ſind und zur Verbreitung des Chriſtenthums durch ihre Gebete und ihren evangeliſchen Wandel mehr beitragen können, als ein nur äußerlich in's Intereſſe des Chriſtenthums gezogener Fürſt durch Maßregeln der Gewalt zu thun vermag.

6) Was die Transportmittel betrifft, die dem Miſſionar in dieſem Land zu Gebot ſtehen, ſo hat meine Reiſe bewieſen, daß hier keine große Schwierigkeiten obwalten. Erſtens ſind die Gouverneure verpflichtet, die Effekten des Reiſenden durch ihre Bauern oder Soldaten transportiren zu laſſen. Zweitens wenn dieß auch nicht der Fall wäre (ein Miſſionar ſollte es vorziehen, auf eigene Koſten zu reiſen), ſo kann man für einen halben Thaler oder einen Thaler leicht Leute miethen, die eine ziemliche Strecke weit gehen.

7) Die beſondern Lebensbedürfniſſe, die für einen Miſſionar nöthig ſind, könnten, ſoweit ſie nicht im Lande zu ha-

den ſind, von Sanſibar bezogen werden, welches näher bei Bondei und Uſambara iſt, als Rabbai und Mombas.

8) Kein Land wäre ſo gut gelegen als Uſambara für die Verbreitung des Evangeliums im Innern. Der Miſſionar kann von hier zu den Waſegua, nach Pare, Dſchagga, Ngu, Unguenu, Uniameſi und ſelbſt zu den wilden Wakuaſi (von Maſinde aus) gelangen.

9) Das Klima kann in dem Alpenland der Conſtitution eines Europäers nur günſtig ſein, wiewohl er ſich darauf gefaßt halten muß, eine längere oder kürzere Fieberperiode durchzumachen, denn bis jetzt iſt kein Europäer in irgend einem oſtafrikaniſchen Land vom Fieber ganz verſchont geblieben. Das gehört einmal zu dem heilſamen Kelch, den jeder Miſſionar in Oſtafrika nehmen muß, der von des Herrn Namen predigen will.

Zehntes Kapitel.

Meine Reiſe von Egypten nach Abeſſinien über Maſſowa und zurück über Gondar, Sennar und Chartum nach Egypten.

Vom 20. Januar bis 28. Juli 1855.

Schon lange war es der Wunſch des theuren Herrn Biſchofs Gobat in Jeruſalem, ſowie des Herrn Spittler in Baſel geweſen, einige Zöglinge von der Miſſionsſchule auf der Chriſchona bei Baſel nach Abeſſinien zu ſenden, um die in jenem Lande im Jahr 1838 abgebrochene Miſſion wieder zu beginnen auf eine Weiſe, die vorausſichtlich beſſern Erfolg haben konnte, als die Methode, die früher befolgt worden war. Die Miſſionarien ſollten nämlich Laien und Handarbeiter ſein, die zunächſt ihren irdiſchen Beruf, alſo ihr Handwerk treiben, dabei aber mit chriſtlichem Wort und Wandel den Abeſſiniern vorleuchten und die Bibel unter ihnen verbreiten würden. Im Jahr 1854 wurden deßhalb von Herrn

Spittler 6 Zöglinge nach Jeruſalem abgeſandt, die unter der Leitung des Herrn Biſchofs Gobat (der bekanntlich früher ſelbſt Miſſionar in Abeſſinien geweſen und dem dieſes Land trotz aller gehabten ſchweren Erlebniſſe ſtets lieb geblieben war) ſich dort vorbereiten und ſeiner Zeit nach Habeſch abgehen ſollten. Da ich nun gerade damals von Europa nach Oſtafrika auf meine Station in Rabbai Mpia zurückkehren wollte, ſo erbot ich mich, zuerſt nach Jeruſalem zu gehen, einen oder einige von den Zöglingen mit mir nach Abeſſinien zu nehmen, um vorher den gegenwärtigen Stand der Dinge in Abeſſinien zu erforſchen und ſie dort einzuführen, und überhaupt ſie mit dem Weg und den Verhältniſſen außer- und innerhalb Abeſſiniens bekannt zu machen, ehe die ganze Schaar der Brüder nach Habeſch ziehen würde. Nach Vollendung dieſer Einführungs-Angelegenheit war es dann mein Plan und Wille, von Gondar aus nach Schoa und von dort nach Gurague vorzudringen, um die zerſtreuten chriſtlichen Ueberreſte (in Kambat, Wolamo u. ſ. w.) aufzuſuchen, und wo möglich die Küſte von Marka und Barawa in der Nähe des Aequators zu erreichen, von wo aus ich dann vollends zur See nach Rabbai gehen wollte.

In Gemäßheit dieſes Planes begab ich mich mit meinem für die Rabbai-Miſſion beſtimmten Mitarbeiter Deimler (aus Baiern) nach Jeruſalem, wo wir im Dezember 1854 ankamen. Nachdem ich hier den Bruder Martin Flad (aus Württemberg) von Herrn Biſchof Gobat als meinen Begleiter nach Habeſch in Empfang genommen hatte, reiste ich ſogleich nach Cairo ab, wo ein junger Abeſſinier Namens Maderakal, der im anglikaniſchen Collegium zu Malta 4 Jahre gebildet worden war, und der jetzt in ſein Vaterland zurückzukehren wünſchte, zu uns ſtieß, und mit uns nach Sues reiste, um ſich für Abeſſinien einzuſchiffen. In Sues gieng Deimler mit dem Dampfſchiff nach Bombay, um dort eine Zeitlang die arabiſche Sprache zu ſtudieren und dann nach Oſtafrika überzuſetzen, während ich am 20. Jan. 1855 (mit meinen Begleitern Flad, Maderakal und dem Diener Wolda Gabriel

aus Schoa) mich auf einem arabiſchen Boot, für das wir 600 egyptiſche Piaſter (etwa 30 Conventions-Thaler) zahlten, nach Dſchidda einſchiffte.

Am 21. Januar erreichten wir an der arabiſchen Küſte den Seehafen von Tor, wo 10—12 griechiſch-chriſtliche arme Familien wohnen, die ihren Prieſter vom Berge Sinai erhalten, und die vom Handel und Fiſchfang leben. Sie ſind (außer den Mönchen auf dem Sinai) der einzige chriſtliche Ueberreſt, der in Arabien geduldet wird. Ein Paar dieſer Leute beſuchten uns und fragten angelegentlich über den Gang des Krieges zwiſchen Rußland und der Türkei. Sie meinten, die Ruſſen müßten ſiegen, weil ſie Beſchützer des wahren Glaubens ſeien. Ich ließ mich in dieſe politiſche Fragen nicht ein, ſondern zeigte ihnen, daß der Menſch den rechten Glauben nur durch gründliche Bekehrung und Wiedergeburt des Herzens erlangen könne; mit dieſem aus Gott gebornen Glauben würden ſie die Muhamedaner geiſtig überwinden, denn dem Licht des Glaubens werde die muhamedaniſche Finſterniß nicht widerſtehen können.

23—30. Jan. Wir paſſirten mit ziemlich gutem Wind das Vorgebirge (Ras) Muhamed, die Bucht von Akaba und die Ankerplätze Ezbe, Bogos, Schabane, Jambo und Dſchar. Während der im ganzen angenehmen Fahrt las ich mit Flad und unſern Abeſſiniern im amhariſchen neuen Teſtament. Auch unſere Morgen- und Abendandachten hatte ich meiſtens im Amhariſchen, das ich ſeit 1843 nicht mehr gehört noch getrieben hatte.

31. Jan. Ein arabiſches Schiff hatte in der Nähe von Dſchar durch den ſtarken Wind den Maſt verloren und bat durch ein gemachtes Signal, daß unſer Schiff näher kommen möchte. Als dieſes ſich dem andern näherte, bekam es von demſelben einen ſo heftigen Stoß, daß wir einen gefährlichen Leck beſorgten. Glücklicherweiſe war dies nicht der Fall und wir kamen wohlbehalten in den Hafen Robog, wo wir übernachteten. Am 1. Februar, als wir Dſchidda anſichtig wurden, brach uns die Segelſtange, wir kamen jedoch glücklich

in den Hafen dieſer wichtigen Küſtenſtadt, wo uns der engliſche Conſul, Herr Col, freundlich aufnahm und uns ſogleich mit einem arabiſchen Kapitän bekannt machte, der uns für eine geringe Summe nach Maſſowa, dem Haupthafen der abeſſiniſchen Küſte zu führen verſprach.

2. Febr. Herr Col behandelte uns nicht nur gaſtlich in ſeinem Hauſe, ſondern half uns auch in unſern Vorbereitungen zur Seereiſe nach Maſſowa. Sein freundliches und weiſes Betragen hat ihn bei den Bewohnern von Dſchidda ſehr beliebt gemacht. Man kann in der Heimath kaum glauben, wie viel Gutes von einem auswärtigen Conſul geſtiftet werden kann, wenn er wahre Moralität mit ſeiner übrigen conſulariſchen Fähigkeit und Tüchtigkeit verbindet. Unmoraliſche und unfähige Leute verderben, trotz ihrer äußern Machtfülle, unglaublich viel.

3. Febr. Unſer Schiff hatte viele muhamedaniſche Pilger an Bord, welche von Mekka kamen und nach Abeſſinien zurückkehrten. Einige waren von Maſſowa und Tigre, andere vom Wollo-Stamm Tehuladere am See Haik. Von dieſen Pilgern erfuhr ich, daß Adara Bille, der Laggagora-Häuptling, der mich 1842 beraubte, geſtorben ſei, und daß ſein Sohn an ſeiner Statt regiere. Dieſe Pilger waren ſehr bigot; daher ſich bald ein religiöſer Streit erhob zwiſchen ihnen und unſerem Knecht Wolda Gabriel, welcher mit etwas Bitterkeit das Chriſtenthum gegen die Wollo-Galla vertheidigte. Ich will die Geſchichte dieſes Mannes kurz mittheilen. Wolda Gabriel war in der Stadt Machſud in Schoa geboren, und will in ſeiner Knabenzeit mich in Ankober geſehen haben. Von Schoa gieng er nach Gondar mit einem Prieſter, welcher bei dem Abuna Geſchäfte hatte. Nachdem dieſe Geſchäfte beendet waren, entſchloß ſich der Prieſter, nach Jeruſalem zu wallfahrten in Gemeinſchaft mit Wolda Gabriel und einem andern ſchoaniſchen Knaben. Als die Reiſenden in Dſchidda ankamen, wurde der junge Reiſegefährte des Wolda Gabriel krank, und dieſer verpflegte ihn in ſeiner Krankheit. Eines Tages gieng Gabriel an den Brunnen,

um Waſſer zu ſchöpfen, und fand bei ſeiner Rückkehr den Kranken todt auf dem Boden liegen. Auf ſeine Nachfragen nach dem Prieſter erfuhr Gabriel, daß derſelbe mit dem Gepäck des Todten und des Lebenden auf's Schiff gegangen und abgereist ſei. Der Beſitzer des Hauſes, ein Muhamedaner, ergriff nun den überlebenden Knaben und verkaufte ihn nach Mekka, von wo aus er nach Medina verkauft wurde. Offenbar hatte der Prieſter den Knaben an den Muhamedaner verkauft, um Reiſegeld nach Jeruſalem zu bekommen. Gabriel mußte jetzt auf gewaltſame Weiſe Muhamedaner werden. Nachdem er etwa ein Jahr in Mekka und Medina geweſen war, begab ſich ſein neuer Meiſter nach Dſchidda, wo der Knabe einen muhamedaniſchen Kaufmann aus Maſſowa kennen lernte, der ihm rieth, aus Dſchidda zu entfliehen und an Bord ſeines Schiffes zu kommen, wo er ihn zum Aufſeher ſeiner Sclaven, die er in Sues verkaufen wollte, machen würde. Gabriel folgte dem Rath und kam glücklich mit dem Sclavenhändler nach Sues, wo dieſer lügenhafte Unmenſch den Knaben nach Cairo verkaufte an einen reichen Muhamedaner, welcher ihn in die Schule ſandte. Eines Tages begegnete ihm ein abeſſiniſch-chriſtlicher Prieſter in der Straße von Cairo, der ihn in Amhariſch anredete und ihn fragte, wer er wäre und wo er herkäme. Gabriel erzählte dem Prieſter ſeine Geſchichte, und dieſer erzählte ſie dem koptiſchen Patriarchen, welcher die Sache vor die egyptiſche Behörde brachte, die den Knaben in Freiheit ſetzte. Gabriel reiste jetzt mit einer Karawane von abeſſiniſchen Pilgern nach Jeruſalem, wo er in das abeſſiniſche Kloſter daſelbſt eintrat. Unzufrieden mit dem Mönchsleben verließ er das Kloſter, und wurde Knecht bei dem Juden-Miſſionar Georges in Jeruſalem. Durch dieſen Miſſionar wurde Gabriel mit der Bibel und der proteſtantiſchen Lehre bekannt. Als ich nach Jeruſalem kam, und Gabriel von meiner Reiſe nach Gondar und Ankobar hörte, ſo bot er mir ſeine Dienſte an, die ich mit Freuden annahm. Der junge Mann konnte leſen und ſchreiben, tüchtig disputiren, und das Chriſtenthum gegen Muha-

medaner und abergläubiſche Chriſten der griechiſchen, römiſchen und abeſſiniſchen Kirche vertheidigen; aber trotz aller Verſtandes-Erkenntniß hatte er noch kein wahrhaft umgewandeltes und erneuertes Herz. Er wurde ſpäter in Adoa krank und konnte uns nicht nach Gondar folgen.

12. Februar. Ein ſchrecklicher Sturm mit Donner und Blitz, Wind und Regen überfiel uns. Mit Mühe erreichten wir den offenen Hafen von Birket an der arabiſchen Küſte. Der Kapitän in ſeiner Beſtürzung rief beſtändig: „Ja Rabb! Ja Rabb!“ O Gott! O Gott!

15. 16. Februar. Der Sturm mit Regen dauerte fort. Die Matroſen warfen 4 Anker aus, um das Schiff zu befeſtigen. Wäre es an die Küſte der fanatiſchen Aſſir Araber getrieben und dort zerſchellt worden, ſo wären wir „Chriſtenhunde“ ohne Zweifel beraubt und getödte tworden. In Folge des heftigen Regens wurde unſer Gepäck in dem offenen Boot durchnäßt, und ein Theil des Proviants, den wir für die Landreiſe beſtimmt hatten, verdorben. Auch die kleine Kabine war nicht geſichert gegen das Eindringen des Regens. Möge ich nie vergeſſen, aus welcher Gefahr der barmherzige Gott mich während der letzten drei Tage und Nächte errettet hat!

17. Februar. Da unſere Mitreiſenden ſich beim Kapitän über Artikel, die ihnen geſtohlen wurden, beklagten, ſo wurde eine Unterſuchung angeordnet, wobei es ſich herausſtellte, daß eine Schankela-Sclavin des Kapitäns die Sachen entwendet und im Schiff verſteckt hatte. Der Kapitän ſchlug ſie tüchtig, ließ ſie aber los, da wir uns für ſie verwendeten. Es war offenbar, daß ſie geiſteskrank und unzurechnungsfähig war. Sie ſagte in ihrer Verwirrung, ſie bedaure es, daß ſie nicht zu unſerer Kabine habe hinzukommen können um uns zu nehmen, was Allah (Gott) ihr gegeben haben würde.

18. Februar. In vergangener Nacht, als unſer Steuermann am Ruder einſchlief, ergriff das Feuer des brennenden Lichts, das in einem kleinen hölzernen Käſtchen war, das

Papier, mit dem der arabiſche Kompaß eingefaßt war. Das Feuer ergriff dann das Segeltuch, das um den Steuermann herumlag. Zum Glück erwachte er, ehe das Feuer den Pulverſack erreichte, den die Matroſen thörichter Weiſe gerade über der Kabine, in der wir ſchliefen, aufgeſtellt hatten. Dieſe gnädige Bewahrung Gottes zeigte uns auf's Neue, wie nöthig es ſei, uns mit mehr Ernſt dem allmächtigen Schutz Gottes bei Tag und bei Nacht zu übergeben.

20. Februar. Wir erreichten heute die Inſel Maſſowa glücklich. Herr Baroni (ein Italiener), der Sekretär des abweſenden engliſchen Conſuls Plowden, nahm uns ſehr freundlich in ſein Haus auf, und gab uns ſogleich die wichtige Nachricht, daß Ubie, der Herrſcher von Tigre, durch Dedſchesmadſch Kaſſai geſchlagen worden ſei. Auch ſahen wir bald den jungen Abeſſinier Guebru, der mit ſeinem Bruder Mirdſcha in Bombay von Dr. Wilſon erzogen und nach Tigre geſchickt worden war, um eine Schule in Abeſſinien zu eröffnen. Guebru erzählte uns, daß er nach ſeiner erſten Rückkehr aus Indien in Verbindung mit ſeinem Bruder in Adoa eine Schule angefangen, aber großen Widerſtand gefunden habe von Seiten des Alaka Kidana Mariam, der im Jahr 1838 von den römiſchen Prieſtern 100 Thaler empfangen habe, um die proteſtantiſchen Miſſionarien aus Abeſſinien zu vertreiben. Da die beiden Brüder die Schule nicht in Gang bringen konnten, ſtellten ſie einen Prieſter aus Waldubba an und verſahen ihn mit den nöthigen Mitteln; aber unglücklicher Weiſe brachen in Adoa die Pocken aus, an denen der Prieſter und einige Schüler ſtarben, worauf die Schule ſich wieder auflöste.

26. Februar. Der engliſche Conſul, Herr Plowden, kam heute in Maſſowa an. Er meinte, wir könnten mit Sicherheit bis Tigre reiſen; aber an der Grenze ſollten wir warten, bis die Regierung des neuen Königs Theodoros, der vorher Kaſſai hieß, ſich befeſtigt, und bis die Räuberbanden, welche bei jeder politiſchen Veränderung das unglückliche Abeſſinien durchſtreifen, ſich zerſtreut hätten. So-

bald der neue Herrſcher auf den Hauptmärkten des Landes proklamirt iſt, tritt Ruhe ein. *) Herr Plowden meinte, der neue König, den er perſönlich kennt, werde den Zuſtand von Abeſſinien weſentlich verbeſſern. Die Abeſſinier haben, wie Gobat erzählt, ein Buch, Fakera Yaſus (Liebe Jeſu) genannt, welches ſagt, daß ein gewiſſer Theodoros in Griechenland aufſtehen und die ganze Welt ſeiner Herrſchaft unterwerfen und daß von ſeiner Zeit an alle Welt ſich zum Chriſtenthum wenden werde. Die Falaſchen haben auch die Vorſtellung, daß der Meſſias als ein großer Eroberer unter dem Namen Theodoros auftreten werde. Dieſer Sage gemäß mag Kaſſai den neuen Namen angenommen haben.

1. März. Dieſen Morgen wurde der neue Gouverneur von Maſſowa, der von dem Paſcha von Dſchidda ernannt wird, bei der Bevölkerung eingeführt. Die Großen der Inſel, der engliſche und franzöſiſche Conſul, der römiſche Biſchof und ſeine Miſſionarien in Makullu (ein Platz auf dem feſten Land, etwa 1½ Stunden von Maſſowa, wo die Katholiken eine Kirche gebaut haben und von wo aus ſie auf Abeſſinien wirken wollen), ich und Flad waren eingeladen, der Ceremonie beizuwohnen. Während alle Anweſenden ſtanden, wurde der Firman des Sultans in türkiſcher Sprache vorgeleſen und dann die Eingeborenen aufgefordert, die Ernennung der erwählten Perſon gut zu heißen. Der Firman forderte beſonders, daß der neue Paſcha ſich freundlich gegen die Engländer und Franzoſen, als Verbündete der Türkei, benehmen ſoll. Der letzte Gouverneur von Maſſowa hatte ſich erhenkt in Folge von gewiſſen Verbrechen, die entdeckt worden waren und die ihm ſeine Entlaſſung und Deportation nach Conſtantinopel zugezogen haben würden.

Wir erhielten heute neue und ſichere Nachrichten aus Abeſſinien. Ubie iſt von Theodoros vollkommen geſchlagen,

*) Die Proklamation wird bekannt gemacht durch den Awadſch Nagari, den Staatsherold, einen Beamten der Abeſſiniſchen Regierung, welcher die Befehle des Königs in den Straßen der Hauptſtadt und auf den großen Marktplätzen des Reichs zu verkündigen hat.

gefangen genommen und ins Gefängniß gebracht worden; sein tapferer Sohn, Schetu, fiel in der Schlacht, seine beiden Söhne Kassai und Gongul haben sich dem Kassai ergeben, und dieser hat sich unter dem Namen Theodoros zum König der Könige von Aethiopien krönen lassen. Theodoros eroberte 7000 Flinten, 60,000 Thaler und viele andere Schätze von Ubie, welcher außerdem noch 40,000 Thaler zahlen muß, wenn er los werden will. Balgadaraia, ein Verwandter von Ras Wolda Selaßie und Sabagadis, und ein Freund der Europäer, ist zum Vizekönig von Tigre ernannt worden. Die römischen Missionarien sind aus Abessinien vertrieben worden und dürfen nicht mehr zurückkehren. In Folge dieser Nachrichten ermuthigte uns der Consul, die Reise nach Abessinien fortzusetzen.

5. März. Herr Plowden hatte die Güte, uns zwei Führer aus dem Schoho-Land, durch das wir ziehen mußten, zu verschaffen. Jeder von ihnen sollte 2 Thaler erhalten, was eine sehr mäßige Summe ist im Vergleich mit der diesen unruhigen Bettlern früher gegebenen. Dieser Umstand zeigt die Wichtigkeit fremder Consulate in Massowa, wo der Reisende früher jeder Willkür Preis gegeben war.

6. März. Wir segelten heute auf einem Boot nach Harkiko oder Dohono, um von dem Naib Kameele für unsere Reise bis an den Berg Schumfeito zu erhalten. Früher mußte man dem Naib ein großes Geschenk geben; allein auch diese Sitte ist von dem französischen und englischen Consul abgeschafft worden. Auch ist der Preis für eine Kameelslast von 3 Thalern, die man früher zahlen mußte, auf 1 ½ herabgesetzt worden. Ich freute mich sehr, zu sehen, daß in allen diesen Beziehungen große Veränderungen zum Bessern seit meiner ersten Reise nach Habesch (anno 1837) eingetreten sind.

7. März. Wir verließen Dohono nach Mitternacht, machten Morgens und Mittags ein wenig Halt, um Speise zu genießen, und erreichten Abends die Station Hamhamo. Unterwegs wurden wir vom Regen überfallen. Die Regen-

zeit iſt an der Küſte im December, Januar und Februar, während ſie in Abeſſinien vom Juni bis September dauert. Dieſer Umſtand beſtimmt die nomadiſchen Schoho, mit ihren Viehheerden an die Grenze von Tigre zu gehen, wenn es an der Küſte regnet, und umgekehrt die Küſtengegend abzuweiden, wenn in Habeſch die Regenzeit iſt. Wären dieſe wilden Horden auf beiden Seiten nicht ſo abhängig, ſo würde es ſchwer ſein, ſie im Zaum zu halten. Unſer Weg war meiſtens eben, ſandig und mit Akazienbäumen bedeckt.

8. März. Wir erreichten Abends die Station Tubbo und hoffen Morgen die Reiſe durch Samhar vollenden zu können.

9. März. Dieſen Morgen paſſirten wir eine Stelle, wo einer unſerer Führer ein kurzes Gebet ſprach, da ſein Vater vor vielen Jahren von einem Löwen daſelbſt getödtet worden ſein ſoll. Nachmittags erreichten wir den 6000 Fuß hohen Berg Schumfeito, wo die Kameele zurückkehren und Ochſen das Gepäck den Berg hinauftragen müſſen bis Halai, dem erſten chriſtlich-abeſſiniſchen Dorfe in Tigre. Die Schoho, deren Lager wir an mehreren Orten begegnet waren, hatten uns überall um Tabak gebeten, den ſie leidenſchaftlich lieben und zum Schnupfen gebrauchen. Mein theurer Reiſegefährte Flad bekam das Fieber in Folge des Regens und der Strapazen im Samhar.

10. März. Ich wurde auch unwohl in letzter Nacht. Wir erſtiegen den Schumfeito in 4 Stunden. Es war ein Glück, daß wir gute Maulthiere hatten, die uns hinauftrugen. In Halai wurden wir von Aito Habtai und ſeinem Bruder Wolda Michael freundlich empfangen. Beide Abeſſinier waren Freunde des engliſchen Conſul's, der auf ſeinen Reiſen in ihrem Hauſe zu wohnen pflegte. Flad wurde in Halai kränker und flößte mir große Beſorgniſſe ein.

12. März. Der römiſche Miſſionar Pater Jakobis kam heute aus dem Innern an. Er hatte incognito die Reiſe gemacht, und war aus Gondar geflohen. Welche merkwürdige Wendung der Dinge! Als Jakobis und ſeine Ge-

noſſen vor 17 Jahren nach Abeſſinien kamen, mußte Iſenberg, Blumhart und ich aus dem Lande weichen, während wir jetzt zurückkehren dürfen und die Römer weichen müſſen. Die Römer hatten lange Zeit zur Wirkſamkeit und zur Verbreitung ihrer Grundſätze gehabt. Uns hatte man nicht ſo lange Zeit gelaſſen. Die Römer machten Convertiten in Halai, Dixan, Kaich Kur und an andern Grenzorten von Tigre; viele Prieſter im Innern hielten es mit ihnen; ſie tauften ihre abeſſiniſchen Bekehrten nochmals, ordinirten die Prieſter zum zweiten Mal, und verbrannten unſere Bibeln, oder verſchloſſen ſie in Kiſten, damit ſie Niemand leſen ſollte; *) ſie gaben ſich alle Mühe, den gegenwärtigen koptiſchen Abuna oder Erzbiſchof, welcher der römiſchen Lehre abhold war, zu vertreiben; ſie beſtrebten ſich angelegentlich, die übertriebene Verehrung der Jungfrau Maria zu fördern und zum Gegenſtand ihrer Hauptthätigkeit in Habeſch zu machen. Ubie, der Herrſcher von Tigre, ſchützte die Römer auf alle Weiſe, welche ihm von Zeit zu Zeit werthvolle Geſchenke gaben, damit er ſie der abeſſiniſchen Oppoſition gegenüber vertheidige. Ja, Pater Jacobis ſoll ihm auswärtige Truppen verſprochen haben, wenn er ihn zum Patriarchen von ganz Aethiopien machen würde; aber alle dieſe Errungenſchaften und Plane giengen an dem Tag verloren, an dem Kaſſai den Ubie ſchlug und ſich als Herrſcher von Habeſch proklamiren ließ. Da hatte die Stunde der Römer geſchlagen, aber eine politiſche Veränderung könnte Alles wieder plötzlich ändern.

13—18. März. Flad erholte ſich allmählig von ſeinem Fieber. Viele abeſſiniſche Prieſter und Laien beſuchten uns in Halai, und ich hatte vielfache Gelegenheit, das Wort Gottes an dieſem Ort zu bezeugen. Auch einige Knaben, die von Pater Jacobis unterrichtet worden waren, beſuchten mich. Sie trugen kupferne Kreuze um ihren Hals, welche ihnen von

*) Ein Jeſuiten-Miſſionar ſagte mir einmal, die Apoſtel hätten keinen Befehl gehabt zu ſchreiben, ſondern nur das Evangelium mündlich zu predigen, folglich brauche man auch ihr Wort nicht zu leſen. Als ich ihm Offenb. 1, 3. 19. vorhielt, wußte er nichts zu ſagen, als eben auf die Bibelvergötterung (!) der Proteſtanten zu ſchimpfen.

Pater Jacobis als Zeichen der Chriſtlichkeit gegeben worden waren. Sie behaupteten, die Teufel könnten ihnen nichts anhaben, ſo lange dieſe Kreuze um den Hals gehängt wären. Ferner behaupteten ſie ſehr beſtimmt, die Maria müſſe als Königin des Himmels angebetet werden. Als ich nach dem bibliſchen Beweis dieſer anmaßenden Behauptung fragte, wußten ſie nichts zu ſagen, als ſich auf das apocryphiſche Buch „Derſana Mariam“ (Geſchichten der Maria) zu berufen, das in Abeſſinien ein beliebtes Buch iſt, und das Pater Jacobis bei ſeinem Unterricht zum Handbuch gemacht haben ſoll. Als ich die Stelle 1 Tim. 2, 6.: „Es iſt Ein Gott und Ein Mittler zwiſchen Gott, der Menſch Jeſus Chriſtus,“ anführte, wußten ſie nichts zu erwiedern und machten ſich aus dem Staube. Später hörte ich, Jacobis habe den Knaben verboten, mich wieder zu beſuchen. Ein abeſſiniſcher Prieſter beſuchte uns täglich dreimal, offenbar in der Abſicht, zu ſpioniren, ob römiſch-geſinnte Abeſſinier uns beſuchten. Sein Sohn war ein Prieſter, der im Dienſt der Römer ſtand. Ich ließ mich auf keine Widerlegung der römiſchen Lehre ein, ſondern las und erklärte einfach die Bibel, die beſte Widerlegung aller Irrthümer, mögen ſie von Rom oder von einer andern Kirche ausgehen.

20. März. Der Engländer Coffin, *) der ſchon gegen 40 Jahre in Abeſſinien ſich aufhält, und der ein vollkommener Abeſſinier geworden iſt, reiste heute durch Halai auf ſeinem Weg nach Maſſowa. Er ſagte uns, daß der Weg von Adoa ziemlich ſicher, und daß der neue Herrſcher auf dem Markt in Adoa als König ausgerufen worden ſei. Dieſe Nachricht ermuthigte uns, ſogleich abzureiſen und nicht auf Herrn Plowden zu warten. Wir baten daher Aito Habtai, uns mit Maulthieren und Gepäckträgern von Halai nach Adoa zu verſehen. Er verlangte 1½ Thaler für jeden Träger.

22. März. Wir reisten von Halai ab, begleitet von Aito Habtai, dem Herr Plowden den Auftrag gegeben hatte, uns bis zum Dorfe ſeines Freundes Bach Lebech zu geleiten,

*) Herr Coffin iſt ſeit jener Zeit in Gondar geſtorben.

der am Eingang in die Zaranna-Wüſte wohnt, welche gewöhnlich von Räubern gefährdet wird. Unſer Weg von Halai an war ſehr ſteinigt und rauh, wie es in den abeſſiniſchen Gebirgen nicht anders zu erwarten iſt. Abends lagerten wir uns an einem Bach bei dem Dorfe Marta, wo Habtai ſeine Leute bei Nacht wachen hieß, weil es, wie er ſagte, dort Löwen gebe.

23. März. Wir erreichten glücklich das Dorf Bach Lebechs, dem wir Plowdens Brief übergaben mit der Bitte, uns durch die Zaranna-Wildniß zu führen. Bach Lebech war früher ein Räuberhauptmann (und iſt es wohl noch) geweſen, der den Herrn Plowden vor einigen Jahren beraubt, aber auf die Nachricht, daß er der engliſche Conſul ſei, das geraubte Eigenthum ihm zurückgegeben und Freundſchaft mit ihm gemacht hat. Des Conſuls Empfehlung kam uns gut zu Statten.

24. März. Da Bach Lebech uns gerathen hatte, die Zaranna-Wildniß, die auch in Friedenszeiten nicht ganz frei von Räubern iſt, bei Nacht zu durchreiſen, ſo brachen wir bald nach Mitternacht auf. Wir hatten ihm (dem Führer Bach Lebech) zwei Thaler, einige Nadeln, Scheeren und Raſirmeſſer zur Belohnung gegeben, womit er mehr aus Rückſicht für den Conſul, als für uns, zufrieden war. Wir ſetzten deßhalb einiges Mißtrauen in den Mann, empfahlen uns aber deſto mehr dem Schutz Gottes, und gebrauchten die nöthige Vorſicht auf dem Weg. Einen Theil unſeres Geldes verſteckte ich in meinen Stiefeln, die ich in London für dieſen Zweck hatte machen laſſen, den Reſt trugen wir in Gurten um den Leib. Auf dem Marſch zog Bach Lebech vor uns her mit einigen Musketieren in der Mitte und hinten. Um Mittag erreichten wir glücklich den Fluß Balaſſa, wo die größte Gefahr vorüber war. Wir haben uns in der Wildniß ſelbſt überzeugt, daß im Fall eines Angriffs in dem ungeheuren Dickicht an kein Entrinnen zu denken iſt. Rechts und links von dem engen Fußweg war ein dicker Wald, in dem die Räuber ſich verſtecken und die Reiſenden ganz leicht tödten

können. Als wir aus dem Wald heraus kamen, ſahen wir eine Menge Leute, welche am Weg auf- und abliefen, trommelten und einen furchtbaren Lärmen machten. Ich hatte mich ſchon auf Räuber gefaßt gemacht, als Bach Lebech herbeikam mit der Nachricht, daß die lärmende Menge ein Leichenbegängniß feire. Am Balaſſa-Fluß verließ uns unſer Führer, nachdem er noch manche Kleinigkeiten gebettelt und ausdrücklich bemerkt hatte, daß ich ihm bei meiner Rückkehr von Schoa ein gutes Pferd mitbringen ſolle. Wie Schade iſt es doch, daß ein ſo ſchöner und großer Landſtrich, wie die Zaranna-Wildniß, unbewohnt und unangebaut gelaſſen wird! Tauſende von fleißigen Europäern könnten hier eine ergiebige Heimath finden. Ihre Häuſer könnten ſie auf den benachbarten Hügeln errichten, wenn das niedere Thal in oder nach der Regenzeit zu ungeſund wäre.

Während wir an den Ufern des ſchönen Balaſſa-Stromes unſer Mittagsmahl kochten, kam plötzlich eine Schaar Soldaten mit ihrem Anführer, der ein kleiner Gouverneur des benachbarten Diſtricts war, auf uns zu. Er fragte uns, wer wir wären, wohin wir giengen, und ob wir vor oder nach der Proklamation des neuen Königs Maſſowa verlaſſen hätten. Es war klar, daß er uns beraubt hätte, wenn wir geſagt hätten, daß wir vor der Proklamation von Maſſowa aufgebrochen ſeien. Ich ſagte ihm, daß wir an den König und Abuna geſandt ſeien und zeigte ihm die Kiſte, in welcher ein Portrait des koptiſchen Patriarchen war, welches dieſer dem Abuna durch mich überſende. In Cairo war mir dieſe Kiſte ſehr zuwider, aber jetzt war ich froh, daß wir ſie mitgenommen hatten, da wir mit Wahrheit ſagen konnten, daß wir Geſchenke vom Patriarchen*) an den Abuna zu überbringen hätten. Dieſe Kiſte kam uns auf unſerer Reiſe

*) Der Titel Patriarch oder Lika Papas (Oberſter, Prälat) wird von den Abeſſiniern nur dem oberſten Würdenträger der römiſchen (Pabſt in Rom), der griechiſchen (in Konſtantinopel), der ſyriſchen (Antiochien), und der koptiſchen Kirche (Alexandrien oder Cairo) gegeben.

mehrere Male ſehr zu Statten. Der Gouverneur ließ ſich endlich mit ein wenig Schnupftabak, ein Paar Scheeren und einem Schächtelchen von phosphoriſchem Feuerzeug zufriedenſtellen und zog ab.

Nachdem wir die Ufer des Balaſſa verlaſſen hatten, mußten wir einen hohen Berg hinaufſteigen, auf dem das Dorf Gera Sernai liegt, in dem wir bei Herr Plowdens Freund Feſeha übernachten ſollten. Da Feſeha nicht zu Hauſe war, ſo nahm uns ſein Bruder Medhen freundlich in ſeine Wohnung auf. Es war bei Nacht ſehr kalt auf dieſem Berg, von dem aus wir eine ſchöne Ausſicht nach allen Seiten hatten.

25. März. Medhen, dem wir einen Thaler für die Nachtherberge und Bewirthung gaben, begleitete uns bis an den Fluß Ungudſcha, wo wir wieder einen Berg hinaufſteigen mußten. Abends nahmen wir unſer Nachtquartier im Dorfe Megara Zamre bei dem Gouverneur Solomon, der es ſehr bedauerte, uns nicht beſſer bewirthen zu können, da Ubie's Soldaten ſein Dorf kürzlich geplündert hätten. Wir wurden hier und anderwärts gefragt, ob wir zur Parthei des Pater Jacobis gehörten. Als wir dieß verneinten, ſagte der Gouverneur, er würde uns geplündert haben, wenn wir zu den Freunden des Römers gehört hätten. Auch Bach Lebech verſicherte uns, er würde den Pater ausgezogen und nackt fortgeſchickt haben, wenn er ihn erwiſcht hätte. Kein Wunder, warum Jacobis von Semien auf Umwegen incognito und verkleidet nach Halai reiste.

26. März. Um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir Adoa, wo wir uns im Hauſe des Herrn Plowden einlogirten, deſſen Knechte uns gut verpflegten. Wir waren kaum angekommen, als der Sohn des Paſcha Seino (der 1838 unſer Feind war und uns aus Adoa vertreiben half, ſeitdem aber geſtorben iſt) zu uns kam, und uns ein gutes Schaf und einen Krug Honigwaſſer brachte. Dieß that er aus Achtung gegen Herrn Plowden, der ihm bei Ubie die Zurückgabe des Eigenthums ſeines Vaters (das Ubie confis-

cirt hatte) ausgewirkt hatte. Auch Maderkal's Mutter kam ſogleich, um ihren Sohn zu grüßen, nachdem ſie ihn bei 12 Jahren nicht mehr geſehen hatte. Die Scene war ſehr rührend. Sie umarmte und küßte ihn und ſagte, ich dachte, du ſeieſt längſt todt, und nun darf ich dich wiederſehen. Sie brachte einen Krug Wein, den weder ich noch Flad trinken konnte, da er zu ſtark und aufregend für uns war.

27. März Wir giengen von Adoa zu Fuß nach dem Dorf Maigogo, um Aito Workie, den Vater der beiden Jünglinge Guebru und Mirdſcha zu beſuchen. Da es ſehr heiß war, und das Fußreiſen den lieben Flad zu ſehr aufregte, ſo bekam er einen neuen Fieberanfall, der mich das Aeußerſte fürchten ließ.

29. März. Mein theurer Reiſegefährte Flad war jetzt beſſer, aber noch nicht aus aller Gefahr. Im Verlauf des Tages beſuchte uns Mirdſcha (Aito Workie's Sohn), der von Semien zurückgekommen war, wo er den neuen König Theodoros geſprochen hatte. Dieſer ſoll etwas erzürnt über ihn und Workie's Familie geweſen ſein, weil Workie und ſeine Söhne es mit Ubie gehalten hatten. Mirdſcha beſtätigte die Nachricht, daß der König den Sclavenhandel verboten, daß er die römiſchen Miſſionarien vertrieben, daß er auch die Vielweiberei ſeinen Soldaten unterſagt, und daß er eine Geſandtſchaft an den Kaiſer von Rußland geſandt habe, um mit ihm Freundſchaft zu machen, wahrſcheinlich zur Vertilgung der Muhamedaner, denen er geboten habe, innerhalb 2 Jahren entweder Chriſten zu werden, oder das Land zu räumen.

Nachmittags beſuchte ich Aito Wolda Rufael, in deſſen Hauſe Iſenberg und Gobat früher gewohnt hatten. Er und ſeine Frau erzählten mir, daß ſie ſeit unſerer Vertreibung von Abeſſinien viele Noth erfahren hätten; ſie fragten ſogleich, ob jetzt nach der Hinwegräumung Ubie's und aller andern Widerſacher unſerer Miſſion, die proteſtantiſchen Miſſionarien nicht wieder zurückkehren würden. Als ich nach den amhariſchen Bibeln fragte, welche wir im Jahr 1838 zu-

rückgelaſſen hatten, ſagte Rufael, er habe ſie theils verkauft, theils verſchenkt, nur 50 Exemplare ſeien übrig, die in dem Magazin des deutſchen Botanikers Herrn Schimpers liegen, der den Schlüſſel mitgenommen habe.

Von Rufaels Haus gieng ich an den Bach Haſſam, an deſſen Ufer die Gebäulichkeiten liegen, die wir wegen unſerer ſchnellen Vertreibung im Jahr 1838 nicht vollenden konnten. Das kleine ſteinerne Haus, in welchem Miſſionar Blumhardt und ich wohnten, war noch ziemlich gut erhalten, und wird gegenwärtig von einem Prieſter bewohnt. Aber das unvollendete Haus Iſenberg's und die Mauer, welche es umgibt, iſt zuſammengeſtürzt. Einige Prieſter von Adoa haben elende Hütten auf dem Platze errichtet, welcher ſchmerzliche Erinnerungen in mir hervorrief.

Nach meiner Rückkehr nach Hauſe erhielt ich einen Beſuch von Debtera Matteos, der meinen Mitarbeiter, Miſſionar Iſenberg, bei der Ueberſetzung des alten und neuen Teſtaments in die Tigre-Sprache unterſtützt hatte. Er fragte angelegentlich, ob Iſenberg jetzt nicht nach Adoa zurückkehren werde, da ihm der König Theodoros und der Vizekönig Balgadaraia das Haus auf Verlangen zurückgeben würden. Ich ließ mich nicht auf dieſe Sache ein, obgleich ich glaube, daß ein europäiſcher Miſſionar mit Hülfe der jungen Männer Maderakal, Mirdſcha, Guebru und Berru (der noch in der Anſtalt in Malta iſt) und auch mit der literariſchen Hülfe des Debtera Matteos, der gut Aethiopiſch kann, und Arabiſch ſpricht, viel Gutes in Tigre leiſten könnte. Es wäre wirklich Schade, wenn dieſe abeſſiniſchen Kräfte für die proteſtantiſche Miſſion verloren giengen.

Dem Maderakal gab ich den Rath, eine Schule zu beginnen, und den Anfang gleich mit dem Unterricht der Kinder des Herrn Coffin zu machen, der es ſehr wünſchte, daß ſeine Kinder unterrichtet würden. Außerdem gab ich dem Maderakal den Rath, ein Wörterbuch in der Tigre-Sprache zu verfaſſen, das ſpätern Miſſionarien nützlich werden könnte. Aber Ausſicht auf Belohnung und Unterſtützung von Seiten

der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft konnte ich ihm nicht geben, da ich keinen Auftrag hiezu hatte. Maderakal's Mutter hat etwas Vermögen, und iſt eine fromme Frau nach abeſſiniſcher Art, d. h. ſie betet viel, iſt freigebig gegen die Armen, Prieſter, Mönche und Kirchen. Sie verlangte, daß ihr Sohn jetzt bei ihr in Adoa bleiben und nicht ſo ſchnell nach Gondar oder Cairo gehen ſollte, ein Verlangen, das ich ganz gerecht fand.. Möge ſie durch ihren Sohn die wahre Erkenntniß der heiligen Schrift und in ihr das ewige Leben finden! Maderakal hatte als Knabe ſeine Vaterſtadt Adoa verlaſſen, und war mit Herrn Lefevre, einem franzöſiſchen Seeoffizier und Reiſenden in Abeſſinien, nach Frankreich gegangen, dort dem Miniſter Guizot, und durch dieſen dem König Louis Philipp vorgeſtellt worden, welcher den Jüngling erziehen ließ in der Abſicht, ihn ſpäter zum franzöſiſchen Agenten in Abeſſinien zu machen. Nachdem Maderakal 4 Jahre in Frankreich in einer Lehranſtalt zugebracht hatte, wünſchte er mit Lefevre nach Abeſſinien zurückzukehren, in Cairo aber trennte er ſich von dieſem Herrn, und begab ſich in die Miſſionsſchule des Miſſionars Lieder, wo er mit der heiligen Schrift und den proteſtantiſchen Lehren bekannt wurde, welche ihn ſo anzogen, daß er, um tiefer im Worte Gottes unterrichtet zu werden, in das proteſtantiſche Collegium in Malta aufgenommen zu werden wünſchte, wo er 4 Jahre zubrachte, bis in ihm der Wunſch erwachte, in ſein Vaterland zurückzukehren, und in demſelben das Wort Gottes, das ihm lieb geworden war, auszubreiten.

30. März. Ich hatte eine liebliche Unterredung mit dem abeſſiniſchen Oberknecht des Herrn Plowden. Bellata *) Salech war ein nachdenkender Mann, der gerne in der Bibel las und den äthiopiſchen Text mit dem amhariſchen verglich. Wir ſprachen über Faſten, Sünden-Vergebung, Verehrung der Heiligen und andere Hauptpunkte der abeſſiniſchen Theo-

*) Bellata iſt eine gewiſſe Rangſtufe im Dienſt der abeſſiniſchen Großen. Es iſt ſoviel als Colonel, Oberſt.

logie. Da Salech ſo gerne Amhariſch las, ſo gab ich ihm einen amhariſchen Pſalter. Er las ſogleich in dem Buch mit Wolda Gabriel, den ich oft die Bibel mit den Abeſſiniern leſen ſah.

Nachmittags wurde Flad plötzlich unmächtig und fiel zu Boden, erholte ſich jedoch bald wieder.

Abends hatte ich eine Unteredung mit Paſcha Seino über die Hauptpunkte des Muhamedanismus. Da er mir nicht zu widerſprechen vermochte, brach er ab mit der Bemerkung: „Morgen will ich dir einen muhamedaniſchen Gelehrten bringen, den du nicht wirſt widerlegen können.“

31. März. Weder Paſcha Seino, noch der verſprochene Gelehrte erſchien. Da Flad beſſer geworden war, ſo bereiteten wir uns auf unſere Reiſe nach Gondar vor. Wir kauften zwei Maulthiere und mietheten Träger zum Transport unſerer Effekten.

2. April. Wir verließen Adoa um 8 Uhr Morgens und erreichten in etwa 4 Stunden Akſum (Axum), die ehemalige Hauptſtadt von Aethiopien. Agau Deras, ein reicher Kaufmann, der die weißen Leute liebt, und der den Biſchof Goba perſönlich kannte und werthſchätzte, nahm uns freundlich in ſein Haus auf. Er fragte hauptſächlich, warum die Engländer den Sclavenhandel, den er früher trieb, verboten hätten. Ich verwies ihn auf das Gebot der Nächſtenliebe und auf die Selbſtaufopferung Jeſu Chriſti am Kreuz, der unſer aller Knecht wurde, um uns Alle zu erlöſen. Abends gingen wir aus, um die Kirche und die Obelisken *) in Akſum zu ſehen. Es ſtehen zwar noch einige Obelisken, aber

*) Die Abeſſinier ſagen, die drei Söhne Noah's hätten ſich in die drei Welttheile getheilt, und Jeder hätte in ſeinem Theil eine Säule aufgerichtet; Sem in Aſien, Japhet in Europa und Ham in Afrika; die Säule des Letztern ſei die in Akſum. Die gemeinen Leute glauben, der Teufel habe ſie gemacht, da ſie nicht das Werk eines Menſchen ſein könne. Aethiops ſoll einer der 12 Söhne des Kuſch, welchen dieſer Sohn Hams in Akſum zeugte, geweſen und der Stammvater der Abeſſinier geworden ſein.

die meiſten ſind umgeſtürzt. Es ſcheint mir, daß die großen Säulen aus einem Granit-Hügel, der öſtlich von Akſum ſtand, ausgehauen worden ſind. Der Schutt wurde natürlich weggeräumt und ſo blieb die Säule allein ſtehen. Auf dem Fußboden einiger Obelisken ſahen wir deutlich die Form von Schalen eingehauen, was anzudeuten ſcheint, daß heidniſche Opfer den Gottheiten dargebracht wurden, und daß vielleicht Akſum der Centralſitz des äthiopiſchen Heidenthums war. Oeſtlich von den Obelisken iſt ein großer Teich, aus dem wahrſcheinlich die Götzenprieſter Waſſer holten und worin ſie ſich wuſchen. Heute noch holen die Leute von Akſum ihr Waſſer aus dieſem Tank, der durch den Regen gefüllt wird. Die große ſteinerne Kirche*) in Akſum war wahrſcheinlich urſprünglich ein Götzentempel, welcher dann bei der Chriſtianiſirung des Landes in eine chriſtliche Kirche verwandelt wurde mit Hülfe der egyptiſchen oder griechiſchen Baumeiſter des byzantiniſchen Reiches. Ich kann es jetzt begreifen, warum die Abeſſinier ſagen, dieſe Kirche ſei vom Teufel erbaut worden. Sie wollen mit dieſem Ausdruck andeuten, daß dieſes Gebäude zur Zeit des Heidenthums errichtet worden ſei, welches in der Bibel mit Recht als ein Werk des Teufels angeſehen wird; denn die Heiden, die entfremdet ſind von dem Leben aus Gott, ſtehen vorzugsweiſe unter der Herrſchaft des Teufels, der unumſchränkt unter ihnen walten kann, ſolange das Licht des Evangeliums die Finſterniß nicht verdrängt. Auch behaupten die Abeſſinier, ihre erſten Könige ſeien Schlangen geweſen; ein Sando, d. h. eine ungeheure Schlange, habe früher über Tigre und Hamaſſien geherrſcht. Dieſer Ausdruck bezieht ſich offenbar auf die heidniſch-despotiſchen Könige

*) Dieſe Kirche in Akſum heißt Hedar Tſion. In ihr wird, wie die Abeſſinier ſagen, die Bundeslade aufbewahrt, welche Menelek, der Sohn Salomos, den er mit der Königin von Saba zeugte, geſtohlen habe, als er von Jeruſalem nach Abeſſinien zurückkehrte und dort die ſalomoniſche Dynaſtie gründete. Der Beamte, welchem die Bewachung der Bundeslade in Akſum übergeben iſt, heißt Nabrid. Er iſt der Gouverneur von Akſum und zugleich auch der Gouverneur vom eigentlichen Tigre.

von Aethiopien. Die Kirche von Akſum bedarf an mehreren Punkten ſehr einer Verbeſſerung, aber Niemand denkt an ihre Reſtauration. Sie iſt eine unverletzliche Freiſtätte.*)

Ein ungeheurer Worka (Sycamore) Baum befindet ſich in der Nähe von zwei Obelisken, die noch ſtehen. Als die Leute uns bei den Obelisken erblickten, fragten ſie, ob wir unter den Poſtamenten Gold zu ſuchen gekommen ſeien. Der höchſte Obelisk iſt etwa 65 Fuß hoch. Gewiß war Akſum einſt eine große Stadt und es iſt Schade, daß Theodoros ſie nicht wieder zur Hauptſtadt erhoben hat. Eine herrliche Ebene breitet ſich gegen Süden und Südoſten von Akſum aus.

Wir ſahen viele Prieſter in der Stadt, aber ſie waren äußerſt kalt und gleichgültig gegen religiöſe Dinge. Auch nicht Einer kam, um ſich über religiöſe Gegenſtände mit uns zu unterhalten. In Akſum erklärte unſer kranker Knecht Wolda Gabriel, nicht mit uns nach Gondar reiſen zu können, weßhalb wir ihn nach Adoa zurückſandten, um nach ſeiner Geneſung mit guter Gelegenheit nach Schoa zu gelangen.

3. April. Abreiſe von Akſum. Wir nahmen unſern Weg nach Gondar durch die Provinz Schirre. Wir hatten zuerſt einen ziemlich ebenen Weg. Abends lagerten wir uns im freien Feld bei dem Dorfe Madſchut.

4. April. Wir reisten von Madſchut ab, ſtiegen Hügel auf und ab und machten Halt am Fluß Salech Lecha, der auch Mai Fuaro genannt wird. Nachher kamen wir durch eine holzreiche Wildniß und ſtiegen in die Ebene von Adi Getat hinab. Abends übernachteten wir am Fluß Balaß.

5. April. Wir brachen ſehr frühe auf, ſtiegen in die tiefe Schlucht von Gemalo hinab, kamen aber bald wieder auf ebenes hohes Land. Wir machten Halt am Fluß Mai Tamen, wo wir viele Kaufleute von Wolkait fanden, welche Baumwolle und Kleider nach Tigre führten. Wir lagerten uns am Fluß Maſcheweni.

*) Die Hauptfreiſtätten in Abeſſinien ſind: Akſum, Waldubba, Gundigundi, Debra Damo, Debra Abai. (Vergl. pag. 132.)

6. April. Wir brachen, wie gewöhnlich, mit Tagesanbruch auf. Um 9 Uhr machten wir Halt am Fluß Dageſcheha. Die Hitze war heute ſehr groß. Da wir den Fluß Takaſſie nicht mehr erreichen konnten, und meine Leute ſich der Löwen und anderer wilden Thiere wegen fürchteten, in der Nähe des Fluſſes ſich zu lagern, ſo übernachteten wir in dem Weiler Adangeto, wo eine Zollſtätte iſt. Die Leute gaben uns ein wenig Brod und Bier. Gewöhnlich machten meine Leute ihr eigen Brod von dem Mehl, das ich ihnen in Adoa gegeben hatte. Jeder Träger bekommt einen großen Kuchen um Mittag und einen zweiten am Abend. So iſt es üblich bei den abeſſiniſchen Gepäckträgern. Gewöhnlich machen die abeſſiniſchen Reiſenden auf dem Weg das ſogenannte „Berkuta", eine Art Brod, welche aus einem dicken ungeſäuerten Teig bereitet wird. Der Teig wird um einen erhitzten runden Stein von 2—4 Zoll Dicke herum geſtrichen und dann in's Feuer gelegt, bis er völlig gebacken iſt. Baſſo heißt das geröſtete Mehl von Gerſte, welches mit Schmalz vermiſcht, auf Reiſen gerne gegeſſen wird. Man nennt das Baſſo auch Tehelo.

7. April. Von Adangeto hatten wir mehrere Stunden hinabzuſteigen, bis wir das Ufer des Takaſſie erreichten, der zwiſchen ſteilen und hohen Bergen in einer tiefen Schlucht dahinfließt. Da keine Brücke über den Fluß führt, ſo iſt es in der Regenzeit unmöglich, dieſen mächtigen Strom zu paſſiren. Das Bett des Fluſſes iſt etwa 160 Fuß breit, aber in der trockenen Zeit beträgt die Breite des Waſſerſpiegels höchſtens 60 Fuß. Da wo wir den Takaſſie paſſirten, war er 1½—2 Fuß tief. Die Hitze war fürchterlich in dieſer tiefen Schlucht, und ich zweifle nicht, daß die Abeſſinier Recht haben, wenn ſie ſich vor den Fiebern fürchten, die an dieſem Fluß herrſchen ſollen. Ein längerer Aufenthalt hätte gewiß in mir und meinem Reiſegefährten Flad das Fieber hervorgerufen. Wir hielten uns deßhalb nur ſo lange auf, bis wir unſere Mittags-Mahlzeit gehalten und etwas ausgeruht hatten. Nachdem dieß geſchehen war, ſtiegen wir den hohen

und ſteilen Berg hinan, der nordweſtlich den Fluß umgibt. Wir hatten mehrere Stunden aufzuſteigen, bis wir die Ebene erreichten, welche ſich auf der Spitze des Berges ausbreitet. Wir nahmen unſer Nachtquartier in dem Dorfe Heida.

8. April. Wir blieben in Heida, da die Abeſſinier heute Oſtertag hatten, wo ihr 40tägiges Faſten zu Ende gieng. Ich ſuchte in meinen Leuten Oſtergedanken zu erwekken durch Leſung und Erklärung der Auferſtehungs-Geſchichte, aber die Fleiſches-Menſchen dachten nur an das Eſſen ihrer Ziege, an ihr Biertrinken und leichtſinniges Geſchwätz. Es iſt ſchmerzlich, die Gleichgültigkeit dieſer ſogenannten Chriſten anſehen zu müſſen; und doch iſt ein großer Unterſchied zwiſchen ihnen und den Muhamedanern und Heiden. So niedrig auch das Chriſtenthum in Habeſch ſteht, ſo hat doch der Miſſionar, wenigſtens theoretiſch, eine gemeinſchaftliche Grundlage mit den Abeſſiniern, welche nur einer Reformation und Wiederbelebung bedürfen, während die Heiden ihm in Theorie und Praxis ferne ſtehen; denn ſie ſind ohne Gott und Chriſtus in der Welt.

9. April. Nachdem wir von Heida abgereist waren, kamen wir bald an die Flüſſe Gui und Sercatca. Am Buea kochten wir unſer Eſſen und lagerten uns Abends am Mai Lahen.

10. April. Wir paſſirten die Flüſſe Mai Teclit und Enſea. Abends übernachteten wir in Tſchau Ber in der Provinz Waldubba, welche hauptſächlich von Mönchen und Nonnen bewohnt wird.

11. April. Wir ſtiegen abwärts bis zum Fluß Sarima. Um Mittag kochten wir unſer Mittagsmahl am Fluß Dagusit. Wir giengen beſtändig aufwärts und abwärts über Hügel und Berge, was uns ſehr ermüdete, aber uns auch ſehr verſchiedene und romantiſche Scenen vor die Augen führte. Abends lagerten wir uns in dem Dorfe Debba Baher, am Fuß des hohen Berges Lamalmo. Da das Dorf von den Soldaten des Königs Theodoros geplündert worden war, ſo konnten wir nur wenig Speiſe von den Einwohnern be-

kommen. Beim Trinken aus einer Quelle bekam einer meiner Knechte einen Blutegel in den Schlund, der ihm große Noth machte, aber durch Schnupftabak, den der Mann in die Naſe nahm, wieder ausgeworfen wurde *).

*) Ueberhaupt wiſſen ſich die Abeſſinier in vielen Krankheiten ſchnell zu helfen. Beim Bauchweh z. B. gebrauchen ſie die Hülſenpflanze Zieto oder die Aregreſa, eine Schmarotzerpflanze mit rothen Beeren von bitterem Geſchmack. Gegen anſteckende Krankheiten legen ſie die Pflanze Endeſdeſ unter die Hausthüre. Gegen Geſchwüre und Beulen gebrauchen ſie die Pflanze Kuſchai, welche ſie zu Aſche verbrennen und auf die Geſchwüre legen. Gegen Rheumatismus gebrauchen ſie die Pflanze Daratſat, deren Blätter auf die kranken Theile des Körpers gelegt werden, wo ſie in kurzer Zeit Blaſen ziehen und den Kranken von ſeinem Schmerz befreien. Wenn ſie keine Arzneimittel wiſſen, ſo helfen ſie ſich mit dem Aberglauben, legen Kitab, d. h. geſchriebene Amulette, oder auch Theile der heiligen Schrift auf den Körper. Manche Leiden ſuchen ſie durch das Wagemt, d. h. Schröpfhorn, zu heben. Ein Ziegen- oder Ochſenhorn wird am breiten Ende abgeſchnitten oder abgeſägt und dann auf die Stelle geſetzt, wo der Kranke leidet. Das ſpitzige Ende des Horns nimmt der Schröpfer in den Mund und ſaugt die Luft aus, bis die Haut des Kranken ſich etwas erhebt, worauf er mit einem Raſiermeſſer Einſchnitte macht und das Horn wieder anſetzt, bis es feſt anliegt, wo er mit Wachs die Oeffnung verſchließt und ſo das Horn ſitzen läßt, ſo lange, bis es nach ſeinem Dafürhalten voll geworden iſt. Das Blut wird in ein Waſſergefäß geſchüttet und das Horn abermals angeſetzt, und ſo oft 3—4 Mal. Gegen den Bandwurm wenden die Abeſſinier bekanntlich den Koſſo (Bankſia Abyſſinica bei Bruce) an, der auf den Höhen von Semien und Schoa hauptſächlich gedeiht. Es iſt die Blüthe dieſes Baumes (der auch Koſſo heißt), welche eine Würmer abtreibende Kraft hat. Dieſe Arznei muß alle zwei Monate von den Abeſſiniern angewendet werden. Außer dem Koſſo gebrauchen die Leute theils den Enkoko, die Frucht einer der Weinrebe ähnlichen Staude, theils das Katſchamoholz, theils die Frucht des Kaloabaumes, theils die Gramineе „Mäteri" welche in Bulga (in Schoa) wachſen, und welche den Bandwurm (Taenia) ganz vertreiben ſoll, was auch die Rinde des Muſannabaumes (den die Schoho Chumada nennen) bewirken ſoll. Der Muſannabaum wächst im Oſten von Tigre an der Grenze des Schoholandes. Andere Abeſſinier gebrauchen die Knollenpflanze Metſchemetſcho als Mittel gegen den Bandwurm. Sie iſt nicht ſo bitter, wie die übrigen erwähnten Bandwurmmittel.

12. April. Es koſtete uns große Anſtrengung, den ſteilen und hohen Berg Lamalmo zu erſteigen. Lamalmo bedeutet eigentlich „Grüne," wahrſcheinlich wegen der grünen Stellen und wegen der grünen Juniper-Bäume, welche die Spitze des Berges bedecken. Auf der Höhe hatten wir eine herrliche Ausſicht auf die kleinern Hügel und Berge, auf die vielen Bäche und Flüſſe (welche in den Takaſſie fallen), die wir überſchritten hatten. Wir ſahen das Schankela-Land im Norden, die Berge von Semien im Oſten, beſonders den hohen Bahuit, der mit Hagel bedeckt war, und der einer der höchſten Punkte von ganz Abeſſinien iſt. Es war ziemlich kalt auf der Höhe des Lamalmo. Um 9 Uhr paſſirten wir das Dorf Kedus Georgis Feras Saber, wo der heilige Georg, der von den Abeſſiniern aufs Höchſte verehrt wird, ein ganzes feindliches Heer vertilgt haben ſoll, weßwegen dieſer Ort als heilig gilt und kein Soldat ihn betreten darf. Um 10 Uhr erreichten wir das Dorf Dobark, wo uns die Zollbeamten erſt nach langem Streit, roher Behandlung und gegen ein Geſchenk von Tabak und 1 paar Scheeren weiter reiſen ließen. Ueberdieß mußten wir verſprechen, die Nacht in dem Dorf des Aito Atku Taſchu, des Gouverneurs der Provinz Woggara, welche auf der Höhe von Lamalmo beginnt, zuzubringen. Wir erfuhren überhaupt auf den verſchiedenen Zollſtätten während unſerer Reiſe mancherlei Unannehmlichkeiten, obgleich den Zollbeamten ſtreng verboten iſt, etwas von weißen Leuten und allen, die nicht Kaufleute ſind, zu fordern und anzunehmen. Wir erreichten Degua, das Dorf des Gouverneurs, während eines ſtarken Regens, und hofften daher, eine gute Aufnahme zu finden. Allein der Mann war gerade bei dem Saufgelage ſeiner Soldaten, die mit ihm am nächſten Tag abreiſen ſollten, um zur Armee des Königs zu ſtoßen. Aito Taſchu behandelte uns ziemlich roh und kindiſch. Er fragte ſogleich nach unſern Piſtolen u. ſ. w. Ich ſuchte ſein Gemüth auf ernſtere Dinge hinzulenken, allein es war ihm nichts wichtig, als ſeine eigene Größe und eine kleine Piſtole meines Knechtes, die er beſtän-

dig in der Hand behielt und lobte, wobei er zugleich den Wunſch ausſprach, dieſe Waffe zu behalten, da ſie ihm bei dem bevorſtehenden Feldzug des Königs gegen die Wollo-Galla gute Dienſte thun würde. Endlich wies er uns eine elende Hütte für unſer Nachtquartier an, gab uns aber weder Speiſe noch Trank, was in Abeſſinien, wo Gaſtfreundſchaft etwas Uebliches und Verdienſtliches iſt, als ſchmachvoll erſcheint. Die Nacht war ſehr kalt und regneriſch.

13. April. Als wir aufbrechen wollten, verweigerte uns der Gouverneur die Abreiſe ſo lange, bis wir ihm die Piſtole und Pulver und Blei gegeben hätten. Dieſe Weigerung gründete er auf den Umſtand, daß er keine Abgaben von uns genommen hätte. Als wir trotz der Weigerung des Gouverneurs abreiſen wollten, ſagte er: „Sie ſind meine Gefangenen: ich will Sie nicht nach Gondar ziehen laſſen.“ Ich ſah klar, daß es ihm Ernſt war, uns zu berauben, deßhalb gab ich ihm die Piſtole, welche er aber nur unter der Bedingung annehmen wollte, daß ich ſie ihm aus Freundſchaft gegeben habe, und daß ich dem König nicht ſagen ſollte, Atku Taſchu habe die Waffe zwangsweiſe genommen. Ich ſchwieg ſtille zu dieſer hinterliſtigen Forderung, denn ich ſah voraus, daß der geringſte Widerſtand von unſerer Seite gefährliche Folgen haben würde. Die Soldaten und Diener des Gouverneurs waren eben ſo bettelhaft und läſtig, wie er ſelbſt. Nachdem er die Piſtole empfangen hatte, ſagte er: „Jetzt könnt ihr gehen, der Weg iſt ſicher.“ Geſtern hatte er uns geſagt, der Weg ſei von Räubern gefährdet und er würde deßhalb uns durch ſeinen Bruder bis Gondar begleiten laſſen. All ſein Geſchwätz ſollte nur dazu dienen, ſich ſelbſt wichtig zu machen und uns ein Geſchenk abzunöthigen. Es iſt zu hoffen, daß Theodoros den Betteleien ſeiner Gouverneure und Zollbeamten ein Ende machen werde. Wir nahmen von Degua aus unſere Richtung nach Amba Georgis und lagerten uns Abends in der Wildniß von Maſal Dengia, wo wir Gras und Holz genug fanden, das von der

königlichen Armee, die vor einiger Zeit hier gelagert hatte, zurückgelaſſen worden war.

14. April. Von Maſal Dengia brachen wir frühe auf und reisten lange über ebenes Land, bis wir in Andſcheba Meda bei Senia Dar, wo die Kaufleute gewöhnlich ausruhen, Halt machten. Mittags kochten wir unſere Speiſe am Bach Argef. Ehe wir an dieſen Bach kamen, hatten wir eine großartige Ausſicht auf den Zana- (oder Dembea-) See gegen Süden; gegen Oſten ſahen wir die hohen Gebirge von Semien, und gegen Südoſten erblickte ich die hohen Berge der Wollo Galla, durch deren Gebiet ich im Jahr 1842 gereist war.

Die Provinz Woggara, die wir ſeit geſtern durchzogen, iſt ziemlich eben, hat gutes Waſſer, guten ſchwarzen Boden, der ſehr fruchtbar wäre, wenn er angebaut würde. Aber der größere Theil dieſer ſchönen Provinz iſt ohne Kultur und Bewohner in Folge der Kriege, welche zwiſchen Tigre und Amhara beſtändig geführt wurden. Die abeſſiniſche Reiterei kann in dieſer ebenen Provinz leicht operiren. Das Klima iſt kühl, ja kalt, daher der abeſſiniſche Reim:

Woggara Egsiabher sei fatara:
Kabiet betegabba tisu;
Dedsch betewotta, nefasu;
Ehel betebella, fassu
Woggara Egsiabher sei fatara,

das heißt:

Gott hat Woggara alſo geſchaffen:
Wenn man zum Haus hineingeht, ſo hat man Rauch;
Wenn man aus dem Hauſe geht, ſo hat man Wind;
Wenn man Korn ißt, hat man Blähungen;
So hat Gott Woggara geſchaffen.

Den Fluß Angreb paſſirten wir auf der ſteinernen Brücke, welche König Faſil *) durch portugieſiſche Maurer vor meh-

*) Faſil oder Faſilados (Baſilides), der Sohn Sudneos, regierte von 1632 bis 1665. Er vertrieb die Jeſuiten aus Abeſſinien, und

reren hundert Jahren hatte erbauen laſſen. Der Weg von der Grenze von Woggara bis Gondar führt über mehrere ſteile Hügel, welche dieſe Hauptſtadt gegen einen ſchnellen Ueberfall von Norden her ſchützen. Ehe wir den Hügel hinan ſtiegen, auf welchem Gondar liegt, paſſirten wir einen Fluß, der in den Zana-See fließt. Bei unſerer Ankunft in Gondar begaben wir uns nach Kedus Gabriel, demjenigen Stadttheil, in welchem der Abuna ſeinen Sitz hat. Da dieſer abweſend war, begaben wir uns zu ſeinem Verwalter, der uns aber eine ziemlich kalte Aufnahme gewährte. Erſt als der egyptiſche Prieſter Hadſchi Cher, und der abeſſiniſche Mönch Gebra Heiwot mich erkannt hatten, wurden wir in die erzbiſchöfliche Wohnung aufgenommen. Gebra Heiwot war im Jahr 1838 mit mir und Iſenberg nach Dſchidda gereist. Ich war ſehr froh, ſogleich eine Wohnung zu finden, da es bei unſerer Ankunft ſtark regnete.

15. April. Ich hatte heute einen der unruhigſten Tage in Abeſſinien durchlebt. Da wir hörten, daß der König mit dem Abuna und der Armee dem Land der feindlichen Wollo-Galla ſich nähere, ſo mußten wir eilen, ihn noch zu erreichen, ehe ein Zuſammenſtoß mit den Feinden ſtattfand. Aber es war ſchwierig, das königliche Lager, das bereits gegen 25—30 Stunden von der Hauptſtadt entfernt war, zu erreichen. Wir brauchten nicht nur einen Führer, ſondern auch Gepäckträger für den Weg. In dieſer Verlegenheit half uns Hadſchi Cher, der uns einige ſeiner Leute gab, da Niemand in Gondar uns dienen wollte. Als Wegweiſer bot ſich ein Großer von Kedus Gabriel an, welcher, wie wir ſpäter erfuhren, im Geheimen den Wunſch hatte, bei unſerer Rückkehr mit uns nach Jeruſalem zu gehen.

---

baute ſeinen Palaſt in Gondar, welches zur Hauptſtadt von ganz Abeſſinien erhoben wurde. Sein Vater Susneos war es, welcher zwiſchen 1607 und 1632 regierte, und in dieſer Zeit den römiſchen Glauben annahm und die Abeſſinier mit Gewalt der römiſchen Kirche unterwarf, bis er durch die beſtändigen Rebellionen, die ausbrachen, genöthigt wurde, den alten Glauben der Abeſſinier wiederherzuſtellen.

16. April. Wir verließen Gondar um 8 Uhr. Nachdem wir uns von der Umgebung der Hauptſtadt entfernt hatten, wurde unſer Weg immer ebener. Wir zogen ſüdöſtlich in der Richtung nach dem Zana-See. Abends lagerten wir uns im Dorf Goraba bei einem Gouverneur, der uns freundlich aufnahm, und der noch überdieß 5 Likaunt, d. h. Staatsräthe, die zum König zogen, beherbergte. Früher ſoll es nur 12 Likaunten gegeben haben, aber der jetzige König hat noch 4 weitere hinzugefügt. Ihre Aufgabe iſt, dem König Rath zu ertheilen, die geſchriebenen oder hergebrachten Geſetze und Sitten zu erklären u. ſ. w.

17. April. Wir erreichten die Stadt Efak, welche in kommerzieller Hinſicht von Wichtigkeit iſt. Efak, Terita und Gorada ſind die Hauptorte des Handels im Süden und Südoſten von Gondar.

Als uns ein Soldat des Königs das Haus eines Prieſters zum Nachtquartier anweiſen wollte, erhoben die Frauen ein furchtbares Geſchrei und riefen aus: „Ba Negus Amlak," d. h. beim Gott des Königs, kommt nicht zu uns. Ich nahm den Prieſter auf die Seite und erklärte ihm, daß wir für Alles, was er uns geben werde, bezahlen und daß wir nichts mit Gewalt nehmen würden. Dieß wirkte. Er gab uns einen Platz zum Schlafen, 12 Brode und einen Krug Bier zum Abendeſſen, und erhielt von uns 2 Salzſtücke, eine Scheere und einige Nadeln. Dieſe Geſchenke machten ihn ſo zufrieden, daß er uns bat, bei unſerer Rückkehr wieder bei ihm zu logiren.

18. April. Wir reisten über das fruchtbare Thal von Foggara,*)

*) Die kleine Provinz Foggara grenzt im Oſten an den Zanaſee. Die Hauptorte ſind: Lamge, Nabaga, Terita und Efak. Bei Nabaga geht der Fluß Ereb in den Zanaſee, an deſſen Ufern (in dem Diſtrict Bagueſa) die heidniſchen Figen wohnen, welche von den Abeſſiniern ſehr verabſcheut und der Zauberei und Mordluſt angeklagt werden, weßhalb ſie auch nicht nach Gondar kommen dürfen. Sie leben hauptſächlich von der Jagd. Ihr Elfenbein verkaufen ſie an die Agaus und die Bewohner von Dembea und Kuara. Sie gehören wahrſcheinlich

das Tauſende von Bewohnern nähren könnte. Zu unſerer Linken war das Dorf Woina Daga, wo ein guter Wein wächst, der theils von dem König beanſprucht, theils an Kirchen abgeliefert wird, welche ihn beim Abendmahl gebrauchen. In der Nähe von Woina Daga iſt die große Stadt Terita, welche meiſt von Muhamedanern bewohnt wird, die einen ausgedehnten Handel treiben.

Um 9 Uhr paſſirten wir den in den Zana-See gehenden Fluß Erep, über den eine von dem oben erwähnten König Faſil erbaute ſteinerne Brücke führt. Um 3 Uhr Nachmittags kamen wir nach Amora Gadel, ein iſolirter, hoher Felſen, auf welchem Hunderte von Geiern aller Art übernachten, weßhalb er den Namen „Geierfelſen" erhalten hat. Da der König vor Kurzem in der Nähe dieſes Felſens ſein Lager gehalten hatte, und noch viele todte Eſel und Pferde unbeerdigt herumlagen, ſo war es eine Wohlthat für die Umgegend, daß die Geier das Todtengräberamt von ihrem Felſen aus verwalteten. Der üble Geruch war ſo fürchterlich, daß wir Mund und Naſe zuhalten und eilen mußten, von dieſer ſchauerlichen Stätte hinwegzukommen.

---

zu dem wilden und nomadiſchen Stamm der Fuga, welche in Guragué ſehr gefährlich ſind, vergiftete Pfeile gebrauchen und Alles eſſen, was den Chriſten zuwider iſt. Vielleicht ſind ſie eine Art Schankela, worunter die Abeſſinier alle die ſchwarzen Heiden verſtehen, welche in den Wäldern und Niederungen wohnen. Die heidniſchen Woito, die am Zana wohnen und Nilpferde u. ſ. w. eſſen, wie auch die Wato am Hawaſchfluß (deſſen Quelle in einem Sumpf am Berg Entſcheti zwiſchen den Gallaſtämmen Mätſcha und Betſchoworeb ſein ſoll) gehören auch zu den Fuga, welche abſcheuliche Sitten haben und in Gruben wohnen ſollen. Eine Frau kann unter ihnen nicht heirathen, wenn die Mutter der Tochter, die einen Mann heirathen will, deſſen männliches Glied nicht eine Spanne lang gefunden hat. Der Bräutigam muß ſich dieſe Meſſung gefallen laſſen, weil die Heirath von der Länge ſeines Gliedes abhängt, indem dieſe Leute nach ihren abſcheulichen Begriffen vorausſetzen, ein Mann mit einem zu kurzen Gliede könne keine ſtarken Kinder zeugen, und ſei überhaupt ein Feigling und einer rechten Frau unwürdig, werde ſie auch nicht im Krieg und andern Nöthen kräftig zu vertheidigen im Stande ſein.

Abends nahmen wir unſer Nachtquartier in dem Dorfe Tekur, wo die Bewohner uns Anfangs nicht aufnehmen wollten.

19. April. Um 10 Uhr erreichten wir Debra Tabor, Aufenthaltsort des Ras Ali, der früher das weſtliche Abeſſinien beherrſcht hatte. Die Stadt, wenn man ſie ſo nennen will, liegt auf einem Hügel, an deſſen Fuß ſich ein ſchönes Wieſenfeld ausbreitet, das für einen abeſſiniſchen Herrſcher, der viele Pferde halten muß, unentbehrlich iſt.

Wir eilten jetzt ſo ſehr wir konnten, um das königliche Lager in Dſchan Meda zu erreichen, da es hieß, der König wolle von dort abreiſen. Als wir um Mittag das Lager erreicht hatten, begaben wir uns ſogleich zu dem Zelt des Abuna, welcher, ſobald er erfahren hatte, wer wir waren, uns entgegenkam, und uns herzlich willkommen hieß. Ich übergab ihm ſodann die Briefe von Biſchof Gobat in Jeruſalem, und vom koptiſchen Patriarchen Kirillos in Cairo. Nachdem er uns auf einer ausgebreiteten Kuhhaut hatte Platz nehmen laſſen, befahl er ſeinem Diener (der früher Iſenberg's Knecht in Adoa geweſen war), uns Brod und Wein aufzutragen, während er indeſſen die Briefe durchlas. Als dieß vorüber war, ließ ſich der hohe Kirchenfürſt in eine Unterredung mit uns ein, in welcher er ſo herzlich und vertraulich war, daß es ſchien, als wären wir ihm an Anſehen und Würde gleichgeſtellt. Er erinnerte ſich, mich im Jahr 1837 in Miſſionar Kruſe's Schule in Cairo geſehen zu haben, als ich das erſte Mal nach Abeſſinien gieng. Wir ſprachen arabiſch und amhariſch. Vor Allem ſuchte er uns einen kurzen Bericht von dem gegenwärtigen Stand der Dinge in Abeſſinien zu geben. Er erzählte, daß der König Theodoros ein Herz und eine Seele mit ihm ſei; daß der König die Kirche auf alle mögliche Weiſe unterſtütze, was weder Ras Ali noch Ubie gethan habe; daß ſeine Majeſtät die muhamedaniſchen und heidniſchen Galla-Länder und auch

Schoa *) erobern, und Ein großes äthiopiſches Reich, wie es vor Alters war, herſtellen, und die chriſtliche Religion zur herrſchenden machen wolle; daß der König fleißig in die Kirche und zum Abendmahl gehe; daß er die Bibel in amhariſcher Sprache leſe, während die Ittege oder Königin, die eine Tochter des Ras Ali iſt, das Wort Gottes im Aethiopiſchen leſe; daß er die Vielweiberei und den Sclavenhandel verboten und den Muhamedanern befohlen habe, innerhalb einer beſtimmten Zeit das Chriſtenthum anzunehmen. Als ich darauf hinwies, daß es dem Sinn des Evangeliums nicht gemäß ſei, mit Gewalt die Leute zu Chriſten zu machen, erwiederte der Abuna, der König wolle nur vorerſt das Land der Galla erobern, und Prieſter zu ihnen ſenden, Kirchen und Schulen errichten zur Bekehrung der Nicht-Chriſten. Ich erzählte ihm dann, daß Biſchof Gobat chriſtliche Handwerksleute nach Abeſſinien ſenden wolle, die zwar zunächſt auf ihrem Handwerk arbeiten, aber zu gleicher Zeit durch Wort und Wandel das Evangelium ausbreiten ſollten. Hierauf erwiederte der Abuna, daß der König ſich freuen werde, geſchickte Handwerker und Künſtler zu erhalten; er habe im Sinn, nach England, Frankreich und Deutſchland zu ſchreiben, daß geſchickte Handwerksleute nach Abeſſinien kommen möchten. Er verſprach, den Brief des Biſchofs Gobat dem König vorzuleſen und den Inhalt ihm zur Beachtung zu empfehlen.

Der Abuna ſprach ſodann über die römiſchen Miſſionarien. Ich will, ſagte er, ſo lang ich lebe, nicht geſtatten, daß ſie je wieder nach Abeſſinien zurückkehren, denn ſie haben gegen mich intriguirt und ſich beſtrebt, mich aus Gondar zu

*) Die Könige von Schoa waren folgende: 1) Nagaſi, der erſte König von Schoa, welcher ſich von dem König in Gondar abhängig machte; 2) Sabaſtie; 3) Abie, welcher die Stadt Ankober (Thor der Anko) von dem Anko Gallaſtamm eroberte; 4) Emmaha Jaſus; 5) Aſa Waſſan, 6) Waſſan Saggad, welcher in der Feuersbrunſt in Kundi, wo all ſein Silbergeld aufgelöst wurde und einem Bache gleich den Berg hinabfloß, umkam. 7) Sahela Selaſſie. 8) Haila Malakot, welcher 1856 plötzlich ſtarb, als Theodoros Schoa eroberte und des Haila Malakots Sohn zum Vicekönig machte.

vertreiben, auch haben ſie ſich in mein Kircheureginent eingemiſcht dadurch, daß ſie ihre Anhänger zum zweiten Mal getauft und ordinirt haben, als ob die abeſſiniſche Taufe und Ordination nichts gälte. Ich hätte ſie nicht beunruhigt, wenn ſie ſich mit Lehren begnügt, oder wenn ſie bloß die Galla bekehrt und getauft hätten, denn ich wünſche, daß die Galla Chriſten werden. Die römiſchen Miſſionarien können ſich nicht beklagen, wenn ich ſie aus Abeſſinien wegſende, denn der Pabſt in Rom würde einen Prieſter oder Lehrer, der einer andern Religion, als der römiſchen, angehört und in Rom lehren wollte, im Augenblick aus dem Land jagen. Die proteſtantiſchen Miſſionarien ſchaden der abeſſiniſchen Kirche nicht, denn ſie verbreiten ja nur die Bibel, und Männer, wie Kruſe und Lieder, werde ich gerne aufnehmen; aber die Römer ſollen nicht nach Abeſſinien zurückkehren."

Da heute der monatliche Feſttag des heiligen Michael war, an welchem der König Almoſen austheilt, ſo konnte der Abuna uns nicht ſogleich beim König einführen. Ich hörte nachher, daß Seine Majeſtät 3000 Thaler und viele Maulthiere, Eſel, Pferde, Kleider u. ſ. w. an Arme, Kranke, Lahme, an Prieſter, Mönche u. ſ. w. ausgetheilt habe.

Als wir das Zelt des Abuna verließen, befahl er ſeinem Diener, uns einen Ochſen und Honigwein zu unſerem Unterhalt zu geben.

Abends beſuchte uns Herr Bell, ein verſtändiger Engländer, der ſeit vielen Jahren in Abeſſinien ſich aufgehalten hat, und in Sprache und Sitten ein ganzer Abeſſinier geworden iſt. Der König hat ihn zu ſeinem Adjutanten und Lika Mankuas (d. h. Träger des königlichen Kleides in der Schlacht) gemacht. Es gibt 4 Lika Mankuas, die ſich ganz wie der König ſelbſt kleiden müſſen, damit der Feind den wirklichen König nicht unterſcheiden könne. Es iſt ein ehrenvolles, aber gefährliches Amt, für das Herr Bell beträchtliche Ländereien erhalten hat, wovon er ſeine abeſſiniſche Frau und Kinder ernähren kann. Der Abuna hatte Herrn Bell aufgetragen, uns zu ſagen, daß wir mit dem König nicht über den prieſterlichen

Charakter der Männer, die Gobat senden wolle, reden sollten, sondern bloß über die äußere Seite dieser Mission, denn die religiösen Dinge gehörten vor das Tribunal des Abuna, der ja unser Freund sei, und der Gobat's Leute beschützen und unterstützen werde, so viel es in seiner Macht stehe. Ich erklärte Herrn Bell ganz klar und bestimmt, daß es dem theuren Bischof Gobat nicht bloß um das zeitliche Wohl, um die Civilisation Abessiniens zu thun sei, sondern vor Allem und hauptsächlich um die religiöse Wiedergeburt dieses Landes, durch Errichtung von Schulen, durch Verbreitung der Bibel und den Unterricht in der reinen Lehre des Evangeliums. Herr Bell erwiederte: „Dieß Alles ist recht und gut, und der Abuna weiß es wohl, aber er hat mir aufgetragen, daß Sie mit dem König hievon nicht reden wollen, sondern nur von den Handwerkern; die religiöse Seite haben Sie mit dem Abuna zu besprechen.

20. April. Etwa um 8 Uhr Morgens wurden wir von dem Abuna zum König geführt, dessen schönes Zelt bereits abgebrochen war, da er mit der Armee aufbrechen wollte. Als der König den Abuna sah, gieng er ihm entgegen und führte ihn zu einer Art von Bettstätte (welche mit einem schönen Teppich bedeckt war) und hieß ihn darauf Platz nehmen, während uns ein Teppich auf dem Boden zu den Füßen des Königs angewiesen wurde. Seine Majestät trug eine Krone auf dem Haupt und ein prächtiges Oberkleid. Nach der Begrüßung las der Abuna die Briefe von Gobat und dem koptischen Patriarchen. Der König fragte sogleich: „Ist Gobat wohl?“ Sein Brief gefällt mir und ich wünsche, daß er mir vor der Hand nur drei Handwerker sende, nämlich einen Büchsenmacher, einen Architekten und einen Buchdrucker, worunter aber der König nach den neuesten Nachrichten einen Siegelstecher verstanden haben will. Ich will sie gut bezahlen, wenn sie mit meiner Belohnung zufrieden sind, und sie mir gefallen, so will ich Gobat um mehr Arbeiter bitten. Nachdem der König diese Worte gesprochen hatte, bemerkte der Abuna: „Aber Ew. Majestät werden ihre (der Arbeiter)

Religion nicht antaſten, ſondern ſie nach ihrer Ueberzeugung leben laſſen?" Worauf der König erwiederte: „In Sachen des Glaubens will ich mich nicht einmiſchen, das iſt deine (des Abunas) Aufgabe. Was du mir in dieſer Hinſicht ſagſt, das will ich thun." Hierauf ſprach ich von unſerer Rückreiſe über Matamma nach Sennar, Chartun und Cairo. Ich bemerkte, daß jetzt die Regenzeit *) vor der Thüre ſei, wo in den niedern Gegenden Fieber zu entſtehen pflegen, weßhalb wir unſere Rückkehr beſchleunigen möchten. Auch wünſchten wir dem Biſchof Gobat eine Antwort von Sr. Majeſtät eiligſt zu überbringen. Der König ſagte dann, wir möchten wenigſtens bis zum Ende der Regenzeit in Gondar bleiben; doch wolle er uns nicht hindern, nach Egypten zurückzukehren. Beim Abſchied befahl Se. Majeſtät einem Offizier, uns mit zwei guten Maulthieren, einem Soldaten und mit Speiſe für die Reiſe, nämlich 2 Ochſen, 50 Brodkuchen und 3 Krügen Wein u. ſ. w. zu verſehen.

Nach dieſer Audienz reiste der König ſogleich mit der Armee ab, die bereits in Bewegung war. Sie ſoll 40,000 Mann ſtark geweſen ſein, und noch 20 bis 30,000 Mann Zuzug erhalten auf dem Weg gegen das Wollo-Galla-Land, denn die Diviſionen von Godſcham und Tigre waren noch nicht angekommen. Der König, ungefähr 35 Jahre alt (auch der Abuna iſt 35 Jahre alt), iſt ein ſchöner Mann von ſchwarzbrauner Farbe und mittlerer Statur, und ſcharfem

*) Die Abeſſinier zählen im allgemeinen nur zwei Jahreszeiten 1) Bagga (Sommer, trockene Zeit), welche 9 Monate umfaßt und von der Herbſt-Tag- und Nachtgleiche bis Mitte Juni ſich erſtreckt. 2) Keremt (Regenzeit), welche von Juni bis September dauert. Die genauere Rechnung iſt aber folgende: 1) Hagai, beginnt am 25. Senie (Juni) und endet am 26. Maskarrem. 2) Matſchau, beginnt am 25. Magabit (März) und endet am 24. Juni. 3) Keremt, beginnt den 25. Tahſas (Dezember) und ſchließt den 26. März. 4) Tſadai, beginnt den 25. Maskarrem (3. October) und endet am 24. Tahſas. Der abeſſiniſche Kalender, Abuſchaker genannt, giebt Aufſchluß über dieſe vier Eintheilungen des Jahrs.

Blick. Obgleich freundlich und herablaſſend gegen ſeine Umgebung, vergißt er doch ſeine königliche Würde nicht. Er thut Alles mit größter Ruhe und Umſicht. Sein Urtheil iſt ſchnell, ſeine Antwort kurz, aber treffend. Er iſt ein Freund der Europäer, deren Rath und Erzählungen er gerne anhört. Gegen die Armen, Prieſter, Kirchen, iſt er ſehr freigebig. In Rechtsſachen iſt er genau und gerecht, und entſcheidet oft gegen ſeine Rechtsgelehrten; weßhalb ihn die Leute von ganz Abeſſinien, die Prozeſſe haben, beſtändig umlagern. Als wir im Lager die Nacht zubrachten, hörten wir ſchon um 2 Uhr nach Mitternacht die Leute ſchreien: „Dſchan hoi! Dſchan*) hoi! O Majeſtät! O Majeſtät!“ Mit dieſem Geſchrei ſuchten ſich die Leute Eingang in's königliche Zelt zu verſchaffen, um ihre Klagen vor den König zu bringen. Er gab ſogleich Antwort durch den Kal Hazie (Mund des Königs), d. h. den Staats-Herold. Von 2 bis 8 Uhr Morgens löste eine Parthie von Leuten die andere ab, und jede erhielt Antwort und Beſcheid. Außerdem leitet der König alle Kriegs-Operationen der Armee, ſo daß es unbegreiflich iſt, wie er die Anſtrengungen, welche Tag und Nacht ihn in Anſpruch nehmen, aushalten kann. Wenn ſeine Hofleute ihn in der Gerechtigkeitspflege hemmen wollen, ſo pflegt er zu ſagen: „Wenn ich den Armen nicht helfe, ſo werden ſie bei Gott über mich klagen; ich bin ſelbſt ein armer Mann geweſen.“ Seine Mutter ſoll eine Koſſo-Verkäuferin (Koſſo iſt das bekannte Arzneimittel gegen den Bandwurm) in Gondar geweſen ſein, während ſein Vater, ein Verwandter des Debſchadſch Comfu (der als Gouverneur von Dembea die egyptiſchen, von Sennar herrückenden Truppen mehrmals ſchlug), eine Regierungsſtelle in der Provinz Kuara im Weſten von Abeſſinien verwaltete.

*) Dieſer Titel, den die Abeſſinier bei der Anrede an ihre Könige gebrauchen, wurde im 15. Jahrhundert, als die Portugieſen das erſte Mal an die Weſtküſte von Afrika kamen, die Veranlaſſung, daß von einem großen König, Prieſter Johannes, der in Oſtafrika regiere, die Rede wurde. Man fand aber ſpäter, daß der Chan der Tartarei damit gemeint war.

Kasai, wie der König früher hieß, lernte in Gondar lesen und schreiben, wurde später Soldat in dem Heer des Dedschadsch Comfu, welcher ihn seinem Herrn, dem Ras Ali empfahl. Dieser erkannte bald Kasais Klugheit und Tapferkeit, gab ihm seine Tochter zur Frau und eine Regierungsstelle unter der Aufsicht und Leitung der berühmten Woisoro Mennen, der Mutter des Ras Ali. Kasai zerfiel bald mit Woisoro Mennen, schlug ihr Heer, nahm sie gefangen und eroberte ihre schöne Provinz Dembea am Zana-See, die er für sich behielt, obgleich er die hohe Frau in Freiheit setzte. Jetzt hatte er Kuara, Wechni, Dagossa, Sarago, Agaumeder und Dembea. Ras Ali, die drohende Gefahr erkennend, übergab Dembea dem Dedschadsch Berru Goschu, dem Gouverneur von Godscham, welcher den Kasai nach Kuara zurückdrängte im Jahr 1850. Kasai jedoch fiel mit einer Schaar getreuer Anhänger im Jahr 1852 in Dembea ein, überraschte das Lager des Berru Goschu, streckte ihn mit einer Pistole nieder und schlug sein Heer zwischen Dembea und Dschangar am Zana-See. Jetzt wurde dem Ras Ali bange, er zog im Jahr 1853 gegen ihn aus, aber verlor die Schlacht und mußte zu den Galla fliehen, während Kasai Meister von ganz Amhara wurde, d. h. von allem Land, das westlich von Takassie bis zum blauen Flusse liegt. Nachdem Kasai so weit seine Zwecke verfolgt und erreicht hatte, sandte er zu dem Abuna Abba Salama, der damals in Adoa in Tigre sich aufhielt. Kasai's Plan war, sich vorher mit dem Kirchenfürsten zu verbinden, ehe er den Ubie angreifen würde. Der Abuna ließ dem Kasai sagen, er werde nicht nach Gondar kommen, so lange die römischen Priester dort geduldet würden. Kasai vertrieb daher die Priester, und jetzt erschien der Abuna in Gondar und verband sich mit ihm zur Herstellung des abessinischen Staats und der Kirche. Kasai's erster Schritt war nun, Ubie, den Herrscher von Tigre, aufzufordern, sich dem Fürsten von Amhara zu unterwerfen und ihm Tribut zu zahlen. Ubie ließ sich dieß nicht gefallen, sondern griff zu den Waffen, verlor aber in der Schlacht bei Debraski in

Semien Land und Freiheit, denn er wurde gefangen. Nach der ſiegreichen Schlacht ließ ſich Kaſai, wie ſchon erwähnt, unter dem Namen Theodoros zum König der Könige von Aethiopien ausrufen, wohl mit Beziehung auf die alte abeſſiniſche Tradition, daß ein König Namens Theodoros aufſtehen werde, der Abeſſinien groß und glücklich machen, und der Mekka und Medina, die beiden Hauptſtädte der Muhamedaner in Arabien, zerſtören werde.

Nachdem wir auch vom Abuna Abſchied genommen hatten, machten wir uns auf den Rückweg nach Gondar. Wir begegneten vielen Soldaten und Weibern, die zur Armee ſtoßen wollten. Ein Soldat hatte einem Kaufmann unterwegs den Eſel abgenommen, ihn aber ſogleich zurückgegeben, als er unſern königlichen Begleiter ſah, denn er fürchtete, unſer Soldat möchte dem König Nachricht von der Unthat geben. Die Tyrannei der abeſſiniſchen Soldaten iſt oft ſehr groß, trotz der Strenge des Königs gegen die Unterdrücker. Auf dem Rückweg beſichtigten wir das Ufer des Zana-Sees und tranken von ſeinem ſüßen Waſſer. Der See iſt fiſchreich, und das ihn umgebende Land iſt fruchtbar und reizend. Bei unſerer Ankunft in Gondar gab uns der Gouverneur ein gutes Haus in der Nähe des Marktplatzes und ſchickte uns täglich ein Quantum Bier, Honigwein und Brod.*)

*) Der Hydromel oder Meth wird in Abeſſinien bereitet durch Miſchung von 7 Theilen Waſſer mit einem Theil Honig, welche Miſchung in einem großen Gefäß von Thon der Sonne ausgeſetzt wird zum fermentiren. Nach einiger Zeit wird die Zad-Wurzel (Rhamnus Staddo), oder auch die Blätter des Geſcho (Rhamnus pauciflorus) beigemiſcht. Die Wachstheile, welche durch die Fermentation des Honigs aufgeſtiegen ſind, werden entfernt, und nach etwa 7—8 Tagen iſt das Getränk, das Tadſch heißt, fertig.

Das Talla (Bier) wird aus Daguſa und Gerſte, oder auch aus Hirſe (Buſchelmais) bereitet. Dünne Brodkuchen werden in Waſſer zerrieben und nach ein paar Tagen mit keimender Gerſte, die zuvor in der Erde begraben war, vermiſcht und dann dem Gährungsprozeß überlaſſen. Auch hier wird Geſcho beigemiſcht. Die Töpfe, in denen es gährt, werden mit Thon oder Kuhmiſt bedeckt. Dieſes Getränk

24. April. Ich war heute fieberkrank. Nachmittags kam der Gouverneur von Dembea, der uns bis Wechne begleiten sollte. Er brachte auf königlichen Befehl einen Ochsen zu unserer Nahrung während unseres Aufenthalts in Gondar.

25. April. Ich war diesen Morgen wieder fieberisch. Auch Flad war unwohl. Wir bereiteten uns auf die Reise nach Sennar, hatten aber große Schwierigkeit, Knechte zu finden, da die Abessinier, welche im Hochland geboren und erzogen worden sind, nicht gerne ins heiße Tiefland gehen, wo sie wissen, daß sie allerlei Ungemach, besonders dem Fieber, ausgesetzt sind, zumal wenn die Regenzeit im Anzug ist. Wir fanden endlich zwei Knechte, welche für die Summe von 4 Thalern (monatlich) bereit waren, uns nach Cairo zu begleiten.

Ein Abessinier brachte uns heute ein Muster von Goldstaub und wünschte zu wissen, wie das Gold von dem Unrath ausgeschieden werden könnte.

28. April. Herr Plowden erreichte heute Gondar. Er wünschte den König auf seinem Feldzug gegen die Galla zu begleiten und ihm zur Verbesserung des Landes guten Rath zu geben. Wir nahmen Abschied von Herrn Plowden, der uns viele Güte und Freundschaft erwiesen hatte.

3. Mai. Wir verließen heute Gondar, welches außer Aksum die wichtigste Stadt von ganz Abessinien ist. Sie mag etwa 10 bis 12,000 Einwohner zählen, war aber früher viel bewohnter, wie man an den vielen ruinirten Häusern sieht, denen man überall begegnet. Die Straßen sind äußerst krumm, eng, manchmal sehr abschüssig und voll Unrath, besonders wenn man Morgens durch sie hinwandelt. Ich

---

wird sehr stark und berauschend, doch ist das Tadsch noch stärker. Die Brodbereitung ist einfach in Abessinien. Der Teig wird mit Wasser angemacht und dann in dünnen Kuchen auf eine Platte von Eisen oder Thon gelegt und nur ein wenig gebacken. Die Platte wird vorher mit Schmalz oder zerriebenen Baumwollekörnern oder Ricinus bestrichen. Am liebsten haben die Abessinier das Brod aus Teff (Eragrostis).

habe im Orient nicht leicht eine Stadt gesehen, wo Schmutz und Steine für den Wanderer den Weg so unangenehm machen, als in Gondar. Die Stadt liegt auf einer Anhöhe, welche sich von Norden nach Süden zieht und welche oft steil in kleine Thäler sich verlauft. Die Häuser sind rund und fast alle aus Steinen erbaut, und haben oft zwei Stockwerke, die mit Strohdächern bedeckt sind. Ein geschlossener Hofraum umgibt sie gewöhnlich. Die Stadt besteht aus zwei Theilen. Die Christen wohnen auf der Höhe des Hügels, wo auch der königliche Pallast steht, der von portugiesischen Werkmeistern erbaut wurde. Viele Kirchen, Klöster und einige Freistätten nebst einem großen Marktplatz befinden sich in dem Christenquartier. Die Muhamedaner, die sich auf mehrere Tausende belaufen, und die hauptsächlich vom Handel leben, wohnen am südwestlichen Abhang der Stadt. Die Falaschen oder Juden, die in Gondar Handarbeiten verrichten, bewohnen ein kleines Dorf im Gaha-Thal, in einiger Entfernung von Gondar. Wir besuchten das alte, ausgedehnte königliche Schloß, das nach und nach in Trümmer zerfällt. Am Eingang war ein stattlicher Löwe an einem Seil angebunden, der aber schon mehrere Mal sich losgerissen und in der Stadt Unheil angerichtet haben soll. In Gondar gibt es viele Gold- und Silberarbeiter, welche trotz der einfachen und geringen Instrumente, die sie haben, niedliche Arbeiten machen, z. B. kleine Kettchen, Finger- und Ohrenringe, allerlei Verzierungen auf den Schilden u. s. w. Die Schmiede, Zimmerleute und Maurer sind meist Falaschen oder Juden; die Sattler machen schöne Sättel von abessinischem Leder für Maulthiere und Pferde. Ein recht schöner Sattel kostet 8 bis 10 Thaler. Die Dreher machen große und kleine Wandscha oder Trinkbecher aus Büffel- und Ochsenhörnern. Auch niedliche Körbe werden verfertigt. Schuster machen Sandalen und Schuhe (nach Art der türkischen) welche letztere hauptsächlich von den Priestern getragen werden. Weiber weben Kleider aus Baumwolle, welche in ziemlicher Menge vom Tiefland aus Matamma und Wechne kommt. Der Preis

dieſer Tücher iſt verſchieden. Man kann welche kaufen für 2 bis 8 und 12 Thaler. Diejenigen, welche bunte Borten haben, ſind die theuerſten. Allerlei Küchengeſchirr von Thon wird verfertigt und auf den Markt gebracht, der alle Wochen gehalten wird. Man kann da Schmalz, Salzſtücke, Honig, Getreide, Kaffeebohnen *), Vieh u. ſ. w. kaufen. Auch grobes Pulver wird verfertigt. Salpeter kommt von Sennar, und Schwefel aus dem öſtlichen Tigre. Kugeln werden aus Eiſen bereitet, das auf Steinen rund geſchlagen wird. Die Schafte der Flinten, deren lange Läufe aus Arabien und Sennar gebracht werden, ſind aus dem harten Holz des Koſſo, oder aus dem zähen Holz des Wanſa-Baumes gemacht. Die Lunten (denn die meiſten Gewehre haben Luntenſchlöſſer) werden aus Baſt, der mit Salpeter getränkt wird, bereitet. Perkuſſions-Flinten und Piſtolen ſind bei dem jetzigen König ſehr beliebt, wiewohl die meiſten ſeiner Soldaten bloß Lanzen, Schilde und Säbel tragen, hauptſächlich Diejenigen, welche auf Pferden und Mauleſeln in den Krieg ziehen!

Während unſers Aufenthalts in Gondar war es mir beſonders auffallend, daß ſo wenige Prieſter und Laien ſich zu religiöſen Unterhaltungen mit uns herbeiließen, da doch gerade in Gondar Miſſionar Gobat am meiſten wirken konnte. Die Urſachen waren wohl dieſe: Erſtens war unſer Aufenthalt von kurzer Dauer; zweitens hielten die Bewohner unſers Hauſes viele Leute von uns ab; drittens aber und hauptſächlich fürchteten die Leute, wir möchten Franken, d. h. römiſche Katholiken und Miſſionarien ſein, die erſt kürzlich ausgewieſen und excommunizirt worden waren. Die

*) Die Abeſſinier haben 3 Arten von Kaffeebohnen (Bun oder Bunna heißt der Kaffee im ungeſottenen Zuſtand; wenn geſotten, heißt er, wie im Arabiſchen, Kahawa): 1) Die Kafferbohne, welche am Zana-See gepflanzt wird; dieß iſt eine ganz geringe Qualität. 2) Eine beſſere Qualität wird in Harrar, öſtlich von Schoa, erzeugt. 3) Die beſte Qualität kommt von Enarea und Kaffa, wo wahrſcheinlich das Vaterland der Kaffeepflanze iſt. Die beiden letztern Sorten werden nach Arabien ausgeführt und oft für Mokka-Kaffee verkauft.

Leute fürchteten alſo den prieſterlichen und königlichen Bann, denn ſie kannten unſere religiöſen Anſichten und unſer Verhältniß zum Abuna und König noch zu wenig.

Von Gondar aus nahmen wir zuerſt eine ſüdweſtliche Richtung, um nach dem Dorfe Botſch zu gelangen, wo Aito Engeda, der Gouverneur von Dembea, uns empfangen und von wo aus er uns nach Wechne geleiten laſſen ſollte. Unterwegs ſtieß ein Muhamedaner, der in Kaffa geweſen war, zu unſerer kleinen Karawane. Er erzählte mir, daß jenſeits des Landes Worata, das ſüdöſtlich von Kaffa liegt, ein großer See, der Zamburie heißt, ſich befinde. Dieß iſt wahrſcheinlich der große See Zamburu, von dem mir die Wakamba in Rabbai Mpia erzählt haben. Mein Berichterſtatter erwähnte unter Anderem eines ſonderbaren Telegraphen, der in Kaffa gebraucht wird. Es ſollen in gewiſſen Entfernungen Trommler in der Nähe von Bäumen aufgeſtellt ſein, welche den Befehl haben, ſogleich zu trommeln, ſobald ſie die Bewegungen der Feinde wahrnehmen. Der Trommler der nächſten Station beſteigt ſogleich einen Baum, und ſendet die Nachricht durch ſein Trommeln an die zweite und dieſer an die dritte Station, und ſo geht die Kunde ſogleich durch das ganze Land, deſſen Bewohner ſich an gewiſſen Punkten zu verſammeln haben. Dieſe Sitte findet ſich übrigens auch bei andern afrikaniſchen Stämmen, die ich kennen gelernt habe, nur daß die Trommler nicht auf Bäume ſteigen. Unter den Wanika und Wakamba habe ich mehrmals bemerkt, daß wenn bei irgend einer Gefahr des Landes in einem Dorfe die Trommel gerührt wurde, nach einigen Minuten auch im zweiten und dritten Dorfe u. ſ. w. getrommelt wurde, und die Mannſchaft ſogleich ausrückte. Die Eingeborenen können ſogleich unterſcheiden, wenn zum Krieg oder zu irgend einer Feierlichkeit getrommelt wird. Die Kriegstrommel in Rabbai hört man über eine Stunde weit.

Gegen 4 Uhr Nachmittags reisten wir durch ein Falaſchen- oder Judendorf, deſſen Bewohner lauter Weber waren. Der Prieſter des Orts kam und unterhielt ſich ein wenig mit

mir. Ich fand, daß die Sprache dieſer Leute, ſowie die der heidniſchen Kamanten, die ich als Holzträger in Gondar kennen gelernt hatte, eigentlich die Sprache von Kuara iſt. Sie iſt mit der äthiopiſchen Sprache nicht verwandt, ſondern gehört einer Sprachfamilie an, die wahrſcheinlich an den Ufern des blauen Fluſſes oder weſtlich davon noch weithin ausgebreitet iſt. Ueberhaupt wäre zu wünſchen, daß den Sprachen und Völkern, welche von Sennar an öſtlich und weſtlich dem blauen Fluß entlang gegen Süden angetroffen werden, eine genauere Unterſuchung gewidmet würde. Die Falaſchen haben bisher von den Herrſchern von Amhara eine ungeſtörte religiöſe Freiheit genoſſen; ob aber Theodoros ſie im Genuſſe derſelben laſſen wird, wage ich nicht zu beſtimmen. Jedenfalls möchte ein Miſſionar unter ihnen, ſowie unter den heidniſchen Kamanten und nomadiſchen Salan viele Arbeit finden.

Abends ſpät erreichten wir das Dorf Botſch, wo Aito Engeda uns aufs Freundlichſte empfieng und gaſtlich bewirthete in einer ſeiner Pferdeſtallungen. Nach der reichlichen Mahlzeit, die aus rohem Fleiſch,*) Pfefferſuppe, Brod, Bier und Wein beſtand, machten einige Prieſter religiöſe Fragen, die ich ſchriftgemäß beantwortete.

4. Mai. Vor unſerer Abreiſe machte uns der Gouverneur mit dem Alaka Selat bekannt, welcher den Biſchof Gobat perſönlich kannte und angelegentlich ſich nach ihm erkundigte. Ich gewann den Mann ſehr lieb wegen ſeines beſcheidenen und aufgeklärten, duldſamen Weſens. Die Prieſter, Diako-

*) Das rohe Fleiſch wird Brundo genannt. Am gernſten haben die Abeſſinier die Schaluda, d. h. die doppelte Muskel (geminus-Muskel) einer Kuh, wenn ſie roh Fleiſch eſſen. Daß die Abeſſinier ein Stück Fleiſch von einer lebendigen Kuh ausſchneiden und die Stelle wieder zudecken, wie Bruce berichtet, habe ich nirgends in Abeſſinien geſehen, aber das habe ich mit eigenen Augen geſehen, daß einige ſchoaniſche chriſtliche Soldaten auf einer Expedition gegen die Galla einem Schaf einen Fuß abſchnitten, und das Thier dann liegen ließen. Der Fuß wurde ſogleich roh verzehrt. Sie waren freilich in der Eile und hatten keine Zeit, das Thier regelmäßig zu ſchlachten.

nen und Laien, die um ihn waren, hatten große Hochachtung vor ihm. Die Prieſter fiengen bald mit religiöſen Fragen an. Sie behaupteten, in Chriſto dürfe man nur Ein Bachri, d. h. Eine und nicht zwei Naturen annehmen, wie die Franken, d. h. die Romaniſten, behaupten, denn es ſei nur Ein Chriſtus. Wenn man daher glaube und bekenne, daß Chriſtus am Kreuz geſtorben ſei, ſo könne und müſſe man ebenſowohl ſagen, Gott ſei am Kreuz geſtorben, denn Chriſtus war Gott. Ferner, wenn man ſage, das Wort ward Fleiſch, ſo müſſe man auch ſagen, das Fleiſch ward Wort oder Gott, denn das Wort war Gott. Ich erwiederte, wir Proteſtanten gebrauchen nie ſolche ſchriftwidrige Ausdrücke. Obwohl man bei ſtrenger Conſequenz ſo ſagen könne, ſo müſſe man ſich doch hüten, die göttliche und menſchliche Natur in Chriſto zu vermiſchen, aber auch nicht zu trennen. In dieſer Unterredung bemerkte ich, daß die Chriſten in Dembea der monophyſitiſchen Lehre, welche die koptiſche Kirche feſthält, und welche nur die Gottheit, aber nicht die wahre Menſchheit Chriſti zu ihrem Recht kommen läßt, außerordentlich zugethan ſind.

Ferner behaupteten die Prieſter, daß Chriſtus mit dem heiligen Geiſt in Mutterleib geſalbt worden ſei, um unſer Prophet, Prieſter und König zu werden, aber dieſe Würde ſei erſt hernach bei der Taufe offenbar geworden. Ich erwiederte: „Eure Lehre iſt nicht ſchriftmäßig, denn wir leſen nicht, daß Chriſtus im Mutterleib den heiligen Geiſt empfangen hat, wohl aber, daß er vom heiligen Geiſt in Maria Mutterſchoos empfangen worden, damit er frei von der Erbſünde und von den Sündern abgeſondert ſei, die er nicht hätte erlöſen können, wenn er wie wir, von einem ſündigen Vater gezeugt worden wäre. Aber der Empfang des heiligen Geiſtes bei der Taufe war nothwendig für ſeine menſchliche Natur, erſtens, damit er wüßte, daß es jetzt des Vaters Wille ſei, daß er ſein Lehrer-, Prieſter- und Königs-Amt antrete (denn 30 Jahre lang wartete er auf des Vaters Wink); zweitens, damit er mit übernatürlichen Kräften zur Verwaltung dieſes Amtes ausgerüſtet würde; drittens, da-

mit er öffentlich, wenigſtens vor ſeinem Vorläufer dem Täufer Johannes, der die ganze Menſchheit repräſentirte, als der Chriſtus, den ſchon Daniel ſo nannte, bei der zu erlöſenden Menſchheit eingeführt werde. Der alte Alaka hörte mich geduldig an und wurde gar nicht böſe. Er bemerkte bloß: „Obwohl wir in unſern Anſichten von einander abweichen, laßt uns doch einander lieben, denn die Liebe iſt die größte Tugend.“ Ich habe ſelten in Abeſſinien einen liebenswürdigeren, duldſameren, nachdenkenderen und mit der heiligen Schrift bekannteren Mann geſehen, als dieſen Alaka, der uns bat, den Biſchof Gobat herzlich von ihm zu grüßen.

Abends 5 Uhr erreichten wir das Dorf Gunter, nahe beim Fluß Kuang, welcher Dembea von Tſchelga trennt. Da Gunter meiſt von Prieſtern, Mönchen und Diakonen bewohnt wird, ſo wollten ſie uns Anfangs nicht aufnehmen, bis ſie hörten, daß ich auch ein Prieſter ſei.

Wir bedauerten, ihnen keine amhariſchen Bibeln anbieten zu können, da einige ein Verlangen darnach hatten. Dieſe weſtlichen Abeſſinier ſcheinen mehr religiöſes Intereſſe zu haben, als die Leute von Tigre, welche durch beſtändige politiſche Streitigkeiten, durch den Handel und den Einfluß der muhamedaniſchen Küſtenbewohner, zum Theil auch durch das böſe Beiſpiel der Weißen gegen die Religion abgeſtumpft worden ſind. In den Provinzen Dembea, Tſchelga, Kuara Godſcham, Begemeder, Damot u. ſ. w. ſollten mehr Bibeln verbreitet werden. Das war auch hauptſächlich der Grund, warum wir von Gondar nach Sennar die Rückreiſe machen wollten, um nämlich die Verhältniſſe dieſes Theils von Abeſſinien, wo noch kein proteſtantiſcher Miſſionar gereist hatte, perſönlich kennen zu lernen. Ich bedauerte, daß die anbrechende Regenzeit uns nicht geſtattete, Godſcham und Damot zu ſehen. Der Abuna ſchlug vor, uns an die Quellen des blauen Fluſſes im Agau-Land geleiten zu laſſen, wohin es von Gondar aus 12 Tagereiſen ſein ſoll. Als ich mit ihm über die Reiſe nach Kaffa ſprach, ſagte er, die Galla wollen die weißen Leute nicht dorthin ziehen laſſen, beſonders

wenn dieſe mit Feuerwaffen verſehen ſind. Sie behalten die Weißen bei ſich, um ihnen in ihren Kriegen Beiſtand zu leiſten. Deſſenungeachtet ſoll es einigen römiſchen Miſſionarien gelungen ſein, nach Kaffa zu gelangen, wo ſie der König jenes Landes auf's Beſte aufgenommen haben ſoll.

5. Mai. Um 8 Uhr Morgens paſſirten wir den Fluß Kuang, nachdem wir von Gunter aus ſteil und tief hinabgeſtiegen waren. Der Fluß ſoll in Dembea in der Nähe des Zana-Sees ſeine Quellen haben und ſich mit dem Atbara vereinigen, von dem ſpäter die Rede ſein wird. Auf dem weſtlichen Ufer des Fluſſes entdeckten wir ein ausgedehntes Kohlenlager, mit Schieferſtein-Lagen vermiſcht. Die Abeſſinier kennen den Gebrauch der Steinkohle noch nicht, werden ſie aber noch brauchen, wenn einmal Dampfſchiffe auf dem Zana-See ſich befinden werden. Das ganze Land von Kuang bis zum Zana-See iſt ziemlich eben, ſo daß die Kohle leicht transportirt werden könnte. Wenn der blaue Fluß, der durch den Zana geht, ſchiffbar iſt, ſo wäre die Steinkohle um ſo ſchätzbarer, da ſie für die Nilſchiffahrt verwendet werden könnte. Der Kuang hat in der trockenen Jahreszeit kein Waſſer. Wir ſahen nicht einmal Waſſer-Tümpel.

Abends lagerten wir uns im Dorfe Ammanuel auf der Ebene Wali Dabba, wo uns die Leute nicht gerne aufnehmen wollten, obgleich wir einen Soldaten von Aito Engeda bei uns hatten.

6. Mai. Der Soldat des Gouverneurs von Dembea kehrte zurück, und jetzt ſollte der Gouverneur von Tſchelga uns weiter geleiten laſſen, was er aber nicht that; daher der Schulze von Ammanuel uns ſeinen Sohn bis zum Fluß Lagnat mitgab. Nachdem wir den Diſtrikt von Ammanuel durchzogen hatten, mußten wir vom Hochland, das über 7000 Fuß über dem Meer liegt, in's Tiefland hinabſteigen auf einem ſteilen Weg, der mehrere Stunden dauerte. Wir ließen links das Gebirge Tangab und rechts die Berge Uhamba, Entſchiet Amba und Zaramba liegen, an deren Fuß die heidniſchen Kamanten wohnen, welche das Gebirgsland von Entſchiet

Amba bis an den Berg Waha inne haben, der eine uneinnehmbare natürliche Feſtung bildet in der Nähe von Wechne. Die Kamanten haben die Pflicht, die Zugänge vom Tiefland in's Hochland, alſo in's eigentliche Abeſſinien, zu bewachen. Deßwegen werden dieſe Leute von den abeſſiniſchen Herrſchern geachtet, weil ſie die Bergpäſſe in ihren Händen haben, und alſo viel nützen oder ſchaden können. Hie und da begegneten wir einer Familie von Salanen,*) welche (ebenfalls noch Heiden) von Ort zu Ort wandern und ein Hirtenleben führen. Der Hauptſtamm der Salanen ſoll weſtlich von Kuara am blauen Fluß wohnen. Sie müſſen dem abeſſiniſchen Herrſcher einen Tribut in Ochſen zahlen, wofür ihnen geſtattet wird, im weſtlichen Abeſſinien herumzuwandern. Sie ſcheinen mir harmloſe Leute zu ſein, die zwar Amhariſch verſtehen, aber unter ſich ihre eigene, d. h. die Kuara-Sprache reden. Die Abeſſinier eſſen das Fleiſch nicht, das die Kamanten geſchlachtet haben, obgleich dieſe ein Mateb, d. h. eine blaue ſeidene Schnur zum Zeichen ihres Chriſtenthums tragen, das ſie äußerlich bis zu einem gewiſſen Grad bekennen wollen. Da die Kamanten **) das Fleiſch nicht eſſen, das die Abe-

*) Die nomadiſchen Salan oder Salanen wohnen hauptſächlich in den Provinzen Foggara, Balaſſa, Dembea, Woggara, Semien und Tſchelga. Sie behaupten, die Nachkommen des Jakob zu ſein, der den Menelek, den Sohn Salomos, nach Abeſſinien begleitete. Sie leben unter ihren eigenen Häuptlingen, heirathen nur eine Frau und leben von den übrigen Abeſſiniern getrennt, wie die Abelam (Hirten) in Schoa.

**) Die Kamanten ſind getauft, haben Prieſter und gehen zum Abendmahl, werden aber deſſen ungeachtet von den Abeſſiniern als Heiden angeſehen. Man findet ſie in der Nähe von Gondar, in Woggara, Kerker und Kuskaſit. Sie verrichten ihre Religions-Ceremonien in dicken Wäldern, wo ſie beſonders der Kaktus-Pflanze eine beſondere Verehrung zollen ſollen, der ſie eine vernünftige Seele beilegen, und von der das Menſchengeſchlecht entſproſſen ſei. Gott heißen ſie „die Herrlichkeit". Die Frauen haben durchlöcherte Ohren, in denen Ringe oder Holzſtückchen hängen. Weitere Nachrichten über die Kamanten.

finier am Samstag ſchlachten, ſo verrathen ſie dadurch ihre Verwandtſchaft mit den Falaſchen oder Juden, deren Sprache ſie, wie oben erwähnt, reden.

Der Fluß Lagnat, deſſen Schlangenlauf wir weithin verfolgten, hat wenig Waſſer in der heißen Jahreszeit. Abends ſpät erreichten wir das Dorf Sebaskie, wo wir nur gegen Bezahlung eine Nachtherberge und etwas Nahrung fanden.

7. Mai. Von Sebaskie ſtiegen wir wieder in die tiefe Schlucht des Lagnat-Fluſſes herab, welcher zwiſchen ſteilen Bergen, die im Norden und Süden des Fluſſes ſich ausbreiten, ſich hinſchlängelt und viel Gerölle hat. Um Mittag erreichten wir den Fluß Senkoa, der mehr Waſſer hatte, als der Lagnat. Dieſe Flüſſe ſollen in den Atbara gehen. Unterwegs begegneten wir vielen Kaufleuten, welche auf Eſeln Baumwolle aus Wechne nach Gondar und Godſcham führten. Die Baumwolle wird in der Provinz Kalabat, deren Hauptort Matamma iſt, gepflanzt. Dieſe Provinz bildet die weſtliche Grenze von Abeſſinien gegen das egyptiſche Gebiet von Sennar, das zu Sudan gehört.

Um 5 Uhr erreichten wir den Fluß Biluha, welcher viel Waſſer hat. Von dieſem Fluſſe aus wandten wir uns ſüdweſtlich und ſtiegen einen ſehr ſteilen Berg hinauf, auf dem ein großes Dorf liegt, das Engidibba heißt, und von dem aus man eine herrliche Ausſicht auf das Niederland hat. Der Schulze des Orts hielt uns zuerſt für Türken und wollte uns nicht aufnehmen; als er aber fand, daß wir Chriſten ſeien und vom Abuna und König kommen, gab er uns eine gute Wohnung und ſchlachtete eine Ziege.

8. Mai. Nachdem wir den Berg von Engidibba herabgeſtiegen waren, befanden wir uns in dem heißen Tiefland, das ziemlich eben iſt bis an den blauen Fluß. Nach man-

---

Falaſchen und Salans finden ſich in Biſchof Gobats gedrucktem Tagebuch, wo man auch eine kurze Geſchichte der abeſſiniſchen Kirche, ihren gegenwärtigen moraliſchen Zuſtand, manche Sitten und Gebräuche der Abeſſinier und auch die Veranlaſſung kennen lernen kann, welche zu der proteſtantiſchen Miſſion geführt hat.

chen Windungen durch wildes, unbewohntes Land erreichten wir das Dorf Wechne, das aus vielen Strohhütten besteht, die zwischen schönen Baumgruppen errichtet sind. Die Bewohner sind dem größern Theil nach Christen. Sie verlassen den Ort im Juni und Juli und ziehen sich in die höheren Gegenden von Tschelga und Dembea zurück wegen der Fieber, die während und nach dem Regen hier herrschen. Im Oktober und November kehren sie zurück, bauen ihre Hütten wieder und erneuern ihr Handelsgeschäft, von dem sie hauptsächlich leben. Doch pflanzen sie auch Welschkorn, Hirse und Baumwolle. Wechne gehört noch zur Provinz Tschelga, deren Hauptort ebenfalls Tschelga heißt, wo ein großer Markt gehalten wird und eine Zollstation ist. Da alle Einfuhr von Sennar und Chartum, kurz vom blauen Fluß her, und umgekehrt alle Ausfuhr von Abessinien durch Wechne passiren muß, indem hier die beste Straße ist, so ist die Wichtigkeit dieses Orts einleuchtend. Baumwolle, Kaffee, Häute, Elfenbein, Sclaven (wenigstens jetzt nur im Geheimen, weil Theodoros den Sclavenhandel verboten hat), Glasperlen, farbige Stoffe und andere egyptische und europäische, sowie abessinische Produkte gehen durch das Dorf Wechne, das am Fuß einer Bergreihe liegt, von welcher 7 Vorsprünge wie Batterien hervorstehen und das Niederland beherrschen.

9. Mai. Wir ruhten heute in Wechne aus und sammelten neuen Mundvorrath für die Weiterreise. Mehrere Abessinier baten uns, sie mit nach Jerusalem zu nehmen, da die Priester die Wallfahrt dahin für ein verdienstliches und der Seele Ruhe und Frieden bringendes Werk halten. Ich zeigte ihnen in Christo die wahre Quelle des Friedens, und warnte sie vor dem Betrug ihrer eigenen Gedanken und Wege.

10. Mai. Wir brachen von Wechne auf. Der Schulze von Wechne gab uns keinen Führer für den Weg, weil, wie er sagte, wir keinen speziellen Befehl vom König mitgebracht hätten. Wir reisten ohne Führer ab, da einer meiner Knechte

den Weg gut kannte. Der Weg war ziemlich offen und eben und führte uns lange am Fuß des Berges hin, welcher den Ausläufer des abeſſiniſchen Hochlandes bildet. Wir waren jetzt in einer wellenförmigen Ebene, von der wir kein Ende ſehen konnten. Im Verlauf des Wegs fanden wir eine Maſſe Bambusrohr, das wir von der Schlucht des Takaſſie-Fluſſes an nirgends mehr geſehen hatten, weil es überhaupt erſt da vorzukommen ſcheint, wo das Hochland, aber auch das Tiefland aufhört. Wenn dieſer Satz wahr iſt, ſo kann man annehmen, daß es etwa auf einer Höhe von 3000 Fuß über dem Meeresſpiegel vorkommt, und ſo hoch mag die Takaſſie-Schlucht, ſowie die Gegend von Wechne über dem Meer liegen. Das Tiefland heißt im Amhariſchen „Kolla" und hat 1000 bis 6000 Fuß abſolute Höhe, während das Hochland „Daga" genannt wird, welches alles Land umfaßt, das über 6000 Fuß hoch iſt und in Abeſſinien bis zu 14,000 Fuß emporragt, wie z. B. die Berge Abba Jared, Bewahit und Amba Hai in Semien, welche 14,000 Fuß hoch ſein ſollen. In den Kollas hauſen die Elephanten, Nashörner, Büffel, Löwen, Antilopen u. ſ. w; dort findet man die Sykomor-Bäume, die Adanſonia, die Tamarinden, Terebinthen, den Weihrauchbaum, das Bambus, die Holkusarten, Baumwolle, Oelpflanzen, Ebenholz, Weiden, Weinreben, Kaffee u. ſ. w. Wahrſcheinlich waren die leichten Boote der Alten (Jeſaias 18, 2.) aus Bambusrohr gemacht, welches auf dem Takaſſie und andern Flüſſen nach Meroe, dem Mittelpunkt der äthiopiſchen Könige und des Handels, in alter Zeit gebracht wurde.

Der erſte Fluß, den wir nach unſerer Abreiſe von Wechne paſſirten, heißt Abai, der aber wohl zu unterſcheiden iſt von dem großen Abai, den die Araber Bahr-el-asrak (blauer Fluß) heißen. Nachher kamen wir an den Fluß Gendoa, wo wir um Mittag unſere Mahlzeit kochten. Er ſoll im Diſtrict Tangab, weſtlich vom Zana-See entſpringen, und ſeine Waſſermenge in den Kuang abgeben, welcher ſich mit dem Atbara vereinigt. Die Ufer des Gendoa ſind mit dicken Waldungen bedeckt, in welchen in zoologiſcher und botaniſcher

Hinsicht noch manches Neue gefunden werden mag. Von Dörfern oder Anpflanzungen sahen wir hier nichts an den Ufern des Gendoa.

Abends begegnete uns eine Karawane von etwa 300 Kameelen und 100 Eseln, welche schwere Lasten von Baumwolle aus Matamma brachten und sie auf den Markt von Wechne trugen, der jeden Freitag gehalten wird, während der Markt in Matamma am Dienstag stattfindet. Abends erreichten wir nochmals den Gendoa, der einen schlängelnden Lauf hat. Wir übernachteten an seinen Ufern. Gegen Osten hatten wir den Höhenkamm Matschala, den Ausläufer der abessinischen Berge.

11. Mai. Ein großer Sturm, von Donner und Regen begleitet, belästigte uns in vergangener Nacht, — ein Beweis, daß die Regenzeit im Anzug ist und wir unsere Reise nach Sennar beschleunigen müssen. Wir passirten mehrere Flüsse, unter denen der Koki der größte war. Unser Weg war eben und sehr romantisch wegen der verschiedenen Gegenstände, welche die holzreiche Wildniß unserm Auge darbot. Wir sahen eine Menge Antilopen und Perlhühner, von denen wir eine Anzahl schoßen. Abends erreichten wir ein muhamedanisches Dörflein, dessen Bewohner uns einen offenen Stall anwiesen, der Wind und Regen zuließ. Da wir keine bessere Wohnung fanden, ließen wir es uns gefallen und dachten: Ein Pilgrim muß sich schicken, sich dulden und sich bücken, den kurzen Pilgertag."

12. Mai. Wir erreichten um 10 Uhr das Dorf Matamma, wo der von Theodoros zum Gouverneur ernannte Scheich Ibrahim die Grenzen zwischen dem egyptischen und abessinischen Gebiet bewacht.

Er ist ein Muhamedaner, wie überhaupt die meisten Bewohner des Dorfes es sind. Er war sehr freundlich, und wies uns sogleich eine Hütte zum Bewohnen an. Wir trafen in Matamma Leute von allen Nationen, Abessinier, Araber, Togrurer, Türken u. s. w., die des Handels wegen hier waren. Matamma ist noch mehr Mittelpunkt des Handels

als Wechne. Die Hauptſprache, die hier geſprochen wird, iſt die arabiſche, aber in einem Dialekt, den ich nur mit Mühe verſtehen konnte. Dieſer Dialekt ſoll bis Sennar und Chartum, und bis an das rothe Meer reichen. Im Norden von Chartum, am Zuſammenfluß des blauen und weißen Fluſſes, beginnt die Berberſprache, die bis Aſſuan, der ſüdlichen Grenze von Egypten, reicht.

Wir fanden die Hitze von Matamma nicht minder drückend, als in Wechne, und vermißten ſchmerzlich die kühle Luft des Hochlandes von Abeſſinien.

Auffallend war mir der Name „Makada und Dſchibberti.“ Bei genauerer Nachfrage erfuhr ich, daß die Muhamedaner im Weſten von Abeſſinien die Chriſten „Makada“ heißen, während die Muhamedaner „Dſchibberti“ genannt werden. In Maſſowa heißen die Chriſten Koſtan (verſtümmelt aus Chriſtian), in Tadſchurra „Amhara“ und bei den Galla „Sidama.“

Das Dorf Matamma mag 1500 Einwohner haben. Es liegt an dem Bach Mechare, deſſen Waſſer, beſonders vor der Regenzeit, Fieber und Durchfall erzeugen ſoll. An ſeinen Ufern giebt es große Bäume, beſonders Ebenholzbäume, welche den Marktleuten, die ſich unter den Bäumen verſammeln, trefflichen Schatten gewähren. Matamma iſt, wie ſchon erwähnt, der Hauptort der Provinz Kalabat, die zwiſchen Abeſſinien und dem egyptiſchen Gebiet liegt, aber mehr von Abeſſinien als von Egypten abhängig iſt, wiewohl ſie den Herrſchern beider Länder Tribut zahlen muß. Die Bewohner ſind theils Dabeina-Araber, theis Tagruris, die aus Darfur vor langer Zeit hieher ausgewandert ſind. Sie pflanzen Welſchkorn, Hirſe und hauptſächlich Baumwolle, Tabak u. ſ. w. Sie haben Pferde, Eſel, Kameele, Schafe, Rindvieh; auch wird viel Honig, Wachs, Moſchus von der Zibetkatze und Elfenbein auf ihren Märkten angetroffen.

13. Mai. Wir ruhten heute in Matamma aus und warteten auf die Kameele, die uns nach Doka bringen ſollten. Auch ſuchten wir Speiſe für den Weg zu kaufen. Ein abeſſiniſch-chriſtlicher Soldat beſuchte uns und machte viele

Fragen, z. B. ob wir faſten, ob wir das von Muhamedanern geſchlachtete Fleiſch eſſen, ob die Pilgerfahrt nach Jeruſalem den Menſchen vor Gott gerecht mache, ob wir Tescar machen, d. h. bei Leichenbegängniſſen eine Mahlzeit anſtellen und die Prieſter für die Todten beten laſſen, ob wir Tabak rauchen, ob unſere Prieſter zweimal heirathen, ob und wie wir denjenigen beſtrafen, der ſich mit einer muhamedaniſchen Frau vergehe? Den König Theodoros hielt er für den Antichriſt, und nicht für den wahren Theodoros, der von Oſten kommen müſſe, nicht von Weſten. Der gegenwärtige König iſt nämlich, wie oben erwähnt, in Kuara, der weſtlichſten Provinz von Abeſſinien, geboren.

15. Es war heute Markttag in Matamma. Wir ſahen auf dem Markt Baumwollen, Glasperlen, Wachs, Honig, Spiegel, Raſirmeſſer, Nadeln, Trinkgeſchirre, Kaffee, Kaffeetaſſen, Salz, Zwiebel, Durra, Stibium, Hörner, farbige Stoffe, Schafe, Ziegen, Rindvieh, Kameele und viele andere Sachen, die ich nicht in der Wildniß von Kalabat geſucht oder erwartet hätte. Unſer Knecht Darangot, der uns geſtern beleidigt hatte und deßwegen entlaſſen wurde, kam heute zu uns mit einem großen Stein auf dem Kopf, kniete vor uns nieder und bat uns um Verzeihung unter Bekenntniß ſeines Vergehens.*)

Nachmittags verkauften wir unſere Eſel, die wir in Gondar für den Transport unſerer Effekten für 8 Thaler gekauft hatten. Ein Reiſender thut beſſer, für den Transport ſeiner Effekten Eſel zu gebrauchen, ſtatt der Träger, welche auf dem Weg viel koſten und Unruhe machen. Die Eſel oder Pferde kann man an Orten, wo man mit Kameelen reist, wieder verkaufen, ſo daß man den Transport faſt umſonſt hat. Abends wurde Flad während des Gebets von einem Scorpion unter dem Knie geſtochen, was ihm raſende Schmerzen verurſachte. Ich machte ſogleich ein Pflaſter aus Waſſer und 10 Gran Ipecacuanha, (das uns Dr. Lieder in

*) Ueber dieſe abeſſiniſche Sitte, wornach ein ſchuldbewußter und um Verzeihung bittender Menſch einen Stein auf den Kopf oder Nacken legt, ſiehe Gobats Tagebuch S. 359.

Cairo gegen Scorpion- und Schlangenbiß empfohlen hatte), und legte dieſes auf die wunde Stelle. Nach ein paar Minuten zog das Pflaſter den Schmerz vom Knie hinweg und trieb ihn nach dem obern Theil des Schenkels, bis der Schmerz nach und nach ganz aufhörte.

16. Mai. Nachdem wir mit zwei Kameelen, die unſer Gepäck, Mundvorrath und unſere beiden Knechte trugen, von Matamma mit Sonnenaufgang abgereist waren, kamen wir um Mittag ins Dorf Dſchibri in der Nähe des Fluſſes Atbara. Wir ruhten ein paar Stunden aus, ehe wir weiter reisten. Wir paſſirten dann die Dörfer Kunena und Hella-el-Kadi, deren Bewohner Durra und Baumwolle pflanzen. Sie müſſen in der heißen Zeit ihr Waſſer in großer Entfernung (am Atbara) holen, während der Regenzeit trinken ſie aus Gruben, die ſie neben ihren Dörfern graben.

Abends lagerten wir uns in dem Dorfe Etteb, wo wir gaſtlich aufgenommen wurden. Man gab uns ſogleich eine Hütte, Bettſtätte, Waſſer und etwas Speiſe. So fanden wir es an den meiſten Orten im Verlauf unſerer Reiſe bis Sennar, was uns einen guten Eindruck von der Ordnung gab, welche die egyptiſche Regierung in dieſen fernen Ländern eingeführt hat. In Abeſſinien koſtet es meiſtens einen langen Streit und Lärm, bis man eine Wohnung und die nöthige Nahrung erlangt hat.

17. Mai. Wir reisten heute wie geſtern über ebenes, gutes, oft mit Akazien bedecktes Land. Um 11 Uhr machten wir Halt in dem Dorfe Kummer, von wo wir einen Ritt nach den Ufern des Atbara machten, der, wenn ich nicht irre, von den Alten Aſtaboras genannt wurde. Da, wo wir den Fluß erreichten, war er mehrere hundert Fuß breit, hatte hohe Ufer, aber wenig Waſſer in dieſer trockenen Jahrszeit. Mehr nördlich vereinigt ſich der Atbara mit dem Takaſſie, welcher aus Lasta kommt. Die Ufer haben hohe Bäume, dickes Buſchwerk und hohe Gramineen.

18. Mai. Um Mittag erreichten wir das Dorf Doka, wo uns Muallem Saad, ein koptiſcher Chriſt, der als Schreiber der egyptiſchen Regierung fungirt, ſehr freundlich ent-

gegenkam und uns eine gute Mahlzeit aus Reis, Fleisch und wohlgebackenem Brod bereitete, was wir uns schmecken ließen. Auch der Kaschif (Richter) Muhammed Kurd-el-Kuttli, unter welchem Doka und Elgadarif steht, war freundlich und versah uns mit Mundvorrath und einem Soldaten als Wegführer und Quartiermacher. Ich hätte nie so viel Ordnung und Freundlichkeit in diesem von der Welt abgeschlossenen Revier erwartet. Doka ist das erste Dorf, das der egyptischen Regierung gehört. Matamma gehört nur zum Theil dem Pascha von Egypten. Der König von Abessinien ernennt den Gouverneur von Matamma, welcher 3000 Thaler an Abessinien, und eine gleiche Summe an Egypten zu zahlen hat. Doka war früher ein wichtiger Ort für den Sclavenhandel, den die Dschibberti zwischen Abessinien und Sennar unterhielten. Jetzt ist er zwar öffentlich verboten, aber die Dschibberti führen doch noch Sclaven bei Nacht und verkleidet durch Doka. In Dschibri sahen wir mehrere schöne Galla-Mädchen, welche eine schöne Kleidung trugen und beständig von den Dschibberti bewacht wurden. Die Sclavenhändler können ihr geheimes Geschäft leicht treiben, da es hier keine europäische Consuln hat, welche den Behörden Anzeige machen könnten. In Gondar sollen die Muhamedaner die Sclaven in Gruben unter ihren Häusern verborgen halten, von wo sie sie das Nachts hervorziehen und nach Tschelga senden mit Lumpen in den Mund gesteckt, damit die unglücklichen Wesen nicht schreien und Niemand auf dem Wege anrufen können. Von Doka werden sie nach Sennar und andern am blauen Fluß gelegenen Orten gebracht. Die Kaufleute haben verschiedene Reiserouten zwischen Abessinien und dem blauen Fluß. Von Gondar geht ein Weg über Dagossa, Agau und Gubbe nach Fasokli in 10—12 Tagen. Ein anderer Weg geht von Gondar über Matamma nach Deberki und Sennar in 12—15 Tagen. Ein dritter Weg geht von Gondar über Dagossa, Sarago nach Kalabat und von da nach Deberki und Sennar. Ein vierter Weg ist von Gondar über Wechne, Matamma, Doka, Kanara nach Abu-Harras.

20. Mai. Wir erreichten das Dorf Aſſer, welches der Hauptort des Diſtrictes El-Gadarif iſt. Wir fanden kein Waſſer zwiſchen Doka und Aſſer. Der Sohn des Muallem Saad nahm uns gaſtfreundlich auf, wie ſein Vater es in Doka gethan hatte. In Aſſer iſt eine kleine Feſtung, die etwa 50 Soldaten aus Sennar zur Garniſon hat, welche Abgaben erhebt und das Land in Ordnung hält.

Ich machte in Aſſer Bekanntſchaft mit Wolda Abu Sin, welcher als das Haupt aller zwiſchen Sennar und Abeſſinien in der Wildniß wohnenden Araber betrachtet und von der egyptiſchen Regierung hochgeſchätzt wird. Sein Aeußeres iſt imponirend und flößt großen Reſpekt ein. Er trug ein prächtiges Gewand. Er fragte, ob es wahr ſei, daß der Sohn des Scheichs Nimmer, welcher Iſmael Paſcha in Schendi ermordete, zu König Theodoros geflohen ſei. Ich konnte ihm hierauf keine Antwort geben, da ich nichts von dieſer Flucht gehört hatte.

21. Mai. Abreiſe von Aſſer. Der Gouverneur hatte uns mit einem Soldaten und 2 Kameelen verſehen, die er ſelbſt bezahlte. Er wollte uns, wie es ſchien, mit guten Eindrücken nach Sennar ziehen laſſen. Unſer koptiſcher Gaſtwirth verſah uns mit Brod, Datteln, Fleiſch, Kaffee u. ſ. w., was uns ſpäter gut kam auf dem Wege, wo wir bedauerten, daß wir nicht allen Mundvorrath angenommen hatten, den uns dieſer freundliche Chriſt angeboten hatte. Zudem begleitete er uns mit ſeinen Leuten auf Pferden, Eſeln, Kameelen und küßte uns beim Abſchied. Eine derartige Gaſtfreundſchaft hatten wir noch nirgends erfahren. Unſere Abeſſinier waren ſo gerührt, daß ſie ausriefen: „Dieſe Leute ſind Könige und Chriſten in der That, verglichen mit unſern geizigen abeſſiniſchen Landsleuten.“ Wir verſprachen ihnen arabiſche Bibeln und Tractate von Cairo zu ſenden. Da wir hörten, daß zwiſchen Aſſer und Bela kein Waſſer zu finden ſei, ſo nahmen wir einen guten Vorrath in Lederſäcken mit.

22. Mai. Wir hatten eine ſehr beſchwerliche Nacht

durchlebt in Folge des heftigen Regens, der den Boden so sumpfig machte, daß wir unsere Kuhhäute, auf denen wir schliefen, nicht ausbreiten konnten. Wir übernachteten im Walde, da wir gestern Abend den Weg verloren hatten. Mit Mühe konnten wir ein Feuer anzünden, um unsere nassen Kleider zu trocknen. Wir reisten den ganzen Tag ohne viel Unterbrechung, und erreichten Nachts 11 Uhr das Dorf Bela, wo wir mit Mühe eine offene Hütte fanden, in der wir unser Gepäck und unsern müden Körper niederlegen konnten.

23. Mai. Als unser Koch diesen Morgen unser Frühstück bereiten wollte, fand er, daß der Ledersack, in welchem unser Küchengeschirr transportirt wurde, abhanden gekommen war. Wir glaubten anfangs, einer der Reisenden, die in der Hütte geschlafen hatten, möchte den Sack gestohlen haben, aber bald vernahmen wir, daß eine Frau Pfannen, Messer und Gabeln u. s. w. in dem nahen Gebüsch gesehen habe. Es war klar, daß eine Hyäne den Sack fortgeschleppt hatte, denn wir erfuhren, daß diese Raubthiere hier so gefräßig sind, daß sie oft Bettstätten, welche mit ledernen Riemen überzogen werden, aus den Häusern wegnehmen. Wir erhielten die meisten Sachen wieder, aber der Ledersack war nicht mehr zu finden. Das Dorf Bela liegt am Fuß eines Felsenhügels. Die Eingeborenen schöpfen gutes Wasser aus einem tiefen Brunnen. Die Hitze war sehr groß an diesem Ort.

24. Mai. Von Bela an reisten wir eine Strecke weit durch eine dornenvolle Wildniß, worauf wir das Dorf Gelwi erreichten, das von den Einwohnern aus Wassermangel verlassen war. In der Nähe sahen wir einen Granithügel, der offenbar durch ein Erdbeben gelitten hat. Nach etwa 5 Stunden (von Gelwi aus) kamen wir an den Fluß Rahat, welcher auf dem Gebirge Alafa (etwa unter dem 12. Breitengrad) entspringt und von den Abessiniern Schimfa genannt wird. Er fließt bei Abu-Harras in den blauen Fluß. Der große Berg Alafa soll zwischen Dungur, Agau und Sarago liegen. Nachdem wir den Rahat, der in der heißen Zeit

nur hie und da Waſſer hat, überſchritten hatten, lagerten wir in dem Dorfe Kummer, wo uns der Regen nicht weiter ziehen ließ. Der Schulze logirte uns in einer elenden Hütte, in der eine kranke Frau lag, die ſchnell entfernt wurde, um uns Platz zu machen. Wir konnten aber nur wenig Ruhe finden, da der Regen durch das Dach durchſchlug. Ich halte es für die größte Entbehrung eines Reiſenden, wenn er nicht ſchlafen kann.

Es war mir auffallend, als ich die Leute ſagen hörte, ihre Vorväter ſeien von Riff gekommen, worunter entweder Darfur und die Weſtgegend, oder Egypten, oder ein Ort am rothen Meer gemeint ſein muß.

25. Mai. Nach unſerer Abreiſe von Kummer verloren wir den Weg in dem großen Dickicht, das den Fluß Rahat umgibt. Um 11 Uhr kamen wir abermals an die Ufer dieſes Fluſſes, der einen ſchlängelnden Lauf hat. Die Ufer ſind 25—30 Fuß hoch. Wir fanden nur da und dort Waſſertümpel. Die friſchen Spuren von Elephanten und Löwen waren an vielen Stellen ſichtbar. Wie am Atbara, ſo auch am Rahat, pflanzen die Leute hauptſächlich Baumwolle, Welſchkorn und Hirſe. Nachdem wir um Mittag unſer Mahl am Rahat gekocht hatten, reisten wir ohne Unterbrechung fort bis Sonnenuntergang, wo wir kurzen Halt machten, um Kaffee zu bereiten. Während der Zubereitung glaubten wir einen ſtattlichen Löwen im Gebüſche zu ſehen. Wir brachen daher ſogleich auf. Nach einer Stunde übereilte uns ein heftiger Regen, der lange anhielt und der den Boden ſehr ſchlüpfrig machte. Glücklicher Weiſe lagerten wir uns unter einem Baum, der dürres Holz zur Feuerung darbot, wiewohl es ſchwer hielt, ein Feuer anzuzünden, da alles Holz und Gras naß war. Im Sattel der Kameele fanden wir jedoch noch ein wenig trockenes Heu.

26. Mai. Wir begrüßten den Anbruch des Tages mit Freuden, da wir unſer unbequemes Nachtlager verlaſſen konnten. Unſer Weg gieng jetzt über eine große Ebene, die hohes Gras, aber keine Bäume mehr hatte. Wir ſahen weder

Berge, noch Hügel, noch Erhöhungen, sondern bloß eine platte Ebene, die wie ein großes Meer erschien. Aehnliches habe ich noch nirgends in Afrika gesehen. Wie leicht wäre es hier, Eisenbahnen zu errichten! Welcher Contrast gegen das hügeligte und unebene Abessinien!

Um 3 Uhr Nachmittags passirten wir den Fluß Dender, dessen Hauptzufluß Galago aus der Provinz Kuara kommt. Der Dender selbst aber soll in Gubbe entspringen, aus dem westlichen Abhang des großen Alafa-Gebirges, aus dem auch der Rahat entspringt. Er geht zuletzt in den blauen Fluß. Er ist etwa 60 Fuß breit und hat 25—30 Fuß hohe Ufer. Er hatte selbst um diese trockene Jahrszeit viel fließendes Wasser. Wir übernachteten in einem der vielen Dörfer, die am Fluß liegen.

27. Mai. Bei unserer Abreise verloren wir in dem Dickicht des Dender unsern Weg, wie am Rahat. Nachdem wir uns zurecht gefunden hatten, reisten wir mit wenig Unterbrechung den ganzen Tag lang, um Abends das Dorf Daud zu erreichen. Unser Weg war nicht mehr so eben und baumlos wie gestern. Ehe wir nach Daud kamen, überfiel uns ein fürchterlicher Regensturm. Als wir in das Haus des Schulzen eintraten (es war bereits Nacht) kam er uns auf eine rohe Weise entgegen und führte uns in eine Hütte, wo Soldaten mit ihren Weibern einquartirt waren, und wo sich nicht einmal so viel Platz fand, daß wir unsere Kuhhaut zum Schlafen ausbreiten konnten. Es blieb uns nichts übrig, als uns auf die Päcke unserer Effekten niederzulegen und in zusammengekrümmter Stellung zu schlafen. Dieß war eine der qualvollsten Nächte auf unserer ganzen Reise. Ueberdieß war das Zimmer voll Rauch, Ungeziefer, Lärm und Geschwätz der Leute. Wie gerne hätten wir außer der Hütte geschlafen, wenn der Regen und die Kälte es gestattet hätten! Das war eine Pfingstnacht, die ich nicht leicht vergessen werde.

28. Mai. Der Schulze kam vor unserer Abreise und entschuldigte sich wegen seiner schlechten Behandlungsweise.

Er that dieß, weil er fürchtete, wir würden ihn beim Gouverneur in Sennar anklagen. Nach drei Stunden erreichten wir das Dorf Abbas am blauen Fluß, den die Araber „Bacher-el-asrak," die Abessinier „Abai," die Wüstenaraber „Abeg" nennen.

Wir begaben uns in das Haus eines koptischen Christen, Namens Georgis, welcher Schreiber bei der egyptischen Regierung ist. Die abessinischen Reise-Nöthen und Beschwerden waren jetzt dahin, aber die Nubischen fiengen bald an.

29. Mai. Nachdem wir etwa 3 Stunden südwestlich, dem östlichen Ufer des blauen Flusses entlang, meist durch Waldung oder Buschwerk gereist hatten, kamen wir an die Fähre, wo die Leute auf Booten nach der Westseite des Flusses, auf der Sennar liegt, übergeführt werden. Der Fluß ist hier gegen 600 Fuß breit, aber nur etwa die Hälfte des Bettes war mit Wasser bedeckt. Wir hatten wohl eine Stunde zu warten, und Signale durch Abfeuern unserer Gewehre zu machen, bis uns ein Boot herübergeschickt wurde, für das wir 5 Piaster zu zahlen hatten. Der Fluß ist voll von Krokodilen, wie überhaupt alle afrikanischen Flüsse. Bei unserer Ankunft in Sennar begaben wir uns in das Haus des Komos *) Theodoros, der als Priester und Schulmeister der aus etwa 50 Seelen bestehenden kleinen Gemeinde fungirt. Er nahm uns freundlich auf, und gab uns ein Zimmer, in welchem wir von unsern Strapazen ausruhen konnten. Die meisten Kopten in Sennar dienen als Schreiber bei der Regierung; andere sind Kaufleute.

Die Häuser von Sennar sind aus Leim-Backsteinen erbaut, weil es hier gar keine Steine giebt. Die Backsteine werden bloß in der Sonne getrocknet, weßhalb die Häuser einstürzen, sobald die Regenzeit ungewöhnlich stark ist. Die Häuser sind viereckig gebaut, haben flache Dächer mit Balken, die oben übergelegt werden. Die Zimmer haben Oeffnun-

*) Komos ist in der koptischen Kirche der nächste Würdenträger nach dem Bischof.

gen, welche als Fenſter dienen, und welche Licht und Luft zulaſſen. Die Stadt dehnt ſich über eine weite Strecke Landes aus, aber ich zweifle, ob die Bevölkerung über 12—15000 Seelen ſich beläuft. Die egyptiſche Garniſon beſteht aus 4—500 disciplinirten ſchwarzen Soldaten. Jede Woche wird ein Markt gehalten, wo alle Arten von abeſſiniſchen, egyptiſchen und europäiſchen Artikeln geſehen werden. Die Hitze iſt ſehr drückend in dieſer Stadt. Karawanen gehen von Sennar nach allen Richtungen hin, nach Abeſſinien, Faſokli und nach dem weißen Fluß im Weſten. Der blaue Fluß iſt ſchiffbar bis zum 7. Katarakt bei Roſeres in der Provinz Faſokli, in welcher die Herrſchaft des Paſcha gegen Süden ihre Grenze hat. Die Felſen bei Roſeres geſtatten den Booten von Sennar nicht, weiter hinauf zu fahren.

30. Mai. Als wir den Gouverneur von Sennar beſuchten und ihn um ein Boot nach Chartum baten, vernahmen wir, daß die Boote noch nicht von Faſokli gekommen, und daß wir zu Land nach Wad Medine und Chartum reiſen müßten. Dieß war uns eine ſehr unangenehme Nachricht, da wir zum Theil deßwegen nach Sennar gekommen waren, um zu Waſſer nach Chartum zu reiſen. Der neue Paſcha (Said) von Egypten hat die Goldminen in Geſan in Faſokli aufgegeben, weil der Goldgewinn gering und die Ausgabe zur Unterhaltung der Truppen beträchtlich war. Die Truppen und arabiſchen Soldaten wurden zurükgezogen. Geſan ſoll etwa 12 Tagreiſen ſüdlich von Sennar liegen. Vor einiger Zeit ſoll ein italieniſcher Prieſter nach Geſan und von da nach Fedaſi, dem Hauptort des Bene-Schongol-Stammes, gereist ſein. Er ſoll die Abſicht gehabt haben, Enarea und Kaffa zu erreichen, wo einige römiſche Miſſionarien ſich aufhalten, welche von Abeſſinien aus nach Kaffa kamen. Da der Prieſter nicht weiter als bis nach Fedaſi vordringen konnte, ſoll er ſich an dieſem Ort längere Zeit aufgehalten und ſich die Gunſt des Häuptlings durch die Heilung ſeines kranken Sohnes erworben haben. Die römiſchen Miſſionarien gedenken daher von Chartum aus eine Miſſionsſtation

in Fedaſi zu gründen, von wo aus ſie Enarea, Kaffa und die inner-afrikaniſchen Nationen zu erreichen hoffen, deren Bekehrung ſie als Ziel der römiſch-katholiſchen Miſſion betrachten.

Der koptiſche Prieſter Theodoros hat eine kleine Schule, in der er koptiſche Knaben unterrichtet, welche ſehr lebendig, aufmerkſam und unterrichtsbegierig waren. Leider wird der Unterricht in ganz mechaniſcher Weiſe ertheilt. Betrübend war es für uns, zu ſehen, wie ſehr die hieſigen Kopten dem Branntweintrinken ergeben ſind. Der Branntwein iſt aus Durra und Datteln bereitet und ſehr ſtark. Ueberhaupt herrſcht die Unſitte des Trinkens unter Chriſten und Muhamedanern; ſie iſt durch die egyptiſchen Soldaten verbreitet worden.

1. Juni. Wir beſuchten heute die Kapelle, welche die Kopten mit Bewilligung des Paſchas in Sennar gebaut haben. Wir wurden ſehr betrübt über die lärmenden und nichtsſagenden Ceremonien, welche die Prieſter auf ſehr mechaniſche Weiſe verrichteten. Das Bücken, Weihrauchbrennen, Lichter anzünden u. ſ. w. wollte kein Ende nehmen. Ein Theil der Vorleſungen wurde in der arabiſchen, ein anderer Theil in der koptiſchen Sprache gehalten, obgleich ſie dieſe Sprache durchaus nicht verſtehen. Die gegenwärtigen Kopten wünſchen die koptiſche Sprache wieder herzuſtellen, wenigſtens das Arabiſche mit koptiſchen Buchſtaben zu ſchreiben. Der Komos Theodoros fragte mich, warum wir in Sennar keine Schule errichten, wie Miſſionar Lieder in Cairo. Der Komos (Dekan) hatte nur Eine — und zwar zum Theil zerriſſene — arabiſche Bibel in ſeiner Schule. Wir verſprachen ihm Bibeln von Cairo aus zu ſenden.

2. Juni. Abreiſe von Sennar, wo die Hitze bei Tag und bei Nacht ſehr groß iſt. Südweſtlich von Sennar ſahen wir einen Hügel, auf welchem, wie der Komos uns ſagte, Ueberreſte einer chriſtlichen Kirche ſich befinden. Der Berg iſt in der Nähe des weißen Fluſſes. Ohne Zweifel war das Chriſtenthum über die Halbinſel zwiſchen dem weißen und

blauen Fluß verbreitet, und es wäre möglich, daß ſich im Süden noch chriſtliche Ueberreſte auffinden ließen, wie in den Galla-Ländern, wo an manchen Orten die Chriſten ſich auf ſteile Berge zurückgezogen und dort von der ganzen Chriſtenheit abgeſchloſſen gelebt haben. Die Eroberungen, welche die egyptiſche Regierung dem weißen und blauen Fluß entlang gemacht hat, können nach der Abſicht Gottes keinen andern höhern Zweck haben, als daß der Verbreitung des Evangeliums in das Herz von Afrika hinein Bahn gebrochen werde, obgleich dieſe Regierung im Anfang (1825) nur darauf ausgieng, Gold zu ſuchen und Sclaven zu machen; wie denn im Jahr 1825 auf einer Sclavenjagd auf einmal 4000 Sclaven nach Sennar gebracht und dieſelben zu Soldaten gemacht wurden. Auch die Kopten haben ſich leider bei dem Sclavenhandel betheiligt. Wir trafen überall Sclaven in ihren Häuſern an, und Muallem Saad in Doka ſoll ſich vorzüglich mit dem Sclavenhandel früher abgegeben haben; daher auch unſere abeſſiniſchen Knechte nicht mit ihm eſſen wollten, weil er, wie ſie ſagten, ſchon ſo viele ihrer Landsleute verkauft habe.

3. Juni. Wir hatten einen ganz ebenen Weg und machten um Mittag am blauen Fluß Halt, um unſer Mittagsmahl zu kochen. Die Hitze war faſt unerträglich. Abends lagerten wir uns in dem Dorf Waſalie.

4. Juni. Abreiſe von Waſalie. Um 9 Uhr paſſirten wir das Dorf Surriba, wo Kameels-, Ochſen- und Ziegenfleiſch zum Verkauf ausgeſtellt war. Um Mittag erreichten wir die Stadt Wad Medine, welche größer als Sennar zu ſein ſcheint. Die Häuſer ſind ebenſo wie die in Sennar gebaut. Die Sprache der Leute iſt arabiſch. Wir logirten uns ein bei dem Kopten Ab-el-Kedus, einem Schreiber der egyptiſchen Regierung. Koptiſche Schreiber finden ſich überall an den Hauptorten der Regierung, welche ſie gerne hat. Wo ein ſolcher Schreiber, der ein kleines Einkommen erhält, anſäſſig iſt, beſtimmt er bald ſeine Verwandten und Freunde ſich niederzulaſſen und Handel zu treiben, und ſo entſteht nach und nach ein koptiſch chriſtliches Gemeinlein, das eine

Kapelle baut und einen Prieſter anſtellt. Die Kopten können jetzt Kapellen bauen, wo ſie wollen. In Kenne *), in Oberegypten, ſollen die Muhamedaner die Kapelle niedergeriſſen haben, worauf der Paſcha dem Kadi der Stadt den Befehl gab, dieſelbe auf Koſten der muhamedaniſchen Bevölkerung herzuſtellen. Wer weiß, wie wichtig dieſe kleinen Kolonien der Kopten noch werden können? Geſetzt, es fände eine gründliche Erweckung unter dieſen Namen-Chriſten Statt, würden dieſe Gemeinlein nicht herrliche Lichtpunkte für die Heiden und Muhamedaner-Welt werden? Gott bereitet meiſtens große Dinge durch kleine Umſtände vor. Nach den neueſten Berichten ſollen aber dieſe Kopten die Gegend von Sennar verlaſſen haben, weil der Paſcha auch dort viele Beamte zurückzog.

5. Juni. Wir beſuchten den Gouverneur von Wad Medine, der ein freundlicher Türke war. Ein Boot nach Chartum konnten wir auch hier nicht finden. Nachmittags war ein fürchterliches Donnerwetter, in welchem eine Sclavin auf dem Markt vom Blitz erſchlagen wurde und ein Knabe, welcher mit der Flinte eines Wache habenden Soldaten ſpielte, einen Korporal tödtete. Wie in Sennar, ſo auch in Wad Medine fanden wir in den Kopten **) ſtarke Branntwein-Trinker.

*) Die Stadt Kenne iſt berühmt durch die Verfertigung einer poröſen Art Thongefäſſe, die in Egypten zum Abkühlen des Waſſers gebraucht werden. Auch verſammeln ſich in Kenne alle Jahre Schaaren von muhamedaniſchen Pilgern, welche über Koſſir nach Mecca wallfahrten. Kein Wunder, warum die Stadt ſo fanatiſch und laſterhaft geworden iſt.

**) Mein theurer Freund, Dr. Lieder, Miſſionar in Cairo, ſchrieb 1831 über die Kopten: „Die Kopten haben einen Vorzug vor andern morgenländiſchen Chriſten, indem ihnen das Leſen der heiligen Schrift nicht verboten iſt; aber bei weitem die Meiſten haben bis jetzt von dieſem Vorzug ſehr wenig Nutzen gehabt; denn welchen Segen kann Einer haben, wenn er das Wort Gottes, mit einer Branntweinflaſche daneben, lieſt? In ihren Schulen haben ſie keinen Religions-Unterricht; ſie lernen nur koptiſche Gebete und einige Bibelſtellen, wovon ſie nichts

6. Juni. Wir brachen Nachmittags von Wad Medine auf. Die Hitze war ſehr groß und verurſachte mir auf

---

verſtehen, ſowie die Namen ihrer Feſttage auswendig. Jeder Tag iſt irgend einem Heiligen geweiht, deſſen Geſchichte in gewiſſen Kirchen im Arabiſchen geleſen wird, daher ſie mit ihren Heiligen-Legenden weit vertrauter ſind, als mit dem Worte Gottes. Wie die alten Heiden für jede Angelegenheit einen Gott hatten, ſo die Kopten einen Heiligen oder eine Heilige. Der heilige Antonius z. B. hat Macht über die Fruchtbarkeit bei Menſchen und Thieren. Wünſcht alſo eine Frau Mutter zu werden, oder wünſcht ein Eſelsbeſitzer ein Füllen, ſo wendet er ſich an ihn. Vom Engel Gabriel kommt die Nilwaſſerfülle. Jede Kirche ſteht unter der Schutzherrſchaft eines Heiligen, vor deſſen Bild Tag und Nacht ein Licht brennend erhalten wird. Sucht Jemand die beſondere Gunſt irgend eines Heiligen, ſo läßt er beſtändig ein Licht vor ſeinem Bilde brennen. Wird ein Kopte krank, ſo läßt er einen Prieſter kommen; dieſer bringt nun in einer Hand die vier Evangelien und in der andern eine Wage; in die eine Schale legt er die vier Evangelien (in Handſchrift, und daher ſehr ſchwer), und auf die andere ein Gefäß, worein Waſſer gegoſſen wird, bis es die Evangelien aufwiegt, und das muß er dann zu ſeiner Heilung trinken.

Die Prieſter werden auf folgende Weiſe gemacht: Weiß man von einem Mann, daß er leſen kann und einige Bildung hat, ſo holt man ihn mit Gewalt aus ſeinem Hauſe oder Laden: Widerſteht er (wie er aus Scheindemuth thun muß), ſo wird er auf der Straße geſchlagen; dann führt man ihn zum Patriarchen, und legt dieſer ſeine Hände auf des Mannes Kopf, ſo iſt er von Stund an ein Prieſter. Sobald er aber ein Prieſter iſt, ſo iſt er auch ein Bettler; und iſt er nicht in der Kirche beſchäftigt, ſo iſt er vor oder in den Häuſern ſeiner Leute, um Unterhalt für ſich und ſeine Familie zu ſuchen. Die gemeinen Prieſter ſind meiſt verheirathet, ehe ſie zu ihrem Amt geſchlagen werden; ſtirbt aber einem ſeine Gattin, ſo darf er nicht wieder heirathen. Ein gemeiner Prieſter kann zum Kumus (Komos) befördert werden, ſelbſt bei Lebzeiten ſeiner Frau; ſtirbt dieſe, ſo kann er zum Biſchof erwählt werden, aber nie zum Patriarchen; denn dazu können nur Mönche gelangen, die nie verheirathet waren, und dieſe werden aus einem der beiden koptiſchen Klöſter, St. Antonius und St. Paulus, in der Wüſte, am rothen Meere, genommen, wo ſie einigermaßen gebildet werden. Stirbt ein Patriarch, ſo wird ein anderer geeigneter

einmal einen ſchlagartigen Schmerzen im Gehirn, der mich faſt bewußtlos machte. Abends erreichten wir das Dorf

---

Mann an ſeine Stelle berufen. Gewöhnlich weigert ſich aber ein Solcher zu kommen. Dann geht man gar wohl manchmal zum Paſcha und ſagt ihm, man brauche einen Patriarchen, es ſei bereits einer gewählt worden, aber er wolle nicht kommen. Hierauf läßt ihn der Paſcha durch Janitſcharen holen. Auch jetzt widerſtrebt er noch, und oft willigt er erſt ein, nachdem er einige Tage im Kerker gelegen und ſogar geſchlagen worden iſt. Dann wird er mit Ehren in ſein hohes Amt eingeſetzt.

Nicht minder intereſſant iſt, was Dr. Lieder über die verſchiedenen Bewohner von Egypten ſagt:

„Die tiefſte Armuth und der aufgeblaſenſte Hochmuth ſind in Egypten neben einander: hier ein nackter Bettler, dort ein ſtolzer Türke zu Pferd, mit Gold und Silber bedeckt und mit einem Pfeifenträger zur Seite.

Die Muhamedaner in den Städten ſind im Ganzen zuverläſſiger als die Chriſten, und da ſie die Herren ſind, ſo geben ſie weniger Kriecherei kund, auch findet ſich weniger Lug und Trug bei ihnen. Sie laſſen ſich in Gelehrte, Kaufleute, Krämer, Handwerker und Dienſtgeſinde eintheilen. Die Bauern treiben Ackerbau und ſind die elendeſten, verwahrloſeſten und unwiſſendſten Leute."

„Die Beduinen ſind ein wohlgeſtaltetes, ſchlankes, großes und ſchönes Volk, das auch meiſt ſehr geſund iſt. Sie begnügen ſich mit dem Wenigen, das ſie ſich durch ihre Kamcel-, Schaf- und Ziegenheerden zu verſchaffen vermögen. Sie ziehen zu verſchiedenen Jahrszeiten mit ihren großen Heerden von einem Ort zum andern, um Weide zu finden. Sie ziehen die Freiheit einem bequemern Leben vor, und erſt nach vielen Verſuchen gelang es dem Paſcha, eine große Anzahl derſelben dahin zu bringen, daß ſie ſich entweder in Dörfern niederließen, um den Boden zu bauen, oder ihm als Grenzwächter dienten, indem er ihnen viele Vortheile geſtattete, welche die andern Egypter nicht genießen."

„Die Kopten betrachten ſich faſt ausſchließlich als die Schreiber und Rechnungsführer des Paſchas. Sie ſind dumm, falſch und unreinlich. Branntwein iſt gleichſam ihr Abgott; und ſelbſt ihre Prieſter ſind mehr oder weniger dem Trunk ergeben."

„Die Syrer, meiſt griechiſche Katholiken, ſind Kaufleute, Rechnungsführer und Handwerker. Einige haben im Dienſt des Paſchas

Dengai, wo wir in dem Hause, das expreß für Reisende errichtet wurde, abstiegen. Die Leute versahen uns mit Wasser und etwas Speise. Ein koptischer Priester, der mit uns von Wad Medine gekommen war, verursachte uns viele Unannehmlichkeit durch sein herrschsüchtiges und schlaues Wesen. Er gab sich für unsern Dragoman aus, der vom Gouverneur von Wad Medine gesandt sei, um uns nach Chartum zu begleiten. Er verlangte ein Schaf von den Leuten gegen unsern Willen. In Wad Medine hatte er sich 25 Tage von den Kopten verpflegen lassen, die ihm alles gaben, was er forderte.

7. Juni. Wir brachen um 4 Uhr Morgens von Dengai auf und reisten bis 10 Uhr, wo wir in dem Dorf Ot-el-Fatni Halt machten. Die Hitze und der samumartige Wind waren uns unerträglich. Der Windstoß dauerte immer nur ein paar Minuten, aber war so heiß, als käme er von einem Ofen. Noch nie hatte ich etwas der Art erfahren, obgleich ich in Arabien in der Adel-Wüste und anderwärts die Hitze sehr stark empfunden habe. Es war mir einmal, als ob meine Gehirnnerven gelähmt worden wären. Um

---

hohe Aemter und daher unter den verschiedenen Christengemeinschaften großen Einfluß. Sie sind im ganzen höflich, üppig, leichtsinnig, weniger falsch, aber listig."

„Die Griechen sind Künstler, Baumeister, Krämer, Handwerker und Kaffeewirthe. In der Sittlichkeit stehen sie den Syriern ziemlich gleich, nur sind sie etwas gebildeter."

„Die Armenier sind der geachtetste und wohlhabendste Theil der morgenländischen Christen in Egypten. Sie und die Juden sind die Wechsler des Landes. Es sind ernste, stolze und verfeinerte Leute, aber gleich den Griechen unnatürlichen Lastern ergeben.

„Die Europäer, die aus Italien, Frankreich, Deutschland, England und vornehmlich von Malta, da zusammenströmen, sind leider in sittlicher Hinsicht, mit wenig Ausnahmen, der Abschaum und die Schande Europas in Egypten."

„Die Juden sind in Egypten ihrem Charakter und ihrer Lebensart nach so ziemlich wie in Europa.

4 Uhr Nachmittags brachen wir wieder auf und reisten bis 8 Uhr, wo wir in dem Dorf Mot Ferun übernachteten. Es giebt viele Dörfer dem blauen Fluß entlang, und viel Durra wird kultivirt.

8. Juni. Wir reisten um 2 Uhr Morgens ab, und machten um 10 Uhr bis 4 Uhr Nachmittags Halt in dem Dorf Kamnin, denn der heiße Sandwind ließ uns den Tag über nicht viel reisen. Ich kann nicht sagen, was ich auf dieser Reise litt, deren Ende ich sehnlich erwartete. Unsere Reise fiel gerade in die heißeste Zeit, wo selbst die Eingebornen nicht gerne ausgehen. Wenn die Regenzeit eingetreten ist, wird die Luft kühler, aber vor derselben ist die Hitze entsetzlich. Von 4 Uhr an reisten wir bis Einbruch der Nacht, wo wir in dem Dorf El-Durabi uns lagerten. Die Gegend, durch die wir zogen, war so eben wie ein Tisch. Wir sahen selten einen Baum oder etwas Grünes. Gegen Westen ist eine völlige Sandwüste.

9. Juni. Der heiße Wind, der Sandwolken durch die Luft trieb, machte das Reisen äußerst beschwerlich.

10. Juni. Wir brachen frühe auf von dem Dorf Matadib, wo wir übernachtet hatten. Aber die Hitze wurde schon mit Sonnenaufgang so gewaltig, daß wir in dem Dorfe Gedid Halt machen mußten. Da zwischen Gedid und Chartum, wie wir hörten, kein Wasser zu finden war, und da unser Weg ziemlich weit vom blauen Fluß entfernt lag, so hielten wir es für's Beste, den Tag in Gedid zuzubringen. Der koptische Priester Basilios verursachte uns wieder große Verlegenheit. Im Zorn schlug er den Schulzen des Dorfes, von dem er ein Schaf unentgeldlich verlangte. Als der Schulze das Schaf brachte, gaben wir es sogleich zurück und bedeuteten dem gekränkten Mann, daß wir nichts mit dem Priester zu thun hätten, der auf eigene Verantwortung reise. Basilios rühmte sich nachher seiner That und sagte, das sei der Weg, wie man diese Hunde und Sclaven behandeln müsse, die sonst einen Reisenden verachten würden. Wir drückten unsern Unwillen aus und wünschten sobald als möglich von

dieſem barbariſchen Prieſter los zu werden, der wie jener türkiſche Janitſchar handelte, welcher zwiſchen Doka und El-gadarif in einem Dorfe Milch verlangte und bei der Verweigerung dem Beduinen einen Schlag auf den Mund verſetzte, worauf der Mann die Milch ſogleich brachte. Das iſt türkiſche Behandlung, die übrigens die Türken gegen die Barabra nicht in dem Grade anzuwenden wagen, wie gegen die Tagruri in Sennar.

11. Juni. Während wir letzte Nacht im Freien ſchliefen, kam auf einmal ein ſo kalter und heftiger Sandwind, daß wir nicht Zeit hatten, unſere Betttücher zuſammenzuwickeln. Die Folge war eine Erkältung, welche den Grund zu dem Fieber legte, das mich in Chartum überfiel, wo wir um Mittag ankamen. Wir wurden von dem öſtreichiſchen Vize-Conſul, Herrn Bender, freundlich aufgenommen und gaſtlich beherbergt.

Die Stadt Chartum liegt am blauen Fluß, der ſich ein wenig weiter gegen Norden mit dem weißen Fluß vereinigt. Sie enthält etwa 20,000 Einwohner. Chartum iſt der Sitz des Gouverneurs von Sudan, der alle Civil- und Militär-Beamten unter ſeinem Befehl hat. Er iſt die größte Perſon nach dem Paſcha, dem Herrſcher von Egypten, Nubien und Sudan.

13. Juni. Wir beſuchten die deutſchen, römiſch-katholiſchen Miſſionarien, die Herren Kirchner und Goßner, die uns mit vieler Höflichkeit entgegen kamen. Herr Goßner lag am Fieber darnieder. Herr Kirchner hatte die Güte, uns den ausgedehnten Garten zu zeigen, welchen die Arbeiter der Miſſionairen angelegt und mit allerlei tropiſchen Pflanzen und Bäumen bepflanzt haben. Der Garten iſt mit einer Mauer umgeben und wird vom blauen Fluß aus bewäſſert. Herr Kirchner zeigte uns auch ihre Kirche und Schule, in welcher 35 Knaben (aus verſchiedenen Stämmen im Innern geſammelt) unterrichtet werden. Die meiſten wurden aus der Sclaverei befreit. Wenn die Knaben die Unterrichtszeit vollendet haben, ſollen ſie zu ihren Landsleu-

ten zurückgeschickt werden. Herr Kirchner erzählte uns, daß bereits 10 Missionarien seit der Gründung der Mission in Chartum (1845) gestorben seien, ungeachtet der mancherlei europäischen Bequemlichkeiten, welche sie sich von Europa und Cairo aus verschaffen können. Die Mission hat eine große Hülfe an den Handarbeitern (Maurer, Schreiner u. s. w.), welche eine bessere Gesundheit haben, als die Missionarien, denen das sitzende Leben, die zu gute Nahrung und der Mangel an Bewegung, wie uns einer der Arbeiter erzählte, nicht gut bekommt. Gegenwärtig wird ein ausgedehntes und massives zweistockiges Missionshaus aus Stein gebaut, das als eine kleine Festung dienen soll im Fall eines Ueberfalls von Seiten der Stämme, welche den blauen und weißen Fluß umwohnen. Die Missionarien erwarten einen Zuwachs von Priestern und Laien, auch von Nonnen und barmherzigen Schwestern, sobald das große Gebäude fertig ist. Die Mission in Chartum wird geleitet und unterstützt von dem Marien-Verein in Wien, und die Missionarien sind meist Deutsche aus Oestreich, Tyrol und Baiern, nebst einigen Italienern. Chartum ist der Centralpunkt für ihre Missions-Stationen am weißen Fluß. Sie haben eine Station im Bari-Land (4° nördl. vom Aequator) und eine andere unter den Kiks-Stämmen, 7° nördl. Die Chartum-Station hat übrigens nur Bedeutung als Mittelpunkt und Verbindungslinie zwischen Europa, den inner-afrikanischen Missionen und der Mission, die für Abessinien, Sennar und die Länder am blauen, sowie am weißen Fluß beabsichtigt ist. In Chartum selbst können die Missionarien wenig ausrichten, da die Einwohner Muhamedaner sind, mit Ausnahme der wenigen Kopten, die ihre eigene Kirche und ihren eigenen Bischof haben.

Herr Kirchner hatte die Güte, mir ein Wörterbuch der Bari-Sprache und auch eine Wörtersammlung von 12 Sprachen, die am weißen Fluß geredet werden, zu zeigen. Mehrere Sprachen haben Verwandtschaft mit einander. So viel ich bemerken konnte, gehört die Bari-Sprache noch nicht zu dem großen

ſüdafrikaniſchen Sprachſtamm, wohl aber ſchien es mir, daß ſie ſich zu der Wakuafi-Sprache hinneige, welche unter dem Aequator geſprochen wird.

13. Januar. Ein wiederholter ſtarker Fieberanfall nöthigte mich, den franzöſiſchen Militärarzt, Herrn Dr. Penet zu Hülfe zu rufen, der ſchon viele Jahre in Chartum zugebracht hat.

Wir lernten in Chartum auch Herrn Petherick, den engliſchen Conſular-Agenten, kennen, welcher ein Handelshaus in Chartum und Cordofan hat. Sein Boot war vor einiger Zeit den Fluß Sobat hinaufgeſegelt, welcher ein Zufluß des weißen Fluſſes iſt, und in der Nähe von Caſſa oder Enarea entſpringen ſoll. Herr Petherick bat mich, mit ihm im October, wo das Klima kühl, und der weiße Fluß voll iſt, und die die Winde vom Norden wehen, alſo die Schiffahrt nach Süden begünſtigen), den weißen Fluß hinaufzugehen, wo möglich bis zu ſeiner Quelle. Zur rechten Jahreszeit ſoll man in 16—20 Tagen das Bari-Land erreichen, von wo es höchſtens noch 120 Stunden bis zur Quelle des weißen Fluſſes ſein kann. So gerne ich dieſem Wunſch des Herrn Petherick entſprochen hätte, ſo wäre es mir in meinen Umſtänden rein unmöglich geweſen. Boote zur Fahrt auf dem weißen und blauen Fluß können in Chartum gemiethet werden. Die römiſchen Miſſionarien haben ihre eigenen Schiffe. Die Stämme am weißen Fluß ſollen, wie die Wanika und Wakamba, Welſchkorn und Hirſe pflanzen und Viehzucht treiben.

19. Juni. Aus Erfahrung belehrt, daß nichts mehr zur Niederſchlagung des Fiebers beiträgt, als die Veränderung der Luft, beſchloß ich, ſo ſchnell als möglich Chartum zu verlaſſen. Herr Petherick bot uns ein Schiff an (um 600 Piaſter) von Chartum bis Berber. Ich verließ Chartum mit eigenthümlichen Gedanken und Gefühlen. Wie kommt es, fragte ich mich, daß die Proteſtanten keine Miſſionsſtation in dieſen Ländern haben, die doch von der Vorſehung Gottes durch die egyptiſche Macht offen gelegt worden ſind? Wie leicht ſind die innern afrikaniſchen Nationen auf dem weißen

Fluß und ſeinen vielen Zuflüſſen zu erreichen! Sollte Alles dieſes die proteſtantiſchen Freunde der Miſſion nicht einladen, dieſer Länder zu gedenken? Nachdem wir uns von unſern Freunden verabſchiedet hatten, begaben wir uns um 5 Uhr Nachmittags auf unſer Boot und ſegelten bis zu dem Punkt, wo der weiße Fluß ſich mit dem blauen vereinigt. Dort warfen wir Anker zum Uebernachten. Die Farbe des weißen Fluſſes iſt wirklich etwas weißlich, ſo daß der Name nicht blos zufällig und formell iſt. Uebrigens vermiſcht ſich ſein Waſſer lange nicht mit dem des blauen Fluſſes, welcher in der Regenzeit eine röthliche Farbe hat und lange vor dem weißen Fluß voll wird. Wie die Farbe des blauen Fluſſes eigentlich beſchaffen iſt, kann ich nicht ſagen, da ſie bereits durch die Regen im Innern verändert war. Nach dem Zeugniß der Leute ſoll ſie außer der Regenzeit bläulich oder ſchwarzblau ſein, ſo daß auch hier der Name des Fluſſes nicht rein zufällig wäre.

21. Juni. Wir erreichten um Mittag den Punkt, wo das Bett des Nils enger wird und zwiſchen Hügeln ſich hindurchzwingt. Die veränderte Luft und Kühle des Fluſſes wirkte wohlthätiger auf mich, als alle Arznei des Arztes.

22. Juni. Wir erreichten die Stadt Schendi, wo wir übernachteten. Wie ganz anders ſieht es jetzt in dieſer Gegend aus, als im Jahr 1811, wo Burkhardt die Nilländer bereiste! Wie unſicher war es damals in Schendi von wo er wieder nach Cairo zurückkehren und ſeinen Plan, den Niger zu entdecken, aufgeben mußte. Wie viel haben die Reiſenden dem Muhamed Ali Paſcha zu verdanken, der die vielen unabhängigen kleinen Herrſcher, die einſt an den Ufern des Nils als Sultane ſich gebärdeten, mit eiſerner Hand entfernte und ſeine eigene Herrſchaft befeſtigte!

25. Juni. Bei dem Dorfe Damir paſſirten wir die Mündung des Fluſſes Takaſſie, welcher hier Atbara genannt wird. Der Fluß iſt an ſeiner Mündung in den Nil ſo breit wie der Rhein bei Baſel.

Um Mittag erreichten wir die Stadt Berber, wo wir

nicht weiter fahren konnten, weil der Waſſerſtand des Nils noch nicht hoch genug war, um über die Felſen und Stromſchnellen mit Sicherheit hinwegſegeln zu können. Die rechte Zeit iſt im September und Oktober. Seitdem wir Chartum verlaſſen hatten, hörten wir nur die Sprache der Berber (in der Mehrzahl: Barabra), ein Menſchenſchlag, der von dem der furchtſamen und ſclaviſchen Noba im Sennar ſehr verſchieden iſt. Die Barabra ſind thätig, muthig und unternehmend, und die egyptiſche Regierung darf ſie nicht ſo gewaltthätig behandeln, wie die Noba. Die Berber-Sprache hat mit der arabiſchen nichts gemein, daher ich auch nicht ein Wort verſtehen konnte. Sie reicht in verſchiedenen Dialekten bis Aſſuan, der Südgrenze Egyptens.

26. Juni. Herr Lafarque, ein franzöſiſcher Kaufmann, der in Berber wohnt, hatte die Güte, uns bei dem Gouverneur der Stadt einzuführen, der uns ſogleich Kameele verſchaffte für unſere Landreiſe von Berber nach Abu Hamed, und von dort durch die öſtliche Nubiſche Wüſte Atmor nach dem Dorf Koruſko am Nil. Wir hatten für jedes Kameel 90 Piaſter, und die gleiche Summe für den Führer zu zahlen; außerdem mußten wir uns mit 12 ledernen Waſſerſäcken und Proviant auf 15 Tage verſehen.

Da ich ſtarkes Fieber hatte und mich äußerſt ſchwach fühlte, konnte ich es mir und meinem theuern Reiſegefährten, Martin Flad, nicht verbergen, daß ich bedenkliche Folgen von dieſer langen und beſchwerlichen Wüſten-Reiſe fürchtete. Ich dachte nicht anders, als daß ich in der Wüſte Atmor mein Grab finden würde.

27. Juni. Wir verließen Berber um 7 Uhr Morgens. Unſer Führer hatte mir bis zu ſeinem Dorf Chor einen guten Eſel verſchafft. Von Chor an ſollte ich auf einem Kameel reiten.

28. Juni bis 3. Juli. Die Reiſe von Chor bis Abu Hamed war äußerſt beſchwerlich für mich. Die Kameeltreiber hatten keine Rückſicht auf meine kranken Umſtände; ſie wollten die Reiſe nur möglichſt ſchnell vollenden. Wir reiſten

meiſtens dem Nil entlang, übernachteten theils in Dörfern, theils im Freien, oder unter Dattelbäumen. Bei dem Dorf Abu Hamed macht der Nil einen großen weſtlichen Bogen, da er ſeinen Lauf nicht durch die Atmor-Wüſte nehmen konnte, wegen des felſigten Hügels Mokrat, welcher am Eingang in die Nubiſche Wüſte liegt, die, wie es ſcheint, ziemlich über dem Nil erhaben iſt, und im Innern von felſigten Hügeln durchſchnitten wird.

4. Juli. Wir verließen Abu Hamed um 3 Uhr Nachmittags und lagerten uns Abends in der Nähe des Felſenhügels Mokrat, welcher, wie bereits erwähnt, den Nil hindert, ſeinen Lauf nördlich durch die nubiſche Wüſte Atmor Bela Mai zu nehmen. Wir breiteten unſere abeſſiniſchen Kuhhäute auf dem Sand aus, der bis Mitternacht warm war. Ein ſtarker Wind von Norden trieb den heißen Sand uns in die Augen, was ſehr beſchwerlich war.

5.—14. Juli. Einige Tagreiſen weit reisten wir über eine ebene Sandfläche, wo wir rechts und links nur hie und da Hügel in der Ferne erblickten. Später paſſirten wir Reihen von Felſenhügeln, welche oft nur eine ſehr enge Paſſage für die Kameele geſtatteten. Dieſe Hügel waren mehrere hundert Fuß hoch, aber wir bemerkten keine Spur von Gras, Gebüſch oder Bäumen darauf. Sie ſind ganz kahl und verbrannt. Man ſieht deutlich, daß vulkaniſche Kräfte in der Wüſte gewirkt haben. Wir ſahen öfters verbrannten Sandſtein. In der Ebene war hie und da eine Stelle, wo die Kameele etwas Gras finden konnten. An ein paar Stellen jedoch fanden wir Akazienbäume, von welchen wir uns Holz zum Kochen verſchafften. Gewöhnlich nimmt man Holz oder Steinkohlen von Abu Hamed mit. Je weiter wir in die Wüſte hineinkamen, je beſſer wurde die Luft, ſo daß ich mich wunderbar geſtärkt führte. Die trockene Luft der mehr erhöhten Wüſte iſt offenbar geſünder, als die Atmosphäre an den Ufern des Nil. Obgleich die Hitze groß war, that ſie mir doch nicht ſo weh, wie zwiſchen Sennar und Chartum. Am weheſten that mir die Erſchütter-

ung, welche durch das Kameelreiten verurſacht wurde, und der Sandwind, welcher meine Augen entzündete.

Am vierten Tage nach unſerer Abreiſe von Abu Hamed waren wir ſo glücklich, Waſſer in einer Grube zu finden, welches noch von dem im Juni gefallenen Regen übrig geblieben war. Dieſer Fund war uns ſehr angenehm, da das von Abu Hamed mitgebrachte Waſſer einen ſehr üblen Geruch bekommen hatte durch den Theer, womit die Waſſerſäcke in Berber beſtrichen worden waren. In Murat (halb Wegs zwiſchen Abu Hamed und Koruſko) fanden wir wieder Waſſer, aber es hatte einen großen Salzgeſchmack. In Murat war eine Art Hütte, welche von den Poſtleuten errichtet worden iſt, welche hier warten müſſen, bis die Poſt von Koruſko und Abu Hamed eintrifft. Der Paſcha hat nämlich eine regelmäßige monatliche Poſt zwiſchen Chartum und Cairo errichtet. Die Poſtleute durchreiten auf Dromedaren die Wüſte in 6 Tagen. Wir reisten gewöhnlich von 2 oder 3 Uhr Nachmittags bis 7 oder 8 Uhr Abends, wo wir ausruhten bis 10 Uhr. Um 10 oder 11 Uhr Nachts brachen wir wieder auf und reisten bis 2 oder 3 Uhr Morgens, wo wir wieder ausruhten bis 5 Uhr, und dann den Marſch fortſetzten bis 10 oder 11 Uhr Vormittags. Unſer Führer war oft mit unſerer langſamen Reiſe unzufrieden, aber für mich Kranken war dieſer langſame Marſch immer noch zu viel. Gerade wenn ich gut ſchlafen konnte, wurde ich aufgeweckt und mußte mein Kameel wieder beſteigen, was keine Kleinigkeit iſt für einen kranken Reiſenden. Allein ich faßte meine Seele in Geduld, im Blick auf den, der geſagt hat: „Ich habe dein Reiſen zu Herzen genommen.“

Nachdem wir Murat paſſirt hatten, fanden wir Felſen und Höhlen, welche uns beim Haltmachen gegen die Sonnenhitze ſchützten. In Murat plagten uns die Mäuſe auf eine erſchreckende Weiſe. Nichts war vor ihnen ſicher. Da die Karawanen oft mit Getraide hier lagern, ſo finden die Mäuſe immer etwas zu ihrem Unterhalt. Auf unſerem ganzen Weg durch die Wüſte fanden wir alle 200—300 Schritte

ein todtes Kameel, so daß ein Reisender auch ohne Führer den Weg finden könnte, wenn er den Spuren der Carcaße und der zerstreuten Gebeine folgen würde. Auch viele Kühe und Ochsen gehen jährlich in dieser Wüste zu Grunde. Es war ein Mann aus Abu Hamed bei uns, der eine Anzahl Kühe durch die Wüste trieb. Ehe wir Murat erreichten, hatte er zwei Kühe verloren aus Mangel an Nahrung und Wasser, und in Folge der Ermüdung der Thiere. Vieh ist wohlfeil in Abu Hamed, aber theuer in Korusko; weßhalb die Eingebornen es wagen, ihre Heerden durch die Wüste nach Korusko und andern Orten am Nil zu senden, wo sie gut verkauft werden können. Mit Freuden begrüßten wir unsere Ankunft in dem kleinen Dorf Korusko, *) wo wir nur mit Mühe den nöthigen Proviant für die Weiterreise uns verschaffen konnten. Reisende, welche von Korusko durch die Wüste gehen wollen, sollten sich in Egypten mit Proviant wohl versehen. Wir fanden glücklicher Weise in Korusko (für die Summe von 300 Piastern) sogleich ein Boot, das uns am 16. Juli nach Assuan brachte. Auf unserer Nilreise wunderten wir uns oft über die schmalen Landstrecken, welche die Berge und der Fluß den Bewohnern zum Anbau von Durra u. s. w. übrig gelassen haben. Oft ist der kultivirbare Boden kaum 60—100 Fuß breit, ein Umstand, der mich an Jesaia 18, 2 erinnerte (das Volk, das hier und da ausgemessen und zertreten ist, welchem die Wasserströme sein Land einnehmen). Die Berbers oder Barabra, welche die Nilufer bewohnen, leben hauptsächlich von Durra und Datteln. Dattelbaum-Haine fanden wir fast überall dem Fluß

*) „Von Korusko bis Siala (Thyale) wohnen die Hag-Araber, und dann von Siala bis Assuan die Kunusi. Die eigentlichen Nubier wohnen von Korusko bis Wadi Halfa, Abuhammed und Schendi. Die Nubier sind unwissende, bigotte und abergläubische Leute. Ein Hauptprodukt in Nubien ist der Wunderbaum (Ricinus), aus dessen Samen ein Oel bereitet wird, das zur Salbung des Körpers und zum Brennen gebraucht wird. Die mit diesem Oel eingesalbten Haare verbreiten einen sehr üblen Geruch," sagt Dr. Lieder 1831.

entlang. Kühe und Ziegen sind nicht sehr zahlreich zwischen Korusko und Assuan.*) Unser Boot konnte nur bis zur Insel Philä fahren, von dort aus mußten wir zu Land auf Eseln eine Stunde weit bis Assuan reiten, wo wir einen italienischen Kaufmann, Namens Nikola, besuchten, welcher uns bei der Miethe eines Bootes nach Cairo (für 600 Piaster) behülflich war.

17.—28. Juli. Ich hatte gehofft, meine Gesundheit würde sich auf der Fahrt von Assuan bis Cairo wesentlich bessern, allein dieß war nicht der Fall. Ich war indeß froh und dankbar, daß ich Cairo lebendig erreichte, nachdem ich in Abu Hamed nichts als Tod und Grab vor mir gesehen hatte. Die so oft bewährte Gastfreundschaft und Hülfe des Missionars Dr. Lieder in Cairo, wo wir am 28. Juli ankamen, trug wesentlich dazu bei, daß ich in kurzer Zeit so weit hergestellt wurde, daß ich die Reise nach Europa unternehmen konnte, wo ich im September ankam, während mein theurer Reisegefährte, Martin Flad, nach Jerusalem sich begab, um dem lieben Bischof Gobat Bericht über unsere Reise zu erstatten. Gobat fühlte sich bewogen, 4 Zöglinge aus der Chrischona-Anstalt (bei Basel) nach Abessinien zu senden, wo sie unter viel Ungemach und mit Krankheit kämpfend, im April 1856 ankamen und vom König Theodoros gut aufgenommen wurden, und sich anschickten, die 18 Kameelslasten von Bibeln, mit welchen sie den Nil hinaufreisten, im westlichen Abessinien, hauptsächlich unter den Falaschen zu verbreiten, welche besonders begierig nach dem Wort Gottes waren, und unter denen sich die Brüder niederzulassen gedenken, wiewohl es ihnen fast lieber wäre, unter den Galla eine Niederlassung zu gründen.

---

*) Assuan ist das alte Syene an der Südgrenze von Egypten. Der Nil wird hier durch die Insel Elephantine getheilt, oberhalb welcher Wasserfälle sind. Die Insel ist fruchtbar und versieht Assuan mit Getreide, Datteln u. s. w. Das Wasser fällt nicht senkrecht von einer Höhe herab, sondern schießt schnell durch die jähen Pässe eines Abhangs herunter.

Ich ſchließe die Erzählung meiner afrikaniſchen Erlebniſſe mit den Worten des großen ſüdafrikaniſchen Miſſionars und Reiſenden Dr. Livingſtone: „Ich danke Gott, der mein Leben bewahrt hat, während ſo Viele, welche hätten mehr Gutes thun können, umgekommen ſind. Auch erhebe ich mich nicht über meine Errungenſchaften, denn das Ende der geographiſchen That iſt nur der Anfang des Miſſions-Unternehmens. Geographen, welche ſich beſtreben, die Menſchen beſſer mit einander bekannt zu machen, Soldaten, welche gegen Unterdrückung kämpfen, und Matroſen, welche Gefangene aus den Ketten des Todes befreien, wirken alle, ſowohl als die Miſſionarien, zuſammen, um die herrliche Vollendung der Rathſchlüſſe Gottes über die afrikaniſche Menſchheit zu beſchleunigen.“

Möchte dieſes Zuſammenwirken immer lauterer, entſchiedener und überhaupt dem Worte Gottes gemäßer werden, ſo würde auf allen dieſen Bemühungen mehr Segen Gottes ruhen, und die afrikaniſchen Völker würden bälder ihre Freiheit aus den Banden der Sünde und des Satans finden und der Seligkeit der Kinder Gottes theilhaftig werden.

Elftes Kapitel.

Beitrag zur Geſchichte der Oſtküſte von Afrika.

Die Geſchichte der oſtafrikaniſchen Küſte iſt in ein großes Dunkel eingehüllt, und erſt mit dem Auftreten der muhamedaniſchen Araber und der Portugieſen hellt ſie ſich mehr und mehr auf. Arabiſche und Portugieſiſche Berichte fehlen nicht, aber ſie müſſen erſt kritiſch unterſucht und beleuchtet werden, ehe ſie dem gewöhnlichen Leſer dargeboten werden können. Ich werde mich bei einer Ueberſicht über die Geſchichte der oſtafrikaniſchen Küſte nur auf das Allgemeinſte, das heißt, auf das beſchränken, was nach der Natur der Verhältniſſe und der geſchichtlichen Ueberlieferungen als zuverläſſig und haltbar angenommen werden darf.

Es ist bekannt, daß unter den ältesten auf dem Meer fahrenden Nationen die Phönizier die erste, wenn auch nicht die älteste Stelle einnahmen, denn schon Semiramis, die Königin von Assyrien, hatte zur Zeit Abrahams (2000 Jahr vor Christi Geburt) eine Flotte, und Danaus, der Bruder des Königs Sesostris in Egypten, wanderte mit einer Schaar Egypter auf Schiffen nach Griechenland aus. Sesostris selbst soll 1650 Jahre vor Christus mit 400 Segeln nach Indien bis an den Ganges gefahren sein. Darüber müßte man sich wundern, wenn nicht vorausgesetzt werden dürfte, daß schon von der Sündfluth an unter mehreren der zerstreuten Nationen ein hoher Grad von Kultur und Kunstfertigkeit vorhanden war, welche sich insbesondere der Schiffarth zugewendet hat. Hatte doch der Bau und die Leitung des großartigen Schiffes, in welchem Noah, der Stammvater des neuen Menschengeschlechts, gerettet wurde, seinen Nachkommen das Vorbild, den Antrieb, und wir dürfen hinzusetzen, die göttliche Berechtigung gegeben, das flüssige Element zu bewältigen und sich darauf wie in einer Wohnung heimisch zu machen. Ein neuer und mächtiger Antrieb zur Schiffahrt wurde aber dem jungen und strebsamen Menschengeschlecht dadurch gegeben, daß es von der Stelle, wo es sich centralisiren und zu riesenmäßigen Unternehmungen verbinden wollte (dergleichen es durch den Thurmbau zu Babel bereits in Angriff genommen hatte), vertrieben und in alle Welt zerstreut wurde. Ohne Zweifel hat die Schiffarth bei diesem Wendepunkt der frühesten Weltgeschichte eine große Rolle gespielt und die Auswanderungen in ferne Gegenden sehr befördert. Gott ließ die ersten Seeunternehmungen gelingen, damit die Menschen an das Meer und seine Schrecken gewöhnt würden. Als dann vollends zu Pelegs Zeiten durch eine große vulkanische und neptunische Katastrophe die Erde zertheilt, das heißt, in Kontinente und Inseln (in ihrer jetzigen Gestalt) zerspalten, und die Länder in große Entfernungen, die nur zu Wasser überwunden werden konnten, von einander gerückt wurden, so war die Schiffahrt zur Nothwendigkeit geworden, besonders

für die Völker, welche sich an den Meeresküsten bildeten, und welche durch die physische Beschaffenheit ihres Landes genöthigt wurden, ihren Unterhalt auf dem Meere zu suchen. Einmal an das Seeleben gewöhnt, und dessen einsichtig geworden, daß sie durch die Schiffahrt Reichthum und Einfluß in fernen Gegenden erlangen konnten, gaben sie sich um so unbedenklicher ihrer Neigung zum Seeleben hin und suchten ihren Handel zu monopolisiren und andere Völker so viel als möglich aus den von ihnen befahrenen und bekannten Meeren auszuschließen, was dieselben sich mehr oder weniger gefallen ließen, da sie von der Voraussetzung ausgiengen, daß sie von der Vorsehung auf den Besitz und die Kultur des festen Landes angewiesen und ihnen die Fähigkeit für das Seeleben versagt sei.

Unter den Küstenvölkern, welche sich ihrer Neigung zur Schiffahrt in der ältesten Zeit hingaben, waren die hervorragendsten die Phönizier und die Araber. Jene schifften im Mittelmeer, gründeten Handelsmittelpunkte, wie Sidon und Tyrus, und Colonien, wie Karthago u. s. w. Diese durchsegelten das rothe Meer, den persischen Meerbusen und den indischen Ozean. Jene vermittelten den Orient mit dem Occident, selbst bis nach England und dem baltischen Meer; diese vermittelten Afrika und Asien durch ihre Fahrten nach Indien und Ostafrika. Sie sandten die tropischen Produkte von Indien, Ostafrika und Arabien über Egypten und Syrien zu den Phöniziern, und diese wiederum schickten die nordischen Schätze durch Zwischenhändler zu den Arabern, welche sie auf ihren fernen Märkten verwertheten. Die Egypter und Indier, deren geographische Lage diese beiden Völker vorzüglich zur Schiffahrt ermuntern konnte, ließen sich, wohl aus religiösen Vorurtheilen, nicht viel mit der Schiffahrt ein. Wo sie mit überseeischen Ländern Handel trieben, gebrauchten sie die Vermittlung der Phönizier oder der Araber, und man wird daher annehmen müssen, daß die große Expedition, welche Sesostris nach Indien unternahm (wenn sie wirklich eine geschichtliche Thatsache ist), durch arabische und

vielleicht auch phönizische Seeleute geleitet und ausgeführt wurde. Die Phönizier waren durch ihren Handel und ihre überseeischen Verbindungen reich und mächtig geworden. Sie waren gewandter als die Araber, hatten auch mehr politische Einheit durch ihre obersten Leiter des Gemeinwesens, als dieß bei den Arabern der Fall war, wiewohl auch bei diesen in ihrer frühesten Zeit, wenigstens in Südarabien, das monarchische Prinzip vorherrschend gewesen sein muß, und man annehmen darf, daß die hamiaritischen Könige ihre Macht und ihren Handel ebenso auszudehnen sich bestrebten, wie die phönizischen. Und wo konnte der Schwerpunkt ihrer Handels- und Vergrößerungs-Politik anders liegen, als an der Ostküste von Afrika, von Abessinien an bis hinab nach Madagaskar? Die südarabische Küste war durch ihre Bedürfnisse wie mit Nothwendigkeit an Ostafrika gebunden. Sie kann ohne Schifffahrt und ohne eine Verbindung mit Ostafrika gar nicht bestehen. Dorther muß der Küstenaraber sein Getreide, seinen Reis, sein Durra, sein Holz, sein Elfenbein und vorzüglich seine Sclaven beziehen. So ist es heute noch, und so muß es gewesen sein von der Urzeit her. Ohne Afrika wäre der Küstenaraber verloren, zumal wenn ihn die beständige Feindschaft und die Streitigkeiten mit den Binnenarabern verhindern würden, seine Lebensbedürfnisse im Innern seines armen Vaterlandes zu holen.

Waren sich die hamiaritischen Könige und die Araber einmal ihrer Abhängigkeit von der afrikanischen Küste bewußt, und hatten sie ihren Handel und ihre Macht daselbst befestigt, so mußte es ihnen sehr daran liegen, jedes andere Volk, namentlich die Egypter, von dem Verkehr mit jener Küste auszuschließen, denn es konnte ihnen nicht verborgen sein, daß besonders Egypten ihnen gefährlich werden könne. Aus Besorgniß vor den Fortschritten dieser Macht mußte es die Politik der hamiaritischen Königin von Südarabien für zweckmäßig halten, sich mit dem größten Herrscher des westlichen Asiens, mit König Salomo in eine nähere Verbindung einzulassen, um durch diesen Fürsten das mächtige Egypten

im Schach zu halten; denn man muß nicht glauben, daß die Politik erſt neuern Urſprungs ſei, ſie iſt ſo alt, als die Reiche ſelbſt, welche die Welt ſeit der Sündfluth geſehen hat. Es war alſo eine politiſche Verbindung, welche die ſüdarabiſche Herrſcherin mit Salomo anknüpfen wollte.*) In dem Hintergrund dieſes Ereigniſſes lag freilich eine höhere, göttliche Politik, welche in dem menſchlichen Vordergrund die künftige Vereinigung der Heidenwelt mit dem wahren Iſrael vorbilden wollte, wie denn auch die morgenländiſchen Weiſen, die vielleicht Araber waren, (Matth. 2.) zu dem wahren Salomo, der in Bethlehem geboren war, kommen und ihn anbeten mußten. Gewiß wird einſt die oſtafrikaniſche Heidenwelt, welche in jener alten Königin, ihrer Oberherrin, vertreten war, in einem beſondern Sinn mit Iſrael in der ſalomoniſchen, tauſendjährigen Friedenszeit vereinigt ſein und eine kosmopolitiſche Stellung zu Afrika, Aſien und Europa erlangen, ſo ſehr dieß jetzt auch dem natürlichen Auge unwahrſcheinlich, ja unmöglich erſcheinen mag, obwohl die Weiſſagung in Jeſaia 18, wo von dem gräulichen Volk, das jenſeits der Waſſer von Mohrenland iſt, geredet wird, den Glauben über dieſe Unmöglichkeit hinwegheben könnte und ſollte.**)

*) Dieſer Geſichtspunkt ſchließt die andern nicht aus, daß die forſchende Königin zugleich und zunächſt Räthſel und verwickelte Fragen ihres Herzens aus religiöſen Gründen, oder auch Fragen über Naturgegenſtände und politiſche Einrichtungen dem Salomo vorlegen wollte. Es waren wohl bei ihr innere und äußere, religiöſe und geiſtliche Dinge durch einander gemiſcht.

**) In dieſer Anſicht werde ich beſtärkt, wenn ich bedenke, wie das Chriſtenthum in Abeſſinien bewahrt blieb trotz allen wüthenden Anfällen von Seiten der Heiden (beſonders der Galla) und der Muhamedaner, welche beſonders unter dem Adelen-König Muhamed Gragn (zur Zeit der abeſſiniſchen Könige David dem Dritten und ſeinem Sohn Claudius) Abeſſinien Jahre lang ſchrecklich verwüſteten, bis 450 Portugieſen unter Don Chriſtopher da Gama (im Jahr 1541) kamen, Gragn 1543 getödtet wurde, und die abeſſiniſche Chriſtenheit wieder aufleben konnte, um einſt, wenn ſie gründlich erneuert ſein wird, einen heilſamen Einfluß auf Innerafrika und ſelbſt auf Arabien, wo ſie den Muhamedanismus nie hätte aufkommen laſſen ſollen, auszuüben.

Wie es nun die Politik von Südarabien erforderte, sich dem gewaltigen Egypten gegenüber an einen großen, mächtigen und friedlichen Herrscher, dessen Weisheit allenthalben gerühmt wurde, anzuschließen, so forderte es gleichfalls die Politik Salomos, sich mit einem mächtigen Herrscher im Süden zu verbinden, um seine Handelsplane, womit vielleicht noch andere kosmopolitische Gedanken verbunden waren, auszuführen. Salomo, bei seiner glänzenden Hofhaltung, bei seinen großartigen Bauten und andern Einrichtungen, brauchte auswärtige Gegenstände und Materialien. Er brauchte Gold und Silber, feine, köstliche Steine, feine Holzarten, allerlei (namentlich aromatische) Artikel für den Opferkultus, Thierarten für seine Menagerien u. s. w. Wie wichtig und willkommen mußte ihm die Verbindung mit Südarabien sein, dessen Schiffahrt ihn in den Stand setzte, die gewünschten Gegenstände aus Indien und Ostafrika unmittelbar zu beziehen. Und wer weiß, ob der große Mann, der sich in seinen hohen Gedanken oft verirrte, nicht am Ende gedacht hat, durch eine sogenannte liberale Politik und durch friedliche Verbindung mit der Heidenwelt das universale Reich anbahnen zu sollen, das einer seiner Nachkommen, der Messias, errichten werde. Wenn er mit Arabien, Ost- und Südafrika, mit Indien und was jenseits weiter liegt, in Verbindung treten würde, so müßte, dachte er, ein großer Schritt zur Anbahnung jenes Universalreiches geschehen sein. Wer weiß es nicht, daß selbst ein göttlich erleuchteter Mann aus seiner höhern Sphäre heraustreten und in Stunden der Versuchung ganz menschlich, sinnlich, ja sündlich denken und handeln kann. Was das Urbild Salomos, der Messias, durch Geistes-Kraft und auf geistliche und innere Weise vollziehen sollte und wollte, das konnte Salomo, wenn er aus dem Erleuchtungszustand herausgetreten war, auf äußerliche und fleischliche Weise erreichen zu sollen meinen. Was er nicht vollenden könnte, das, dachte er, würden seine Nachfolger fortsetzen, bis der große Nachkomme erscheinen und dem Ganzen die Krone aufsetzen werde. Im Erleuchtungszustand mußte ihm freilich

dieſer, der menſchlichen Politik entnommene Plan o vermeſſen und verwerflich erſcheinen, daß er ihn wieder ſchwinden ließ.

Wie nun die Politik Salomos mit der der Königin von Arabien, welche ohne Zweifel zugleich die Herrſcherin von Abeſſinien und der weiter ſüdlich gelegenen Oſtküſte Afrikas war, zuſammenſtimmte, ſo vereinigte ſich auch die Politik des Königs von Phönizien mit der jener beiden großen Herrſcher. Die Phönizier waren wohl lang lüſtern nach den Schätzen Arabiens, Indiens und hauptſächlich nach dem Gold in Ophir, das, wie wir bald hören werden, nichts anders als die Südoſtküſte von Afrika, hauptſächlich die Gegend von Sofala ſein kann, wo noch heute gutes und reines Gold gefunden wird. Zwar hatten die Phönizier im Mittelmeer Spielraum genug für die Entwicklung ihres Handels, aber der ſelbſtſüchtige Menſch kann eben nie mit ſeinen Errungenſchaften ſich begnügen, ſondern ſtrebt darnach, die ganze Welt ſich unterthan zu machen. Auch konnte den Phöniziern nicht verborgen ſein, daß die Bildung neuer, ſtrebſamer Staaten im Mittelmeer in geſteigerter Progreſſion vor ſich gehe, und ihnen, wenn auch in ſehr ferner Zukunft, die Herrſchaft auf dieſem Binnenmeer ſtreitig machen werde. Deßhalb hielten ſie es für zweckmäßig, bei Zeiten an die Aufſuchung anderer Handelsquellen im Süden zu denken. Die Handelspolitik iſt ja bekanntlich die ſcharfſichtigſte, die es geben kann, denn nichts öffnet die Sinne des natürlichen Menſchen ſo lebhaft, als die Wahrnehmung eigener Intereſſen und zeitlichen Gewinnes. Es iſt freilich ſehr beſchämend für die gefallene Menſchheit, daß die Selbſtſucht es ſein mußte, welche wieder eine centripedale Richtung einſchlug und die durch einen großen Act der Selbſtſucht centrifugal gewordenen, zerſtreuten Völker wieder bis zu einem gewiſſen Grad vereinigte, bis die Liebe Gottes in Chriſto, wie ſie das Evangelium predigt, die getrennten Völker in Wahrheit wieder verbinden und keine ſelbſtſüchtige Gegenbewegung dem Völker-Verkehr ſich mehr entgegenſtellen wird. Die Phönizier hatten es gewiß

verſucht, durch Egypten mit dem rothen Meer und den Arabern in directen Verkehr zu treten, aber, wie ſchon erwähnt, die Egypter giengen nicht gerne auf die See, ihre Könige waren zu hochmüthig, ſelbſtſüchtig und abſchließend, und die Araber waren ohnehin nicht geneigt, den ſtrebſamen Phöniziern die Concurrenz in den Südmeeren zu geſtatten. Um ſo willkommener mußte ihnen deßhalb die Verbindung ſein, welche der König Salomo mit ihrem König Hiram eingegangen hatte. Salomo, bei ſeinen freiſinnigen Anſichten und ſeinen kosmopolitiſchen Beſtrebungen, gab den Phöniziern gerne einen Seehafen in Idumäa am rothen Meer, wohl zugleich mit der Abſicht, daß ſeine eigenen Leute (die Israeliten) mit dem Seeweſen bekannt werden und ſpäter unabhängig von Phöniziern und Arabern den Handel betreiben und ihm eine Seemacht heranbilden möchten, mit der ſeine Nachfolger der übrigen Welt imponiren könnten.

„Und Salomo (heißt es 1 Könige 9, 26.) machte auch Schiffe zu Ezeongeber, die bei Elath liegt, am Ufer des Schilfmeers, im Lande der Edomiter. Und Hiram ſandte ſeine Knechte auf einem Schiff, die gute Schiffsleute und auf dem Meer erfahren waren, mit den Knechten Salomons. Und kamen gen Ophir, und holeten daſelbſt 420 Centner Gold, und brachten es dem König Salomo.“ Und 1 Könige 10, 22. leſen wir: „Das Meerſchiff des Königs, das auf dem Meer mit dem Schiff Hirams fuhr, kam in drei Jahren einmal, und brachte Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen (2 Chron. 9, 21.). Nach 1 Könige 22, 48. 49. und 2 Chron. 20, 35—37. wollte auch der König Joſaphat, in Verbindung mit dem gottloſen Ahasja, dem König von Iſrael, Schiffe nach Ophir, und dann wohl um Afrika herum nach Tarſis (Spanien und das weſtliche Europa und Afrika überhaupt) ſenden, aber das Unternehmen gelang nicht (wie bei Salomo und Hiram), weil Ahasja kein gottesfürchtiger Hiram war. Wahrſcheinlich hatten die Phönizier ſeit Salomos Zeit die Umſchiffung Afrikas verſucht und glücklich ausgeführt; denn ihnen lag gewiß mehr als

en Arabern daran, ihren Handel nach Süden über Ophir hinaus auszudehnen und von Osten her die Umseglung Afrikas zu versuchen, da sie es zu schwierig fanden, von Westen her dieses Unternehmen auszuführen, zu dessen Realisirung die Portugiesen, wie wir später sehen werden, gegen 70 Jahre brauchten.

Daß die Araber die Küste von Ostafrika über Sofala hinaus bis zum Kap der guten Hoffnung hinab gut kannten, ist keinem Zweifel unterworfen, aber sie machten wohl wenig Gebrauch von dieser Kenntniß, weil erstens die Fahrt vom Kilimani-Fluß an der unregelmäßigen und stürmischen Winde wegen sehr schwierig ist, während bis zum Kilimani der regelmäßige Passatwind benützt werden kann; sodann zweitens und hauptsächlich darum, weil die Gegend von Sofala bis zum Kap hinab unfruchtbar ist und wenig Gewinn für ihren Handel darbot. Sie waren zufrieden mit Ophir, oder dem Gold- und Silberland in Monomotapa. War es ja das Gold und Silber hauptsächlich, das sie in jene fernen Gegenden zog. Daß aber das biblische Ophir an der Ostküste von Afrika zu suchen ist, kann man keinen Augenblick bezweifeln, wenn man bedenkt, daß sich gerade dem glücklichen Arabien gegenüber ein Volk befindet, das sich heute noch Afer *) nennt und das wohl damals von arabischen Fürsten beherrscht wurde; und wenn man zweitens erwägt, daß Ophir ohne Zweifel „Goldstaub" (cfr. Hiob 28, 6. im Hebräischen Ophirot Sahab und nicht Erdklöße), also überhaupt „Goldstaubland" bedeutet. Und Gold war es ja hauptsächlich, was die Araber und was auch die Phönizier und Israeliten suchen wollten. In dem Wort „Ophir" ist also beides, ein Volks- und ein Stoffname enthalten. Das Aferland war zugleich das Land, wo Aefer Sahab (Goldstaub) gefunden wurde. Wenn nun auch das Adalland, das an der Meerenge des rothen Meeres liegt, nicht gerade

*) Die Danakil, welche von dem Hauptstamm „Ad Alli" Adals oder Adelen genannt werden, nennen sich in ihrer eigenen Sprache „Afer", wie schon einmal in diesem Buch erwähnt worden ist.

unmittelbar das Goldſtaubland war, ſo bildete es doch den Anfang jener langen Küſte, an der das Gold (in Sofala) in großen Quantitäten und in beſter Qualität gefunden wurde.

Daß Ophir nicht das glückliche Arabien *), noch die Küſte Malabar, noch die Inſel Ceylon ſein kann, wie man behauptet hat, iſt leicht zu beweiſen durch die Betrachtung der Gegenſtände, welche aus Ophir gebracht wurden. Weder Gold noch Silber findet ſich in Arabien oder Indien in ſolcher Maſſe, daß es ausgeführt werden könnte. Es reicht kaum hin für die eigenen Bedürfniſſe; wie würden die Araber und Indier je dazu gekommen ſein, das wenige Gold ihres Landes in ſolchen Maſſen ausführen zu können, wie es 1 Könige 9, 26. vorausſetzt?

Elfenbein findet ſich in Arabien gar nicht, und das indiſche Elfenbein iſt nicht ſo brauchbar, wie das aus Afrika. Affen hat es zwar genug in Arabien und Indien, aber es fragt ſich, welche Affenart hier gemeint iſt. Ohne Zweifel lag dem Zoologen Salomo viel daran, lebendige Spezimina des ſchönen Affen Gureſa **) (Colobus) zu erhalten, von dem meines Wiſſens ſelbſt nach Europa noch kein lebendiges Specimen gebracht worden iſt. Dieſe Affenart findet ſich in Abeſſinien, hauptſächlich in Schoa, in der Nähe des Adal oder Aſerlandes.

Pfauen finden ſich in Oſtafrika nicht; aber es fragt ſich, ob das hebräiſche Wort „Tukijim“ geradezu Pfauen bedeutet, oder ob nicht vielmehr das Perlhuhn darunter zu verſtehen iſt, das in Oſtafrika, beſonders in Abeſſinien, ſehr zahlreich gefunden wird, und das auf die Tiſche Salomons

*) Manche denken an den Ort Dafar in Südarabien. Allein bis dahin hätte es keiner gefährlichen Fahrt von 3 Jahren bedurft, und dort hätte man zu Land auf Kameelen die Handelsartikel holen können, wie ja auch die Königin von Saba, der Dafar wohl angehörte, zu Land nach Jeruſalem kam.

**) Das Gureſa hat feines, ſchwarzes Haar auf dem Rücken und weißes am Bauch.

gebracht worden sein möchte. Edle Holzarten, die Salomo zu seinen Bauten und musikalischen Instrumenten brauchte, fehlen ohnehin in Ostafrika nicht, und in dem Namen „almuggim" (was wohl Holz im allgemeinen bedeutet) könnte noch das „Mukka" der Gallasprache, und das „Muhi" der südafrikanischen Stämme angedeutet liegen.

Wäre das biblische Ophir in Indien gewesen, so würden wohl in 1 Könige 10, 22. andere Gegenstände, z. B. Zimmet, Baumwollenzeug, Seide, Pfeffer u. s. w. erwähnt sein.

Was mich aber hauptsächlich bestimmt, die ostafrikanische Küste, hauptsächlich den südlichen Theil derselben, vom Aequator bis zum Kilimanifluß, als das Ophir der Bibel zu betrachten, ist der Umstand, daß 1 Könige 10, 22. gesagt wird, das Meerschiff (große Schiff der Ophirfahrer) sei in drei Jahren einmal gekommen und habe obige Gegenstände gebracht. Anders dürfte es nach der Natur des Klimas, der Winde, der Regenzeiten, der bürgerlichen Verhältnisse und Beschäftigungen der Ostafrikaner nicht erwartet werden, wenn auch die Bemerkung in 1 Könige 10, 22. nicht vorhanden wäre. Eine Handels-Expedition, wobei es sich neben andern Waaren um zoologische Gegenstände handelte und mit der im Hintergrund von Seiten der Phönizier noch Erforschungszwecke der Afrika-Umseglung verbunden waren, konnte bei der langsamen Art der Schiffahrt der Asiaten und Afrikaner nicht bälder zurückerwartet werden. Die Schiffahrt der Eingeborenen kenne ich aus langer Erfahrung ziemlich genau und würde mich nicht wundern, wenn ein Schiff von Eziongeber aus dem rothen Meer entlang 6 Monate brauchte bis Aden, da die Seeleute alle Abend ankern und oft Wochen lang der Geschäfte oder des Windes wegen an einem Ort verweilen.*) Von Aden aus brauchten sie wieder 2 bis 3

*) Zwischen dem neunzehnten Grad nördlich und der Straße von Babelmandeb herrschen die Nordwinde vom Ende Mai bis Ende September; zwischen Babelmandeb und dem Kap Guardafui, dem Vorgebirg „Aromata" der Alten, beginnen die Ostwinde im Oktober und schlagen später in Nordost um, wodurch die Fahrt nach Süden sehr

Monate, bis ſie Schacher erreichten, von wo ſie nach der oſtafrikaniſchen Küſte herüberſegelten. Somit vergienge beinahe ein ganzes Jahr, bis ſie nur die Gegenden erreichten, wo ſie Handel treiben wollten. Da nun die zoologiſchen Gegenſtände, z. B. Affen, Perlhühner und ſelbſt die Elephanten erſt im Innern zu fangen und zu erjagen waren, ſo vergieng darüber wieder ein ganzes Jahr, d. h. der Süd- und Nord-Monſun (von April bis November und von November bis März und April). In dieſer Zwiſchenzeit ſäeten und ernteten die Seeleute, wie viele Araber heute noch zu thun pflegen, welche an gewiſſen Orten ihre Frauen, Sclaven und Plantagen haben, weßhalb ſie der ein- und zweijährige Aufenthalt gar nichts koſtet. Die Zeit zwiſchen der Heimfahrt wird mit Zwiſchenfahrten zwiſchen einzelnen Küſtenplätzen, z. B. zwiſchen Mombas und Kiloa, oder Lamu und Sanſibar oder Sanſibar und Bukini (Madagaskar), zugebracht, wodurch viel Geld verdient wird für die Miethe des Schiffes. Während nun die phöniziſch-hebräiſchen Seefahrer ihre Ladung von Gold, Elfenbein, Holz (Ebenholz und Sandelholz in Bukini), und von zoologiſchen Gegenſtänden einnahmen, machte ein Theil derſelben Unterſuchungsreiſen zu Waſſer und zu Land, wie es heute noch diejenigen Araber thun, die eine etwas mehr ſtrebſame Natur haben. Manche reiſen nach Uniameſi, in die Wakuafi-Länder und ſelbſt nach dem Kap der guten Hoffnung, um ſich neue Handelsquellen zu eröffnen.

Im dritten Jahre kehrten dann die Phöniziſch-Iſraelitiſchen Schiffe in ihre Heimath zurück, entweder direct auf demſelben Weg, auf dem ſie gekommen waren, oder über Indien, wie heute noch manche Araber thun, welche von Sanſibar aus nach Bombay, von dort nach Maskat, Schaher, Makalla, Aden, Mocha und Dſchidda nach Sues fahren. Auf

---

begünſtigt wird. Die Schiffe mußten wenigſtens im Juli den Norden des rothen Meeres verlaſſen und Babelmandeb mit gutem Wind paſſiren, den Meerbuſen von Aden durchſegeln, ehe die Oſtwinde zu ſtark werden, was vom Dezember an der Fall wird.

dieſe Weiſe waren in der That drei Jahre erforderlich, bis die Ophirfahrer wieder heim kamen, und man braucht nicht einmal anzunehmen (wie Manche gemeint haben), daß mit dieſem Zeitraum eine Umſeglung Afrika's und die Rückkehr durch die Straße von Gibraltar gemeint ſei. Die Natur des Handels und die Art und Weiſe der Schiffahrt und der phyſiſchen und ſocialen Verhältniſſe, wie ſie heute noch beſtehen, erklären und rechtfertigen dieſen beträchtlichen Zeitaufwand hinlänglich. Myrrhen gab es nur an der Somali-Küſte, Affen mußten weit aus dem Innern unter dem Aequator und Gold mußte in Sofala geholt werden, das brauchte viele Zeit. Ich halte es daher für eine nicht leicht umzuſtoßende Thatſache, daß die Oſtküſte von Afrika das Ophir der Bibel war, daß zuerſt die Araber dieſe Küſte beſuchten, und daß dann zu Salomos Zeit es den Phöniziern gelang, mit den Arabern, freilich in untergeordneter Weiſe, in Concurrenz zu treten, daß die Veranlaſſung dazu durch die Freundſchaft der Königin von Arabien (welche denſelben die Fahrt nach Ophir geſtattete und erleichterte), mit Salomo gegeben wurde, eine Freundſchaft, welche zunächſt ihren Grund in der perſönlichen Hochachtung gegen Salomo, ſodann in ihren politiſchen Beſorgniſſen wegen der ſteigenden Macht von Egypten, ſo wie vielleicht auch wegen der drohenden Stellung von Aſſyrien, oder einer andern öſtlichen Macht, von der wir nichts wiſſen, gehabt haben mag. Salomo galt als der mächtigſte und weiſeſte Fürſt ſeiner Zeit, mit dem bedrängte Völker und Fürſten gerne Alliancen eingiengen und dem zu lieb ſie auch gewiſſe Vortheile und Monopole zum Opfer brachten.

Die Vortheile, welche die Phönizier und Iſraeliten durch ihre Schiffahrt im rothen Meer und im indiſchen Ocean zu Salomos Zeit erlangt hatten, giengen freilich unter ſeinen Nachfolgern bald wieder verloren, und die Araber behaupteten wieder in jenen Meeren ihr altes Monopol, das ſie jetzt um ſo eiferſüchtiger zu bewahren ſuchten, da andere Völker mit ihren Seewegen bekannt geworden waren. Sie verbreiteten jetzt wohl übertriebene Nachrichten über die Gefahren,

welche im indiſchen und rothen Meer, hauptſächlich in der Gegend von Babelmandeb, dem Thor der Trübſal, zu beſtehen ſeien. Sie ſprachen von berghohen Wellen, welche im indiſchen Meer die Schiffe verſenken, und von Bergen an der Küſte, welche die Schiffe magnetiſch gegen das feſte Land ziehen, und dort an den Felſen zertrümmern *). Da die phöniziſch-iſraelitiſchen Seefahrer von ſolchen Uebertreibungen auch nicht frei geblieben ſein mögen, ſo wurde es den Arabern leicht, im Laufe der Zeit, als ſie wieder allein jene Meere durchſchifften, dieſen Sagen bei den nordiſchen Völkern Eingang zu verſchaffen. Haben es doch die Araber heute noch in der Gewohnheit, dem Europäer die abſchreckendſten Berichte von Schlangen, wilden Thieren, Menſchenfreſſern, tödtlichem Klima, despotiſchen Königen u. ſ. w. zu geben, wenn ſie ihn von einem Weg zurückhalten wollen, auf dem ihre Handels-Monopole im Innern bekannt gemacht und ihnen entriſſen werden könnten. In ſolchen Fällen habe ich ſie immer dadurch zum Schweigen gebracht, daß ich ſagte: Wenn ihr gehen könnt und euch nicht fürchtet, ſo fürchte ich mich noch viel weniger, denn ich weiß, daß ihr ſehr furchtſame Menſchen ſeid und in jene ſchrecklichen Länder nicht gehen würdet, wenn eure Berichte wahr wären.

Daß ſich aber nicht alle nordiſchen Nationen durch die arabiſchen Uebertreibungen hintergehen ließen, davon gibt uns Herodot ein ſchlagendes Beiſpiel, wenn er uns berichtet, daß Pharao Necho (welcher um's Jahr 625 bis 600 vor Chriſtus in Egypten herrſchte), Afrika umſegeln ließ. Ohne Zweifel hatten die Berichte der ältern Phönizier, ſowie der Araber, und ſolcher Egypter, welche zu Land weit nach Weſten und Süden von Nubien oder Meroe aus vorgedrungen waren, den König überzeugt, daß Afrika eine Halbinſel und alſo

*) Den natürlichen Anlaß zu dieſen Uebertreibungen gaben die Meeresſtrömungen an der Oſtküſte, namentlich in der Nähe von Kap Guardafui und der Küſte von Adſcham, welche gewöhnlich Ajan genannt wird.

eine Umſeglung derſelben möglich ſei, wenn ihm nicht geradezu Berichte vorlagen, welche die Umſeglung als bereits geſchehene Thatſache darſtellten. Herodot erzählt folgendes: „Nachdem Necho das Graben des Kanals, der die Nilwaſſer in den arabiſchen Meerbuſen leiten ſollte, aufgegeben hatte, entſandte er Phönizier auf Schiffen mit dem Auftrag, durch die Säulen des Herkules in's Nordmeer (Mittelmeer) einzulaufen und ſo nach Egypten zurückzukehren. Die Phönizier ſchifften ſich daher auf dem erythräiſchen Meer (rothen Meer) ein und ſchifften nach dem Südmeer (indiſchen Ocean). Als es Herbſt geworden war, landeten ſie in der Gegend von Libyen, wo ſie ſich gerade befanden, und ſäeten Getreide. Sie warteten dort die Ernte ab und begaben ſich nach der Einſammlung wieder auf die Reiſe. Nachdem ſie ſo zwei Jahre lang gereist hatten, umſegelten ſie die Säulen des Herkules und kamen im dritten Jahr nach Egypten zurück. Nach ihrer Rückkehr erzählten ſie, daß ſie bei der Umſeglung von Libyen die Sonne zu ihrer Rechten gehabt hätten. Dieſe Thatſache ſcheint mir keineswegs glaubwürdig; aber vielleicht glaubt ſie ein Anderer. Dieß war auch das erſte Mal, daß Libyen bekannt wurde.“

Dieſe Erzählung des großen Geſchichtſchreibers Herodot iſt ſehr intereſſant und unſtreitig ganz der Wahrheit gemäß, obgleich Herodot ſelbſt ihr keinen Glauben ſchenkte, wohl deßwegen, weil er ſich die Geſtalt von Afrika anders dachte, als ſie wirklich iſt. Er ſagt über Libyen (worunter er Afrika verſteht, ſo weit es ſüdlich von Egypten liegt): „Libyen iſt vom Meer umgeben außer der Küſte, wo es an Aſien grenzt.“ Die Alten meinten, Afrika wende ſich gegen Indien und China hin, und von dieſer Anſchauung ausgehend, mußte ihnen natürlich die Umſchiffung vom rothen Meere aus als eine Unmöglichkeit erſcheinen. Aber woher wußten ſie denn, daß Afrika eine Halbinſel iſt, und daß man die Sonne zur rechten Hand hat, wenn der afrikaniſche Continent nie umſchifft worden wäre? Und ſollten die Phönizier, in deren Intereſſe die Umſeglung lag, nicht die Leute geweſen ſein, die einer

ſolcher Aufgabe gewachſen waren, ſie, die die Küſten von England, Norddeutſchland und des ſchwarzen Meeres beſuchten? Die Araber freilich würden den Auftrag des Königs aus begreiflichen Gründen nur halb oder gar nicht ausgeführt haben. Und warum hatte ſpäter Xerxes, der Despot von Perſien, den Seefahrer Sataspes umbringen laſſen, weil er die Umſeglung von Afrika von Cadix aus nicht vollzogen hatte, ſondern unverrichteter Sache zurückgekehrt war? Geſchah es nicht deßwegen, weil die Umſeglung eine ſo bekannte Sache war, daß der Despot das Mißlingen mehr dem böſen Willen des Seemannes als der Natur der Sache zuſchrieb."

Die ſpätere Geſchichte erwähnt eines Magos, der um's Jahr 280 zu Gelon, dem König von Sirakus gekommen und ihm berichtet haben ſoll, daß er Afrika umſegelt habe. Auch von dem Karthaginienſer Hannon wird erzählt, daß er Afrika von Weſten umſegelt habe, was aber höchſtens bis zum Vorgebirge Bojador oder Nun der Fall geweſen zu ſein ſcheint.

Noch ſpäter, ungefähr 100 Jahre vor Chriſti Geburt, ſoll nach dem Zeugniß des Pomponius Mela (der Auszüge aus einem verlornen Werk des Cornelius Nepos machte) und des Poſſidonius (deſſen Bericht Strabo mittheilt) ein gewiſſer Eudoxus von Cyzikus, zur Zeit des Königs Ptolemäus Lathyr, oder nach Poſſidonius zur Zeit des Ptolemäus Euergetes, Afrika umſegelt haben. Nach der Erzählung des Pomponius Mela ſoll dieſer Eudoxus „vom arabiſchen Meerbuſen ausgegangen, den Ozean durchſegelt haben und nach Cadix" gekommen ſein. Auf ſeiner Fahrt nach Süden ſoll er ſtumme Leute gefunden haben, welche ſich nur durch Zeichen einander verſtändlich machten. Ihre Lippen ſollen an einander gefügt geweſen ſein, und unter den Naſenlöchern ſollen ſie ein Loch gehabt haben, durch das ſie tranken, und in das ſie ein Korn nach dem andern einhauchten, wenn ſie eſſen wollten. Das Feuer ſoll ihnen vor der Ankunft des Eudoxus ſo unbekannt geweſen ſein, daß ſie im Erſtaunen darüber die brennenden Kohlen in ihren Buſen ſteckten, bis der Schmerz ſie zwang, dieſelben fallen zu laſſen. Nach dieſen

Völkern bildet die Küſte einen ungeheuren Buſen, worin eine große Inſel liegt, welche nur von Frauen bewohnt wird, deren Körper haarig iſt und die ohne Männer fruchtbar werden. Sie ſind ſo wild, daß die ſtärkſten Bande ſie kaum bändigen können."

Nach der Erzählung des Poſſidonius bei Strabo wäre Eudoxus nicht vom arabiſchen Meerbuſen, ſondern von Cadix ausgegangen und nach der Küſte von Mauritanien gekommen, wo er wieder umkehren mußte. Dieſer Widerſpruch der Erzählungen macht die ganze Sache ſehr zweifelhaft, und es ſcheint, daß keine Umſeglung von Afrika geſchichtliche Wahrheit hat, als die von Herodot unter Necho erwähnte. Wie dem nun auch ſein mag, ſo viel ſteht feſt, daß Oſtafrika lange vor der griechiſch-ptolemäiſchen und griechiſch-römiſchen Periode bekannt war, daß es von den Arabern vorzugsweiſe, und von den Phöniziern und Iſraeliten in untergeordneter Weiſe und temporär als ein einträglicher Handelsplatz beſucht worden iſt.

Mehr Licht über die Oſtküſte von Afrika erhalten wir in der ptolemäiſchen Periode, obwohl auch da noch die Quellen ſehr ſparſam ſind. Hätte Alexander der Große, welcher von ſeinem gelehrten Lehrer Ariſtoteles kosmopolitiſche Gedanken erhalten hatte, und daher über die engen Kreiſe des Griechenthums hinausſtrebte, länger gelebt, ſo hätten wir ohne Zweifel wichtige Aufſchlüſſe über die oſtafrikaniſche Küſte erlangt, denn Alexander würde nach ſeiner Rückkehr von Indien, wo er den Nearchus mit einer Flotte in den perſiſchen Meerbuſen einlaufen ließ, nicht geruht haben, bis Arabien und zuletzt auch Afrika umſegelt und der größte Theil dieſes Continentes erobert geweſen wäre. Aber ob dieß zum Heil Afrikas gedient, und ob die völlige Kunde von dieſem Continent ſchon damals von Nutzen geweſen wäre, iſt eine große Frage. Wäre der Seeweg nach Indien von Europa aus ſchon damals bekannt geworden, ſo hätte man wohl Amerika nicht ſobald entdeckt, denn es hätte den ſeefahrenden europäiſchen Nationen im 15. Jahrhundert an einem großen Hebel

gefehlt, wenn das Problem des Seewegs nach Indien schon gelöst gewesen wäre, wiewohl in der Ansicht eines Aristoteles, der die Erde für rund hielt und es aussprach, daß die spanischen Küsten nicht weit von Indien entfernt sein können, noch Reiz genug gelegen wäre, geradezu nach Westen zu steuern, und so Amerika zu entdecken.

Hätte Alexander von Egypten aus zu Wasser und zu Land die Südländer bis zum Aequator und weiter hinab erobert, so hätte zwar die Geographie und Geschichte, sowie die Civilisation sehr viel gewonnen, und es wäre, wie in andern Ländern, dem Christenthum vielfach vorgearbeitet worden, die christliche Kirche hätte sich auch wohl, wie es ja in Abessinien geschehen ist, dort festgesetzt, aber ob nicht nach dem Verfalle des Christenthums der Muhamedanismus im Innern tiefere Wurzeln geschlagen und ganz Südafrika erobert hätte, oder ob nicht die Wiederbelebung des verfallenen Christenthums schwieriger als die Bekehrung des Heidenthums gewesen wäre, ist eine große Frage. Es sollte daher der größere Theil von Afrika unbekannt und unberührt bleiben bis auf die letzte Zeit, wo Afrika, d. h. derjenige Theil, der jetzt noch ein Schauplatz der größten Gräuel ist, eine besondere Stätte der Offenbarungen Gottes werden soll. Denn Afrika wird noch der Schauplatz der Liebe Gottes, kurz des practischen Christenthums werden, das die Christen aller andern Continente überragen und beschämen wird.

Wenn nun aber auch Alexander der Große, der die Welt durch das Schwert und die Philosophie regieren wollte, Ostafrika nicht näher aufgeschlossen hat, so hat er doch eine Stadt (Alexandria) gegründet, welche später der Mittelpunkt des Orients und Occidents wurde, wo gewiß die geographischen Fragen des Nordens und des Südens, des Ostens und Westens besprochen und schriftlich hinterlassen wurden. Männer wie Eratosthenes (196 vor Christi Geburt), Agatharchides (aus Knidus in Karien, 176), Artemidor von Ephesus, Hipparchus u. A. bekümmerten sich sehr um das geographische Wissen. Eratosthenes, Bibliothekar in Alexandrien unter Pto-

lemäus Euergetes, behauptete mit Aristoteles, daß die Erde rund sei, und daß das ungeheure atlantische Meer die Seefahrer nicht hindern würde, Indien von Westen her zu erreichen. Was Ostafrika betrifft, so kannte er dasselbe bis zur Insel Cerne, was wohl so viel sein soll, als „Keren" im Hebräischen, oder „Karn" im Arabischen, d. h. Horn, Zahn, Spitze. Dieses Cerne war entweder die Insel Abd-el-Kor, oder die große Insel Sokotra, wiewohl auch die Halbinsel Ras Hafun (die einem Horn gleicht) darunter gemeint sein könnte. Ein gewisser Timosthenes, der bis Cerne vordrang, hatte dem Alexandrinischen Bibliothekar diese Nachricht gegeben.

Nach Agatharchides soll der egyptische Handel unter den Ptolemäern sich von Arsinoe (Sues) bis Ptolemais-Theron erstreckt haben, was ohne Zweifel das heutige Suakin war. Allerdings mögen die Egypter in der ptolemäischen Periode das rothe Meer und die Ostküste noch weiter südlich gekannt, aber sie eben selten besucht haben. Theils die Eifersucht der Araber, theils die Macht der äthiopischen Könige mag sie gehindert haben, zumal da sie, wie schon oben bemerkt, ohnehin die See nicht liebten.

Agatharchides hat uns eine interessante Beschreibung von den Sabäern im glücklichen Arabien hinterlassen, die uns viel Licht über die damaligen Verhältnisse jener Länder gibt. Er sagt: „Das Land der Sabäer hat Produkte jeder Art im Ueberfluß; die Luft ist mit angenehmen Wohlgerüchen erfüllt. Die Myrrhe, der Weihrauch, die Kassia, die Zimmetrinde werden in diesem Land erzeugt von außerordentlich hohen Bäumen. Die Leute sind kräftig, kriegerisch und geschickte Seeleute. Sie schiffen sich ein in großen Schiffen und fahren nach den Ländern, welche die wohlriechenden Substanzen erzeugen. Sie errichteu daselbst Kolonien und führen den Larimnus, ein Wohlgeruch oder Rauchwerk, das man sonst nirgends findet. In der That, es ist kein Volk auf Erden so reich wie die Gerrhäer (Gerrha war eine Handelsstadt an der Westküste des persischen Meerbusens) und die Sabäer, da ihre geographische Lage sie zum Mittelpunkt alles Handels

zwiſchen Aſien und Europa gemacht hat. Sie haben das Reich des Ptolemäus bereichert, ſie haben der Betriebſamkeit der Phönizier die nützlichſte Thätigkeit, eine unendliche Verſchiedenheit von Waaren, und ungeheuren Gewinn verſchafft. Sie haben Ueberfluß an Gegenſtänden des Luxus, an Tiſchgeſchirr, Bildhauerarbeit, Bettzeug, dreifüßigen u. Stühlen andern Artikeln zur Möblirung und Ausſchmückung ihrer Häuſer, alles weit über das erhaben, was man in Europa ſehen kann. In ihrer Lebensweiſe ſind ſie wie Fürſten in ihrer Pracht. Eine ſolche Nation, bei der man allen Ueberfluß des Lebens in ſolcher Fülle findet, verdankt ihre Unabhängigkeit der Entfernung, welche ſie von Europa trennt. Ihr Luxus würde ſie bald eine Beute der europäiſchen Herrſcher werden laſſen, welche beſtändig zur Eroberung bereite Truppen auf den Beinen haben, und welche, wenn ſie die Mittel hätten, ſie dorthin zu bringen, in Kurzem die Sabäer zu ihren Agenten und Factoren gemacht haben würden, während ſie jetzt genöthigt ſind, ſie als Herren des Handels anzuerkennen."

Dieſes Dokument des Agatharchides beweist, daß die griechiſch-egyptiſchen Könige, (die Ptolemäer), keine directe Seeverbindung mit Indien hatten, ſondern daß ſie die Waaren Indiens und anderer Völker durch die Sabäer erhielten; daß dieſe mit dem perſiſchen Meerbuſen mit den Griechen in Egypten über Sues, und mit den Phöniziern über Idumäa und Paläſtina in Verbindung ſtanden. Auch beweist dieſes Dokument, wie tief die gegenwärtigen Araber herabgeſunken ſind, wenn man ihre frühere Kulturſtufe in's Auge faßt, eine ſtarke Warnung für die Handelsvölker der Gegenwart, die eben ſo tief fallen könnten, um nicht mehr aufzuſtehen.

Nach Strabo, der ſich auf Artemidor beruft, hatte ſich 100 Jahre vor Chriſtus der egyptiſche Handel bis zum „Horn des Südens" erſtreckt, was an der Küſte von Adſcham, etwa bei Ras Maber gelegen haben muß. Wahrſcheinlich war es hier den Egyptern um den Weihrauch zu thun, der im Innern des Somalilandes, in Ugadin hauptſächlich, gefunden wird. Ohne Zweifel beſtrebten ſich die Ptolemäer (und das

Dokument des Agatharchides deutet am Schluß darauf hin), den Arabern das Monopol an der Oſtküſte zu entreißen, ſie handelten aber mit großer Vorſicht, was in ſolchen Fällen immer geſchehen muß.

Als Egypten unter Kaiſer Auguſtus eine römiſche Provinz wurde, geriethen die Unternehmungen der Egypter und Griechen nach Süden eine Zeitlang wieder in's Stocken und die Araber blieben im ungeſtörten Beſitz ihrer Monopole; aber es dauerte nicht lange, ſo traten die Römer in die Fußſtapfen der Ptolemäer und verfolgten daſſelbe Ziel, wie jene, nämlich ihren Handel und politiſchen Einfluß nach Süden auszudehnen, und die Araber zu beſchränken. Dieß zeigt die Expedition, welche Aelius Gallus gegen Arabien und Aethiopien unternahm, die freilich durch den Verrath des Sylläus, des Dieners des Königs Obodar, ein tragiſches Ende nahm, indem die römiſche Flotte zu Grunde gieng und das Landheer faſt vernichtet wurde.

Was bisher die Egypter, Griechen und Römer von einem ausgedehnteren Verkehr mit Oſtafrika und Indien abhielt, war wohl die Unkenntniß der Winde in den ſüdlichen Gewäſſern, wodurch viel Schaden angerichtet und den nordiſchen Seefahrern Schrecken vor dem Südmeer eingeflößt wurde. Als aber der Seemann Hippalus (während der Regierung des Kaiſers Claudius) durch Nachdenken die Regelmäßigkeit der Monſune oder der periodiſchen Winde aus einem Naturgeſetz abgeleitet und das offene Meer mit Vermeidung der Küſtenfahrt zu durchſegeln gewagt hatte,*) ſo wurde es den Griechen und Römern nicht mehr ſchwer, ihre Fahrten, unabhängig von den Arabern, welche mit dieſem Naturgeſetz längſt

*) Primus Hippalus gubernator invenit navigationem per altum mare. Ex illo tempore ad hodiernum usque diem, alii quidem statim a Canâ alii ab Aromatum Emporio solvunt. Vorher heißt es in der lateiniſchen Ueberſetzung des Periplus: Universum autem hunc commemoratum navigationis cursum atque orbem à Cana et Arabia felice olim parvis navigiis ipsos sinus ambientes conficiebant.

bekannt waren, zu unternehmen und zu reguliren. Was die Griechen und Römer nach der Entdeckung dieses Naturgesetzes in Beziehung auf die Schiffahrt nach Süden geleistet haben, das beschreibt uns der Geograph Ptolemäus von Pelusium (der unter Kaiser Hadrian lebte) und der Periplus des erythräischen (rothen) Meeres oder der Periplus Arrians, der nach Einigen um's Jahr 64 nach Christi Geburt, nach Andern zwischen 198 und 210, und nach Salt zwischen 77 und 89 geschrieben worden sein soll von einem Griechen, dessen Name nicht weiter bekannt ist, wenn er nicht geradezu Arrian geheißen hat. Die egyptischen Schiffe segelten entweder von dem Seehafen Myos-Hormos (27 ° nördlich), was wohl der heutige Kosseir sein mag, oder von Berenice (23 ° nördlich) ab; sie kamen dann nach Ptolemais-Theron (wahrscheinlich das heutige Suakim), dann nach Adulis, und passirten, dem auf der afrikanischen Seite gelegenen Dorfe Deire gegenüber, die Meerenge von Babelmandeb, wo sie der Somali-Küste entlang bis Kap Guardafui fuhren. Auf dieser Straße lag ihnen, nachdem sie Babelmandeb passirt hatten, zuerst Avalites (das heutige Seila), dann Malao (jetzt Berbera), dann Moondus (jetzt Meit), dann Mooſullon (jetzt Bender Kasim), wo ein großer Handels-Mittelpunkt war und indische Waaren (z. B. Zimmt) gekauft werden konnten, was heut zu Tage in Berbera noch der Fall ist, wo indische Waaren zu bekommen sind. Von Mooſullon kamen die Seefahrer nach Nikon-Ptolemeon und Tapa-Tege (jetzt Bender Chor), dann nach Klein Daphnon (jetzt Bender Mraia), ferner nach Groß-Daphnon oder Akannay (Moie Bna). Die Küste des Somali-Landes hieß damals die Küste von Barbaria, welcher Name in dem Handelsort Berbera, wo zu gewissen Zeiten des Jahres ein großer Markt gehalten wird, erhalten worden ist.*)

*) Berbera hat einen guten Hafen, aber kein Wasser. Vom Juni bis September wird der Ort durch die Nordostwinde so ausgetrocknet, daß die Somalis nicht dort leben können, sondern auf den Bergen sich aufhalten müssen. Nur vom November bis Ende März können sie dort leben, da sie in diesen Monaten Wasser haben. In diesen Monaten ist dann großer Handel.

„Von Groß-Daphnon, heißt es im Periplus, beugt sich das feste Land nach Mittag, und kommt der Handelsort der Gewürze (aromata) und die äußerste Spitze des Continentes von Barbaria, Apokope gegen Osten. Der Hafen ist hohen Wellen ausgesetzt und zu Zeiten gefährlich, weil er dem Nordwind offen liegt. Wenn der Meeresgrund unruhig wird und seine Farbe ändert, so ist dieß ein Beweis von einem kommenden Sturm. Wenn er kommt, so fliehen Alle nach dem großen Vorgebirge, einem offenen und sichern Ort, der Tabä heißt. Auf diesem Markt finden sich viele Artikel, Kassia, Asyph, Gewürze, Magla, Moto und Weihrauch. Von Tabä bei 400 Stadien, dem Chersones entlang, kommt man nach einem andern Markt, der Opone heißt, wo obige Gegenstände ausgeführt werden; man findet dort große Quantitäten Kassia, Gewürze, Moto und sehr gute Sclaven, welche man oft nach Egypten ausführt und eine große Quantität Schildkrötenschalen, die viel besser sind, als man sie anderswo findet. Man segelt von Egypten nach allen diesen fernen Märkten im Monat Juli, der Epiphi heißt. Von den diesseitigen Orten, von Ariace und Barigaza nimmt man gewöhnlich auf die genannten Märkte verschiedene Dinge: Waitzen, Reis, Butter, Sesamöl, Othonium, Gürtel und Rohrhonig, den man Zucker nennt. Einige schiffen absichtlich nach diesen Märkten; Andere belasten sich während der Ueberfahrt mit dem, was sie antreffen. Das Land wird nicht von Königen regiert; aber die Märkte werden von ihren eigenen Vorgesetzten regulirt."

„Nach Opone erstreckt sich die Küste hauptsächlich gegen Mittag, und es zeigen sich zuerst die sogenannten kleinen und großen Apocopen von Azanie — gute Ankerplätze — Flüsse — in 6 Stationen gegen Südwest; hernach der kleine Strand und der große Strand abermals in 6 Stationen. Dann kommen nach und nach die Häfen von Azanie: Zuerst der Hafen, den man Saerapion nennt, hernach der von Nikon, worauf sich mehrere Flüsse und andere Häfen der Reihe nach befinden, die sich auf Ankerplätze und Stationen je von einem

Tag vertheilen, im Ganzen 7 bis zu den Inſeln Pyralaon und bis an den ſogenannten (neuen) Kanal. Nach dem letztern, ein wenig gegen Südweſten, nach 2 Stationen (von Tag und Nacht) gegen Weſten, zeigt ſich die Inſel Menuthesias (oder Menuthias), welche vom feſten Land gegen 300 Stadien entfernt, niedrig und voll von Bäumen iſt. Auf der Inſel giebt es Flüſſe und mehrere Arten von Vögeln und Berg-Schildkröten. Es gibt keine wilde Thiere, außer Krokodilen, welche den Menſchen nicht angreifen. (Es ſind hier wohl die zwei Fuß langen Eidechſen gemeint, welche zwar nicht den Menſchen, aber den Hühnern ſehr gefährlich ſind, wie ich in Rabbai Mpia beobachtet habe.) Man findet dort kleine Barken, theils zuſammengenäht, theils aus einem einzigen Stück beſtehend. Sie werden zum Fiſchen und zum Jagen der Schildkröten gebraucht. Auf dieſer Inſel ſelbſt fängt man ſie hauptſächlich mit Körben, welche man, wie Netze, an die Oeffnung verborgener Klippen ſtellt."

„Verläßt man dieſe Inſel, ſo findet ſich nach zwei Tagereiſen auf dem Continent der letzte Marktplatz von Azanie, er heißt Rhapta, eine Benennung, welche er von den genannten kleinen zuſammengenähten Barken erhalten hat. Man findet dort viel Elfenbein und Schildkrötenſchalen. Es wohnen in dieſen Ländern ſehr große und wohlgewachſene Leute, die, jeder an ſeinem Ort, unabhängig ſind; doch iſt das Land, einem alten Recht gemäß, der Auctorität deſſen unterworfen, was man „Urarabien" heißt, und wird von dem König Mopharit*) regiert. Durch dieſen König machen es die Leute von Muſa zinsbar, welche Schiffe dahin ſenden, welche meiſtens arabiſchen Schiffsherren und Knechten anvertraut ſind,

*) Daraus geht hervor, daß alle dieſe Orte von eigenen Häuptlingen beherrſcht wurden, die aber wieder unter einem größeren Fürſten ſtanden. Manche waren wohl auch von arabiſchen Fürſten abhängig und zahlten ihnen Tribut, wie es heute noch der Fall iſt, wie wir ſpäter ſehen werden. Jedenfalls hatten die Araber vor andern fremden Nationen das Uebergewicht an der Oſtküſte, wie obige Stelle deutlich zeigt.

welche dort Handel und Verwandtschaft haben, und welche mit den Plätzen vertraut sind, und die dortige Sprache verstehen."

Man führt auf diese Märkte Spieße, welche hauptsächlich in Musa verfertigt werden, Hackbeile, kleine Schwerter oder Messer, Pfriemen und mehrere Arten von kleinen Glaswaaren (Glasperlen). An einige Orte führt man Wein und viel Getraide, nicht des Gewinnes wegen, sondern als ein Geschenk, um sich die Barbaren geneigt zu machen. Von diesen Orten wird viel Elfenbein ausgeführt, das aber geringer ist, als das von Adulis. Man bekommt daselbst auch Hörner vom Rhinozeros, Schildkrötenschalen, die schönsten nach den indischen und etwas schöner als die von Nauplios. Und diese Märkte von Azanie sind beinahe die letzten des Kontinents, welcher rechts liegt, wenn man von Berenice kommt. In der That, nach diesen Plätzen wendet sich der nicht durchschiffte Ozean gegen Westen, und gegen Süden längs der Küsten hingehend, welche Aethiopien, Libyen und Afrika entgegengesetzt sind, und vereinigt sich mit dem westlichen Meer."

Dieses Dokument, das als eine Art Handels-Journal, das der Verfasser des Periplus während seiner Reise gehalten hat, zu betrachten ist, ist für Denjenigen, der eine Localkenntniß der ostafrikanischen Küste besitzt, sehr interessant, und es ist mir, als ob der Verfasser erst kürzlich gelebt und geschrieben hätte.

Wir sehen, der Verfasser verließ Egypten im Juli, kam im August oder September der Somali-Küste entlang bis Mitte October nach dem Kap Guardafui. Unterwegs lief er in die Haupthäfen ein, nach der Gewohnheit der eingeborenen Seeleute. Mit dem Nordostwind segelte er dann im November von Guardafui an der Ostküste entlang, die er Azanie nennt und die später (im sechsten Jahrhundert) Zingium, oder Küste der Sendsch (woraus Sendschibar oder Sanguebar, Sansibar, Land der Schwarzen oder der Sclaven entstand) genannt wurde.

Nachdem der Verfasser den Marktplatz der Gewürze und

die äußerſte Spitze des Continentes von Barbaria, alſo das Kap Aſſer und Gerdaf (Guardafui) paſſirt hatte (das Vorgebirge Tabae war entweder Wadi Tochun oder Chor Hordia, wo heute noch ein kleiner Handel getrieben wird), kam er nach Opone oder in die heutige Bai von Hafun, wo ehemals perſiſche, indiſche, arabiſche und oſtafrikaniſche Waaren (wie ſie der Verfaſſer angibt) ausgetauſcht oder verkauft werden konnten.

Dieſer Hafen war geräumig und gegen den Nordoſtwind geſichert und für alle die genannten Völker nicht zu weit entfernt. Von Opone kam der Verfaſſer an die großen und kleinen Apocopa, Vorſprünge oder Ausſchnitte des feſten Landes, oder Einſchnitte des Meeres. Die großen Apocopa ſind ohne Zweifel Ras Maber (wo Waſſer und ein Beduinen-Dörflein iſt) und Ras-el-Chel, und die kleinen ſind die vielen kleinen Buchten oder Meereseinſchnitte, z. B. Ras Awat, Ras Aſad, Ras Mrut u. ſ. w., welche der Küſte entlang angetroffen werden. Eigentliche Flüſſe gibt es bis zum Dſchub-Fluß keine, aber einzelne Regenbäche, die eine Zeit lang Waſſer haben, finden ſich an dieſer Küſte. Wadi Rugal iſt einer der größten dieſer Regenbäche (Rawinen). Jetzt kommen nach und nach die Häfen von Azanie, zuerſt der Hafen Särapion (wie ihn der Verfaſſer des Periplus nennt), unter dem wohl der Hafen von Worſcheich *) zu verſtehen iſt. Dann kommt Nikon, das entweder Muckdiſcha oder Benderſcheich, oder Marka ſein kann. Hierauf kommen noch fünf andere Stationen mit kleinen Häfen. Zuerſt kommt wohl Barawa, dann

*) Der Hafen von Worſcheich erinnert mich an zwei engliſche Matroſen, welche im Jahr 1832 beim Wallfiſchfang auf einem Boot nach langem Umherirren auf der See durch Hunger- und Waſſersnoth in dieſen Hafen getrieben, und von den Somalis ihres Bootes beraubt und als Sclaven in's Innere getrieben wurden, bis ſie endlich von dem Scheich von Barawa losgekauft und nach Indien zurückgeſchickt wurden. Einer der Matroſen ſoll im betrunkenen Zuſtand von ſeines Vaters Haus in England weggelaufen ſein, und ſich dem Seeleben gewidmet haben. In ſeinem Durſt an der Somaliküſte ſoll er ſich ſeiner Miſſethat erinnert und es bereut haben, daß er die Seinigen ſo betrübt und ſich ſelbſt unglücklich gemacht habe.

Dſchora, dann die Mündung des Dſchub-Fluſſes (wo wahrſcheinlich früher viel Handel getrieben wurde), dann die Inſel Kiama, oder die Bucht Dunford (Schat Burgao), dann folgen die Inſeln Pyralaon, d. h. die vielen Felſeninſeln, die nicht bewohnt ſind, und die bewohnten großen Inſeln Patta, Thula, Lamu, welche vom feſten Land durch einen Kanal getrennt ſind, der Schiffe von mäßiger Größe zuläßt. Es iſt möglich, daß das Wort „Pyralaon" Feuer Ausgang (vom griechiſchen pyr und dem urſprünglichen Suahili-Wort „ulao" Ausgang) bedeutet, womit auf die vulkaniſche Thätigkeit, die an dieſer Küſte unverkennbar gewüthet und 366 Felſen-Inſelchen (nach der Ausſage der Araber) erzeugt hat, hingedeutet werden ſoll, wenn das Wort nicht eine Corruption iſt von Bar oder Ber (Land), und Ata, d. h. Land der Ala-Stämme, die früher hier gewohnt haben mögen.

Was den ſogenannten neuen Kanal betrifft (nach einer andern Leſeart des Textes), ſo löst ſich dieſe Frage leicht dadurch, daß die Seefahrer vor dem Periplus von dem offenen Meer aus (wie ich 1843) an jene Inſeln anfuhren, während die ſpäteren den Kanal zwiſchen dem feſten Land und den Inſeln Lamu und Patta benützten, wie ich auch 1847. Ich habe die arabiſchen Kapitäne oft von alten und neuen Paſſagen (Durchgängen), ſowie von alten und neuen Häfen reden hören. Es verſucht nicht leicht Einer einen neuen Weg; wenn aber dieſer von einem mehr beherzten Araber gefunden worden iſt, ſo gehen ſie ihm alle nach und heißen ihn den „Tarik Gedid" den neuen Weg. Der Weg konnte ja den Arabern recht wohl bekannt ſein, nur den Egyptern nicht, bis dieſe ihn kurz vor der Ankunft des Verfaſſers des Periplus auch ausfindig machten.

Wenn der Reiſende von der Inſel Lamu mit gutem Wind abreiste, ſo konnte er in zwei Gängen, d. h. zwei Tagen und zwei Nächten, gut nach Sanſibar gelangen, was die Inſel Menutheſias*) ſein muß. Sanſibar iſt nieder,

*) Dieſes Wort iſt wohl aus Ungudſcha (Hitze, Brand) entſtanden, wie Sanſibar von den Suahili genannt wird.

beſonders an einigen Stellen, hat viele Bäume, und iſt, wenn man die entfernteſten Orte der Inſel annimmt, allerdings 300 Stadien vom feſten Land entfernt. Viele Flüſſe giebt es zwar in Sanſibar nicht (es giebt eigentlich nur Einen immer fließenden Fluß (Mtoni), aber man darf das Wort „Fluß" in der afrikaniſchen Phraſeologie nicht zu ſehr premiren, ſondern man muß meiſtens Meereinſchnitte, in welche während der Regenzeit Flüſſe oder Bäche fließen, darunter verſtehen. Was der Verfaſſer des Periplus von den zuſammengenähten Barken ſagt, iſt wunderbar genau erzählt, als ob er in unſern Tagen gelebt, und über die ſchnell ſegelnden Boote der Patta-Leute, über die ſogenannten „Mitepe pl. Mitepe *) geſchrieben hätte, an welchen nicht ein einziger Nagel zu finden iſt, da die Bretter mit dünnen Stricken ſo feſt zuſammengenäht ſind, daß nicht leicht Gefahr des Auseinandergehens entſteht. Auch das Fiſchen mit Körben, deren der Verfaſſer Erwähnung thut, zeigt deutlich, daß er ein genauer Beobachter und Augenzeuge geweſen iſt, denn dieſe Art zu fiſchen wird heute noch angewendet.

Wenn der Verfaſſer weiter ſagt, daß man nach 2 Tagreiſen, d. h. 2 Tag- und Nachtreiſen (zur See) nach Rhapta, komme, ſo könnte damit wohl Kiloa Kibendſche gemeint ſein, wohin man in der gegebenen Zeit mit gutem Wind wohl

*) Ueber die Mitepe oder Patta-Boote ſagt Kapitän Owen 1. Bd. pag. 232.: „Dieſe Daus (Boote) ſind gewöhnlich 60 Fuß lang und 14 breit, ihr Schnabel endet in einem langen ſpitzigen Punkt mit einem hohen, überhangenden Hintertheil. Sie ſind keilartig gebaut. Wenn ſie auf den Grund gerathen, muß man ſie ſenkrecht halten durch hölzerne Stützen, welche ſie immer bei ſich haben. Die Bohlen werden an den Rippen befeſtigt durch Riemen, nicht durch Nägel, und in einigen ſtehen die Balken hervor. Ihr ungeheures viereckiges Segel aus Tuch oder Matten hat eine Segelſtange oben und unten. Das Boot iſt ſehr ſchnell und ſegelt beſſer gegen den Wind als die meiſten Schiffe. Sie haben immer viel Mannſchaft und werden oft von 16 Ruderern begleitet, außer an ſeichten Stellen, wo man ſie durch Stangen vorwärts treibt. Sie gebrauchen gewöhnlich Anker von Stein. An einer Felſenküſte ſind dieſe Boote beſſer als die europäiſchen.,

gelangen kann. Aber es ſcheint mir angemeſſener, daß man die Gegend und Mündung des Lufidſchi-Fluſſes für Rhapta (8° ſüdlich) betrachte, wo früher ein großer Handels-Mittelpunkt geweſen ſein mag, und zum Theil noch iſt, und wohin man in 2 Tagreiſen von Sanſibar aus gut kommen kann. Was den Namen Rhapta betrifft, der, wie der Verfaſſer ſagt, von den zuſammengenähten Booten hergenommen iſt, ſo ſcheint mir dieſer Name eine allgemeine, abſtracte Bedeutung auszudrücken, als: „Pack- oder Aufladungs-Einſchiffungs-Ort," da wo man ſeine Waaren zuſammenpackt und einſchifft zur Heimfahrt. Rabad heißt im Arabiſchen „binden, zuſammenbinden," daher Rabda oder Robda ein Paket, Bündel heißt. Dieſe Erklärung dürfte um ſo eher ſtatthaft ſein, da ſich die Mittheilung des Verfaſſers des Periplus mehr auf commerzielle als auf geographiſche oder wiſſenſchaftliche Zwecke bezieht. Dieſe Anſicht von Rhapta paßt auch deßwegen beſſer, weil ohne Zweifel der Name „Azanie" (d. h. Sclaven) in der Gegend des Lufidſchi zuerſt entſtanden ſein mag, da am Lufidſchi-Fluß das Hauptquartier des Sclavenhandels in Oſtafrika geweſen ſein mochte. Die Sclaven wurden wohl hauptſächlich von den am Lufidſchi wohnenden Dſchendſch- oder Sendſch-Stämmen genommen, weßhalb auch dieſe Küſte ſpäter die Küſte der Sendſch, oder Zingium genannt wurde, wenn man nicht das Wort Azanie von Bär-el-Chaſain (Küſte der Waſſerbehälter), das an der Somaliküſte liegt, ableiten will, woraus auf den alten Karten Ajan und Azan entſtanden ſein mag.

Wenn der Verfaſſer des Periplus endlich ſagt, daß man Hackbeile, kleine Schwerter, Meſſer, Glasperlen und Wein auf die Märkte von Azanie bringe, ſo iſt jeder Zug genau und der Wahrheit gemäß. Das ſind die Dinge, die heute noch geſucht werden. Wie ſehr die Eingebornen den Wein und Branntwein lieb gewonnen haben, können meine in dieſem Buch mitgetheilten Journale beweiſen. Auch Schildkrötenſchalen, Rhinozeros-Hörner, ſchöne Muſcheln u. ſ. w. werden an dieſer Küſte gekauft, und Kauris finden ſich bei der

Inſel Maſia nicht weit vom Lufidſchi, ſowie auch ſüdlich von Kiloa in Mgau, ein Wort, das wie Rhapta, eine allgemeine, abſtracte Bedeutung hat und „das, was kommt, hervorkommt, oder hervorgebracht wird, Produkte, und was abgeholt wird," alſo Land der Produkte, Land der Aufladung, wo die fremden Schiffe alles finden, was ſie ſuchen und aufladen wollen, z. B. Reis, Durra, Elfenbein, Sclaven u. ſ. w., bezeichnet. Ich wäre nicht abgeneigt, Mgau für das alte Rhapta zu halten, wenn nicht die Beſtimmung „zwei Tagreiſen von Menutheſias" dieſer Anſicht entſchieden entgegen wäre.

Man muß übrigens nicht glauben, daß die nichtarabiſchen Seefahrer über Rhapta (das ſie in 15 Tagen und Nächten vom Kap Guardafin an erreichten) hinaus nichts weiter von Oſtafrika gewußt hätten. Der Geograph Ptolemäus kann uns dieſen Glauben benehmen, obgleich er, verglichen mit dem Verfaſſer des Periplus, vielfach im Irrthum iſt, weil er nicht als Augenzeuge, ſondern nach den verſchiedenen Berichten der Seefahrer, und wahrſcheinlich vor dem Periplus geſchrieben hat, da er ſonſt dieſe Schrift gekannt haben, und ſie, wie die Tabelle des Marinus von Tyrus, kritiſirt haben würde.

Nach dem neunten Kapitel des erſten Buches in der Geographie des Ptolemäus hat ein gewiſſer Seefahrer oder Pilote, Namens Dioskorus, erzählt, daß die Entfernung von Rhapta nach Kap Praſum ſich auf 5000 Stadien belaufe, ſomit müßte Praſum in der Nähe von Moſambik gelegen haben.

Der Seefahrer Diogenes wurde von einem Nordwind in 25 Tagen nach den Sümpfen getrieben, wo der Nil ſeine Quelle hat. Dieſe Sümpfe waren etwas nördlich von Kap Rhaptum.

Nach Ptolemäus wären die Hauptorte an der oſtafrikaniſchen Küſte folgende:

„In dem erſten Golf, der an Aromata grenzt, liegt das Dorf von Pans, eine Tagreiſe weit von Aromata, und der Markt von Opone, 6 Tagreiſen von dem Dorf. Unmittel-

bar nach Opone iſt ein anderer Golf, wo Azanie anfangt, bei deſſen Eingang das Vorgebirge Zingis und der Berg Phalangis iſt, der 3 Gipfel hat; dieſen Golf heißt man Apokopes; man kann ihn in zwei Tagen und zwei Nächten durchſegeln. Nach dieſem Golf kommt der kleine Strand, den man in 3 Tagen durchſegelt; dann der große Strand, der in 5 Tagen zurückgelegt wird. Unmittelbar nach dieſen Küſten iſt ein anderer Golf, in welchem ein Marktplatz Namens Eſſina ſich befindet, welchen man nach einer Fahrt von 2 Tagen und 2 Nächten erreicht. Dann kommt der Hafen von Saerapion, nach einem Lauf von einer Nacht und einem Tag. Von da fängt der Golf an, welcher in 3 Tag- und Nachtreiſen nach Rhaptes bringt, an deſſen Eingang ein Handelsort Namens Niki ſich befindet. Bei Kap Rhaptum iſt ein Fluß und die Hauptſtadt nicht weit vom Meer. Beide haben gleichen Namen. Um den Golf herum, welcher ſich von Rhaptes bis zum Vorgebirge Praſum ausbreitet (ein ſehr großer, aber nicht tiefer Golf), leben die wilden Menſchenfreſſer."

Man ſieht, der große Geograph Ptolemäus ſteht in mancher Beziehung hinter dem Verfaſſer des Periplus zurück, was nur daher kommen mag, daß Ptolemäus vor jenem geſchrieben hat.

Mit dem Verfall des römiſchen Reiches zerfielen auch wieder die griechiſch-römiſchen Beziehungen und Unternehmungen in ferne Länder, und darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir wenig mehr von den Griechen und Römern über Oſtafrika vernehmen.

Nur Cosmas im 6. Jahrhundert gibt uns einigen Bericht, der aber ebenfalls ſehr hinter dem des Periplus zurückſteht. Er ſchreibt in ſeiner Topographie der chriſtlichen Welt über Oſtafrika und ſeine Küſten Folgendes:

„Man theilt die Erde in drei Theile: Aſien, Libyen und Europa. Man nennt Aſien den Orient; Libyen den Mittag bis gegen Abend; Europa, den Norden bis an das weſtliche Geſtade. Auf unſerer Erde gehen 4 Meerbuſen aus dem Ocean, nämlich: der Unſerige, der von Gades, der im

Westen die Länder bespült, welche unter römischer Herrschaft stehen; der Arabische, der der Erythräische heißt, und der Persische, welche beide von Sendsch gegen die östlichen und südlichen Theile der Erde sich erstrecken, und sich zertheilen bei dem Land, das man Barbaria nennt, wo das Land von Aethiopien aufhört. In der That, Sendsch liegt, wie alle Indienfahrer wissen, jenseits des Landes, welches den Weihrauch erzeugt, dessen Name Barbaria ist und das den Ocean umgiebt, welcher in die beiden Meerbusen hineinlauft. Der vierte Meerbusen erstreckt sich vom nördlichen Theil der Erde nach Osten, und heißt das Kaspische Meer oder das Meer von Hirkanien. Man kann nur in diesen Meerbusen schiffen, aber nicht im Ocean, sowohl wegen der beständigen Unruhe der Wellen und der dicken Dünste, welche die Sonnenstrahlen verdunkeln, als auch weil er unendliche Strecken einnimmt. Ich zeige alle diese Dinge an, denn ich habe sie theils selbst erfahren, theils von einem frommen Mann entnommen. Ich habe wirklich des Handels wegen in den drei Meerbusen Schiffahrt getrieben, in dem, der zur römischen Herrschaft gehört, in dem Arabischen und Persischen, und durch Erkundigungen bei den Einwohnern und Piloten habe ich eine genaue Kenntniß der Plätze erlangt."

„Als wir eines Tages gegen Innerindien hinschifften, kamen wir beinahe nach Barbaria, jenseits dessen Sendsch ist: denn so nennt man auch den Eingang des Oceans. Als wir uns rechts wandten, sah ich eine Menge Vögel fliegen, die man Supha nennt, und die wenigstens noch einmal so groß sind als die Hühnergeier. Ich bemerkte zugleich, daß das Wetter an dieser Stelle sehr schlecht wurde. Wir wurden von Schrecken ergriffen, und die, welche dort bekannt waren, sowohl Matrosen als Piloten, sagten, daß wir dem Ozean nahe wären, und riefen dem Steuermann zu: „Drehe links, gehe in den Golf ein, aus Furcht, wir möchten im Ozean von den heftigen Wellen fortgerissen werden und umkommen. Denn der Ozean stürzt sich in den Golf und verursacht ungeheure Wellen, und die Wellen, welche vom Golf ausströmten,

rißen uns fort dem Ozean zu. Das war für uns ein schreckliches Schauspiel, und wir wurden von einem unaussprechlichen Schrecken ergriffen. Während der Zeit flog eine Menge Vögel, welche ich Susypha genannt habe, über unsere Häupter und folgten dem Schiff, und das war ein Zeichen von der Nähe des Ozeans."

Das Land, welches den Weihrauch erzeugt, liegt an den Grenzen von Aethiopien: es liegt in der Mitte der Länder, aber jenseits ist der Ozean. Die Einwohner von Barbaria, welche die Nachbarn dieser mittelländischen Gegenden sind, begeben sich dorthin und holen Weihrauch, Kassia, Rohr und viele andere Dinge, welche sie selbst zur See nach Adulis führen, zu den Homeriten, und nach Inner-Indien und Persien.

„Das Land der Homeriten ist nicht weit von Barbaria, es ist nur eine zweitägige Fahrt zur See. Jenseits Barbaria ist der Ozean, welcher dort den Namen „Meer von Sendsch" hat. Das sogenannte Land Sasus ist auch nahe am Ozean, wie auch der Ozean nahe am Weihrauch-Land ist; es erzeugt viel Gold."

Man sieht aus diesem Bericht, wie unbekannt Ostafrika für die Griechen und Römer vierhundert Jahre nach Ptolemäus und dem Periplus geworden ist. Kein Wunder, daß die Araber wieder ihr ursprüngliches Monopol *), und zwar jetzt um so ungestörter behaupten konnten, je mehr in Europa, Egypten und Kleinasien die Barbarei überhand nahm und vollends, als die Araber sich durch das Emporkommen des

*) Man darf wohl annehmen, daß die Araber, so lange sie noch Heiden waren, in Ostafrika keine förmliche Staaten gründeten, Gesetze gaben, erobernd und colonisirend auftraten, sondern blos Handelshäuser errichteten. Der Grund, warum sie nicht erobernd auftraten, war wohl der, daß sie in Arabien selbst noch keine politische Einheit hatten. Sie waren in Arabien selbst in viele republikanische Stämme getheilt, die meistens mit einander im Streit waren, der es ihnen unmöglich machte, nach Außen erobernd aufzutreten. Dieß wurde aber anders, als sie Muhamedaner wurden.

Muhamedanismus zu einer politiſchen Einheit geſtalteten und nach allen Seiten hin erobernd auftraten.

Jetzt ſtehen wir in der dritten Periode der Beziehungen fremder Völker zur Oſtküſte von Afrika. Es ſind wieder die Araber, aber in ihrer islamiſirten Geſtalt, welche an jener Küſte auftreten und jetzt kleine unabhängige Staaten gründen.

Je mehr die nordiſchen Barbaren (Germanen u. ſ. w.) in das römiſche Reich eindrangen und es bedrängten, je mehr wurden die römiſchen Kaiſer genöthigt, ihre Heere aus den entfernten Provinzen des Reiches zurückzuziehen, um Italien zu vertheidigen. So kam es, daß Aden, der römiſche Seehafen (portus Romanus), und nach und nach ganz Arabien von den Römern aufgegeben werden mußte, worauf dieſes Land von den Abeſſiniern erobert wurde, welche ihren Mitchriſten in Arabien, die dort beſonders von den Juden viel zu leiden hatten, zu Hülfe kommen wollten. Der abeſſiniſche König Kaleb züchtigte (im Jahr 522) die arabiſchen Juden auf eine exemplariſche Weiſe. Aber die abeſſiniſche Herrſchaft in Arabien dauerte nur etwas über 60 Jahre.

Die Perſer hatten unter der Dynaſtie der Saſſaniden das Uebergewicht im perſiſchen Meerbuſen erlangt und ſuchten jetzt auch Arabien zu erobern. Der perſiſche König Chosroe *) der zweite, der im Jahr 600 von dem letzten Hamiariten-König Seif Ben Dujeſin um Hülfe gegen die Abeſſinier angeſprochen worden war, erſchien mit einer Flotte vor Aden, ſchlug den abeſſiniſchen König Mabruk in einer entſcheidenden Schlacht und nahm Beſitz von den, den Abeſſiniern unterworfen geweſenen arabiſchen Provinzen, welche jetzt von den Perſern abhängig blieben, bis Muhamed, der Prophet von Mecca, auftrat und durch ſeine ſinnliche Religion die arabiſche Nation zu einem politiſchen Ganzen vereinigte, und ſie auf die Bahn der Welteroberung ſtellte. Es

*) Nach Andern ſoll Chosroe der Erſte (Nuſchirwan) die Abeſſinier aus Jemen vertrieben haben.

iſt bekannt, daß die islamiſirten Araber in ihrer erſten Periode (während 150 Jahren) einen großen Theil von Aſien, Afrika und Europa überſchwemmten, daß ſie aber auch bald nach dem Tod ihres Propheten Muhamed, unter einander ſelbſt (aus religiöſen und politiſchen Gründen) zerfielen, was die beſiegten Partheien bewog, ihr Vaterland Arabien zu verlaſſen. Wo konnten ſie eine beſſere Heimath finden, als an den fruchtbaren Geſtaden von Oſtafrika, wo ſie ſchon bekannt und vor den Verfolgungen ihrer fanatiſchen Sieger geſchützt waren? Nach der Erzählung der arabiſchen Chronik, welche die Portugieſen nach der Eroberung von Kiloa unter Dom Francisco D'Almeida auf dieſer Inſel fanden, und welche Joan de Barros uns hinterlaſſen hat, waren es die Emoſaiden oder Anhänger des Said (des Sohnes Ali, des Sohnes Huſſein, des Sohnes Ali, des Vetters und Schwiegerſohnes von Muhamed) geweſen, welche um das Jahr 740 ſich an verſchiedenen Orten von Oſtafrika niederließen. Said, von den Rebellen zum Kaliſen erklärt, wurde von der Gegenparthei geſchlagen und getödtet, worauf ſeine Anhänger fliehen mußten, um den Verfolgungen ihrer Gegner zu entgehen.

Auch aus den Schriften des Abulfeda und Nowairi ſieht man, daß eine innige Beziehung zwiſchen Arabien und der Oſtküſte von Afrika ſtattfand. Um das Jahr 870 wurde die Stadt Baſſora von den Sclaven der Sendſch erobert und geplündert, welche die Kaliſen von Bagdad in ihrem Dienſt hatten.

Wichtiger und ausführlicher werden die arabiſchen Berichte über Oſtafrika von Maſudi an, welcher im 10. Jahrhundert ſchrieb. Dieſer Geſchichtſchreiber ſagt: „Der Nil fließt durch denjenigen Theil der Sudanländer, welche an die Länder von Sendſch grenzen, und ein Zweig davon trennt ſich und fließt in das Meer der Sendſch, welches das Meer iſt, worin die Inſel Cambalu liegt. Dieſe Inſel iſt ſehr kultivirt; ihre Einwohner ſind Muhamedaner, die aber die Sprache der Sendſch reden. Die Muhamedaner haben dieſe

Inſel erobert und ihre Einwohner zu Gefangenen gemacht, ganz ſo wie ſie die Inſel Kreta im Mittelmeer erobert haben. Dieſes Ereigniß fand ſtatt im Anfang der Dynaſtie der Abaſſiden oder am Ende der Herrſchaft der Ommiaden."

„Von dieſer Inſel bis Oman iſt es etwa 500 Parafangen weit zur See. Dieß iſt aber nur ungefähre, nicht geometriſche Berechnung. Viele Schiffer von Syraf und Oman, welche dieſes Meer häufig beſuchen, ſagen, daß ſie ein wenig nach dem periodiſchen Wachsthum des Nils in Egypten, in der Farbe dieſes Meeres Veränderungen auf dem kleinen Raum finden, wo die Strömung des Fluſſes, wegen ſeines Ungeſtümes, fortläuft. Der Fluß kommt von den Bergen der Sendſch und iſt etwa eine Meile breit. Das Waſſer iſt ſüß und wird kothig zur Zeit des Wachsthums. Es hat darin Krokodile, wie in dem egyptiſchen Nil."

Dieſe Schiffer gehen auf dem Meer der Sendſch ſo weit als bis zur Inſel Cambalu und bis nach Sofala *) von Demdema, welches Land am Ende der Sendſch iſt.

„Die Zahl der Inſeln von Sendſch iſt ſehr groß. Unter dieſen Inſeln iſt eine, welche ein oder zwei Tage vom feſten Land entfernt iſt. Man findet daſelbſt eine muhamedaniſche Bevölkerung, unter der die muhamedaniſchen Häuptlinge die Gewalt erblich fortgepflanzt haben. Man heißt ſie Cambalus."

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, wo die Inſel Cambalu gelegen haben mag. Man könnte an Sanſibar oder Madagaskar denken. Nördlich von Sanſibar geht der Pangani-Fluß ins indiſche Meer. Der Pangani wird heute noch von den Arabern als ein Zweig des Nils betrachtet. Es hat ſehr viele Krokodile im Pangani, und ſeine Mündung iſt ſehr breit und in der Regenzeit wird das Meerwaſſer auf eine weite Strecke hin etwas röthlich gefärbt. Die Entfernung vom Pangani bis Sanſibar beträgt eine Tagreiſe auf

*) Die Araber nannten Sofala „el ard-ed-dahab" (Goldland), wie man bei Maſudi leſen kann.

einem Boot der Eingebornen, doch braucht man manchmal auch zwei Tage, wenn der Wind nicht stark genug ist und man südlich bis Sadan und von dort nach Sansibar herüberfahren muß.

Wäre Madagaskar die Insel Cambalu gewesen, so müßte der Sambesi- oder Kilimani-Fluß der Zweig des Nil gewesen sein, von dem Masudi spricht; aber wir wissen nicht gewiß, ob die Muhamedaner früher Madagaskar erobert hatten, da dieß ein sehr schwieriges Unternehmen gewesen wäre. Höchstens können sie ein paar Küstenplätze von Madagaskar besessen haben. An einigen Orten haben sie heute noch großen Einfluß, obwohl die Regierung jener Orte in den Händen der tyrannischen Königin der Insel liegt. Am besten wird man thun, wenn man die große Komoro-Insel „Ingasidscha" als die von Masudi erwähnte Insel „Cambalu" ansieht und den Fluß Lufuma oder Rufuma, der in der Nähe des Niassa-Sees entspringt, als den bezeichneten Zweig des Nils betrachtet. Bekanntlich betrachten ja die Araber alle ostafrikanischen Flüsse als Zweige des Nil. Alle haben nach ihrer Ansicht Eine Quelle mit dem egyptischen Nil. Wie dieß zu verstehen sei, darüber habe ich mich in diesem Buche hinreichend erklärt. Ingasidscha ist heute noch ganz muhamedanisch und wird von muhamedanischen Fürsten beherrscht. Es ist wahrscheinlich, daß die ausgewanderten Emosaiden diese Insel zum Mittelpunkt ihrer Herrschaft im Süden der Sendsch-Küste gemacht haben. Sie liegt etwa zwei Tage von der Mündung des Lufuma-Flusses.

Masudi sagt ferner über die Sendsch-Küste Folgendes:

„Der entfernteste Theil des Sendsch-Meeres reicht an die Länder von Sofala und Wak-Wak. *) Dieses Land hat Ueberfluß an Gold, an wunderschönen Dingen, und ist sehr fruchtbar. Die Sendsch haben es zum Sitz ihres Reichs erwählt und haben an ihrer Spitze einen König, den sie Ukli-

*) Der Name „Wak-Wak" kann das Land der Wakua- oder Makua-Stämme nördlich von Mosambik andeuten.

men nennen. Dieſen Namen haben die Sendſch-Könige zu allen Zeiten geführt. Eklimen, das Oberhaupt aller Sendſch-Könige, marſchirt an der Spitze von 300,000 Reitern. Sie reiten auf Kühen. Sie haben weder Pferde noch Maulthiere; ſie kennen dieſe Thiere nicht; auch kennen ſie weder Schnee noch Hagel. Auch giebt es unter ihnen einige Racen, welche geſchärfte Zähne haben und welche ſich untereinander auffreſſen. Die Wohnungen der Sendſch beginnen am Ufer des Fluſſes, welcher von der Höhe des Nil kommt und erſtrecken ſich bis an die Länder Sofala und Wak-Wak. Die Ausdehnung des Landes, das ſie bewohnen, beträgt in Beziehung auf Länge und Breite ungefähr 700 Paraſangen. Es beſteht aus Feldern, Thälern, Bergen und Sandgegenden.

„Der Titel des Königs der Sendſch heißt Oklimen, d. h. der Sohn des großen Herrn, das iſt der Gott des Himmels und der Erde; ſie nennen den Schöpfer Tamkalandſchalu *)." „Es giebt ſehr viele Elephanten in dem Land der Sendſch, aber ſie ſind alle im wilden Zuſtand, und man ſieht keinen, der gezähmt wäre. Die Sendſch gebrauchen den Elephanten nicht zum Krieg, noch zu andern Zwecken, ſondern ſuchen ſie bloß zu tödten. Von dieſem Lande kommen die großen Elephantenzähne, von denen jeder 150 Mann und noch mehr wiegt; ſie werden meiſtens nach Oman gebracht, und von da nach Indien und China verſendet. Die Kühe, welche die Sendſch als Laſtthiere und zum Reiten im Krieg gebrauchen, haben einen Sattel und Zügel, und laufen ſo ſchnell als Pferde. **) Nach der Anſicht der Sendſch iſt

*) Das Wort „Tamkalandſchalu" iſt offenbar aus mkala dicht oder zulu, d. h. der, welcher oben iſt, der Obere, Gott, Himmel, zuſammengeſetzt. Uklimen oder Oklimen iſt entweder von dem arabiſchen Wort „ Kalama" reden, befehlen, alſo mkalim der Redner, Befehlshaber, abzuleiten, oder iſt es eine Corruption des Suahili-Wortes „Mfalme oder Mfalume," König, Fürſt, oder bedeutet es „Landbauer, Mkulima, der, welcher das Land baut und beſitzt, alſo oberſter Landbauer und Beſitzer.

**) Das Reiten auf Kühen iſt heute noch in Südafrika unter manchen Stämmen üblich.

ihr König von Gott erwählt, um sie mit Gerechtigkeit zu regieren und zu behandeln. Wenn einer dieser Fürsten von den Regeln der Gerechtigkeit abweicht und eine tyrannische Handlung begeht, so tödten sie ihn und berauben seine Nachkommen des Thrones; denn sie behaupten, daß der König, wenn er sich so beträgt, nicht mehr der Herr des Himmels und der Erde sein kann. Die Sendsch sind sehr beredt und sie haben Redner, welche den Leuten in ihrer Sprache Reden halten."

Mehr Aufschluß über die Niederlassungen der muhamedanischen Araber an der Ostküste findet sich in der schon erwähnten Chronik von Kiloa. Nach ihrem Bericht wäre eine große Anzahl Araber von einem Stamm in der Nähe der Stadt El-Chasa im persischen Meerbusen auf 3 Schiffen ausgewandert unter der Anführung von 7 Brüdern, welche den Verfolgungen des Sultans dieser Stadt zu entfliehen suchten. Sie landeten an der Küste von Adscham (Ajan) und gründeten zuerst die Stadt Magadascho (Mukdischa oder Mukdischu), und hernach Barawa, welche noch bei der Ankunft der Portugiesen von 12 Häuptlingen, welche von jenen 7 Brüdern abstammten, regiert wurde. Mukdischa wurde mächtig und beherrschte alle Araber der Küste. Die ersten Ankömmlinge waren die Emosaiden, welche einer andern religiösen Ansicht huldigten und daher den Arabern der neuen Stadt sich nicht unterwerfen wollten. Da sie nicht mit Gewalt widerstehen konnten, begaben sie sich in's Innere und vermischten sich mit den Kaffern, nahmen ihre Sitten an, und verheiratheten sich unter denselben. Sie bildeten so eine Mestizen-Bevölkerung zwischen den Negern und Arabern, sowohl was das Geblüt als was die religiösen Ideen und das Land betrifft, das sie in Besitz nahmen, welches im Osten an die Niederlassungen der Muhamedaner grenzte, im Westen aber an das Land der Eingebornen. Dieß sind die von den Küstenarabern sogenannten Beduinen; — „das waren die Leute von Mukdischa, welche zuerst auf ihren Schiffen das Land Sofala erreichten und die Goldminen dieser Gegend

bearbeiteten. Ein Zufall des Meeres führte sie in diese Gegend. Eines ihrer Schiffe nämlich wurde vom Sturm und der Strömung dahin gerissen."

Es ist wahrscheinlich, daß die Gründung von Mukdischa im Jahr 900—950 Statt fand.

Nach der Chronik von Kiloa herrschte über 70 Jahre nach der Gründung von Mukdischa in Schiras (eine Stadt am persischen Meerbusen) ein Sultan Namens Chasen, welcher 7 Söhne hinterließ. „Einer von diesen, Namens Ali, wurde von seinen Brüdern wenig geachtet, weil er der Sohn einer abessinischen Sclavin war, während die Mutter der Brüder von den persischen Fürsten herstammte. Aber Ali war an Weisheit und persönlichem Verdienst den Brüdern überlegen. Um sich der Verachtung und schlechten Behandlung seiner Brüder zu entziehen, suchte er sich in einem neuen Vaterland ein besseres Loos. Mit seiner Frau, seinen Söhnen, seiner ganzen Famile und andern Leuten, welche sich zu ihm gesellen wollten, schiffte er sich auf zwei Schiffen auf der Insel Hormus ein und nahm seine Richtung nach der Küste von Sansibar, wo die Sage von reichen Goldminen lobpreisend vernommen wurde. Er landete in Mukdischa und in Barawa, aber mit jenen Muhamedanern konnte er nicht harmoniren, da er von der in Persien herrschenden religiösen Secte war. Weil er nun fest entschlossen war, einen eigenen Staat zu gründen, dessen Alleinherrscher er selbst wäre, so segelte er der Küste entlang und kam nach Kiloa. Hier bemerkte er die natürliche Beschaffenheit dieser Gegend, die von Wasser umgeben war. Er schützte sie vor den feindlichen Angriffen seiner Nachbarn, kaufte sie für eine gewisse Quantität von Stoffen von den Einwohnern unter der Bedingung, daß sie sich auf das feste Land zurückzögen. Nach ihrer Abreise befestigte er den Ort, um sich nicht nur gegen die Kaffern, sondern auch gegen die benachbarten Muhamedaner vertheidigen zu können, namentlich gegen die Inseln Songo und Dschanga, deren Herrschaft sich bis Mopana (entweder die Insel Mafia oder Kap Puna) etwa 20 Stunden weit von

Kiloa erſtreckte. Ali nach ſeiner Weisheit hatte bald eine ſehr große und feſte Stadt geſchaffen, welcher er den Namen gab, den ſie heute noch hat. Nachdem er ſie befeſtigt hatte, fieng er an, ſeine Herrſchaft über die benachbarten Stämme auszubreiten. Er ſandte auch einen ſeiner Söhne nach der Inſel Maſia und nach andern Inſeln der Küſte. Er nahm bald den Namen eines Sultans an, welchen ſeine Nachfolger beibehielten. „Die Gründung von Kiloa fand Statt zwiſchen 960—1000 Jahre nach Chriſti Geburt. Kiloa herrſchte ſpäter bis zur Inſel Pemba im Norden und bis Sofala im Süden. Die Sultane von Kiloa ſollen 541 Jahre regiert haben bis zur Ankunft des Portugieſen Capral, welcher im Jahr 1500 nach Kiloa kam. Nach dem Tod des Ali Ben Chaſen regierte ſein Sohn Ali Bumale, dann folgte Ali Ben Soloquet, dann Daud, dann Ali Ben Beker u. ſ. w. Kiloa hatte etwa 37 auf einander folgende Sultane von ſeiner Gründung an bis auf die Ankunft der Portugieſen. Soliman Chaſen herrſchte von Sofala bis Maſia, Sanſibar und Pemba. Maſudi's Zeitgenoſſe, der arabiſche Schriftſteller Abu-Said-Haſſan, ſpricht auch von der Küſte der Sendſch und von der Inſel Socotora. Er ſagt: „Daſſelbe Meer (der Sendſch) umgiebt die Inſel Socotora, wo die ſocotriniſche Aloe wächst. Die Lage dieſer Inſel iſt nahe am Land der Sendſch und der Araber. Der größte Theil ſeiner Bewohner beſteht aus Chriſten.“

Abu-Said Haſſan erzählt dann, daß Alexander der Große, auf den Rath ſeines Lehrers Ariſtoteles, nach der Eroberung von Perſien die Inſel Socotora ſich unterworfen habe, um die Aloe zu bekommen, weil keine Arznei vollkommen ſein könne ohne die Aloe. Ariſtoteles rieth, die Eingeborenen aus der Inſel zu entfernen, und ſie mit Griechen zu beſetzen, welche die Inſel bewachen und die Aloe nach Griechenland und Egypten bringen ſollten. Die Griechen hörten ſpäter von Jeſus reden, und nahmen nach dem Exempel der Römer die chriſtliche Religion an. Die Ueberreſte dieſer Griechen haben ſich, ſagt Abu-Said, erhalten bis heute.

Im zwölften Jahrhundert ſchrieb der Scherif Edriſi am Hofe des Königs von Sizilien einen geographiſchen Tractat, worin er auch die oſtafrikaniſche Küſte beſchreibt. Er ſagt: „Die Städte Carfuna, Markah und El-Nedſcha ſind von dem Land Berbera abhängig, und bilden die Grenze ſeiner Provinzen. Die Einwohner von Berbera nähren ſich großentheils von dem Fleiſch der Meerſchildkröten, welche ſie Lebeh heißen. Man kann zu Waſſer in zwei Tagen von Dſchua nach Carfuna kommen. Dieß Land wird von einem hohen Berg beherrſcht, welcher ſich nach Süden ausbreitet. Von Carfuna nach Termeh ſind es zwei Tage zu Waſſer. Hier fängt das Gebirge von Chakui an. Darnach kommen die Dörfer Elhadie. Von Chakui bis Marka zählt man zu Waſſer 3 kleine Tagereiſen. Zwei Tage von Marka, in der Wüſte, iſt ein Fluß, welcher, wie der Nil, dem Wachsthum unterworfen iſt, und an welchem man Durra ſäet. Von Marka nach Elnedſcha iſt es 1½ Tag zu Waſſer. Elnedſcha iſt das letzte Land, das von Berbera abhängig iſt. Von Elnedſcha bis Carfuna iſt es 8 Tagreiſen. Elnedſcha iſt eine kleine Stadt am Ufer des Meeres. Von dort bis Beduna iſt es 6 Tagreiſen. Die Leute dieſer ſehr bevölkerten Stadt eſſen Fröſche, Schlangen und andere Thiere, vor denen der Menſch im Allgemeinen einen Abſcheu hat! Dieſes Land grenzt an das der Sendſch. In Carfuna und Beduna ſind Unglaubige.

„Dieſes Meer (der Sendſch) iſt das Meer von Indien, und an ſeinem Geſtade liegt die Stadt Meruat, am Ende des Kafferlandes; dieſe Leute haben keinen Glauben, ſie beten nur Steine an, welche mit Fiſchöl beſtrichen ſind. Ein Theil dieſes Landes gehorcht dem König der Berber, und ein anderer hängt von Abeſſinien ab. Von Meruat nach Medunat iſt es 3 Tage. Die Leute leben von Fiſchen, Schaalthieren, Fröſchen, Schlangen, Ratten, Eidechſen u. ſ. w. Von Meduna geht man nach Malindi, eine Stadt der Sendſch, in 3 Tagen und 3 Nächten zu Waſſer. Malindi liegt am Meeresufer, bei der Mündung eines Fluſſes, der Süßwaſſer hat. Es iſt eine

große Stadt, deren Bewohner jagen und fiſchen. Zu Land jagen ſie den Panther und andere wilde Thiere. Aus dem Meer ziehen ſie verſchiedene Arten von Fiſchen, welche ſie einſalzen, um damit zu handeln.*)

Sie beſitzen und bearbeiten Eiſenminen, durch welche ſie reich werden. Sie behaupten, die Kunſt zu beſitzen, die giftigſten Schlangen zu bezaubern, um ſie für Jedermann unſchädlich zu machen, außer für diejenigen, denen ſie Uebels wünſchen, oder an denen ſie Rache nehmen wollen. Sie können auch Panther und Löwen unſchädlich machen. Dieſe Bezauberer nennen ſich „Elmokneſa". Von dieſer Inſel bis Maniſa**) an der Küſte iſt es zwei Tagreiſen. Dieſe iſt klein und hängt ab von Sendſch. Ihre Einwohner beſchäftigen ſich mit Bearbeitung der Eiſenminen und mit der Jagd der Panther. Sie haben rothe Hunde, welche jede Art von wilden Thieren, ſelbſt die Löwen, angreifen. Dieſe Stadt liegt am Ufer des Meeres, nahe bei einem großen Golf, in welchen die Schiffe zwei Tagreiſen weit hineinfahren, und an deſſen Ufer keine Wohnungen ſind wegen der wilden Thiere in den Wäldern, wo die Sendſch ſie verfolgen. In dieſer Stadt wohnt der König von Sangebar. Seine Hüter gehen zu Fuß, weil es in dieſem Land keine Thiere zum Reiten giebt; ſie könnten da nicht leben.***)

*) In der Nähe von Malindi hat es viele und herrliche Fiſche, ſo daß meine Matroſen einmal in einer Stunde eine ganze Menge mit Angeln fangen konnten. Der Handel mit getrockneten Fiſchen iſt heute noch ſehr üblich und einträglich. Die Suahilis bringen die getrockneten Fiſche zu den Wanika, welche ihnen Getreide dafür geben. Die meiſten getrockneten Fiſche kommen übrigens von der Küſte von Südarabien, von Schaher, Sihut und Makalla, doch fangen die Suahili und Araber auch viele große Fiſche an der Suahili-Küſte. Der Fluß, welcher in die Bucht von Malindi mündet, heißt Sabaki, deſſen ich mehrmals Erwähnung gethan habe.

**) Jetzt Mombas.

***) In der Nähe von Mombas giebt es zwar keine Eiſen-, wohl aber Antimonium-Minen. Eiſen giebt es weiter ſüdlich von Mombas in der großen Wakuaſi-Wüſte, welche die Araber Meſaſa genannt zu haben ſcheinen.

Von Manisa bis zum Flecken El Banes ist es zu Land 6 Tagreisen, zu Wasser 150 Meilen. Die Einwohner dieses großen Fleckens verehren eine Trommel Namens Errahim, welche mit einer Haut überzogen ist auf einer Seite, woran ein Seil hängt, vermittelst dessen man die Trommel schlägt. Es kommt ein schreckliches Geräusch hervor, das man 3 Meilen umher hört.*) El Banes ist die letzte Provinz von Sendsch; sie grenzt an Sofala, das Goldland. Von El Banes bis zur Stadt Tohnet ist es zu Wasser 150 Meilen. Unterwegs ist ein großer Golf, welcher die Reisenden nöthigt, vom rechten Weg abzulenken, und ein hoher Berg, Namens Adschud, dessen Seiten überall von dem Wasser ausgehöhlt worden sind, welches mit schrecklichem Getöse daran fällt. Dieser Berg**) zieht die Schiffe an sich, welche sich ihm nahen, und die Schiffer bemühen sich, ihm zu entrinnen. In dem ganzen Sendsch-Land sind die Hauptprodukte Eisen und Pantherfelle von Sansibar. Die Farbe der Felle ist röthlich und sie sind sehr geschmeidig. Da diese Leute keine Lastthiere haben, so müssen sie die Gegenstände, welche für die beiden Städte Malindi und Mombasa, wo man sie kauft und verkauft, bestimmt sind, auf dem Kopf und Rücken tragen. Die Sendsch haben eine Schiffe, worin sie auf die See gehen können; aber die Schiffe von Oman und andere legen dort an, wenn sie nach den Saledsch-Inseln gehen, welche von den Indiern abhängig sind. Diese Fremde verkaufen in Sangebar ihre Waaren und kaufen damit die Produkte des Landes. Die Sendsch haben große Achtung vor den Arabern. Sie fallen vor einem Araber nieder und sagen: Sei willkommen, o Sohn von Jemen! Die Reisenden, die in diese Länder gehen, stehlen die Kinder und täuschen sie vermittelst der Dattelfrucht, welche sie

*) Ich bin geneigt, in diesem Instrument den „Muansa" der Wanika zu finden, den die Wadigo erfunden und zuerst gebraucht haben mögen. Pferde und Esel können in Mombas nicht lange bestehen. Sie sterben bald dahin, wie ich selbst erfahren habe.

**) Der Verfasser konnte, wie es scheint, nicht begreifen, das es die Strömung ist, welche die Schiffe nach dem festen Land hinzieht.

ihnen geben. Sie ergreifen ſie zuletzt und führen ſie in ihr Land; denn die Einwohner von Sangebar ſind zahlreich. Der Fürſt der Inſel Keich (Cotſch), welche am Meer von Oman liegt, macht auf Schiffen Kriegsexpeditionen gegen die Sendſch, und macht Viele zu Gefangenen.

„Im Angeſicht des Ufers der Sendſch ſind die Inſeln von Saledſch. Sie ſind zahlreich und groß; ihre Einwohner ſind ſehr ſchwarzbraun, und Alles, was man dort anbaut: Durra, Zuckerrohr und Kampferbäume, hat eine ſchwarze Farbe. Unter dieſen Inſeln iſt die Inſel Cherbua, deren Umfang, wie man ſagt, 1200 Meilen beträgt, und wo man Perlenfiſchereien und verſchiedene Arten von Gewürzen und Wohlgerüchen findet, was die Kaufleute anzieht. Unter die Inſeln von Saledſch gehört auch die Inſel El-Andſchebeh, deren Hauptſtadt in der Sangebar-Sprache El-Anfudſcha heißt, und deren Einwohner, obgleich gemiſchter Farbe, gegenwärtig meiſtens Muhamedaner ſind. Dieſe Inſel hat 400 Meilen im Umfang; man lebt dort hauptſächlich von Bananen, deren es 5 Arten giebt. Dieſe Inſel wird durchſchnitten von einem Berg Namens Wabra, wohin die Landſtreicher, die aus der Stadt verjagt werden, fliehen, und wo ſie ſich gegen den Herrſcher der Inſel vertheidigen. Es hat viele Dörfer und Thiere auf dieſer Inſel. Man kultivirt Reis."

Nach dieſer Inſel iſt eine andere, wo ein hoher Berg iſt, deſſen Gipfel und Seiten unzugänglich ſind, weil Alles verbrennt, was ſich ihm naht. Bei Tag erhebt ſich ein dicker Rauch, und bei Nacht ein brennendes Feuer. Von ſeiner Baſis fließen Quellen, die einen haben kaltes und ſüßes Waſſer, die andern heißes und geſalzenes *).

„Nach der oben genannten Inſel Saledſch kommt eine andere, die Kermebet heißt, deren Bewohner eine ſchwarze Farbe haben. Man heißt ſie Nerhin. Sie tragen den Mantel, den man Aſar und Futa heißt. Dieſe Leute ſind verwegen, tapfer und gehen immer bewaffnet. Sie ſchiffen ſich bis-

(* Die Exiſtenz eines Vulkans auf der Komoro-Inſel iſt bekannt.

weilen in Fahrzeuge ein und greifen Handelsſchiffe an, deren Waaren ſie plündern. Der König dieſer Länder wird, wenn er ißt oder trinkt, nur von jungen Hurenleuten bedient, welche in köſtliche Seidenſtoffe von China und Indien gekleidet ſind, und am rechten Arm goldene Armbänder tragen. Man heirathet in dieſen Ländern Männer anſtatt Frauen. Die Einwohner pflanzen den Kokosbaum. Sie gebrauchen Betel. Die Leute ſind ein wenig bärtig und gleichen den Türken, von denen ſie ihren Urſprung ableiten.

Edriſi ſpricht dann noch über das Land Sofala, deſſen Beſchreibung (nach Edriſi) ich übergehen will. Man ſieht aus obigen Auszügen aus Edriſi, daß er manche wichtige Nachricht giebt über die Sitten und Gebräuche, über den Handel und die Beſchäftigung der Leute der Oſtküſte; auch zeigt er, daß die Städte Marka, Barawa, Malindi und Mombas und andere ſchon im 12. Jahrhundert von Bedeutung waren.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich, meiner Localkenntniß gemäß, meine Bemerkungen über den Bericht des Edriſi mittheilen wollte, zumal da ich noch die Berichte mehrerer arabiſcher Schriftſteller, die auf Edriſi folgten, anführen muß. Im Jahr 1298 ſchrieb Marco Polo ſein berühmtes Reiſewerk, aber er weiß wenig über die oſtafrikaniſche Küſte. Er kannte ſie blos vom Hörenſagen.

Im 13. Jahrhundert ſchrieb der Araber Jakut ſein geographiſches Wörterbuch, in dem er auch der Städte Mukdiſcha, Kiloa und Dſchub erwähnt. Eldſchub, (das wohl das Elnedſch des Edriſi iſt) ſagt er, iſt eine Stadt der Sendſch im Lande Berbera; man führt von da Giraffenhäute aus. Mukdiſcha iſt eine Stadt, die am Anfang des Sendſchlandes liegt.

Nach Jakut ſchrieb der Araber Ben-Said in der Mitte des 13. Jahrhunderts ein kleines Werk mit dem Titel: „Dſchagrafia," aus welchem hervorgeht, daß er Oſtafrika bis zum Kap der guten Hoffnung, jedenfalls bis Kap Corrientes wohl kannte. Er war übrigens von der irrigen Idee des Ptolemäus und der alten Geographen befangen, daß Oſtafrika

ſtatt nach Weſten ſich zu neigen, ſich nach Oſten wende, einige Grade ſüdlich vom Aequator. Ferner meinte er, Madagaskar mache Eine Inſel aus mit den Seſchellen*), erweitere ſich etwas im Süden von Ceylon und ſchließe ſich an die Inſeln Sumatra und Java an. Das hielt er für die Inſel Komor oder Malai-Inſel. Der Kanal von Moſambik erſtreckte ſich nach ſeiner Vorſtellung zwiſchen dem afrikaniſchen Continent und der Inſel Komor, ſo daß das Kap der guten Hoffnung bis zum Südoſten von China reichte. Dieſer Vorſtellung der Alten lag unſtreitig die Geſtalt der Erde zu Grund, wie ſie vor Pelegs Zeit (ſiehe S. 332. im erſten Theile dieſes Werkes) etwa geweſen ſein mochte. Eine Tradition aus jener Zeit konnte ſich wohl unter dem ganzen Alterthum verbreitet und die geographiſchen Vorſtellungen beeinflußt haben. Was nun im Einzelnen die geographiſchen Berichte des Ben-Said betrifft, ſo will ich nur Einiges aus ſeinem Buch hervorheben.

„Der Nil von Magdaſchu,**) hat ſeinen Ausgang aus dem See Kura. Er wächst erſt unter dem elften Breitengrad, geht hinab bis zum Oſten der Stadt Berbera (von der er nur einen Grad entfernt iſt), und macht dann einen Bogen gegen Oſten von Magdaſchu, und mündet ſich zwei Stationen von dieſer Stadt in's indiſche Meer. Ibn-Fathima ſagt: dieſer Nil geht aus dem See Kura, der unter der Aequinoctial-Linie liegt, und aus dem Berg El-Mogueſem, er bildet einen Zwillingsfluß mit dem Nil von Egypten. Der Ort, wo ſich die Gabeln theilen, liegt 30′ nördlich vom Aequator. Sein Lauf iſt bald krumm, bald gerade; es bilden ſich von ihm kleinere Flüſſe, welche das Land bereichern (wie in

*) Vielleicht die Saledſch-Inſeln bei Edriſi.

**) Unter dem Nil von Mukdiſcha iſt kein anderer Fluß zu verſtehen, als der Wabe oder der ſogenannte Haines-Fluß, der von Guragne kommt, wo er aus dem See Suai, oder der öſtlichen Waſſerſcheide jenes Sees entſpringen könnte. Der Wabe geht dann in den See Balli, und fällt nicht ins Meer.

Egypten), durch das Zuckerrohr, die Bananen, den Pfeffer, den Kokos- und den Palmbaum."

„Nach einem Lauf von etwa 2000 Meilen hat der Fluß im Osten und nahe bei Magdaschu seine Mündung. Am östlichen Ufer dieses Nil endet das Land Berbera und beginnt das Land der Sendsch."

„Man findet unter den bekannten Städten der Sendsch die Stadt Malindi, welche unter 2° 50′ Breite und 81° Länge liegt. Sie liegt an einer Bucht, welche sich westlich wendet und in welche sich ein Fluß ergießt, welcher von dem Berg Comr (Mond) kommt. Am Rand dieser Bucht sind zahlreiche Wohnungen, welche den Sendsch gehören; die Wohnungen der Leute von Comr finden sich südlich. Im Osten von Malindi ist Alkerani, der Name eines den Reisenden wohlbekannten Berges. Dieser Berg erstreckt sich am Meer gegen 100 Meilen weit, in der Richtung von Nordost; zu gleicher Zeit verlängert er sich auf dem Continent in gerader Linie, in südlicher Richtung gegen 50 Meilen weit. Unter andern Merkwürdigkeiten, welche dieses Gebirge darbietet, ist auch das: der Theil, welcher auf dem Continent ist, enthält eine Eisenmine, welche alle Länder der Sendsch versieht und noch viel zur Ausfuhr darbietet; der andere Theil, welcher am Meer ist, hat den Magnetstein, welcher Eisen anzieht. Man findet in Malindi den Baum von Sendsch.*) Der König der Sendsch wohnt in der Stadt Mombas, zwischen welcher und Malindi etwa 1° Entfernung ist. Mombas liegt am Meeresufer. Westlich ist ein Golf, in welchen Schiffe zwei Tage weit hineingehen können, und welcher sich über 300

*) Der Baum von Sendsch ist offenbar der Kopal-Baum, der in großer Anzahl besonders in den Wäldern von Malindi gefunden wird, und überhaupt der Ostküste entlang bis Kiloa. Das von Ben Said erwähnte Gebirge ist offenbar das Küstengebirge, das sich dem Wanika-Land entlang nach Süden zieht. Auch die Usambara-Berge sind wohl hier eingeschlossen. Der große Berg, der, wie oben erwähnt, die Schiffe an sich ziehen soll, ist wohl der hohe Jombo, dessen Küste sehr zerrissen ist und eine gefährliche Strömung hat.

Meilen weit erſtreckt. In dieſer Gegend liegt die Wüſte (El Meſaza), welche das Land der Sendſch von Sofala trennt.“

Die Beſchreibung, die Ben-Said von Sofala gibt, will ich übergehen und nur noch bemerken, daß er von einem Meer Sohail ſpricht, weil, wenn man dorthin kommt, man den Stern Sohail über dem Haupte ſieht. Er nennt dieſes Meer auch das indiſche Meer.

Nach Ben-Said ſchrieb El-Kaſuini oder Sakaria Ben-Muhamed eine Geographie, worin er auch über die Oſtküſte ſpricht. Der wichtigſte Geograph jener Zeit war Abulfeda, der aber, was Oſtafrika betrifft, nur den Edriſi und Ben-Said copirt zu haben ſcheint. Im 14. und 15. Jahrhundert mehrten ſich die arabiſchen Geographen beträchtlich. Im Jahr 1400 oder 1403 ſchrieb El-Bakui, der eigentlich Abd-Er-Raſchid-Ben-Salech hieß. El-Bakui erwähnt einer Inſel Namens Bandguia (offenbar die heutige Inſel Ungudſcha oder Sanſibar), von der er ſagt, es ſei eine große Inſel, wo der König von Sendſch wohne, wo alle Schiffe, welche an dieſer Küſte Handel treiben, anlegen. Es gebe auf der Inſel Weinreben, welche dreimal im Jahr Früchte bringen. „Jakut erwähnt gleichfalls eine Inſel „Lendſchuia,“ deren Bewohner nach einer andern Inſel Namens Tambat (die heutige Inſel Tombat, Tombatu nordweſtl. von Sanſibar) gebracht wurden und Muhamedaner ſind.“

Doch einen arabiſchen Schriftner, der im Jahr 1330 die Oſtküſte bereiste, dürfen wir nicht vergeſſen. Es iſt der berühmte Ibn-Batutha, welcher im Jahr 1330 oder 1331 von Seila nach Magdaſchau (Magadſchu oder Mukdaſchu) und nach Suahel reiste. Er ſagt: „Nachdem wir von Seila abgereist waren, ſchifften wir 15 Tage auf dem Meer, und kamen nach der ſehr großen Stadt Makdaſchau. Ihre Einwohner haben ſehr viele Kameele, und ſie ſchlachten mehrere Hundert jeden Tag. Sie haben auch viele Schafe und ſind reiche Kaufleute. In Makdaſchau macht man Stoffe, welche den Namen von dieſer Stadt führen, und die ihres Gleichen

nicht haben. Man bringt ſie nach Egypten und anderwärts. Wenn ein Schiff in dem Hafen ankommt, wird es von den Sonbuks, d. h. den kleinen Boten angefahren. Jede Sonbuk (heut zu Tage Sambuk) hat mehrere junge Leute von Makdaſchau an Bord, von denen Jeder eine bedeckte Schüſſel mit Speiſe trägt. Er präſentirt ſie einem der Kaufleute des Schiffes mit den Worten: Dieſer Mann iſt mein Gaſt, und ſo machen es dann alle Uebrigen. Der Kaufmann verläßt dann das Schiff nicht, außer wenn er in das Haus ſeines Wirths gehen will. Wenn aber der Kaufmann ſchon allgemein bekannt iſt, ſo geht er, wohin er will. Der Wirth verkauft die Waaren für ſeinen Gaſt und kauft ein, was er braucht. Wenn man von dieſem Kaufmann etwas unter dem Preis kauft, oder an ihn Dinge in der Abweſenheit des Gaſtwirths verkauft, ſo wird ein ſolcher Handel vor den Augen der Leute der Stadt getadelt, welche es vortheilhaft finden, ſich ſo zu betragen."

Ibn-Batutha mußte nun zuerſt zum Kadi und dann in den Pallaſt des Scheichs oder Sultans von Makdaſchau gehen, ehe er ſein Logis beziehen durfte. Ein Eunuch brachte ihm zuerſt eine Anzahl Betel-Blätter und Areka-Nüſſe (Fauſel), und dann einen Krug Roſenwaſſer von Damaskus, dann führte man ihn in das Haus der Thalibs (der Gelehrten), wohin man ihm eine Mahlzeit brachte, nachdem der Scheich ihn hatte grüßen laſſen. Die Speiſe beſtand aus Reis mit Schmalz gekocht, und wurde auf hölzernen Schüſſeln dargereicht, auf welchen Näpfe ſtanden, worin eine Brühe war, aus jungen Hühnern, Fleiſch, Fiſch und Gemüſe bereitet. Sie kochen auch unreife Bananen in friſcher Milch und ſchütten ſie in einen Napf. Die Leute von Mukdiſcha eſſen, wie Ibn Batutha beobachtete, noch einmal ſo viel als die Araber, daher ſie auch ſehr wohlbeleibt ſind. Pfeffer, Limonen, Eſſig, Ingwer u. ſ. w. ſpielen eine große Rolle in ihrer Küche. Man brachte dem Reiſenden alle Tage dreimal Speiſe. Am vierten Tag ſchenkte man ihm ein Kleid. Am Freitag führte man ihn in die Hauptmoſchee, wo ihn der Scheich grüßte,

worauf dieſer mit militäriſcher Muſik nach Hauſe gieng. Die Würde des Scheichs war erblich und die Dynaſtie hieß El-Mdoffer, wahrſcheinlich der Name des Gründers der Stadt. Die Nachbarſtämme (Odſchuran) durften nach Sonnenuntergang nicht in der Stadt ſich aufhalten, denn die Thore wurden geſchloſſen. Die Stadt war ſehr mächtig und beherrſchte einen großen Theil der Küſte. Es waren mehrere große Moſcheen darin und die Leute waren ſehr religiös. Auch Gelehrſamkeit wurde gepflegt. Die Stadt verlor ihre Macht und ihren Glanz nach dem Einfall des mächtigen Stammes Abgal, welcher zu dem Stamm der Hawia Somali gehörte. Durch den Einfluß der Portugieſen wurde die Stadt noch weiter geſchwächt.

Von Mukdiſcha kam der Reiſende nach Suahel (die Ufer, Küſten), wie er ſagt. Er gelangte nach Manbaſa, eine große Inſel, welche auf dem feſten Land keine Beſitzungen hatte. Er fand auf dieſer Inſel (Mombas) Bananen-, Limonen- und Citronen-Bäume, auch die Frucht Dſchamun (Dſchambu, Eugenia, Jambu), welche der Olive gleicht, und ſehr ſüß ſchmeckt. Die Leute von Manbaſa cultiviren kein Getreide, da man ihnen daſſelbe von Suahel bringt. Ihre Hauptnahrung beſteht aus Bananen und Fiſchen. Sie bekennen ſich zur Lehre des Schafii, ſind fromm, keuſch und tugendhaft. Ihre Moſcheen ſind aus Holz gebaut. Neben den Moſcheen ſind Brunnen zum Waſchen der Andächtigen eingerichtet."

Es ſcheint nach dem Bericht des Ibn Batutha, daß Mombas damals noch nicht ſehr mächtig war. Sie wurde es erſt durch die Häuptlinge, welche von Schiras kamen, in Mombas ſich niederließen, Sanſibar und Malindi eroberten. Es ſcheint auch, daß die Wanika zur Zeit des Ibn Batutha noch nicht an der Küſte waren. Wahrſcheinlich kamen ſie erſt aus dem Innern, als die wilden Zimbos, welche 1588 die Küſte verheerten, wieder verſchwunden waren.

Von Mombas reiſte Ibn Batutha nach Kulua (Kiloa), wo er eine große Stadt fand, deren Bewohner auch Schafiiten waren und gegen die unglaubigen Nachbarſtämme Kriege

führten. Abu El Muſafer Haſan oder Ab-El-Mewahib war der Sultan von Kiloa, als der Reiſende dieſe Inſel beſuchte. Dieſer Sultan war ſehr freigebig und gab einmal einem Bettler ſeine Kleider vom Leib weg, als dieſer ſagte: gieb mir die Kleider, welche du (Sultan) an dir haſt. Sein Nachfolger Daud war aber das Gegentheil und pflegte den Armen zu ſagen: „Der welcher gegeben hat, iſt todt, und hat nichts mehr zu geben hinterlaſſen.“

Auch der Stadt Lamu wird von Makriſi gedacht, 1383. Die Stadt ſei im Sand begraben, und das Meer werfe an der Küſte von Lamu den Ambar aus, den aber nur der König bekomme. Man habe einmal ein Stück von 1200 Rotel erhalten. Die Bananen-Bäume ſeien dort ſehr groß. Es habe verſchiedene Arten. Es gebe eine Art, deren Frucht eine Elle lang ſei. Es gebe dort Honig, der über ein Jahr haltbar ſei, und verſchiedene Leckereien. Aus allen dieſen arabiſchen Berichten geht ſo viel hervor, daß die Araber auch in ihrer islamiſirten Geſtalt Oſtafrika kannten, daſſelbe beſuchten, und politiſche und religiöſe Staaten oder Städte gründeten, wozu entweder freiwillige oder gezwungene Auswanderung den erſten Anlaß bei den Gründern gegeben hat. Unter dieſen arabiſchen Staaten und Städten zeichnen ſich aus 1) Mukdiſcha, 2) Kiloa, 3) Barawa, Malindi und Mombas. Mukdiſcha war die Herrſcherin im Norden, und Kiloa die Königin des Südens von Sanſibar bis Sofala. Mit dem Abnehmen der Macht dieſer beiden Städte und Staaten ſcheint Malindi und Mombas, in der Mitte zwiſchen jenen liegend, an Anſehen und Einfluß zugenommen zu haben.

Dieſe arabiſchen Städte und Reiche waren wohlhabend und bis auf einen gewiſſen Grad civiliſirt, aber es fehlte ihnen an einer gewiſſen militäriſchen Organiſation, was freilich auch nicht nöthig war, da ſie nicht gerade durch Eroberungen gegründet worden waren, ſondern durch Kaufleute, Ausgewanderte und Verbannte, welche ſich friedlich gegen die Eingeborenen benahmen, und ſo zwar langſam, aber nachhaltig ihren Einfluß und ihre Macht entwickelten und be-

gründeten. Sie koloniſirten im Frieden und ſo, daß die Eingebornen im Innern (durch den Handel, den ſie mit den Muhamedanern trieben) ihren Nutzen bei dem friedlichen Verkehr erkennen und daher mit den Fremden zufrieden ſein mußten. Kamen auch bisweilen Reibungen vor und wurden Einfälle von den Eingebornen des feſten Landes gemacht, ſo konnten die Araber durch die Mauern ihrer Städte und durch ihre Luntenflinten und kleinen Kanonen ſich leicht ſchützen. Aber die Araber ſollten nicht für immer im ausſchließlichen Beſitz der Kenntniß, des Handels und der Macht von Oſtafrika bleiben, ein Beſitz, der ſie am Ende zur Herrſchaft und zur Islamiſirung von ganz Südafrika geführt hätte. Die Vorſehung Gottes trat dazwiſchen und brachte zur rechten Zeit in dieſe Meere und an dieſe Küſte eine chriſtliche Macht, durch welche dem Muhamedanismus der Einfluß und der Fortſchritt im Süden wieder entriſſen oder doch geſchwächt wurde, den er im Norden durch das Umſichgreifen der Türken gewonnen hatte. Ueberhaupt war damals eine wunderbare Zeit, deren Wichtigkeit für die Entwicklung des Reiches Gottes jetzt erſt recht ermeſſen werden kann. Die Türken mußten die europäiſche Chriſtenheit immer mehr ins Gedräng bringen und doch wiederum zum Schutz der Reformation in Deutſchland dienen, damit ſie durch Rom nicht vernichtet würde, während die portugieſiſch-katholiſche Macht dem Wachsthum der Türken im rothen und indiſchen Meer wehren und ſo es verhindern mußte, daß der Islam in türkiſcher Geſtalt, in der er eine mehr militäriſche Organiſation erhalten und ſo den afrikaniſchen Heidenvölkern, und namentlich dem chriſtlichen Abeſſinien unendlich geſchadet hätte, nicht nach Süden ſich ausbreiten und entwickeln konnte.

Doch wir müſſen weiter gehen und ſehen, wie ſich die Geſchichte der oſtafrikaniſchen Küſte während der portugieſiſchen Periode geſtaltet hat. Es iſt bekannt, daß die Eroberungen der Sarazenen in Egypten den Europäern den Weg nach Indien verſchloſſen. Die Kreuzzüge, die man „eine rieſenhafte, aber edle Thorheit“ genannt hat, hatten die Abſicht gehabt, die Ungläubigen zu vertreiben und den Orient

mit dem Occident wieder zu verbinden; aber dieſe Abſicht wurde nicht erreicht, im Gegentheil, der Occident ſchien durch das Auftreten der Türken dem Orient unterliegen zu müſſen. Wenn nun aber auch die eigentliche Abſicht, welche die europäiſche Chriſtenheit durch die Kreuzzüge im Sinne hatte, nicht erreicht wurde, ſo hatte Europa doch den Gewinn, daß es mehr mit den Künſten, Wiſſenſchaften und den Produkten des Orients bekannt wurde, und daß ſich einzelne europäiſche Staaten, z. B. Venedig und Genua, welche durch die Kreuzzüge ſich bereichert hatten, mehr an die Schiffahrt zu gewöhnen ſuchten. So nahm die Thätigkeit der Europäer mehr und mehr eine Richtung nach Außen. Die Erfindung des Kompaſſes durch Flavio Gioja aus Amalfi in Neapel kam dieſer Neigung zur Schiffahrt rechtzeitig zu Hülfe. Nach der Vertreibung der Mauren aus Portugal und Spanien erwachte auch in dieſen Ländern eine Begierde nach der Schiffahrt. Man wollte auch da ſchnell reich werden und ſogar die Venetianer und Genueſer übertreffen. Auch kam dazu die Sehnſucht, das Chriſtenthum auszubreiten und an andern Orten den Schaden wieder gut zu machen, den das muhamedaniſche Unweſen über die Kirche Chriſti gebracht hatte. So war es alſo theils die Sucht nach irdiſchem Gewinn, irdiſcher Macht und Größe, theils ein religiöſes Intereſſe, was zu großen Unternehmungen, zu einer andern Art von Kreuzzügen auf dem Meer antrieb. Der kluge und kräftige König Dom Heinrich von Portugal war des Vortheils einſichtig geworden, den ihm und ſeinem Lande der Handel mit Afrika und Aſien bringen müßte, wenn Europa die Waaren, die es hauptſächlich von den Venetianern und Genueſern bezog, von Portugal erhalten würde. Man kannte die Vorſtellungen der Alten, daß Afrika mit Indien zuſammenhange, und daß man von Weſten her in jenes Land, woher alle Luxus-Artikel kamen, gelangen könne. Aller dieſer Verhältniſſe einſichtig geworden, hatte ſich Dom Heinrich ſeit 1412 entſchloſſen, alle Jahre eine See-Expedition zur Unterſuchung der Weſtküſte von Afrika abgehen zu laſſen. Aber die Seefahrer kamen nicht über das Kap Bojador hinaus, bis 1418 zufällig einige Schiffer durch

einen Sturm von der Küste ins weite Meer und an eine Insel getrieben wurden, welche sie Porto Santo nannten. Die Entdeckung dieser Insel hatte zur Folge, daß Dom Heinrich drei Schiffe absandte unter dem Befehl von Bartholomeu Perestrello und Zarco Vaz, welche eine bewohnte und holzreiche Insel entdeckten, die sie Madeira (Wald) nannten. Im Jahr 1441 wurde die Insel Arguin, einige Inseln von Kap Vert, und die Küste von Sierra Leone und Gambia entdeckt, und zwischen 1463 bis 1484 wurden die Entdeckungen bis Guinea und das Königreich und den Fluß Kongo ausgedehnt. Johann der Zweite, der dem Dom Heinrich auf dem portugiesischen Thron nachfolgte, setzte die Unternehmungen fort, in der Hoffnung, endlich den Seeweg nach Indien zu finden. Er entsandte 1486 den muthigen Seemann Bartholomeu Dias, welcher, ohne es zu wissen, das Kap der guten Hoffnung umsegelte und an der ostafrikanischen Küste bis Rio-Do-Infante hinfuhr, von wo er umkehrte und 1487 Lissabon erreichte. Wegen der heftigen Stürme hatte er das südlichste Kap von Afrika „O Cabo Tormentoso" genannt, der König von Portugal aber nannte es „O Cabo de Boa Esperança," Kap der guten Hoffnung.

Während Bartholomeu Dias auf dem Rückweg von Westafrika nach Europa war, entsandte der König von Portugal zwei wackere Reisende nach Egypten und Arabien, um nach Indien zu gelangen und ihm Nachricht zu bringen. Es waren die beiden Portugiesen Covilham und Payva. Der letztere wandte sich von Aden aus nach Abessinien, der Erstere gieng nach Kalikut, Kananor und Goa, und segelte dann auf dem Schiff eines Eingeborenen nach der ostafrikanischen Küste, wo er Sofala besuchte, und Nachrichten über die dortigen Goldminen und über Madagaskar u. s. w. einzog. Er kehrte dann nach Cairo zurück, erstattete dem König von Portugal Bericht, und begab sich nach Abessinien, nachdem er gehört hatte, daß Payva ermordet worden war. Abessinien durfte Covilham nicht wieder verlassen, er starb daselbst in hohem Alter.

Jetzt erkannte man in Portugal die Möglichkeit, Indien

zu erreichen. Der neue König Emmanuel entsandte 1497 drei Schiffe mit 60 Soldaten unter dem Befehl von Vasco da Gama, welcher auf seinem Weg die Insel Helena besuchte und am 28. Februar 1498 die Stadt Mosambik erreichte, welche damals von Kiloa abhängig war. Anfangs wurden die Portugiesen gut aufgenommen. Als aber die Araber sahen, daß sie Christen und keine Muhamedaner aus Magribi (Nordafrika) waren, so suchten sie ihnen Hindernisse in den Weg zu legen. Vasco da Gama konnte wegen Wind und verrätherischen Piloten Kiloa nicht erreichen, sondern fuhr nach Mombas, wo, wie man ihm gesagt hatte, Christen seien und er sich verproviantiren könnte. Als er den Verrath merkte, lichtete er die Anker und gieng nach Malindi, wo ihn der Häuptling sehr gut aufnahm, ihm Piloten und Lebensmittel für die Fahrt nach Indien gab und ihn bat, bei seiner Rückkehr von Indien Malindi wieder zu besuchen, da er (der Häuptling) in einen Bund mit dem König von Portugal zu treten wünschte, in der Hoffnung, die Mittel zu erhalten, um seine Gegner, die Häuptlinge und Leute von Mombas, gründlich demüthigen zu können. Am 22. April verließ Vasco da Gama Malindi und war am 28. Mai 1498 schon in Kalikut, von wo aus er Goa besuchte. Auf seinem Rückweg besuchte er abermals die ostafrikanische Küste, wo er die Stadt Mukdischa bombardirte, dann nach Malindi gieng, dort eine Gesandtschaft an Bord nahm und im September 1499 Lissabon erreichte, mit etwa dem dritten Theil seiner Mannschaft, die noch am Leben war. Jetzt war das große Problem gelöst, der Seeweg nach Indien, und dieses geheimnißvolle Land war gefunden und man hatte sich fernerhin weder um die Venetianer und Genueser im Mittelmeer, noch um die Araber, welche den Orient zu Land verschlossen, zu bekümmern. Man hatte aber auch in Portugal eingesehen, daß man Ostafrika nöthig habe, um sich auf dem Weg nach Indien zu verproviantiren, kurz, um einen Stützpunkt für Indien zu haben. Zu diesem Zweck wollte der König Emmanuel vor Allem Besitz von der Ostküste ergreifen. Er sandte im Jahr 1500 den Seemann Pedro

Alvares Cabral mit 11 Schiffen und 1500 Soldaten nach Oſtafrika, aber nur 6 Schiffe erreichten Moſambik, die andern giengen durch Stürme zu Grund. Von Moſambik gieng Cabral nach der Inſel Kiloa, wo der Scheich Ibrahim, der bis Sofala herrſchte, ein Bündniß mit ihm ſchloß, das aber nicht gehalten wurde, da die Araber den Häuptling gegen die Portugieſen einzunehmen ſuchten. Als Cabral die Intriguen der Araber erfuhr, begab er ſich nach Malindi, deſſen Häuptling von Anfang an den Portugieſen gewogen war und blieb, und deſſen Bruder Omar dem portugieſiſchen Admiral die Intriguen der Araber in Kiloa verrathen hatte. Nachdem Cabral in Malindi ſeine Geſchenke und die in Portugal geweſenen Geſandten an den Häuptling abgegeben und ſich verproviantirt hatte, ſegelte er nach Indien, wo er eine Zeit lang verweilte und 1501 nach Liſſabon zurückkehrte. In Malindi hatte er einige Verbannte zurückgelaſſen mit dem Auftrag, nach Abeſſinien zu gehen, den chriſtlichen König daſelbſt zu beſuchen und die Sitten und Verhältniſſe des Landes kennen zu lernen und Nachricht zurückzubringen. Man hat aber nachher nichts mehr von dieſen beiden Geſandten gehört. Wahrſcheinlich wurden ſie unterwegs umgebracht, oder kamen ſie durch Strapazen u. ſ. w. ums Leben. Jedenfalls zeigt dieſer Umſtand, daß damals eine Straße von Malindi nach Abeſſinien, wahrſcheinlich nach Suſa und Kaffa geweſen ſein muß, die aber ſpäter durch die Galla und andere wilde Völker unterbrochen wurde.

1502 gieng Vasco da Gama auf Befehl des Königs von Portugal zum zweiten Mal nach Oſtafrika, während zwei andere Geſchwader, jedes mit 5 Schiffen, nach Indien geſandt wurden, um den Handel der Muhamedaner in Indien zu vernichten und die Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens anzubahnen, woran dem König von Portugal ſehr viel lag. Vasko da Gama kam zuerſt an die Küſte von Sofala, gieng dann nach Moſambik und Kiloa, wo er den treuloſen Scheich Ibrahim damit züchtigte, daß er ihn zwang, ſich dem König von Portugal zu unterwerfen und ihm eine jährliche Summe

Gold zu zahlen. Vasko da Gama gieng dann wieder nach Indien, wo er ein Schiff fand, das eine reiche Ladung (und viele Pilger nach Mecca) an Bord hatte. Er griff es an, nahm die Schätze, vernichtete das Schiff und die Pilger mit Ausnahme von 20 Kindern. Damit hatte der Seekrieg begonnen, welcher von jetzt an zwischen den Christen und Muhamedanern im indischen Meer, im persischen und arabischen Meerbusen und an der Ostküste von Afrika entbrannte und mit der gänzlichen Schwächung des arabischen Seehandels und den Fortschritten des Muhamedanismus im Süden endete.

Der große Seeheld Affonso D'Albuquerque (mit seinem Bruder Francisco) erschien (1503) jetzt in Indien, während eine andere Flotte unter Antonio de Saldanha in's rothe Meer einlief, um die arabischen Schiffe, die nach Indien gehen wollten, wegzunehmen. Eines seiner Schiffe, unter dem Befehl von Diogo Fernandes Pereira wurde durch einen Sturm verschlagen und entdeckte die Insel Socotora. Ein anderes Schiff von dieser Flotte, das unter dem Befehl des Kapitäns Ravasco stand, kam nach Sansibar, wo es 20 arabische Schiffe wegnahm und den Scheich der Insel tributär machte, weil er die Portugiesen angegriffen hatte. Sansibar war ein wichtiger Punkt in kommerzieller Beziehung. Man fand dort viel Elfenbein, Ambar,*) Schildkrötenschalen, Wachs, Seilwerk (aus der Faser der Kokosnuß), seidene und baumwollene Stoffe, überdieß viele Lebensmittel, Reis, Holz, viel Vieh, gutes Wasser u. s. w.

Ravasco unterwarf auch die Stadt Barawa dem König von Portugal, wie denn bald ein Ort nach dem andern an der ostafrikanischen Küste sich den Portugiesen unterwerfen mußte. Es dauerte aber noch lange, und die Portugiesen hatten schwere Kämpfe, bis ihre Herrschaft befestigt war. Der gleiche Fall war in Indien. Die Muhamedaner hatten

*) Die heutigen Suahili glauben, der Ambar komme aus den Excrementen der Wallfische, welche auf dem Meeresgrund ein gewisses Gras fressen, welches den Ambar erzeuge. An der Küste von Malindi sollen manchmal große Stücke Ambar von den Dahalo gefunden werden.

vor der Ankunft der Portugiesen mit den heidnischen Völkern bis Malacca, Sumatra und China Handel getrieben. Von der Insel Hormus sandten sie ihre Waaren in den persischen Meerbusen nach Persien, Armenien und in die Tartarei, oder nach Damaskus und Aleppo an's mittelländische Meer, bei Beiruth, wo sie von den Europäern gekauft wurden. Von Aden aus giengen die Waaren in's rothe Meer nach Sues, Cairo, Alexandrien, wo wiederum die Europäer, hauptsächlich die Genueser und Venetianer sie nach Europa abholten. Durch die Ankunft der Portugiesen in Ostafrika und Indien wurde Alles anders, der arabische Handel wurde vernichtet, jedenfalls sehr geschwächt. Die Muhamedaner mußten fürchten, die Portugiesen würden ihre heiligen Städte Mecca und Medina zerstören. Kein Wunder, daß sich jetzt die Muhamedaner überall vereinigten und den Sultan von Egypten um Schutz gegen die Portugiesen baten. Der Sultan wandte sich an den Pabst in Rom, und dieser an den König von Portugal, aber Emmanuel war nicht der Mann, der zur Nachgiebigkeit gegen die Unglaubigen geneigt war, im Gegentheil, er sandte jetzt noch größere Flotten aus, um die muhamedanische Macht zur See gänzlich zu vernichten. Francisco D'Almeida wurde zum Vizekönig von Indien erklärt und 1505 von Lissabon abgesandt. Er kam noch in demselben Jahr nach der Insel Kiloa, welche er mit 500 Mann einnahm und eine Festung darauf erbaute, in welche er eine hinreichende Besatzung legte. Von Kiloa begab sich D'Almeida mit 11 Schiffen nach der Insel Mombas, welche er, da sie sich ihm nicht unterwerfen wollte, angriff und deren Hauptstadt er verbrannte. Eine zweite Festung wurde auf Befehl des Königs von Portugal in Sofala gebaut, zum Schutz der Leute, welche die Goldminen ausbeuten sollten. Um die ganze Küste von Ostafrika in Furcht und Unterthänigkeit zu erhalten, wurden 3 Schiffe auserlesen, welche unter dem Befehl von Pedro da Rhaya beständig an der Küste kreuzen und die rebellischen Häuptlinge exemplarisch züchtigen sollten. Kiloa verursachte den Portugiesen große

Verluſte, theils durch das ungeſunde Klima, theils durch den rebelliſchen Geiſt der Einwohner. Es wurde daher die Feſtung ſchon nach 2 Jahren wieder niedergeriſſen, der Häuptling von Kiloa für tributär erklärt, und eine andere Feſtung in Moſambik und auf der Inſel Socotora gebaut. Die letztere Inſel wurde genommen in der Abſicht, das rothe Meer zu ſchließen, da der Sultan von Egypten in Sues große Schiffe bauen ließ, um gegen die Portugieſen zu kreuzen.

In Socotora traf man Chriſten, die von Abeſſinien herſtammten. Sie hatten keine Bilder, aber Tempel und Altäre, welche mit dem Kreuz geſchmückt waren. Sie faſteten viel und heiratheten nur Eine Frau. Uebrigens waren ſie unwiſſend und faul, und eine kleine Schaar Araber konnte ſie beherrſchen und tyranniſiren von einer Feſtung aus, welche der Fürſt von Kechen im glücklichen Arabien zu dieſem Zweck gebaut hatte, denn er war zugleich der Herrſcher von Socotora. Der Admiral Triſtam da Cunha war es, welcher dieſe Feſtung eroberte und die Garniſon niedermachte. Er war 1506 mit 14 Segel von Liſſabon abgereist, hatte Madagascar, Moſambik und Kiloa beſucht, von wo er ſich nach Malindi begab, um von dort aus einige Häuptlinge an der Küſte zu züchtigen, welche mit dem den Portugieſen ſehr ergebenen Scheich in Malindi entzweit waren. Da Cunha plünderte und verbrannte zuerſt die Stadt Oja im Norden von Malindi, gieng dann nach der Inſel Lamu, welche ſich ihm unterwarf und jährlich 600 Mitical (1 Mitical zu 16 Realen) Gold als Tribut zu zahlen verſprach. Von Lamu gieng er nach Barawa, wo er einen blutigen Sieg über die große Menge ſeiner Feinde errang und die Stadt verbrannte. Von Barawa ſegelte er nach Mukdiſcha, um dieſe Stadt zu zerſtören, allein er unterließ es, da dieſelbe ſehr gut befeſtigt und vertheidigt war, und auch die vorgerückte Jahreszeit die Schifffahrt unſicher machte. Von Mukdiſcha begab er ſich nach Socotora und nahm die Feſtung dieſer Inſel ein, wie bereits erwähnt worden iſt. Von Socotora wandte er ſich dann nach Indien, während Affonſo D'Albuquerque, welcher auf

dieſer Flotte 4 Schiffe commandirte, nach Raſ-el-Had ſegelte und 1507 Beſitz von der Inſel Hormus am Eingang des perſiſchen Meerbuſens ergriff. Er verbrannte die arabiſchen Schiffe, welche dort vor Anker lagen, legte dem Fürſten der Inſel den jährlichen Tribut von 15,000 Serafin Gold (ein Serafin zu 6 ½ Real) auf und erzwang ſich das Recht, eine Feſtung auf der Inſel erbauen zu dürfen. Albuquerque brachte den Arabern großen Schaden. Er plünderte und verbrannte die Stadt Keriat, Kurfekan, unterjochte Maskat und Soar. Von Hormus kehrte er nach Socotora zurück, wo er überwinterte und dann nach Indien gieng, um an Francisco D'Almeidas Stelle die Regierung zu übernehmen. Er nahm ſeinen Sitz in der Stadt Goa, welche von da an der Centralſitz der portugieſiſchen Herrſchaft in Indien wurde. Von Goa wandte er ſich wieder nach Arabien, wollte Aden erobern, wurde aber zurückgeſchlagen. Nun ſegelte er nach dem rothen Meer, um Sues zu zerſtören und Mecca zu bedrängen, aber er konnte ſeine Plane nicht ausführen, da er zu wenig Mittel bei ſich hatte und da er das gefährliche rothe Meer noch nicht hinreichend kannte. Doch knüpfte er Verbindungen an mit dem König von Abeſſinien, dem er den Rath gab, den Nil in das rothe Meer zu leiten. Auf ſeiner Reiſe über Hormus ließ ihm der Schah von Perſien Freundſchaftsanträge machen, um gegen die Türken, welche Perſien mehr und mehr bedrängten, Hülfe zu finden. Nach ſeiner Rückkehr nach Goa mußte er die Regierung an Lopo Soares D'Albergaria abtreten, was ihn ſehr betrübte. Er ſtarb in Goa im Jahr 1515.

Die Portugieſen gewannen jetzt mehr und mehr Einfluß und Macht in Indien, in Ceylon, auf den Moluken-Inſeln, in China (Canton und Macao) und ſelbſt in Japan, das 1542 entdeckt und von den Portugieſen in ihr Handelsnetz hineingezogen wurde. Wie in Indien, ſo auch in Oſtafrika breitete ſich die portugieſiſche Herrſchaft immer mehr aus und befeſtigte ſich. Das Gold von Sofala und der Tribut der Küſtenſtädte mußte die Mittel zur Unterhaltung der portugieſiſchen Macht herbeiſchaffen. Am meiſten und läng-

ſten machte die Stadt Mombas den Portugieſen zu ſchaffen. Sie war ſchon einmal von D'Almeida zerſtört worden, erhob ſich aber wieder. Der Scheich derſelben befeſtigte den Hafen, beſetzte die Feſtung mit Kanonen und hatte gegen 6000 gute Bogenſchützen in der Stadt. Aber deſſenungeachtet eroberte Nuno da Cunha, der Sohn des Triſtam, die Stadt im Jahr 1528 (mit Hülfe des Scheichs von Malindi) und verbrannte ſie. Jetzt hatten die Portugieſen lange Zeit Ruhe an der Küſte von Oſtafrika, die ſie von Barawa an bis Kap Corrientes behaupteten. Ueberhaupt beſaßen ſie jetzt ein koloſſales Reich, denn ſie hatten die Weſt- und Oſtküſte von Afrika, die Küſten von Indien und China, ſie herrſchten im perſiſchen und arabiſchen Meerbuſen und warfen Alles nieder, was ſich ihnen entgegenſtellte. Dieſes ungeheure Reich wurde von einem Vicekönig regiert, der unbeſchränkte Vollmacht hatte, aber nur 3 Jahre in Goa, wo der Sitz dieſes Reiches war, regieren durfte. Alle militäriſchen und bürgerlichen Angelegenheiten waren in ſeinen Händen. Das Reich war eingetheilt: 1) in die Provinz oder Regierung von Oſtafrika, wo die Stadt Moſambik der Centralſitz wurde, 2) in die Regierung der Inſel Ceylon, 3) in die Herrſchaft über die Halbinſel Malacca und was davon abhieng gegen Oſten, 4) in die Herrſchaft über Hormus und den perſiſchen und arabiſchen Meerbuſen. Die Gouverneure waren dem Vicekönig in Goa untergeordnet, wo 1559 ein Erzbisthum errichtet und die Inquiſition eingeführt wurde. Ueberall wurden Feſtungen, Städte, Kirchen und Klöſter gebaut. Die Jeſuiten waren beſonders thätig in Indien.

In Moſambik wurde ein Dominikaner-Kloſter errichtet und in Mombas ein Auguſtiner-Kloſter, deſſen Bewohner aber, wie wir ſpäter ſehen werden, ſchrecklich vertilgt wurden. Später kamen die Jeſuiten auch nach Moſambik und ſuchten die Eingebornen von Sofala und Monomotapa zu bekehren.

Portugal war jetzt an Macht, Einfluß und Glanz ſehr hoch geſtiegen, aber da dieſe Macht nicht auf der Grundlage des Wortes Gottes ruhte, ſondern allein auf der menſchlichen

Selbſtſucht und Selbſtverherrlichung, ſo konnte ſie nicht lange beſtehen, ſondern mußte eben ſo tief fallen, als ſie geſtiegen war, zum warnenden Beiſpiel der mächtigen Nationen, die nach den Portugieſen auf dem Weltſchauplatz auftreten würden. Der Handel und das Schwert kann große Siege erkämpfen, aber es ſind eben fleiſchliche Siege, mit fleiſchlichen Waffen errungen, darum ſind ſie eitel und vorübergehend. Nur das Wort Gottes als das Schwert des Geiſtes kann die Herzen erobern und das Geſetz Gottes in die Herzen bringen, kann die Selbſtſucht der Regierten und der Regenten entfernen und ein Reich des Friedens und Segens gründen, das unvergänglich iſt. Daran fehlte es bei den Portugieſen, und fehlt es heute noch mehr oder weniger bei allen Nationen, die gegenwärtig die Welt beherrſchen, daher auch ihre Macht vergehen wird, ſie mögen es glauben oder nicht. Das zweite Kapitel des Propheten Jeſaias hat aller irdiſchen Größe, ſofern ſie ſelbſtſüchtig nur die Verherrlichung des Menſchen und nicht Gottes ſucht, das Urtheil geſprochen, dabei es bleiben muß, und der Prophet Daniel hat Kap. 7, 27 deutlich geweißagt, wem die Reiche dieſer Welt am Ende anheimfallen ſollen.

Es konnte nicht anders ſein, als daß das kleine Portugal trotz der Einkünfte, die ihm aus aller Welt zuſtrömten, ſich erſchöpfen mußte durch die vielen Flotten und Soldaten, die es überall hin zu ſenden hatte. Die vielen See- und Landſchlachten und das mörderiſche Klima raffte Soldaten und ihre Anführer dahin. Die Gouverneure und andere große Beamten wurden mehr und mehr unfähig zur Erfüllung ihrer Aufgabe. Sie wollten ſchnell reich werden und ihren Reichthum in der Heimath genießen. Ueberhaupt wurde nach und nach durch den Wohlſtand, der von außen in's Mutterland ſtrömte, das ganze portugieſiſche Volk entnervt und verderbt. Die Befehlshaber im Ausland wurden ungerecht und tyranniſch gegen die unterworfenen Völker, und das Bewußtſein von der portugieſiſchen Größe und Herrlichkeit ſtumpfte ihr Gewiſſen ab gegen die Klagen und Leiden der Unterjochten, von denen nur immer gefordert, denen aber

keine Wohlthat erzeigt wurde. Kein Wunder, daß ſich ein Geiſt der Unzufriedenheit unter den unterjochten Fürſten und Völkern verbreitete, den die grimmigſten Feinde der Portugieſen (wie gegenwärtig der Engländer), die Muhamedaner in Afrika und in Aſien, zu vermehren ſuchten. Die anfängliche Begeiſterung in Portugal, die alle Klaſſen von Menſchen in fremde Länder trieb, ließ nach, denn ſie war geſättigt durch die großen Errungenſchaften. Die Succeſſionskriege, welche 1580 zwiſchen Portugal und Spanien ausbrachen, nöthigten die portugieſiſche Regierung, ihre Truppen nach Europa zurückzurufen. Die Kolonien konnten nicht mehr gehörig unterſtützt werden, und die Gouverneure mußten ſich größtentheils mit eingeborenen Soldaten behelfen, wodurch die große Schwäche ihrer Herrſcher offen gelegt und ein Geiſt der Empörung, der Verdorbenheit, der Zerrüttung und der Tyrannei erzeugt wurde. Die oberſte Regierung, im Bewußtſein ihrer Unmacht, mußte zu allem ſchweigen und froh ſein, wenn nur einigermaßen ihre Macht und ihre Einkünfte gedeckt waren.

Ueber Alles dieſes kam noch das Umſichgreifen anderer europäiſcher Staaten zur See. Holland errichtete 1595 eine Kompagnie zum Handel in fremden Ländern, und ſandte unter dem wackeren Kaufmann Hutmann 4 Schiffe, welche das Kap der guten Hoffnung, Madagaskar, die Malediven und die Sonda-Inſeln beſuchten und die dortigen Verhältniſſe der Portugieſen und der Eingeborenen kennen lernten. Auch England erhob ſich unter der großen Königin Eliſabeth. Schon im Jahr 1597 war Franz Drake, 1579 Stephens, 1587 Cavendiſch nach Indien, und 1591 Jacob Lancaſter nach Sanſibar gekommen, und 1600 bildete ſich in England die indiſche Handelskompagnie, welche die Frucht jener Erforſchungsreiſen war.

Frankreich wurde erſt ſpäter unter Colbert (1664) mit Indien bekannt. Portugal hatte ſo Rivalen, Feinde und Widerſacher im Ueberfluß. Im Weſten von Europa waren es die Holländer und Engländer, und im Oſten die Türken und Perſer, welche die Macht Portugals zu brechen ſuchten.

gerade wie jetzt England im Osten durch den Fanatismus der Muhamedaner, durch die wachsende Macht Rußlands und im Westen durch die steigende Seemacht von Frankreich und Nordamerika bedroht ist — eine gefährliche Stellung, der England nur dann entgehen wird, wenn es Gott allein die Ehre gibt, sich unter Sein Wort und Gesetz stellt und sich zur Ausführung der Absichten Gottes in der Welt mehr und lauterer als bisher brauchen läßt; sonst hat Albions letzte Stunde geschlagen, und eine völlig antichristliche Macht wird über die Meere und Länder hinfahren und das Reich Gottes auf einen kleinen Kreis reduciren, wo es freilich nach innen um so mehr wachsen kann und wird, bis es mit dem Fall der letzten Weltmacht seine centrifugale Bahn in alle Welt hinaus wieder und für immer einschlagen darf.

Es ist schon erzählt worden, daß die Jesuiten den Dominikaner-Mönchen in Mosambik gefolgt sind, und daß sie ihren Bekehrungseifer auf den Süden von Mosambik, auf das Goldland Sofala und Monomotapa gerichtet haben. Im Jahr 1560 gelang es wirklich dem Jesuiten Gonsalves da Sylveira, den König von Monomotapa und seine Mutter zu taufen, allein da die Bekehrung des Königs und Vieler seiner Großen nur eine ganz äußerliche war, so war es kein Wunder, daß der König schon nach einem Jahr sich durch die Muhamedaner verleiten ließ, den christlichen Glauben abzuwerfen und den Priester nebst 50 Proselyten zu tödten, — ein Schritt, den er aber bald wieder bereute und dadurch gut zu machen suchte, daß er den Missionarien alle Freiheit gab, ihre Religion in seinem großen Gebiet auszubreiten.

Ehe ich fortfahre, die Beziehungen der Portugiesen zu Ostafrika weiter zu erzählen, muß ich über die beiden Länder Sofala und Monomotapa einige Nachricht geben, welche der portugiesische Geschichtsschreiber De Barros hinterlassen hat.

„Das Gebiet Sofala bildet einen Theil des großen Landes, über welches ein Fürst Namens Benomotapa herrscht. Es ist inselartig umgeben von den beiden Armen eines Flusses, der in dem größten See von ganz Afrika entspringt,

aus dem die alten Geographen den Nil entſpringen ließen, und wo auch der Zaire entſpringt, welcher durch das Reich Kongo fließt. Man weiß jetzt, daß von dieſen drei merkwürdigen Flüſſen der, welcher am weiteſten in die Länder hineingeht, der Nil iſt, welchen die Abeſſinier Facuij nennen, in welchen ſich zwei andere große Flüſſe ergießen, welche Ptolemäus Astaboras und Astapus nannte, welche aber von den Eingeborenen Facazij und Abanhi genannt werden. Dieſer Letztere (deſſen Name „Vater der Waſſer" bedeutet) kommt von einem andern großen See, der Barcena*) heißt (Ptolemäus nennt ihn Coloa), und der mehrere Inſeln hat, wo ſich Mönchsklöſter befinden. Was den großen See betrifft, ſo ſcheint er mehr als 100 Stunden lang zu ſein. Der Fluß von Sofala theilt ſich in zwei Zweige. Der Eine ergießt ſich dieſſeits von Kap Corrientes, und hat nacheinander den Namen Fluß der Lagune (da lagoa), und Fluß des heiligen Geiſtes; der Andere geht 25 Stunden nördlich von Sofala in's Meer. Dieß iſt der Kuama, der im Innern Sambeſi genannt wird. Dieſer Zweig iſt bedeutend größer als der andere; er iſt über 250 Stunden weit ſchiffbar; er erhält 6 merkwürdige Zuflüſſe, welche heißen: Panhamca, Luamgua, Arruia, Mandſchuo, Inadire und Ruenia. Sie Alle beſpülen das Land des Benomotapa, und haben meiſtens Gold.

Das Delta, das zwiſchen beiden Flußarmen eingeſchloſſen iſt, und welches das Königreich Sofala bildet, hat über 750 Stunden im Umfang. Es gleicht in Hinſicht auf den Anblick des Landes dem von Sanguebar, dieſelben Thiere ſind dort, dieſelben Menſchen wohnen da, und dieſelben Nahrungs-Mittel finden ſich daſelbſt.

Dieſes ganze Gebiet iſt lieblich, fruchtbar, mit Holz verſehen, von Bächen bewäſſert, bedeckt mit Rothwild und Vieh, und iſt ſehr bevölkert. Es bildet einen Contraſt gegen das Land in der Nähe von Kap Corrientes, welches entblößt, dürr und von ſehr kalten Winden gefegt wird. Da das Delta

*) Barcena iſt offenbar eine Corruption von „Baher Zana," Zana-See. (Siehe S. 357.)

von Sofala ſehr bevölkert iſt, ſo entfernen ſich die Elephanten und fliehen in die Wildniſſe von Sanguebar, wo ſie in großen Schaaren umhergehen. Die Kaffern behaupten, daß jährlich 4—5000 Elephanten getödtet werden, was die große Menge Elfenbein erklärt, die von dieſem Land nach Indien ausgeführt wird.

Die nächſten Goldminen von Sofala ſind die, welche den Namen Manica haben; ſie liegen in einem Thal, das von einem gebirgigen Amphitheater von 30 Stunden im Umfang umgeben iſt. Die Plätze, welche Gold enthalten, ſind an der Dürre und Nacktheit des ſie bedeckenden Landes erkenntlich. Dieſes ganze Gebiet heißt Matuca, und die Leute, welche dieſes koſtbare Metall aufſuchen, ſind die Bontongas. Obgleich das Land zwiſchen dem Aequator und dem Wendekreis des Steinbocks liegt, ſo ſind doch die Berge ſo voll Schnee, daß Diejenigen, welche während des Winters dort wohnen, vor Kälte ſterben, während im Sommer die Luft auf dieſen Höhen unvergleichlich rein und heiter iſt. In allen dieſen Minen von Manica, welche ſich 50 Stunden weſtlich erſtrecken, iſt die Erde dürr, und, da das Gold daſelbſt im Staub ſich befindet, ſo graben es die Eingeborenen aus Löchern, welche die Winterregen wieder ausfüllen, die Goldſtückchen aus der Umgegend dorthin mit ſich führen. Im Allgemeinen gräbt man nur 6—7 Spannen tief; bei 20 Spannen findet man Felſen.

Die andern mehr entfernten Minen von Sofala ſind 100—200 Stunden weit. Man findet dort Gold in Stücken, die theils in Felſen-Gängen enthalten ſind, theils im Bett der Regenbäche, welche der Winter gebildet hat, und welche der Sommer austrocknet. Die Eingeborenen ſtürzen ſich in gewiſſe Waſſertümpel, wo ſie viel Gold finden in dem Schlamm, welchen ſie heraufbringen. Bisweilen vereinigen ſich bei 200 Menſchen, um das Waſſer von einer Pfütze auszuſchöpfen und den Schlamm und das darin enthaltene Gold offen zu legen. Das Land iſt ſo reich, daß, wenn die Einwohner habgierig wären, ſie ſich ungeheure Maſſen von die-

ſem Metall verſchaffen könnten, aber ſie ſind ſo träge und haben ſo wenige Bedürfniſſe, daß der Hunger ſie nöthigen muß, wenn ſie ſich zur Aufgrabung der Erde entſchließen ſollen.

Um ihre Gier zu erwecken, nehmen die Mauren, welche ſich unter ſie begeben, ihre Zuflucht zu einer Liſt; ſie bedecken ſie und ihre Weiber mit Stoffen und Schmuckſachen, die ihnen Freude machen, und wenn ſie ſehen, daß ſie ganz entzückt darüber ſind, ſo überlaſſen ſie ihnen dieſe Dinge im Vertrauen, und ſagen ihnen: „Geht, ſucht Gold, und ihr braucht die Sachen nicht mehr zurückzugeben. Das Vertrauen verpflichtet ſie, die Erde aufzugraben; denn die armen Leute haben einen ſolchen guten Glauben, daß ſie ihre Verbindlichkeit unfehlbar einhalten.

Es giebt auch noch andere Minen in dem Diſtrict Taroa, welcher auch das Reich Butua genannt wird. Dieß ſind die älteſten Minen, die man im Land kennt; ſie ſind alle auf dem freien Feld. In der Mitte der Gegend iſt ein ſehr merkwürdiges Gebäude; es iſt eine Feſtung, die inwendig und auswendig mit behauenen Steinen beſetzt iſt, welche ſehr groß, 25 Spannen breit und faſt eben ſo hoch ſind. Es ſcheint nicht, daß ſie mit Kalk zuſammengehalten ſind. Ueber der Thüre dieſes Gebäudes iſt eine Ueberſchrift, welche gewiſſe Mauren und Gelehrte, welche dieſe Orte beſucht haben, nicht leſen konnten; ſie konnten auch nicht ausfindig machen, welcher Sprache ſie angehört. Um das Gebäude her, auf gewiſſen Anhöhen, hat es noch mehr Bauten von derſelben Art, mit einer Verkleidung von Steinen ohne Kalk, in deren Mitte ein hoher Gang iſt von mehr als 12 Klafter. Dieſe Gebäude haben im Land den Namen Symbaoe (Zimboe), d. h. königliche Reſidenz.

Wann und durch wen wurden dieſe Gebäude errichtet? Da die Leute keine Schrift haben, ſo hat ſich die Erinnerung davon unter ihnen nicht erhalten können; ſie ſagen nur, es ſei das Werk des Teufels, denn nach dem, was ſie wiſſen und vermögen, ſcheint es ihnen unglaublich, daß Menſchen

ein ſolches Werk vollbringen können. Die Mauren, welche dieſes Gebäude und die portugieſiſche Feſtung in Sofala geſehen haben, verſicherten den Kapitän Vicente Pegado, daß kein Vergleich ſei zwiſchen der Feſtung und der von Symbaoe, ſo ſchön und vollkommen ſei die letztere. Seine Entfernung war in gerader Linie 170 Stunden unter dem 20. oder 21. Grad ſüdlich. Auf dem ganzen Weg findet ſich kein ähnliches Gebäude, weder aus der alten noch aus der neuen Zeit. Die Bevölkerung iſt ſehr wild, und die Hütten ſind ganz von Holz.

Man hat natürlich viele Vermuthungen über den Urſprung und die Beſtimmung dieſer Feſtung. Die Mauren halten ſie für ſehr alt. Sie glauben, der Zweck des Baues ſei geweſen, denen, welche den Bau errichteten, den Beſitz der ſehr alten Minen zuzuſichern, von denen man aber ſeit langer Zeit kein Gold mehr erhält wegen der Kriege, welche das Land verwüſten. Barros hält dieſes Land für die Gegend Agyzimba, von welcher Ptolemäus ſpricht.

Die Leute dieſes Landes ſind ſchwarz, haben krauſe Haare, und ſind verſtändiger als die Leute an der Küſte von Moſambik, Kiloa und Malindi. Es giebt Viele unter ihnen, welche Menſchen freſſen und den Thieren zur Ader laſſen, um ihr Blut zu trinken. Die Leute von Benomotapa laſſen ſich gerne zum Chriſtenthum bekehren. Sie glauben in der That an einen Gott, den ſie Moſimo nennen, verehren auch kein Götzenbild, im Gegenſatz von allen andern Negern, welche Götzen- und Fetiſchdiener ſind. Den Fetiſchdienſt verabſcheuen ſie und beſtrafen ihn mit dem Tod. Eben ſo ſtreng ſind ſie gegen Diebſtahl und Ehebruch, und um einen Menſchen von dieſem letztern Verbrechen zu überzeugen, genügt es, daß man ihn auf der Matte geſehen hat, auf welcher eine Frau geſeſſen iſt. Die Leute ſind Polygamiſten; ſie heirathen ſo viele Frauen, als ſie ernähren können. Aber die Erſte hat ſtets den Vorzug, und die Andern dienen ihr. Ihre Söhne erben das väterliche Gut. Ein Mann kann keine Frau heirathen, die noch nicht zeugungsfähig iſt; ihre Periode muß

ſich eingeſtellt haben, bei deren Eintritt ein großes Feſt gefeiert wird.

Die Kleider ſind aus Baumwollenzeug gemacht, der entweder im Land fabrizirt oder aus Indien eingeführt wird. Die Frauen und Vornehmen laſſen viel Seide- und Goldſtickereien ins Land kommen, und ihre Kleider ſind oft ſehr koſtſpielig. Nur der Benomotapa (Kaiſer) trägt einen Anzug, der im Land gemacht wird, um Fremde zu verhindern, etwas Schädliches oder Zauberei einzuführen. Die Frauen werden beſonders verehrt in dieſem Land. Der Sohn des Königs ſelbſt geht aus dem Weg, wenn er einer begegnet. Der Kaiſer hat mehr als 1000 Frauen, welche Töchter der Großen des Landes ſind; aber die Erſte iſt die, welche in Beziehung auf Abkunft die geringſte iſt; ſie iſt die Herrin von allen andern, und ihr erſter Sohn iſt der Thronerbe. In der Ernte hat die Königin die Ehre, ſelbſt auf das Feld zu gehen, um die Arbeit daſelbſt zu überwachen und zu beſorgen.

Mehr Notizen über Sofala und Moſambik finden ſich in dem Werk „Memoria estatistica sobre os dominios portuguezes na Africa oriental, Lisboa, 1835 von Dom Sebastien-Xavier Botelho.“

Das Königreich Monomotapa theilt ſich in das öſtliche und weſtliche Reich. Das letztere iſt das ausgedehnteſte und heißt Mocaranga; es umfaßt acht Königreiche, nämlich: Toruro Medra, Mudſchau, Mokoko, Turgeno, Gengir-Bomba, Manomuges, Ruenga und Bororo. Das öſtliche Reich, welches insbeſondere Monomotapa heißt, hat auch acht Königreiche, nämlich: Dſchikova, Sacumbe, Ignabaſa, Mugnare, Dſchiroro, Manica, Dſchingamira und Sofala. Alle dieſe Reiche ſind dem Kaiſer von Monomotapa zinsbar, außer Sofala, deſſen ausſchließliche Beſitzer die Portugieſen ſind. Dieſes ganze Gebiet iſt reich an Goldminen und koſtbaren Steinen, an Zuckerrohr, Reis, Korn, Hülſenfrüchten, Vieh und allen Arten von Producten; es iſt voll von Elephanten und Wallroſſen (?). Die Berge ſind ſehr kalt und die Thäler ſehr heiß. Ein Gebirgszug lauft von Nord nach Süd, welcher

das Gebirge von Lupata heißt; dieſe Berge ſind ſehr hoch und ſtets mit Schnee bedeckt.

Die Eingeborenen werden deſpotiſch regiert. Sie glauben an ein oberſtes Weſen, aber ſie zollen ihm keine Verehrung; ſie ſind aberglaubiſch und glauben an Liebestränke und Zauberer; ſie haben Feſttage, unter welchen der Geburtstag des Kaiſers iſt. Dieſer hat einen Hof und eine Ehrenwache; die Plätze, wo er reſidirt, heißen Zimboe.

Der Fluß Cuama oder der Sambeſi iſt einer der merkwürdigſten Flüſſe von Afrika. Seine Quelle iſt unbekannt und einige Schriftſteller haben vermuthet, er habe eine gemeinſchaftliche Quelle mit dem Nil. Er theilt ſich in zwei Arme im Gebiet von Quipango, 30 Stunden oberhalb ſeiner Mündung. Der ſüdlichſte Arm heißt Luabo, der nördliche heißt Kilimani. Auf der Küſte des feſten Landes beſpült der Fluß nördlich die Länder von Botonga und ſüdlich die von Bororo. Die beiden Mündungen ſind 18 Stunden von einander getrennt, und das Delta, das zwiſchen den beiden Hauptabtheilungen des Fluſſes eingeſchloſſen iſt, heißt die Inſel Dſchingoma. Es ſind eigentlich nur zwei nahe gelegene Inſeln, welche nur ein Flußarm trennt; ſie heißen Luabo und Maindo. Die letztere iſt ein Marktort, der der Krone von Portugal gehört. Die Inſel iſt ſonſt reich, hat aber gegenwärtig wenige Koloniſten und wenig Kultur.

Der Sambeſi erhält mehrere bedeutende Zuflüſſe. Er iſt ſchiffbar oberhalb Tete bis Dſchikova. Die Schiffe laufen durch die nördliche Barre, die man ſonſt auch Kilimani heißt, in den Sambeſi ein, der Eingang in den Luabo iſt gefährlich. Die Kilimaniſtadt war früher ſehr wichtig als Handels-Mittelpunkt zwiſchen Moſambik und den Städten Sena und Tete. Letzteres iſt 60 Stunden von Sena entfernt.

Die Portugieſen ſuchten mehrmals das Reich Monomotapa zu erobern, um ſich in den Beſitz der Gold- und Silberminen zu ſetzen (in Dſchikova ſoll es Silber geben), aber die Unternehmung mißlang ſowohl unter Francisco Barreto, als unter Vasco Fernando Homem. Theils das Klima, theils

die Macht der Eingebornen vereitelte die militäriſchen Expeditionen der portugieſiſchen Befehlshaber, zwiſchen 1569 und 1575. Doch ſoll der Kaiſer von Monomotapa im Jahr 1607 den Portugieſen alle Gold-, Silber-, Kupfer-, Zinn-, Eiſen- und Blei-Minen geſchenkt haben. *) Im Jahr 1586 erhielten die Portugieſen an der Oſtküſte von Afrika einen nicht unbedeutenden Feind in der Perſon eines türkiſchen Beys Namens Ali, der ſich längſt durch ſeine Abentheuer an der ſüdarabiſchen Küſte ausgezeichnet hatte, wo er Maskat plünderte. Dieſer abenteuerliche Mann erſchien mit einem Schiff vor Mukdiſcha und erklärte ſich als einen Geſandten des Sultans von Conſtantinopel, der eine große Flotte ſenden und die Oſtküſte den Portugieſen entreißen werde, und daher alle Scheichs auffordere, ſich ihm zu unterwerfen. Die Mukdiſchaner unterwarfen ſich ſogleich. In Luſiwa, Lamu, Patta unterwarf man ſich ebenfalls. Ein portugieſiſches Schiff wurde von Ali Bey in Patta weggenommen und die Gefangenen nach Conſtantinopel geſchickt. Mombas, Kilin und andere Orte waren auch zum Abfall von den Portugieſen bereit, nur der Scheich von Malindi blieb ihnen, wie immer, treu und gab ihnen Nachricht von dem, was vorgefallen war. Der portugieſiſche General-Gouverneur Thome de Suza Cutinho aber ſandte ſogleich 20 Schiffe, welche den Ali Bey in Mombas erreichten, gefangen nahmen und nach Liſſabon ſchickten, wo er als Chriſt geſtorben ſein ſoll.

Während der portugieſiſche Commandant das rebelliſche Mombas belagerte, kamen die wilden Waſimba, von Süden her dringend, in der Nähe der Inſel Mombas an und ver-

*) Der Kaiſer von Monomotapa in ſeiner Bedrängniß von Seiten der wilden Mongas und anderer Stämme rief die Portugieſen zu Hülfe, welche jene Barbaren zurückſchlugen und den Kaiſer retteten. Aus Dankbarkeit für dieſe Hülfe ſoll der Kaiſer den Portugieſen die Gold- und Silberminen ſeines Reiches geſchenkt und zugleich verſprochen haben, mehrere ſeiner Söhne nach Goa zu ſchicken, um ſie zu Chriſten zu machen.

ſprachen den Inſulanern gegen die Portugieſen Hülfe zu leiſten, wenn ſie ſie in die Stadt einrücken ließen. Die Mombaſſianer öffneten ihnen die Thore, aber jetzt wütheten ſie gegen ihre Freunde wie gegen Feinde. Sie mordeten Alles, was ihnen in den Weg kam. Die Mombaſſianer, unter ihnen auch der Türke Ali Bey, ſtürzten ſich in die See, wo ſie von den Portugieſen niedergemacht und zum Theil gefangen wurden. Die Waſimba kamen eigentlich von den Ufern des Fluſſes Kuama aus dem Innern und zogen ſich der Küſte entlang nach Norden, wo ſie auf ihrem Zug Menſchen und Vieh verzehrten, denn ſie waren Menſchenfreſſer. In Kiloa ſollen ſie 3000 Muhamedaner verzehrt haben. Ein Verräther hatte ihnen bei Nacht den Weg nach der Inſel gezeigt, an einer ſeichten Stelle, wo ſie durch das Waſſer waten konnten. Mombas wurde abermals verbrannt, und die rebelliſchen Scheichs an der Küſte, in Lamu, Patta, Paſa und Mandra ergaben ſich, nachdem die Portngieſen ſie exemplariſch beſtraft hatten. Die portugieſiſche Herrſchaft wurde wieder befeſtigt, und die Türken wagten es nicht weiter, ſich an der Küſte zu zeigen.

Die Waſimba wandten ſich von Mombas nach Malindi, das ſie ebenfalls zerſtören wollten, aber der Scheich der Stadt und der portugieſiſche Oberſt Matheos Mendes mit einer kleinen Anzahl Portugieſen und 3000 Moſſeguejo (das heißt wohl Waſegedſchu oder Pokomo), welche ſehr tapfer waren, ſchlugen ſie mit großem Verluſt zurück, ſo daß ſie von Malindi abziehen mußten.*)

Nicht lange nach dieſer Rebellion an der Küſte empörten ſich auch die Bewohner der Inſel Pemba gegen die Por-

*) Die Portugieſen erlitten mehrere Niederlagen von den Waſimba in Tete und Sena. 1592 fiel der portugieſiſche Kapitain Andre de Santiago, Commandant von Sena, welcher bei Nacht entfliehen wollte, mit 130 Portugieſen in ihre Hände. Sie wurden getödtet und aufgezehrt. Auch der Gouverneur von Moſambik, Dom Pedro de Suza mit 200 Portugieſen erlitt eine Niederlage, er mußte fliehen und viele Portugieſen wurden von den Waſimba getödtet.

tugieſen, welche dort eine tyranniſche Wirthſchaft geführt hatten; aber die Empörung hatte nur eine um ſo größere Demüthigung durch die Portugieſen zur Folge.

Nachdem Thome de Suza von Mombas abgezogen war, ergriff der Sultan dieſer Inſel wieder Beſitz von derſelben und ſuchte den Scheich von Malindi zu bedrängen, ſo viel er konnte. Allein der Sultan wurde von den Waſegedſchu, die es mit Malindi hielten, gänzlich geſchlagen und getödtet, und Mombas fiel in die Hände der Waſegedſchu, welche den Scheich von Malindi einluden, Beſitz von der Inſel zu nehmen. Die Sultane von Mombas, d. h. die Scheichs von Schiras, welche die herrſchende Dynaſtie in Mombas ſeit langer Zeit gebildet hatten, wurden gänzlich entfernt. Der Letzte von dieſer Familie ſoll Tſchaho Ben M'Tſchaham geweſen ſein, und der erſte Sultan, der von Malindi aus über Mombas herrſchte, ſoll Achmed geheißen haben. Um den rebelliſchen Geiſt der Mombaſſianer für immer niederzuſchlagen, befahl der Vicekönig Mathias D'Albuquerque in Goa im Jahr 1594 die Errichtung einer Feſtung in Mombas, wodurch der Beſitz der Oſtküſte im Norden von Sanſibar für die Portugieſen ein mehr geſicherter wurde. Allein im Süden von Sanſibar hatten ſie bald ſehr gefährliche Kämpfe zu beſtehen. Im Jahr 1607 erſchien der holländiſche Admiral Van Cärden vor der Stadt Moſambik mit 8 Schiffen. Er nahm mehrere portugieſiſche Schiffe weg und eroberte die Stadt, aber Krankheiten und die Stärke der Feſtung, die er vergeblich einzunehmen ſuchte, zwangen ihn zum Rückzug. 1608 kam der holländiſche Admiral Verhowen mit 13 Schiffen im Hafen von Moſambik an, konnte aber die ſtarke Feſtung auch nicht gewinnen. 1608 kamen auch die Engländer unter Kapitain Scharpey nach Pemba und andern Orten, aber nicht in feindlicher Abſicht, denn ſie waren mit Portugal im Frieden. 1609 kam ein anderes engliſches Schiff unter Kapitain Rowles nach Sanſibar, wo ihm, wahrſcheinlich auf Anſtiften der Portugieſen, zwei Mann getödtet wurden,

wie in Pemba, wo Kapitain Scharpey auch einige Mann verloren hatte.

1614 wurde Manoel de Melo Pereira Gouverneur von Mombas. Dieß war ein ſtolzer, habſüchtiger und hinterliſtiger Mann, der bald einen Haß gegen den treuen Scheich Achmed von Malindi faßte und ihn ſeines Amtes entſetzte. Da Achmed zu ſeinen Sclaven in Rabai geflohen war, ſandte Manoel ihm Meuchelmörder nach, die dem unglücklichen Häuptling den Kopf abhieben und ihn dem portugieſiſchen Gouverneur brachten, welcher das Haupt nach Goa ſandte. Aber dieſe gottloſe That wurde furchtbar gerächt im Jahr 1631. Der ermordete Scheich Achmed hatte einen 7jährigen Sohn Namens Juſuf hinterlaſſen, den die Portugieſen nach Goa ſandten, um ihn von den Auguſtiner-Mönchen unterrichten zu laſſen. Er wurde 1627 in Goa getauft und erhielt den Namen Dom Geronimo Chingulia. Nach ſeiner Taufe ſchrieb er dem Pabſt einen Brief, worin er ſich ihm völlig unterwarf. Er wurde als 23jähriger Jüngling in die Regierung von Mombas eingeſetzt, wo damals Petro Leytam de Gamboa Feſtungs-Commandant war. Juſuf regierte, wie die arabiſche Chronik von Mombas ſagt, Anfangs ſehr tyranniſch, er zwang die Leute, Schweinefleiſch zu eſſen, war gottlos und unglaubig. Deſſenungeachtet beſuchte er oft das Grab ſeines Vaters, weinte und verrichtete muhamedaniſche Ceremonien daſelbſt, und wollte doch ein guter römiſcher Katholik ſein. Ein Portugieſe bemerkte ihn am Grabe und machte dem Commandanten Da Gamboa die Anzeige davon. Der Commandant entſchloß ſich, den Juſuf nach Goa zu ſenden, und wahrſcheinlich der Inquiſition zu überliefern; aber Juſuf erhielt Nachricht von dem Anzeiger ſelbſt. Raſch verſammelte Juſuf 300 ergebene Eingeborene, gieng mit ihnen auf die Feſtung, um dem Commandanten einen Beſuch zu machen. Die Eingeborenen warfen ſich nun plötzlich auf die Wache habenden Soldaten, während Juſuf den Commandanten mit eigener Hand erdolchte. Die Frau und Tochter des Commandanten und der Prieſter, welcher ihnen gerade Meſſe

las, wurden am Altar ermordet, und die Feſtung erobert. Jetzt eilte Juſuf mit ſeinen Leuten in die Stadt, verbrannte die Häuſer der Portugieſen und tödtete alle Leute dieſer Nation, die er finden konnte. Die Portugieſen, welche entronnen waren, flohen in's Auguſtiner-Kloſter, wo ſie ſich 7 Tage vertheidigten. Juſuf verſprach ihnen freien Abzug, wenn ſie unbewaffnet abreiſen würden. Die Portugieſen giengen die Bedingung ein, aber kaum hatten ſie das Kloſter verlaſſen, als ſie Alle niedergemacht wurden. Weiber, Kinder, Mönche, Prieſter wurden alle maſſakrirt, und alles, was zum Kultus gehörte: Roſenkränze, Gefäße, Heiligenbilder, wurden entweiht und vernichtet. Den Chriſten-Namen, den Juſuf, wie er ſagte, ſo lange als eine Laſt getragen hatte, warf er ab und ſandte Boten an alle benachbarten Scheichs, die Portugieſen ohne Verzug überall umzubringen, was auch geſchah in Tanga, Motone und Mtangata.

Auf die Nachricht von dieſen ſchrecklichen Ereigniſſen in Mombas ſandte der Vicekönig Dom Miguel de Noronha von Goa 14 Schiffe mit 500 Soldaten unter Francisco de Moura, welcher 1632 in Mombas ankam und dort noch 3 Schiffe und 300 Soldaten, die aus Maskat kamen, in Empfang nahm und die Belagerung von Mombas begann. Allein er richtete nichts gegen ſie aus und mußte nach 3 Monaten mit großem Verluſt nach Indien zurückkehren. Er ließ 2 Schiffe zurück, welche den Hafen blockiren ſollten, allein dieſe Schiffe wurden von den Mombaſſianern genommen, und Scheich Juſuf brachte alle ſeine Schätze und vertrauten Leute an Bord und entfloh nach Aden und Schaher in Arabien, nachdem er die Feſtung und die Stadt von Grund aus zerſtört und ſelbſt die Bäume umgehauen hatte. Nachdem er längere Zeit in Arabien herumgeirrt war, floh er 1636 nach der Bucht Bueni, im Weſten von Madagaskar, wo die Araber ſchon längſt eine Kolonie gegründet hatten. Die Portugieſen in Moſambik bekamen Nachricht, ſandten 2 Schiffe und 60 Soldaten, konnten aber den Juſuf nicht in ihre Hand be-

kommen, noch ſeine Feſtung erobern und mußten mit Schanden nach Moſambik zurückkehren.

Als die Portugieſen in Sanſibar erfuhren, daß Mombas ganz wüſte liege, ſandten ſie zwei Schiffe dahin, nahmen Beſitz von der Stadt und Inſel und fiengen an, die Feſtung und Stadt wieder herzuſtellen. Der Gouverneur ließ 20 portugieſiſche Familien aus Patta und Sanſibar kommen, um die Stadt aufzubauen und zu bewohnen. Ein einziger Eingeborner, Namens Fake valle (Faki Ali) war zurückgeblieben, den man zum Scheich von Mombas und Malindi machte. Francisco Xeixas e Cabra ſtellte die Feſtung wieder her. Er züchtigte auch die Häuptlinge von Patta, Pemba, Otondo, Mandra, Luſiwa und Jaca. Die Küſte wurde jetzt wieder ruhig, und Mombas wurde der wichtigſte Platz im Norden, wie Moſambik es im Süden war. Man ließ zwar die eingebornen Scheichs fortbeſtehen, aber ſtellte ſie unter Aufſicht und ſie mußten einen jährlichen Tribut bezahlen. Sie ließen ſich dieſes Verhältniß gefallen, zumal da ſie noch das Recht hatten, für ſich Handel treiben zu dürfen.

Im Süden von Kiloa, deſſen Herrſchaft ſich ſeit der Ankunft der Portugieſen aufgelöst hatte, richteten die Portugieſen ihr Augenmerk beſonders auf Sofala und die Gegend am Sambeſi-Fluß, auf dem ſie einen Einfluß weit ins Innere von Afrika hinein erhielten. Südlich von Sofala behaupteten ſie die Orte Delagoa und Inhambane bei Kap Corrientes, wo das Reich Otongue ſich ausbreitete. Um den portugieſiſchen Einfluß bis Kap Guardafui zu befeſtigen, ſandte der Gouverneur von Moſambik, der zuerſt unmittelbar unter der Regierung von Liſſabon, ſpäter unter der in Goa ſtand, alle Jahr ein Schiff, um die Seefahrer von Indien zu zwingen, nach Mombas zu gehen und ihre Abgaben zu zahlen für das Handelsrecht, das ihnen an der Oſtküſte geſtattet wurde.

Die ſtarke, neu erbaute Feſtung in Mombas erhielt neue Garniſon von 100 Mann. Bei Makupa im Südweſten von Mombas errichteten die Portugieſen 3 kleinere Forts, um

die wilden Mosungalos (wahrscheinlich die ersten Wanika, die aus dem Innern gekommen waren und die den großen Wald in der Nähe von Mombas besetzt hatten) im Zaum zu halten. Man gab ihnen auch Geschenke und erhielt von ihnen Ambar und Getreide. Das Wort Mosungalos ist vielleicht eine Verstümmelung von „Msungu msagala" d. h. Einer, der bei dem Europäer sitzt, wohnt, sein Vasall ist. Die Portugiesen betrachteten diese Leute wirklich als ihre Vasallen, und Viele Portugiesen hatten große Anpflanzungen unter ihnen. Die Leute von dem Duruma-Stamm behaupten heute noch, daß sie Sclaven der Portugiesen gewesen seien, und von einzelnen Portugiesen wird heute noch erzählt, daß sie viele hundert Sclaven im Wanika-Land gehabt haben. Ehe die Wanika aus dem Innern kamen, war das Land wirklich eine Nika, d. h. Wildniß, daher sie den Namen „Wanika" Wildnißbewohner erhielten.

Die Portugiesen hatten einmal den Entschluß gefaßt, Mombas ganz aufzugeben und die fruchtbare Insel Pemba zum Hauptsitz der Regierung zu machen; allein das dortige ungesunde Klima und der Mangel an einem guten Seehafen verhinderte die Ausführung dieses Planes. Pemba war sehr bevölkert und konnte 5000 Mann stellen. Die Insel hatte 14 bewohnte, große Dörfer. Sie erzeugte viel Reis, Gemüse, Früchte, Sesam, Schmalz, groß und klein Vieh, wilde Schweine, welche die ersten Kolonisten dort gelassen hatten. In Sansibar wohnten auch viele portugiesische Familien. Es war dort eine katholische Kirche, in welcher Augustiner-Mönche fungirten. Gute Schiffe wurden in Sansibar gebaut, da es dort gutes Bauholz hatte. In Patta wollte der Scheich der Insel keine katholische Kirche bauen lassen, denn Patta war nach Mombas der unruhigste Punkt an dieser Küste. Portugal bezog Einkünfte von Marka, Barawa, Patta, Lamu, Mombas, Pemba, Sansibar, Mafia (auf welcher Insel ein kleines Fort war, von 12 portugiesischen Soldaten bewacht; auch viel Schmalz und Vieh wurde in Mafia gewonnen), und andern Orten; nur Malindi zahlte nichts, man mußte

ſogar noch dem Scheich alle Jahr eine Quantität Eiſen und Tuch geben zum Unterhalt der Waſegedſchu, welche ſonſt gefährliche Nachbarn geworden wären. In Ampaſa, auf der Inſel Patta, war ebenfalls eine Kirche der Auguſtiner-Mönche. Die Stadt Siwi auf Patta zahlte auch Tribut.

Auf der Inſel Maſia verſchaffte ſich der Gouverneur von Mombas für Tuch viel Harz, worunter ohne Zweifel das Kopal-Gummi gemeint iſt, das an vielen Orten an der Oſtküſte gefunden wird. Alle die genannten abhängigen Orte mußten dem Gouverneur in Moſambik auch Lebensmittel ſchicken, hauptſächlich Reis und Vieh, was man für die nach Indien ſegelnden Flotten brauchte.

Mombas war der Mittelpunkt des Handels mit Elfenbein, Ambar, Zibeth und Sclaven, welche man nach Indien verkaufte und wofür man Eiſen, Stoffe u. ſ. w. erhielt. Tribut und Pachtgelder waren die zwei Hauptmittel, wodurch Portugal neben dem Gold in Sofala, ſich in Oſtafrika bereicherte. Dafür bekamen die Oſtafrikaner keine Wohlthaten, denn die Portugieſen thaten nichts für ſie, als daß ſie ſie mit Stolz und Grauſamkeit beherrſchten, dafür aber auch auf's bitterſte von den Eingebornen gehaßt wurden. Und in der That, die Portugieſen haben nichts zurückgelaſſen, als zerſtörte Feſtungen, Paläſte und Kirchen und hie und da ausgemauerte Brunnen, und ein Marienbild in Rabbai, das die Heiden ihrem Kriegsgott gemacht haben. Verbeſſerungen, die ſie eingerichtet hätten, kann man nirgends wahrnehmen. Wo wird auch der Egoismus und Brutalismus ſich mit Verbeſſerungen abgeben. Er will herrſchen und ſchnell Reichthümer ſammeln, um im Luxus in der Heimath leben zu können. Es war daher kein Wunder, wenn die portugieſiſche Herrſchaft von keiner langen Dauer war, und wenn ſie eben ſo ſchnell wieder zu Grunde gieng, als ſie ſich erhoben hatte. Johann IV. hatte zwar die Unabhängigkeit von Portugal im Jahr 1640 wieder hergeſtellt, aber damit konnte er ſeine Kolonien nicht mehr retten. Die Inſel Hormus war ſchon 1620 durch die Verbindung des Schah von

Perſien mit den Engländern, welche ſie nahmen, verloren gegangen und dieſer Verluſt war für die Portugieſen ſehr empfindlich, denn er gab den Arabern in Oman Muth und Muße, ihren Einfluß im perſiſchen Meerbuſen und in Oſtafrika auszudehnen und zu befeſtigen, Portugal hatte keine Leute mehr, wie Albuquerque, welche den ſinkenden Einfluß ihres Vaterlandes in dieſen Meeren wiederherzuſtellen vermocht hätten. Einer war unfähiger und verderbter als der Andere. England und Holland waren auf dem Schauplatz von Indien und ſeinen Gewäſſern aufgetreten und ſo mußte der Stern von Portugal untergehen.

Wir haben nun zuletzt noch zu zeigen, wie ſich der arabiſche Einfluß unter den Fürſten von Oman in Oſtafrika (an der Stelle der Portugieſen) geltend machte und noch geltend macht bis auf unſere Tage.

Die Provinz Oman begreift den nord- und ſüdöſtlichen Theil von Arabien, der am perſiſchen Meerbuſen und am indiſchen Meer liegt. Die ältere und älteſte Geſchichte dieſes Theils von Arabien iſt ſehr dunkel, und ſelbſt da, wo die Berichte ausführlicher werden, iſt ein ſolcher Durcheinander und Wechſel der Ereigniſſe, der leitenden Perſonen u. ſ. w. wahrzunehmen, wie auf dem Sandboden der arabiſchen Halbinſel, der heute da und morgen dort gefunden wird. Sohar war in der älteſten Zeit die größte und wichtigſte Handelsſtadt im öſtlichen Arabien. Nach den Sagen der Araber iſt die Bevölkerung von Oman eine Zuſammenſetzung der Nachkommen Ismaels (durch ſeinen Sohn Adnan) und der Kinder des Kachtan oder Joketan, von dem die Azditen ſtammten, die zu der Zeit, als die Perſer Oman beherrſchten, nach dieſer Provinz einwanderten unter ihrem Führer Malek Ben Fehm, der die Perſer vertrieb, bis dieſe unter den Saſſaniden wiederkehrten und Oman abermals beherrſchten, ſoweit die Berge und Sandflächen im Innern ſie von der Verfolgung der Azditen nicht zurückhielten.

Nachdem die Omanier Muhamedaner geworden waren, fiengen ſie bald an, eine eigene Secte zu bilden, die Chua-

ridſch (vom rechten Wege abtretend) genannt wurde, und die weder den Kalifen Ali, noch Moawia anerkannten. Sie hatten ihre eigenen Fürſten aus der Familie El Dſchelindi, bis der Kalif Abd-el-Melik ſie gänzlich ſchlug, und die beiden Brüder Soliman und Said, die ihre Führer waren, nöthigte, auszuwandern, worauf ſie einen Regenten von dem Kalifen annehmen mußten. Unter dem Kalifen Abu-el-Abbas-es-Saffa entſtanden in Oman große Unruhen durch den Sectirer Abdalla-Ben-Ibadi von der Familie Sarih. Er lebte um's Jahr 750. Die Sectirer verjagten den Abgeordneten des Kalifen und ernannten Dſchelindi Ben Maſſaud zu ihrem Führer, der aber bald getödtet wurde, worauf neue Unruhen entſtanden, bis der Imam Reſan, der im Jahr 820 ſtarb, Ordnung ſtiftete. Jetzt folgten die Imame von Oman regelmäßig gegen 70 Jahre lang.

Es würde mich zu weit führen, die unintereſſante Geſchichte von Oman, die von nichts als von unaufhörlichen Rebellionen der ungeordneten Häuptlinge zu berichten weiß und die einen Abſcheu vor der arabiſchen Freiheit einflößen muß, weiter auszuführen. Es iſt genug, wenn ich erwähne, daß Muhamed Ben Ismail Imam war, als die Portugieſen unter Affonſo D'Albuquerque an der Küſte von Oman das erſte Mal erſchienen. Damals waren alle Städte der Küſte von Oman dem Sultan von Hormus*) unterworfen, der, wie oben erwähnt wurde, durch Albuquerque in die Abhängigkeit von Portugal kam. Unter dieſen Städten, welche von den Portugieſen abhängig wurden, ſind zu nennen: Keriat, Sibo, Kelba, Burka, Mutra, Churfekan, Dibba, Libiddia, Dubo und hauptſächlich Sohar. Als die Portugieſen aus Hormus vertrieben wurden, wurde die Stadt Maskat der Mittelpunkt ihrer Regierung und ihres Handels in Oman.

---

*) Der erſte Sultan von Hormus, der den Portugieſen Tribut zahlen mußte, hieß Turan Schah. Der Imam von Oman reſidirte in der Stadt Bela; früher wohnten die Imame in der großen Stadt Naſua.

Sie durften ſich auch in Arabien nicht ſo gewaltthätig benehmen, wie in Oſtafrika, weil ſie in Abſicht auf Lebensmittel von dem Innern des Landes abhängig waren, und weil überhaupt die Araber mehr Kriegs-Erfahrung und Disciplin hatten, als die Afrikaner.

Der Imam Muhamed Ben Iſmael und ſeine Söhne, welche gegen 60 Jahre die Herrſchaft in Oman behaupteten, regierten zur Zufriedenheit ihrer Landsleute; aber bald nachher entſtanden große Unruhen, da jeder der untergeordneten Gouverneure der Größte ſein und ſeinen Nachbar vertreiben wollte. Die Verwirrung war aufs höchſte geſtiegen, als der Imam Naſſar Ben Murdſched, der Jarebite, auftrat, ganz Oman eroberte, Raub, Gewaltthaten, Unglauben und Unterdrückungen abſchaffte, oder, wie die Araber ſagen, das Gute befahl und das Böſe verbot. Alle unterwarfen ſich ihm (im Jahr 1624) und ſtärkten ſeine Hand zur Ausführung ſeiner geiſtlichen und weltlichen Plane. Zuerſt vertrieb er ſeine widerſpänſtigen Vettern in Rustak, dann bemächtigte er ſich ſeines Onkels (Sultan Ben Abu-el-Arab) in Nachel. Ueberall handelte er mit Nachdruck, aber auch mit Güte, wenn dieſe mehr ausrichten konnte. Nachdem er ſich Oman unterworfen hatte, und er die innigſte Anhänglichkeit der Omaniten gegen ſich wahrgenommen hatte, dachte er an die gänzliche Vertreibung der Portugieſen, deren Herrſchaft bereits im Abnehmen begriffen war, nachdem ſie Hormus verloren hatten und durch die mit England verbündeten Perſer geſchwächt worden waren. Die Bewohner der Küſte am perſiſchen Meerbuſen ſchloßen ſich gerne an den Imam an, weil ſie die Portugieſen als Chriſten haßten. Dieſe brauchten alle ihre Kraft in Indien gegen die Holländer und Engländer und konnten ihren Beſitzungen in Arabien nicht mehr wie früher zu Hülfe kommen. Der Imam hatte ſeine Reſidenz in der großen Stadt Naſua, von wo aus er im Jahr 1633 ſeinen Kampf gegen die Portugieſen eröffnete mit 15,000 Flintenmännern, außerdem mit vielen Bewaffneten, die Lanzen trugen und zu Pferd oder Kameel ritten. In kurzer

Zeit hatte er den Portugiesen alle Seestädte, außer Sohar und Maskat abgenommen. Als der große Imam im Jahr 1649 gestorben war, übernahm sein Vetter, Sultan Ben-Sef-Ben Malek den Oberbefehl, da Nasser Ben Murdsched nur eine Tochter hinterlassen hatte, der man die Regierung nicht anvertrauen konnte. Sultan Ben Sef war eben so tapfer und gewandt wie sein Vorgänger. Er eroberte Maskat 1658. Nach andern Nachrichten soll sein Sohn Sef Ben Sultan Ben Sef die Portugiesen von Maskat vertrieben haben. Nachdem somit Oman von der Herrschaft der Christen frei geworden war, rüstete Sultan Ben Sef eine große Flotte aus, mit der er nicht nur die Küsten von Arabien schützte, sondern auch die Portugiesen in Indien und Afrika angriff. Die Scheichs von Mombas hatten ihn dringend ersucht, sie von der tyrannischen Herrschaft der Portugiesen zu befreien. Der Imam sandte mehrmals eine Flotte nach Mombas, konnte aber erst nach 5 Jahren die Festung gewinnen und die Portugiesen aus Mombas vertreiben, worauf er (im Jahr 1660) den Muhamed Ben Mbaruk zum Gouverneur von Mombas einsetzte. Aber die Familie der Jarebi war nicht lange im Besitz dieser Insel, denn die Portugiesen eroberten sie bald wieder und waren tyrannischer als zuvor, weil die Mombassianer sich an den Fürsten von Maskat gewendet hatten.

Sultan Ben Sef starb 1668 und hinterließ zwei Söhne, Belareb und Sef, von denen der Erstere sein Nachfolger wurde. Unter Belareb beraubten die Araber im Jahr 1670 die portugiesische Stadt Diu in Indien. Da Sef sich um das Imamat in Oman bewarb, so entstand ein Bürgerkrieg, in dem Belareb unterlag und Sef die Oberhand gewann. Sef war noch erbitterter gegen die Portugiesen als seine Vorgänger. Er griff 1694 Daman und die Insel Salsette an, wo er die Kirchen verbrannte, die Priester und viele Portugiesen massakrirte und zum Theil gefangen nahm. Auf die Bitte der Mombassianer sandte er eine Flotte nach Afrika und nahm 1698 Mombas, Sansibar und Kiloa und soll selbst Mosambik belagert haben. In Mombas setzte er einen

Gouverneur ein, der von Oman abhängig ſein ſollte. Nach dem Fall von Mombas wurden die Portugieſen überall an der Oſtküſte getödtet oder vertrieben. Jetzt hörte die portugieſiſche Herrſchaft von Kap Delgado an bis Guardafui gänzlich auf. Auch die Stadt Mukdiſcha, welche während der portugieſiſchen Periode beſtändig unabhängig geblieben, ſtellte ſich unter den Schutz der Fürſten von Oman. Die Abhängigkeit der afrikaniſchen Küſte von Oman war aber nur eine nominelle, da die omaniſchen Regenten in Arabien genug zu thun hatten und ſich wenig mit den Angelegenheiten ihrer afrikaniſchen Beſitzungen befaſſen konnten. Es war ihnen genug, die Ungläubigen (die Chriſten) dort vertrieben zu haben.

Sef war ſehr reich und hatte eine Flotte von 80 Schiffen mit vielen Kanonen, die er meiſtens den Portugieſen abgenommen hatte. Sef Ben Sultan Ben Sef Ben Malek ſtarb in Rustak im Jahr 1711. Ihm folgte ſein Sohn als Sultan, der ebenfalls viele Kriege zu Waſſer und zu Land führte. Er vertrieb die Perſer auf den Inſeln Kechm, Lark, Hormus und Baharen, was ihm nicht ſchwer wurde, da dieſe von den Afganen, Tartaren und Türken damals bedrängt waren. 1715 verbreitete er Schrecken von Kap Comorin bis ins rothe Meer. Er hatte ein Schiff mit 74 Kanonen, 2 Schiffe mit 60 und eines mit 50 Kanonen, 18 Schiffe mit 12 bis 32, und viele kleinere Schiffe. Als er 1719 ſtarb, hinterließ er einen minderjährigen Sohn Namens Sef. Während ſeiner Minderjährigkeit führte Jareb Ben Belareb die Regentſchaft in Oman, welcher aber durch Belareb Ben Naſſer geſtürzt wurde; dieſer mußte aber bald dem Muhamed Ben Naſſer weichen, welcher ſich ſelbſt zum Imam erklären und den jüngern Prinzen bei Seite ſchaffen wollte, was nicht gelang. Sef Ben Sultan wurde 1728 als Imam proklamirt und behauptete ſich mit Hülfe der Perſer. Während dieſer ſtürmiſchen Zeit konnten die omaniſchen Fürſten in Oſtafrika gar nichts unternehmen. Nur in Mombas hatten ſie ihre Gouverneure. Die übrigen oſtafrikaniſchen Städte waren ganz unabhängig, und in Mombas ſelbſt entſtand ein Streit

zwiſchen dem omaniſchen Gouverneur Naſſer Ben Abdalla und den Soldaten, welche den Naſſer abſetzten und den Seke Rombe erwählten, was aber die Mombaſſianer nicht zugeben wollten, daher zwiſchen ihnen und der Garniſon ein Streit ausbrach. Die Portugieſen hörten von der Verwirrung und ſandten zwiſchen 1728 und 1733 den Kapitän Louis Mello de Sampayo, um die Küſte von Kap Delgado bis Patta der Krone Portugals wieder zu unterwerfen. In Patta war zwiſchen dem Sultan Bana Tamu Mku und einem Großen Namens Achmed Ben Kubai ein Streit entſtanden. Der Letztere gieng nach Moſambik und verſprach den Portugieſen zur Unterwerfung von Patta behülflich zu ſein. Es kamen nun vier portugieſiſche Schiffe nach Patta, allein der Sultan verſöhnte ſich bald mit ſeinem Gegner Kubai, und jetzt wurden die Portugieſen überflüſſig. Um ſie von Patta zu entfernen, erzählte ihnen Kubai den Streit in Mombas und bewog ſie, dorthin zu ſegeln mit 80 Booten der Pattaner. Als dieſe in Mombas ankamen, erklärten ſie den Bewohnern, daß ſie ihnen helfen wollten gegen den Seke Rombe. Die Portugieſen bemächtigten ſich der Stadt und Feſtung, fiengen aber ihre Tyrannei wieder an, wie in früheren Zeiten.

Die Mombaſſianer, unwillig über die Portugieſen, begaben ſich, wie früher, nach Maskat und baten um Hülfe gegen ihre Unterdrücker. Da die Hülfe von Maskat verzog, wollten ſie ſich ſelber helfen und nahmen als Suahili (d. h. Leute der Liſt, liſtige Leute, wie ſie ſich ſelber heißen) ihre Zuflucht zur Hinterliſt. Sie erklärten dem portugieſiſchen Feſtungs-Commandanten, es werde bald eine große Flotte von Maskat gegen Mombas kommen, der Commandant möchte daher allen Hülſenreis und Mais ihnen verabfolgen, damit ſie das Getreide zubereiten könnten für die lange Belagerung, die vorausſichtlich eintreten werde. Die Portugieſen giengen in die Falle. An einem hohen Feſttag, wo die meiſten Soldaten außer der Feſtung in der Kirche waren, überfielen ſie dieſe und tödteten ſie, und auch die Portugieſen, die in der Stadt waren, wurden umgebracht. Die kleine

Anzahl, die in der Feſtung geblieben war, hatte nichts zu eſſen und mußte ſich ergeben. Man ſchenkte ihnen das Leben unter der Bedingung, daß ſie ſogleich nach Moſambik zurückkehrten. Jetzt waren die Mombaſſianer wieder Meiſter der Stadt und Feſtung, die ſie mit einer Garniſon beſetzten, welche aus den verſchiedenen Stämmen der Inſel zuſammengeſetzt war. Nach einiger Zeit ſandten ſie nach Maskat eine Deputation, welche aus Suahili und Wanika beſtand, um den Imam zu bitten, einen Gouverneur und Soldaten für die Feſtung zu ſchicken, da ſie den Portugieſen, welche wieder kommen könnten, allein nicht gewachſen wären. Der Imam ſandte 3 Schiffe mit Soldaten, und Muhamed Ben Said el Maamiri, welcher Gouverneur von Mombas werden ſollte. Auch ſandte er eine Garniſon nach Sanſibar. Die übrigen Küſtenſtädte ſtellten ſich auf's Neue unter den Schutz des Imam. Muhamed Ben Said el Maamiri war nicht lange Gouverneur von Mombas. Er wurde erſetzt durch Salech Ben Said el Hadermi, und auf dieſen folgte 1739 Muhamed Ben Osman el Mſurui.

Da der Imam Sef Ben Sultan in Oman unbeliebt worden war, weil er ſeinen Günſtlingen und Soldaten die Uebertretung des Korans geſtattete, ſo wurde an ſeiner Statt Sultan Ben Murdſched Ben Dſchadi (1742) erwählt. Sef wußte aber mit Hülfe der Perſer (unter Nadir Schah) ſeine Herrſchaft in Oman zu behaupten, obwohl er dadurch in die Abhängigkeit von Perſien kam. Nachdem Sef Ben Sultan geſtorben war, wurde ein Verwandter von Sultan Ben Murdſched, der auch Belareb Ben Hamyro hieß, als Imam proklamirt, aber wieder abgeſetzt und Achmed Ben Said, der Gouverneur von Sohar, gewann die Oberhand. Er vertrieb die Perſer wieder aus ſeinem Vaterland und wurde 1744 zum Imam gewählt. Mit Sultan Ben Murdſched hatte die Familie der Jarebiten in Oman aufgehört, und die Dynaſtie Abu Saidi den Anfang genommen. Der volle Name des neuen Imam war „Achmed-Ben Said-Ben Achmed-Ben Abdalla-Ben Mohamed-Ben Mbarek el abu Saidi". Er ſuchte

die Beſitzungen, welche die Fürſten von Oman in Oſtafrika beſeſſen hatten, zu befeſtigen und zu erweitern. In Mombas war, wie wir geſehen haben, Muhamed Ben Osman (1739) vom Imam Sef Ben Sultan (von der Familie der Jarebiten) als Gouverneur eingeſetzt worden. Er hatte zur Zufriedenheit der Mombaſſianer regiert. Als aber Muhamed Ben Osman erfuhr, daß Achmed Ben Said zum Oberhaupt in Oman gewählt worden ſei (da er doch nicht der geſetzliche Imam ſei), ſo erklärte er ſich unabhängig von der Herrſchaft in Oman, denn ſo gut als der Gouverneur von Sohar in Oman herrſchen könne, könne er in Mombas unabhängig regieren. Achmed Ben Said, erzürnt über dieſe Rede, ſandte Meuchelmörder nach Mombas, welche den Muhamed Ben Osman wirklich umbrachten und beinahe auch ſeinen Bruder Ali-Ben-Osman getödtet hätten, wenn er nicht noch zeitig Nachricht erhalten und in eine Gereſa (von dem portugieſiſchen Igreja) d. h. eine portugieſiſche Kirche, geflohen wäre, wo ein engliſcher Kaufmann wohnte, der ſich des Ali annahm und mit Hülfe ſeines Schiffes und der Häuptlinge von Kilindini und der Wanika ihn aus der Gefangenſchaft in der Feſtung befreite, worauf Ali ſich nach dem Wanika-Dorf Mrera begab. Der Mörder (Sef Ben Chelef) nämlich hatte mit ſeinen Genoſſen ſich der Feſtung bemächtigt und ſuchte die Mſara, d. h. die Glieder der in Mombas herrſchenden Familie zu vertilgen, aber Ali gewann die Feſtung und enthauptete den Meuchelmörder und ſeine Gehülfen. Ali wurde jetzt der Sultan von Mombas (1745), der vom Imam in Oman unabhängig war. Er regierte zur Zufriedenheit der Mombaſſianer und geſtattete auch den Wanika, die ihn unterſtützt hatten, manche Privilegien.

Auch in Patta, Lamu, Barawa und Mukdiſcha wurde die neue Herrſcherfamilie in Oman zurückgewieſen; dagegen wurde ſie von Marka, Sanſibar und Kiloa anerkannt. Aber jetzt entzweiten ſich die unabhängigen Staaten wieder unter ſich ſelbſt, wie es früher ſchon öfters der Fall geweſen war. Pemba war eine Zeit lang von Patta abhängig geweſen,

riß ſich aber wegen der Tyrannei des Fumo Omar, der im Namen der Frau Muana Mimi (Tochter des Bana Tamo) in Patta regierte, von Patta los und ſtellte ſich unter die Oberherrſchaft von Mombas. Nachdem Ali Ben Osman Pemba erlangt hatte, wollte er auch Sanſibar dazu haben und begab ſich mit einer Flotille nach jener Inſel, wurde aber auf Anſtiften ſeines Vetters Maſſaud Ben Naſſer durch Cheleff Ben Kotib (1753) ermordet, worauf Maſſaud die Unternehmung aufgab, nach Mombas mit der Flotte zurückkehrte und als Gouverneur von Mombas ausgerufen wurde. Maſſaud entfernte nun bald den Fumo Omar in Patta mit Hülfe der Muana Mimi (die Frau bin ich, oder ich ſelbſt bin die Frau, Gebieterin, Selbſtherrſcherin) und des Fumo Alote, welcher Weſir wurde, unter der Bedingung, daß er unter dem Sultan von Mombas ſtehe. Der Weſir Fumo Alote hatte aber einen Bruder, Namens Fumo Amadi, welcher gern Sultan geworden wäre und Patta von Mombas unabhängig gemacht hätte. Mit Hülfe der Badſchuni oder Wagunia (der Einwohner von Paſa, einer Stadt in Patta) tödtete er ſeinen Bruder, wurde Sultan von Patta und machte dieſe Inſel wirklich von Mombas unabhängig (1774). Als bald nachher Maſſaud ſtarb, wurde Abdalla Ben Muhamed (von der Familie der Mſara) zum Sultan von Mombas gemacht. Er unterließ den Krieg, den Maſſaud gegen Patta beabſichtigt hatte. Abdalla ſtarb 1782. Nach ſeinem Tod fragte es ſich, wer in Mombas Gouverneur werden ſollte, da der Stamm der Mſara (in der Einzahl Mſarui) aus drei Hauptfamilien beſtand (die Familie des Ali, die des Abdalla Ben Saher und die des Maſſaud), von denen jede ihr Oberhaupt zum Gouverneur vorſchlug. Man wählte Achmed Ben Muhamed, den Bruder des letzten Gouverneurs und Neffen des Ali Ben Osman. Die andern Bewerber, nämlich Salem Ben Abdalla (von der Familie Abdalla Ben Saher) und Abdalla Ben Maſſaud (von der Familie Maſſaud) wurden zurückgewieſen durch einen Vertrag, wornach der Gouverneur Achmed Ben Muhamed die Hälfte der Einkünfte

und die zwei abgewieſenen Bewerber die andere Hälfte erhalten ſollten, nämlich Abdalla die Regierung von Pemba, und Salem die von Mrima. Die von der Regierung ausgeſchloſſenen zwei Bewerber ſuchten nun den Gouverneur zu ſtürzen. Sie wollten die Feſtung erobern, wurden aber zurückgeſchlagen und von den Wanika in Mtawi und Kiriama, wohin ſie geflohen waren, getödtet, worauf in Mombas wieder Ruhe wurde.

Von Oman aus hatte unterdeſſen der Imam Achmed Ben Said nichts weiter gegen Oſtafrika unternommen, er hatte genug zu thun in ſeinem eigenen Land und mit den Perſern, welche unter Kerim Chan Baſſora angegriffen hatten. Als er 1784 geſtorben war, folgte ihm ſein älteſter Sohn Said Ben Achmed in der Regierung nach. Dieſer hatte einen jüngeren Bruder, Namens Sef Ben Achmed, der nach der Oberherrſchaft trachtete. Dieſer Sef ging mit ſeinem Anhang nach Sanſibar und wollte da eine Herrſchaft gründen, wurde aber von Said Ben Achmed ſogleich verfolgt und mußte ſich nach Lamu flüchten, wo er ſtarb. Des Imams Admiral, der auch Achmed hieß und ein Sohn des Said Ben Achmed war, kam nun nach Mombas und verlangte die Unterwerfung dieſer Inſel unter ſeinen Vater. Achmed Ben Muhamed, der Gouverneur von Mombas, ſtellte die Urkunde der Unterwerfung aus, und ſo kehrte der Admiral nach Maskat zurück. So lange der Imam keine beſondere Forderungen an die Mombaſſianer machte, konnten ſie ſich ſeine Herrſchaft ſchon gefallen laſſen, da ſie doch gegen äußere Feinde ſcheinbar gedeckt waren. Würde er, dachten ſie, mit großen Anſprüchen hervortreten, ſo würden ſie ſich ihm ſchon zu widerſetzen wiſſen. Das iſt heute noch die Politik der Suahili in Beziehung auf die arabiſchen Herrſcher von Oman. Auch die Inſel Patta erkannte den Imam an, und überhaupt ſcheint dieſer um's Jahr 1785 keinen bedeutenden Feind an der Oſtküſte nördlich von Kap Delgado gehabt zu haben. Er ſtarb im Jahr 1800 oder 1802. Ihm folgte ſein Sohn, Sultan Ben Achmed, welcher lange unter

den Beduinen gelebt und ein wildes Leben lieb gewonnen hatte. Noch bei Lebzeiten ſeines Vaters im Jahr 1791 nahm er die Küſte von Maskat, ließ ſeinem Vater den Titel eines Imam und die Stadt und das Gebiet Ruſtak, gab auch ſeinen beiden Brüdern, Muhamed und Kis, die Städte Sohar und Suig, und führte Kriege gegen die Seeräuber bei Ras El Chema und Dſchulfar und gegen die Secte der Wahabiten, welche ſich unter ihrem mächtigen Führer Suhud immer furchtbarer machten. Auf ſeiner Rückkehr von Baſſora, wo er mit dem Paſcha von Bagdad ein Bündniß gegen die Dſchuaſſim (Seeräuber) machen wollte, wurde er bei Baſſidu von 5 Räuberſchiffen angegriffen und getödtet 1804. Er hinterließ 2 Söhne, der ältere hieß Said Salem, welcher mehr ſanfter Natur war, während der jüngere Bruder Said Said (der 1789 oder 90 geboren war) einen Unternehmungsgeiſt hatte. Da dieſe beiden Söhne noch jung waren, trachtete Kis Ben el Imam Achmed, der ältere Bruder des 1804 getödteten Sultans nach der Alleinherrſchaft. Aber es gelang ihm nicht, denn es war noch ein anderer Bewerber da, nämlich Beder, Sohn des Sef, welcher, wie oben berichtet, in Lamu geſtorben war. Dieſer hielt es mit den Wahabiten unter Suhud, verließ ſie aber, als der junge Said ihm den Vorrang einräumte. Kis mußte ſich mit der Stadt Sohar begnügen, Salem erhielt die Stadt und das Gebiet Monſana, und Said die Stadt Burka, während Beder Maskat und die Oberherrſchaft über Oman erlangte. Aber jetzt kam Suhud mit ſtarker Macht nach Maskat und machte den Beder von ſich abhängig. Dieſer mußte ihm jährlich 50,000 Thaler zahlen, 400 Reiter in Burka unterhalten, und einen Agenten von Suhud neben ſich haben, der über die Ausführung der wahabitiſchen Grundſätze in Maskat wachen ſollte. Dieß empörte die Omanier gegen Beder. Die Beludſchi und Sindi Soldaten hielten es jetzt mit Said, Beder wurde ermordet 1806, und Said Said wurde zum Sultan von Oman ausgerufen mit Bewilligung ſeines Bruders Salem. Said Ben Sultan Ben El Imam Achmed miſchte ſich beim Anfang

ſeiner Regierung nicht gleich in die Angelegenheiten der oſtafrikaniſchen Küſte, er wartete ſeine Zeit ab, denn er wußte, daß die ſtreitſüchtigen und uneinigen Suahili ihm ſchon eine Gelegenheit zur Einmiſchung geben würden. Und dieſe Gelegenheit kam bald. Als Fumo Amadi in Patta geſtorben war, wollten die Leute der Inſel theils den Fumo Alote, den Sohn des verſtorbenen Sultans theils den Wuiſir, einen Verwandten des Sultans, zum Herrſcher von Patta machen. Die Mombaſſianer unterſtützten den letztern und machten ihn zum Sultan von Patta unter dem Namen Sultan Achmed, der aber ſich als einen Vaſallen von Mombas betrachten und von dem Mombaſſianer Ali Ben Abdalla bewacht werden ſollte. Fumo Alote wurde nach Mombas gebracht und dort getödtet. Seine Anhänger giengen nun nach der Inſel Lamu, deren Bevölkerung den Sultan Achmed von Patta nicht anerkannten. Achmed Ben Muhamed, Gouverneur von Mombas, zog jetzt gegen Lamu, wurde aber dort geſchlagen. Dieß geſchah zwiſchen 1808 und 1810. Die Leute von Lamu, aus Furcht, die Mombaſſianer möchten den Kampf erneuern, baten nun Said Said in Maskat um Hülfe. Dieſer ſchickte Chelef Ben Naſſer als Gouverneur nach Lamu, mit dem Auftrag, ein Fort zu bauen. Die Mombaſſianer kamen nicht wieder, und ihr Gouverneur Achmed Ben Muhamed Ben Osman ſtarb 1814. Ihm folgte ſein bejahrter, aber kräftiger Sohn Abdalla in der Regierung von Mombas nach. Da er im Sinne hatte, ſich von Maskat ganz unabhängig zu machen, ſo ſchickte er, wie es Sitte war, beim Antritt ſeines Amtes dem Said Said kein Geſchenk, ſondern ein wenig Pulver und Blei nebſt einem Panzerhemd und einer Kebaba (ein Meßchen, Getreide-Maas). Said Said verſtand die Abſicht der Sendung, ſchwieg aber ſtille. Abdalla, wohl wiſſend, daß der Sultan von Oman über ihn kommen werde, gieng nach Bombay und machte Freundſchaft mit der indiſch-britiſchen Regierung, die ihn gut aufnahm. Auch Barawa machte Abdalla von Mombas abhängig und züchtigte Marka.

In Patta hatte Bana Scheich, der jüngſte Sohn des

Fumo Amadi, die Hülfe Said Saids ſich erbeten und erlangt, welcher den Sultan Achmed vertrieb und den Bana Scheich einſetzte als Vaſallen von Maskat. Bana Scheich nannte ſich jetzt Fumo Alote Eſſerair (der Kleine). Als Sultan Achmed geſtorben war, erregte einer ſeiner Verwandten Krieg gegen Fumo Alote. Um ſeinen Zweck zu erreichen, verband ſich dieſer mit Mombas, unter deſſen Abhängigkeit er ſich ſtellte. Nach dem Tod des Fumo Alote entſtand Streit zwiſchen ſeinem Sohn Bana Kombo Ben Scheich und Wuiſir, gegen den Fumo Alote Eſſerair früher geſtritten hatte. Wuiſir wandte ſich nach Maskat an Said Said, welcher dem Bana Kombo gebot, abzudanken, und auch dem Abdalla in Mombas befahl, ſeine Soldaten aus Patta zurückzuziehen. Da Beide dieſem Befehl ſich widerſetzten, ſo ſandte Said Said 1822 eine Flotte unter dem Commando von Emir Hamed Ben Achmed el Abu Saidi. Der Admiral kam zuerſt nach Barawa und unterwarf dieſe Stadt ſeinem Herrn in Maskat. Dann ſegelte er nach Patta, wo Mbaruk, der Bruder des Abdalla, in Mombas mit Soldaten die Regierung des Fumo Alote unterſtützte. Da aber dem Mbaruk die Munition ausgegangen war, mußte er eilends nach Mombas zurückkehren, worauf der Admiral Patta, Siwi und Paſa nahm und den Sultan Achmed Eſſereir, den Sohn des Wuiſir, im Namen des Said Said zum Gouverneur der Inſel Patta einſetzte. Said Muhamed Ben Naſſer in Sanſibar hatte kaum von dieſen Vorfällen in Patta gehört, als er mit ſeinen Truppen nach Pemba zog und dieſe Inſel ohne Schwertſtreich für Said Said gewann. Auf die Nachricht vom Fall der Inſel Pemba ſandte Abdalla Ben Achmed, der Gouverneur von Mombas, ſeinen Bruder Mbaruk ab, um Pemba wieder zu erobern. Dieſer landete in Pemba, verlor aber bald ſeine Schiffe, welche ihm der Gouverneur von Sanſibar wegnahm. Endlich mußte ſich Mbaruk ergeben und Pemba an Said Said abtreten, welcher den Naſſer Ben Soliman el Meskeri, der die Mſara-Parthei verrathen und verlaſſen hatte, zum Gouverneur von Pemba machte. Abdalla in Mombas wurde über das Fehl-

ſchlagen dieſer Expedition ſehr erzürnt; weßhalb Mbaruk ſich entſchloß, noch einmal einen Verſuch zur Wiedereroberung von Pemba zu machen, der aber auf's Neue mißlang. Bei ſeiner Rückkehr nach Mombas ſtarb Abdalla (1823) aus Gram.

Jetzt hätte Salem, der Bruder des Abdalla, Gouverneur von Mombas werden ſollen, allein Mbaruk widerſetzte ſich demſelben. Um den Bürgerkrieg zu verhüten, machte man Soliman Ben Ali, der Gouverneur von Pemba geweſen war, proviſoriſch zum Sultan von Mombas; allein dieſer war ein alter und ſchwacher Mann, der ſich gegen Said Said nicht halten konnte. Said Said hatte nämlich Patta, Barawa, Lamu, Sanſibar und Pemba gewonnen und drohte jetzt, Mombas anzugreifen. In dieſer Noth entſchloß ſich Soliman Ben Ali, den Schutz der Engländer anzurufen, die unter Kapitän Owen die Gewäſſer der Oſtküſte unterſuchten. Am 3. Dec. 1823 begab ſich Mbaruk mit vielen Großen auf das engliſche Kriegsſchiff Baracouta und bat den Kapitän Vidal, die engliſche Flagge auf der Feſtung und Stadt Mombas aufzupflanzen. Vidal that es. Als dann bald nachher Said Saids Flotte unter dem Admiral Abdalla Ben Selim vor Mombas erſchien und den Hafen blokiren wollte, pflanzten die Mombaſſianer die engliſche Flagge auf. Am 7. Febr. 1824 kam Kapitän Owen ſelbſt mit der Fregatte Leven. Unter Vorbehalt ſeiner Regierung in London, machte er mit den Mombaſſianern einen Vertrag, laut deſſen Mombas und ſein abhängiges Gebiet, nämlich Pemba und die ganze Küſte zwiſchen Malindi und dem Fluß Pangani unter engliſchem Schutz ſtehen ſollte. Die Herrſchaft über dieſe Staaten ſollte zwar in den Händen der Familie der Mſara erblich verbleiben, aber ein engliſcher Agent ſollte in Mombas über dieſen Vertrag wachen, die Einkünfte ſollten zur Hälfte den Engländern und zur andern Hälfte den Mſara gehören; die Engländer ſollten berechtigt ſein zum Handel mit den Staaten im Innern; und endlich ſollte der Sclavenhandel in Mombas künftig aufhören.

Der arabiſche Admiral, dem Kapitain Owen dieſen Vertrag mittheilte, verſprach, ſich dieſen Anordnungen zu fügen, im Fall ſein Herr in Maskat nichts dagegen hätte, und verließ Mombas mit ſeiner Flotte. Die Mombaſſianer unter Mbaruk beſetzten ſogleich Pemba wieder, wohin Owen 50 Soldaten von Mombas perſönlich überbrachte. Lieutenant Reitz mit 3 Matroſen und einem Korporal zur Bildung von eingebornem Militär wurde in Mombas zurückgelaſſen. Von Pemba gieng Owen nach Sanſibar, um den Gouverneur Said Ben Muhamed Ben Achabiri zu beſtimmen, freiwillig Sanſibar an die Mſara abzutreten, allein der Gouverneur verwies Owen an Said Said in Maskat. Owen gieng jetzt nach Mauritius mit Mbaruk, welcher von dem engliſchen Gouverneur Mr. Cole gut aufgenommen wurde. Cole berichtete dann die ganze Sache nach London, während Mbaruk nach Mombas zurückkehrte in der Hoffnung, die engliſche Regierung werde den Vertrag genehmigen. Owen kam im Nov. 1824 abermals nach Mombas, wo Reitz, der bei der Unterſuchung des Pangani-Fluſſes erkrankte, geſtorben war. An ſeine Stelle ſetzte Commander Nourſe, welcher mit der Fregatte Andromach nach Mombas kam, den Lieutenant Emery, welcher bald einen wichtigen Gerichtsfall zu entſcheiden hatte. Ein Araber hatte nämlich vertragswidrig Sclaven nach Mombas eingeſchmuggelt, welche Emery wegnahm und auf einem Stück Land, das den Engländern geſchenkt worden war, niederſetzte und daſſelbe durch ſie kultiviren ließ. Der Meiſter der Sclaven wurde nach den Seſchellen Inſeln transportirt. Im Jahr 1825 kam Owen nach Mukdiſcha, deſſen Bewohner ſeit einem Jahr in einem geſpannten Verhältniſſe zu Said Said ſtanden. Der engliſche Kapitän hoffte, die Leute würden ſich freiwillig unter engliſchen Schutz ſtellen, es war aber nicht der Fall. Die Bewohner von Barawa aber nahmen den Schutz der Engländer ſogleich an, und ſtellten ſich unter die Herrſchaft von Mombas, verſprachen auch den Sclavenhandel aufzugeben. Jetzt konnten die Mombaſſianer wieder frei aufathmen, und auch ihr Handel ſchwang

ſich auf's Neue empor, aber zu gleicher Zeit erneuerten ſich auch ihre innern Streitigkeiten, nachdem die Noth von außen entfernt war. Mbaruk verlangte, daß der proviſoriſche Soliman Ben Ali zu Gunſten ſeines Bruders Salem abdanken ſollte; da er dieß verweigerte, nahm man ihn mit ſeinen Söhnen gefangen, und Salem wurde 1826 der Herrſcher von Mombas. Der engliſche Agent ließ dieſe Sache geſchehen. Die engliſche Regierung, unbekannt mit dem Werth dieſer oſtafrikaniſchen Beſitzungen und verleitet durch die Vorſtellungen des Herrſchers von Maskat, ſowie durch die Rathſchläge derer, die im Intereſſe Said Saids handelten, erkannte den Vertrag des Kapitän Owen nicht an, lehnte das Protectorat über Mombas ab und zog ſeine Agenten von Mombas zurück, das jetzt ſich ſelbſt überlaſſen war, — eine Handlung, welche England für immer in den Annalen der oſtafrikaniſchen Küſte entehren muß. Sie hätte ja ganz leicht die Freundſchaft mit Said Said bewahren und ihm die Oſtküſte von Pangani bis Kap Delgado, ſowie ſeine aſiatiſchen Beſitzungen garantiren, und doch zu gleicher Zeit ihren Einfluß im Norden zu Gunſten der Mſara behaupten können, — ein Einfluß, der gewiß zum Wohl von Oſtafrika gereicht hätte; aber ihre Rathgeber, die jetzt faſt alle vor dem ewigen Richter ſtehen, (wie Cogan, Hamerton) hatten eben mehr die Politik und das perſönliche Intereſſe im Auge, als die geiſtlichen und zeitlichen Intereſſen der gering geachteten Afrikaner. Wie muß es ihnen jetzt, im Lichte der Ewigkeit auf's Herz fallen, wenn ſie einſehen, wie viel ſie auf Erden verſäumt haben. Denn die Hunderttauſende von Sclaven, die ſeither nach Arabien geſchleppt wurden, werden gegen ſie zeugen, weil ſie den Sclavenhandel hätten verhindern und das Chriſtenthum hätten befördern können, wenn ſie wie Kapitän Owen gedacht und wie er ihre Regierung zur Annahme des Vertrags mit Mombas beſtimmt hätten. Es iſt erſtaunlich, wie viel Verantwortung auf England und ſeinen Agenten laſtet, und ich würde mich nicht wundern, wenn Gott an dieſem Staat ein Exempel ſtatuiren würde, darüber der ganzen Welt

die Ohren gellen möchten, denn England hat unsäglich viel versäumt in Beziehung auf die Pflichten, die ihm Gott in dieser letzten Zeit auferlegt hat zur Ausbreitung seines Reiches. Kein Staat hat, so lange die Welt steht, eine so hohe Stellung gehabt, wie England. Portugal und Spanien sind durch Begehungs-Sünden gefallen, aber England könnte durch Unterlassungssünden untergehen, wenn es nicht in der letzten Stunde noch zur Besinnung kommt, — denn wahrhaftig, sein Hannibal ist ante portam.

Nachdem Said Said durch den Abzug der Engländer Freiheit erlangt hatte, gegen Mombas aufzutreten, machte er sich ungesäumt ans Werk, weil er wohl einsah, daß sein Besitz in Afrika zweifelhaft sein müsse, so lange das widerspänstige Mwita *) (Name der Eingebornen für Mombas) nicht gänzlich unterjocht wäre. Er schrieb zuerst an den Gouverneur Salem und forderte ihn auf, sich ihm zu unterwerfen, aber dieser wollte sich nicht fügen, sandte aber doch (1827) zwei Gesandte nach Maskat zur Unterhandlung, auf die sich jedoch Said Said nicht einließ. Dieser kam im Januar 1828 selbst nach Mombas mit 2000 Soldaten, einem Kriegsschiff (Liverpool) von 74 Kanonen, der Fregatte Schah Alleum von 64 Kanonen, 2 Corvetten und 7 kleinern Kriegsschiffen. Er ankerte außerhalb dem Hafen von Mombas bei Serakupa. Zuerst sandte Said Said den Unterhändler Said Ben Chalfan an Salem, aber dieser wollte nichts vom Frieden wissen, und so begann Said nach 3 Tagen die Feindseligkeiten gegen die Insel. Die Batterie Serakupa und die Stadt wurde zuerst bombardirt. Said lief dann selbst mit seinem großen Schiff in den Hafen ein und ließ die beiden Msara, Salem und Mbaruk, rufen, welche aber erst folgten.

*) Die Kabila (Stamm) der Wamwita, der Bewohner von Mombas, begreift die ursprünglichen Bewohner von Mombas. Es giebt aber auch noch 11 andere Stämme, aus welchen Mombas besteht. Diese sind die Ueberreste von arabischen und eingebornen Stämmen, welche im Laufe der Zeit, besonders unter der Herrschaft der Portugiesen, zerstreut oder aufgerieben wurden.

als der Sultan ihnen zwei Geiseln aus seiner Familie sandte. In einer geheimen Unterredung mit dem Sultan wurde festgesetzt und auf den Koran geschworen: 1) daß die Festung dem Sultan übergeben und dieselbe von 50 Henaui-Soldaten besetzt werden solle, 2) daß Salem und seine Nachkommen im Namen Saids über Mombas regieren sollten, 3) daß die Einkünfte getheilt und durch einen Collector des Sultans nach Maskat befördert werden sollten.

Der Sultan brach aber diesen Vertrag nach wenigen Tagen. Er ließ nach und nach 200 Soldaten in die Festung kommen und befahl dem Salem, sich in der Stadt niederzulassen und die Festung zu räumen. Die Uebermacht Said-Said's erkennend, gaben die beiden Mfara (Salem und Mbaruk) nach, nach 20 Tagen reiste Said ab, nachdem er 300 Soldaten in die Festung gelegt hatte (Beludschi, Seidgali und Araber), unter dem Befehl von Dschemadar Tschayo. Von Mombas segelte Said nach Sansibar, wo er den Befehl zum Bau eines Palastes gab, denn er hatte im Sinn, in Afrika zu wohnen, weil ihm die Betteleien und Unruhen seiner Großen in Maskat entleidet waren. Aber schon nach 3 Monaten mußte er nach Arabien zurückkehren, weil Sahud Ben Ali Ben Sef, ein Neffe des Beder, sich empört hatte. Ihm folgte der Admiral Hamed nach mit 3 Schiffen, welche auf dem Weg nach Maskat vorher Mukdischa bombardirten und diese Stadt zur Unterwerfung zwangen.

Nach der Abreise Saids entstanden bald Mißhelligkeiten zwischen Mombas und Maskat. Nasser Ben Soliman, Gouverneur von Pemba, wäre gerne Gouverneur von Mombas gewesen und verdächtigte daher die Mfara bei Said Said, als ob sie gegen ihn rebelliren wollten. Nasser kam nach Mombas und erklärte im Namen des Fürsten, daß Salem ihm die Regierung der Insel abtreten müsse. Salem und Mbaruk fragten nach dem schriftlichen Creditiv des Prätendenten, aber dieser meinte, seine Person sei Creditiv genug. Mbaruk erklärte ihm jetzt, er solle binnen 24 Stunden Mombas verlassen, da er nicht einmal die Sandale von Said

Said repräſentiren könne. Naſſer zog ſich in die Feſtung zurück, und dieſe eröffnete bald eine fürchterliche Kanonade; allein die Mombaſſianer machten einen hohen Schutt von Sand und Erde und ſicherten auf dieſe Weiſe die Stadt vor Verheerung. Die Garniſon hatte zuletzt keine Lebensmittel mehr und mußte kapituliren und nach Arabien zurückkehren; Naſſer allein wurde zurückbehalten und ſpäter im Gefängniß erdroſſelt. Said Said ſchickte jetzt den Admiral Hamed Ben Achmed mit Soldaten und der Fregatte Schah-Alleum, aber dieſe Hülfe kam zu ſpät, da die Mombaſſianer ſich gänzlich von Said Said losgeſagt hatten. Er hatte überdieß im perſiſchen Meerbuſen zu thun und mußte ſeine Expedition gegen Mombas aufſchieben.

Erſt im December 1829 kam er wieder mit 1400 Soldaten mit dem Schiff Liverpool und den 3 Corvetten Sultan, Ramani und Mentes. Die Erdroßlung des Naſſer erzürnte ihn auf's Aeußerſte. Da die Unterhandlungen nichts fruchteten, ſchritt er zum Angriff auf 3 Seiten. Einige Schiffe griffen bei Kilindini im Süden, eine Anzahl Landtruppen bei Kiſauni an. Mehrere kleinere Schiffe des Sultans wurden aber bald von den Mombaſſianern zerſtört, einige Boote ſanken bei Ueberſetzung der Truppen, und das Bombardement der Stadt hatte wenig Erfolg. Jetzt nahm Said abermals ſeine Zuflucht zu Unterhandlungen. Er verlangte bloß die Hälfte der Abgaben, die ihm Salem geſtattete, aber die Beſetzung der Feſtung durch arabiſche Truppen wurde durchaus verweigert. Said Said verließ Mombas im Unmuth und ſegelte nach Sanſibar, von wo er nach Maskat zurückgerufen wurde durch die Unruhen, welche Hamed Ben Aſeran dort erregt hatte. Nachdem dieſe Angelegenheit beſeitigt war, dachte er wieder an ſeine in Mombas erlittene Schmach. Er ſandte eine Flotille, um Mombas zu blokiren von November 1831 bis April 1832. Im nächſten Jahr kam er ſelbſt mit vier Corvetten und vielen kleinern Schiffen, die für die Bucht von Mombas geeigneter waren, als die großen Schiffe, die er früher gebraucht hatte. Hamed Ben Achmed

hatte abermals den Oberbefehl über die Flotte. Ein Theil der Truppen wurde im Norden der Insel ausgeschifft, vier Kanonen und ein Mörser wurden auf die Stadt gerichtet, aber die Kugeln giengen zu hoch über die Stadt hinaus und schadeten wenig. Die Mombassianer suchten die Batterie auf dem festen Land zu erstürmen, aber es gelang ihnen nicht und ihr Anführer Muhamed Ben Achmed, der an der Stelle des gestorbenen Mbaruk commandirte, wurde bei dem Angriff getödtet. Als Said Said sah, daß er nichts gegen Mombas ausrichten konnte, reiste er im März 1833 wieder ab.

Im folgenden Jahr empörte sich die Stadt Siwi in Patta gegen Said Said. Der Rebellenführer Bana Wuisir rief den Salem von Mombas zu Hülfe, der eine Anzahl Truppen brachte, aber wieder zurückkehren mußte, als Said Said Siwi blokirte. Mit genauer Noth entkam Salem nach Mombas, wo er im März 1835 starb. Jetzt entstand wieder ein heftiger Streit in Mombas wegen Salem's Nachfolger in der Regierung. Der älteste Sohn Chamis war nicht beliebt bei dem Volk, sein Bruder Nasser wurde ebenfalls von einem großen Theil der Leute verworfen. Endlich wurde im December 1836 Raschid Ben Salem Ben Achmed gewählt. Muallem Schafei, der Scheich von Kilindini, (ein schlauer Mann, der mich oft in politische Verbindungen hineinziehen wollte) und viele Suahili waren überhaupt der Familie der Msara abgeneigt und wollten keinen Gouverneur aus derselben mehr anerkennen. Diese Verräther giengen nach Maskat und baten den Sultan, der gerade eine Expedition gegen Mombas vorbereitete, um Hülfe gegen ihre Vaterstadt. Said Said erschien mit einer Flotte und Soldaten, die sich bei Kilindini ausschifften, wo sie von den Verräthern gut aufgenommen wurden. Auch die Suahili in Gawana oder Mdschi wa Kale oder Har el Kadima (Altstadt genannt, weil früher die Stadt Mombas dort gewesen sein soll) giengen zur Parthei des Said Said über. Die Wanikastämme wurden ebenfalls durch Muallem Schafei und durch die rei-

chen Geſchenke des Sultans von Maskat in ſein Intereſſe gezogen. Die Mſara ſahen jetzt mit Schrecken, daß ſie von ihren eigenen Leuten verlaſſen waren und ſuchten deßhalb mit Said Said zu unterhandeln. Dieſer verlangte, daß ſie die Feſtung räumen, ſich in der Stadt niederlaſſen und die Artikel des früheren Vertrags halten ſollten, was ſie zu thun verſprachen. So hatte alſo Said Said ſeinen ſehnlichen Wunſch erreicht im Februar 1837, alſo gerade in dem Monat und Jahr, als ich von Europa nach Abeſſinien reiste. Wie hätte ich bei meiner Abreiſe je denken können, daß mir im fernen Süden von Afrika der Eingang zu den Heiden von einem arabiſchen Fürſten bereitet werde, denn ohne die Eroberung von Mombas von Seiten des den Europäern, beſonders den Engländern, ſo ergebenen Sultans von Maskat, wäre wohl die Errichtung einer Miſſionsſtation im Wanikaland nie zu Stande gekommen.

Nachdem Said Said 500 Beludſchi und Araber unter dem Befehl von Ali Ben Manſur in die Feſtung gelegt hatte, reiste er nach Sanſibar ab, wo ihn Raſchid Ben Salem, Chamis und Naſſer (die drei Führer der Mſara-Familie in Mombas) nach einiger Zeit beſuchten. Raſchid wurde durch Verſprechungen (von 10,000 Thaler Penſion oder der Regierung über Pemba und Maſia) und gute Worte eingeladen, ſeine Stelle in Mombas freiwillig niederzulegen, aber er war durch nichts zum Nachgeben zu bewegen. Jetzt zog der arabiſche Fürſt andere Saiten auf. Einige Suahili in Mombas erklärten dem Sultan, es werde auf ihrer Inſel nie ruhig werden, ſolange die Familie der Mſara am Ruder bleibe, denn ſie werde und wolle bereits wieder abfallen. Said Said ſandte ſogleich ſeinen Sohn Said Chaled mit Soliman Ben Achmed auf einer Corvette nach Mombas, um die Häupter der Mſara heimlich gefangen zu nehmen. Der Plan gelang und 25 Glieder dieſer Familie wurden an einem Abend ergriffen und auf das Schiff gebracht, und ſo war die Dynaſtie des Achmed Ben Muhamed Ben Osman auf einmal vernichtet und erloſchen in Mombas. Die übrigen

Glieder flohen noch in der Nacht mit ihren Frauen und Kindern unter Zurücklaſſung ihrer ganzen Habe. Sie zogen ſich in's Wanikaland, wo ſie ſpäter im Norden ſich in Takaungu bei Malindi, und im Süden in Gaſſi niederließen, wo ſie noch wohnen, und von wo aus ſie wohl ſpäter die Herrſchaft von Mombas noch einmal an ſich ziehen werden.

Die Gefangenen wurden nach Sanſibar, und von da nach Arabien gebracht, wo die Meiſten in Maskat, Minu und Bender Abbas (durch die harte Gefangenſchaft in eiſernen Feſſeln) geſtorben ſind. Ihre eigene Uneinigkeiten mehr als die Waffen des Sultans haben ihnen dieſes ſchwere Loos bereitet. Nach der wiedererlangten Herrſchaft von Mombas hatte Said Said an der Küſte von Mukdiſcha bis Kap Delgado keine bedeutenden Feinde, als die Leute von Siwi in Patta, von denen er mehrmals geſchlagen wurde. Ueberhaupt hat er dieſe Inſel nie recht bezwingen können, ſo wenig als die Stadt Kau am Oſifluß, welche von Patta abhängig war. Zwei Umſtände ſind es vorzüglich, welche dem Fürſten von Oman den Beſitz von Oſtafrika ſichern. Erſtens, Seine Hoheit verlangt wenig von Ihren afrikaniſchen Unterthanen, am wenigſten von denjenigen Städten und Gegenden, welche zur Empörung am ſchnellſten geneigt ſind, deren Wiedereroberung für den Fürſten ſehr ſchwierig wäre des Terrains wegen.

Zweitens, die Furcht der Eingebornen vor den Engländern, Franzoſen und Amerikanern, welche mit dem Fürſten von Maskat auf dem freundlichſten Fuß ſtehen und ihn unterſtützen würden, ja müßten, aus zwei Beweggründen — einmal, weil ihre Handels-Verhältniſſe in Oſtafrika keine Unruhen auf die Länge zulaſſen könnten, und zweitens, weil die Politik die Zertrennung der Oſtküſte in viele kleinere Staaten nicht dulden darf, da ſonſt der Fall eintreten würde, daß von den drei auswärtigen Staaten ein einzelner ſich einmiſchte und einen Theil der Küſte an ſich riſſe, während, wenn nur Ein Fürſt an dieſer Küſte herrſcht, jede Sonderſtellung ausgeſchloſſen bleibt.

Das gute Klima von Sanſibar, die Zunahme des Handels

daſelbſt, der Wunſch der Europäer, die Wichtigkeit der afrikaniſchen Beſitzungen, die Verhältniſſe in Patta und Mombas, der Wunſch, den Betteleien und Plackereien der Großen in Maskat zu entgehen, alle dieſe Umſtände bewogen den Said Said, ſeinen Hof von Maskat nach Sanſibar (1840) zu verpflanzen. Hier etablirten ſich dann auch die fremden Conſule, zuerſt der amerikaniſche, dann der engliſche (1843), und der franzöſiſche (1847), ſowie auch die fremden Handelsleute, die einen im Anfang äußerſt einträglichen Handel hatten.

Es würde mich zu weit führen, die Geſchichte und die Beziehungen Said Said's zu Oſtafrika weiter zu berichten, ich will nur noch bemerken, daß dieſer merkwürdige Fürſt, den ich perſönlich kannte und hochſchätzte, auf ſeiner Rückkehr von Maskat am Ende des Jahres 1856 auf dem Meer ſtarb in Folge von Dyſenterie, welche ſich ſeit langer Zeit bei ihm eingeſtellt hatte. Sein Sohn Madſched folgte ihm in der Regierung der afrikaniſchen Beſitzungen nach, während ein anderer ſeiner vielen Söhne die Herrſchaft über die aſiatiſchen Provinzen ergriffen hat und in Maskat reſidirt. Die bekannten Söhne von Said Said ſind; 1) Hilal Ben Said, 2) Said Chaled, 3) Zueni, 4) Muhamed, 5) Tarki, 6) Madſched, 7) Ali, 8) Burkuſch, 9) Chamedan, 10) Dſchemeſir, 11) Dſchenun und einige Andere.

Die Beziehungen der Europäer zu Oſtafrika ſind bis jetzt immer friedlicher Art und geeignet geweſen, die üblen Eindrücke, welche die Portugieſen in der frühern Zeit hinterlaſſen haben, zu verwiſchen. Die Eingebornen haben gerne mit den Europäern zu thun, und wenn dieſe nur nach Recht und Gerechtigkeit mit ihnen umgehen, ſo wird es ihnen nirgends an Achtung fehlen. Am meiſten hängt in Oſtafrika von den fremden Conſuln ab. Sind ſie energiſche, weiſe, das Wohl der Eingebornen wie das ihres eigenen Vaterlandes berückſichtigende, und, was die Hauptſache iſt, chriſtlich geſinnte Männer, ſo wird die Achtung der Oſtafrikaner gegen die Europäer noch höher ſteigen, und ſie werden immer

mehr überzeugt werden, daß die Waſungu (Europäer) in Wahrheit ſind, was ihr Name ſagt, „einſichtsvolle und geſchickte Leute.“ Und ſolche Menſchen wird ja das Evangelium immer bilden, wenn man ſich demſelben aufrichtig und entſchieden in Lehre und Leben hingiebt.

Erſte Beilage zum zweiten Theil.

Anſicht über die Hülfsquellen und Produkte des Wanikalandes.

Ueber dieſen Gegenſtand ſagt mein theurer Mitarbeiter Miſſionar Erhardt Folgendes:

„Wenn ein eigentliches Reſultat über die Hülfsquellen dieſes Landes gewonnen werden ſoll, in wiefern ſie für die Erhaltung der Eingebornen und zu einem geſegneten Völker-Verkehr dienen und dienen können, ſo kann ein ſolches nur gewonnen werden durch eine genaue Betrachtung der vorhandenen Erzeugniſſe, ſeien ſie aus der Thier- oder Pflanzenwelt, und durch eine Unterſuchung, welche weitere Hülfsquellen eröffnet werden könnten durch den Fleiß der Eingebornen in gehöriger Bearbeitung und Pflege des Vorhandenen, ſowie durch Einführung ausländiſcher Thiere und Pflanzen.

An das Ergebniß dieſer Unterſuchung könnten etwaige Gedanken über ein Steuergeſetz angeknüpft, und auch die Ausſicht etwas klarer werden, welcher Verkehr zwiſchen Europa und dieſen fernen Völkern ſich einſt realiſiren könnte.

Daß dieſer Zeitpunkt des Eingriffs von Said Said (Sultan von Sanſibar) in dieſe Küſten-Völker-Verhältniſſe von großer Bedeutung für unſer Werk ſein kann, iſt nicht in Abrede zu ſtellen, und wir müſſen uns vor allem wieder klar werden, wie wir unſer uns anvertrautes Werk am beſten betreiben können zum Nutzen unſeres Wanika-Volkes. Ueber unſere

Hauptaufgabe, Christum zu predigen, kann kein Zweifel sein. Da aber keine geistige Entwicklung ohne eine leibliche vor sich gehen, kein Mensch, so bald er vom Evangelium ergriffen ist, auf der niedern Stufe, auf die ihn das Heidenthum herabdrückt, stehen bleiben kann, so wird es unsere Pflicht, in untergeordneter Weise dafür zu sorgen, daß auch der leibliche Segen des Christenthums sich über diese niederstehenden Völker ausbreiten könne, wie Moffat das sehr schön ausspricht, wenn er sagt: „Anstatt auf die gleiche Stufe mit den Eingebornen herab zu sinken, wozu viel Versuchung ist, bemühte ich mich stets, sie auf meinen Standpunkt zu erhöhen.“ Kommt Wohlstand ohne Christenthum, so ist er ein Gift, kommt aber leiblicher Segen im Gefolge des Christenthums, so knüpft er sich an das Evangelium, und ist von der Person der Lehrer unzertrennlich. Aus diesem geht häufig der Ruf nach Missionarien hervor; die Heiden sahen, daß sie Segen bringen. Welchen Einfluß eine constituirte Mission einst auf das Innere haben wird, wird sich ebenso herausstellen, wie in Süd- und Westafrika. Dann wird auch der handelnde Verkehr nicht nur einen neuen Impuls erhalten, sondern was für uns viel wichtiger ist, die Nachricht vom Buch der Europäer bis ins Innere getragen werden, und uns indirekt den Weg bahnen. So lange sich aber unsere Mission noch nicht in einer Weise verkörperlicht hat durch eine, wenn auch noch so kleine Gemeinde, so lange kann sich das Christenthum nicht in seiner ganzen Gestalt offenbaren und den Eindruck hervorbringen, der von jeher die Heiden angezogen oder abgestoßen hat.

Es ist merkwürdig, wie in letzter Zeit der Muhamedanismus in Egypten und im türkischen Reiche schützend gegen die Mission auftreten mußte, und wie es scheint, nun auch bei uns. Unter diesem Schutze, so schwach er auch sein mag, kann es nur unsere Pflicht sein, unser Werk zu verfolgen. Hat das Christenthum einst Fuß gefaßt, und der weltliche Arm ist nicht kräftig genug, es zu schützen, so wird

ſchon ein Anderer ins Daſein gerufen werden, der die Kirche Chriſti ganz in Schutz nimmt.

Die Nahrungsquellen eines Volkes ſind nicht nur ſolche, die es ſich erſchafft und erhält, ſondern auch ſolche, welche die Natur und die beſondere Beſchaffenheit des Landes ohne Zuthun des Menſchen dem Fleiße darbietet. Unter erſteren befaßt ſich Viehzucht und Ackerbau, unter letzteren wilde Thiere und wild wachſende Früchte.

A) Die Nahrungsquellen aus der Thierwelt werden erhalten durch Zucht und Pflege der ſogenannten Hausthiere. Aber auch der Kampf, den der Menſch mit der Thierwelt zu führen berufen iſt, iſt eine Quelle leiblichen Segens für ihn, denn auch ſie ſind ihm zur Speiſe gegeben.

Die unter den Wanika vorhandenen Thiere ſind:

a. Zahme Thiere, die der Menſch um ihres Nutzens willen pflegt:

gnombe (Kuh), kuku (Henne), mbusi (Ziege), bata (Ente), kondo (Schaf), punda (Eſel).

b. Wilde Thiere, die der Fleiß ſich zu Nutz machen ſoll durch Gewinnung ihres Fleiſches, oder durch bloßes Wegräumen, um ſich und ſeine Arbeiten vor Zerſtörungen zu ſchützen.

Bei der großen Menge von Feld-, Wald- und eigentlichen reißenden Thieren können wir nicht anders, als zurückſchließen auf das träge, ruhige Leben, das die Eingeborenen dahinbrüten. Die Natur herrſcht in einem großen Maße über ſie, ſo daß ſelbſt anbaufähiges Land um der Zerſtörung willen, welche die Affen und wilden Schweine anrichten, häufig ganz der Wildniß Preis gegeben iſt.

Unter den hier angeführten Thieren habe ich mich auf ſolche beſchränkt, die unter den Rabbais und in ihrer Nähe vorkommen.

Niati (Büffel),	kemgu mume,	kongoni.
kuro (Hund),	embawa mke,	witungule (Haſen),
malu,	funo,	mehrere Arten,
niumbu,	mburumbu,	ngawa (Zibetkatze),
lobe,	pa (Antilopen-Art),	kuagna, sa.

Unter den reißenden Thieren wollen wir erwähnen:

Simba (Löwe), gala, tui (Leopard), fisi (Hyäne), kiboko (Krokodil), kiniegere (Fel. Lynx).

Von den Vögeln (außer den Raubvögeln, unter denen viele Geierarten):

kanga (Perlhuhn), kororo, ninga, kuinsi, ndiwa (Taube).

B. Die zweite Hauptnahrungsquelle, auf die der Mensch angewiesen ist, um sein Leibesleben zu fristen, ist der Acker.

In Beziehung auf das Land muß im Allgemeinen bemerkt werden, daß es in der Umgegend keinen Boden gibt, der der Urbarmachung absolut unfähig wäre. Wenigstens könnten die Felderzeugnisse auf's 60fältige erhöht werden, und doch würde es noch Waiden und Waldungen genug geben, um anderweitigen Bedürfnissen zu genügen. Fassen wir die vorkommenden Feld- und Baumfrüchte in's Auge, die gepflanzt werden, so sind sie nur spärlich vorhanden, — darum, weil es an der nöthigen Energie fehlt, den Boden zu bebauen, aber wohl auch darum, weil keine Aussicht vorhanden ist, etwaigen Ueberfluß gehörig absetzen zu können.

Das Vorhandene ist:

mpunga (Reis), mtama (Büschelmais), mahindi (Welschkorn), uwimbi, maelle, kimanga, } Getreide-Arten,

mbasi, kunde, podscho, } Getreide-Arten, liwi (Bohnen), ndisi (Bananen), fiiasi (süße Kartoffel), fiasi manga (Yam), muhogo (Kassada), madango, tungudscha, wimumunia, nduniasa, ndu mawe, mandano.

Oelhaltige Pflanzen sind folgende:

mbono, mafuta tanga, tondo, kweme, nasi.

Harz und Gummi haltig:

handsha, copal.

Wenn von dem eben Genannten nicht viel angebaut wird, sondern nur einzelne Leute Einzelnes pflanzen, so ist wenigstens klar, daß alles Genannte ohne sonderliche Mühe produzirt werden kann. Das Gleiche gilt von den zahmen

Bäumen, die um ihrer Früchte willen gezogen werden. Zahme Bäume ſind:

mſenesi (Brodbaum), mnasi (Kokosbaum), mpapaju, muembe (mango), mtomoko, mgrafu (Gewürznelken), mpera (Quouver), mnanasi (Ananas), mbamba (Baumwolle), msambarao, mdshungua, msufi, mgandschu, mlimau (Citrone), mdellasini (Zimmet), mkoma manga, mdimu (Limone), mua (Zuckerrohr, mkuadsha (Tamarindus afric.).

Von den vielen wilden Bäumen, die Früchte tragen, wollen wir bemerken:

mkunasi, mgunga, mbungo, vitoria, vipo, futu u. ſ. w.

Die nützlichſten Waldbäume, die zum Theil Häuſer- und Schiffsbauholz liefern u. ſich zur Schreinerei eignen, ſind folgende: mſule (von röthlicher Farbe und gut zu Bohlen und Brettern), mbambakoli, muati, mdshe, mdshani, mkoko, mgnambo, mtiwa shibili, mdsheje, mgurure (Tikholz), mismari, mkuaju, mſunda, mpingo (Ebenholz), mbawa, kikuata (acacia vera, liefert arab. Gummi), mtondo, msikundasi, mkomaſi, msandarusi (Gummi-Copal liefernd), ſein Holz iſt hart, harzig und wird zu Schiffsmaſten gebraucht.*)

Vergleicht man die Vielheit der aufgezählten Landesprodukte mit dem unkultivirten Zuſtand des Landes, ſo iſt klar, daß von allen Einzelnen nur wenig kultivirt ſein kann. Sogleich ergiebt ſich aber auch, daß man nicht nöthig hat, einen Wohlſtand durch Einführung von Fremdem zu erzielen, ſondern mit dem Gegebenen und Vorhandenen eine Beſſerung zu Stande gebracht werden kann.

Nachdem ſomit alles Vorhandene, Pflegbare und Nützliche aus der Thier- und Pflanzenwelt genannt worden iſt, ſo kann die Frage beantwortet werden: „Was in äußerer Be-

*) Andere an der Oſtküſte vorkommende Waldbäume ſind ferner: mkomasi (von rothem Holz), mgurusi (hat ſehr hartes Holz zu Balken), msimbati, mgniemſu, mleha, mnaninga (gelbrothes, hartes Holz), mkalambaki (das Holz riecht gut, iſt ſchwärzlich und nimmt eine gute Politur an), mtata.

ziehung gethan werden könnte und ſollte, um auch das Innere dieſes Continentes zu beeinfluſſen?“

Der Einfluß, den ein Volk auf das andere ausübt, iſt im Allgemeinen geregelt durch das Geld. Verarmt ein Volk in ſich ſelbſt, ſo wird ſein Einfluß nach Außen in dem Grad abnehmen, als der Wohlſtand im Innern abnimmt. Die zu Grunde liegenden ſittlichen Gründe wollen wir aus dem Auge laſſen, da wir den Grundſatz vorausſtellen: „Wohlſtand ſolle im Gefolge des Chriſtenthums kommen.“ Es wäre ſomit klar, daß wenn die Küſtenvölker die Innländer beeinfluſſen ſollen, ſie zuerſt gehoben ſein müſſen, um es thun zu können Unſere Pflicht und Aufgabe als Miſſionarien möchte ſein, die Eingebornen zu ermuntern, fleißiger zu ſein in Bebauung des Feldes, ſowie in Viehzucht, ihnen die Vortheile zu Gemüth zu führen, die es für ſie hat, ſie aufmerkſam zu machen, auf welche Artikel am meiſten Gewicht zu legen ſei, und endlich ihnen zu ſolchen Thieren und Sämereien behülflich zu ſein, die zu ihrem Nutzen von Außen eingeführt werden könnten. Daß bei einem ſolchen Verhalten wir uns nicht dem Tadel ausſetzen, der rationaliſtiſche Pfarrer trifft, die am Palmſonntag über Waldfrevel, oder am Chriſttag über Stallfütterung predigen, leuchtet ein.

Die Zucht der Hausthiere wäre zuerſt in's Auge zu aſſen. Dieſe könnten und ſollten in's Außerordentliche vermehrt werden. Ausgedehntere Zucht von Ochſen, Kühen, Ziegen, Schafen, Eſeln, Hühnern, Enten, Gänſen (welche letztere noch unbekannt ſind) würde den Wohlſtand nach Innen und Außen heben. Selbſt ihre Häute, zuſammen mit denen von wilden Thieren, würden bei ihrer Verwerthung viel dazu beitragen, den Elfenbein- und Hörnerhandel (z. B. der Büffel und Nashörner u. ſ. w.) zu fördern. Auch der Gewinn, den die ngawa (Zibetkatze) liefert, iſt zu beachten.

Einzuführen von Thieren möchte etwa ſein: das zahme Schwein und das egyptiſche, Wolle tragende Schaf, was nicht nur einen baldigen, ſondern auch einen ſehr geſchätzten Ge-

winn brächte. Wolle und Baumwolle ſind zwei Artikel,*) die in England beſonders geſucht ſind, und die am Ende dazu beitragen könnten, daß dieſe Länder unter europäiſchen Schutz kämen.

Was zweitens die Pflanzungen betrifft, ſo iſt es fraglich, ob dieſes Land je eine Reiskammer für fremde Länder wird; jedenfalls iſt ſo viel zu erzielen, daß innländiſche Bedürfniſſe befriedigt werden können. Pflanzen und Bäume, von denen ein Abſatz nach außen erwartet werden kann, ſind:

1) Dschungua, malimau, ndimu (Orangen Citronen Limonen), welche ihres Saftes wegen auf der engliſchen Flotte in großen Quantitäten verbraucht werden.
2) Ukuadshu (Tamarindus afric.), verſendet in Fäſſern, nachdem ſie vorher mit heißem Syrup übergoſſen worden ſind.
3) Mua (Zuckerrohr).
4) Grafu, dellasini, mandano.
5) Bamba (Baumwolle) und Sufu, — beide zahm und wild vorkommend. Letzteres kommt auf hohen Bäumen vor und wird gebraucht als Erſatz für Baumwolle und Federn zum Ausſtopfen von Betten.
6) Uwanga (Pfeilwurz, arrow-root) wächst in großer Menge wild. Ein bekannter Handelsartikel auf der Weſtküſte.
7) Kauma (Kalumba-Wurzel).
8) Die verſchiedenen Oelarten:
   a. mbono (Palma Christi);
   b. mafuta ya nasi (Kokosnußöl);
   c. mafuta tanga, was neuerlich in Aufnahme kommt;
   d. das Tondo und Kweme ſind nur inſofern wichtig, als ſie ölhaltig ſind;
   e. Semsem.

---

*) Die Oſtküſte von Afrika könnte ſo viel Baumwolle erzeugen, daß das Bedürfniß von ganz England beinahe befriedigt und ſo dem amerikaniſchen Sclavenhandel ein tüchtiger Schlag verſetzt werden könnte.

Was die Produkte des Innlandes betrifft, die schon lange bekannt sind, so ist wichtig:

a. Elfenbein; b. Hörner des kifaru (Nashorn); c. des niati (Büffel); d. des mamba (Zähne des Nilpferdes); e. Hörner von verschiedenen Antilopen; f. Straußenfedern.

Daß bei einem Aufschwung dieser Völker im Allgemeinen auch die Schätze der Erde ausgebeutet werden, ist nicht zu bezweifeln. Das Antimonium im Duruma-Gebiet, das Eisen von Ukambani und Dschagga, die Edelsteine (Carneol) der Wabilikimo, und alle sonstigen Natur- und Kunstprodukte (z. B. schöne Matten) werden dazu dienen, das Wort des Lebens zu verbreiten und geistigen Segen zu spenden.

Was den Gedanken über ein Steuergesetz betrifft, so muß man, wenn man hievon reden will, sich den Zustand der Leute und ihres Besitzes klar vorstellen. Aus diesem ergiebt sich aber sogleich, daß ein König viel zu kurz käme, wenn er seine Abgaben in Naturalien beziehen würde. Zu so etwas wäre von vornherein eine ausgedehnte geregelte Administration nöthig, die mehr kosten würde, als von den armseligen Plantagen (Schamba) der Wanika zu beziehen wäre; zudem artet eine solche Einziehung immer in Gewalt und Erpressung aus. So etwas wäre nicht nur ohne Nutzen für den König, sondern auch zum directen Schaden für die Wanika.

Da alle Wanika, unter sich selbst genommen, so ziemlich gleich sind, so würde eine Kopfsteuer sich am besten eignen. Die Reisfelder und das Elfenbein könnten vielleicht direkt belastet werden, d. h. der Reis als Ausfuhr-Artikel. Nachdem der Vermögenszustand im Allgemeinen gehoben und die Wanika unter sich durch Einkünfte mehr unterschiedlich geworden sind, könnten alle einzelne Erwerbszweige belastet werden und die Kopfsteuer würde fallen. Es wäre nur zu wünschen, daß durch zu harte Erpressungen von Anfang nicht aller Fleiß erstickt werden möchte. Im Jahr einen heirathsfähigen jungen Mann zu 2 Thaler anzuschlagen, sollte wohl billig sein. Solche könnte Jeder theils durch Kopal, theils

durch Ziegen, theils durch Kokosnüſſe und Palmwein, Welſchkorn, Büſchelmais u. ſ. w. leicht gewinnen, ohne daß er gedrückt würde. Er müßte vielleicht etwas fleißiger ſein, und weniger dem Trunk ſich ergeben, aber das iſt es ja, was für alle Wanika zu wünſchen iſt.

Zweite Beilage zum zweiten Theil.

Nicht weniger intereſſant, als obiger Bericht von Erhardt, iſt ein Brief, den Rebmann am 23. April 1855 von Mombas aus an den Redacteur des Calwer Blattes ſchrieb, aus dem ich einen kurzen Auszug mittheilen will.

Während mein Mitarbeiter, Miſſionar Erhardt, ſich 6 Monate lang in Tanga aufhielt, um die Kiſambara-Sprache zu ſtudiren, mußte er nolens volens öfters den Reiſe-Erzählungen zuhören, welche die Elfenbeinhändler jenes Ortes in ſeiner Hütte aufs Tapet brachten. Jene Handelsleute waren es, die ihm den See von Uniameſi einfach als die Fortſetzung von dem Niaſſa-See darſtellten, indem, wie ſie ſagten, der letztere von ſeiner nördlichen Richtung nach Weſten umbiege, um noch einmal, und zwar in viel größerer Ausdehnung ſich bis nahe zu den Gebirgen hin auszudehnen, welche, ganz die Mitte des Erdtheils durchziehend, die mächtige Waſſerſcheide bilden. Die nördliche Seite derſelben enthält die Quellen des Nils, des Tſchadſee's und des Tſchadda-Fluſſes, während die Südſeite ihre Gewäſſer theils dem atlantiſchen Meer (im Congo oder Zaire), theils dem indiſchen Ozean (im Dſchub, Dana und Oſi), und, was mir höchſt wahrſcheinlich iſt, eben dieſem Binnenmeer zuſendet.

Wie wir von jeher alle Nachrichten der Eingebornen als ſehr unſicher und ungenau anſahen, ſo war auch Br. Erhardt Anfangs nicht bereit, dieſer Angabe Glauben zu ſchenken. Nur Ein Umſtand war ihm als ſehr merkwürdig aufgefallen, nämlich der, daß die Reiſenden alle von den verſchiedenen Ausgangspunkten, wie Uibo, Kiloa, Mbuamadſhi, Bagamoyo, Pangani und Tanga, — alſo von einem Küſtenſtrich von etwa 6 Breitengraden — ſie darbieten, in ſehr

verſchiedener Entfernung von der Küſte, an einem Baheri oder Binnenmeer ankommen.*) Doch bewies ihm das noch nicht nothwendig die Fortſetzung des Niaſſa-See's in dem von Uniameſi, ſo daß beide nur einen großen See, oder vielmehr ein Meer in der Mitte des Erdtheils ausmachten.

Nach Erhardt's Rückkehr nach Rabbai ſprachen wir natürlich hie und da über dieſen Gegenſtand, konnten aber zu keinem andern Schluß kommen, als daß ein Europäer einmal an Ort und Stelle über dieſe Sache Aufſchluß geben müſſe. Merkwürdiger Weiſe hatte ich nun ſchon ſeit einem Jahr einen Mann Namens Salimini in meinen Dienſten, der zwei bis drei Tagreiſen weſtlich vom Niaſſa-See zu Hauſe iſt, und der mir ſchon früher geſagt hatte, daß die meiſten Flüſſe in ſeinem Lande nach Norden gehen, und daß man

---

*) Die Carawanenſtraßen, die zu dem großen Binnenſee von der Suahili-Küſte aus führen, ſind hauptſächlich folgende:

1) Die Straße von der Inſel Tanga aus, auf der die Suahili-Elfenbeinhändler mehrere iſolirte Hügelmaſſen betreten, worunter der Kilimandſcharo und Doinio Engai, welche Schnee haben, worauf die Reiſenden das ebene Waideland der Maſai-Stämme bis Burgenedſch durchziehen. Auf dieſem Weg braucht man 55 Tage. An jedem Tag werden etwa 7 Stunden gereist. Von Burgenedſch gehen die Reiſenden noch 8 Tage weiter durch das ſehr bevölkerte Gebiet der Waniameſi und kommen dann plötzlich an den See. Die Maſai ſind wilde Hirten, die Waniameſi dagegen ſind gutgeſinnte Leute, die Ackerbau treiben. Somit wäre es von Tanga circa 400 bis 450 Stunden bis zu dem See.

2) Die zweite Straße geht von Mbuamadſchi (ſüdlich von Sanſibar) nach Udſchidſchi, eine Stadt in Uniameſi. Dieſe Straße iſt faſt ſo weit, als die erſte, und wird von zahlreichen Carawanen betreten, welche mit Pferden, Eſeln u. ſ. w reiſen, um Sclaven, Elfenbein und Kupfererz zu holen. Die Gegend unterwegs iſt ganz eben, mit Ausnahme der Ngu-Hügel, welche nicht weit von der Küſte ſind.

3) Die Straßen von Kiloa oder Kirimba nach den Fähren von Gnombo und Mdenga Hier reiſen theils die portugieſiſchen Sclavenhändler, theils die Araber.

Udſchidſchi iſt der Ort, von wo große Ruderboote über den See nach Weſten gehen. In 5 Tagen gelangen ſie durch Rudern an die gebirgige Inſel Kavogo. Dann brauchen ſie noch 25 Tage, bis ſie das weſtliche Ufer erreichen, wo ſie Kupfer kaufen. Der See hat niedere, ſandige und ſchilfige Ufer. Nur im Süden des See's ſind hohe Berge. Die Wellen des See's ſind oft ſehr hoch, ſein Waſſer iſt ſüß und hat viele Fiſche. Die Ufer ſind meiſt ſehr bevölkert.

von seiner Heimath (Kumpande) aus in dritthalb Tagreisen nach Osten, und in drei Tagreisen nach Norden an den See Niandscha (wie er dort geheißen wird) komme.

Unterdessen hatte Br. Erhardt angefangen, alle die erhaltenen geographischen Nachrichten auf einer großen Karte zusammenzutragen, wobei es sich herausstellte, daß der See, wenn er nach den Angaben der Elfenbeinhändler gezeichnet wurde, in eine solche Lage zu den Flüssen kam, die wir schon auf einer ältern englischen Karte, als von Süden kommend, angegeben fanden, daß über ihre Mündung in denselben kein Zweifel übrig bleiben konnte. So kam es endlich, daß, als wir eines Tages im November den Gegenstand wieder miteinander besprachen und in Vergleichung brachten mit der physischen Gestaltung Afrika's in Süd und Nord, in Ost und West, — in demselben Moment uns beiden das Problem als ein gelöstes dastand, indem wir auf einmal ein mächtiges Tiefland und Binnenmeer erblickten, wo geographische Hypothesen bisher ein mächtiges Hochland vermutheten. Nun waren uns die Angaben unserer afrikanischen Berichterstatter im vollkommensten Einklang nicht nur mit dem, was auf den bisherigen Karten als wirklich bekannt gegeben ist, sondern auch mit allem, was wir von der Gestaltung des Landes zu einem nicht geringen Umfang aus eigener Anschauung wußten. Wenn das Centrum Afrika's ein Hochland wäre, wie könnte dann die ganze Reihe von Flüssen, welche die Portugiesen auf ihrer Route von Ost nach West überschreiten, nach Norden gehen? Und warum haben wir von der Südseite der sogenannten Mondgebirge nicht auch einen Fluß, der dem Nil oder dem Tschadda (welcher dem Niger, seinem Nebenstrom, an Größe gleichkommt) nicht so weit nachstände, wie der Congo im Westen, und der Dana und Dschub im Osten? Diese beiden Fragen sind durch die Annahme eines Binnenmeeres in Centralafrika vollkommen gelöst. Die Hauptzüge der geographischen Gestaltung Mittelafrika's wären also folgende: Starker Abfall von Nordwest und Süd her zur Bildung eines ungeheuren Beckens in der

Mitte, gegen Oſt aber eine mächtige Ebene, auf der jedoch höchſt merkwürdiger Weiſe eine Reihe einzelner, gänzlich iſolirt daſtehender Berge und Berggruppen, deren einzelne vom allweiſen Schöpfer und Baumeiſter der Erde gerade da, wo es am heißeſten iſt, nahe am Aequator, zur Kühlung und Erfriſchung, ja auch zum Labſal für das ſchmachtende Auge des Wanderers mit ewigem Schnee gekrönt worden ſind, und die eine Kette, von Süd nach Nord zu bilden und ſich an das ſogenannte Mondgebirge da anzuſchließen ſcheinen, wo wir die mehr öſtlichen Quellen des weißen Nil zu ſuchen haben. Die weſtlichen Quellen liegen wahrſcheinlich nahe beiſammen mit den Quellen des Schary, der in den Tſchad geht, und des Tſchadda, der ſich mit dem Niger vereinigt; und die arabiſchen Schriftſteller des Mittelalters, ſowie die europäiſchen Geographen bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, würden demnach Recht haben, wenn ſie behaupten, daß der Niger (nämlich durch den Nebenarm des Tſchadda) nahe bei den Quellen des Nil entſpringe, und im weſtlichen Lauf durch den Continent ſich in den atlantiſchen Ocean ergieße. Jene Berggruppen, ſoweit wir ſie ſelber geſehen haben, waren von Süd nach Nord hauptſächlich folgende: Ngu, Uſambara mit Pare, Bura mit Ndara und Kadiaro, Kilimandſcharo mit Schira, Kiſongo mit Ugono, der Schneeberg Kenia (Kegnia), von Dr. Krapf in der Ferne geſehen, mit Kikuyu. Daß alle dieſe Berge keine Terraſſen bilden, durch die man auf Hochländer käme, und daß der Kilimandſcharo kein Gebirge oder Gebirgszug iſt (wie Herr Kiepert in ſeinem Atlas, 10. Aufl. 1850, annimmt), ſondern ein gänzlich iſolirte Bergmaſſe, nur von kleineren, ebenſo iſolirten Bergen umringt, — davon haben wir uns mit unſern eigenen Augen überzeugt. Die einzige kleine Terraſſe, die man ſo nennen könnte, beſteht in dem etwa 1500 Fuß hohen und im Durchſchnitt nur etwa 4 Stunden von der Küſte entfernten Gebirgszug, der ſich von der Kileſi-Bai bis nach Uſambara hinzieht, und von den Wanika's bewohnt iſt. Ein Theil derſelben, der von Mombas einwärts liegt, iſt eben

unſer Rabbai mit Rabbai Mpia und Kiſuludini, wo wir ſtationirt ſind. Von Kileſi an bis nach dem Ras Ngome erſtreckt ſich noch einmal ein kleinerer Gebirgsrücken, der ſchon im Gallaland liegt. Von da an aber bis nach Kap Gerdaf ſteigt das Land ganz ſanft und unmerklich von der Küſte nach innen. Daſſelbe iſt im Allgemeinen der Charakter des Landes ſüdlich von Uſambara, bis nach Kap Delgado oder Mgau. Aeußerſt merkwürdig iſt es, daß das kleine Hochland, das von den Wanika-Bergen getragen wird, einwärts eher etwas ſinkt, als ſteigt; ja eine gute Tagreiſe von unſerer Station hat man auf einmal, etwa 150 Fuß tief, einen Rand, „Rdunguni" genannt, hinabzuſteigen, der ſich von der Gegend von Uſambara bis nach Ukambani in einem Halbkreis herumzieht, ſo daß Dr. Krapf auf ſeiner Reiſe nach Ukambani denſelben erſt hinunter, und bei Yata wieder hinan ſteigen mußte. Die Berge von Teita bilden ſo wenig eine Terraſſe, daß man denſelben auf der Reiſe nach Dſchagga wohl ausweichen könnte, wenn man nicht von den Bergbewohnern Speiſe zu kaufen hätte. Noch einmal ſinkt das Land ſanft gegen den Fuß des Kilimandſcharo, und im Weſten deſſelben, wie rings umher, ſah ich zu meinem Erſtaunen wieder dieſelbe Ebene um nichts höher, als im Oſten ſich ausbreiten wie ein Meeres-Spiegel. Auch unſere afrikaniſchen Reiſenden, die von den ſchon genannten Küſtenpunkten aus in ſüdweſtlicher, weſtlicher und nordweſtlicher Richtung bis an das große Binnenmeer gehen, erklären alle einſtimmig, wenn Jemand behaupte, es gebe auf ihren Reiſen Berge zu beſteigen, der ſei ein Lügner. Es gebe allerdings Berge, aber ſie ſeien wie Häuſer, über die Niemand hinüberſteigt, ſondern um die man herumgeht. Nur ganz nahe an dem Theil des See's, der Niaſſa heißt, ſollen die Reiſenden einen ziemlich hohen Gebirgszug, dem öſtlichen Ufer entlang ſich ausſtreckend, zu überſteigen haben, nämlich ſo, daß ſie auf der weſtlichen Seite wieder ebenſo tief hinabgehen, als ſie auf der öſtlichen heraufgekommen ſind. An dieſen Gebirgszug, der für den See wie eine Mauer daſteht, und dem nach den Berichten

meines eigenen Mannes von Kumpande im Westen eine ähnliche Erhöhung, ja, wie es scheint, ein eigentliches Hoch- oder Oberland entspricht, schließen sich im Norden wahrscheinlich andere, aber immer getrennt dastehende Berge, Bergreihen und Berggruppen an, aus denen die nicht ganz unbedeutenden Flüsse Lusidschi und Rufuma entspringen, bis wir zu der Ngu-Gruppe kommen, von welcher an die weitere Fortsetzung der Kette bis an den Aequator hin uns schon aus eigener Anschauung bekannt ist.

Um nun noch etwas Näheres über das von drei Seiten her eingeschlossene Binnenmeer zu sagen, so ist der südliche Anfang oder Ausläufer desselben nach unsern afrikanischen Berichterstattern so schmal, daß die Leute von den beiderseitigen Ufern aus einander rufen können. Hier scheint die erste Fähre, Zandinge genannt (d. h. komm und hole mich) zu sein. Die nächste Fähre, weiter nach Norden, liegt zwischen den zwei Ufer-Dörfern Mjauka im Westen, und Mdschangga im Osten. Hier setzt ein Boot nur zwei- bis dreimal an einem Tage über. Der nächste Ueberfahrtsort ist durch eine Berginsel vermittelt, Mbaazuru (d. h. Höhe) genannt. Auf dieser machen sie am ersten Tage Halt, übernachten da und fahren am nächsten Tage vollends weiter. Noch weiter nördlich ist die Fähre zwischen Zenga auf der West- und Gnombo auf der Ostseite, wo ein Boot den ganzen Tag nach afrikanischer Rechnung vom ersten Hahnenschrei, bis die Hühner in die Häuser einkehren, zur Ueberfahrt braucht. Diese Fahrt wird als so gefährlich angesehen, daß man sie immer nur bei der größten Windstille wagt, und deßwegen auch keine Segel, sondern nur Ruder braucht. Auch gehen niemals Vater und Sohn oder zwei Brüder in demselben Boot mit einander, um so einen gleichzeitigen Tod zu verhüten. Ueber vollkommene Windstille suchen sie im voraus dadurch gewiß zu werden, daß sie dreimal an einem Tage Mehl von der Hand auf die Erde fallen lassen. Fällt alles Mehl jedesmal in gerader Richtung auf den Boden, so wird die Ueberfahrt am nächsten Tag unternommen. Dieß heißt: Ku demba

Riandſha (den Niaſſa unterſuchen). Wenn ſie von der letzten Fähre glücklich zurückkommen, ſo halten ſie ein Freudenfeſt, Kiroſi genannt. Wer es niemals wagt, überzufahren, der bekommt den Spottnamen Kiwerenga Maſira, d. h. Eierzähler, was etwa unſerem „Stubenhocker" entſpricht.

Auf den öſtlichen Ufern des Sees wohnen die Wadſchania, ein Stamm der Wahiaos, die ſich weit bis gegen die Meeresküſte ausbreiten, und von den weſtlich vom See wohnenden Völkern Wanguru genannt werden. Dem weſtlichen Ufer entlang finden wir zuerſt die Wamarawi. Ihr Land heißt Maravi, weßhalb der See auf manchen alten Karten irrthümlich Morawi genannt worden iſt. Die Wamarawi (Maravier) bewohnen die Ebene, die ſich etwa eine halbe Tagreiſe vom See nach Weſten ausbreitet, ſowie auch theilweiſe den öſtlichen Abfall des Hochlandes, das uns hier entgegentritt. Solche von ihnen, die hart am Ufer des See's wohnen, werden auch Waniandſcha (Niaſſaer) genannt. Auf dem Hochland ſelbſt finden wir die Wakambunda, d. h. wörtlich: Oberländer, zu denen mein Berichterſtatter von Kumpande gehört. Außer dieſen werden noch Wamuera und Wakumbodo (oder Wambodo), d. h. Süd- und Nordländer, von einander unterſchieden, lauter Benennungen, denen offenbar der Niaſſa-See als Ausgangs- oder Beziehungspunkt zu Grunde liegt, und deren Angemeſſenheit noch mehr in die Augen ſpringt, ſobald man weiß, daß da, wo die Wakumbodo anfangen, der See ſeine nördliche Richtung verläßt, nach Nordweſt und Weſt umbiegt, und ſo die von Süden kommenden Flüſſe Roanga, Sambeſi (zu unterſcheiden von dem Sambeſi, der nach Oſten geht und auch Kilimani heißt), Muruſura, Roapura, Muſira, Guarava und Roſoe in ſich aufnimmt. Der große Strom Bua fließt etwa zwei Tagreiſen von dem Lande meines Kumpande-Mannes nach Norden und nimmt die kleineren Flüſſe Zaru, Pſubui, Mde, Mdede und Kakuyu in ſich auf. Dort nun, wo der See nach Weſten umbiegt, ſcheint er zugleich ſo breit zu werden, daß keine Verbindung zwiſchen den beiderſeitigen Ufern mehr

Statt findet, und die Wakumbodo ſollen nur, um zu fiſchen, auf die nächſten Inſeln gehen. Wie weit etwa die Waſſerſammlung ſich nach Weſten ausbreitet, ehe ſie wieder nach Norden umbiegt, wie weit wiederum dieſer nördliche Verlauf gehen mag, ſowie in Betreff der ungefähren Breite des Ukerewe (wie das Binnenmeer dort heißen ſoll), und endlich des wunderbaren himmelhohen Inſelberges Kavogo, auf dem nach afrikaniſcher Vorſtellungsweiſe der Herr und Beſitzer des Ukerewe wohnt und ſeine Gnade und Ungnade auf verſchiedene Weiſe zu erkennen gibt, — dafür will ich den Leſer auf die ausführliche und ſchön ausgearbeitete Karte meines theuren Mitarbeiters, Miſſionars Erhardt, verweiſen.

Mein Berichterſtatter Salimini erzählte weiter, daß in ſeinem Lande das Jahr nur in zwei Hälften getheilt werde, Muamſu, die heiße, und Zinja, die kalte oder Regenzeit. Die Kälte erreicht dort ſchon einen ſolchen Grad, daß das Laub von den Bäumen fällt und alles Gras abſtirbt, und daß ſogar das Waſſer in kleineren ſtehenden Anſammlungen gefriert. Der Boden ſcheint äußerſt fruchtbar zu ſein, und die Leute würden dort im größten Wohlſtand leben können, wenn ſie nicht durch den portugieſiſchen Sclavenhandel dazu gekommen wären, einander zu jagen und zu verkaufen. Die Portugieſen, die Wakogunda genannt werden, haben dort zwei Niederlaſſungen in der Nähe von Kumpande, die eine heißt Kubale, die andere Kumkoma. Ich ſchließe dieſe intereſſante Mittheilung Rebmann's mit dem Wunſche, daß die Exiſtenz des Binnenmeeres ſich durch die Unterſuchungen der Kapitäne Burton und Speke, welche im Juni 1857 von Sanſibar aus nach Uniameſi abgereist ſind, beſtätigen möge. Die oſtafrikaniſchen Miſſionarien haben es ſeiner Zeit dem engliſchen Geographen Cooley zum Vorwurf gemacht, daß er die afrikaniſche Geographie im Studirzimmer nach ſeiner eigenen Theorie geſtaltet habe; — möge dieſer Vorwurf nicht auch den Miſſionarien gemacht werden können!

Was mich ſelbſt betrifft, ſo habe ich ſchon bei meiner erſten Ankunft in Oſtafrika im Jahr 1844 von einem See

in Uniameſi, ſowie von dem Niaſſa gehört. Der Uniameſi-See wurde mir unter dem Namen Tanganika genannt, was wohl der Name des See's in der Gegend iſt, wo mein Berichterſtatter ihn geſehen hat. Auch hatte ich 1851 in Ukambani von einem großen See gehört, deſſen Ende man nicht erreicht, auch wenn man 100 Tage weit geht. Von dem Vorhandenſein eines großen See's im Innern war ich alſo längſt überzeugt, aber ob der Niaſſa-See mit dem von Uniameſi zuſammenhänge, war mir und iſt mir noch zweifelhaft, zumal da ich von mehreren afrikaniſchen Reiſenden (namentlich von Bana Cheri) hörte, daß beide Seen völlig von einander getrennt ſind. Ich möchte auch die Sache unentſchieden laſſen, und weder den Zuſammenhang beider Seen läugnen (wie Herr Macqueen thut), noch ihn behaupten, wie Herr Cooley und meine beiden Mitarbeiter wollen. Die Unterſuchung von europäiſchen Reiſenden muß dieſes wichtige Problem in's Klare ſetzen.

Mit dem Wunſche meines theuren Freundes Rebmann bin ich aber völlig einverſtanden, wenn er ſich nach der Zeit ſehnt, wo auf dem Nil und dem Nigerarm des Tſchadda vom Norden, und auf dem Sambeſi oder Kilimani von Oſten her Friedensboten auf Schiffchen dem Ukerewe-Meer zuſegeln und zurudern, um nach kürzerer und längerer Landreiſe im Herzen Afrika's weiter zu fahren, und den an den Ufern ſeiner Gewäſſer wimmelnden Millionen das gnädige Jahr des Herrn und den Tag des Heils zu verkündigen. Ich bin es übrigens überzeugt, daß der Herr das Werk, das wir in Oſtafrika in großer Schwachheit angefangen haben und von dem wir freilich erſt einen kleinen Erfolg ſehen, nicht untergehen laſſen, ſondern daß Er ſeine Gemeine antreiben wird, es mit Nachdruck fortzuſetzen, und es herrlich zu vollenden. Nur unſere allzu ſanguiniſche Erwartung, nur das Fleiſch, das ſich an Sein Werk allezeit ſo gerne anſetzen will, muß untergehen, damit wir nicht uns ſelbſt, ſondern dem Herrn allein die Ehre geben, der in den von Ihm geſetzten

Zeiten und Stunden Sein Reich auch in Oſtafrika aufrichten wird.

Indem ich hier mein Buch über Oſtafrika zu ſchließen gedenke, möchte ich die Miſſionarien, die künftig dort wirken werden, noch auf folgende Punkte aufmerkſam machen:

1) Wehret mit allem Ernſt des Glaubens, des Gebets und der Wahrheit jener Stimmung des Unmuths und der Verzagtheit, welche nach 4 Moſ. 13, 32. mit den Kundſchaftern zu reden geneigt iſt: „Wir vermögen nicht hinaufzuziehen gegen das Volk; denn ſie ſind uns zu ſtark.“ Der Zuſtand der oſtafrikaniſchen Heiden, ihre Gleichgiltigkeit gegen alles Göttliche, ja ſelbſt gegen allen Fortſchritt in menſchlichen Dingen (ſie ſind, wie Rebmann richtig ſagt, weder Gott, noch der Welt etwas nütze), kann leicht im Herzen des Miſſionars eine Stimmung der Muthloſigkeit erzeugen, bei der er (Jeſ. 49, 4.) denkt, ich arbeite vergeblich, und bringe meine Kraft umſonſt und unnütz zu. Zeitenweiſe darfſt du ſchon von dieſer Stimmung angefallen und verſucht werden, damit du deiner eigenen Unmacht und deiner gänzlichen Abhängigkeit von dem Herrn eingedenk ſeieſt, damit du nicht meineſt, die Heiden ſeien dir und nicht Ihm zum Erbe gegeben. Aber dieſe zeitweilige Stimmung deines Herzens darf keine zuſtandsmäßige werden, ſonſt wirſt du überwunden, und du kommſt unter die Verzagten, die draußen ſind vor den Thoren der Stadt Gottes. Arbeite du nur getroſt fort mit Treue, Geduld und Glauben — denn in Geduld fortarbeiten, ſagt der ſelige Prälat Oetinger, heißt überwinden. Dabei unterſuche dich, ob dein Unmuth und deine Verzagtheit nicht aus einem vorhergegangenen Uebermuth, aus einem Willen und Leben der Eigenheit, welche nach eigenen Gedanken und Planen verfahren will, herrührt. Oder du haſt es vielleicht zu leicht genommen und haſt gedacht, du wolleſt bald eine große Schaar von Heiden deinem Heiland zuführen? Da dieß nicht geſchieht, ſo nimmſt du es zu ſchwer und meinſt, an dieſen Heiden iſt doch auch gar nichts auszurichten. Bekehre du erſt

die Heiden deines Selbſtvertrauens, deiner Eigenliebe, werde demüthig und nicht mißmuthig, ſo wird dir der Herr Gnade geben.

2) Suche in Oſtafrika allem Hang zu einem bequemen Leben abzuſterben und bequeme dich zum Niedrigſten.

Mancher junge Miſſionar will, wenn er aus Europa kommt, ſich alsbald auf einem Heidengebiet ſtationär machen und ſich hinter Schloß und Riegel an der Küſte auf irgend einer Stelle bequem einrichten, ſtatt 5 bis 8 Jahre mobil zu bleiben, bis die Frucht ſeiner Arbeit es nöthig macht, daß er ſeine proviſoriſche Einrichtung mit einer mehr ſoliden Wohnung u. ſ. w. vertauſche. Der Wunſch, ſich ſobald als möglich bequem einzurichten und zu heirathen, verwickelt den Miſſionar in viele Aeußerlichkeiten, welche ihn vom Herrn und ſeinem Amt abziehen können. Dieſer Wunſch führt ihn leicht auf Nebenſachen oder untergeordnete Dinge, z. B. auf viel Bauen, auf allerlei Koloniſationsplane oder auf wiſſenſchaftliche Beſtrebungen. Er hängt leicht die Hauptſache, die Verkündigung des Evangeliums, an den Nagel. Er geht nicht mehr, oder nicht mehr viel zu den Heiden, ſucht ſie nicht in ihren Hütten auf, ſondern denkt, ſie wiſſen ja, wo ich wohne; wenn es ihnen um ihr Seelenheil zu thun iſt, ſollen ſie zu mir kommen, in meinem Hauſe habe ich beſſeren Raum, als in ihren engen, rauchigen, finſtern und mit Ungeziefer angefüllten Hütten. Bleibe du ſtets mobil und ſuche die Heiden auf, rede mit ihnen über ihr Seelenheil, ſo wirſt du vor allem, aber auch ſie Segen haben. Zerſplittere dich aber auch nicht zu viel, ſondern halte dir ein Hauptquartier, von dem du ausgehſt und in das du zurückkehrſt zur Sammlung und Pflege deines Geiſtes und deines Körpers.

3) Laß dich durch die Bettelei der Eingeborenen nicht müde, noch mißmuthig machen. Entwickle auch keinen unnöthigen äußern Glanz, damit die Leute dich nicht für reich und ſich für berechtigt halten, alles Mögliche von dir zu betteln. Spare an dir ſelbſt, damit du um ſo mehr den Kranken, Armen, Reiſenden u. ſ. w. des Volkes geben könneſt, unter dem du

wohnſt. Wolle auch die Wohlthaten, die du von dieſem Volk und ihren Häuptlingen empfängſt, z. B. Waſſer, Holz, Schutz u. ſ. w., nicht umſonſt erhalten, ſondern ſei dankbar für Alles und erzeige die Dankbarkeit durch die freigebige That der Liebe, welche in Gottes Augen ebenſo ein apoſtoliſches Wunder iſt, wie irgend eines, das die Jünger des Herrn verrichtet haben. Es iſt leichter, Wunder zu thun, als Selbſtverläugnung und Liebe zu üben. Judas konnte gabenmäßig Todte auferwecken, aber er fand es zu ſchwer, ſich gnadenmäßig zu bekehren und den Geiz zu überwinden. Lebe du, wie du lehrſt, ſonſt wird dir zuletzt das Lehren unter den Heiden eine Laſt, du ermatteſt und ſehnſt dich weg von einem harten heidniſchen Boden, wo deine Eigenheit keine Nahrung und Befriedigung findet. Denke an die Miſſionsbrüder in Labrador, in Grönland und in der Südſee, welche lange Zeit mehr geben mußten, als du. Bedenke, daß die Heiden die gegebenen Kapitalien mit Zinſen heimzahlen, wenn ſie ſich einmal bekehren werden.*) Sie werden dann der Miſſion geben, ſtatt von ihr zu nehmen. Hüte dich aber, zu denken, das Geben ſei ein künſtliches Mittel, durch welches die Heiden zum Chriſtenthum hingezogen werden ſollen. Das wäre ein jeſuitiſcher Grundſatz, der einen Teufel durch einen andern austreiben will. Wer die Heiden auf äußerliche Weiſe bekehren will, iſt ſelbſt noch ein Heide und kennt die Kraft Gottes nicht. Gieb dich ſelbſt täglich deinem Gott und deinen heidniſchen Mitmenſchen in der Liebe, ſo wirſt du das rechte Geben auch im Aeußern lernen ohne Geiz und ohne Verſchwendung. Liebe hat Licht und Leben, alſo Weisheit und Kraft.

4) Halte keinen alten und erfahrenen Miſſionar für einen Pabſt, wenn er dir auch deine Neulings-Gedanken ſcharf

*) In der Heimath wirſt du ja auch alle Tage um Gaben angeſprochen von Bettlern u. ſ. w. Und du biſt ja ſelbſt auch ein Bettler, denn um deinetwillen wird gebettelt, damit man dich zu den Heiden ſenden kann.

unterſagt. Nimm aber auch nicht Alles unbedingt von ihm an, wenn ſein Betragen gegen ein offenbares Wort Gottes verſtößt. Wenn ein junger Miſſionar ſich gleich im Anfang unter Andere demüthigen kann, ſo wird etwas Rechtes aus ihm werden. Wenn er aber gleich im Anfang Alles kritiſiren und nach ſeinem Kopfe machen will, der wird ſich und die Miſſion ruiniren. Kein Wunder, warum oft Gott Manchen durch einen frühen Tod arretiren muß. Dieß geſchieht oft auch deßwegen, weil Gott einen Fall, oder ein Zurückkommen und Erſchlaffen im geiſtlichen Leben vorausſieht. Auch kann es manchmal deßhalb geſchehen, weil der Menſch durchaus ſeinen eigenen Willen durchführen und nicht in der Heimath, in einer niedrigeren Stellung, mit Einfalt und Treue (beſonders unter dem Kreuz) ausharren und ſich bekehren wollte. Wenn du deinem Eigenwillen nicht in der Heimath abſterben willſt, ſo kann dich Gott in die Heidenwelt ziehen, und dort ſterben laſſen, du wirſt es aber nach dem Tode bereuen, daß du nicht beſſer auf den Willen Gottes geachtet haſt, ſondern durch Eigenſinn ein Mörder an dir ſelbſt geworden biſt. Darum prüfe dich ſelbſt, ob dein eigener, oder ob Gottes Geiſt dich unter die Heiden beruft. Mancher dürfte nicht ſterben, und Mancher könnte ſeliger ſterben, wenn er ſich von ſich ſelbſt ſcheiden und ſich allein der Gnade und Kraft Gottes überlaſſen, kurz wenn er ſein Ich fallen laſſen könnte, auf daß Chriſtus in ihm lebe. Wer mit übergeiſtigen, alſo nicht ſchriftgemäßen Ideen in die Heidenwelt geht, wird bald zu überfleiſchlich und zu äußerlich, weil er zu innerlich ſein wollte. Darum laſſe dich immer mehr freimachen von Allem, was nicht der Wahrheit des Wortes Gottes gemäß iſt. Wer den Beruf hätte, in die Heidenwelt zu gehen, und er thut es nicht aus Bequemlichkeits-Liebe oder aus ſonſt einem unlautern Grund, der wird ſein Chriſtenthum ebenſo gewiß verlieren, als der, welcher im Eigenſinn hinausgegangen iſt. Doch, wenn beide bei Zeiten nüchtern werden und ihren Irrthum erkennen und ſich vor Gott demüthigen, ſo kann ihnen Alles zum Beſten dienen und zur Förderung werden, denn

Gott will alle unſere Fehler zu Treffern machen, und gerade der Umſtand, an dem wir gefallen ſind, kann und ſoll uns wieder zum Aufſtehen dienen, wenn wir nicht immer auf den Fehler hinſehen, ſondern auf das Lamm Gottes, das alle unſere Sünden getragen hat, und uns aus aller Verkehrtheit heraus erretten kann und will. Siehe du nur nie blos deine Sünde und dein Elend an, und wolle dir ſelbſt nicht helfen, ſondern ſiehe auf die Macht, Liebe und Gnade Gottes in Chriſto Jeſu, der jeden Fall und jede Sünde heben kann und will.

5) Erwarte du nichts, oder nur ſehr wenig von politiſchen Veränderungen in Oſtafrika. Sobald du beſondere Erwartungen von der Politik für die Miſſion hegſt, ſo biſt du in Gefahr, dich in dieſelbe zu miſchen aus guter Meinung. Denke du ja nicht, weil die Oſtafrikaner „Gott und der Welt nichts nütze ſind," ſo ſollten ſie unter die Herrſchaft einer europäiſchen Macht gebracht werden, damit ſie dann rühriger und ſtrebſamer für das Irdiſche und in Folge deſſen auch für das Geiſtige und Himmliſche aufgeweckter würden. Verbanne du vielmehr den Gedanken, als ob Europa ſeine ſchützende und helfende Fittige über Oſtafrika ausbreiten müßte, wenn das Miſſionswerk dort gedeihen ſoll. Allerdings würde Europa manche Nachtheile und Hinderniſſe von dem Miſſionswerk entfernen, aber eben ſo viele und vielleicht noch größere Hemmniſſe an deren Stelle ſetzen. Es iſt ein Cardinalirrthum, wenn man den Erfolg des Miſſionswerkes von menſchlichen Gewalten abhängig macht. Nimm du die Entwicklungsſtufe und die Verhältniſſe der Heiden an, wie du ſie findeſt, und laſſe dich weder durch die niedere, noch durch die höhere Bildung, weder durch den Stumpfſinn, noch durch den Hochſinn eines Heidenvolkes irre machen. Greife du nur die Heiden mit dem Schwert des Geiſtes, mit dem Worte Gottes an, die Rechte des Herrn wird am Ende doch ſiegen, wenn auch zuerſt nur in Einer Seele. Die Hauptſache iſt, daß du weißt, der Herr habe dich durch ſeine Führung auf dieſen Poſten geſtellt. Ich weiß es gewiß, daß ich

durch des Herrn Leitung nach Oſtafrika zu den Wanika und Wakamba gekommen bin, darum weiß ich auch gewiß, daß das Wort Gottes unter ihnen ſiegen wird, wenn es ihnen mit Nachdruck und Jahre lang gepredigt wird. Ob die Europäer Oſtafrika in Beſitz nehmen oder nicht, daran liegt mir wenig oder nichts. Ich weiß wohl, die Miſſion hat auch eine menſchliche Seite, ſie greift nicht auf eine magiſche Weiſe (das heißt ohne alle äußere Vorbereitung eines Volkes auf die Miſſion) in das Leben der Völker ein, aber man überſchätzt dieſe menſchliſche Seite viel zu ſehr, und will, wie der Jude, immer den Grund des Waſſers ſehen, ehe man über den Fluß geht. In Oſtafrika iſt, wie das letzte Kapitel dieſes Buches gezeigt hat, durch das Auftreten der Europäer, hauptſächlich der Engländer in Mombas, ſo viel geſchehen, als der Miſſionar, was die menſchliche Seite der Miſſion betrifft, wünſchen kann. Die Europäer ſind bekannt und werthgeſchätzt. Nicht das Miſſioniren, ſondern das Nichtmiſſioniren ſieht in Oſtafrika Unmöglichkeiten *). Miſſionire du nur getroſt an der ganzen Küſte von Barawa bis Kap Delgado, du haſt überall einen Eingang zu den Heiden, und laſſe dich weder durch die Zuſtände der materialiſtiſchen Heiden in Oſtafrika, noch durch deine Vernunft, noch durch den Unglauben der Europäer, noch durch die jahrelange Fruchtloſigkeit deiner Arbeit irre machen. „Laß du das Zeugniß Gottes nur ertönen: ihr Menſchen, laſſet euch mit Gott verſöhnen! Wär' auch ein Heide wie ein Bär, er wird zum Lamme, und wär' er kalt wie Eis, er wird zur Flamme; Und wär' er todt wie Stein, er kommt zum Leben, und ihm wird Heil und Seligkeit gegeben."

*) Where there is a will, there is a way, d. h. wo man den Willen hat, da findet ſich auch ein Weg, ſagen die Engländer.

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Theils.

Erſtes Kapitel. Rebmanns Reiſe nach Kadiaro im Teita-Land . . . . . 1—19
Zweites Kapitel. Rebmanns erſte Reiſe nach Dſchagga 19—56
Drittes Kapitel. Rebmanns zweite Reiſe nach Dſchagga 56—74
Viertes Kapitel. Rebmanns dritte Reiſe nach Dſchagga 74—89
Fünftes Kapitel. Meine erſte Reiſe nach dem Königreich Uſambara . . . . . 89—135
Sechstes Kapitel. Meine erſte Reiſe nach Ukambani 135—170
Siebentes Kapitel. Meine Seereiſe von Mombas nach Kap Delgado . . . . . 170—195
Achtes Kapitel. Meine zweite Reiſe nach Ukambani 195—274
Neuntes Kapitel. Meine zweite Reiſe nach Uſambara 274—320
Zehntes Kapitel. Meine Reiſe von Egypten nach Abeſſinien über Maſſowa und zurück über Gondar, Sennar und Chartum nach Egypten . . 320—397
Elftes Kapitel. Beitrag zur Geſchichte von Oſtafrika . 397—499
Erſte Beilage zum zweiten Theil. Anſicht über die Hülfsquellen und Produkte des Wanikalandes 499—506
Zweite Beilage zum zweiten Theil. Einige Ermahnungen an Miſſionarien . . . 507—521

Druckfehler im zweiten Theil.

Seite	93,	Zeile 9	von	unten	lies „Maskat“ ſtatt „Maskal“.
„	119,	„ 5	„	„	„ „Mgambo“ ſtatt „Engambo“.
„	122,	„ 14	„	„	„ „weßhalb“ ſtatt „weßbalb“.
„	132,	„ 14	„	oben	„ „Manga“ ſtatt „Mango“.
„	132,	„ 15	„	„	„ „Kirrei, Schirrei“ ſtatt „Kirrei, Schierri“.
„	147,	„ 11	„	„	„ „Südweſt“ ſtatt „Nord“.
„	153,	„ 9	„	„	„ „Rdugu“ ſtatt „Andnku“.
„	193,	„ 6	„	unten	„ „Muania“ ſtatt „Muanio“.
„	283,	„ 12	„	„	„ „kleinerer“ ſtatt „kleiner“.
„	302,	„ 15	„	„	„ „Wadoie“ ſtatt „Wagoe“
„	403,	„ 1	„	oben	„ „ſo“ ſtatt „O“.
„	423,	„ 14	„	„	„ „Ala“ ſtatt „Ata“.